Bruchstücke

aus

einer Reise

durch einen Theil Italiens

im

Herbst und Winter 1798 und 1799

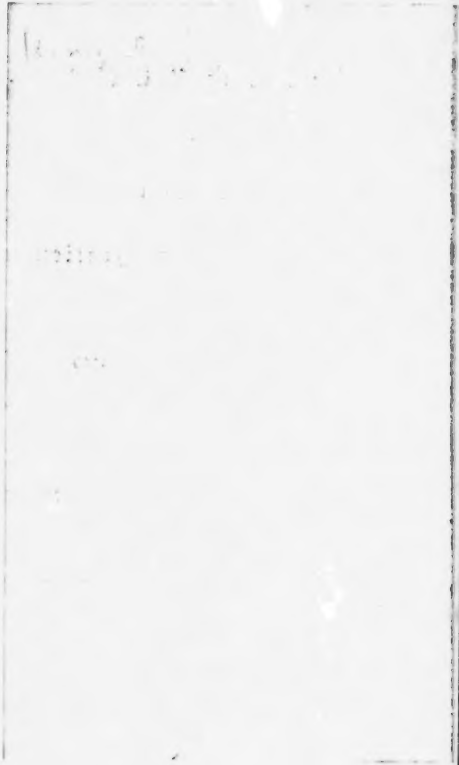
von

Ernst Moritz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

A 1 41266



Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernst Moriz Arndt.

Zweyter Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

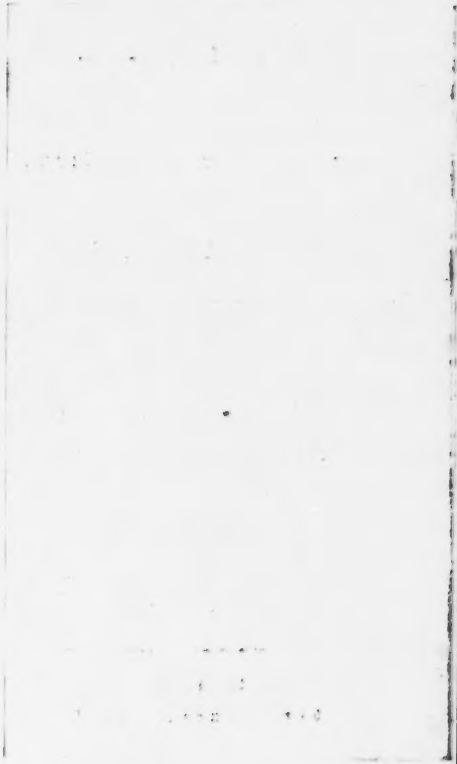
von

Ernst Moriz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.

bey Heinrich Gräff.



Es war der eilfte September des 1789ſten Jahres, als ich meinen wackern Freunden zum letzten Male die Hand drückte, und um die 9te Stunde, in brennender Hitze, über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein ſtärkte, und bald rechts ſeitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte, das ich noch einmal begrüßen wollte. Dieſes Baden iſt ein kleiner unanſehnlicher Ort, etwa drey Meilen von Wien entfernt, und durch ſeinen Brunnen und ſeine Bäder auswärts bekannter, als im Lande ſelbſt. Das öffentliche Badehaus an der ſchönen Promenade und den Weinbergen, iſt ſehr nett eingerichtet. Jedes Bad hat ſeinen beſondern Namen, der meiſtens irgend einem Heiligen geſtohlen iſt, und ſein eignes zierliches Gemach. An Erzählungen von Wundern und ſeltnen Wirkungen fehlt es natürlich hier ſo wenig, als anderswo; aber doch fehlen die Gäſte ſelbſt dieſes Jahr, da der Kaiſerliche Hof hier bey den Augu-

ſtinern eingezogen iſt, um zu baden. Das Gewimmel, das hier oft von Spielern und Huren zu ſehen iſt, iſt nichts Bleibendes, ſondern ephemeriſch, wie die Fremden, die hier dem Magen und Ohre eine gute Unterhaltung geben, oft auch noch einem unedleren Sinne, und dann wieder dem ſchönen Wien zufahren. Und in der That verdient der Ort zur Unterhaltung, wenn ſie nemlich nicht blos im Wiener Sinn genommen wird, wohl einen Beſuch, ſo ſchön und luſtig iſt die Gegend umher. Gegen Norden und Oſten breitet ſich die weite Ebne aus, mit manchen freundlichen Dörfern, aber ſüdlich und weſtlich liegen Hügel und Berge in ſo romantiſchen Gruppen, daß man gern einige Sommermonate hier wohnen mögte. Schon die Promenade an dem obern Brunnenhauſe iſt ganz hübſch, ſo wie die Weinberge drüben. Aber man vergißt dies alles, wenn man den Kalvariberg mit ſeinen Häuschen hinanſteigt, und von ſeinen kahlen und grauen Felſenſteinen die Gegend überſieht. Ich ward ſehr unangenehm durch die Knieenden und Betenden geſtört, die hier in der Sonne brieten; denn meine Andetung war eine ganz andre, als die ihrige: doch zum Glücke konnte ich über ſie und ihr Gebet zum höheren Berge mich aufſchwingen. Doch ſelbſt den Kalvariberg vergißt man, wenn man in den ſchönen Waldgrund eingeht und bergan ſteigt, deſſen beyde Bergſchlöſſer der Doppelhof heißen. Ein

Bächlein rieselt zur Seite, und dunkle Tannen rauschen; so steigt man hoch und höher, bis man selbst die alten Schlösser mit ihren Burgen unter sich hat. Die lieblichste Ebne, mit einzelnen Weinhügeln und Kleefeldern durchgrünt, und mit schönen Dörfern durchsäet, breitet sich wie ein Teppich aus. Aus der östlichen Ferne kommen die ungrischen Grenzberge herüber, mit Wienerisch Neustadt, und weit im Süden schimmern im Strahl der Sonne die Schneespitzen der stairischen Gebirge. Ich genoß dieses Anblicks, wozu ein Wiener wohl selten Füße und Augen mitbringt, der auch hier seinen Tisch und sein Mädchen, und auf dem Sommertheater allenfalls auch seinen Kaspert wieder findet. Dem Aeußern des Städtleins sieht man das Leben nicht an, das doch zuweilen darin herrscht: seine Häuser sind nicht elegant, und meistens nur beschindelt, und seine Gassen kothig und schlecht gepflastert. Unten am Bache, am südöstlichen Ende der Stadt, ist noch ein Häuschen zu Fußbadern eingerichtet, wo Bauern und Knappen, ein Pfeiffert im Munde, bis auf die Knie aufgeschürzt, auf langen Bänken im Wasser saßen. Gegen Abend wanderte ich durch Weinberge und Wäldchen auf das anmuthige Dorf und Schloß Holtingbronn zu, das, wie die folgenden Dörfer, von Bäumen und Wassern sehr angenehm umschlossen, liegt. Es ward Abend, ich sah den Mond noch auf einen spiegelglatten Teich seitweges

schimmern, ruhte einige Augenblicke in süßen Träumen, und dann ging ich in Günselsdorf zum Schlaf ein.

Mittwoch den 12. September.

Um sieben Uhr war ich auf dem Platze, und ging voll Entzücken über den schönen Morgen vorwärts. Die Berge und Wiesen dampften, und silberne Wolken flossen um die hohen stairischen Schneewolben, deren ehrwürdige Scheitel ein glücklicher Sonnenstrahl zuweilen dem Wanderer zeigte. Die Sonne stand im Osten, wie ein großes Feuerrad, noch still und unbeweglich, wie sie am frühen Morgen so gern erscheint. Meine Schritte waren Flügel. Bald war ich in dem langen und niedlichen Dorfe Theresienfeld, und von da eben so schnell in Wienerisch Neustadt. Dieses Städchen ist von mittlerer Größe, schlecht gebaut und gepflastert, mit schindlichen Dächern und mit einer altfränkischen Mauer eingefaßt. Es hat ganz ein ungrisches Ansehen und liegt tief in Wiesen und Wasserbächen, die nach der Wiener Seite einen angenehmen Vordgrund bilden. Die Gegend vor- und nachher wird unfruchtbarer, und man sieht große Strecken unbebaut und mit Steinen bedeckt, und einzelne Streifen hie und da mit Heidekorn besäet. In zwischen hier und Neukirchen waren ganze Felder Haide,

worin man, nach Lüneburger Haideart, eine Menge von Bienenstöcken für den süßen Raub ausgestellt hatte. Es war eine glühende Hize, als ich aus der Stadt ging, die etwa Dreyviertel Meilen zu einem solchen Grade der Beklemmung stieg, daß ich nie so etwas erstickendes gefühlt habe. Der Wind, der mich anwehte, war ein Sirocco, und dörrte die Quelle meines Athems noch mehr aus. Es war, als trocknete das Mark in meinen Gebeinen, und meine Knice wollten nicht mehr fort. Sezte ich mich nieder, so war auch da keine Rettung, ich ward nicht erquickt; kein Haus, kein Baum bis vor Neukirchen. Hier wäre ich beinahe verzagt, und sehnte mich kindisch nach dem Thurme, den ich nicht mehr ferne erblickte, wohin ich aber mit wankenden Knicen nur fortstümperte. Endlich um Mittag erreichte ich das verwünschte Schloß, und that mir gütlich. Bald rollten Donner und Blize, und kühlten mit Regen die Gluth. Neukirchen ist die vierte Station von Wien nach Grätz, ein nettes Dorf an einem Flüßchen, der Schwarze, die nachher in die ungrische Grenzleita fällt. Ich ging Nachmittags um 4 aus, als der Regen aufhörte Mein Weg ging nun immer bergan, und engte sich endlich zu einem anmuthigen Thale, mit schönen Wiesen und Feldern, ein. Ich kam durch Neulock und Wörth. Hier wird die Gegend mahlerisch. Die Berge treten näher zusammen, und

rechts hat man Weinberge und eine Menge von Pflaumen- und Wallnußbäumen. Glognitz, der letzte Ort vor Schottwien, liegt äußerst luſtig, beſonders ſein Kloſter, mit Weinbergen eingefaßt, und links die ſchöne alte Burg Bartenſtein, am Mittelberge, unter ſich mehrere kleine Hügel und grüne Alpen, und über ſich dunkles Tannengebirg. Dies war eine holde Erſcheinung des einbrechenden Abends, und ſo ſchlang ſich mein Weg unter Weinhügeln und Gärten und an flieſſenden Waſſern fort, bis die grauen Steinmaſſen von Schottwien wie Rieſen im Nebel vor mir auftraten, und ich in die dunkeln Felſenthore einging.

Mariazell Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier luſtig genug. Wie ich eintrat; fand ich alle Tiſche unten in der Wirthsſtube breit beſeſſen, und kaum für mich einen Platz an der Thüre. Alles ſchmauſte, trank und lachte. Ich ſah bald, daß es Pilgrimme ſeyen, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir ſaß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglotzte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing ſogleich mit meiner Uhr an, und beſahe ſie, und ſo die andern nach der Reihe, ſtellte und rückte daran, und führte ſehr gelehrte Diskurſe,

wovon ich leider nichts begriff. Denn die Sprachwerzeln fehlten ihm, und überall zeigte ein gewiſſes freundliches Lächeln und Hinſtarren ins Blaue, er ſey der Natur vom Deichſel geglitten. Dies war alſo mein Tiſchkumpan. Ich ließ mir einen guten rothen Wein auftiſchen, und trank tapfer drauf. Dies reizte meinen Alten auch, doch bekam er nur wäſſerigen weißen. Nachher hauten wir ein, ich in einen tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Waſſerbrühe heraus fiſchte, in Salz tunkte, und mit einigen Löffeln voll des bleichen Uebels hinabſpählte. Wir wurden aber in unſerm frohen Schmauß ſehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tiſche, die mehr als zwey Beiſitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloſes Geplärr an. Endlich ging es auf die Knie, und Stühle und Schemmel dienten zu Vorhaltern. Ich ſah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der ſogenannten Klugen noch hinter dem Tiſche ſaßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, ſalve, ſalve, ſalve! überſchrie das andre, und dies dauerte ſo lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübſche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdiſch waren, eben ſo freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles auf

sprang, und die ganze Sache sich in wildes Getöse und muntre Scherzreden auflöste. Die meisten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielt mich mit meinem Alten, oder vielmehr er sich mit mir, und mit den schönen und süßlächelnden Augen der Wirthin, und so empfing mich nach einem heißen Tage und drey Seidel Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeselle, ein rüstiger Jäger, ward munter, und war schnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf! es ist fünf" und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, sondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und schreibe nun.

Gestern, den 14. September, um 9 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen schlüpfrig; doch spannerte ich frohen Muthes weiter. Es ist dies unstre...g einer der schönsten Gründe der Welt, und diese schöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, schwellten meine Brust mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauschenden Wassern, eine länglichte Gasse, zwischen schroffen Felsenspitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor steigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, schließt den Ort ein. Man sieht, wenn man

trüben ist, immer nur einzelne Theile der schönen Gegend, so springen zu allen Seiten die Felsenzacken vor. Aber so wie man den Schneckenweg um den Ort hinanklimmt, und höher und höher den Seering vor sich erblickt, so springen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer größer und majestätischer vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloster Maria Schutz am Mitterberge auf grauen Alpenrasen, und hoch hinauf ferner Waldgebirg mit Einschnitten, die die Hand des fleißigen Menschen gemacht, und zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergpfad ist ein freundliches Thal, von rauschenden Bächen gewässert, reich an Wiesen und Feldern; aber hoch thürmt sich das Felsengebirg mit himmelandräuenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf seiner Scheitel ruhen. So wanderte ich die steile Straße hinan. Die Sonne vergoldete wechselnd die fernen Gebirge, und bildete aus den dampfenden Rauchsäulen des Morgens Feuersäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte blos einzelne Durchsichten. Regentropfen träufelten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenschreie erinnerten, daß er unter Menschen wandle. Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Sacellum mit einem

Gemählde der Madonna al fresco, und der Aufschrift: Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Semring. Ich kniete nieder, und kühlte meine Brust mit dem lebendigen Bergkristall, der im Häuschen aus einer eisernen Röhre rann. Bald verschwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeschlossen. Der Weg geht immer steiler hinauf, und ist hie und da durch mächtige Balken gestützt; rauschende Wasser brausen meistens an seinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein steinernes Denkmal ziert, ein geschnörkeltes spitzauslaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Räthe des stairischen Landes, die im Anfange dieses Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieses Weges sich vorzüglich thätig bewiesen haben.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Steinhaus und Spital nach Merzzuschlag. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran sich kleine Hütten oft sehr romantisch lehnen. Zuweilen treten sie so eng zusammen, daß kaum für den Weg Raum ist; dann bilden sie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wiesen und Kornfeld. Diese schienen alle sehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufe stand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten

Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chineſiſchen Tempels. In der Mitte ſteckt meiſtens ein ſpitziger Stab, und einige Garben machen die Decke. Hanf ſowohl ſtehend, als zum Röthen ausgebreitet, Kohl und Möhren ſah man hie und da, und Haſer und Weizen in Hocken; von Weinſtöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich ſah, waren klein und noch ganz braun, und ſo das übrige wenige Obſt in Verhältniß. Häuſer und Scheunen ſind faſt ganz von Holz, wie in den Wäldern Thürin'gens. Man macht mit unſrer pommerſchen Senſe Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Senſe. Kühe und Ziegen haben einen ſchönen und großen Bau. Merzzuſchlag iſt ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübſch für eine ſo rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreimaßigen Wirth das Kompliment, wie lange ich ſchon zurück ſey? (man ſpricht hier: hinein,) denn er habe mich in mehrern Tagen nicht geſehen. Ich erwiederte: ich habe ihn und ſein Haus in meinem Leben nicht geſehen, müſſe aber doch wie ein Menſch ausſehen, weil er mich für ſeinen Bekannten halte. Dieſe Bekanntſchaft aber half mir nicht einmal ſo viel, daß er mir guten Wein vorgeſezt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte ſchon am Fenſter, wie man über mich ſtritt, und der eine aus der Geſellſchaft rief: es muß halt ſicher ein Frenzos ſeyn. Dieſe Worte, die hier mit

Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und so wandelte ich von der Landstraße ab nun in den Westen hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir sagte, es sey eine Tagereise. Eines der schönsten Thäler öffnete sich hier nun wieder, und der Aran Mirz floß am Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weite von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben so natürlichen Geländer versehen sind. Er ist, wie alle Bergströme, sehr romantisch, und strudelt pfeilschnell, bald über seichten Grund, bald über zerfressene Felsstücken und alte Baumstämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drey Mannslängen nicht messen. Der Pfad ist äußerst romantisch, und die Berge thürmen sich wilder und schroffer, und sogleich hinter Merzzuschlag sieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolken aus der Ferne herschimmern. Man kommt einzelnen Sacellen vorbey und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthschaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wiesen, zu beyden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem ersten Dorfe, und flog eben so rasch durch. Nicht weit

hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Sacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerley Dingen, und ſprach eben ſonderbar genug die Reminiſcenzen aus einem Spötter der Geiſtlichkeit: non paſtores, ſed praefigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben ſo ſchnell in meine Seele der Gedanke, der hiezu paßte. Aber wie ward ich überraſcht. Da war kein Bild, kein eckelhaftes Gemählde hingeklext, ſondern ich las die einfachen Worte: Dem, der iſt, der war und der ſeyn wird, zur Ehre, und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Peſt verſtorben ſind und unter dieſem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebaſtian Heidenreich 1722, erneuert von Joſeph Heidenreich 1792. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in dieſem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforſchlichen ſo das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zuſammengeſtellt zu ſehen: die heiligen Geheimniſſe des Lebens und des Todes in dieſer Einſamkeit gleichſam wie ein Räthſel ausgeſtellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zuſammenſtürzen und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Mariazell! Wir ſind wahrlich ſehr unbillig und ſehr dumm obendrein, alles zu verſchreien, was nicht unſrer Sitte, noch unſers Glaubens iſt. Der Ka-

tholik versteht es wohl, wo sich recht andeten läßt. Seine Klöster und Heiligthümer sind meistens gegründet, wo die Natur selbst sich Tempel erbauet hat, und man sieht aus diesem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging desto größer und seliger an meinem brausenden Strom und unter meinen rauschenden Tannen und Buchen hin. Der nächste Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereise eingedenk. Auch hier ist ein Kloster, aber von Joseph entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs springt schroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewolken nennt. Das Thal tritt eng zusammen, und das Rauschen der Mürz wird immer lauter. Unten am Wege stehen gleich Thürmen zackige Felsspitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreuz errichtet. Man sieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchstens eine kleine Wiese und einige Hocken Korn, desto öfter aber kommt man auf Köhlerhütten, Eisenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege sind Eisenbergwerke. So geht der Weg nach Mürzsteg, (oder Mezsteg, von der Mürz) dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felsenthor, das nur dem Flusse und einem engen Wege Raum läßt, verschließt es den Blicken, eines der schönsten, die die Natur nur wölben kann. Kaum ist man hin-

durch, ſo iſt links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weißem Geſtein gewölbt, in der Ferne. Der Pfad geht nun immer bergan, vor Holzknechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Waſſer mehr rauſchen hört, und ganz einſam durch die hohen Tannen wandelt. Leichend erſtieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Bruſt mir vorüber; ich ſah im Abendmantel die Bäume und die Schneewolken heraufdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna ſtand zweifacht vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen loſſe. War mein Weg hinauf ermüdend, ſo war es der hinunter noch mehr, beſonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Haſe über die Baumwurzeln und Steine hinhäpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abſchied. Er hieß Görgel, und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv ſagte er: I go hom, will Er mit hinein? und ſo ſprang er ab in eine kleine ländliche Wirthſchaft. Dieſe und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und ſah ſie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Waſſer rauſchte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging im beſſen kühn durch, und kam in ſolche Engen und Verfinſterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufſtieße. Schon riß mir

die Geduld, das verwünschte Schloß vor der sinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu seyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum stieß, als ich bisher im Walde gesehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch schon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tausend Lichter entgegen. Ich stand vor dem Gasthause in Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, so ganz anders ist die Gestalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, desto mehr kleine Häuser aber an den Wassern und quellenreichen Abhängen der Berge. Diese sowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schornsteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenkastenähnlich an den Spitzen in einander, so werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft und Fensterlucken drin gefügt, so ist die menschliche Wohnung fertig. Dies giebt in der That sehr warme und reinliche Häuser. Sie haben so ein einfältiges und doch zugleich anmuthiges Ansehen, und sind unter dem weit überhängenden

den Dache gewöhnlich ſo luſtig mit den Geräthen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke ſehr natürlich war, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin ſeyn. Sie ſind meiſtens weit anſehnlicher und bequemer, als die in den thüringiſchen und fränkiſchen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer ſind, als dieſe, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh ſelbſt bejochen und vor den Wagen ſpannen. So eine kleine Wirthſchaft liegt hier meiſtens allein, wie auch die Aecker und Wieſen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Waſſer von einander geſchieden ſind. Die Gebirge ſind ſehr fruchtbar: dies ſieht man an den Wieſen und Koppeln, an dem gemähten und noch ſtehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu ſehen iſt. Hier iſt die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbſen, Bohnen und Hanf, a ſogar Weizen habe ich auf dem Halm ſtehen ſehen; wechſelnd giebts auch Heidekornfelder. Der Anbau iſt freilich ſehr beſchwerlich, ſo wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Kletterns und der Arbeit auf dieſe Art gewohnt ſind, läßt ſich hier pflügen. Die Pflüge ſind ſtark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu ſteil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug ſich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu

machen, brennt man oft eine Waldſtrecke aus, ſo einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen ſtehen traurig da, und unter ihnen das reichſte Getreide und die dichteſten Reihen Hocken. Aeußerſt anmuthig iſt es, ſo die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wieſen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln ſchattirt zu ſehen, und menſchliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Waſſern ſind freilich die Wieſen am beſten, doch oben wächſt das Korn faſt noch munterer. Der Boden iſt meiſtens leimig und lettig, und, daß er nicht ſchlecht iſt, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger ſtehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweiſen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen iſt hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem beſten. Selbſt Chriſtus und die Heiligen haben im Gebirge ſelten andre Bethäuſer und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie ſie ſelbſt oft nur aus Holz geſchnitten und zuſammengeleimt ſind; indeſſen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg iſt ſchön, meiſtens große geibe Kühe mit ſtrotzenden Eutern, und weiße Schafe und Ziegen; Ochſen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und ſtarke Pferde, die der ganzen

Wirthschaft ein tüchtiges Ansehen geben. Mit großer Mühe findet man Koppeln und Gehäge oft das steilste Gebirg hinan, und an den Bergpfaden für den Wanderer wohl nicht, sondern für die Arbeiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Wassern. Auch den Menschen sieht man es an, daß sie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern gesehen. Die Race ist nicht groß, noch sehr stark, aber wohl gebildet, mit schöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders ist es in Thüringen! Die Tracht ist noch die österreichisch-bairische mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndriger, besonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weise; diese zeigen auch häufig das Tyroler Grün an Hüten und Wämsern. Die Sprache wird hie und da schon so arg, daß ich mich zur Noth noch verständlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern fast nichts vernehmen kann. Diese allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgsleiterung.

Kriegsach den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun beym Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend, unter denen sich die Schenke durch die schöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle sieht einem spitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin selbst mit ihrem Kinde ist ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck sehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man selbst die elendesten Fratzen im Walde ziert. Schemel sind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen fasset höchstens 50 Menschen. Auch hier soll das Wallfahrten abnehmen, und ich gehöre vielleicht in diesen wundersam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Wasser waren alle weg, und ich konnte mich also drinnen recht umsehen, was ich sonst nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als einen Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszusetzen. Die Gegend umher ist wild und im Westen und Norden mit hohen Bergen umschlossen, von deren die westlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen; ein rauschender Bach strömt

zur Nordſeite fort; wenige Aecker und Wieſen ſieht man am weſtlichen und ſüdlichen Abhang.

Ich nahm meinen Pilgerſtab und trat die ſaure Wanderung des 15ten Septembers an, die mir einen rechten Vorſchmack von einer Alpenreiſe gegeben hat. Erſt verſtieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuſchuppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, ſprang mit ſchnellen Schritten thalein, und fand glücklich den Weg durch den ſogenannten Graben, welcher auf Vettſch zuführt. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan, (ſo heißt die Bergkette, die ich heute überklettern ſollte) bis ich innen von Schweiß und außen von Regen trieſte. Da ſtand ich, wie ein geſtellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer ſprudelnden Waſſerröhre und fühlte mich frohes Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beſchloſſen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort ſcheute ich keines Regens und war froh, weil ich es ſeyn wollte. O wie kann der Menſch doch alles, was er ſelbſt will, und ſo gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe ſchien mir ſonnig, und ich

eilte also deste rascher, aber ich fand dort dichtern Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spize, und stand hinter einem hölzernen Sacellum still, vor dem sich hinter einander drey Bänke zum Anbeten fanden. Aermlich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix stand, seinen Kranz ab, und hohlte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken strudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechselnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menschenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten sich noch weit höhere Spizen und lange Lagen Schnee schimmerten, von Sonnenstrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüstung und den Dampf, der schwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Rasen der Höhe, fand auch hier einzelne Menschen wohnen, und senkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben so hoch, und höher wieder zu steigen. Die höchste Spize dieses Pfades (Gangsteig sagt man hier) bezeichneten wieder drey Kreuze aus Holz. Ich ging allmälig abwärts, und hatte nun das lieblichste und lachendste Thal und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durch-

schnitten, und mit grünen Wiesen schattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag seyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenseite allmälig. So mußte ich dem rauschenden Wasser entgegen, das von unten her zu mir aufbrauste, und mich trotz dem besten Karrengaul auf die Ferse setzen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf diesem bösen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter sich gegen mich verschworen haben. Ich ging einer Alpenwirthschaft nach der andern vorbey, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veitsch zu ging. Vor Veitsch steht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren gar ein feines Gemählde hingeschenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eselein reitend, das noch viel eseliger und dummer aussieht, als die gemeinen Esel, und mit seinen andächtig verdrehten Augen die theure Last gleichsam zu verehren scheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieses Häuschen sonst freute, besonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre springt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kellchen hängt.

Hinter Veitsch werden die Berge sanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und

Wiesen. Zunächst hat man einen großen Eisenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmasse über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig ist. Es lautet: „An dieser Stelle ist Michel Pauer mit einem Maurergesellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grausamlich erschlagen. es Wörden alle Vor beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unser zu gedenken. Den 1. Abryll 1796." Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf und Bauch nicht geschont. Oben steht man in einem feurigen Kessel eine Figur, die die Hände emporstreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunserliches, noch Fegfeuerliches weiter fassen. Mein Weg ging am Wasser rasch auf Muttendorf, wo ich meine gestrige Mirz wieder fand, von da auf Freſens und endlich mühsam auf der klebrigen Chaussee nach Krieglach, wo ich dieses schreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Posthause im blutigen Streit, und ahndete also sogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und so geschah es; indessen war ich hungrig, und der theure Ofner Wein gut. Ueber Tische erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuschlag im Wasser gefundenen, mit drey Stichen in der Brust durchbohrten Menschen. Man habe die Schnallen ausgelöst, und weder Uhr, noch Börse bey ihm gefunden. Dies

brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobey einige gar scharf auf mich und meinem breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erschlagnen seyn konnte. Die dicke Wirthin sprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär schwieg, und ich schlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitsch bis hier wird alles schon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer sanften. Man sieht schon wieder einzelne Häuser, wiren gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menschen sich umtreibt. Besonders empörte mich der Wirth, der sein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indessen seine Kinder um ihn her, nicht mukfend, bey Tische saßen. Sie standen endlich eines nach dem andern auf, und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tisch hinlangte, und die sie wahrscheinlich als eine treue Vollstreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Gepläre, was man Beten nennt, unter welchem Schüsseln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden selbst mitunter geschimpft ward, bekrönte die feine Scene.

Rahmberg den 15. September.

Weil es regnete, ging es erst um Mittag von Kriegstein fort, wieder durch Freiens und Muttersdorf, die ordentliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Warteck hielt ich an, und schafte Essen und Trinken. Ein alter Graukopf saß mit einem jungen Weibe am Tische, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Man fing er an, mit mir zu perroriren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht sey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmlischer Ton für mich. „Habe viele Kameratten unter den Pommerenken gehabt, sind rechte Dämelskerls; gut, wenn man se nicht anrührt, sonst hauen se gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf se. Sie sollen leben!“ So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem slairischen grauen Brey essen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendsten Gegenden des Erd-

bodens. Es ist immer noch das alte Mirzthal, das aber ein viel freundlicheres Ansehen gewinnt. Gleich die Gegend bey Warteck ist entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da bebolwerkt und eingemauert ist, um den Bergweg nicht zu sich hinunterzuhehlen. Links sind milde und breite Fluren, und rechts steiles Gebirg mit einem alten Schlosse, das in drey Abstufungen mit seinen Thürmen in alter Herrlichkeit dasteht. Hier windet sich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeschlossen, bis sich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen hügelweise über einander, und sind bis oben hinan mit Feldern und Wiesen gestreift. Kohl, Rüben und andre Früchte sind allenthalben am Wege, und grüne Koppeln, worin die schönsten gelben Kühe weiden. Gleich hinter Warteck, rechts unten am Strome, liegt das niedliche Gütchen Ester. Dann kommt man durch den stattlichen Markt Fridberg, und hat links in der Ferne den sogenannten Kalvariberg, mit einer äußerst mahlerischen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen unter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name ist Gegenberg. So ging es durch Merzhofen, Marien, oder Marein, wo ich links am

Gebirge Eisen- und Köhlerhütten sah. Von Imbach bis Kapfenberg wanderte ich langsam, weil die große Gegend, die sich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 8 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts versammelt dahlten, und mich die Mühen des Tages vergessen ließen.

Leoben den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Likchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines drolliges Ding, mit soviel Freiheit und natürlicher Koketterie, daß es erstaunte; aber zugleich sprachen Witz und Unschuld so laut aus ihrem ganzen Wesen, daß sie einem nicht das Blut fragte. Ihre schwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete sie: Mein Vater lebt nimmer, und meine Frau Mutter ist seit 5 Jahren in Wien. Dies nahm mir die Lust, weiter zu fragen, weil sie es bedeutungsvoll genug sagte. Ich sah erst die fromme Christenheit zur Sonntagsfeyer sich auf dem Markte versammeln, blickte zu dem alten Schlosse empor, und schüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mürz, oder Merz, immer links,

und wandelte im engen Gebirg fort, das oben felsig und höchstens mit Buchen, Tannen und Birken bewachsen war, und wegen seiner Steinigkeit und Abschüssigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich sonst bey weitem nicht so hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut gesehen hatte. Unten indessen, wo nur Platz war, waren Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbisse und seltnern Melonen bedeckt, Heidekorn und kleine Striche Hanf, nebst Kohl und Möhren; Wiesen und Koppeln, und zwischen diesen jenseits und diesseits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirthschaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelstein und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck ist höchstens dadurch dem Reisenden merkwürdig, daß die Muhr und Mürz hier zusammenfließen. Doch dauert die Bergstromsart auch künftig in dem schnellrauschenden und strudelnden Wassern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen lustigern Begleiter finden. Fünfviertelmeile nach Rettelstein kommt man auf den Flecken Frauenthen, einen sehr anmuthigen Ort. Hier gehe es über die Muhr, die nun rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wiesen und Feldern breitet sich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübsche menschliche Wohnungen, Schlösser und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in

Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das schöne Landhaus eines Grafen von Wildburg, und etwas weiter, jenseits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felsen, das alte Schloß Rabenstein, einen Bruder des fränkischen, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfan- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt. Vieh und Bäume, und Häuser und Menschen, und die ganze todte Natur haben hier ein frischeres Ansehen. Nach einer halben Meile schließen sich die Berge wieder zu einem schroffen Felsenthore, und kaum hat man den überhängenden, und hie und da schrecklich ausgehöhlten einen engen Weg abgesprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meist gemauert und pallisadirt ist. Es geht man eine Weile zwischen den grauen Felsen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert sind, bis sich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station von Bruck kommt. Dies Thal ist freilich nicht so lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantischer. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenseits des Stroms, der Flecken Feistritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsstücken, hinter welchen sich eine sanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schlosse Waldstein ausbreitet. Die Berge sind immer noch, wie vor-

her, nicht eben hoch, aber steil und blos waldigt. Man kommt durch dieses Zauberthal wieder durch eine öde, und steinigte Enge in ein drittes, das schon viel sanfter wird, und in der Milde des Abends unbeschreiblich auf mich wirkte. In diesem liegt rechts über dem Strom, auf einem einzelnen schönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Stasenkel sehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man sieht die herrlichen Trümmer des alten Schlosses Gestinen hoch im Gebirg, und gehe über die sogenannte Weinstedelsbrücke, die die Mure wieder links läßt. Hier sah ich viele Grätzer Welt in einem stattlichen Wirthshause sich erlustigen, wanderte dann in das freundlichste Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im diesseitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Mure gegenüber.

Hier fand ich frohe Gesellschaft. Am meisten ergötzten mich drey Tyroler Scharfschützen, die sich keck unter die Vornehmsten mischten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umstände," und dann vom Kriege, von den Franzosen und Schweizern, und von ihrem Geschütz sprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier sonst nicht kennt; besonders der eine, Jakey, oder Jakele, sprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt sah ich im untern Zimmer noch

ſtairiſchen und allemanniſchen Tänzen, und legte mich um eilf Uhr ans Ohr.

Ich hatte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in ſeinem Glanze zu ſehen. Geſtern waren in der Vorſtadt drey Häuſer abgebrannt, (das diente nun heute der ſchönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüſtung zu ſchauen) und heute fing die groſſe Grätzer Meſſe an. So waren die Leute ſo etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und ſpringend an. Der Naturſohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein anderer 75 erſchoſſen. Dieſe hier ſind um des angekündigten Freiſchießens willen 40—60 Meilen gereiſt, und dieſe Reiſen machen ſie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tiſches. Nachher kam Muſik, und nun ward tyroliſch und ſtairiſch getanzt, mit der hübſchen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es iſt ſo etwas Eckigtes, Wildes und Abgeſtoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es ſind die Allemanden mit allen Verſchränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit ſonderbaren Stillſtänden und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen ſchwarze lederne Hoſen, graue, oder grüne Schuhe mit Bändern, oder Schnürſtiefeln, eine Weſte bis hoch an den Hals laufend, und vorn, oder

aber auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock iſt hinten zu, wie ein Mantel, faſt ganz ſtairiſch, ſo wie der breitgerändete Hut, den eine grün und weiße Kokarde ziert; allenfalls ſind auch noch ein Paar kleine Federn dran geſteckt, nicht zum Staate, ſondern, wie es ſcheint, zum Reinigen des Zündloches, weil ſie nur etwa drey Zoll lang ſind. Ihr Haar iſt auf fränkiſch, oder oberdeutſch geſchoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Bärzelchen hinten bis auf die Hälfte des loſen Halstuches. Die treffliche Büchſe hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meiſten karakteriſirt, iſt ſeine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menſchen, und jenes Selbſtvertrauen und Menſchengefühl, das man ſtark in allen ſeinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raſchen Bau und in den ſchmeidigen Bewegungen ſeines Körpers.

Grätz, die Hauptſtadt des Stairiſchen, gehört ſeiner Lage nach gewiß unter die anmuthigſten Städte in der Welt. Die Muhr, die hier ſchon ein ganz ſtattlicher Strom iſt, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und öſtlich lehnt ſich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, weſtlich aber der Grieß (die dieſſeitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorſtädten daran, die

mit Gärten untermischt, und mit Landhäusern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt selbst das Ansehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen lustige Berge und Hügel, mit Obst, Getreide und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meistens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südosten aber breitet sich eine reitzende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wiesen und Büschen der schlängelnden Muhr aus, weit über zwey Meilen, und verliert sich endlich im blauen Dunst der ferneren Berge. Ich bestieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendsten und himmlischsten Aussichten, so lieblich sah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und so prächtig stiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlössern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die stolzen Ruinen der Burg Gestinen; im Osten steigen die Hügel treppenweise mit Landhäusern, Kirchen, Gärten und Weinstöcken empor. Man sieht die beiden Thurmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern, und tiefer unten am Berge das Hallet geschloß. Im Westen liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Lustort seiner Bewohner, die durch eine Kastanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt ist mit Graben und

Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Festung seyn sollen. Jetzt sind die Gräben zu schönen Wiesen geworden, und auf den Bastionen innerhalb der Stadt sieht man Lustgärten der Großen. Das Glacis rund herum ist in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen besetzt. Das Merkwürdigste in der Stadt ist unstreitig die alte Burg, ein stumpfer Kegel, den man mit keuchendem Athem erklimmen muß. Diese könnte immer zu einer starken Festung gemacht werden, da rings keine nahen Berge sie beherrschen; aber Oesterreich war es lange nicht gewohnt, seine Feinde bis in Stäier kommen zu sehen. Es sieht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebst einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Sacellen dämmernd erleuchtet sind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, so weht das Alterthum einen recht magisch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme selbst besteigt. Von dem Thurm auf der höchsten Ecke hat man die Aussicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt selbst sind mehrere hübsche und wenigstens ansehnliche Gebäude der Großen. Bey

weitem das schönste ist das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joseph in einem sehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübsches Ballhaus mit der Aufschrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres posuere, ist hier. Des Staathalters, Erzbischofs und der Regierung Gebäude sind hochansehnlich, aber altfränkisch. Die Gassen laufen schief und krumm, besonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt ist; unten nach der Ruhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaster muß man hier nicht suchen. Es sind die gewöhnlichen Feldsteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorstädten, die lang nach Norden und Süden laufen, stehen ganz hübsche Häuser, so wie diesseits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wiesen, besonders am Sankt Jakominiplatz, wo es einige wirklich pallastartige giebt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorstadt, und weiter östlich der nette Garten und das Landschloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen steht. Die Häuser sind fast alle mit Ziegeln gedeckt, und höchstens in den Vorstädten sieht man etwas Beschindeltes. Zwey Brücken führen über die Ruhr, eine aus dem Grieß in die Altstadt, grade auf den großen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorstadt geht, und auch unter Joseph

entſtanden iſt, ſo wie faſt alle die ſchönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem ſcheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort ſey, obgleich freilich die Meſſe viele Fremde, und viel fremdes Leben herein gebracht hatte. Es ſind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen ſeiner Tücher und Silberarbeiten berühmt iſt. Die Vorſtädte ſind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches Anſehen, und freilich auch ländliche Luft und Luft, die für eine große Stadt immer viel werth ſind. Die Einwohner ſcheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch ſucht man die öſterreichiſchen Körper vergebens, und ſieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch ſind die hübſchen Mädel, da ſie einem in Baiern und Oeſtreich bey jedem Tritte aufſtoßen; und Köpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich ſie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens ſah) ſind ſehr gemeine Gebrechen.

Einſchiebſel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niederſächſiſch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angegangen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt ſage ich trotz dem Beſten: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

und befinde mich bey der ganzen untersten Klasse wohl dabey. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereisten Leuten kann man wohl ein: Guten Tag und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß schon seit dem Bambergischen im Kopf haben sollen. Man hört gewöhnlich nur Jesus Christus, das erste wird bequem verschluckt.

Heilige Häuschen. Diese Bethäuschen, Heiligenrepositorien und Crucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit soviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturschönheiten bewundern muß, das die Erwähler hatten. Schade, daß sie nicht die elenden Lizereien und Schnitzeleien, die Sinn- und Denksprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten. Das ist oft über und unter allem Glauben läppisch und närrisch, und bis diese Stunde ist es mir unbegreiflich, wie man noch zu unsern Zeiten nur den Anblick solcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße gesehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück steht die ewige des Herzens fest) wenn man liest: Wer bey diesem Kreuze fünf Vater Unser und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß, wer Ein Vater Unser betet, hat 140 Tage, dasselbe abgekürzt, 40 Tage? So sind auch alle Zimmer und Gaßstuben mit elenden Gemählden und Kupfer-

stichen der Heiligen beklebt, und selbst draußen die Wände sind dafür nicht geborgen; doch ist es hier, wie in Ungarn, schon weniger häufig, als in Oestreich und Obersteiermark. Außer diesen Heiligen aber sind die Zimmer der Bauren weit besser verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichsten Deutschland, wo ein Paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlassen. Die Wirthshäuser sind überall groß und bequem, meistens zwey Stock, mit schönen Zimmern und Ziegeldächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohsäcke für die Federn kommen. Man hat doch feine Laken und eine hübsche bunte gestickte, oder gewebte Decke. Das Essen ist überall viel besser und wohlfeiler, als in Sachsen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich in Grätz für Abend und Mittagsessen, Frühstück und Bette, nebst zwey Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen seit gestern an, schon wieder mehr gemauert und gekleimt zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, sondern etwa fünfzolligen Stücken; sehr vaterländisch aber ist es für mich, gestern und heute die eilfmeilige Wanderung durch, fast lauter Strohdächer, statt der Schindeln zu finden. Man sieht hieraus, wie alles blos auf Ge-

wohnheit ankommt, und daher entſpringt. Warum hat der Oeſterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergeſegnet iſt? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hirt deckt alles mit Stroh.

Anders iſt die Menſchenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich ſind meiſtens, wie in Wien; aber die gemeinen Stairer haben ihre ganz eigne Tracht. Die Männer tragen faſt alle Schnürſtiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue, oder grüne Strümpfe, ſchwarze lederne Hoſen, bunte, grüne und rothe Weſten als Kamiſol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hoſenträgern bunt geziert. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchſchnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es ſey denn an den Taſchen, ſondern mit Häkchen und Oeſen dicht an einander beſetzt, die aber gewöhnlich offen ſind. Die Leibfarbe iſt grün, dann braun und grau. Der Kopf iſt altdeutſch, oder jetzt neuengliſch, beſchoren und trägt einen flachen und weitgeränderten Hut, von grüner und grauer, ſelten ſchwarzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es ſtattlich ſeyn ſoll, mit einem Goldbande umbunden iſt. Die Tyroler haben faſt dieſelbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber

ihre schwarzbraunen, oder lappländischhasengrauen Jöpchen hochschnittig recht nach der neuesten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne oder blaue Strümpfe, meistens in Schuhen mit Bändern ohne Absätze, seltner in Schnürstiefeln. Die reiche Fülle der Brüste hält eine weichere Art thüringischer Sturmharnische, worüber das lose Tuch geschlagen ist. Auch sie tragen, wann es stattlich seyn soll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder schwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk besetzt, daß sie etwa, wie die umgestülpten Pilze, aussehen. In der alltäglichen Tracht sieht man sie, so wie alte Kummerlinge, auch wohl in Mützen. Diese Kleidungsart steht nicht gut, besonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man so viele in Steiermark findet. Denn die schönen schlanken Körper, die man in Oesterreich bey beiden Geschlechtern so häufig findet, fangen hier an seltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen sieht man die Elenden häufig, die auch ein Product der Berge sind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, selbst die Organe der Sprache, wie die des Geistes, nur sehr unvollkommen haben; besonders gestern hinter Bruck bin ich auf mehrere gestoßen. Die

Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indessen den Weibern in Vergleichung mit den Oesterreicherinnen in der Gestalt viel abgeht, so giebt es dagegen oft sehr feine und viel anziehendere und lebendigere Physiognomien, als in Oesterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Gesichter findet man häufig rundlich, und das Blut äusserst fein, fast wie am Rhein. Im Ganzen sind die Steirer munterer und gesprächiger, quicker und zutraulicher, als die Oesterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit sagen und zeigen und erklären sie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache schon ist lebhafter, obgleich noch kauderwälscher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint.

Wenn die Menschen in der Regel kurz und dicklich sind, so sind die Pferde in Steiermark vorzüglich stark und dauerhaft, und man bekommt so kleine und schwache fast gar nicht zu sehen, als in Ungarn und Oestreich. Eben so ist das Rindvieh auch ächt hollsteinisch und nie mückerig. Schweine sind allenthalben, auch im Gebirg. Warum sind

Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens so selten?

Die Chauſſee von Wien an iſt ſehr gut erhalten, und es ſind am Wege in gewiſſen Entfernungen eigne Häuschen, worin die Wegbeſſerer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe ſogleich ausfüllen und zuhacken.

Ich wanderte alſo heute Nachmittag gegen 4 Uhr durch das lachende Grätzer Thal in den Süden hinein, und ſah noch oft mit Vergnügen auf die freundliche Stadt zurück. Das Gefilde iſt äußerſt fruchtbar und ſo fett, daß ich vier der ſtärkſten Pferde, und vier Ochſen vor Einem Pfluge ziehen ſah. Schöne Maisfelder bedecken das Thal, und Hirſe, deren Aerndte jetzt iſt, Kürbiſſe unter dem Mais, Kohl und weiße Mören, auch einzelne Streifen Klee, und die bekannte ungriſche Futtergrasart Mohar, der hier Ehenſe heißt. Alles dieſes im üppigſten Wuchſe, mit lieblichen Wieſen links am Strome hin, der nah an dem linken Hügel hinfließt. Die Berge werden hier ſanftere Waldhügel, treten rechts weiter abwärts, und zeigen eine feine Ebne mit mancherley Feldern, Thürmen und Dörfern. Links am Strome liegt faſt Haus an Haus, aber ärmlich gebaut, ſchlechter, als die der Aelpler und Holzknechte im Gebirg; viele ohne Schornſtein, oder nur mit einem kleinen Rauchloch ſeitwärts heraus. An der Straße waren ſie denn

doch meiſt beſſer, und die weißen Wände mit allerley bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten ſeltſam bemahlt, und faſt alle mit Stroh, die beſten mit Ziegeln gedeckt.

So kömmt man durch Feldkirch und die Station Kalsdorf endlich nach Neudorf, wo die Gegend entzückend wird. Gräz freylich iſt mit ſeinen Bergen hinter einem verſunken, aber rechts dämmern die reizendſten Hügel aus der Ferne, und die andern kommen näher heran, und näher wieder fließt links die Muhr, von Wieſen und Weiden eingefaßt. Der Boden iſt vortrefflich, und Mais und Hanf ſtehen wie Rohr, und die Hirſe fällt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter, die ſie mit kleinen krummen Sicheln ſchneiden. Auch den Mais brauchen ſie als Futter, wenn die Fruchtkolben abgenommen ſind. Auch Denkmäler des grauen Alterthums erſcheinen hier wieder, Schloß Weißenegg im Gebirg über Neudorf im Oſten, im Süden das ſchöne alte Burgſchloß Weltow hochgethürmt, und weiter ſüdweſtlich und niedriger Schloß Schwarzeneck. Die Muhr rauſcht nahe zur Seite. So wanderte ich unter den Trümmern des alten Bergſchloſſes hin, durch den ſchönen Markt Weltow, der in Einer langen netten Gaße unter dem Berg hinläuft. Der Mond war aufgegangen und in ſeinem holden Schimmer. Der Strom rauſchte wilder abwärts unter mir, und im ſilbernen Nebel

dampfte ferahin das Thal. Die Lichter des Himmels badeten zitternd ihre Wangen in den Fluthen, die mit Schlangenarmen ſich hier um manches liebliche Eiland winden. Mit den Grillen und Wachteln des Abends pfeifend ging ich ſo noch ein halbes Stündchen fort und kam in Lebring, wo ich über dem rauſchenden Strom, und unter den Wiegenliedern der Mais ausrupfenden Junggeſellen und Mädchen dies geſchrieben habe.

Franzen den 20. Sept.

Ich wanderte Dienſtags den 18. Sept. des Morgens um 7 Uhr von Lebring ab, im heiligen Morgendampfe der Wieſen und Berge. Die Muhr fließt hier ſchöner, als je, und bildet noch immer hie und da luſtige Inſeln, zum Theil von Heerden begraſet. So geht es durch ein anmuthiges Thal fort, zu beiden Seiten Berge, die abwechſelnd Wein und Korn tragen, und woran ſich Schlöſſer und Kirchen lehnen. Rechts liegt der Flecken Labnitz mit der hohen Wallfahrtskirche, und links dicht am Wege und an der Muhr das niedliche Schloß Reetzhof mit ſeinem Park und Garten. So kömmt man durch Leuthen über eine Brücke und hat die Muhr nun rechts. Von hier über Faggau geht es durch Wieſen und reiche Gefilde nach Ehrnhauſen, einer Station und einem Markt. Ich ging hier

wieder über eine Brücke, und sagte nun dem Strom, den ich nicht wiedersehen sollte, Lebewohl! Ehrenhausen liegt am Berge, und hat über sich ein sehr anmuthiges altes Schloß, und ein elegantes Thürmchen mit dem kolossalischen Herkules und Mars. Von hier kletterte ich eine Stunde lang immer bergan durch eine wunderschöne Gegend, die immer weiter und wallender unter meinen Füßen sich ausbreitete. Endlich hatte ich die hohe Platsch — so heißt das Gebirge — mit tausend Schweißtropfen erstiegen, lehnte mich an ein Geländer, und sah im Nordosten eine Gruppe von Hügeln und Thälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlössern und Kirchen, alles in so lieblichen Farben und so reicher Fülle der Luft und des Lebens, als die trunkenste Phantasie sich nur ein Elysium zaubern kann. Ich lagerte mich unter einem Wallnußbaum, und vergaß der Glath des heißen Tages, und des mühevollen Kletterns über all dem Schönen. Der Weg geht von hier nun eine lange Strecke bergab und bergauf, doch erst mehr durch Rebenhügel und lustige Thäler, durch Waldungen von Wallnüssen und Pflaumen und andern Obstbäumen, theils auch unter Eichen und Buchen. So kömmt man an Marburg, ein nettes Städtchen an der Drau, die hier als ein breiter und stolzer Strom unter hohen und schroffen Bergen fortschießt und eine Menge kleiner Schiffe und Flossen trug.

Ich sah blos diesen neuen Gast, und wanderte wieder bergan durch eine ebene Gegend von Kornfeldern, die nur in der Ferne Berge zeigte, und zuweilen ein Birken- und Eichenwäldchen hatte. Am Wege passirte ich mehrere kleine Wirthschaften, und die Dörfer Kötsch und Schlez und Oberpolka, und nahm endlich in dem Städtchen Windisch Feistritz um 7 Uhr Quartier.

Eine halbe Meile von Feistritz sind wieder Berge und Rebenhügel, (ich war nemlich seit Marburg meist auf einer Bergebene gegangen) und die Felder übrigens noch immer die alten. Mais und Heidekorn in Menge und Ueppigkeit, Kohl und Mörenpflanzungen, Hanf und sehr kurzer grüner Flachs, Kürbisse und Hirse, selten Himmelthau, eine Art brauner Hirse, die der Italiäner Saggina nennt. Auch heute sah ich die Stäbe der Gegend von Mariazell oft drey Mannslängen hoch, woran die Leute Hirse und Heidekorn, oder Erbsen und Bohnen pyramidenförmig hinaufbinden. Mit den Wohnungen ist es auch noch fast dasselbe, unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert, einige beschindelt, mehrere mit Stroh gedeckt, andre wieder beziegelt. Viele waren so ärmlich, daß sie mich lebendig an das Vaterland erinnerten. Manche sind mit Kürbissen und Mais ganz umsetzt und umhangen, wie man in unsern Fischerdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum

Trocknen ganze Reihen von Aepfeln gegen die Sonne hängt. Man hört schon häufig wendisch, und auch die Tracht fängt an wendisch zu werden, und mit den stairischen Wämsern und Hüten ist es vorben. Bey einigen wenigen Weibern habe ich, wie in Ungarn, das Haar in einzelne Zöpfchen geflochten gesehen. Die Männer tragen statt der Schnürstiefeln, unsere gemeinen Bauernstiefeln und weite Hosen, runde kleine Hüte, und kurze schwarzgefärbte leinene Hosen. Alle fast tragen einen kleinen bunten Sack, wie eine Jagdtasche auf dem Rücken, worin sie auf Reisen die nothwendigsten Bedürfnisse haben. Die Weiber gehen fast ganz wie die pommerschen, gewöhnlich mit schwarzen Röcken und blauen Schürzen und flachen weißen Mützen, seltner schwarzen mit anliegenden Häubchen. Gewöhnlich tragen sie obenein noch ein weißes Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, sondern ganz hübsch, wie man wohl die mater dolorosa mahlt. Um den Gürtel tragen einige ein blankes Gurt mit Silberdräthchen, auf Leder gelegt, und alle statt des Bandes unsrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Meßing oder Dräthchen geziert, woran unten das Messer beinahe bis auf die Füße hinabhängt. Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der stairischen und pommerschen Slaven schwatzen, die vielleicht auch in diesen Kleinigkeiten

ten ſich noch offenbart; doch das Winken ſey genug. Die Geſtalten ſind nicht vorzüglich, ſelten ſieht man einen ſtarken und rüſtig gebauten Mann, deſto mehrere aber von der kleinen und welken Art. Dies kann man auch von dem Vieh ſagen, das ich nun ein 8, 9 Meilen durch geſehen habe. Die großen Pferde werden Klepper, und die Ochſen, ſo klein, wie man ſie in einigen Gegenden des Fichtelberges ſieht, müſſen hier erbärmlich hergan ziehen. Unter den Kühen ſieht man die ſilberweißen ſchlanken von ungriſcher Raçe, aber doch nicht von ungriſcher Stämmigkeit. Der Puter und Schweine giebt es auf allen Feldern eine zahlloſe Menge.

Mittwoch den 19. September.

Um 7 Uhr ging ich rüſtig von Feiſtriz aus, und war in wenigen Stunden zur erſten Station, zu Gannowitz. Erſt hatte ich um mich anmuthige Hügel, mit Reben bedeckt, dann zogen die Berge ſich zurück, und ich wanderte durch ein kühles Thal unter Erlen, Birken und einzelnen Wohnungen fort, ſah die gewöhnlichen Pflanzungen und ſchöne Wieſen und Klee. Bauart der Dörfer, wendiſche Tracht und Sprache iſt noch dieſelbe. Gannowitz, iſt ein kleiner Flecken mit einem ſchönen alten Schloſſe im Gebirg, wo ich gern hinaufgeklettert

wäre, wenn meine Reise mich nicht drängte. Hinter Sannowitz engt der Weg sich, und man geht eine halbe Stunde immer unter Bäumen sanft bergan, bis das Gebirg einen immer höher und schroffer umschließt, und man endlich unter dräuenden Felsen und hohen Bergzacken und Bäumen wandelt. Es ist ein grausser und schrecklicher Weg, Raben fliegen über den Köpfen und Geier der Felsen, und einzelne Menschen hacken Steine und füllen sie in die Lücken der Chaussee. Desto lauter ist das Schreien der armen Fuhrleute und Treiber, die mit ihren Pferden und Ochsen bergan müssen, und die Thiere nicht aus der Stelle bringen können. Ich rannte indessen alle vorbey, wie mein Muth immer mit der Arbeit und dem Schmerz wächst, mußte aber doch endlich unter einen Birnbaum mich niederwerfen und Athem hohlen. Dann errang ich die Höhe des Bergs Pollena, oder des Gannowitzer Berges, und hatte hinter mir im Nordosten, woher ich kam, eine große Aussicht. Doch reichte sie nicht an die von Plaisch, weil sie zwar höher, aber die Gegend nicht so reitzend mannigfaltig, und von keinem Strom durchwässert war. Hier genoß ich eine Weile der Luft des Himmels und der Größe der Erde, und trabte dann mit eben der Mühe hinunter, mit welcher ich hinaufgeklimmt war. So geht der Pfad eng und einsam bey fließenden Bächen hin unter einigen alten

Thürmen bis nach Akeneck, das im Anfange des Thals mit seinem alten Schlosse sehr lustig da liegt. Die Hitze war schrecklich, die Ebne schön mit Wiesen und Feldern und Waldbergen in der Ferne, freilich ohne Reben; aber doch immer anmuthig. Die Dörfer waren bey den fruchtbarsten Feldern ärmlich, desto schlimmer für ihre armen Bewohner. Schöne Kirchen und einzelne Landhäuser lagen seitwegs. Um zwey Uhr war ich in Cilly, und ließ mir ein Halbes Wein und Brod und Käse geben. Das Städtchen ist diesen Frühling fast ganz abgebrannt, und alles ist mit dem Bauen beschäftigt, welches ein künftiges Feuer leicht eben so verheerend machen kann, denn leider decken die meisten wieder mit Schindeln. Im Wirthshause setzte sich ein alter Schwabe zu mir, der mich durchaus zu einem aus dem Reiche machen wollte, ein Fußbinder, der im Kriege reich geworden ist, und seine beiden Häuser schon wieder aufgebaut hat. Wir stritten uns über allerley Dinge unter der Sonne, und über seine ganz neue Behauptung, Ulm allein mit seinem Gebiete sey das ächte Schwaben, und alles Uebrige mit Franken und Baiern, hieße blos das Reich. Nachdem ich mit ihm etwas Wein ausgeleert hatte, ging ich in seiner Begleitung in der Stadt um, und sahe die Gräuel der Verwüstung und die Wiederherstellung. Die Gegend um Cilly ist himmlisch, und es scheint gleichsam, als müsse

hierlandes jede Stadt ein liebliches Thal beherrschen. Das Schloß über seinen verbrannten Mauren mit den hohen Thürmen und der weiten, jetzt freilich verbröckelten, Ringmauer scheint weit und majestätisch in die Ferne. Es liegt fast, wie eine der thüringischen Gleichen auf einem abgestumpften Kegel, und hat in den ritterlichen Zeiten sicher eine der ersten Rollen gespielt; jetzt sieht man Birken und Tannen schon aus seinen Ruinen wachsen Der Weg von Cilly geht immer durch Thal, bald in Wiesen und Feldern, bald durch Büsche und Dörfer, die ganz pommerisch aussehen. Endlich verschwindet das Thal, der Weg geht durch eine schauerliche Enge bergan. Man sieht im Gebirg alte Thürme und Gemäuer und einzelne Weinstöcke. Zuletzt sah ich sie im Schimmer des Mondes, und ging um 8 Uhr in Franzen ein. In zwey bis drey Gasthäusern war kein Quartier, wegen der nach Italien marschirenden Truppen. Endlich ward ich im Lampl fest, und hatte meine Unterhaltung mit drey Officieren, von denen ein Wiener den schönen Geist machte, bis sie sich zum Spiele, und ich mich zu Krebsen und Forellen setzte.

Der Karakter der heutigen Gegend ist anders, aber der der Menschen und ihrer Wohnungen wenig, nur daß die letzten hie und da nach ungrischer und pommerscher Art werden. Manche indessen, auch Bauerhäuser, sind gar fein, und mit Bildern

von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Huſaren bemahlt. Die Brunnen ſind offen und mit großen Schwangruthen, wie die Söhte in Pommern, ſelten mit Pumpen. Die Heiligenbilder und Crucifixe ſind alle in kleinen Lorettaniſchen Häuschen eingefaßt, und ſtehen ſo unter der großen Decke, hie und da reichlich mit Kränzen und Blumen verziert. Die armen Schächer jammern mich nur, daß ſie ſo lange nach ihrem Tode ſich noch ſo ſchändlich machen laſſen müſſen, als man ſie zuweilen ſieht. Die Menſchen haben noch faſt ganz die alte wendiſche Tracht, nichts ſlaviſches mehr, und der gemeine Mann ſpricht ſchon wendiſch. Braken, Wagen, Hüte, Stiefeln, weite Hoſen ſind faſt, wie im Pommern. Selbſt unſre Zäune findet man hier allenthalben wieder. Etwas ſonderliches aber ſind einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloße Gerippe, drey, vier Ellen breit, mit einem Dache drüber, worin man Klee, Erbſen, Bohnen, Hirſe zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dröſchet. Oft ſind es ganze Zimmer, blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem ſolchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo dieſe Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet ſie ſehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern. Die

Häuſer ſind zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbdurchſägten Stämmen, wodurch die Fenſtern mit Gittern davor klein heraus gucken. Meiſtens ſind ſie mit Stroh gedeckt, ſelten geſchindelt, ſeltner gezıegelt. Die Wirthshäuſer, auch in den elendeſten Dörfern, ſind ganz ſtattlich. Das Korn wird faſt durchaus mit der Sichel geſchnitten, das Gras mit der Senſe gemähet. Eine ganz eigne Art dieſes und des ſtarriſchen Landes, die nachher nach Italien übergeht, iſt es, alles auf dem Kopfe zu tragen, beſonders bey Weibern: es ſey was es wolle, Hartes und Weiches, Trocknes und Flüſſiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulſt aus Wolle giebt, worauf ſie alles ſo ins Gleichgewicht zu bringen wiſſen, daß ſie raſch fortgehen und die Hände herabhängen laſſen, ohne daß es falle. Die Kröpfe verſchwinden, und Menſchen und Vieh werden wieder ſtattlicher, obgleich das Land hinter Cilly weniger fruchtbar iſt. Die Menſchen ſind freundlich und fidel, nicht kriechend, wie der ungriſche Bauer. Leinene Kittel findet man nicht, ſondern alles iſt braun wollen, auch weiß und roth; weiße und blaue wollene Strümpfe, graue, oder ſchwärzliche leinene Hoſen.

Aus mir hat man ſchon allerley gemacht. Viele, vielleicht die meiſten, haben mich für einen Franzoſen genommen. So fragte mich neulich ein

Wirth, ob ich nicht ein Franzose sey, und französischen Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich sagte ihm, auch als Franzose würde ich solches Geld nicht einwechseln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Officier, und weicht so einem herrischen Wesen ehrerbietig aus. Die Wirthe härmen sich ab, in welchen Diensten ich stehe, wenn ich nicht so barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu lassen. Kaiserliche Soldaten fragen selbst so unter sich. So hörte ich gestern im Vorbeigehen einen sagen: Nein, es ist ein Pfälzer. Ich thue immer es den Ersten gleich, das hilft, und so hält man mich nicht für den letzten, vorzüglich weil ich meist eine gute Zeche mache. ὦ τέχνη τέχνης, [illegible]

Laibach den 20. September.

Hier sitze ich in der Gesellschaft von einigen Officieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilirten italischen Marchese im Stern an einer guten Gasttafel, und lasse mir guten Wein und Essen gut schmecken. Das Ganze der Unterhaltung, wobey ich klug den Zuhörer mache, dreht sich meist um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde ist: quell' è una cattiva guerra, il Buona-

parte è una grandiſſima teſta. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il diſtruttor della Germania e della caſa d'Auſtria. Endlich gegen 10 Uhr trennt ſich die Geſellſchaft und ich ſchreibe.

Von Franzen an geht der Weg meiſt durch ein enges Bergthal, deſſen Berge nicht hoch, aber unangebaut und mit bloßem Buchen- und Eichengeſtripp bedeckt ſind. Hie und da lehnen ſich einzelne Wirthſchaften und Dörfer an den Berg, oder an eine Wieſe an. Endlich, nachdem man drey Meilen gegangen iſt, breitet ſich mit Wieſen und Feldern eine feine Ebne aus, worauf man indeſſen nichts ſieht, als Heidekorn und einige Streifen Klee. Das Gebirge rechts wird höher und wendet ſich von Süden mehr nach Weſten, indem es mit weißen und ſchroffen Zacken in die Wolken ſteigt. Man geht ſelbſt jezt auf der Heerſtraße ganz in den Weſten hinein, und hat links eine weite Fläche. So kömmt man eine Stunde vor Laibach auf die Brücke der Sau, und hat eine der lieblichſten Ausſichten, die ſich denken läßt. Der Strom fließt raſch, wie ein ächter Bergſohn, bald ſeicht, bald mit tiefen Strudeln ſüdwärts. Rechts ſtehen große Bergklumpen, Abriſſe der grauen Bergſeite, mit Trümmern alter Schlöſſer, links im Süden ſieht man die Burg, oder das Kaſtell von Laibach und den Strom, und vor ſich eine lachende Ebne. Ich

wanderte im Schimmer des freundlichſten Abends in Laibach ein.

Dieſe Stadt liegt zu beiden Seiten der Sau, meiſt unregelmäßig und hügelicht, beſonders nach dem Kaſtell hin; übrigens iſt ſie ganz offen. Die Vorſtädte umher ſind kümmerlich, und haben Häuſer und Scheunen zum Theil mit Streh und Schindeln gedeckt. In der Stadt ſieht man doch wenige Schindeldächer. Die beſte und geradeſte Gaſſe iſt unſtreitig die, ſo nach dem großen Platz hinführt, und die Wiener, und man findet da manche recht hübſche Häuſer, ja einige ſchon nach italiſcher Weiſe mit flach werdendem Dache. Das Pflaſter iſt ſchlecht und die Rinnen der Gaſſen meiſt in der Mitte. Die Hauptkirche iſt groß und hat ein Paar ſtattliche Thürme. Ich mußte dort gleich bey meinem Ausgehen niederknieen, ſo ſauer auch meinen Knieen dieſe fromme Uebung ankam. Man klingelte eben die geweihte Hoſtie, oder le bon Dieu zurück, und alles Volk ſtürzte wie angedonnert ſich kreuzend zu Boden. Schön liegt das alte Schloß öſtlich von der Stadt mit ſeinen Thürmen und Mauren unter grünen Bäumen, die wie ein Wald bis unten an die Stadt hinablaufen. Schöne Menſchengeſtalten habe ich hier vergebens geſucht, ſo ſehr der große Platz und die andern Tummelplätze von Menſchen auch wimmelten. Deſto mehr Pfirſiche, Weintrauben, Citronen, Schildkröten und Krebſe,

und alle Arten Korns ſah ich, und hörte das gellende Zuſammenklingen der Tyroler und lombardiſchen Ausſchreier von Salami veroneſi und formaggi parmegiani. Ueberall merkt man es an den Preiſen und Speiſen, daß man Italien näher kömmt. Die Speiſen ſind wirklich derber, und doch viel ſchmackhafter und leckerer bereitet, als weiter unten, aber dafür muß man auch, ſelbſt in elenden Dorfſchenken, alles doppelt bezahlen.

Freitag den 11. Sept.

Mein Weg ging bis Oberlaibach, eine Meile durch Flachfeld, mit Waldbergen und Hügeln zu den Seiten und Heidekorn, Klee, Kohl und Rüben auf den Feldern. Das Land ſcheint nicht fruchtbar, ſo wie die geſtrige Ebne und auch die geſtrigen Berge den vorigen nicht gleich kamen, und des Weins, Kukurug (ſo nennt man Mais) und des Himmelsthau meiſt mangelten. Es iſt häufig ein kalter Mohrgrund mit Binſen und Torfgras. Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechſelungen bis Trieſt über 10 Meilen fortdauert. Schroffe Berge ſteigen gleich hinter dieſem Dorfe empor, und ſie ſind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tauſend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hie und da erhöht, mit

Seitenmauern geſtützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet. Die Seitenwände der Berge ſind theils mit Buchen und Eichen bekleidet, theils kahl, und der Weg läuft bald tiefer, bald höher. In den Gründen haben ſich denn die Menſchen angebauet, und den Steinen und undankbaren Bergen kleine Wieſen und Felder abgewonnen. Die Dörfchen ſind doch wirklich beſſer gebaut, als man in einer ſo öden Bergkluft es erwarten ſollte. So mußte ich einen heißen Tag auf und abklettern, bis ich nach Plenina kam, das mich reichlich für alle Mühen entſchädigte, ſo wild und romantiſch liegt es da hart unter dem Gebirge weſtlich. Im Südoſten iſt eine tiefe Kluft unter ſchönen grünen Wieſen, durch die ein Waldſtrom unter einem alten Thurm hinrauſcht. Der Weg läuft in Schlangenwindungen immer bergan um die Kluft herum. Man bahnt jetzt aber einen nähern über die Tiefe und das Bergwaſſer, und ſchon hat man einen guten Theil durch Felſen geſprengt, und die Brücke angefangen auf großen Balken über den Strom zu führen. Ich ging entzückt die Spitze hinan auf ſteinigem Wege, ſah noch einmal in dies tiefe Thal hinab, und dann nach Adelsberg, wo ich eine dicke Quicklywirthin fand, die aber guten Wein, gebratene Krammetsvögel, Fiſche und Krebſe und ein weiches Bette zum Beſten gab.

Häuſer und Wohnungen bleiben noch immer, bis auf kleine Unterſchiede, den vorigen gleich, auch die geſparreten und belatteten Schuppen ſieht man weniger, vermuthlich weil ſie nicht ſo viel ein und aufzuhängen haben. Das Waſſer wird ſeltner, deſto ſüßer erquickt es den Wandrer, wenn es aus einer Rinne, oder hölzernen Röhre hell wie Kryſtall aus dem Berge ſprudelt. Das Vieh iſt das alte von Anſehen, doch ſind die vorgeſpannten Ochſen ſehr klein und können 6 — 8 an der Zahl doch nicht immer die Berge hinan ziehen; man fährt auch mit Kühen und ſpannt ſie wohl mit Pferden zuſammen ein. Sie ziehen mit der Bruſt unter einem im Feuer ziemlich gekrümmten Joche, nicht mit dem Haupte. Die Ochſenwagen ſind ſehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Aerndtewagen ſind in der Regel um drey Ellen länger, als die unſrigen im nördlichen Deutſchlande. Der Pflug hat zwey Sterzen, und ein ſehr weit abſtehendes und langes Legbrett. Sie müſſen in dem ſteinigen und kalkig lettigen Boden tief pflügen, und alſo viel vorſpannen; ſo habe ich ſechs Ochſen hinter einander geſehen. Man findet hier häufiger, als im Stairiſchen, Kartoffeln auf den Feldern und Tiſchen. Die Schafe hier im Gebirg ſind über zwey Drittel pechſchwarz. Das Gebirg ſelbſt nährt wenig Rehe, Hirſe, Haſen, Füchſe und Wölfe, welche im Winter in Menge her-

vorkommen. Die Menſchen auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Anſehen; wenigſtens weiß ich mich keines Bauren zu erinnern, dem ich dies Wort beilegen mögte. Die Körper ſind dürr und ſchwankend, und große und ſtattliche ſelten. Hübſche Geſtalten habe ich weder unter Männern noch Weibern geſehen. Die letztern ſind meiſtens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bey wenigen durch ſchwarze lebendige Augen ein Intereſſe erhalten. Doch ſcheinen ſie ein muntres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plaudert, obgleich ich leider von dem ganzen Geböſe kein Wort verſtehe; dann alles ſpricht ein Gemiſch von Wendiſchen, Slavoniſchen und Italiäniſchen, und nur die Wirthe in den größern Dörfern müſſen ihres Gewerbes wegen teutſch verſtehen. Ihre Tracht wird unſrer pommerſchen immer ähnlicher; lange Stiefeln mit weißen, oder blauen wollenen Strümpfen, ſchwarzgraue leinene Hoſen, rothe und bunte, oder weiße tuchene Jacken mit blauen, oder rothen Leibbinden. Unſre leinene Kittel ſieht man nirgends, wohl aber haben ſie einen braunen Ueberzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt des ſtairiſchen. Die Weiber haben die kurz vorher beſchriebene Kleidungsart, doch ſieht man jetzt faſt nichts, als Stiefeln ſtatt der Bänderſchuhe und Schnürſtiefeln; dieſe ſind entweder ganz ſchwarz und laufen in einem Stück hin-

auf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einſchuß von ganz weichem braunen Leder, wie gefaltete Strümpfe. Das Hemde iſt über dem Buſen in tauſend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Spange zuſammen gehalten; das Haar dicht um einen bunten mit rothem, oder geſtreiften Bande umwundenen Zirkel zuſammen geflochten, und darüber ein flaches Mützchen, und über dieſem, oder über dem bloßen Haare, gewöhnlich das weiße Schnupftuch. Die Männer tragen auch, wenn ſie unterwegs ſind, noch die bunte Taſche, die gewebt, oder aus altem Tuche zuſammen genähet iſt.

Sonnabend den 22. Sept.

Adelsberg liegt in einer ſehr öden und rauhen Gegend, ein altes zertrümmertes Bergſchloß über ſich; wie man fortgeht, wird die Wüſte und Einöde immer größer. Anfangs hat man doch noch zuweilen Wald, aber zuletzt ſieht man blos dürres Geſtripp und eine Sündfluth von neben einander hingeſtreuten Kalkſteinen. Wo etwas Vertiefung iſt, und ein wenig Feld und Wieſe ſich machen ließ, da ſieht man auch ein Dörfchen, oder Häuschen, Heidekorn und Kohl, und die Steine ſind mit vieler Mühe weggewälzt. Solche kleine Umſteinungen mit Rübzen und Heidekorn ſieht man oft

mitten in einer Steinwüſte, und erſtaunt über den Fleiß und die Mühſeligkeit der arbeitenden Menſchen. Das Waſſer iſt ſelten und ſchlecht. Man trifft in dieſen Steinklumpen und Feldern große Gruben und trichterförmige Keſſel, die wie Kratere ausgebrannter Berge ausſehen, und worüber oft der Weg gemauert iſt. Einzelne Heerden ſchwarzer und weißer Schafe weiden ferne an den Bergen, und auf den Spitzen derſelben liegen Trümmer alter Schlöſſer, aus eben dem Stein gebaut, und eben ſo düſter und traurig auf den Wandrer herabblickend. Alles faſt hier im Gebirge iſt aus dieſem Stein, die Mauren und Dächer der Kirchen, die Wände und oft die Dächer der Häuſer, die Einhägung der Gärten, Felder, Wieſen und Höfe. Einige Meilen von Trieſt ſieht man auf dieſem Geſtein in den Feldern und Gärten herrliche Weinſtöcke und Trauben davon ſo voll und üppig, als ich ſie noch nicht geſehen habe. Sie ſind meiſt an Ulmbäumchen gepflanzt, die in Einer Reihe 6 bis 7 Fuß aus einander ſtehen, und ſchlingen und winden ſich gleich ſchönen Guirlanden, freilich von Menſchenhänden geleitet, um dieſe herum. Wahrſcheinlich wüchſen ſie an mehrern Stellen des öden Gebirges recht gut, wenn es nur Menſchenhände genug gäbe, die Steine wegzuräumen, und den Boden urbar zu machen. Jetzt wird die Sprache ſchon kauderwelſch, das heißt ein Gemiſch von Deut-

schen, Slavonischen und Italiänischen, wovon ich kein Wort verstehe, wie sie aus dem Munde dieser Leute tönt.

In Optschina, eine Stunde von Triest hielt ich an, trank ein Halbes Wein, ließ meinen Paß von K. K. Gränzzollamt visiren, lief dann rasch die Höhe hinan, und sahe nach einem halben Jahre zum ersten Mal das Meer. All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz schlug höher. Aber ich wollte mir nichts verderben, und wandte also meine Blicke, indem ich mit meinen müden Füßen seitweges rechter Hand auf spitzigen Steinen die höchste Höhe hinter Optschina erstieg, wo Menschenhände fünf bis sieben Fuß hoch eine Art Gemäuer aufgestapelt hatten. Hier setzte ich mich, und sah auf die heilige Fluth des mütterlichen Meers hinab. O es ist doch ein großes Schauspiel der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit, und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es ist ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunst in die fernsten Inseln bringt, und ohne welches wir fast alle noch in Düsterheit und Wildheit herumtappen würden. Dieser Berg liegt sehr hoch. Unten in der Bucht sieht man die niedliche Stadt mit ihren schönen Häusern, und einer Menge Masten und den prächtigen Mole. Weit hin zu beiden Seiten laufen die schöngebogenen und durchschnittenen Ufer bis in eine blaue Dämmerung fort,

fort, und kleine und große Segel fahren allenthalben über die blauen Fluthen, worin die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Graue Berge steigen ferne hinter der Stadt auf, und näher liegt sie in einem Kranz von Eichen, Oelbäumen und Weingärten, mit netten Landhäusern und Gartenhäuschen geschmückt. Hiezu denke man sich das Rasseln der Wagen, das Knallen der Kanonen, und das Tosen vom Hafen her, das bis zu mir drang; hiezu die Sonne des heitersten Abends, bereit ihr letztes Licht ins Meer zu tauchen, und man findet es begreiflich, daß tausend Erinnerungen in mir erwachten und tausend streitende Wünsche mir das Herz schwellten. Ich wankte wie berauscht den Berg hinab, zuletzt auf einem steinigen Pfad, der steil zwischen Weingärten ans Meer lief. Es war Dämmerung, als ich unten anlangte, und ich ging einigen terrassigen Gärten vorbey, wo helle Lichter unter offenen Portiken brannten, und Trauben und Getränk herum ging. Aus einem tönte eine Guitarre, mit einer hellen Stimme begleitet, zu mir, und ich rief und fühlte zum ersten Mal Italien! Ich ging in die Stadt ein, drehte mich ein halbes Stündchen erstlich unter dem lustigen Volke auf dem Markte herum, und ward dann in einem Gasthause an eben diesem großen Platze fest, wo ich ein Zimmer mit einem zierlichen Balkon habe, und also immer mitten unter der Menge bin. Es ward

gut gegeſſen und getrunken, mit Engländern gerad-brecht und über Nelſons Sieg bey Abukir politiſirt, und ſo legte ich mich dann zur Ruhe nach heißen Strapazen des Tages.

So habe ich denn wieder einen kleinen Marſch von 12 Tagen gemacht, der mit der Wanderung nach Mariazell wohl nahe an 70 Meilen macht. So bin ich denn von Einem Ende des heiligen deutſchen Vaterlandes, das ach! jetzt ſo ſehr entheiligt wird, bis zum andern gewandert; und werde bald in das Land der Citronen und der Banditen übergehen. Ich frohlocke nicht über mein Glück und meinen Muth, daß ich die Nemeſis nicht reize.

Trieſt.

Dieſe Stadt gehört zu den anmuthigſten, die in meine Reiſe fallen. Sie liegt an einem kleinen Buſen des Adriatiſchen Meeres, und gleich hinter ihr und zu beiden Seiten ſteigen Hügel, und höher Berge empor, woran ſie ſich lehnt. So liegt ſie von Oſten nach Weſten am Meer, und hat im Norden die Berge im Rücken, und ſüdweſtlich das Meer. Zunächſt unter der alten Feſtung ſind die Häuſer klein und runzelicht, und die Straßen eng und ſchmutzig, und man findet hier cuis de ſac, die mit allen möglichen Exkrementen des Thier- und Pflanzenreichs einem ſo unangenehm begegnen, daß man auch ohne die Verſchloſſenheit einen andern

Weg einſchlagen würde. Dieſe kleinen ärmlichen Wohnungen ſind noch Ueberreſte der alten Stadt, das andre hat ſich verjüngt, oder iſt neugebohren, ſeitdem der Handel der Stadt einen neuen Schwung gegeben hat; und man ſieht um den großen Platz, um die Kanäle und überall in der Ebne am Meer hin, viele ſehr ſchöne und nette Häuſer, und manche, die man Palläſte nennen mögte. Da ſind die Straßen grade und breit und mit breiten Quadern gepflaſtert, die ſie dem Fußgänger ſehr bequem machen. Drey, oder vier Kanäle laufen ziemlich tief in die Stadt hinein, und erleichtern den Tranſport beym Aus- und Einladen ſehr. Der längſte iſt der, welcher bis an die Antoniuskirche läuft, und den ponte roſſo, oder die rothe Brücke über ſich hat. Es mangelt nirgends an großen, ſtattlichen Plätzen, mit hübſchen Häuſern umgeben, aber doch iſt der Platz, den man la gran piazza, oder den großen Markt nennt, der merkwürdigſte. Hier iſt die Hauptwache und das Kommandantenhaus an der einen, und Rathhaus und Regierung, ein ſtattliches Gebäude, mit einem großen Portikus, an der andern Seite. Das ſchmälere Ende zwiſchen dieſen nimmt die Kirche und das breitere öſtliche faſſen ſchöne Kaufmannshäuſer ein. Am öſtlichen Ende des Platzes prangt eine Säule auf einem Brunnen zu Ehren des Wiederherſtellers der Stadt, Karls des 6ten, wo ſeine Verdienſte um ſie

und um Handel, Schiffahrt, Ackerbau und Gott weiß was sonst, woran seine Seele wohl nie gedacht hat, mit allegorischen Hautreliefs vorgestellt sind. Noch auf einer andern, hart dabey, ist er selbst im Brustbilde. Wenn man von diesem Platze auf den ponte rollo zugeht, breitet sich wieder ein großer unregelmäßiger Platz aus, und rechts ist ein schönes großes Kaffehaus, wo man Tag aus Tag ein, bis spät in die Nacht hinein, Gesellschaft und Jubel findet, und fast sicher ist, Leute zu treffen, die man nicht zu Hause vorfand. Gleich an die Stadt stößt der Hafen, der eigentlich ein künstlicher ist, und in welchen bey Stürmen das Einlaufen immer doch schwer seyn muß. Gegen Nordosten, Norden und Westen sichern die hohen Berge ihn vor gewaltigen Stürmen, und gegen Südosten schützt ihn der Molo vor der Gewalt der Fluthen, und noch mehr vor Verschlemmung und Versandung, welcher er sonst ausgesetzt seyn würde. Immer ist dies ein braves Werk, etwa tausend Schritte vom östlichen Ende der Stadt, wie die Fangscheere eines Krebses, ins Meer hinein gebaut. Die Mauern sind brav mit Sand und großen Steinen gefüllt, und unten mit mächtigen Quadern gemauert, die gezackt desto kräftiger den andringenden Fluthen die Stirn bieten. An der Außenseite hat man 20 bis 30 Schritt weit große Steine ins Meer gesenkt, um die erste Gewalt der Wellen zu

brechen. Am Eingange und am Ende stehen Wachen, und in der Mauer sind Lucken für Kanonen, um den Hafen zu sichern. Es ist ein angenehmer Spaziergang, der eine feine Ansicht der Stadt vom Meer her, und eine große und weite über das Meer hinaus giebt. Diesem Molo gegenüber, unter den hohen Bergen von Optschina am Ufer, liegen, etwa 6 bis 800 Schritt von der Stadt, der Hafen und die Gebäude, wo die Levanteschiffe Quarantaine halten müssen. Ich ging eines Abends dahin, weil es unter den Bergen und Landhäusern ein sehr lustiger Spaziergang ist. Der Aufseher fragte mich, ob ich Lust hätte, 32 Tage drinnen zu bleiben, ließ mich aber doch ein. Es wimmelte drinnen von Menschen alles Standes und Alters, die ruhig neben einander spazierten, saßen und arbeiteten, was ein jeder nun grade trieb. Sie schienen das Unangenehme nicht zu fühlen, an einem der schönsten Sommertage in einem so engen Raume eingesperrt zu seyn. O die Nothwendigkeit, wie gewaltig ist sie und zugleich so leicht! Wußten sie es doch vorher, daß es so der Brauch ist. Es waren ganz feine Männer drunter: Muselmänner, Italiäner, Griechen und Teutsche, nebst einigen hübschen Weibern und Jungfrauen. Einige aßen die Früchte des Jahres, andere saßen zechend an Tischen unter freiem Himmel; die Matrosen und die gemeinen Passagiere arbeiteten, und einige

tanzten lustig nach einer gräßlich gekratzten Violine herum. Alle Schiffe, die aus der Levante kommen, müssen ohne Ausnahme 40 Tage hier liegen, und dürfen dann erst in den ordentlichen Hafen einlaufen und löschen. Die Passagiere kommen mit 32 Tagen frei, doch bleiben sie nach den Umständen auch länger.

Hoch über der Altstadt liegt die Burg mit ihren Mauern und Thürmen, auf denen große Maststangen mit Flaggen hervorragen. Alles trägt hier die Spur des Alters und der Unlieblichkeit. In den alten Wohnungen sind Soldaten einquartiert, und hinten hinaus Züchtlinge. Die Kirche droben ist merkwürdig genug, wegen ihrer alten Art und wegen des Düstern und Schauerlichen drinnen. Dieses Ansehen des Alterthums wird noch vermehrt durch die alten Steine mit römischen Inschriften, die man hie und da in die äußere Mauer zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen eingestickt findet. Vor ihrem Eingange, auf einem grünen Platze, rauschen hohe und mächtige Bäume. Man hat von hier und von der Burg eine hübsche und nahe Aussicht über das Meer und die Stadt, und kann fast grade in ihre Gassen und Plätze hinabsehen; aber unbeschreiblich schön ist die Aussicht auf den Hafen und die kommenden und scheidenden Segel. Will man einen schönern und höhern Anblick des Unermeßlichen haben, so erkletterе man die Berge bey

Optschina, oder das alte Bergschloß Serf, das nördlich von der Stadt etwa eine halbe Meile an kahlen Bergen liegt. Das Rund der Hügel und Berge um die Stadt gehört sicher zu den schönsten, die es giebt. Man sieht nichts als Weinberge, Oelbäume und Gärten voll Feigen, Kastanien, Granaten, Pfirsichen und sogar schon einige Cypressen. Alles wird schon von einem italischen Himmel angelächelt und befruchtet. In diese Gärten und Weinberge laufen nach allen Seiten hübsche Spaziergänge, einige auch zum Fahren, doch sind die einzelnen Besitzungen meistens mit Mauern, seltner mit Hecken eingefaßt. Der schönste Spaziergang aber bey Triest, den ich immer allen andern vorziehen würde, ist der am östlichen Ende der Stadt von dem Molo immer östlich am Meere hin. Man steigt sanft hinauf, und hat hie und da muntre Wirthschaften, wo die Seeleute sich nach den Stürmen erfreuen. Endlich hat man ein steiles und felsiges Meeresufer, woran unten die Wellen zürnend brausen; jenseits im Osten sind schroffe Gebirge und Gestade, und mich wehte hier eine Sehnsucht an nach der Straße, die ins alte Griechenland führt. Ich habe diesen Gang jeden Abend gemacht, und zu meiner Freude immer Spazierende dort gefunden. In den Gärten nun und den Weinbergen sind allenthalben hübsche Häuschen und Villen zerstreut, die durch ihr nettes und schim-

mendes Aeußere dem sonnigen Bergthal noch ein freundlicheres Ansehen geben. An den obern Bergseiten machen grüne Eichenbüsche oft herrliche Einschnitte; weiter oben aber sind die Berge kahl und mit Steinen und Moos bedeckt.

So wie der Himmel italisch ist, so sind es auch Sprache und Sitten fast ganz, und man hört selten eine teutsche Stimme, obgleich hier viele teutsche Kaufleute, Beamte und Officiere sind. Die letztern behaupten noch am meisten das Vaterländische, und sprechen unter sich gewöhnlich teutsch. In Teutschland zieht sich gegen das Ende des Septembers an den Abenden alles schon in die Zimmer zurück, hier aber geht dann das Leben erst recht an, und dauert bis um Mitternacht fort. Ich sage, das Leben geht an, indem ich nicht blos an Kaufleute, Schiffer und ihren Anhang denke, die des Tages ihr Gewühl und Getümmel laut und lustig genug treiben; sondern ich meine alle, wes Alters und Geschlechts sie immer seyn mögen. Um den großen Platz sind alle Buden und Gewölbe offen und erleuchtet, und die zahllose Reihe der Frucht- und Traubenhändler, die Höcker und Fratschler, schreien wild in die Menge, und sitzen bey ihren Laternen mit der Wage in der Hand, und reichen den Spazierenden reichlich dar. Diese wallen in dichten Gruppen, vom großen Kaffehause an, bis über den Platz auf und ab, nicht in Wie-

merischer Stille und Decenz, sondern mit lautem Geschmetter und Gelächter, daß es eine rechte Freude ist. Auch treten wohl einige Bursche auf, und singen hinter einer alten Proline her, und schreien in wilder Lust, von Huren und Matrosen begleitet, die auf dem Lande nicht die Stille lieben, wie auf dem Meere. Dies Lärmen und Singen und Gedudel dauert oft bis in die sinkende Nacht gegen zwey und drey Uhr fort, ohne daß die Polizey, wie in Wien und andern Städten der Monarchie, sie zur Ruhe brächte; denn hier soll Handel und Wandel seyn. Andre Wirthschaft und andres Leben sieht man am Hafen in den kleinen Kommers- und Weinschenken, — Horazische Popinen — deren aber auch in der Stadt selbst aufgethan sind. Da sind die Speise- und Trinkhäuser ganz einzig, wie man sie nirgends in Teutschland sieht. Unten in einem großen und langen Laden findet man alles aufgestellt, gelegt und gehängt, was so gewöhnlich für die Kehlen und Bäuche gehört, und in der Mitte stehen lange Tische, oft drey, vier, hinter und neben einander, je nachdem die Kundschaft des Hauses größer, oder kleiner ist. An diesen Tischen sitzen nun die Gäste, und fodern von den reichen Vorrath, was ihnen gefällt. Mich hat dies anfangs wegen der Neuheit und Vollständigkeit unendlich ergötzt; ich will daher zu meinem Spaße so eines der ansehnlichsten dieser Wirthschaften be-

schreiben. Unten zu beiden Seiten machen große Oxhöfte und Tonnen oft in doppelten Reihen den Anfang, woraus Oel, Wein und andre schöne Flüssigkeit gezapft wird. Auf diesen ruhen nun wieder Tönnchen und Gefäße und Bouteillen mit bessern Sachen, und wieder über diesen in zahlloser Menge und schimmernder Herrlichkeit pragen bey den Abendlichtern eine Menge leerer Bouteillen, Krüge und Gläser. Ueber diesen zuletzt und oben über den Köpfen der Sitzenden, und wo sonst Platz ist, hat man den andern herrlichen Vorrath aufgestapelt, der aus stattlichen Schinken, mancherley Käsen, getrocknetem und gesalzenen Fischen, Würsten, Braten, Lichtern, allen möglichen Arten harter Frucht und Korn, Nudeln, Makarenis und aus unendlichen Kleinigkeiten besteht, die zusammen ein großes bilden, und oft so nett und zierlich außer und neben einander bestehen, daß selbst einem Leckerbart die Lust ankommen kann, einzutreten, und der schönen Gaben zu genießen. Hier giebt es Hogarthiaden, besonders wo die Matrosen hausen; doch gehören diese schon den ansehnlichern Wirthschaften an. Die ärmern sind für die Klasse der Strandträger, Tagelöhner und Bauern. Die Absteigequartiere der letztern kann man schon an der Menge Eselein und Mäuler erkennen, welche mit ihren Packsätteln in langer Reihe vor den Thüren stehen, während ihre Herren drinnen schmausen, oder Hand-

lang treiben. Ich habe dieſe armen Teufel hier in groſser Zahl geſehen, am montaglichen Markttage in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß es eine dürre und ſchwächliche Nation ſey. Sie geben ſehr häufig mit Strohhüten, entſetzlich weiten kurzen Pluderhoſen, die unten, wie ein Regenbrett, oder amputirtes Bein, mit den Latſchen über die Knee hängen; ſie tragen häufig rothe und bunte Mützen, wie die Matroſen, und die alten halbſtatziſchen, halbkroatiſchen Mäntel. Die Weiber haben meiſt die alte Tracht, doch häufig breiträndige Filzhüte, und aufgezogenes und um einen Zirkel geflechtenes Haar. Sie müſſen überall das Zuſammenhüllen ſehr lieben, denn ſehr viele tragen die rothen und blauen Strümpfe mit tauſend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen. Von dieſem Schlage Menſchen erkennt man in dem Trieſter den Stamm leicht wieder, wenn man die Ausländer, Griechen, Teutſchen, Osmanen, Italiäner und andere ausnimmt. Das Frauenzimmer iſt meiſtens klein und von ſchlechtem Wuchs, und ich habe faſt kein ſchönes Geſicht geſehen, es ſey denn unter den Griechinner. Doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit dieſen Mangel erſetzen.

Von groſsen und herrlichen Gebäuden und andern Sehenswürdigkeiten weiß ich nicht viel zu ſagen, weil ich wirklich keine geſehen habe. Aber

schöne Häuser, Kasernen, Magazine, Lazarethe giebt es, und durch ihre Lage, durch die schönen, luftigen Straßen, durch den Zauber ihrer Umgebungen bleibt Triest immer eine äußerst nette Stadt. Es leben hier fremde Kaufleute von allen Nationen, besonders viele Levantiner. Sie haben meistens ihre eigene Bethäuser und Kirchen. Vorzüglich lustig aber für einen Fremden ist das Gewühl im Hafen und um die Kanäle, wo sich alles zusammendrängt und herumtummelt. Man kann wohl mit ziemlichem Rechte sagen, daß in allen Ländern die Seeleute diejenigen sind, die ein volles Maaß der Kraft in sich erhalten. Ihr ganzes Leben ist ein Kampf mit dem wildesten und furchtbarsten aller Elemente, und stählt die Brust gegen die Gefahr und das Uebel. So bewahren sie einen gewissen rauhen Sinn der Freiheit und Selbstständigkeit, der nothwendig bey vielen Geschäften des friedlichen und sitzenden Lebens verloren gehen muß. Für mich wenigstens hat diese Art Leute immer viel Interessantes gehabt. Sie halten sich auf dem Lande gleichsam für ein besseres Geschlecht, dem manches erlaubt seyn müsse, was andern Erdensöhnen unmöglich zukommen könne, und so fahren sie wild durch alle Netze der Polizey, welche gutwillig ihnen zu Gefallen wohl mal einen Daumen aufs Auge drückt. Es giebt am Hafen herum Häuser für alle ihre leiblichen Bedürfnisse, und da

geht es wild her. Tänzerinnen und Fiedler finden sich, und so stürmt alles unter einander fort in kannibalischer Freude. Ueberall in der Stadt, nicht blos am Hafen, ist es äußerst munter, und dies ist kein Wunder, da in einem so kleinen Ort an 20000 Menschen zusammengedrängt sind, die Fremden und die Schiffer und Matrosen nicht mitgerechnet.

Alle Früchte und Lebensmittel sind hier im Ueberfluß und nicht theuer. Alle Arten Obst, Pflaumen, Erisolen, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel, die schönsten Weintrauben, sind in Menge zu haben. Fische hat man mancherley, auch Austern und große und kleine Schildkröten, die in großer Menge ausgeschifft werden. Besonders preist man als was rares die schwarzen Schnecken, die man bey Duino im Felsen findet. Ich habe sie probirt und mir wollten sie nicht munden. Aber doch ist Triest für Fremde ein theures Pflaster, wie es die Seestädte gemeiniglich sind. Ich kann wenigstens die Wohlfeilheit nicht rühmen.

Fahrt nach Venedig.

Ich schiffte mich den 25. Sept. Abends um 9 Uhr auf ein kleines venezianisches Schiff für die ehemalige Braut und Herrin des adriatischen Meeres ein. Es war der freundlichste und mildeste Abend. Der Mond mit seinen Millionen Sternen

leuchtete so sanft und beruhigend herab, und spiegelte sich auf den stillen Fluthen. Die Stadt mit all ihren Lichtern aus den Weinbergen und von den Schiffen, lag in einem schönen Halbrunde vor uns, und das Tosen und Jubeln im Hafen und vom großen Platze klang noch zu unserm Ohre; weiße Segel schwammen nahe und ferne über die Fluth, wie lustige Schatten, und die Küsten waren mit dem weißen Dufte der schönen Septembernächte bedeckt. Unser Schiff glitt so sanft fort, daß man es kaum fühlte, und die ganze Gesellschaft war heiter und lustig. Ich legte mich auf dem Verdeck auf weichen Wollsäcken, gab wenig Acht auf die Gesellschaft, die bald verstummte, und mancherley Gedanken flogen, wie die Leuchtungen des Himmels, durch meine Seele, bis endlich der Schlaf die müde Natur sanft und süß in seine Arme nahm. Gegen vier Uhr erwachte ich: die Morgenluft war kalt, aber doch wollte keiner in die enge Kajüte, sondern jeder behauptete sein Lager auf den Säcken, so gut er konnte. Endlich ging der Morgen heiter und rosig im Osten auf, und zeigte nahe und ferne Segel. Kein Lüftchen wehte: die Sonne wälzte langsam ihr feuerrothes Rad aus der Fluth, der Schiffer rief: Sturm und Regen! Einige Stunden nach Sonnenaufgang waren beide da. Nun ging es an ein fürchterliches Bangen und Brechen. Die Teutschen behaupteten den Sieg, aber

nicht die beiden teutschen Weiber; die andern Paſſagiere mußten alle dran. Es waren nemlich außer mir noch zwey Teutſche am Bord, Kaufleute, mit denen ich nun bey'm Tageslichte bald einig ward; außer dieſen aber noch zwey Frauenzimmer, Liſerl, ein ganz feines Kammerkätzchen, und ein andres artiges und anſtändiges Frauenzimmer, deſſen ſich der ältere Kaufmann annahm, und mit der er zuſammen nach Padua gehen wollte. Wir und ein alter Engländer, der aber ſo lange in Italien geweſen war, daß er ſeine Sprache nicht mehr verſtand, waren auf der Pupa. Auf der Prora hatten ſich vier Griechen und eine Griechin hingebettet, und zu ihnen hielt ſich ein ciſalpiniſcher Republikaner. Dieſe waren recht feine Leute und der jüngſte und hübſcheſte hatte ſein kleines Weibchen bey ſich, eine liebliche Fee, blaß, aber ſchneeweiß, mit ſchönen gorgonischen blauen Augen und rabenſchwarzem Haare, das ihren weißen Nacken hinabfloß. Sie war aber ſehr ſtill und lächelte kaum, obgleich der Herr Gemahl es an Luſtigkeit nicht fehlen ließ. Dies war die Geſellſchaft. Der luſtigſte aber war der Schiffer Maltha, der in einem fort ſprach, Poſſen erzählte und ſang, und ſelbſt den alten Engländer noch einige Jugenderinnerungen ablockte. Von Beiden nur Eins zur Probe. „Qui giace Giovanni Bollatta, ch'in malfima rogna ville e morille, che ſotto il ſepolcro anche ſi

gratin.“ „As Robin Hood in the green wood ſtood, his back againſt a tree, he look'd over his left ſhoulder and all beſheaten was he.“

Bald hörten Regen und Sturm auf, und nun ward zu Mittag gegeſſen und getrunken von dem, was ein jeder mitgenommen hatte. Aber gegen 1 Uhr ward es ſtill, und nun folgte eine Hitze, daß wir faſt dämiſch wurden, und der luſtige Schiffer ſelbſt die Zunge hängen ließ. Doch ſtärkte uns der Anblick der Thurmſpitzen der ſchönen Venezia; aber langſam ſchwammen wir einher. Vergebens ſuchten meine Augen die Stadt; nur der Glockenthurm bey Sankt Marco und einige andre Spitzen deuteten ſie an. Die lange Inſel Lido links, und rechts die anmuthige Murano und mehrere kleinen Inſeln vor der Stadt rauben ſie dem Auge, und man ſieht auch dann nicht viel von ihr, wenn man ſchon in ſie hineinfährt. Deſto ſchöner aber und lieblicher liegen die Inſeln mit ihren Gärten, Büſchen, Wieſen und Häuſern, mit ihren prächtigen Kirchen und Klöſtern, die in dem Meere zu ſchwimmen ſchienen, mit ihren ſtolzen Bollwerken und Mauern, und hoch ſchlug mir das Herz, als ich dieſe Erſtlinge des ſchönen Italiens erblickte, die in optiſcher Täuſchung uns entgegen zu kommen ſchienen.

Wir legten zwiſchen Lido und Murano vor Anker. Es war fünf Uhr und das Zollamt geſchloſſen,

ſo

so war es also der Ausgang, hier bis 8 Uhr des folgenden Morgens zu übernachten. Ich ließ mich indessen mit einigen von der Gesellschaft in Lido aufs Land setzen, und sah dem Exerciren eines Regiments Infanterie zu, und sah herrliche Ochsen weiden. Die Insel ist schmal, aber lang, und läuft weit in den Osten hinein. Sie hat schöne Weiden, Felder, Gärten, Früchte und Trauben, und hilft die Stadt zugleich vor dem Hunger und dem Meere schützen. Auf dem westlichen Ende, wo wir vor Anker lagen, ist ein Kastell St. Andreas, welches den Eingang in den Hafen bestreicht, und dem ein anderes auf Murano grade gegenüber liegt. Von diesem Kastell sah ich zuerst einen großen Theil der Stadt und die schönen Inseln, die des Klosters St. Georgio maggiore, und die der Kirche Maria della Salute. Murano ist bey weitem nicht so lang, als Lido, aber es ist bevölkerter, und macht auf der westlichen Seite gleichsam eine eigne kleine Stadt aus. Hier sind die berühmten Glas- und Spiegelfabriken, deren Arbeitern man zur Zeit des Patriciats eine Art von Adel bewilligt hatte, so daß es keine Mißheirath hieß, wenn ein Nobile sich die Tochter eines Glasfabrikanten beilegte. Doch man glaube nicht, daß dieses alles noch so sey, wie vormals. Auch diese berühmten Fabrikanten haben, wie die Stadt selbst, lange schon ihr Monopol verloren, und können nun schwerlich den

Adel des Reichthums, der immer gegolten hat, behaupten. Die Insel ist auch deswegen den Venezianern wichtig, weil eine Menge süßen Wassers von daher in die Stadt ausgeschifft wird; denn in Venedig selbst hat man entweder elendes Ziſternenwasser, oder Brunnenwasser, das zum Trinken höchstens durch Wein genießbar wird.

So lagen wir Arme dann vor Anker mit tantalischer Verdammniß, und hielten von dem letzten Vorrath unser Abendmahl. So wurden die Herzen fröhlich und das Gespräch ging lustig fort, bis sich Wolken am Himmel thürmten, und die himmlische Artillerie anfing unsre Ankunft zu feiern. Nun wurden Segel über unsre Säcke gezogen, und alles band und zerrte, um die lange Septembernacht doch einigermaßen zu sichern. Bald kam ein toller Wind und fürchterlicher Regen, der nirgends eine sichere Stätte ließ. Ich hatte mir ziemlich gut gebettet, und wohl einige Stunden geschlafen, aber, als ich erwachte, war ein Theil des Theuersten und ein Fuß durchgenäßt. So ging es allen mehr oder weniger, und wohl tausendmal wurden die Plätze gewechselt. Um Ein Uhr war alles auf den Beinen, und lag und saß unter mancherley Gespräch so durch, bis der Morgen kam. Erst um 9 Uhr kamen die Schiffsbesucher und fertigten uns ab. Eine Gondel nahm die teutsche Zunge, fünf Mann hoch, ein, wir schifften in den Kanal

des Arsenals hin, den Pallast des Doge und den Gefängnissen vorbey, und landeten um zehn Uhr in der locanda dell' Imperatrice di Moscovia Donnerstag den 27. Sept.

Wir lebten hier die ersten Tage zusammen recht munter. Am Freitag zog der ältere Kaufmann mit seiner Begleiterin nach Padua ab. Das Liserl blieb auch in unserm Gasthause, aber nicht in unserer Nähe. Sie verkündete uns gleich den Mittag unserer Ankunft, sie habe einen schönen Dienst gefunden, bey einem gar feinen und guten Herrn. Das könne sie ihm gleich ansehen; obgleich er kein Wort teutsch verstehe. Sie werde mit ihm nach Rom reisen. Wir sahen sie den folgenden Tag herrlich geputzt, mit ihrem generoso in einer Gondel unter unserm Fenster hinfahren, und uns gar freundlich und stolz auf ihre Begleitung grüßen. Armes Liserl, wenn du wüßtest, wohin vielleicht bald deine Reise geht? Den zweiten Teutschen, einen Salzburger, der gut italiänisch sprach, und ein wackerer Bursche war, hatte ich nun die Zeit meines Hierseyns zum beständigen und treuen Genossen.

Venedig.

So habe ich dich denn gesehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geschichten, die meine Kindheit lüstern empfing, so oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne spielten. Ich

habe dich gesehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! sie ist nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrscherin des Meers, deren Töchter sich in Gold, und deren Söhne sich in Purpur kleideten, deren siegreiche Flaggen im Orient und Occident wehten, und dem finstern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas, und die Künste und Weisen des Morgenlandes zuführten. Sie ist nicht mehr, und ist seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr gesiegt, und ihre Helden und Gesetzgeber sind alte Namen. Ein späteres und entartetes Geschlecht schlief auf den Lorbeern der großen Väter, und beherrschte tyrannisch die schwächere und des Joches geduldigere Nachkommenschaft. Aber die Stadt sank nicht blos durch die Tyrannen der Patricier, nein durch ein größeres Gesetz, durch das der Nothwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien, andre Völker wurden groß und reich. Das Venetische, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichthum hatte, mußte sinken. Jetzt hat es selbst aufgehört, als Gespenst, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers da zu stehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geist des Jahrhunderts hat diesen Staat, wie so viele andre, in seinen Grundfesten erschüt-

tert. Aber auch in seinen besten und schönsten Zeiten, in der Blüthe seiner Thaten und seiner Macht, hat dies Volk nie eine schöne Stadt bewohnt. Es ist noch das alte Venedig, so wie es da steht; nur die Zeit und die Menschen sind anders. Dieses Volk, das einst in ächt römischem Geist dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermessen, im Unglücke stolz und ungebrochen war, dieses Volk hat auch seine Stadt in diesem Karakter auf den Wellen des Meers gegründet. Es baute die eignen Wohnungen schlecht und unansehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande; das jedes edle Volk nie anders, als unsterblich, denken soll, diesem errichtete es Paläste und Tempel, die, noch unsre Bewunderung erregen. Ein Mann hat gesagt: es erweckt billig einen großen und schmerzhaften Gedanken, wann ein Mensch stirbt; ich sage: es erweckt einen größern und schmerzlichern, wann ein Volk stirbt. Doch es leben die Thaten des Einzelnen, wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn sie weiche hatten!

Das Wort Venezia la bella kömmt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es giebt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli, oder Fußsteige, nennt, so eng wären, und so krenzend krumm durch einander liefen, keine, wo die Häuser ein so

räucherigtes und altgothisches Ansehen hätten. Viele haben statt der Fenster bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenster, nach den abgewandten Seiten, und selten findet man sie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meisten teutschen Städte so freundlich erscheinen, sondern selbst die bessern, selbst die in einem großen Stil erbauten Pallästе haben von außen ein ödes und todtes Ansehen. Das Pflaster ist freilich gut und erhält sich gut, weil kein Pferdehuf darauf kömmt, aber es sollte und könnte reinlicher seyn, und würde es in einer teutschen und holländischen Stadt seyn, wo immer Pferde und Räder darauf rasseln. Es ist meistens aus Quadern. Diese Stadt nun ist durch die Menge Kanäle in viele Inseln zerschnitten, die durch Brücken mit einander zusammenhängen. Sie streichen gewöhnlich an den Häusern hin, und lassen bey wenigen Kanälen so viel Raum zum Gehen. Wann die Fluth ist, tritt das Wasser über die Thürschwellen und selbst in die untern Theile der Häuser. Es ist überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häusern hinschifft, und ihre untere Quadern tief ins Wasser versenkt und keine Spur von Land sieht, worauf sie ruhten. Auch diese Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie sind ein Werk der Nothwendigkeit und als solches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schön-

heit. Wenn man den großen Kanal und den rio dell' arsenale ausnimmt, so sind die meisten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gassen fort. Dies hat freilich in Rücksicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verstehen die Gondelieri das Ding; aber es hat eine große für die Augen und Nasen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geschabte und Gekratzte und Gefegte und Gespyte in die Kanäle wirft, und so den weiten Fluthen des Meers überantwortet; da ferner die Kloake und Kommoditäten, und wie die Dreckschlünde alle heißen mögen, in diese Kanäle führen, so hat man oft eben so widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heißesten Monaten des Jahres noch ärger seyn müssen. Diese Kanäle nun machen die Gassen so eng und schief und sperren sie oft ganz, so daß man weite Umwege machen muß, wann grade keine Gondel bey der Hand ist, oder der Marschirende nicht von der Art ist, daß er seine 5, 10, 20 Soldi aus der Tasche hervorlangen kann. Für den Fremden vollends ist es äußerst schlimm, sich in diesem Chaos zurecht zu finden; obgleich alle Kanäle und Gassen reichlich mit Namen versehen sind. Nirgends kann man empor und um sich sehen, um durch einen Thurm, oder desgleichen seine Richtung zu bestimmen, die sich bey dem vielen Hin- und Hergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo

man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg sperrt; doch warnen einem die Leute durch ein non puo passar qui. So liegt denn die schöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zusammengedrängt. Nirgends in der Stadt ist ein großer Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bey Kirchen und andern großen Gebäuden findet, sind nicht zu rechnen; sie sind überdem häßlichen Geschäften gewidmet. Schmutzige und zerrissene Wäsche hängt dort an langen Seilen, oder man bratt Kürbisse, Kastanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus, und was der widerlichen Dinge mehr sind. Auf zerfressene Gesichter, Lahme und Krüppel und solche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man zu dem immer rechnen, wo irgend ein Platz für sie ist.

Für alles dieses nun, was in andern Städten ist und nicht in Venedig, giebt es Einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen stellen kann, dies ist der Sankt Markusplatz. Dies ist ein schönes Oblongum, das doch an Einem Ende etwas schmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende steht die prächtige Sankt Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die schönen Staatsgebäude hin, die unter dem Namen Prokuratorien bekannt sind. Rechts sind die neuen,

links die alten Prokuratorien. Sie sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern, aber doch meistens in Einem Geiste gebaut, und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten sind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter diesen trift man die niedlichen Casini und Kaffehäuser, die vielleicht keine Stadt an einem so schönen Platz neben einander hat. Sie sind faß alle sehr artig und manche schimmernd und prächtig möblirt, und geben, da sie bis in die sinkende Nacht erleuchtet sind, dem Platze gar ein heiteres Ansehen. Doch nicht bey Tage, sondern des Abends muß man diesen einzigen Platz in der Welt zuerst sehen, um den ganzen großen Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite steht der Campanile, oder Glockenthurm von St. Marko, dem man 330 Fuß Höhe giebt. Unten sind hübsche kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt, und unten umher mit Unrath recht italiänisch besudelt hat. Dieser Thurm würde an einer andern Stelle sehr hübsch seyn, aber hier taugt er nicht, weil er die Aussicht und Symmetrie des Platzes stört. Gleich von dem Platze geht man der Markuskirche vorbey, zwischen dem Pallaste des Doge und der Münze und Bibliothek über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier stehen zwey prächtige Granitsäulen. Auf der

einen prangt der venezianische Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Eben so stehen am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drey gewaltige Masten mit großen Flaggen auf einem Fußgestell aus Bronze, worauf man sehr feine Hautreliefs sieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht spielt es auf die ehemalige Meeresherrlichkeit der Stadt an. Hier sieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieser Platz ist unstreitig durch seine Lage und seine Umgebungen einer der ersten in der Welt und auch das Schönste, was Venedig aufweist. Seine zweite beste Gegend ist der Ponte rialto über dem großen Kanal, aus Einem Bogen über 30 Fuß offen, gefährt. Für einem Architekten indessen mag diese Brücke wohl viel mehr sern, als für den bloßen Zuschauer. Die gewöhnlichen Beschreibungen sind offenbar zu pomphaft. Man mag darauf stehen, oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen, wie andre große Kunstwerke. Ich denke die meisten Beschreiber haben in der Idee des Meisters geschrieben, der den weiten Bogen wölbte, und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Aussicht von der Brücke über den großen Kanal, der mit einer

Menge Schiffe, Böte, Barken und Gondeln bedeckt ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals läuft auch eine schmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An diesem großen Kanal stehen die besten Häuser und viele Paläste Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz, ist das lustigste und lebendigste Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieser Gegend ist die Börse und das sogenannte teutsche Haus, ein Denkmal des alten blühenden Handels der germanischen Nation. Man sieht noch viele Ueberreste der prächtigen alten Zimmerverzierung, woran die besten Mahler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber diese Gemählde sind unverantwortlich gemishandelt und vernachläßigt, beschmutzt und zerrissen, so daß man, wie vom alten Handel, so von der alten Kunst nur die traurigen Ruinen sieht. Diesen großen Kanal entlang zu fahren, ist eine rechte Lust, und wann der Reisende dieses fleißig gethan hat, und am Meere und auf dem Markusplatz sich herumtummelt, so kann er das beste Todte und Lebendige in Venedig zu sehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Pallast des Doge bis zum rio dell' arsenale, ist noch ganz hübsch und ein muntrer Spaziergang, wo man die Thätigkeit und das Gewimmel des Seelebens sieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Böte, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das

Meer, und von und nach den Schiffen und Inseln. Diese Meerseite heißt il rio de' Schiavoni. An dem andern Ende längs der Bibliothek und weiter hin ist der Fischmarkt, und dort kann man dieses stumme Thier in seinen mannigfaltigsten Arten sehen. Doch ist es dort garstig und unhold, wie an allen Orten, wo es auf den Bauch des Menschen ankömmt.

Sankt Markuskirche.

Dieses herrliche Gebäude, mit 5 Kuppeln gewölbt, gebeut von außen und innen dem Anschauenden Ehrfurcht. Man wird gleichsam von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man in seine dunkeln Hallen eintritt, und zu seinen kühnen Wölbungen aufschaut. Sie ist fast durchweg mit allerley alten Bildern aus Mosaik geziert, sowohl außen am Eingang, als innen, und der Fußboden mit bunten Steinen zierlich getäfelt, welche hie und da eingesunken sind. Gute Gemählde von Tintoretto, Veronese und andern sieht man in den Nischen und Kapellen, die Lichter auf den Altären werfen einen sehr trüben Schein durch das Halbdunkel, und die Fußtritte der Betenden und Durchgehenden hallen dumpf zurück. Die Franzosen haben hier auch aufgeräumt und goldne und silberne Leuchter haben wandern, und die trefflichen bronzenen Pferde weiter ins Abendland gehen müssen, welche sonst über dem Eingang der Markuskirche prangten. Aber die

Mauern und Säulen dieses stolzen Gebäudes lassen sich nicht über Meere und Berge tragen, wiewohl auch sie die Zeit einst zusammenstürzen wird.

Kirche Sankt Johannes und Paulus.

Diese, die auch die Dominikanerkirche heißt, ist unstreitig die größte in Venedig und auch ein Werk, das einer großen Nation Ehre macht. Sie ist schön und hell erleuchtet und macht einen sehr fröhlichen Eindruck, wenn man eben die Sankt Markuskirche gesehen hat. Sie hat viele alte Denkmäler der venezianischen Geschichte, und man sieht viele der großen Männer der verflossenen Jahrhunderte in Bronze, oder in Stein, zum Theil meisterhaft gearbeitet. Hier wird auch die Haut des heldenmüthigen Bragadin verwahrt, der im 16ten Jahrhunderte die Stadt Famagosta so tapfer gegen die Osmanen vertheidigte, und den der unedle Mustapha nach der Einnahme lebendig schinden ließ. Sonst zeigte man hier dem Fremdling auch Titians Meisterstück, Peter den Märtyrer, der jetzt die Gallerie des Louvre mit ausschmückt, wohin er mit vielen andern Kostbarkeiten dieser Kirche ausgewandert ist. In einer Seitenkapelle sieht man treffliche Arbeiten in Stein und Erz von dem Paduaner Bonazza und seinen Söhnen, und von Aloysius, und ein Täfelchen, welches das Andenken der An-

wesenheit Seiner Heiligkeit, Pius des Sechsten, auf seiner Reise nach Wien erhalten soll.

Nächst diesen beiden sind die Kirchen dello Scalze, die der Jesuiten und die Sankt Salvatorkirche treffliche Denkmähler der Kunst, die einer Stadt Ehre machen, wo einst ein Palladio, Sansovino, Alessandro Vittoria und andre große Namen lebten. Die Kirche Sankt Zacharia ist klein, verdient aber wegen der schönen Madonna des Veronese von den Fremden besucht zu werden, welche wegen des himmlischen Ausdrucks dem Anschauer unvergeßlich sich einprägt. Die Sankt Rochuskirche ist vom Tintoretto gemahlt, und durch seinen Sankt Rochus siegte er über seine Mitbuhler.

Ueber dem Meere liegen noch zwey schöne Kirchen, die Kirche Maria della Salute und die des Klosters St. Giorgio maggiore. Die erste ist ein stolzes Werk mit schönen Gemählden, die leider, wie die meisten in den Kirchen, dem Zuschauer zu sehr im Dunkel stehen, und mit trefflicher Bildhauerey. Sie ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach einer großen Pest ex voto gebaut, und wird noch von Kranken besucht, die der Deiparae matri salutiferae ihre Gelübde darbringen. Unter der Wölbung der einen Kuppel stehen die zwölf Apostel in der Runde, aus herrlichem Stein gearbeitet. Sankt Giorgio maggiore Kloster und Kirche liegt dieser gegen über, in einer weitern

Entfernung zwiſchen der Stadt und der Inſel Lido auf einem luſtigen Inſelchen. Auch dies iſt ein ſchönes Werk der Baukunſt; aber anmuthiger und lieber war ſonſt den Venezianern der ſchöne Kloſtergarten, der immer offen ſtand. In der guten alten Zeit war es eine gewöhnliche Sommerſpazierfahrt, und man ergötzte ſich unter den blühenden Bäumen und lachenden Lauben. Auch dieſe Anlagen hat der Krieg zerſtört, und die beſten Bäume ſind von den Franzoſen zum Brennholz umgehauen, und alles aus einander geriſſen worden. Man hat von hier eine feine Anſicht von Lido und Murano, und aufs Meer hinaus und dieſſeits wieder auf die Stadt, dem Broglio und das Gewimmel des rio de' Schiavoni am Hafen.

Der Pallaſt des Doge.

Gleich aus der Markuskirche, oder vom Markusplatz tritt man in den Pallaſt des Doge, ein ſtattliches gothiſches Gebäude, das von der Kirche bis an das Bollwerk des Meeres läuft. Die eine Seite nach dem Broglio der Bibliothek gegenüber iſt alt, die andre von Sanſorino. Zwey ſtattliche koloſſaliſche Figuren ſtehen an der Treppe des Eingangs, auch von Sanſorino muſterhaft gearbeitet. Auf dem Hofe ſtehen zwey alte Brunnen, die, wie die Säulen unten und die Treppen, leider mit Unrath bedeckt ſind. Ich will dieſen Pallaſt grade kein Meiſterwerk der Kunſt nennen; aber ſo wie er

ist, macht er mit seinem ganzen großen Bau, mit seinen Portiken, Treppen und gewaltigen Säulen einen ehrwürdigen Eindruck, wie die alte Zeit, worin er gegründet ward. In diesem Pallast saßen in den mancherley Sälen und Zimmern mehrere Kollegien, und es sind auch noch deren da. Fast alle Gemächer sind mit Gemählden der besten Künstler der venezianischen Schule geziert: eines Tizian, Veronese, Tintoretto, Bassano, der Palma und andrer. Doch auch von diesen haben die Franzosen mehrere der vorzüglichsten mitgehen heißen. Die meisten von diesen Gemählden schildern natürlich tapfre und große Thaten der Vorzeit im Frieden und Kriege, und es giebt viele gewaltige Schlacht- und Seestücke darunter. Aus dem Kampf Friedrichs von Hohenstaufen mit Alexander dem 4ten, sind fast alle Scenen darin gemahlt, weil die Venezianer eine so große, und Friedrich so verderbliche Rolle dabey spielten. Sogar der Nackentritt des stolzen Dreigekrönten ist nicht vergessen. Dies erinnert mich an das Porphyrtäfelchen, das unser Führer uns als eine Seltenheit zeigte, wo Alexander den Kaiser vom Bann gelöst haben soll. Nein ganz anders ist es jezt! Pius in seiner Karthause bey Florenz hatte wohl der Cyklopen nöthig, seine Donnerkeile etwas verstählen zu lassen. Der große Saal, worin diese Schildereien sind, ist einer der größten und weitesten — Der Pallast ist mit

Bley

Bley gedeckt, und unter diesen Dächern sind die schrecklichen Staatsgefängnisse, worin die großen Sünder, die heimlich gesündigt hatten und heimlich aus der Welt mußten, oft lebendig gebraten wurden. Die berühmten Rachen der Ankläger, die offenen Löwenmäuler vor dem Pallast des Doge haben auch mit dem Staate zugleich ihr Grab gefunden. Der Himmel gebe, daß mit diesen fürchterlichen Denkmählern des Despotismus dieser hier auf ewige Zeit vernichtet sey! Dann mag man ohne Trauren auf den Trümmern eines Staates wandeln, der nach dem Schluß des Schicksals, und durch die Schuld der Zeit und der Menschen, schon seit einigen Jahrhunderten langsam hinwelkte.

Diesem Pallaste gegenüber, an der andern Seite des Kanals, liegen die Gefängnisse, ein großes düstres Gebäude, das schon von außen Grauen und Entsetzen erregt. Die Gitterstangen, drey, vier Zoll dick, die Schwärze der gewaltigen Quadersteine, die kleinen und düstern Luken, die dem Tage kaum einige Lichtstrahlen stehlen können, die Menschenstimmen, die dumpf von unten erschallen, und die bleichen Gesichter und dürren Arme, die aus den obern Gittern um ein Allmosen flehn, alles dies erregt ein höchst gräßliches Gefühl. Noch nie habe ich ein so fürchterliches Wohnhaus für Verbrecher gesehen. Die untern Löcher laufen tief und eng hinab, und sie hat man ehedem unter Wasser ge-

ſetzt, um ſchnell das Henkerwerk über die ſchwerſten Sünder zu fördern, die in dieſer unterirdiſchen Hölle ſich vielleicht nach der vorbeifließenden Fluth mit tantaliſcher Quaal geſehnt haben, wo die Hoffnung nicht auch noch um die Träume des Verbrechers ſäuſelt. Ich weiß nicht, ob jetzt viele darin ſitzen. In den obern Geſchoſſen ſaßen für ein menſchliches Herz zu viele.

Markusbibliotheck.

Dieſes treffliche Werk Sanſorines liegt dem Pallaſt des Doge gegenüber am Broglio, und ſchließt ſich mit einem Ende an die Prokuratorien an, das andre ſieht auf das Meer. Im untern Stock war ſonſt die Münze, und er heißt eigentlich la Zecca, im obern die Bibliothek, deren Anfang Petrarka geſtiftet hat. Sie iſt ein rechtes Chaos, wie ſie nun da ſteht, und ſoll auch vorher nicht in beſſerer Ordnung geweſen ſeyn. Jetzt da die Franzoſen das Beſte von Handſchriften und das Schönſte aus den Antiquitätenſaal mitgenommen haben, iſt für den Fremden hier nicht viel mehr zu ſehen, als der ſtolze Bau ſelbſt. Auch hier ſind unten im Erdgeſchoß Caſini am Broglio hin, wie in den Loggien der Prokuratorien.

Das Arſenal.

Dieſes war ſonſt durch ganz Europa berühmt; doch hatten ſchon einige Reiſende gegen dieſe Berühmtheit proteſtirt. Die Franzoſen haben nun das

letzte gethan, und selbst die äußern Verzierungen von Metall und Messing an den Thürmen des Eingangs mitgenommen. Es ist ein weitläuftiger Raum mit mehrern großen Gebäuden, die ihn rund einschließen, und von dem durchfließenden Kanal in zwey Hälften getheilt werden. An dem Eingang stehen zwey gothische Thürme zu beiden Seiten, jetzt ihrer Zier beraubt. Dieser Kanal war bestimmt, die großen Schiffe aufzunehmen, die im Arsenal ausgebessert werden. Wir sehen auch jetzt einige Kauffahrer auf der Seite liegen. In den mancherley Gebäuden war der angebliche Vorrath von Waffen und Schiffsmaterialien, wodurch man die Welt in Erstaunen setzte, und es arbeiteten, sagt man, täglich nicht weniger, als 1500 Mann, darin. Aber alles dieses war gewiß nicht mehr von der letzten Zeit zu verstehen. Jetzt sieht man gar nichts, das nach dem Wiener Zeughause noch merkwürdig wäre. Die Modelle sind so was Herrliches nicht, und überall langt nicht mehr vollständig, und wer den Bucentauro nicht als eine Rarität beschauen will, der findet an ihm auch nichts zu bewundern. Für mich sind die Austern, die man nach dem Arsenal benennt, das merkwürdigste gewesen, und ich ärgerte mich endlich, mit meiner Gesellschaft dreiviertel Stunden gewartet zu haben auf den Officier, der uns aus besonderer Freundschaft gegen den einen unsers Haufens hineinführte.

Doch ist der Eintritt überall nicht schwierig. Man hat sich nur bey dem Nobile, der jetzigen Exellenz, Querini, zu melden und zu legitimiren als einen Unverdächtigen, so erhält man sogleich ein Billet, und wird vom Inspektor, oder einem der Officiere, gegen ein leidliches Stück an den Thürhüter, eingeführt.

Palläste.

Es ist zuletzt ekelhaft, immer nur von schönen Gebäuden das Papier voll zu schmieren; ich will kurz seyn. Der reiche Patricier, der die Einförmigkeit eines Lebens im Meere nur zu gut fühlte, flüchtete sich in den schönen und in den heißen Monaten gewöhnlich auf das Land, und baute sich Villen und Palläste und lukullische Gärten unter den elenden Hütten seiner verschmachtenden Sklaven. Im Winter und wann die schlimmen Tage kommen, suchte er wieder in der Stadt, was er auf dem Lande nicht mehr fand. Da aber jene ländlichen Wohnungen die Lieblingsplätze wurden, so vernachläßigte er seine herrlichen Palläste in der Stadt, und daher kommt es, daß diese zum Theil treffliche Werke der Baukunst und der seltnen Genien, die das Vaterland verherrlichten, von außen meist ein ödes und finsteres Ansehen haben, und die zerschlagenen Fenster nicht selten durch bloße Luken ersetzt sind. Man findet die meisten und

ſchönſten am großen Kanal, wo ſie freilich den einzigen Platz finden, dem Auge zu erſcheinen.

Die Menſchen.

Endlich von dem Todten zum Lebendigen. Die Venezianer ſind im Durchſchnitt ein ſchöner und rüſtiger Schlag Menſchen, faſt alle ſehr wohl gebaut, und von männlichem Aeußern und Gebehrden. Sie haben, dünkt mich, einen gewiſſen Ernſt ohne Trotz, der ſie ſehr wohl kleidet, und die Artigkeit und Feinheit, womit ſie unter einander und mit Fremden umgehen, noch liebenswürdiger macht. Man findet wirklich viele Geſichter, die auf dem erſten Blick eine Art von Achtung einflößen, und auf den Gedanken bringen könnten, als ſeyen in dieſe Lagunen manche altrömiſche Geſchlechter mit geflüchtet, die ihr Blut vom barbariſchen rein erhalten haben. Oder drückt ſich der Geiſt der edeln Väter der vorigen Jahrhunderte dem Enkel, oder beſſer dem Körper des Enkels, auch mit ſeinem Stempel ſo tief ein, daß er ſelbſt bey dem entarteten Geſchlechte ſich nicht leicht verwiſcht? Die Venezianerinnen ſind unter den Töchtern Italiens berühmt, und Venedig hat oft den Beinamen des griechiſchen Korinth geführt. Es iſt wahr, man findet reizende, ja himmliſche Geſichter, zwar meiſtens blaß, aber blendend weiß und mit gewaltig blitzenden Augen, man findet die Fülle und Rundung der Körper mit Feſtigkeit verbunden, die den

nördlichen Ländern oft fehlt, man findet eine gewisse Leichtigkeit bey allem äußern Ernst, die freilich dem schönen Geschlechte ausschließend gebührt, aber doch wohl mehr dem gewandtern Südländer zukömmt; jedoch, wenn man das Einzelne ausnimmt, hat Venedig nach Verhältniß wohl nicht mehr Schönheiten, als manche andre Stadt gleicher Größe. Aber in den einzelnen ausgezeichneten Bildungen ist ein Geist im Auge und eine olympische und rafaelische Ruhe auf der Stirne, die entzückt und alles Kindliche gern unter diese Seltnen mitlaufen läßt. Man findet bey allem Leben und Ausdruck der Gesichter gar viele kleine Puppenformen unter ihnen, und wenige mit dem Wuchs meiner schönen Wienerinnen. Die ihn aber haben, wissen ihn besser zu gebrauchen, als jene. Die Tracht ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten Städten Europens findet. Die Zendole, die sonst die Venezianerinnen auszeichneten, sieht man nicht mehr so häufig. Aber eine Art von Schleier, oder auch nur ein Tuch in Form eines solchen, trägt hier alles von den Ersten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almosen ausstreckt, und an diesem erkennt man gleich eine Fremde. Doch giebt es auch hievon in dieser alles Alte umkehrenden Zeit jetzt Ausnahmen, und ich habe sowohl auf dem Mar'usplatze, als in den Theatern viele schöne Gesichter unbeschmiert

gesehen, die nicht außer der Brenta gebohren wären. Das berühmte Cicisbeat ist freilich immer noch im Gange, doch meinen viele, daß es mit dem Staate nebst vielen alten Sitten und Weisen wohl über den Haufen stürzen werde. Schon vor der letzten Revolution durch die Franzosen sollen viele diese elende Weise als unwürdig und als eine Teufelsruhebank verschmäht haben. Die Männer haben fast eben die Tracht, wie im ganzen übrigen Europa. Doch trägt man fast gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiänisches Ding sind, und wenig runde Hüte. Höchstens mögen die Mäntel, die fast allgemein sind, die Venezianer auszeichnen. Man trägt im Sommer weiße taffetene über den Kleidern, auch bey dem heitersten und schönsten Wetter. Ich habe jetzt nur noch einige Exemplare davon auf den Körpern, und mehrere nebst andern weißen aus leichter Leinwand und Baumwolle an den Stangen der Trödler gesehen. Wann der Herbst heran kömmt, verändert sich der Stoff in tuchene. Die meisten sind rothe scharlachene, aber man findet auch viele weiße. Diese ernste republikanische Tracht steht einem stattlichen Bürger gut. Sie ist so was allgemeines, daß der ärmste Lump, der froh ist, täglich einige Groschen zu erhaschen, doch ein Stück von Mantel haben muß. Ueberall scheint mir der Italiäner kein solcher Narr in Kleidung, als wir Teutsche, obgleich

er gern sauber und selbst etwas steif gepuzt ist. Er scheint nicht einmal daran zu denken, wie er gekleidet ist, in welcher Gesellschaft er sich auch befinde, und noch ist es mir nicht vorgekommen, daß einer sich über einen andern Zuschnitt des Rocks, über einen anders aufgesezten, beschornen, oder bezopften Kopf und dergleichen Kleinigkeiten gewundert hätte.

Die Gondolieri.

Dieses ist eine zu berühmte und zu einzige Klasse von Menschen, als daß ich nicht einige Worte von ihnen sagen sollte. Sie sind die Fiaker dieser meerumflossenen Stadt, und da ihr Fuhrwerk nicht kostbar ist, bey weitem die wohlfeilsten Fiaker, die ich kenne. Ihre Zahl mögte sich wohl schwerlich genau bestimmen lassen. Einige haben ihrer eine ungeheure Menge aufgerechnet, so wie auch der Gondeln, die mir allerdings unglaublich ist. Genau mag sie sich wohl nicht angeben lassen, weil sie wahrscheinlich von Tage zu Tage wechselt, und einige Gondeln einen, andre zwey Führer haben. Dieser leztern will man über 12000 zählen, die den ganzen Tag in allen Kanälen auf und abfahren, für 2, 3 Soldi übersezen, und für 15 bis 20 eine Strecke fahren, wofür ein rasselnder Fiaker gewiß 80 begehrte. Die Gondeln sind länglichte Kähne, vorn und hinten mit einem spizen Schnabel. In der Mitte ist ein Kasten mit einem Ein-

ganz und Seitenfenstern, schwarz angestrichen, und mit einem schwarzen Tuche umhängt, den oft zierliche Troddeln und Franschen schmücken. Dieser Kasten ist so niedrig, daß man gebückt hinein muß, und eben aufrecht darin sitzen kann. Vorne ist zu jeder Seite eine Bank für höchstens zwey Personen, und hinten ein schwarzes Polster für eben so viele, so daß nur etwa 6 Personen in einer Gondel Platz haben. Der Gondeliere steht im Hintertheile mit einer langen Stange, und weiß seinen Kollegen und den Ecken und Krümmungen der Häuser mit eben der Kunst und Gewandtheit auszuweichen, mit welchen ein Wiener Fiaker seinen Kollegen in den engen Gassen vorbeirasselt. Sind zwey Leute darin, so steht der eine vorn. Der vordere Schnabel ist mit einem blanken dreigezackten Eisen geziert, das oben 8 bis 10 Zoll vorsteht, um ihn beym Anstoßen zu sichern. Die Gondeln sind alle ohne Ausnahme schwarz angestrichen, und mit schlichtem schwarzen Tuch behangen; so befiehlt es ein weises Gesetz, um den zu großen Aufwand zu verhüten, den einige sonst sicher auch hierin machen würden. Die Gondolieri haben keine bestimmte Tracht, doch findet man viele recht hübsch auf Seemannsweise mit weiß und blau, oder weiß und roth gestreiften Jacken, und blauen oder rothen Schärpen mit einem runden Hute. Andre auch sehen gewöhnlichen Taglöhnern und Arbeitern

gleich. Man kann nicht sagen, daß sie grob sind, wie es sonst diese Klasse gewöhnlich ist; doch nehmen sie billig die Fremden aufs Korn. So forderte einer von uns 2 Lire für eine Fahrt, die er nachher für 15 Soldi machte. Sie sind so beherzt, als geschickt, und fahren mit ihren flachen Fahrzeugen über das Meer hinaus nach Lido und Murano, und selbst auf das feste Land auf der reißenden Brenta, ohne daß man oft Beispiele von Verunglückten hätte. Die gewöhnliche Anrede ist: vuol' andar padrone? wobey mir das Wienerische: Fahrn mer ihr Gnode? einfiel. Es giebt noch eine andre Art Gondeln, die ich nicht probirt habe, viel größer und auch zierlicher, als diese, mit allem Glanz der Farben und innerer und äußerer Verzierung. Der Kasten in der Mitte macht hier einen weiten und eleganten Saal, worin 30 bis 50, und, wenn sie enge sitzen wollen, wohl 80 Personen Platz finden und im Fahren essen, spielen und aller möglichen Unterhaltung genießen können. Diese sind in den schönen Sommermonaten recht im Schwunge und werden bey Lustfahrten gebraucht.

Außer diesen Gondolieren wimmeln die Kanäle und Bollwerke und alle Anfuhrten der Stadt von zahllosen Barken und Böten, die den vielen Bäuchen der Stadt den Proviant zuführen, oder auch zu den Schiffen gehören, die selbst jetzt noch in ziemlicher Zahl hier liegen. Dies giebt dem Hafen

und besonders dem großen Kanal eine Munterkeit und ein Toſen und Lärmen, das dem Fremden eine recht angenehme Unterhaltung gewährt. Zwar iſt dies in allen Seeſtädten ſo, aber doch vorzüglich in einer Stadt, die alle ihre Bedürfniſſe zu Waſſer erhält, und wo man zu Waſſer Kaffebeſuche ablegt. Es iſt wirklich allerliebſt, ſo die lange Reihe von Böten zu ſehen, die von Morgen bis Abend in luſtiger Verwirrung mit den mancherley Schätzen und Gütern einherſchwimmen. Einige ſind von unten bis oben mit Nüſſen, andre mit Aepfeln, mit Weintrauben, Feigen, Pfirſchen, Ciſolen, andre mit Kräutern und Salat beladen. In andern endlich grunzt und kräcſt und kräht und brüllt das vierfüßige und geflügelte Vieh. Dazu das Schreien der Bootsknechte und Verkäufer und Käufer am Ufer, worin das wilde Toſen der Matroſen und muthwilligen Buben dröhnt, und es iſt einem da wirklich oft zu Muthe, als müſſe man mit machen.

Bettler.

Dieſer iſt hier eine ſo heilloſe und ſo unverſchämte Menge, als ich noch nicht getroffen habe. In allen Kirchen, an den Altären und wo irgend ein Aus- oder Durchgang iſt, ſchreien ſie die Vorübergehenden an, und beleidigen zum Theil das Auge durch die ſcheußlichſten Gebrechen und Schwären, und durch einen Schmutz und Geſtank, der un-

ausstehlich ist. Da hilft nichts, als sich hart zu machen, und mit einem via muladorto afinaccio! den ersten von sich zu stoßen; denn giebt man einem, so hat man gleich eine Hetze hinter sich, die einen zu Tode jagen und schreien mögte. Dies ist ein großes Uebel, das bey der Menge leichter zu sehen, als zu ändern ist. Was soll der Staat thun, der nicht immer außerordentliche Ausgaben machen kann, wenn alle Spitäler gefüllt sind, und ein verderblicher Krieg gebeut, gerüstet zu seyn? Doch rühmt man darin die österreichische Regierung, daß schon viele auf die Seite geschafft sind, und daß es kein Vergleich ist mit dem, was man sonst von diesem schreienden Gesindel auf den Gassen traf. Wäre das Betteln, wie das Stehlen, nicht so etwas gewöhnliches in Italien, so könnte man allein hiervon auf den Verfall der alten Venezia schließen. Doch behält dieser Schluß immer noch seine Richtigkeit, wenn man von dem ganzen Italien redet.

Bey alle dem ist Venedig noch immer eine der lebhaftesten und interessantesten Städte. In einem nicht gar engen Raum sind doch nahe an 150000 Menschen eingeschlossen, die bey dem immer noch beträchtlichen Handel und der Industrie, die sie belebt, ein recht hübsches Gewühl hervorbringen. Es ist ein erfreuender Anblick, so alles geschäftig und thätig anzutreffen, wie man wirklich den Venezia-

an steht, von früh morgens bis in die sinkende Nacht. Wo man hinsieht, nichts als geschäftige Hände und Füße; sie mögen nun für den äußern, oder innern Leichnam, oder blos für lustiges und lustiges Vergnügen arbeiten, so geben sie doch immer das lebendige Gefühl der Kraft, das gar was süßes ist. Diese Arbeiter vom ersten Künstler bis zum letzten Altflicker sitzen fast alle nach italiänischer Sitte, in offenen Läden zu ebener Erde, wo sie ihre ganze Wirthschaft und oft auch ihren ganzen Vorrath von Materialien, oder Fabrikaten um sich haben. Haben sie Raum, so setzen sie sich, wenn es ihre Kunst gestattet, auch gern auf die Straße hinaus unter freiem Himmel. Dies giebt oft sehr possierliche und allerliebste Gruppen, besonders wenn heterogene Künstler und Handwerker zusammentreffen. Man arbeitet hier sehr viel in Gold und Silber, und ich habe mich gewundert, wie nach so hungrigen Gästen noch so reiche Vorräthe übrig geblieben sind, als man überall sieht. Aber auch in vielen andern Dingen, die der üppige Mensch nur zu seiner Zierde und Bequemlichkeit braucht, findet man Fabrikanten, und all diese Gegenstände in großer Menge beisammen.

Aber diese Industrie des Italiäners erstreckt sich auf viele andre Gegenstände, und zwar auf eine ganz eigne Art, wie man sie fast nirgends sonst findet. Was dem Fremden sogleich auffällt, sey es

auch blos was ephemerisches, das sollte er immer fest halten, weil es, so unbedeutend und klein es sonst sey, fast immer karakteristisch ist. Am Hafen und an allen Plätzen findet man Wiederherstellter und Altflicker aus allen Klassen. Hat einer einen zerrissenen Schuh, oder Stiefel, so zieht er ihn aus und setzt sich so lange bey diesem hin, bis er fertig ist, reicht auch wohl seine Beine hin, und läßt sich einen Strumpf ausziehen, der unten und oben durchlöchert ist, und sitzt mit nacktem Fuße, bis jener fertig ist. Ich dachte erstlich, ich sollte mich zu Tode lachen, fand es aber endlich doch so ganz unvernünftig nicht, sondern schämte mich mehr, daß ich gemeint hatte, jene sollten sich schämen. Kleine Buben, oder alte Kerle, die nichts besseres wissen, setzen sich an einem bequemen Platze ein Paar Stühle hin, und streichen ihr Messer so lange auf dem Leder, bis sich einer ködern und um 1 — 2 Soldi weniger, als er in den Barbierstuben geben müßte, halb schinden läßt. Vor den Häusern und in den Buden findet man häufig zwey, die sich vor aller Augen laufen. Ich will es immer glauben, daß der aktive Theil auch dieses Geschäft um baare Münze übernimmt; denn was thut der Italiäner nicht um's Geld.

Was nun vollends das große Rad aller menschlichen Dinge betrift, die Sachen, welche den hungrigen Magen stillen, so erscheint da erst die In-

duſtrie in ihrem wahren Glanze. Ich habe nirgends ſo ſchöne Buden mit Obſt, Grün und allen Arten Früchten geſehen, als in Venedig. Man mögte ſagen, ſelbſt in der Anordnung und Ausſtellung dieſer Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Schöne, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erſtreckt ſich ſogar auf den wirklichen Theil dieſes Gegenſtandes, auf die großen Buden, wo man Geflügel putzt, und für die großen Garküchen und Gaſthäuſer um einen billigen Proſit überläßt, zum Theil aber auch ſogleich aufs Feuer bringt, und den Vorübergehenden auftiſcht. Alles iſt in der äußerſten Nettigkeit und Sauberkeit, und die verſchiedenen Arten des Linneiſchen Syſtems behalten im Tode noch den Sinn des Dekorum, den ſie, wie wahre Cäſarn, vielleicht im Leben hatten. Aeußerſt komiſch war es mir, ſo einer Schlachtbank vorbeizugehen, und die langen Reihen der Gemordeten zu ſehen, über denen auf langen Stangen Puter und Hähne, ob klagend oder fröhlich, weis ich nicht, kollerten und krähten. Ich habe dies in Wien und ſpäter in Florenz faſt eben ſo geſehen, aber hier geht es mehr ins Große, und wird mit einer gewiſſen Methode, man mögte ſagen, mit einem gewiſſen Handwerksbrauch betrieben, und dies kann in einer Stadt nicht anders ſeyn, wo bey großen Stürmen die Zufuhr leicht einige Tage ausbleiben kann.

Andre Arten Lebensmittel brät und bereitet man auf der Straße, und ſchneidet ein Stück ab, oder aus, ſo einer der Vorbeigehenden Luſt hat, davon zu koſten. Wo irgend ein Platz iſt, da ſteht ſicher einer, oder mehrere, und haben ein Geſchirr mit Kaſtanien, oder Aepfeln und Birnen über dem Feuer. Andre rühren Polenta zu einem harten und gelben Brey über Kohlen und ſchneiden ſtückweiſe aus; noch andre haben lange Flaſchenkürbiſſe, in zwey Hälften zerſchnitten, über dem Feuer, und geben dem Liebhaber gleich die ganze Fauſt voll. Auch der berühmte Theriak Venedigs wird häufig auf offener Straße, beſonders am großen Kanal unweit dem Ponte Rialto, bereitet. In den ſogenannten Höckerbuden, die man aber wegen ihrer Vielſeitigkeit und Vollſtändigkeit kaum ſo nennen kann, geht es völlig ſo her, wie in Trieſt, doch jetzt nicht mit der Fröhlichkeit.

Eine eigne Art Leute hier ſind die Sänger und Schreier, die man auf dem Platz Sankt Marco, Rialto und Rio de' Schiavoni findet. Dieſe haben ein Stück Papier mit irgend einem abentheuerlichen Bilde gemahlt, oder geſtochen, das ſich gewöhnlich auf eine weit abentheuerlichere und wunderbarere Geſchichte bezieht, die ſie mit pathetiſchen Worten herſagen, oder herſingen, und die Soldi in Empfang nehmen, die ihnen aus Ernſt oder Spaß zugeworfen werden. Oft haben ſie auch ge-

druckt

deutsche Blätter dabey, welche sie für einige Soldi den Zuschauern und Zuhörern feil bieten. Dieser Leute sollen ehedem viel mehr gewesen seyn, und auch dieser Zweig der öffentlichen Unterhaltung soll durch die Umwandelung der Dinge viel gelitten haben. In die Tage meines Aufenthalts fiel auch das Herumtragen der Blätchen, worauf für einen Soldo die Nachricht von Nelsons Siege bey Abukir zu lesen war, und man hörte an allen Ecken: la relazione della sconfitta dell' armata francese per gli Inglesi sotto il commandamento di Nelson.

Alles, alles weis der schlaue Italiäner in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutsche und Schwede nur einen schönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordost, der das Wasser mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch stand, und auch andre Gegenden unzugänglich machte. Eine Lust war es zu sehen, wie auf dem Markusplatz sogleich 10 bis 12 Leute sich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwey Soldi seine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur andern transportirten. Wo der Uebergang schmal war, fanden sich andre mit einem Brette und einigen Steinen ein, und strichen von jedem, der sich ihrer Bequemlich-

keit bedienen wollte, einen Soldo ein. Ich glaube sicher, der eine Kerl, der diesen Fund an der Markuskirche gethan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um seine Brücke, und, hätte er drey gehabt, sie wären immer besetzt gewesen. Aber noch eine größere Lust, als diese, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Wasser wateten, vielleicht, um einige Soldi zu sparen. Auch da ist wieder der Italiäner.

Die Lebensmittel und alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, sind vortrefflich in Venedig. Alles dieses kommt, das wenige von den Inseln abgerechnet, von dem festen Lande aus den reichen Gefilden zwischen Venedig und Padua her, und ist gar nicht theuer, wenn man den Transport und die große und üppige Stadt rechnet. Treffliche und wohlschmeckende Fische mancherley Art und herrliche Austern findet man in Menge, und kann also den Festtagen in ziemlicher Ruhe entgegen sehen, und auf die Frage des Wirths: che comanda? magro o grasso? immer magro sagen, man wird dabey nicht verlieren. Will man die Fische selbst in ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit sehen, so gehe man an die Meerseite der Markusbibliothek, wo sie in Menge ausstehen, oder auch an den großen Kanal, wo an einigen Plätzen die Fischer landen. Ich muß gestehen, ich erschrak es

was vor dem Beyworte: das theure Venedig, was man in Triest gab, und doch bezahlte ich nur halb so viel, als in Triest. Das einzige, was man in Venedig entbehrt, und was die geringe Klasse wohl sehr fühlbar entbehren muß, ist gutes Trinkwasser. Man muß das venezianische durchaus mit Wein mischen, wenn es nur irgend genießbar seyn soll. Das beste Trinkwasser giebt die Insel Murano, und man trägt es häufig zum Verkauf herum.

Die venezianischen Kurtisanen, oder schlechtweg Huren, gehören wahrscheinlich auch zu den Dingen, die die lügenhafte Fama mehr vergrössert hat, als billig, und die, beim Lichte besehen, wie ihr Arsenal und andre Wundersachen, viel von ihrem Ruhm und ihrer Furchtbarkeit verlieren. Ich glaube, die venezianischen Kurtisanen müssen nicht mehr ausgezeichnet werden, als andre in Italien. Daß die Teutschen zu dem Geschäfte nicht gemacht sind, ist eine alte Erfahrung, die der Nation keine Schande macht. Eine schlaue und kluge Italiänerin wird bey wenigern Reizen durch Kunst und List weit mehr erbeuten und ganz ansehnlichern Fang machen, als jene, und es auch nicht genau nehmen, die unvorsichtigen Kolibris, die in ihr Netz fallen, wie eine ächt surinamische Spinne, bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen. Dies ist der Karakter dieser Gattung, und insofern hat man-

cher Fremdling ſicher ſeine Thorheit hart büßen müſ-
ſen; denn bey Einheimiſchen geht es ſchon ſo leicht
nicht an. Man ſieht dieſe Geſchöpfe wenig auf öf-
fentlichen Plätzen und Promenaden, und ſie miſ-
chen ſich nicht unter die gute Geſellſchaft, wie in
andern Städten. Des Tages leben ſie ruhig, und
nur gegen die Zeit des Schlafs kommen ſie wie
ächte Nachtvögel hervor und ſtellen ihre Netze aus.
Gewöhnlich müſſen ſie mit abgelegenen Straßen,
Schlupfwinkeln und ſchlechten Zimmern ſich behel-
fen. Aber dieſe und ihre werthe Perſon putzen und
illuminiren ſie mit aller möglichen Kunſt, legen
ſich auch wohl hinter durchſichtigen Vorhängen, oder
auch, wie ſie ſind, zur Schau hin an den Fenſtern,
die ſie mit zwey, drey Lichtern erleuchtet haben.
Die Beſten unter ihnen leben natürlich zierlicher
und luſtiger, als dieſer gewöhnliche Schlag, die
Aermern noch kleiner und verzagter. Dies iſt am
Ende allenthalben daſſelbe. In ſofern aber mögte
es ſich ändern, daß ſie nun bey dem Einmarſch der
Teutſchen auch einen freiern Ton annehmen, und
nach teutſcher Sitte mehr ans Licht kommen. Das
will ich ihnen herzlich gern gönnen, wenn ſie doch
einmal keinen beſſern Weg durchs Leben mehr zu
finden wiſſen.

Nicht am Tage muß man Venedig ſehen, da
hat man nur enge und ſchmutzige Gaſſen und alte
räucherige Häuſer vor Augen, und blos die arbei-

tende, geschäftige, fromme und theils die pflaster-tretende Klasse ist auf den Beinen. Man sieht wenige, ja fast gar keine, Frauenzimmer aus den bessern Klassen, oder ist es auch, so fahren sie in Gondeln, oder eilen auf den Gassen verschleiert, gleich himmlischen Erscheinungen in Wolkendunst, vorbey. Aber die Nacht, wo eigentlich das Scepter des schönen Geschlechts sich erhebt, die Nacht ist auch hier die Zeit ihres Glanzes, und zugleich die Zeit, wo man Venedig wirklich lieb gewinnen kann. Freilich ist die Nacht in den wärmern Klimaten für die meisten Menschen erfreuender, als der Tag, und daher kommt es wohl, daß gewöhnlich ihre besten Freuden und Vergnügungen auf die einbrechende Nacht gestellt sind. Man kann dies vielleicht an keinem Orte besser sehen, als in Venedig, wo alles, was feine und schöne Welt heißt, dann auf Einem Platz zusammen ist, und in liebenswürdiger Unordnung unter einander auf- und abstrudelt. Ich rede vom Markusplatz. Er ist wunderschön von den tausend Lichtern der Cassini erleuchtet, die unter den Portiken der Prokuratorien zu beiden Seiten ihn umgeben. Alle diese wimmeln dann von Menschen, Männern und Weibern im bunten Gemisch unter einander, und draußen auf dem Platz selbst zunächst an den Loggien, ist eine Menge Bänke und Sessel hingesetzt, worauf die Spazierenden sich ausruhen, und den Vorbeygehen

Limonade, Gefrornes, Chokolate, Kaffe, Liqueurs und Konfituren abſchreien, die ſogleich da ſind. Unter den Loggien nun und auf dem ſchönen Platze ſchwärmt es, wie ein Bienenſchwarm, im frohen und lauten Geſumſe, und doch ſo ohne Zank und Händel, als wenn der König als Weiſer voran wäre, und es iſt eine Freude, ſo viele frohe, feine und geſchmückte Menſchen neben einander zu ſehen. Hier kann es nicht fehlen, daß dem wundeſten Herzen die blutende Bruſt ſich auf einen Augenblick ſchließe, und die krauſeſte Stirn ſich entrunzle. Hier kann jeder einige Stunden einer angenehmen und gebildeten Geſellſchaft ohne Aufwand und Zwang genießen, weil auch die Erſten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern ſich nicht ſchämen, in die niedlichen und eleganten Caſinis einzutreten. Man kann dieſe leztern wie eine zweite Börſe anſehen, wo Geſchäftsmänner und Fremde faſt ſicher ſind, diejenigen anzutreffen, die ſie zu Hauſe vergebens ſuchten. Hier lieſt man die öffentlichen Blätter und Neuigkeiten des Tags und ſpricht darüber, ſoviel man darf und ſich getraut. Hier iſt der Stuzer auf ſeinem Boden, wo er ſeine Talente zeigen und Eroberungen und Bekanntſchaften machen, oder ſich doch anſtaunen und bewundern laſſen kann. Doch muß ich zu Venedigs Ruhm ſagen, daß dieſe Klaſſe hier weder ſehr zahlreich, noch überall recht bemerkt und geachtet iſt. Hier endlich ſchöpft die

Schöne, die zwischen den väterlichen vier Wänden, oder den schlimmeren des ehelichen Dekorum den langen sauren Tag seufzte, oder höchstens auf den schmutzigen Kanälen in dem Leichenhause der Gondelieri hinfuhr, endlich ein wenig Luft, und darf den sympathetischen Mond und die freundlichen Sterne frey anblicken, auch sich von andern Sterblichen, die nicht unfreundlicher glänzen, ohne zu erröthen, anschimmern lassen. Doch auch dies ist noch nicht so ganz wahr; denn die meisten, die hier herumwandeln, sind verheirathete Weiber, die schon das Recht, anzugucken und sich angucken zu lassen, mit mehr Freiheit ausüben dürfen. Hier werfen endlich die den Tag unter Akten und in Schreibstuben geschwitzt haben, die Last des Tages von sich, und thun sich gütlich in politischen Gesprächen über die seltsamen Zeiten und den Weltlauf.

Aber nicht blos der Markusplatz ist die Abende bis in die sinkende Nacht voll Jubels und frohen Gewimmels, nein die ganze Gegend von ihm bis zum Ponte Rialto, bietet mir den Anblick einer schönen und erleuchteten Stadt dar. Alle Läden und Buden, oder die sogenannten Mercerie sind offen, und bey hellen Lichtern hat man alles Schönste und Kostbarste und Niedlichste den Augen der Vorübergehenden und der Kunstliebhaber ausgelegt. Dies ist ein bewundernswürdiger Anblick, und man

erstaunt, wenn man den Mercerien der Gold- und Silberarbeiter vorbeigeht, was für reiche Vorräthe von diesen Metallen hier noch sind. Dies ist auch die Zeit, wo Handel getrieben wird, und fast in allen Läden sieht man Menschen. Selbst der Obst- und Fruchthändler illuminirt seine Körbe und Tische, und der Traiteur und Aepfel- und Kastanienbrater stellt die Dinge unter die Nasen, von denen er hofft, daß sie den besten Effekt machen werden. Dies ist die Zeit und dies die Gegend, wann und wo man Venedig sehen muß, wenn sie gefallen soll. Alles Häßliche ist nun bey Seite, und die schmutzigen Arbeiter und die schmutzigen Geschäfte pflegen der Ruhe. Was die Gassen und Häuser unleidliches und ekelhaftes haben, wird nicht bemerkt, da die erleuchteten Gegenstände Augen und Herzen an sich ziehen, und die laute und frohe Menschenmenge einen an nichts anders denken läßt, als was zunächst um einen ist. Dieses Gewimmel ist desto lebendiger und munterer, je enger der Raum ist, der es in sich schließt; denn außer dieser Gegend ist alles todt. Die Straßen sind öde und verlassen und still, und einzelne trübe Lampen erleuchten sie grade genug, daß man die Brücken nicht verfehlt, oder in einen offenen Kanal hineinläuft. Alle Läden sind hier geschlossen, höchstens die Höcker und Fruchthändler und Geflügelpatzer, haben die übrigen offen, und in den Barbierstuben, oder den Kaffais

der zweiten und dritten Ordnung ſitzen noch einige alte Dickbäuche bey einem trüben Lichtlein, und träumen vor ſich hin, oder einzelne Laternen ſtehen an den Ecken, und warten auf einem verirrten, oder furchtſamen Wandrer, um ihm für einige Soldi zu Hauſe zu leuchten. Alle übrigen, die das Leben mit Mühſeligkeit tragen und durcharbeiten, hält lange der Schlaf gefangen, wenn jene Munstern und Frohen kaum anfangen zu ſchwärmen.

Theater.

Es giebt hier mehrere Theater und mehrere Geſellſchaften, die ſpielen, und der Fremde hat alſo das Wählen, wann ihm ein längerer Aufenthalt die Wahl erlaubt. Jetzt war die Geſellſchaft, die auf dem Theatro di San Benedetto ſpielte, die beſte, ſo wie das Theater ſelbſt von denen, die offen ſind, das beſte iſt. Es iſt ſehr elegant und geſchmackvoll und größer, als eines der Wiener, ohne die Ueberladung und den Prunk zu haben, die jene nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Hier konnte man in den Logen die Blüthe der Schönheiten und Anmuthigkeiten Venedigs ſehen, und manche ſchöne Geſtalt und manches funkelnde Aug iſt mir begegnet; denn Augen haben die Venezianerinnen und wiſſen ſie auch zu brauchen. Vorzüglich ſah ich auf dieſem Theater Loloiſen und die Cosa rara ſpielen. Ich habe in Wien berühmte Opern trefflich ſpielen und begle-

ten sehen, aber die Spielenden, selbst wenn sie Italiäner sind, haben dort ihren Himmel und ihr Volk verloren. So wie die Oper ein Kind Italiens ist, so scheint sie auch hier nur recht zu gedeihen, und der Italiäner wie eine Treibpflanze in kältern Ländern seine angebohrne Gewandheit und Lustigkeit zu verlieren. Alle, die ich hier sah, schienen auf dem Theater gebohren, so natürlich und leicht, so ohne Grimasse und Affektation spielten sie das Stück durch; aber auch das Ohr hatte an dem schönsten Gesange seine Rechte, und nicht blos das Auge ward durch Leichtigkeit und Freiheit ergötzt. Das Wiener Ballet fand ich hier nicht wieder. Man zeigte Geschmeidigkeit und Leichtigkeit und Kraft und Stärke bis zur Bewunderung, aber doch waren es keine Künstler, sondern nur Springer. Es fehlt die Seele der Bewegung, die Grazie und Anmuth, die Zartheit und Huld der innigsten Empfindung, der tiefe und stille Sinn, den die Viganos und Casentinis in die Tänze zu bringen wissen.

Das schönste und gröste Theater, il teatro di Venise auf dem Platz San Fantino in der Nachbarschaft unsrer Locanda ist jetzt geschlossen, und wird erst gegen den Anfang der Winterlustbarkeiten eröffnet. Es ist in einem edlen und simpeln Geschmack erst vor einigen Jahren erbaut, und innen

eben ſo geſchmackvoll verziert; wahrſcheinlich das letzte öffentliche Werk der Republik.

So alſo lebt der Venezianer, und ſo ſind ſeine Vergnügungen, wenn man die gewöhnlichen Konverſatorien und andre Geſellſchaften, die Luſtfahrten nach den Inſeln und vor dem Hafen noch dazu rechnet. Dies giebt im Ganzen denn doch ein ſehr einförmiges Leben, und wer es liebt, auch einmal die Erde zu betreten und ſich auf Blumen und Gras herum zu wälzen, wer Vogelſang und Buſch und Wald wünſcht, wenn das Geſchrey der Käufer und Verkäufer, das Wimmern und Jammern der Bettler, das Toſen und Lärmen der Matroſen und Gondelieri, das Krächzen der Trödler, Ausrufer und Bänkelſänger, der Hammer- und Beilſchlag und das Feilen der Schmiede und Künſtler und wer weis was für Schälle und Töne ſein inneres und äußeres Ohr betäubt hat, für den iſt Venedig nicht, und der iſt zwiſchen den Lagunen ein Halbtodter. Der Venezianer fühlt dies auch nur gar zu gut; indeſſen muß die arbeitende und erwerbende Klaſſe ſchon aushalten, und es giebt gewiß manchen, der ſeinen Fuß im Leben nicht aus den Lagunen geſetzt hat. Die Reichen aber und Edlen, die ſonſt vom Fett des Landes ſchwelgten, wüßten wohl, wie einförmig und langweilig das Leben in einer Stadt iſt, wo man nur Waſſer und Himmel ſieht, und ſie bauten ſich draußen auf

dem festen Lande die Villen und Landhäuser, woran die Palladios und Sansovinos ihr Genie verschwendet haben. Sie scherzten und spielten in epikuräischen Gärten und Weinbergen, wann der heiße Sommer brütend über den Lagunen und den dampfenden Kanälen stand, und kehrten erst im Winter zu den Freuden des Stadtlebens wieder um. Man sollte denken, die Luft in Venedig müße sehr ungesund seyn, und zusammen mit dem schlechten Waßer sehr schlechte Folgen hervorbringen. Dies erscheint indeßen äußerlich eben nicht sehr, und man trift hier nicht mehr Bleichsüchtige und Erdfarbige an, als an andern Orten gleicher Größe, die unter dem freiesten Himmel auf dem gesundesten Erdstrich liegen. Doch klagen die vielen Krebssüchtigen und andre, die mit zerfreßenen Knochen und schwärenden Gliedern den Leuten unter die Augen treten, die venezianische Luft an. Die Gewohnheit thut freilich sehr viel, und kann endlich ein Batavia unschädlich machen; aber für Fremde ist es hier sicher nicht gesund. Glücklich, wenn sie Anhänger des Brownschen Systems sind, und brav Wein trinken, der sicher ein Präservativ gegen viele Uebel des Geistes und des Körpers ist. Man trinkt hier gewöhnlich rothen Tischwein, der um Padua wächst und recht gut ist. Der beste Paduaner ist vortreflich, und gehört schon zu den gepriesenen rhätischen Weinen. Außerdem hat man schöne Florentiner

Weine, den weißen und rothen und den Montepulcianer zu billigen Preisen, auch französische Weine, die aber nicht die besten und jetzt sehr theuer sind.

Die Polizey wird hier sehr gerühmt, und sie kann sich unter dem österreichischen Zepter unmöglich verschlimmern. Man hört fast nie von Unordnungen und Excessen, und eben so wenig von blutigen Dolchen, die man im Auslande immer als Schreckbilder und Gespenster hinstellt, und die in Italien, gottlob! so häufig nicht sind, als das tolle und blinde Gerücht sie macht. Wie das heiße Blut des Südländers überall kochender und sprudelnder und bey dem Italiäner desto schlimmer ist, jemehr er seine Heftigkeit und Munterkeit unter einem gewissen Ernst und Wohlanständigkeit von Jugend auf fesseln lernt, die der eben so lebendige, als aufrichtige Franzose eine Betise nennt; so ist es auch natürlich, daß diese erstickte Flamme zuweilen ausbreche, und daß blutige Rache den Feind und Beleidiger verfolge; man hat also auch Ursache sich vor Händeln zu hüten. Aber hat man diese nicht, läßt man sich nicht mit Spielern und Raufbolden und gefährlichen Nymphen ein, so kann man in Venedig sicher gehen bey Tage und bey Nacht. Dieses wird gewiß noch mehr der Fall seyn, wenn die Teutschen im Besitz dieser Stadt bleiben, so wie man dieses in den Städten der Lombardei be-

merkt haben will, die lange unter österreichischen Scepter gestanden haben. Man rast hier so alle Augenblicke dem Fremden zu: non è più questo ch'era; e tutt'un altra maniera di viver a Venezia. Mir fiel es selbst wirklich auf, als ich hier ankam, des Abends nicht mehr Lärm und Jubel am Hafen und auf dem Markusplatze zu finden, da hier doch immer noch ein beträchtlicher Handel und so ein munteres Gewühl ist. Ich fand es ja in dem kleinen Triest ganz anders. Dies ist auch vor einigen Jahren so gewesen, aber zuerst die Revolutionszeit der Franzosen, dann der Einmarsch der stilleren Teutschen haben natürlich eine große Veränderung hervorgebracht. Vormals ist die Abende bis in die späte Nacht ein Geschrey und Getümmel der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen besuchten Gegenden der Stadt gewesen; Bänkelsänger haben sich unter die zahlreiche Versammlung der Spazierenden und Sitzenden gemischt, und ihre Mord- und Wundergeschichten abgesungen; Banden von Musikanten oder einzelne Instrumente sind umgezogen, und haben zur Ergötzung der Menge aufgespielt, und so ist es sonst die ganzen Sommernächte durch gegangen. Jeder, der eine Anlage und Ader in sich gefühlt hat, eine öffentliche Person spielen zu können, hat sein Talent zum allgemeinen Besten hergegeben, und es immer recht gut verzinset. Dies alles hat mit dem

Patriciat beſtanden, weil die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die ſchon wußten, wenn es Zeit war, dieſem, oder jenem die Maulſchrauben anzulegen, und diejenigen ſogleich auszmerzten, welche die Heerde räudig machen konnten. Es iſt wirklich Schade, daß ſolche an ſich unſchuldige Freuden der niedern Klaſſe beſchnitten werden, die überdem ſo wenig vom menſchlichen Leben hat; noch mehr aber findet man dies traurig, wenn grade dieſe Art ſich zu freuen, im Karakter des Volkes liegt und des Landes, das es bewohnt. So verliert jedes beſiegte Volk unerſetzlich durch Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andre zerſtört und unterdrückt wird, was auf das zarteſte und innigſte mit ſeinem natürlichſten und heiligſten Leben verwebt iſt. Aber auf einer andern Seite kann man es dem neuen Regenten doch auch nicht verargen, wenn er äußerſt auf ſeiner Hut iſt und alles verhindert, was das Volk zuſammenbringen kann. Venedig hat durch dieſe Veränderung ſicher ſo viel nicht verloren, wenn ein Volk nicht alles verliert, das aufhört ein Staat zu ſeyn. Aber es iſt doch ſehr natürlich, daß Mistrauen mit ihrer ganzen Lage in allen Herzen mehr, oder weniger ſich rege, ſo natürlich, daß es unter der mildeſten und beſten Regierung nicht anders ſeyn würde. Dies weis Oeſtreich wohl und fühlt es. Darum iſt alles was teutſch iſt, ſo auf ſeiner Hut, und findet

sich wohl berechtigt, sein Mistrauen gegen den Italiäner noch höher zu spannen. Denn die Unzufriedenheit der Meisten mit ihrer jetzigen Lage, selbst ihre Verachtung der Teutschen und ihr heimlicher Groll gegen das Militair ist nicht blos stumm, sondern offenbart sich ziemlich laut und unverhohlen. Viele sind wüthende Demokraten, die freilich durchaus toll seyn mußten, da sie eben nur von den Ketten des Aristokratismus losgemacht wurden. Andre wünschen freilich nicht die alte Verfassung, aber doch eine eigne: die Großen sässen gerne wieder auf goldnen Stühlen. Alle endlich hegen wohl den natürlichen Wunsch, in welcher Lage der Dinge es auch sey, wieder ein eignes Volk auszumachen. Manche Vernünftigere freilich, die diese Unmöglichkeit sehen, dienen der Nothwendigkeit und sind mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie müssen und weil sie in dem großen Lauf der Dinge keinen bessern sehen. Es ist ein sehr unbehagliches Gefühl, das selbst dem Fremden sich mittheilt, so eine Menge Menschen in einer Art von Gewitterschwüle zu sehen, wo das Wetter immer bereit ist, zuzuschlagen, wenn nur ein Luftstrom kommt, so es zieht. Dies ist hier offenbar der Fall, und man kann es aus allen Gesichtern lesen, und aus den Gruppen in den Kaffehäusern, die jede für sich flüstern und murmeln und sich unter einander nicht berühren. Man sieht hier auch noch die Reliquien des alten re-

republikanischen Militärs, die eben keinen hohen Begriff davon zu geben im Stande sind. Die Officiere sind meist verabschiedet und haben Pension, sie gehen mit mächtigen Säbeln bey Schuhen und Strümpfen und mit gewaltigen galonirten Hüten einher, zum Theil wie rechte Lumps, und man sieht wenige, die nicht die Züge des gemeinen Trotzes trügen, besonders wenn sie einem Oesterreicher begegnen. Es sind hier in allem drey der besten Oesterreichischen Regimenter, die etwa 10000 Mann ausmachen. Es sind schöne Leute, allein das Misvergnügen leuchtet aus ihren niedergeschlagenen Mienen hervor, und spricht laut aus ihrem Munde. Sie wissen es nur zu gut, daß Italien auch ohne Schlachten das Grab der Teutschen ist, so wie die Indien der Holländer und Engländer, und alle sehnen sich nach dem lieben Vaterlande zurück. „Ja „wenn wir nur Krieg hätten, sprechen sie, und es „ginge ins Feld, das wäre uns lieber, als hier „wie die Fische im Wasser zu schwimmen und zu „verhungern. Alles ist theuer und selbst das Was„ser schlecht; die Einwohner hassen uns, geben uns „das Schlechteste, und es ist ihnen eine rechte „Freude, den Teutschen zu betrügen. Von jedem „Regiment liegen 3 bis 400 Mann krank in den „Spitälern, und die bravsten Kerls welken so un„gebraucht in diesen verfluchten Pfützen hin, die „ärger sind, als die Mantuaner." So war nur

Eine Klage, die leider nur zu sehr gegründet ist. Da diese Truppen in der Stadt selbst keinen Raum haben, so werden sie gewöhnlich nach Lido übergeschifft, um dort zu exerciren; Kompagnieweise suchen sie dies auch hie und da auf den einzelnen kleinen Plätzen der Stadt möglich zu machen. Die Officiere, die ich hier sah, halten sich in allem viel netter und eleganter, als die Wiener. Vermuthlich treibt sie ein löblicher Ehrgeiz, mit den weiland Italiänern nicht in Eine Klasse gesetzt zu werden.

Der Glockenthurm.

Ich habe des Glockenthurms von Sankt Markus schon bey Beschreibung des großen Platzes erwähnt, und will ihn nun in seinen eignen wahren Verdiensten preisen und verherrlichen. Will man nemlich einen großen und schönen Ueberblick der Stadt und der ganzen Gegend haben, so muß man ihn besteigen. Er ist immer offen, und man giebt dem Thürmer unten ein Paar Lire, so macht er auf. Es geht ohne Treppen und Stuffen, immer einen sanften Hügel hinan, der sich wie eine Schnecke windet, bis sich endlich das Licht des Himmels und der Erde mit Einem großen Anblick eröffnen, weil man vorher in einem schauerlichen Helldunkel hinaufgetappt ist. Man hat unter sich den Markusplatz, den Pallast des Doge, die Prokuratorien, die Bibliothek und den Hafen, im Osten

das Meer und die Inseln mit den Kastellen, Kirchen und Klöstern, den Segeln und Wimpeln nah und fern, und all dem Leben der Gondeln, Barken und Böte zwischen hier und der Stadt. Sieht man südwestlich, so erscheint die meerumflossene Stadt mit dem Arsenal, den Türmen der Kirchen, dem großen Kanal und Ponte Rialto, und der Menge Palläste mit den Durchschnitten der Wasser und Kanäle, die wirklich einen einzigen Anblick gewähren. Alles Kleine, alles Alte und Häßliche verschwindet nun, und man sieht nur das Ganze. Die Stadt erscheint nicht groß, und ist es auch wirklich nicht für die Menge ihrer Bewohner. Sie kömmt einem wie ein Ameisenhaufen vor, wenn man rund umher alle die kleinen Fahrzeuge und Böte sieht, welche ab- und zusegeln, oder rudern, und das Tosen von unten herauf an diesem lebendigsten Platze erregt wieder das große Bild des geschäftigen Lebens. Im Westen sieht man die schönen Weiden und Ebenen, die bis an die dämmernden Berge von Padua hinlaufen, und sehnt sich hinaus in den freien Raum der mütterlichen Erde. Diesen Thurm muß kein Fremder unerstiegen lassen, wenn er ein lebendiges Bild der Stadt haben will. Friedrich August, der Starke, König von Pohlen, ist diesen Thurm hinauf und hinab geritten, wie man erzählt; eben keines der schwersten Stücke, die er gemacht hat.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aushing, überdem das Reisen auch beides wegen französischen und österreichischen Argwohns sehr unangenehm war, so beschloß ich, erst nach dem schönen Florenz zu gehen, mich dort im italischen Leben fest zu setzen, und so meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigsten Orten, weiter auszuspinnen. Dies alles ist mir nun freilich durch die leidigen Umstände sehr verderben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römischneapolitanischfranzösischen Händel, und sperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das südliche Frankreich. Was ich nun gesehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geist der Zeit, den Karakter der italischen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des südlichern Himmels schildern, und manches schneidend und scharf von allem Nördlichen auszeichne; was ich endlich meine, daß es menschlich auch menschlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in diese kleinen Bruchstücke meines halbjährigen italischen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewissen Plan fragt, ihn hiemit noch

einmal auf meine Vorrede zum Wiener Leben gewiesen haben.

Weil die Reisen im Venezianischen zu Lande mit der Post äußerst theuer sind, und ich keinen Gesellen für die Hälfte der Kosten finden konnte, so bestellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen Boten, oder corriere und procaccio von Bologna, um mit ihm bald zu Wasse, bald zu Lande nach Ferrara zu gehen. Wir stießen den 6. Oktober des Morgens um 3 Uhr von rio de' carbonai am großen Kanal vom Lande und schwammen in der schönen Sternennacht unter frohem Geschwätz über die Lagunen hin, jenes flache und seichte Meer, welches Venedig und seine Inseln vom festen Lande trennt. Mit dem dämmernden Morgen kamen wir an Malamocco, einem Dorfe, das in einer langen Häuserreihe flach am Meere hinläuft. Länger noch liegt Palestrina, welches man ein unendliches Dorf nennen kann; doch liegen die Häuser meistens einzeln. So streicht man zwischen den Lagunen und diesen wenig lieblichen Gestaden hin, und gelangt an das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch den harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch Standhaftigkeit edler siegte, als es vor einigen Jahren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren wir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr Ende haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen und der Etsch und dem Po bis Ferrara veranstaltet

wird. Wir kamen von hier bald auf die Etsch, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Treckschuiten gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier kamen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an seinem Ende hatte, wo wir uns ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag schmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unsre Pässe von dem österreichischen Posten visiren zu lassen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatische Officier, der dort stand, nicht recht italiänisch und auch das Teutsche nicht recht verstand; doch machte ich den Dolmetscher und half ihm expediren. So zogen wir langsam ein drey Stunden stromab auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, cisalpinischen Gebiets, bey einer französischen Postirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianische Mannschaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weinranken bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und schifften nach anderthalb Stunden Naß wieder ein. Ein sternenheller und lieblicher Abend krönte den schönen Tag, mächtig rauschte der gewaltige Strom

hinter uns fort, und immer reitzender spiegelten sich seine Ufer in ihm, die mit waldigten und buschigten Krümmungen, Büschen, Weiden und lustigen Inseln wechselten. Ich saß nach unsrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohem Augenschein zu nehmen, und so die Geschichte dieses Tages zu schließen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etsch und den Po mit einander verbinden, und um die Ströme selbst ist äußerst flach und zum Theil sumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Braves Vieh sah ich hie und da, aber bebaut schien es mir wenig, und viele Ebnen waren so mit Disteln und hohem Grase bewachsen, als führen wir durch eine der Südseeinseln. Die Ufer der Flüsse waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch sah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer sieht man wenige, sondern fast immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerst ärmlich aussehen, und meist ohne Fenster sind, deren Stellen hölzerne Läden ersetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schleusenhäuser nebst den Wirthshäusern aus, die fast durchgehends nett und stattlich sind. Doch hat man weiter im Hintergrunde bessere Wohnungen und hübsche kleine Meiereien. Manche

dst kleinen Wirthschaften an den Strömen und Wassern sind auch recht elysisch. So lag ich den Nachmittag am cisalpinischen Ufer des Po unter phantontischen Pappeln bey einem allerliebsten Gehöfte unter Rebenumschlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Saggingsstauden. Im Ganzen doch scheint die schöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umständen zu seyn. Dies schließt man ziemlich sicher aus dem Kleide, und es war heute doch Festtag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag diese Unangebautheit auch von den Ueberschwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieser niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingezengt, besonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, sumpfige Land sich verwüstend ergossen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme fast immer Gesellschaft, zu beiden Seiten die kaiserlichen und französischen Postirungen, und italidnische Reiter auf Maulthieren und Eselein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meist mit Ochsen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungrischen haben. Auch seine Wagen

sind noch die gementia plaustra der Alten; breite Ueberlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Aren, um die sehr kurze, entsetzlich stöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen sind meistens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin sind diese Gegenden den ungrischen zwischen Présburg und Pest an der Donau ähnlich. Die Männer gehen größtentheils in weiten Hosen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer schlechten Jacke und noch schlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zusammengefalteten Rocke und Jäpchen, doch meist mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unsre herumspielenden Cither- und Bänkelsängerinnen. Die Männer sind ein robustes Geschlecht, aber stumm und grämlich von Ansehen, die Weiber sehen eben so finster aus und sind häßlich und gelb.

Die Gesellschaft bestand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenlosen Gesellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu diesen fand sich um Mittag aus noch ein türkischer Unterthan Panajo Dora, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Gesellschaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraste viel Lust. Der Demokrat hatte eine Aristokratin und der Aristokrat eine Demokratin am Halse. Dies gab zu muntern

Gesprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelassene Aristokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer schönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernst der Sitte und Wohlanständigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politische Materien kam, diesen Stein des Anstoßes für so manche gescheute Leute, konnte sie sich nicht halten, sondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu sprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzosen ihr in Vizenza gefallen hatten; besonders ward sie lebendig, wenn sie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu sprechen kam, die doch den meisten Weibern an den Männern immer das Erste dünken: o come ballono! ma i Tedeschi — Die kleine Aristokratin war noch jünger und hübscher, aber ein bellendes Wesen, voll Launen und Tücke, selbst bei'm Scherz, und dabey sang sie ihr Italiänisches unausstehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir gestanden, und warf immer mit französischen Floskeln um sich, und mit einigen stärkern der Freiheitssöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf cisalpinischen Boden, so steckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! seine Kokarde an, und

trat mit einer Pazigkeit einher, als ſey er durch dieſes Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu dieſen fand ſich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menſchengefühl uns alle hinter ſich zurückließ. Er gab ſich für einen kroatiſchen Griechen aus, und ſo waren auch ſeine Päſſe geſtellt, aber ſicher war er ein ächter Muſelmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber ſchlank, mit einer ſchönen weißen Stirn, ſchwarzen funkelnden Augen, einem Mannsbart, mit türkiſchem Turban und auch im Uebrigen türkiſch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weiberraſchnatters nicht aushalten, und ſah meiſtens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf iſt, gewöhnlich auch zu ſehen war. So machte er ſich denn an mich und machte Gloſſen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und ſo kamen wir in die höhere politiſche Sphäre, und endlich auf Guſtav den Dritten von Schweden, deſſen großer Freund er war. Dies ward ſein Shiboleth, und ich mußte ihm nun von ſeinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er ſie ungeheuer lobte und geſtand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konſtantinopel geſehen. Er aß mit uns, bettete ſich aber apart, um mit den

Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unſre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unſer Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Ariſtokratin Händel an, und jagte erſt die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und ſich unten neben ihrem Mann an einer ſchlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen ſuchte. Aber dies war noch nicht genug. Sie brummte und rührte ſo lange hin und her, bis ſie auch den zweiten demokratiſchen Flügel in die Flucht ſchlug, und ihr Mann das Weite ſuchte, und ſich verdrießlich draußen hinter dem Muſelmann auf einen Sack bettete. Nun ärgerte ſich das kleine beiſſige Thierchen, daß ſie keinen mehr fand, mit welchem ſie poltern und keifen konnte. Indeßen hatte ſie keine Ruhe auf ihrem ſchönen Bette, ſondern machte ſich auf und legte ſich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo ſie eine halbe Stunde ſtill lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing ſich zu rühren, ſo daß ſie mit ihren unleidlichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch ſie war davon frey und all dieſer Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte ſich ſo lange um, bis ſie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelſchen

Margot über mir ſtand; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umſchließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von dieſem Poltern erweckt, überlaut; ſie brummte und ſchrie über ihren Mann, der aber keine Luſt hatte, zu kommen. Endlich des Thorenſpiels überdrüßig machte ſie ſich fort und ſetzte ſich hinter uns auf einen Sack, wo ſie des Morgens noch mit genicktem Kopfe ſchlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den 2ten Tag unſrer Reiſe, den 7ten Oktober, erwachten. Ich machte mich heraus aus unſrer Kajüte, und fand den Ottomannen ſchon auf und ſein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu la'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der ciſalpiniſchen Republik iſt, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unſre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, tranſportiren zu laſſen, welcher grade nach Ferrara führt. Man wagt es nemlich nicht, die Kanäle hier ſogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Waſſern ſie leicht ausreißen, und die Ebnen überſchwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen alſo etwas Chokolate und Früchte zum Frühſtück, und kauften die republikaniſche Kokarde, die ſogleich angeſteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns

ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einladens mißfiel. Da hielten eine Menge paraf mit einem: Cittadino, comanda una sedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Gesellen nicht, so wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal vor der schönen Pappelallee stand, und um den ein Nationalgardist mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke schildwachestehend herum spazierte. Wir rollten die schöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil sumpfiges Gefilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche sonderbare Gefühle schwellten diese Brust, als ich dem Thore näher kam, wodurch einst Helden zogen, und die größten Geister Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt ist alles umher so öde und drinnen so todt, und nur die 1500 Franzosen in der Festung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches ist. Wir nahmen im Wirthshause zum Mohren Quartier, bezahlten dem Corriere 14 Zechinen für Reise und zwey Mahlzeiten, und sahen von der Gesellschaft keinen wieder, weil diese nach einigen Stunden schon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man diese ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, sind ganz im Geschmack der holländischen Treckschuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kasten in der Mitte, worin man

bequem auf Bänken ſitzen, und ungebückt umhergehen kann. Zu den Seiten ſind kleine nette Fenſter, und Tiſche werden für die abendlichen Mahlzeiten hingeſetzt und wieder weggeräumt, ſobald zum Nachtlager die Zurüſtungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio ſich weiche und beaume Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komiſche Beſchreibung der horaziſchen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es iſt doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land ſo gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verſchiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muſelmanne die Kreuz und Quer durchſtrichen, und er hörte hier vielleicht zum erſten Male Taſſo und Arioſt nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein ſtattliches Anſehen, und einen weiten Umfang, der in den ſchönen Zeiten der Herkules und Alfonſe von Ferrara nahe an 100000 Menſchen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunſt enthielt. Dieſe Zeit iſt vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des 2ten Tode wieder unter die päbſtliche Herrſchaft fiel, iſt Land und Stadt ſichtbar verödet und entvölkert, wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, ſieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle ſind verſtopft, der kleine Fluß Reno hat die

ſchönſten Gefilde zu ungeſunden Morâſten, und die Plackereien und Vernachläßigungen der geiſtlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüſte verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 20000 Menſchen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunſtwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Palläſten war, auch das iſt nun verdorben und verſchleppt, das Ganze alſo Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Urſprung mit Venedig, indem ſie meinen, bei Attilas zerſtörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten ſich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in dieſe jenſeitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zuſammenfluß ſey Ferrara entſtanden. Der ſchönere Theil der Stadt datirt ſeine Entſtehung von Herkules dem Zweiten. In dieſem ſind manche ſchöne Palläſte und Häuſer und die prächtige Straße Sankt Benedikt, die an 3000 Schritte von Süden nach Norden läuft, und von einer ſtattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchſchnitten wird. Im Südweſten liegt die Feſtung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders ſo berühmt ward. Auch ſie war mit den übrigen Herrlichkeiten ver-

altet,

alter,* nun aber haben die Franzoſen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie iſt rings mit Waſſer und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Ausſicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menſchenwohnungen. Nach allen Traditionen ſoll der Po ehedem dicht an Ferrara gefloſſen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt iſt.

War Ferrara im 15ten und 16ten Jahrhunderte durch ſeine Fürſten groß, ſo iſt es noch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Arioſt und Taſſo geworden, welche dieſe mit mehrern großen Geiſtern in ihren Mauern beherbergten. Dieſes Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutſchen hat das genievollſte Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kaſtraten und Banditen, und richten es nach ſeinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch ſpielen? Mit dieſen ernſten Gedanken, worin vielleicht der meines zerriſſenen und verrathenen Vaterlandes ſich miſchte, wandelte ich noch ernſthafter unter dieſen Denkmälern des letzten italiſchen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines faſt zerbröckeltes Häuschen, an deſſen Wände einſt Arioſt die Verſe geſchrieben haben ſoll:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia,
sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.“

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einst in himmlischer Begeisterung gesessen haben soll, aber wo er nun hingekommen sey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnstuhl Shakespeares zu Straffort. Wohl dem Volke, das solche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutsche lächelt über solche Kindereien und vergißt. Selbst das Grabmal dieses lieblichen Sängers in der Kirche Sankt Benedikt ist nun geschändet. Einer seiner Urenkel ließ es ihm 1612, bei nahe 30 Jahr nach seinem Tode, mit einer stattlichen Inschrift setzen. Die Franzosen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieses Denkmal gröblich beschädigt.

Wenn Arioſt bitter über seine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Würken eines Künstlerlebens nicht paßte, so hatte Taſſo, der 50 Jahre später unter Alfons dem zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schicksal. Er verfiel wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schwester des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und saß 7 Jahre im Hospital Sankt Anna

gefangen. Mit inniger Rührung ſtand ich einige Minuten zwiſchen dieſen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürſten und Großen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach ſeiner Ankunft 1595 im 51ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Mehrere Städte ſtritten ſich homeriſch um ſeinen Lebensurſprung, ſtehe da graute ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er ſeine Jugend durchſpielt hatte, und erklärte dieſes lieblichſte Städtchen Kampaniens für ſeine Wiege. Süße Fabel, du biſt doch des Volkes würdig, das dem Virgil noch ein Grab aufſucht, und in Florenz die Häuſer bemahlt, worin Dante, Veſpucci und Galilei gelebt haben ſollen.

Mit einer Art Entzücken ſpricht jeder lumpigſte Einwohner der Stadt die Namen dieſer großen Genien aus, und vergißt es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre ſo ganz arm iſt. Gern legt jeder eine gewiſſe Artigkeit und Feinheit im Betragen und in der Sprache dem Zeitalter der Alfonſe und Hippoliten bey, und dem Einfluß des Hofes, den ſie hielten und der Ritter und Künſtler, die ſie an dieſem kleinen Hofe verſammelten. Und iſt dies dann ſo nichtig? So ein Geiſt des Schönen und Guten wirkt langſam fort im ſtillen Gang der Zeit; ſollte er denn ſchnell wieder untergehen? Woher iſt Florenz und das toſkaniſche Volk vor ihren Schweſtern in dieſer Hin-

ficht so liebenswürdig und groß geworden? In der That selbst diese Ferraresen, die so lange als Sklaven behandelt, die auf Nichts in Ehre und Wohlstand herunter gebracht sind, selbst die Ferraresen des heutigen Tages zeichnen sich doch durch eine gewisse Urbanität und Bescheidenheit aus, die man rings um und auch in Bologna nicht findet.

Man sieht in dieser verödeten und verlassenen Stadt jetzt fast nichts als Armuth und Unmuth. So ist es freilich wohl schon länger gewesen, allein die neuere Revolution hat die letzten Reichen und Großen weggejagt, und dafür sind 1500 Franzosen eingezogen, die selbst auf fremde Kosten leben wollen. So wie der Bürger trostlos, so sieht der Bauer zerlumpt aus, und allgemeines Misvergnügen und Trauer sitzt auf allen Gesichtern, selbst auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans, noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen, nicht blos, Nonnen und Mönche zum Pfluge und zur Spindel zu weisen, sondern selbst Armenhäuser und Hospitäler sind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzosen, welche hier liegen, sollen übrigens gute Disciplin halten, und das kann man ihren netten Aeußern, ihren schönen Menschen und Pferden, die alle gut gekleidet und gefüttert sind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Karakter die-

ſes muntern Volks betrifft, ſo hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verſchworen, und es ſoll viele Händel zwiſchen den Gardinen geben. Ja einige Officiere ſind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch iſt das ſelten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu ſtrafen, und darf vieles, was eben nicht ſo ganz recht iſt. Auch eine Probe des neuen ciſalpiniſchen Militärs ſah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag aus fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey franzöſiſche Emigranten auf einem großen Wagen mit unſerm Gepäcke von dannen, eine kleine teutſche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Fluße, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich dieſe Kanalfahrt, wozu ſich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in dieſen Gegenden ſonſt ſelten ſeyn ſollen, berüchtigt worden iſt.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna iſt äuſſerſt niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwiſchen dieſen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an dem Po hinlaufen, ſind durch Sorgloſigkeit dieſer beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei großentheils in Moräſte

und Sümpfe, ſtehende Lachen, und unſichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle ſind verfallen, die Menſchen verſchwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröſchen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat ſeit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle in den Po und andre Ströme dieſe Sümpfe, deren vorzüglicher Sitz um Comacchio zwiſchen hier und Ravenna iſt, trockner und urbarer zu machen. Manches ſoll auch gewonnen ſeyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Dieſe Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß ſie einſt zu was beſſerem führe! Manches iſt indeſſen doch immer geſchehen, und wo jezt Häuſer ſtehen und Heerden graſen, ſoll vor 20 Jahren alles noch Waſſer und Schilf geweſen ſeyn. Man rühmt ſich nun der großen Reisausſaaten in dieſen Moräſten. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und ſtockenden Moräſten, die eine Zeit unter Waſſer ſeyn müſſen, für die Menſchen zu ſagen hat, wer die bleichen Geſichter der Bewohner ſolcher Felder geſehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, ſobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberſchwemmungen geſichert iſt. Beſſer ſorgten die alten Aegyptier in ſolchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Geſetzen verboten, weil ſie außer denen des Nils keine willkührlichen Stok-

kungen des Waſſers machen wollten. Auch hatten ſie damals nach allen Nachrichten, ſo viel ſie aufgeklärt ſind, dreimal ſo viel Menſchen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Peſt, wie unter dem römiſchen und türkiſchen Deſpotismus.

Unſer Weg ging alſo von Ferrara durch flaches Land, das mit groſſen Wällen und Deichen gegen die Ueberſchwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden iſt. Vor der Stadt liegen hübſche Villen, deren Beſitzer aber meiſtens abweſend ſeyn ſollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten geweſen ſeyn ſoll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Graſe waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in ſchönen Guirlanden mit ſchimmernden Trauben ſich um ihre Buhlen ſchlingen. Dieſe ſind meiſtens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Stromweiden, (man nennt ſie ſalcio di Vetrici) von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinſtöcke gewinnt, wo ſie zuweilen ſtatt des mangelnden Baums, der zu ſehr ſchatten würde, an einem Stocke prangen müſſen. Wir paſſirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wieſen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey dieſem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr

Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und diese Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir schifften uns in die bestellte Barke ein. Dieses Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmanischen Bürger zu einem seiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in diesem Dorfe wohnt, und den er auf seinen Reisen nach Bologna immer besucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu seiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erheiterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mittelding zwischen Barbier und Chirurgus, der eine sehr geläufige Zunge nach Art der Quartgelehrten hatte. Er war ein gewaltiger Antifranzose und schrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben! der Wein läßt sich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzosen werden wollte. Einer dieser Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechselt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gebe diesem Halbfranzosen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann schimpfte er auf die neue Tabackssteuer, indem er unwillig sein Pfeifchen ausblies. Wir aber lächelten und tranken, und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobschrift auf die alten geistlichen Her-

ren hielt. Solche Gespräche unter vollen Gläsern wechselnd war es im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief, wir drückten dem Wirth die Hand und beschlossen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal' Albergo in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den schmalen Kanal, auf dem wir fuhren, ist ganz, wie die vorige, doch sieht man zuweilen Bäume und Gesträuch, und oft war der Kanal so dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln besetzt, und mit einem so hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umhersehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finster, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meist nackt und fast noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer sieht man selten, desto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthschaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes ist nun lange eingeärndtet, und sie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder besäet. Der Wein, der in diesem nassen und niedrigen Boden wächst, ist schwach, irdisch und ohne Feuer, je näher dem Himmel, desto himmlischer wirkt dieser Saft des Rebenstrauches. Oefter sieht man wieder Weiden und Wiesen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die

peſtilenziſchen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm ſtanden, geſchnitten, eingefahren und gedroſchen wurden, verſteht ſich, dies alles an verſchiedenen Stellen. Ich ſah dröſchen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beſchreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemiſche von Leimen, Kalk, Eiſenſchlacken und andern Materien ſo feſt zuſammengeſtampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht ſind, daß Regen und Schnee ſie nicht ſo leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, ſah ich einen Haufen von wenigſtens vier Laſt Berliner Scheffels zuſammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröſchen ſchnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit ſehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm ſpringt. Die Aerndte ging ſtill und traurig zu, ohne den Jubel und das Toſen, das man bey uns findet, und doch war eine große Menge Menſchen beiſammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke geſeſſen und in die liebe Welt hinein geſehen; als der Mond mit ſeinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen den Feldheimchen und Laubfröſchen, die mir hier viel gellender und ſpäter als bey uns zu zirpen ſchienen, dann machte ich mich zur Geſellſchaft und hörte die Franzoſen und den Bologneſer gegen einander auf klagen. Dieſes Geſchnatter en-

digte gegen 9 Uhr die Anlandung an einen guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Gesellschaft versammelt, und die Hühner braten und den Reis sieden sahen, womit wir uns laben sollten. Darauf ward gehörig Wein gegossen, und erst um 11 Uhr gingen wir wieder in unser Boot. Einige Stunden wurden noch froh verschwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf seinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzosen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie seien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Halledame. Ein Kapitel, worüber sich manches Feine sagen und schreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Montespan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder das Palais Royal schließt. Dies gab dem Muselmann einen Haken, woran er fest hielt, um die Weise und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, so gescheut, so witzig, so allerliebst, daß der französische Baron ausrief: c'est un drolet, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er sey kein Türke und verabscheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Franzmännern über, und einer der beiden Geistlichen warf ihm den Fehdehandschuh hin und focht wacker als Kämpe der europäischen und fran-

zösischen Weiber. Wie konnte ein Franzose so ungalant seyn, diese liebenswürdigen Anomalien der Natur so ganz im Stiche zu lassen. Ehrlicher Abbé, hattest auch du der verbotenen Trauben gekostet? oder dünkt uns hier auch süßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus diesem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des 10ten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhause meinen Koffer visitiren, und ihn wieder zum Gasthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie ist eine der ältesten und größten Städte Italiens, und war nächst Rom die erste im Kirchenstaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie spielte im Mittelalter als gelehrte und martialische Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der 2te, die Bentivogli, ihre Schirmherren unterdrückte und die Stadt nöthigte, seine Oberherrschaft zu erkennen. Diese war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte sich meist nach eignen Gesetzen unter einem aristokratischen Senat. Welch ein Unterschied

zwiſchen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen! und welch ein zweiter zwiſchen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeiſt auch hier die Erde verdarb, aber wie iſt das arme Ferrara nach dem Verluſt ſeiner Allonſe niedergetreten, wie ſind ſeine fruchtbarſten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indeſſen entſpricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen ſchätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die ſüdweſtlich empor ſteigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabſehbare Ebne, welche der Reno durchſchlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den größten Theil des Jahres faſt trocken iſt, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überſtrömend iſt. Er hat eine ſtattliche Brücke, die ihn in dieſer Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meiſten italiäniſchen ältern Städten bey vielem Schmutz und manchen elenden und finſtern Gaſſen und Häuſern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöſter und Pallaſte von ihr aufweiſen kann, welche die Namen großer Meiſter an der Stirne tragen. Aber ſelbſt dieſe zeigen ſich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil faſt in allen bedeutenden Gaſſen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häuſern, welche ihr Vordergeſicht entſtellen. Dieſe

Arkaden sind freilich sehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geschützt gehen, sie sind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausstehen, oder arbeiten, und so zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menschengewimmels draußen mitgenießen können. Einen Nachtheil aber haben sie, daß sie die Gassen mehr einengen und sie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, sie rein zu halten; überdem geben sie losen Gesindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer größten Furchtbarkeit gewesen sind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigsten Lebens, ist um dem großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche Sankt Petronius ein stattliches gothisches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eins der Merkwürdigkeiten, und eines der stattlichsten Kunstwerke Bolognas, welches sie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es sich so bequem, als viele andre Dinge über die Alpen bringen ließe. Dies ist der berühmte Neptunsbrunnen mit stattlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (er war aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preisen, und das man häufig nach modellirt und im Stich herausgegeben hat. Der Neptun,

eine kolossalische Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, steht in seiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigste Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herrisch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn spielen am Fußgestell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und schwellende Gestalten und üppige Stellungen jene verführerische Luft athmen, welcher der weise Mann Ulysses seine Gefährten die Augen und Ohren vervichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Wasser sprützen die Röhren, und italiänischer Schmutz entstellt auch dieses Denkmal der Kunst.

Bologna war einst einer der Hauptsitze der schönen und bildenden Künste, und die lombardische Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römische und florentinische sehr eingeschlafen war. Mehrere der ersten Meister dieser lombardischen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge sonst ihre vorzüglichsten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöstern und Pallästen bewundern, unter denen man vorzugsweise für die Kunst die Kirche der Mendicanti, der Serviten, Sankt Domenico, Sankt Giovanni in Monte und die Pallästе Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber diese neueste Umwälzung, welche

die Menschen und die Welt auf den Kopf gesetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönste und Beste, was man sonst hier und anderswo in Italien sah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und so geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinstirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unsicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchst unleidliche Folge. Manche der ersten Familien leben die meiste Zeit entfernt, verkriechen sich in eine ländliche und abgeschiedene Ville, oder schließen sich und ihr bestes und schönstes Habe doch sehr ein, vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So ist der sonst freie Zugang gesperrt. Mehrere Palläste endlich stehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weis, wo seine Kunstwerke und Kostbarkeiten geblieben sind. Dieses muß noch mehr bey den Klöstern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall seyn. Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimische sich dazu noch mehr berechtigt, und man weis schon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen sind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat sich manches

gegen

gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man sie belachen lehrte. Indessen bey allen dem ist Bologna noch immer so reich an Kunstwerken und selbst an vortreflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr schriee.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Pallästen und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlspruches eingedenk: Auch das Verschwiegene hat seine Grazie Doch erlaube man mir, weniges zur Erinnerung meiner alten und kalten Tage aufzuzeichnen. Was einem das Herz bewegte, davon glaubt man so gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. Zu den Pallästen habe ich bey diesen verdächtigen Sp[illegible]nzeiten nicht durchdringen können, einige Worte also von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche Sankt Domenico gehörte sonst zu den ersten Merkwürdigkeiten der Stadt, als sie noch fromm seyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in diesem Kloster starb. Dieser Heilige hatte Kirche und Kloster sehr reich gemacht. Man zeigte hier sonst eine Menge silberner Weihgeschenke auch herrlich gearbeitete silberne Blumen, Beweise des Bologner Kunstfleißes; alles dieses hat nun wandern müssen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von

Zeit zu Zeit mit den Ersten der Stadt und einer großen Wache vorsichtig besuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom diese Göttergunst bewilligte, zum großen Aerger der Bologneser dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daß solches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn seitdem die Vorsicht.

Außer dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Bastard Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, König von Sardinien. Die Bologneser, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufstrebenden Lombardei, fingen ihn, und er saß 23 Jahre bis an seinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über seinem Grabe prahlen sie und man liest die Worte:

Felsina Sardiniae regem sibi vincta minantem
Victrix captivum Consule ovante trahit;
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cane non magno saepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geschmack so geben würde:

Der Sardenkönig, der, Felsina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegerkonsul nach,
Der nicht durch Kaisermacht, noch Gold sich rühren läßt.

So hält ein kleiner Hund oft große Eber fest.

Außer diesen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrschaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräsentanten einer beßern Zeit ansehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marsigli sieht man ein Denkmal, das ihm die Clementinische Akademie hat errichten lassen. Unter den Gemählden ist der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmtesten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunst wären, so könnte man es heroisch nennen. Das Kolorit ist äußerst verbleicht.

In der Servitenkirche findet man nach einer Menge von Freskomalereien in der Vorhalle zu Ehren Sankt Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich ist der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche selige Ruhe und welches himmlische Entzücken wohnt um das graue Haupt und betet aus den schwärmerischen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, seine Magdalena und seinen Christus nicht gesehen hat. Es ist die Scene, wie Christus der Magdalena erscheint. Erstaunen und Entzücken und der innigste Ausdruck heiliger Liebe

sprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdischer Gestalt, und mit dem Hinschauen der bedürfenden Liebe steht sie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Mensch ist.

Die Kirche der Mendicanti di dentro war sonst an Gemählden eine der reichsten. Aber man hat in ihr sehr aufgeräumt. Einen der bleibendsten und, ich mögte sagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die schöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da sieht man die Weisheit des Künstlers, jene Ruhe, die den großen Menschen macht, und die der Künstler nie verlieren soll. Welch ein süßes Ideal der ewigen Liebe, die sie muthig ihre Marter tragen läßt! welche stille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die schönste Gestalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Gruppe der Weiber zur Seiten, die sich wehmüthig zu besprechen scheinen. Auch in der Kirche Sankt Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieses Meisters, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das man wegen der vielen Personen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange ansehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieses läßt sich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zusammenfassen.

Es sind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen schöpfenden Künstlerkraft. Wegen der Zeichnung sieht man dieses Gemählde häufig als ein Studium an. Sonst war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines seiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müssen. Mehreres sieht man hier noch von Guercino und Perugino.

Bologna hat von den frühsten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menschlichern und weiseren Gesetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbarischen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuschaffen, und mit der römischen Gesetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier schlug Irnerius zuerst seinen Lehrstuhl auf, hier schrieb Accursius seine Glossen. Tausende kamen von Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntnisse und Gesittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erste Universität Europens, bis endlich nach ihrem Muster und nach dem Pariser in allen Ländern ähnliche Anstalten gemacht wurden und der Strom sich theilte, der anfangs mit vollem Wasser hieher floß. Diesen Ruhm des Alterthums konnte sie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht

behaupten, aber doch hat ſie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeſchichte, Malpighi für die Arzneykunde, der große Caſſini für die Kunde des Himmels, und noch ſieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petronius-kirche, die er 1695 zog.

Die Universität, lo ſtudio, hat ihr ſtattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieſes ſtudio nicht mit dem Inſtitut verwechſeln. Die Veranlaſſung zu dieſer treflichen Anſtalt gab im Anfange dieſes Jahrhunderts ein gewiſſer Graf Marſigli, der im ſpaniſchen Succeſſionskriege unter Oeſterreich diente, aber kaſſirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wiſſenſchaften griff. Er wandte ſein ganzes Vermögen an, ſeltene Gegenſtände der Natur und Kunſt zu ſammeln, und dieſe ſchenkte er der Stadt und bewog ſie, zu ihrer Aufſtellung einen eignen Pallaſt zu kaufen. Der Pabſt vermehrte dieſe Sammlung auf ſein Anſuchen, andre folgten dieſem Beiſpiele und er ſelbſt arbeitete bis an ſeinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieſes ſein Lieblingskind. In der Folgezeit iſt durch die Freigebigkeit der Päbſte, durch Schenkungen und Spenden das Ganze ſo erweitert, daß Marſigli, wenn er mal wiederkäme, ſich freuen

würde, seine eigne Anstalt nicht mehr zu kennen. Jetzt ist hier eine stehende Sinnahme, mehrere Lehrer, die lesen, experimentiren und erklären. Hier ist nun eine Akademie der Wissenschaften, ein Observatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maschinen, Modelle, Antiquitätensal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für das Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den ersten Italiens und sie zählte an 100000 Bände, aber auch aus dieser ist von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antiquitätensammlung erfahren, ob gleich diese noch jetzt in manchem Lande reich heißen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römischen Kaiser und andern, welche Benedikt der Vierzehnte schenkte, nebst andern Sammlungen sind nicht mehr hier. Kleine etruskische Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idole, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie sind eine ansehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr sagen bey dem Artikel von Florenz. Für einen Naturhistoriker würde das Aldrovandische Museum mehr Interesse haben, als für mich, der blos sieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiste sind Abgüsse jener ewigen Wunder der Kunst,

des Laokoon, des farneſiſchen Herkules ꝛc., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang ziehen läßt. Sonſt ſind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künſtler.

Zu dieſem Inſtitut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu ſchon der wackre Marſigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erſt die rechte Konſiſtenz und zugleich ſeinen Namen gab, denn noch jetzt heißt ſie Academia Clementina. Ihr erſter Vorſteher ward ein beinahe hundertjähriger Alter, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardiſchen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geiſt ruhte nicht mehr auf ſeinem Zeitalter. Es ließe ſich hiebey eine Anmerkung machen, welche ſich ir gleichſam durch die Geſchichte alter Zeitalter aufgedrungen hat. Mich dünkt immer, man ſollte mit freien Künſten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geiſtes ſeyn und bleiben müſſen, nie, auch im Kleinſten nicht, herriſch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weiſen: „Der Wind wehet, wohin er will, ...o du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wahin er geht.“ Schon die ernſtern Wiſſenſchaften, die mehr

dem bloßen Lernen und Wissen obliegen, verlieren durch das Wesen der Akademien und Gesellschaften und Innungen, das Eigensinn und Bedürfniß so machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Professoren- und Doktorenstilesanz und seine Anhängsel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunst manirirt heißt. Es giebt nun so wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es ist natürlich. Verträgt keine Wissenschaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweisen könnte, so verträgt es die Kunst am wenigsten. Die Akademien und Universitäten senden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geist und mehr Herz zerstiebt mit dem Schulstaub und unter dem Katheder. Die Mahler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man sie endlich nennen will, haben meistens nur Handwercker gebildet in der Kunst, und man forsche nach, so wird man sehen, daß die Kunst verfiel, sobald man durch Edikte und Dekrete und Professoren sie aufzumuntern suchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu seyn, diesen oder jenen Meister zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunst, der Enthusiasmus giebt; Unterstützung des einzelnen aufstrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweisen, das schuf die größten Meister und wird sie ewig schaffen. Im spätern Zeitalter Roms und

Konſtantinopels behandelte man ſo die Kunſt, und was ward ſie? Die Kaiſer hatten ganze Werkſtätten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man ſie noch in China und Japan hat. Gewiſſe Gegenſtände durften nur von dieſen Privilegirten, und auch dieſe nur auf eine gewiſſe Art gemacht werden. So ward aus Kunſt ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Akademien? ſie folgten dem Genius und ſahen die Reſte der Alten und die Natur.

Bologna hat alſo den Geiſt nicht halten können, der Italien mit ſeiner traurigen Lage verließ, und dieſe Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich geſtellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer ſchönen Natur ſo luſtig aufwuchſen. Nach den großen Meiſtern der italiſchen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael ſchien gleichſam ein Stillſtand zu ſeyn. Da brach in Bologna ein zweiter ſchöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entriſſen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch ſie Göttern und Menſchen gefallen, und brachten in die Kunſt, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guercino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußſtapfen und vorherrſchten ihr Du-

gewand durch muſterliche Werke.“ Nach ihnen iſt Heſperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geſchändet, immer ärmer an großen Geiſtern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte ſo reich hervorbrachten, die ſtehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieſes wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zuſammen rechnet, ſo wird man ſchon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler großen Männer und eine Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte geweſen iſt. Aber auch in andern friedlichen Künſten der ſtillen Thätigkeit und des Bürgerfleißes, hat ſie ſich von jeher ausgezeichnet, und ſchon im Mittelalter ward ſie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und ſeitdem ward dieſes ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat es mit Florenz in neuern Zeiten dieſen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo dieſe Waaren viel beſſer gearbeitet werden. Man ſieht künſtliche Seidenmaſchinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaſpelt und gezwirnt wird, und welche durch Waſſer getrieben werden. Man macht hier auch ſehr feine und künſtliche Blumen aus Seide, welche ſehr theuer ſind, und zum Theil

nach der Levante gehen ſollen. Das Bologneſer Papier iſt durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, den man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen ſeiner Roſoli und Liköre, ſeiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und andrer Magenſachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz ſind, Bologna ſchon vortheilhaft bekannt. Zu dieſen Artikeln gehören noch ſeine herrlichen Würſte, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutſchland gehen, und die eben ſo geprieſen ſind, als die Salami di Verona und die Preſciutti (Schinken) von Mailand.

Bey dieſem Gegenſtand ſcheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der ſogenannten Bologneſer zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beiſatz erräth; denn in Teutſchland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Dieſe kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß ſie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß ſie dann ein Gegenſtand des Luxus und der Galanterie geworden ſind. Je winziger und behender ſie ſind, deſto theurer verkaufen ſie ſich. Man beſchuldigt die Bologneſer, daß ſie ſie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit ſie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer

Untersuchung der Naturforscher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich sagt man ja auch: Kinder, welche Brantwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Absprung, um auch draußen zu bescheid, was denn Himmel und Erde der Stadt beschceert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäusern und kleinen Wirthschaften einen recht freundlichen Anblick gewährt. Nach Norden und Osten senkt diese Ebne sich tiefer und tiefer, bis das Auge sich am Horizont verliert. Westlich steigt sie in sanften Hügeln mit Reben, Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, zu Obstpflanzungen, Kastanien, Wallnuß, und Sorbenwäldern, mit Feigenbäumen untermischt, empor, und trägt nette Kirchen und Klöster, die nun leer stehen; im Hintergrunde ist kahles Gebirg. Am lustigsten ist die Aussicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin sanft aufwärts steigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemisch machen. Diese fruchtbaren Umgebungen, welche von Korn und Früchten schwellen, welche Rinder und Sauheerden und Milch und Käse geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen la gralla (die fette) verdient, wo sie ihn nicht von dem weiblichen Essen hat, was man hier sehr lieben soll. Im Nordosten um die Stadt wächst

Reis und Getreide, und noch stand hie und da üppiger Mais und Saggina, (eine Art Hirse) mit unzähligen Kürbissen, und selbst noch mit Melonen zwischen sich, so daß ich mich wieder nach Ungern versetzt glaubte, wo ich im August so frohe Tage verlebte. Weiter hinab sind die Sumpf- und Marschländer für das Vieh. Auch den Bologneser Taback rühmt man unter den schlechten italiänischen als vorzüglich. Früchte aller Art, so gut sie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben sind groß und trefflich, und auf den westlichen und südlichen Hügeln wachsen einige Gattungen milden und wohlschmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen soll. Die Wohnungen der Landleute auf diesen Gefilden sind nicht so ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeussere dieser Menschen sieht nicht so gedrückt; indessen sehen sie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seel und Leib als Sklaven aus. Auch scheint mir die Gegend lange nicht so bevölkert, als sie nach ihrer Fruchtbarkeit seyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten ausser der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guari liegt, und zu einem Nonnenkloster gehört. Zu dieser Kirche ist eine ausserordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, so wie die reichen Gelübde, in

ungern Zeiten ſehr abgenommen haben ſoll. Das Gemählde der Jungfrau iſt eines von den wenigen Ueberbleibſeln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufſchlüſſe über den Zuſtand der Kunſt ſeines Zeitalters finden. Die Rafaele und Correggen haben Unrecht, ſoviel Weiblichkeit und Anmuth in das Geſicht der Maria zu legen. Lukas mußte ſie ja wohl kennen, oder wenigſtens nähere Nachricht von ihr haben, und dieſer hat ihr einen ſehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die ſtarke Naſe einer Virago gegeben; und auch das Kindlein hat kein feineres Blut. Das Gemählde iſt im Bruſtbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche iſt einige 30 Jahre alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Arkaden geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinſten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römiſchen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römiſch wäre. Mir ſcheint es doch unchriſtlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen ſo bequem zu machen, die im Leben ſo viel Drangſal ausſtehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübſchen Pavillon und kleine Häuschen und Ställe für die Fahrenden, weil es hier zu ſteil bergan geht, und ein jeder alſo ſeine Füße brauchen muß. Man beſchuldigt dieſe

Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man so viele Sünden durch eine Wanderung abschütteln kann, sollte man es sich da verdrießen lassen, für eine neue Gnadenspendung nicht zu sammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthause, die nun von ihren Bewohnern geleert ist; man muß sie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde besuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Elisabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig sieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geißelung Christi darstellen. Schöner und berühmter war von Augustin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr später im Louvre zu Paris gesehen habe. Noch sind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen ist für die Kunstwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Bosco, die, wie die Oliretaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freskomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido sehr zerstört sind. Einige halten sie für die schönste Arbeit dieses Meisters. Sie stellen die Wundergeschichte der heiligen Cäcilia

ſia und Benedikts vor, von welchem letztern man 6 Geſchichten ſieht, worin er meiſtens mit Weiberlockungen und Teufelsliſten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von ſich bläſt. Ein ſchönes Stück von Guercino ſtellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln deſſelben einhändigt. Es iſt ein herrlicher Mannesſinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey dieſem Geſchäfte ein holdes und menſchliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die ſchöne Landſchaft in der vollſten Weite, will man endlich den Schornſteinen und Menſchen auf die Köpfe ſehen, ſo hat man hier wieder ein Gegenſtück zu dem Venezianiſchen Kampanile di San Marco, dieſes iſt der Thurm degli Aſinelli, dem man ſicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländiſch beylegen kann. Man nennt ihn einen ſchiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loth nicht merken, und er iſt wenigſtens kein hängender Thurm. Die Ausſicht iſt vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige ſchöne Stunden mit meinem Muſelmann, der mir von Serai erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui ſi vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier ſieht man 105 Städte) Wir guckten, anfangs übertölpelt,

umher, und lachten dann über das Spiel. Man ſieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Neſter, die man mit dem Namen Städte beehrt. Hier erſtaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß ſteht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein franzöſiſches Huſarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marſchirte.

Auch das Schauſpiel haben wir fleißig beſucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das iſt aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äußern Sitten. Bologna iſt ſeit langer Zeit als eine Pflegerin dieſes ſchönen Menſchenſpiels und als eine Pflanzſchule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt geweſen, und ſeine Einwohner, denen man nachſagt, daß ſie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht haſſen, ſollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit iſt indeſſen nirgends die günſtigſte für dieſe Kunſt, die fällt zwiſchen Weihnachten und Faſtnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer ſtill und verborgen, und tritt in jener Zeit erſt wieder auf, um ſo viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauſpielern ſind überall ſelten, und die Italiäner laſſen ſich als ächte Künſtler nicht gern

auf lange Zeit verdingen, ſondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und bedauren die guten Zeiten, wo ſie glänzen und ihre Taſchen füllen konnten. Das hieſige Schauſpielhaus iſt vielleicht eines der größten und eleganteſten in Europa — es ſind hier ſonſt noch mehrere kleine. — Es iſt vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einſt der Pallaſt der Bentivogli ſtand, die eine zeitlang die Fürſten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallaſt dieſer kleinen Tyrannen ſchleifen. Es iſt wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widerſprüche dieſe geben. Welche Grandezza, welche Zurückhaltung beobachten die Geſchlechter hier noch größtentheils auf den Gaſſen, wie iſt da der Schleier noch in der Regel! im Schauſpiele hingegen, was doch wegen der vielen tauſend Augen nicht viel anders, als eine offene Gaſſe, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieſer Augen noch ſchlimmer iſt, als eine Gaſſe, im Schauſpiele lebt man ungezwungener, als in einer Converſazione, und jeder thut und läßt mit ſich thun, was gelüſtet. Die Oper iſt eigentlich ein Kind des italiſchen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera buffa, jenes Tändeln, Necken, Raufen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverſchämtheit ſcheint, ſollte das Volk immer an ſich

tragen. Hat Verfassung und das Regiment der Fremden es äußerlich spröde und tückisch gemacht, so läßt es im Theater sich doch das Recht seiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menschen zu sehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrscht der Muthwille und die genialische Ungebundenheit, wodurch dieses Volk vor allen andern zu einem Künstlervolke geeignet ist. Die wenigsten gehen hier hin, um singen zu hören, oder sich durch Schwänke belustigen zu lassen. Musik und Oper sind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchstens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man sich vorgenommen hat. Das ist ein Lachen, ein Schnattern und Tosen, daß man nichts von Musik und Gesang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Diese sind bey diesem Lärm eben so wenig verlegen, noch die aufmerksamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in seinem Kämmerchen, tändelt mit seinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben oder die Gemahlin wäre wider alle Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich seyn kann, auch nach des Priesters fürchterlichem Segen. Alles dies aber wird leicht behandelt, und bey aller

Lebendigkeit immer schicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht so dick mit seinen Empfindungen, wodurch der grade Teutsche gewöhnlich sogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja selbst kleine Conjessus wie Conversazionen kann man sehen, und ordentliche Spielpartheien in den größern Logen. Die französischen Offiziere waren munter unter diesem Bienenschwarm und um die feinsten Gesichter herum.

Die Schauspieler und Operisten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, besser war das Orchester; denn die Musik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man schreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' un' altra maniera di vivere, che fa, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte sonst den reichsten, ältesten und glänzendsten Adel der lombardischen Städte. Dieser ist durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlassen, und ist mit den Ahnen in ein sicherer Land gezogen; die gebliebenen sind unlustig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunst den Zufluß, den sie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbsten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menschenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bolognesen sind ein rüstiges und meistens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den sie bewohnen und pflügen, trägt auch schöne Gestalten. Aus allen Ständen springt dies in die Augen, und die Weiber sind meistens schöneren Wuchses und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja selbst, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianische Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; sie ist nach der jedesmal vorherrschenden Mode englisch oder französisch. Doch findet man noch die Schleier, die aber nicht so ganz venezianisch mehr sind und kleine Lücken lassen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber diese Bequemlichkeit recht brauchen, so sind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es soll selbst dem Ehemann schwer werden, unter dieser Kappe seine Hausehre wieder zu finden. O die schönen verschämten Schleyer! Die Mäntel sind hier nicht so vernehm und allgemein in den bessern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzosen den Stecklein Ansehen zu verschaffen gewußt; die sonst immer noch wenig italiänisch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun also den Taback, den man baut, sehr gut brauchen. Uebrigens sind die Bolognesen ein muntrer und frohherziger Schlag Menschen, und haben

eine gewiſſe Freimüthigkeit, die freuet, lachen und ſcherzen gern, ſelbſt jetzt noch, da ſie doch meiſtens bitter klagen. Der Dialekt hier iſt unangenehm, und man ſagt in Italien, wenn einer ſchleppend und gleichſam ſingend ſpricht: er ſpricht, wie ein Jude, oder Bologneſer. Der gemeine Mann ſchnarrt und ſingt und beißt die Worte dabey ſo bequem ab, daß man ſehr geübt ſeyn muß, ihn zu verſtehen. Das Singende im Ton können aber ſelbſt die gebildetſten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzoſen ſehen, die in Garniſon liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen ciſalpiniſchen Republik. So fein, ſo elegant, ſo ſchön montirt die erſten ſind, ſo lumpig und elend ſehen die letzten aus. Jene ſind die Herren, dieſe die Sklaven, und ſie werden auch ſo von den Franzoſen behandelt. Das Wörtchen Brüderſchaft ſteht nur ſchön auf dem Papiere, der Franzoſe wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen ciſalpiniſchen Legionen. Auch Bologna ſeufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben ſo ſehr ſeufzen, wenn die Franzoſen als Feinde gethan hätten, und ſchlimmeres gethan hätten, als ſie nun als Freunde thaten? Gekoſtet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geiſtlichen Güter iſt nichts werth,

weil sie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen diese Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut, ein neuer Verlust für die Kommune. Ich selbst ging den 13ten Oktober zu einer Subhastation von mehr als für 2 Millionen Gütern aufgehobener Klöster. Es war viel Volk da, das sich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und bekam die Güter, so laut auch der Commissair des Direktoriums seine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Session aufgehoben ward, und mein Wirth meinte, so viel werden die Heiligen doch über die Menschen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht stehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch gesehen, die ächt französisch sind, und meinem Osmanen, mit dem ich gewöhnlich spazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unsinnigen schwimmenden Batterien und Maschinen, womit man die englischen Küsten ersteigen wollte, in Frankreich längst vergessen und nie ernstlich gemeint worden sind, so tragen französische Schacherer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die englischen Kriegsschiffe wie Seifenblasen zerplatzen, und an der Küste alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menschen staunte die Dinger an, und die Franzosen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächstens werde England den Todesstreich er-

halten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber ist es, daß man in öffentlichen Aufsichen ließt: Nelson sey mit Verlust von 10 Schiffen geschlagen, und Bruys werde nächstens an den Küsten Siciliens seine siegreichen Wimpel wehen lassen. Die Franzosen lachen selbst darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und sagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum schönere Truppen sehen, als hier liegen; so fröhlich, so gesittet sind nur freye Menschen. Was können sie für die Sünden des Geschleppes der Armee, für die Gesandten, Kommissäre und Räuber, die ihnen wie die Pest nach ziehen. Indessen ist ihr gutes Aussehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder französische Soldat kostet der Republick täglich 6½ Groschen, (2 Paoli) außer dem, was ihm sonst gereichet werden muß. So können sie gut leben und Muth und Lust in der Brust behalten, während der arme Teutsche bey seinen 4 Kreuzern und Kommisbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetsten Leute.

Sonderbar ist es bey dieser Stimmung der Gemüther und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrscht,

von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Man erzählt nur, wo er diese und jene Unordnung abgeändert, diese und jene Last erleichtert, diese und jene Nothwendigkeit durch sein Betragen und sein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er seinem Vaterlande die Kunstwerke entwenden lassen hat. Der Patriot, der über sein Vaterland seufzet, erklärt ihn unschuldig, und legt ihm sogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Priester rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menschheit zu ehren und das Elend so vieler in eine unbekannte Welt hinausgestossener zu fühlen wußte. Der französische Emigrant, der ungeschworne Priester macht ihn zu einem Aristokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu setzen, als die berühmte Barthey Pichegrü und Barthelemys in Paris so thätig war. Wenn dies alles auch für das Einzelne nichts beweiß, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, werth seyn muß, den Menschen zu gebieten.

Die Insignien der neuen Freyheit sieht man nicht blos an allen Hüten, sondern an allen Stadtthoren und Plätzen, sähe man sie doch auch auf

allen Gesichtern! Das größte Menschengewimmel, das Aufziehen der französischen und cisalpinischen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigste Freiheitsbaum findet sich auf dem großen Platz. In den Fahnen der Republik, welche neben ihm wehten, waren die Worte: „chi usurpa i diritti del popolo, è un tiranno“ sehr minös eingerissen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen diesen schönen Worten ist, und mit waren die Unterscheidungen, welche die Matrosen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem sie das territorio imperiale di quà und das territorio francese di là des Stroms unterschieden. Einfältige und Kinder sagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden gewesen. Man ißet in Italien weit derbere und nahrhaftere Speisen, als in Frankreich und in Oberteutschland, und ich konnte bey d. Schinken, Mortadellen und Mettwürsten wohl rufen: en patria tellus! Rinder- und Schweinfleisch sind vortreflich, und die Menge der jungen Puter und Hühner, die man mit Butter und Oel sehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tischwein ist wenigstens mittelmäßig und läßt sich, wenn man ihn italiänisch mit Wasser trinkt, schon genießen. Auch die Fische und Eierspeisen sind besser, als man in Oesterreich, Baiern und andern Fastenländern sie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterscheiden zwi-

ſchen zuppa und minestra. Zuppa iſt, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleiſchſuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchſuppe nennen kann. Minestra ſteht in der Mitte zwiſchen den Löffel- und Meſſerſpeiſen. Dahin gehört der dicke Reis, die Macheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durch geriebenen Parmeſankäſe, den man aufſtreut, noch feſter gemacht werden. Doch bereitet man dieſe Mineſtren an einigen Orten ſo trefflich, daß ſie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwiſchen den Eiern und Aepfeln nicht das beſte einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtiſch haben, wie die Italiäner. Dies iſt die Freude des Mahles, vorher hat man gegeßen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Geſpräch beginnt und man ſchmauſt Mandeln, Roſinen, Trauben, getrocknete und friſche Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmeſankäſe und was die Jahreszeit jedesmal zu dem Trocknen Friſches giebt. Des Nachtiſches entbehrt der Italiäner nicht gern, und ſelbſt der ärmſte muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht verſäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinſte, ſo wohl bey den Wirthen als Vetturin, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies

auch der Sitte des Teutschen fällt, so ist es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis bedingt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Italien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beispiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeschlossen, für 4 Paoli (14 gute Groschen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, so muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reise von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karosse eines Florentiner Vetturino bestellt, um mit ihm dieser Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, fort. Ich sah noch einmal in seine großen schwarzen Augen und er verschwand. Braver Panajo Dora, warum wurdest du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch so lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magst, dein Andenken soll mir heilig seyn; denn du bist ein Mensch. Unter Fremde ausgestoßen, die nur mein Geld wollen, oder

die höchstens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich solcher Erwärmung, um nicht ganz zu erstarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutsche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiste, und die nun diese Städte verlassen, und in Florenz einen unsichern Aufenthalt suchen müssen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn sie setzten sich auf dem Vordersitze außer der Kutsche. Der Wagen war sehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am besten und sichersten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es sich, daß bei'm Lichte besehen, die ganze Gesellschaft, die mich umgab, aus Franzosen bestand, denn auch jener letzte war einer, und seine Frau eine Savoyerin, also auch eine halbe Französin. Dieser neue Freund war äußerst redselig. Er machte uns gleich mit allen seinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte sich einen Mercante d'antiquità, ein Normann seines Landes. Seit seinem 20sten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, sich verheira-

thet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, ſagte er, fand ich, daß meine Frau ſich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, ſondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närriſch genug mir wieder einen Kloz, indem er auf ſeine Geſährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jezt guter Einkauf zu machen iſt. Von Spanien erzählte er Mord-, Inquiſitions- und Glücksgeſchichten, und von ſich ſelbſt Abentheuer, die allen Glauben überſtiegen. Dies alles in einem Gemiſch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komiſcher machten, denn er miſchte häufig italiäniſche und ſpaniſche Wörter mit ein. Griff er unſre Geduld an, ſo that es ſein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ ſie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutſche ſizen und nahm ihren Plaz ein, um beſſer um mich ſehen zu können, und ſie war dafür ſo gefällig, alle Augenblicke mit der ſtugendſten Sprache und der widerlichſten Stimme ihren Mann mit dem Namen Renner anzuſchreien, daß mein Trommelfell vor Angſt hätte plazen mögen. Sonſt war ſie ein ganz niedliches und gutherziges Perſönchen, dem man gar nicht böſe ſeyn

konnte. Die beiden Geistlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich sie sonst gebildete Leute waren, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzosen, und mit ihren Wünschen und Hoffnungen fast toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig ist, eine Menge Unglücksgefährten. Diese Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Messias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das sie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich störte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn selbst das Unglück nimmt einem Franzosen seinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt sich sanft, so wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man sieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf schlechter Chaussee durch schöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Westen sind lustige Hügel mit Gärten und Gartenhäusern, und da sah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indessen verloren wir diese Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen,

und

und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felsen, mit Eichen und zahmen Kastanien bedeckt, wechselten mit kleinen Einschnitten, worin die fleißigen Menschen sich Gärten, Felder, Wiesen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Diese Gärten und Schluchte waren zum Theil so allerliebst, daß ich mich eben so e darin eingenistet hätte, als in die Villen vo logna. Alles dieses machte die reizendste Abwechselung und Verschiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Esel. Ich wanderte häufig, um so der schönen Erde desto besser und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Aussicht himmlisch, wie der abendliche Himmel selbst. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erschien das blaue Meer und sogar einige Segel sahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen so herzerhebend, daß wir in Einen Jubel anstimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernster und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abschüssiger. Kleine Eichen und mächtige Kastanien, mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und seltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch geht hier noch Pflugschaar und Sense, und es giebt gar

hübſche grüne Alpwieſen, von kleinen Feldchen durchſchnitten. Endlich ſchloß uns der Abend in ſeine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliara, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir ſtellten uns alſo in der Küche um das Feuer, wo man unſer Mahl briet und kochte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Reyner warm, ſo kramte er aus, und erzählte ſolche ungeheure Geſchichten aus Hiſpanien, ſolche verliebte Abentheuer, ſolche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Räuberhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote ſteht, dagegen Kinderei iſt. Zugleich machte er eine Fechtſchule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke ſchellte. Wir hieben luſtig ein und legten uns gleich ſchlafen, weil unſer Fuhrmann uns angekündigt hatte, daß wir um 4 Uhr wach ſeyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz ſeyn wollten.

Um drey Uhr war der Markör mit dem Lichte da, und um vier ſaß alles in der Karoße. Ich nicht. Die Nacht war zu ſchön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden blos zu ſchnärchen, welche alle Fenſter und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüſch und rieſelnde Waſſer nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf

toskanischem Gebiete und mußten still halten, um unsre Päße visitiren und die Effekten versiegeln zu lassen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kreuzten. Diese fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buschwerk; doch auch hier sind noch, wo es eben ist, kleine Felder und hübsche gewässerte Wiesenstreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg ist nicht steil, noch gefährlich, sondern windet sich sanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchste Höhe des Apennin, die wir zu passiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traversa weit berühmter ist, als sie verdient. Ich habe in mehrern Reisebeschreibungen gräuliche Dinge davon gelesen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus sind zurückgeworfen, und in die Abgründe geschleudert worden. Alles dieses ist Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reisenden, die Augen haben und doch nicht selbst sehen mögen. Denn dieser Monte Traversa ist sehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, sondern ganz sanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem ligurischen und adriatischen, können auch so fürchterlich nicht seyn, da dieses Gebirg mit so vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben ist, die eben so hoch, oder doch nicht viel kleiner

sind. Auch wegen der Aussicht hat es eben keine Vorzüge, und die von gestern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und größer. Nicht weit nach diesem Uebergang über den Rücken des Apennin, sieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt ist, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Diese Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Vetturino sagte auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage sieht man meist nur Rauch, bey Nacht soll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieser Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Untersuchung doch wohl werth. Wir sahen aus der Ferne nur den Rauch dieses Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that sich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall ist diese südliche Seite des Apennin viel milder und romanischer, als die nördliche, und öffnet sich zugleich mit schönen Thälern. Auch weit besser angebaut ist sie, und die Häuser in einem nettern Zustande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die bessere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt sich wohl eher fragen, als entschei-

den. Man sieht keine Dörfer, oder doch selten, sondern immer nur einzelne Wohnungen, wo sich in den Bergen ein Feldchen, eine Wiese und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöster liegen auch meist wie jenseits auf hohen Bergspitzen, und geben einen schönen Anblick. Die Kastanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reisenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Aussicht über Thäler, die mit lustigen Wohnungen und Thurmspitzen wie besäet sind. Es geht wie durch einen schönen Garten. Reben voll der herrlichsten Trauben schlingen sich um ihre Bäume, oder stehen auch zum Theil nach teutscher Art an Stäben. Die Kastanienbäume werden seltner und stehen nur noch an den rauhern und felsigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die ersten mit ihrer Trauerfarbe unter dem frischen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und seitwegs schon anmuthige Villen, wo die hohen und dunkeln Cypressen wie Schildhalter stehen. Seiten sieht man einen Park dieser Bäume. Gewöhnlich steht nur Eine, höchstens zwey Reihen vor dem Hause, oder auch rund herum. Sie stehen

wie Riesen unter den andern Frucht- und Obstbäumen. Nun erst hatte ich das rechte Italien, und sah das schönste Land zum ersten Mal in seinem eigentlichen Gewande und unter den schönsten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Hilen laufen Gebüsche, Wiesen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem seiner Briefe es so reizend schildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Hasen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechselte ein Thal nach dem andern mit dem Durchschnitt einer schroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshause still, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mahl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet sich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reyner vom Bock schrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich sprang aus dem Wagen und sah eines der schönsten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallastes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gasthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächsten Tage ein

helles Stübchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beſchreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger ſeyn, theils weil dieſe das ſchönſte Bild von dem Zuſtande Toſcanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich ſo viel Kleines überſieht, was den Karakter eines Landes und Volkes aufſchließt, ſo wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtſeiten, die hervor ſpringen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen ſchaut.

Wanderungen in den Nordoſt von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober beſtimmt, Pratolino, das man mir ſeiner ſchönen Lage wegen rühmte, zu beſuchen, und wandelte längſt der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf ſchroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis ſich unter kahlen Bergen ein ſanftes Thal aufthut, worin Pratolino in ſeinen dunkeln Bäumen erſcheint. Bald fand ich den Caſtaldo des Großherzogs, der, ſo wie wir in den Pallaſt traten, mich mit den Worten empfing: alles iſt geplündert und nach dem Pallaſt Pitti gebracht. Ich fand dieſe Klage nur zu

wahr. Die großen Säle stehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenster. Die Wände sind eingerissen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da versunken. Alles verkündigt den schnellen Verfall dieses schönen Gebäudes, wo nicht mit besserem Geschmack für die große Natur ein Retter erscheint. In dem ersten unteren großen Saale sieht man noch schöne Brustbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt sind. Diese und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden schon von Näße und Würmern zerfreßen. Wo man reich ist, wirft man so vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebstahl, einige schönere Gemählde aus dieser Verwesung zu stehlen.

Die Ville ist von Franz dem Ersten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meister sind die beiden Buontalenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaste ist ein schöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten sind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaste am Hofe liegt der Park, der sonst durch seine Bildhauerei, Wasserkünste und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein schöner grüner Platz an einen Teich, (vivajo, piscina)

der rund umher mit großen Steinen eingemauert ist. An seiner nördlichen Seite thront auf ödem Gestein, das in einer Weltverwüstung zusammengeworfen scheint, ein ungeheuer sitzender Riese, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, sein Haupt und Gebein ist mit Bröckel- und Tuffstein künstlich genug beworfen, und eben so hat er einen steinernen Pelz um, der seiner Figur wohl steht; aber auch dieses bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos ersetzt dies Kleid. Unter sich hat er einen Drachen, der aus seinem Maule einen Strom Wassers in den Teich speit, welcher von Fischen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache ist hinter seinem Rücken, auch ein wasserspeiendes Ungeheuer, das seinem Meister Ehre macht. Unten sind Grotten, mit Muscheln und Gestein künstlich und zierlich besprengt, es rieseln kleine Wasserröhren und Sprützen, und in seinem Bauche selbst ist ein niedliches Zimmerchen für eine Nereide, mit Perlmutter, Muscheln, Tuffstein und kleinen Wasserspielen geschmückt. Aber auch dieses einzige Denkmal wird bald zusammen fallen, woran Johann von Bologna so lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da sind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge selbst sind mit Gras und Gesträuch verwachsen, und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der sonst zierliche Wände aus ihnen zu

bilden wußte. Es laufen mehrere von dieſem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechſeln mit einzelnen grünen Plätzen, jetzt in ihrer wilden Naturſchönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch ſüdlich im Garten hinter dem Schloſſe, einen ſo hohen Wuchs, wie man ſie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde ſo vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipreſſen, Tannen und Pinien ſchmücken dieſes reitzende Rund vor dem Schloſſe, und unter ihnen ſteigen Leccien, (eine Art Eichen, ilex) Mortellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge ſind meiſt mit Lorbeerbüſchen, Myrrthen, Lentagio und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jetzt blühen auf allen Raſen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwaſſer lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich ans Gebirge hinanduft. Der Garten hinter der Ville iſt im geſtutztern Geſchmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter ſeinen Mauern rieſelt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Oſten ſteigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen luſtig empor.

Ich verließ dieſen lieben Ort, und kletterte den Monte Senario hinan, eine einzelne Bergſpitze im Norden in dunkeln Tannen, welche ſich romantiſch

unter ihren Gesellen erhebt. Dieser Berg ist berühmt durch seine Einsiedler aus der alten Zeit, und es ist nichts begreiflicher, als wie Menschen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens satt geworden sind, sich hieher flüchten und allein mit den Geistern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnsucht an, wenn ich solche Gegenden sehe, ein Gefühl, das uns sagt, wie vieles wir durch die Gesellschaft einbüßen, das sie uns kaum durch ihre besten Güter ersetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menschen erscheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menschensinn unter ihnen gewandelt ist, o das ahnen wir kaum in seltnen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeschaut und das Crucifix umhalst haben? ich zweifle. Jetzt steht hier unter den Fichten ein Kloster der Eremiten, die sich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren 7 edle Florentiner, die im 12ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den ersten Heiligen prangt, dem Werke erst seinen Glanz. Er baute sich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einsam, Winter und Sommer, auf diesem hohen Gip-

fel bebte. Ich saß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung, des Erhabensten, was ein Mensch träumen kann, kroch in die 7 Grotten der Einsiedler, die man in der Einfassung des Klosters sieht, und besprach mich mit einigen Eremiten, besah noch das finstere Kloster von la Trappe Buonsolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, besuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Diese ist merkwürdig, weil sie der platonischen Akademie, die sich unter seinem Enkel Lorenz in Florenz zusammen fand, zum Versammlungsort diente. Sie bestand aus den berühmtesten Männern der Zeit, die der pflegende Geist der Mediceer in ihre Vaterstadt sammelte, aus Lorenz von Medici, Marsilio Ficino, Angelo Politziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andere.

Den nächsten Morgen, den 20sten Okt. wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöstliche Gegend, die zwischen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, sondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Aussicht zu gewinnen. Bald war ich in dem schönen Cypressengang der Villa

Gualagni, wo die Ebne in Hügeln aufzusteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloster, und steigt von da zu der lieblichen Villa Girolano, die sonst ein Kloster war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künstler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrucci von Fiesole. Man sieht sein Bildniß, von ihm selbst in Porphyr gemeißelt. Von der Terrasse dieser sonnigen Villa hat man im Duft der Orangen eine der schönsten Ansichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Stuggulen und Sorben stehen mit wenigen magern Reben, liegt die Kirche und der Pallast des Bischofs von Fiesole, und zugleich ein hübsches Seminarium, stattlicher von Ansehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuser liegen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine solche, die die Florentiner so in Zorn setzen konnte, daß sie sie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerstörten. Von ihrem vorigen Daseyn sieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwischen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwischen dem Gothenfürsten Radagais und Stilico geschlagen. Ueber Fiesole zogen sich noch viele Tausende

von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutschland und Gallien.

Westlich über Fiesole war eine Art Feste auf einem abgeschnittenen Berge, wo sich jetzt Franciskaner angebaut haben. Dieses schöne Kloster war das weiteste Ziel meiner heutigen Pilgrimschaft. Der Weg läuft von Fiesole steil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terrasse hin, und genoß eine himmlische Aussicht. Ich übersah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, sondern den ganzen Lauf des Arno und sein Thal, so weit es von Osten nach Westen fortläuft und von Bergen umschlossen wird. Hier hatte ich zum ersten Mahl die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden sah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloster nach Nordwesten läuft der Berg öde und steil hinab mit Cypressen, Eichen und Lorbeerbäschen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terrasse sieht man den Vater des Ordens an einer Seite des Klosters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inschrift der Nachwelt, daß Joseph und Leopold 1775 auch von hier hinab schauten, und sich in den Bergen und Thälern von Fiesole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch beim Weggehen

an einem kleinen eiſernen, an der Wand hängenden, Kreuze eine Inſchrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey ſo einem Kreuze ſich oft tief bücken und es herzhaft küſſen geſehen, nun ſah ich, daß die Herren es nicht umſonſt thun. Ich las: „wenn man dieſes Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küſſet, ſo erhält man völligen Ablaß für ein Jahr.“ —

Von hier ging ich wieder durch Fieſole und immer öſtlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchſten Berge dieſer Seite ſtand. Ein friſcher Wind wehte um mich, und mit ihm ſchien aller Staub der Erde zu verfliegen, ſo leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier iſt überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Weſten von Florenz, auch wenn man tiefer ſteigt. Sobald die Ebne aufhört, ſteigen die Hügel nur mit tiefen Einſchnitten zu Bergen, von denen brauſende Waſſer über Steinklumpen rauſchen. Jenſeits ſind ſie mehr gerundet, und ſehen von oben bis unten nur wie ein ſchöner Garten aus. Im Gebirg hier und in ſeinen Klüften ſind die einzigen Bäume Weißpappeln (arberi, alberi) und Eichengeſträuch, ſeltner Tannen und Cipreſſen und einzelne Lorbeer- und Kaſtanienbüſche. Unter dieſen ſteht Myrrthe, Rosmarin, Haide, Tamariſken, (μυρικη, myrice) Rimbrentoli und manche Blumen des Herbſtes; an den Bächen Binſen, Sineſtra, (eine Art Gmſt

oder Hasengeil, das aber weicher und binsenähnlicher ist) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie saßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorsälen, die sie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zusammen stürze. Einige dieser Marmorsäle träufelten rauschendes Wasser herab, und wären die schönsten Grotten für Einsiedler, wenn diese heilige Liebhaberei nicht so ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier stieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schlosses hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendsten Villen dieses östlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal sich schloß. Unterwegs traf ich einen Wahnsinnigen in einem Dorfe, der wunderschön die Flöte spielte, die schon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, so hörte er auf und warf sich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, so daß sich Kinder und Neugierige um ihn sammelten. Es war das verrückteste Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Mensch sah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, schien eine Art himmlischer Entzückung aus allen seinen

Zü-

Zügen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnsinn nicht oft eine Wohlluſt des Daſeyns iſt, die dieſe tief fühlenden Menſchen weit über ihre Hörer und Seher erhebt. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meiſt nicht wahr. Er ſchwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen ſolle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Etwas nächſtens im Donnerwetter kommen, und ſich mit einem Sack voll Gold zu ſeiner Flöte hinabneigen, und dann wolle er dieſe Flöte nur an heiligen Feſttagen, und in den Kirchen ſpielen. Er ſchalt die Fürſten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müſſe ſich an den dort oben wenden, um ſein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich ſie nicht mehr hörte, und ſo ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an ſeinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Die es Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen öſtlich von der Stadt und erweitert ſich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang iſt unbeſchreiblich ſchön durch die herrlichen Villen, die jenſeits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom ſelbſt iſt mit Weißpappeln begränzt, und meiſtens mit Wall und Mauern eingeſchloſſen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberſchwemmungen zu ſichern. Auf dieſem Wall geht es luſtig zur Stadt,

und der Gedanke dringt sich einem von selbst auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen schönern, wenn die Menge der Villen und Klöster nicht einige sanskülottische Gedanken eingäben. Wie viele müssen nicht arbeiten, damit eben so viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders sollte es wohl seyn, auch wenn wir die levellers herzlich verabscheuen.

Das Volk ist arbeitsam und thätig und alle Hände, die sich nur noch rühren können, sind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeschneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und säen für das künftige Jahr, schneiden die Rohrstangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eselein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin sie sammeln, was die Pferde und Mäuler fallen lassen. Noch andre endlich sitzen an den stillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Antocker und Schreier; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Drosseln, Oriolanen, Finken und Zeisigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja sogar am Strom sah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reisig, so der Strom bei'm neu-

lichen starken Regen ans Land geworfen hatte, zusammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberstühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häusern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Sipen gewunden und so bleichend. Der Tauben sind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und selbst bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo sie nisten. In den Feldern findet man noch Saggina, eine Art brauner Hirse und Feldbohnen und Wicken gesäet, die entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Wintersaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es schon in Staiermark und Krain.

Die schöne Ebne unter diesen nördlichen Bergen, zwischen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmtesten Klöster darin, der Nonnen von San Salvi. Dieses soll schöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelassen zu werden. Die Einfassungen der einzelnen Besitzungen sind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldsteinen, oder kleinere aus auf einander gesetzten Feldsteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es sind bloße

Hecken aus Hagedorn, Cipreſſen, Hartbaum, Ligu-ſter, Myrthen, Brombeeren, Epheu und andern zuſammen geflochtenen Dorn- und Rankengeſträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz ge-geben hat; oder es ſind endlich bloße Stacketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier reſpektirt werden.

Wanderungen in den Südoſt von Florenz.

Ich will nun immer ſo vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahr-ten beſchreiben, bis ich wieder im Nordweſten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen erſten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Pallaſt Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolò und ſchlenderte das ſchöne jenſeitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa 6 Miglien, ſo wird es von Bergen umſchloſſen, und ſeine größte Breite mag drei viertel Meilen ſeyn. Es iſt ein anmuthi-ges Thal und noch fruchtbarer und bebauter als die geſtern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöſtern, doch was ſoll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Im-

prunetz, die ich des Spaßes wegen besuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Pest sich so hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr missiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und sie stürzte jede Nacht zusammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum sie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; sie muß sich doch wohl vor den Leuten dieser wirklich leidigen Prellerei geschämt haben. Man beschloß endlich, ein Ochsenurtheil entscheiden zu lassen, jochte zwey Stiere zusammen, hinter welchen man Steine lud. Wo sie still standen, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polyderische Klagestimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unsanft mit der Hake Grund suchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die seither so großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geschichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater sie mir mit vieler Redseligkeit verdollmetschte. Die Kirche hat sich wohl dabey befunden, und ist durch Opfer und Weihgeschenke reich geworden. Ich bestieg von hieraus die Berge, welche die süd-

östliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthause von dieser absondern. Diesseits ist der Berg oben mit Eichen und Kastanien und kleinen Sträuchen besetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenseits hat man sogleich Oel und Reben. Ich wanderte seinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naschte, was die Winzer etwa hatten hängen lassen. Es war ein rechter Naschtag, warm und lieblich und die Luft so klar, daß auch kein kleinster Laut verloren ging.

Diese schönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthause im Südost, tragen den besten und lieblichsten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Bergo bekannt ist. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden diese Berge immer steiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Klosters San Francesco al Monte und des San Miniato. Man muß beide besteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Besonders schön aber ist die Lage und die ganze Aussicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem schroffen Berge eine Art von Festung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergesträuch verwachsen ist, aus denen sie mit ihrer

bunten Vorderseite freundlich auf die Stadt hinabsieht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann gewesen seyn, wenigstens ist die Anekdote von seinem Ende möglichst stark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben. Dies und die Wunder, die seine Gebeine noch später thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie sind nach Monte Ulivete transportirt, dessen Bewohner in dieser Kirche den Dienst haben. Ich besah noch das Kloster von San Francesco, und stieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis ist, den ich nun freilich bequemer machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier stehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geschlossen ist, vermuthlich, um hier keinen Einnehmer halten zu müssen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies ist äußerst unbequem, und macht für manche,

die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieser Thore, die die Mitte der jenseitigen Arnostadt halten, sollte billig für Fußgänger offen seyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile voneinander entfernt sind.

Meine zweite Tagfahrt ging schon weiter von Osten in den Süden, und gehört zu den schönsten Tagen meines Aufenthalts in Florenz. Es war der 22ste Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marsch antrat, und mich zuerst auf die reitzende Villa Imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen sollte. Man steigt durch eine feine Allee von Cipressen und Leccen sanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang seyn mag. Am Eingang und Ende sind Statuen. Sehr schön stehen hier sogleich voran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter kolossalischen Bildern den Arno und die Arbia sehen, und vor dem Pallaste den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es ist eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten sind hübsch mit mancherley Natur- und Kunstzierden, die Zim-

mer elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Süderende mit einem prächtigen neuen Bau beschäftigt, der diese Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildnissen und Schilderein gefiel mir vor allen die reitzende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in so eine Ville, nur nicht in so eine bunte Gesellschaft gehören. Von hier ist eine herrliche Aussicht im Osten auf die besten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthause und ihre Umgebungen. Bald stieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdee wachsen.

Die ganze Gegend scheint nur ein Garten, und ist mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten besäet. Die prächtigsten Villen liegen umher und wechseln mit Klöstern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine lustigere und lachendere Gegend, als diese gegen Osten; so wechseln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wiesen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen schnelle Bäche, mit Espen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohr verhüllt. Ich traf so einen rieselnden Bach. Pferde und Kühe grasten auf seinen Wiesen, die Knaben, die sie hüteten, sangen lustige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging

es nachher bergan, und immer durch Reben und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unwegsame Pfade auf die südlicher liegende Karthause zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Diese Karthause liegt südlich von Villa Imperiale, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeschnitten ist und hohe Berge hinter sich hat. Nordwestlich brauft ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit höheren Eichen und einzelnen Cipressen gemischt, kränzen seinen Fuß und laufen in Terrassen bis an die Mauern des Klosters, das im weiten Umfange da liegt. Diese Büsche werden oben zu lustigen Gärten, die eben so gut ein Lucullus, als ein Karthäuser bewohnen könnte. Ein gut gepflasterter Weg führt steil im Süden in das Kloster. Wie ich ihn hinan klomm, saßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die schöne Welt, die ihnen freilich gesperrt ist. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloster, so weit sie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeschichte von Pontormo und Sanzi di Tito, und eine Menge Reliquien. Zu diesen ist nun noch eine hinzugekommen, womit sich die guten Karthäuser gar viel wissen. Dies ist der heilige Vater von Rom, der hier seit einiger Zeit sein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur von Ferne

gesehen, wie er officirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen ist, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es ist eine stattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernst, mit einem feinen Bauche und feurigen Mosesgesichte. Der sicherste Beweis dafür ist, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, dessen man sich sonst doch nicht leicht erwehren kann. Er ist mehr groß, als mittlern Wuchses, und hat noch jetzt eine so brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein schöner Jüngling gewesen ist; da er noch als Greis das Wort verdiente: tant' è bello, quant' è santo.

Von der Karthause wandte ich mich mehr südlich, und die Freuden des schönen Tages stiegen mit den Bergen. Die schöne Gegend war mir bisher meist ein verschlossenes Buch gewesen, aber von diesen Bergen, die ich nun erstieg, sah ich sie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, sah im Süden und Westen ferne Tannenberge dämmern, sah den Lauf des Arno in den Westen hinein bis Poggio a Cajano. Ich kletterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einsiedelei, die der Karthause grade gegenüber lag, ein Geflecht aus Eichen und Cypressen zu einer dichten Leibwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Sessel aus Steinen und Holz drinnen, Körbe

und Gerüth des Vogelstellers aufgehangen. Mir gefiel dieses Kriechloch menschlicher Größe sehr, und ich segnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg so ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüsch stieg ich ins Thal, kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der schon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen summte. Voran gingen vier Männer mit Fackeln, dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit Kreuzen und einem Todtenkopf, auf schwarzem Grunde weiß gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, marschirte nun, die Priester in weißem und bunten Meßgewande, die Bauern und Folger alle in dunkel- und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit einem Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde hinabhingen. An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, so sprachen, scherzten und lachten Geistliche und Laien, aber sobald die erste Stimme den Gesang intonirte, ward das Blöcken allgemein. Ich eilte, um diesen aus dem Wege zu kommen, und ging durch den schauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen und Buchen und hängende Felsen umgaben, und einzelne Wiesen zum Bache sich senkten. Endlich erreichte ich wieder die Höhe, und machte vor der sinkenden Sonne noch ein Paar Besuche an zwey freundlichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erſte war das Kloſter Monte Uliveto gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußſteig und mehrere ſteinerne Stuffen hinanſteigt. Die Kirche iſt recht hübſch und das Kloſter einfältig und ungeſchmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenſchläge, weil der Menſch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er ſpielen könne. Aber das ſchönſte was ſie haben, iſt ein runder Hügel ſüdlich über dem Kloſter, mit Cypreſſen eingefaßt und mit einigen Bänken beſetzt. Man ſteigt mehrere Stuffen hinauf, und ſieht dann über das Kloſter ſelbſt weg. Man hat eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt, eine weit ſchönere aber in das ſüdweſtliche Arnethal bis an die Berge hinter der Karthauſe und Poggio a Cajano.

Von hier geht man durch einige Thäler ſüdöſtlich, und kömmt nach der Villa Belloſguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Uliveto. Dieſe reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt iſt ſicher der ſchönſte, den man in der Nähe von Florenz hat. Man ſieht ſie hier meiſt der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläſte des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt ſo lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthauſe und weit

über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit seinem Hain, San Francesco und Fiesole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles ist die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt so nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen gesehen. Sie sind in eben dem Geschmack, der die des Fürsten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunst fast gleich. Der Reisende thut wohl, wenn er einige besucht und die übrigen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Collazzi, die der Corsini und Castel Pulci der Riccardi gesehen und habe genug. Immer sind sie, wie ihre Schwestern, eine Zierde dieses einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichsten Quellen zu kosten. Die meisten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cypressen; aber die melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sanssouci, sucht man umsonst. Man sieht sie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige spricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieser Berge ist äußerst mühsam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten,

sondern Hacke und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert dieser Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggioli, mit Reben gemischt. Doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide säet, und Kohl, Rüben, Artischocken und andre Gewächse zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstock ein mürbes Land verlangt, und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles ist jetzt in Bewegung, um die herbstlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, säet die Winterfaat aus. Die Weinlese ist vollendet, man sieht nur noch Feigen, Kastanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein stützten, diese aus, und lassen die Ranken zur Erde fallen, nachdem sie sie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre sitzen mit Kiepen und Kör-

den auf den Bäumen, und schneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Esche, Erle und Ulme auf diese Art als Wiese dienen. Selbst das habe ich hier an einigen Stellen gesehen, daß man die Reben, wie jenseit Trieft, häufig mit Staub besprengt. Man sehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinlese habe ich immer auf meiner ganzen Reise kein Jubeln gefunden. Jeder sammelt mit seinen Leuten still ein, wie ihm der Tag schön dünkt, und man spitzt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die das Stück 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Maulesel, welche gewöhnlich die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf steinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungrische Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und

ge-

gemauert, oft mit Fenstern, aber eben so oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey schlimmen Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden. Gleich im Eingang ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter sogleich Feuer anmacht und sich in der Runde herumsetzt. Zur Seite dieses Eingangs sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth, und manches was zum Acker- und Weinbau gehört enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, gedroschenes Korn und andre Sachen. Das wenige Korn, das sie bauen, schlagen sie gleich aus und setzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder sie setzen, wie in Ungern fast allenthalben, das Kern in Miethen (biche) und schlagen es im Herbst erst aus. Die Strohmiethen sind rund um eine Stange (lo filo) gesetzt, und werden oben mit einem Dache aus gestochtenem alten Stroh, oder Rohr sehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel schaden könne.

Die Tracht ist, wie allenthalben in Italien, Hosen, Westen, Jacken, selten sieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey schlimmen Wet-

der eine Art Mantel, oder Regenschirm. Die Farben sind meistens grau und braun, seltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu sie schwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen sie jetzt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich sehen wie die unsrigen aus, doch etwas zierlicher, weil sie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten sie gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hengen lassen, oder in einem Cirkelreifen aufstecken; darauf setzen sie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor stehend. Dieser Strohhut scheint auf dem gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben, und ist mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben so tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und schwarze, die sie sich selbst machen. Die Mädel und Weiber sehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn sie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Rosse, oder Maul gezogen, an festlichen Tägen zur Stadt kommen. Auch ihr Jüpchen und Rock ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bey keinem Bauern ge-

ſehen; ſie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerſtiefeln, oder Steigbügelſtrümpfe, (calzette a ſtaffa) wie ſie ſie nennen. Stiefeln ſind überall eine ſeltne Art und ſelbſt Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenſchirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geſchildert habe, ſo ungefähr iſt die Klaſſe der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häuſern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuſter, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerei und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte iſt, daß nur die großen Beſitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern ſelbſt, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer ſind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer ſind, ſo gut auch meiſtens ihre Kleidung ſeyn mag, und ſo ſehr ſie ſich ihrer jetzigen Regierung rühmen, ſo leuchtet es doch jedem ein, daß ſie nicht fett leben, und ſelten Fleiſch, Milch und nahrhaftere Speiſen haben, ſondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müſſen. So wird die Tugend aufgefüttert, und ſo leben die

Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meistens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht starke Körper erblickt. Es ist hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Städter und Landmann; denn der erste zeichnet sich durch einen markigern und stärkern Bau aus. Die sicherste Probe sind die Soldaten, die doch meist aus den Bauern ausgelesen sind.

Wanderungen in den Südwesten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24sten Okt.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediana die Livorner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es ist fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, sah noch einmal links am Wege die schöne Villa der Riccardi Kastel Pulci in seinen Cypressen. Auch einige ganz hübsche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marsch von ungefähr 6 Miglien passirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt sind, und endlich im Westen in dämmernde Berge sich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und stoßen

endlich im Norden an den Apennin. Von diesen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von diesem Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt sich an einen anmuthigen Hügel, der die Ebne schließt und im Süden seine Brüder höher und höher sich erheben sieht, die wegen der trefflichen Weine, die sie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt sind. Dieses schöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Ersten vollendet. Vorzüglich schön ist der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römischen Geschichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anspielen. Diese Ville wird nächst der Cascine im Prado bey Florenz von dem Fürsten am fleißigsten besucht. Durch lustige Gänge steigt man sanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wiesen und Weiden für das Vieh sind, das mit ächt holsteinischen Eutern und Schultern grasst. In dieser Fläche, die für den Wein und seine Bäume zu niedrig ist, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will er zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier ist auch ein Park für Dammhirsche, Fasanen und anderes fürstliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Pistoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigste

und weiteste um Florenz iſt, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und ſaß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten ſchwatzend um das kniſternde Feuer des Kamins, wohin ſie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis ſaß zunächſt mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthſchaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Caſinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menſchen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzoſen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Weſten der Stadt im December.

Es ging wieder zuerſt dem Prado zu. Dieſe reizenden Spaziergänge und Spazierfahrten ſind um ſo angenehmer, je näher ſie der Stadt, und je mehr ſie der Zeit und dem Vergnügen eines

jeden erzeichbar sind. Man geht längst dem Arno entweder durch die Porticiuola den nächsten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, so kommt man in schöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und ist sogleich dem Strome nah. Längst diesem Strom laufen Gänge, Fußsteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts schließen Hecken und Felsen schöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man ist an schönen Tagen selbst um den Brume sicher, Gesellschaft fröhlicher Menschen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geschäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort schneller dem Blick vorbey. Diese Gänge und Steige zunächst an der Stadt, heißen il Prado. Wo sie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büschen die sogenannte großherzogliche Meierei (le Caſcine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es ist ein schöner Park, drey bis sechshundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wiesen und Flächen durchschnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf

gewisse Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwischenräume schließt dunkles Gebüsch ein. Dorn und Wachholder, Haseln und Lorbeer, Myrthen, spanische Violen, Eichen und Eschen stehen hier in wilder Eintracht beisammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Fasanen, Krametsvögeln, Drosseln, Rebhüner und andern Gevögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wiesen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken selbst dem traurigen Winter einen Frühlingsanstrich geben. Die Gänge sind meist mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte etwa steht eine Menge Eichen, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Epheu umkränzt. Außen aber sind Espen, Eschen, Ahorne, Letschen und Pinien in schöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt fast nichts, als die phantontischen Zitterpappeln. Der Strom und der jenseitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wiesen Grün und Leben.

Die Kunst hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum sieht man einen Pegasus über einer Quelle, weiter vorn einen Narcissus über einen Brunnen, der kein Narcissus ist, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düstre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus grauem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von diesem ist die Mein-

zel, oder die Caseine, eine leichte ländliche Villa, die die fürstliche Familie oft besucht. Die Leeren zwischen den Säulen schmücken niedliche Basreliefs, die sich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier sein Wesen. Links ist Viehstall und Heuboden, rechts sind noch einige Wirthschaftsgebäude. Ein schöner Rasen grünt vor der Villa mit Bäumen und Lorbeer- und Myrrthenhecken. In der Mitte steht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Sabel, von mehrern Marmorbüsten umgeben, die schön mit Epheu und Lorbeer umgrünt sind, wie die steinernen Bänke, die in der Runde stehen, von denen man eine offene Aussicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßlustigen sind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tischen und Sitzen; doch ist es sehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt ist, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordwestlich auf Petraja zu, eine Villa des Großherzogs, am Rande der Ebne schon sehr auf der Höhe. Sie ist sehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen sie schön. Eine herrliche Promenade ist an der östlichen Seite der Villa, wo ein lustiger Bach durch sein felsigtes Becken tanzt, von Eichen und

Cipressen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies seyn! Von hier kam ich nach Castello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cipressen und Kastanienalleen. Sie ist viel besser erhalten, als Petraja. Die Zimmer sind mit Gemählden, Zeichnungen und holländischen Stücken geziert. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte so ganz italiänisch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schlosse hinab. Die erste Terrasse ist mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen besetzt und mit Myrrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und selbst der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Hesperiens, und von den Blumen einiges in meine Tasche gleiten. In der Mitte dieser Terrasse steigt ein hübscher Brunnen mit drey Marmordecken über einander empor, um welche sich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchsten hält ein schöner Herkules den in Todesnöthen sich windenden Antäus umschlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch stehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Nischen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von diesem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm grade gegenüber höher nördlich sich öffnet. Sie ist mit

muscheln, Tuf- und Tropfstein, mit Moos und Versteinerungen zauberisch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Wasser gefüllt werden. Ueber diesen sind mit herrlicher Kunst Thiere in Lebensgröße, jedes mit seinen Farben, jedes in seiner charakteristischen Stellung und Beschäftigung, aus Stein gehauen. Da steht der Hirsch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und Eselein. An den Wänden oben sitzen Vögel umher. Von dieser Terrasse geht man linker Hand bey dem Treibhause eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Leischen, Pinien und Cipressen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberrascht kömmt man plötzlich an einen silberhellen Teich mit einer kleinen Insel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerstauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen sich in Riesengestalt ein zitternder Alter erhebt, aus dessen Haupt das Wasser in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieser Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Osten, der Blumen und Obstbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran stößt noch ein kleiner dunkler Park mit Fasanen. Ich stieg von hier unter Weinber-

gen und Oelbäumen immer bergan zu dem schönen Karmelitenkloster Santa Lucia alla Castellina, kurz Castellino genannt, und genoß eine Stunde von seiner hohen Terrasse einer entzückenden Aussicht über die weite Ebne und die Stadt, sprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und stieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu besehen, deren Arbeiten ich in der Stadt schon bewundert habe. Diese ist

Doccia eine Ville der Ginori unter Castello. Hier ist vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indessen von dem ersten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es seitdem fortgesetzt ist, doch arbeiten noch immer an die 50 Menschen darin. Das Porzellan ist freilich nicht so fein, als das von Sevres und Meissen, aber doch immer vorzüglich. Diese Fabrik hat den Vortheil, die schönen etruriſchen Gefäße so in der Nähe zu haben, und wirklich sind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich schön. Auch rühmt man die Festigkeit und Dauer der Masse, blos die Durchsichtigkeit könnte etwas feiner seyn. In der Stadt sind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben so vollständig und zierlicher sehen kann, als am Orte selbst.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die

Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toskana.

Manches ist schon beiläufig eingeflossen, was zu dieser Rubrik gehört, und ich will es hier also nicht weitläuftig wiederhohlen. Wenn ich vom Feldbau Toskanas rede, so meine ich den, welchen ich zwischen Florenz, Pisa und Pistoja gesehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert ist, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich so gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrarischen. Manches auch ist ewig wie der italische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meisten aufgefallen ist, weil ich meine, daß grade das ächt italisch seyn müsse.

Kurz will ich erst die gewöhnlichen Arbeiten der verschiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne

Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann schon weit verständlicher seyn werden.

Im August bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man säet Feldbohnen, Sommergersten und Klee fürs Vieh, das im Spät-Herbst gemäht wird; das Einsammeln des Reisigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Diese Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und säet an manchen Orten schon Winterflachs, Wolfsbohnen, Rocken und Weizen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, bestäubt sie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirse, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafschur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinlese im Oktober, und das Abstoßen der Bienen. Man säet Weizen, Rocken, Winterrocken, Spelt, Winterhafer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Wintersaat reißt man die erste Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weizen, oder Rocken tragen soll. Jetzt ist das Beschneiteln der Reben und das Ausschneiden und Rupfen von Reisig und Blättern an seiner Stelle. Man sammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Früh-

lingssaat, säet Märzbohnen, Wintergersten, Wicken, graue Erbsen, (ceci rolli) pflanzt und beschneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbsen, grauen Erbsen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt ist. Im Februar säet man Hafer, Märzbohnen (fave marzuole), Linsen, weiße Erbsen, Gartenerbsen (piselli), Flachs, beugt, bindet (und beschneidet an einigen Orten sogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, setzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März säet man noch Gerste, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinstöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn gesäet, eine zarte Art weißer Erbsen, Mais, Hanf, Hirse, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Gesäeten nach, gätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und schließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbsen, den Mais, Hanf, die Hirse ꝛc, die im April gesäet sind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Rocken und die Wicken werden geschnitten und in Miethen gesetzt. Man besäet das ledige Land, so wie das Flachsland sogleich mit Hirsen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu machen. Im Julius ist das Ende der

Aerndte des im Herbst und Winter gesäeten Korns. Man bearbeitet sogleich das Wicken- und Rockenland für die künftige Jahresärndte, und säet in so ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zusammen mit Rüben, Rettig — Man behackt und behäuft die Hirse, das Heidekorn, die Erbsen, Schwingbohnen ꝛc. vor der Drösche, die nun und die folgenden Monate in der Zwischenzeit geschieht.

Alles dieses versteht sich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, spätestens im November gesäet, indem die Saatfurche die vierte ist, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes gesäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano saracino, der im Junius gesäet wird.

Der Rocken (la segale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen säet man ein Gemisch, wie man es im südlichen Teutschlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieses heißt grano segalato, oder Weitzenrocken.

Die

Die Gerſte wird in der Mitte des Septembers und im Oktober geſäet, wie der Weitzen, wird aufgeſchaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerſt von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Dieſe Art Wintergerſte heißt orzo. Eine andre ſchlechtere Gattung, die man Sommergerſte nennen könnte, iſt die orzuola. Dieſe mergelt das Feld mehr aus, als die erſte, und giebt ſchlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit iſt der Frühling.

Der Spelt, (la ſpelda) iſt ein Mittel zwiſchen Weitzen und Gerſten, und wird gleich nach dem Weitzen geſäet, und nimmt mit leichterm und loſern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel geſäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerſte zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld geſäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzenſaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbſt die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen geſäet, wächſt weit ſtärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, deſſen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbſen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterſcheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters geſäet. Andere gelbe und

weiße im April und Mai. Die feinen Erbsen, oder Gartenerbsen, hat man faſt das ganze Jahr (piselli, petits pois) durch, ſäet die erſten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Februar, die dritten im Mai und Junius, ſo daß ſie nur die Herbſtmonate fehlen.

Wicken, (veccie) ſäet man ſowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemiſcht. Ihre Saatzeit iſt der November und December. Man ſäet ſie auch mit der Sommergerſte (orzuola) zuſammen im Frühling, um beide als Futterkraut zu mähen, ſäet ſie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen ſoll.

Mais, türkiſcher Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und im Anfang des Mais, nicht geſäet, ſondern in ziemlichen Zwiſchenräumen gelegt und fleißig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbſt geſäet, mit dem andern Winterkorn; auch ſäet man ſie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn ſie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Oc-

tobers und im Anfang Novembers geſäet, wenn man ſie grün verkaufen will, wo ſie gran bacelli heißen. Die andern ſäet man im Januar und Februar, nicht ſo gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch ſie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt ſie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müſſen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt ſie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirſe (miglio) wird im Anfang Mais und Ende Aprils geſäet, und viel gehäuft und behackt. Eben ſo verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirſe iſt Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächſt und braune hängende Traubenbüſchel hat, woran die Körner hängen. Sie wächſt zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieſelbe Saat- und Erndtezeit und gedeiht an feuchten Orten. Ihre Körner ſind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemiſcht. Man ſäet dieſe Saggina auch im Sommer in Brachland, um ſie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, ſie heißt dann ſaggineila.

Linsen werden im März in nassen Feldern gesäet, und mit den Erbsen reif. Man findet sie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum 20sten Mai gesäet. Man beschaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs säet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern sehr, wächst sonst stärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars, gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils gesäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land ist weit angebauter und bevölkerter, als die meisten nördlichen Länder, kann auch wegen seiner Wärme und schnellern Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menschen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Despotismus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menschen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht so fühlbar machen. Man muß die Wirthschaft mit den Bäumen sehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So

eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es sey, muß auf mehrern Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle seine Blätter giebt der Baum zu Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, größere werden ausgeschneitelt, in kleine Bündel gebunden, und dem Städter zur Feuerung zugeführt; noch muß er die Reben stützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird selbst so ein fruchtloser Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als stecke noch eine Dryas hinter seiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geschieht, wie vielmehr muß dieses der Fall seyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An diesen Fruchtbäumen ist kein Land reicher, als Italien, und sie ersetzen in Gebirggegenden gar sehr den Mangel an Getreide, und ohne sie würde die ärmere Klasse nicht gleichsam so von der Luft leben können, als es einem Fremden oft scheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichsten Reichthum dieser Gegenden ausmachen, so werden sie auch am sorgfältigsten verpflegt. Das ist Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Lösen und Entblättern und Beschneiteln. Doch will die Rebe tausendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade

durch zerspaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man schneidet Zweige eines Arms dick in mehrere spannenlange Stücken, doch nur solche, die ein Auge zum Ausschlagen haben, beschmiert die beiden wunden Stumpfenden mit Baumharz und gräbt sie in die Erde, und siehe sie treiben junge Reiser, die man in Pflanzschulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und schneidet knorplichte Auswüchse, die man Eier nennt, (uovoli dell' olivo) und die sich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt sie in die Erde, sie treiben ein Stämmchen, und aus diesem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinsten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Diese aber werden gempft. Eine Methode ist noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen seiner Hauptäste abjagt, und auf diese lustige Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropft. So verjüngt sich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwasser erhalten. Man säubert sie im Winter, auch den schlechtesten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man sorgsam für den Heerd sammelt. Daß Moos und anders Unheil nicht gelitten werde, versteht sich von selbst. Man kann die Bäume nach ihrem höhern,

oder niedern Standpunkt betrachten, wie sie in einer bergigten Gegend stehen. Im rauhen Gebirg stehen die Tannen, Eichen, Fetschen und wilden Kastanien. Dann sind die nächsten die zahmen Kastanien und Wallnüsse, denen schon die Oelbäume und einige Kirschen-Pfirsiche und Feigenbäume zunächst stehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirschen, Mispeln und Giuggiolen. — Die Giuggiolen sind schöne krause Bäume, größer als die Kornelkirschen, fast wie unsre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrthenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander stehen. Die Zweige sind durchweg mit Stacheln, wie unsre jungen Akazien besetzt, und man findet daher auch Gesträuch dieses Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Gestalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann sie reif ist, doch eine dünne Haut, wie die feinsten Aepfel. Sie ist angenehm säuerlich, doch mehr mehligt, als saftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind diese Giuggiolen etwa, was man sonst auch Erdbeerbaum nennt? Die Sorben sind krause Bäume, die zur Größe der höchsten Obstbäume aufwachsen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, so ähnlich, daß man sie dafür halten würde, wenn man sie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde köstliche Frucht,

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reift nur, wenn sie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Mispeln. Ihr Geschmack ist säuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Man fangen die Feigen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und auch wohl einzelne verlorne Obstbäume an; doch stehen diese und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgesetzt, und müssen den Winter noch ihre Treibhäuser haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey diesem Mangel an großen Wäldern bedient man sich zur Einhägung der Felder, statt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und statt der Staketen, oder Schranken aus zerschnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Noch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit stärker wächst, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinstocks und andrer Rankengewächse und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird.

Man kann über die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie rich-

tet sich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der größern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beschaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein und Oelbau vermischt ist. Im Allgemeinen steht es indessen fest, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es so hergeht, da ernährt ein kleiner Fleck Landes viele Menschen, und diese vielen Menschen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indessen die Natur sich weigert, da läßt der Mensch schon von selbst ab, und läßt höchstens seinen Ochsen einige Tage auf Gewinn und Verlust thun, was er selbst nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchstens die gröbere Herbst- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwischenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In solchen Feldern findet man fast nie Brache oder Ruheland, sondern die Erde, die so fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwischen diesen Reben wird nun der Acker fast unaufhörlich umgeführt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren sind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Wintersaat in Ruhe liegt,

gewöhnlich vier Furchen, die erste im Herbst, November und December, die zweite nach den Winter, (iterazione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling säet, ist es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Kornart von lockerm, oder festen Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man ist vielleicht nirgends geitziger mit dem Dreck, als in Toskana. Davon habe ich oben schon ein Beispiel erzählt. Der Dreckkärrner und Sammler sind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man schlägt sich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abscheu flieht. Ich habe schon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätsommer mehrere Hülsenfrüchte aussäet, um sie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wann sie hoch aufgeschossen sind, und durch ihre Verfaulung dem jungen Saamen sogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Saggina und einige Erbsenarten. Dieses Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck lo soverscio. Es geschieht im Herbst vorzüglich bey den Feldern, die im Februar und März besäet werden sollen. Auch hat man noch die alte Virgilische Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man sehr lang stehen läßt. Dies geschieht vorzüg-

lich auf schwerem Boden, und sie meinen, daß dieses Verbrennen die Erde lockere, und die Asche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I. 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. bei'm Weizen, der Gerste, der Hirse, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß sie aufgeschaufelt und gehäuft werden. Dieses kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker so fleißige Arbeit lohnt und wo Menschenarme genug sind, so zum Kleinen hinabzusteigen. Daher sahen die Felder um Pisa und in seinen Dörfern schon weit mehr unsern Teutschen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die größte Ausmergelung, wie die italischen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, ist es aber was gewöhnliches, selbst wo keine Reihen Weinstöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchstens mageres Heidekorn und kümmerlichen Rocken und Spelt versprechen, thut man soviel Ehre und Mühe nicht an. Um sich indessen dieses Haufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beschreiben. Die Rücken Feldes zwischen zwey Furchen sind ganz, wie man sie in einigen Gegenden Frankens und Baierns sieht, d. h. äußerst schmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In diese säet man nun das Korn dünn ein. So wie dieses aufkeimt, schaufelt man die Erde aus den Furchen, worin

der beste Saft des Düngers, Laub und andres sich gesammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn sich wieder mit seinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederhehlt, so daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen sich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung ist, alles um, doch nicht tief und schaufelt, wenn es so unter und über einander geworfen ist, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, so treiben die überbleibenden doch erstaunlich und fangen in tausend Aesten ab. Man begreift nun, was es ist, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey nun natürlich ganz zunichte gemacht. Um sich nicht zu verwirren, wenn man von diesen Dingen im Italiänischen liest, will ich die drey Instrumente beschreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unsers kleineren Spatens haben sie meistens einen weit schwerern und breitern mit größerem Handstiel, und unten nahe am Eisen mit einem Queerholz zum Aufsetzen des Fußes, dieser heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abstechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eisen beschlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde auffüllt und behäuft. Diese zappa dient auch

zum Abſtechen des Unkrauts und des Raſens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abſtecher und Häufer, ein ſchmales 4 bis 6 Zoll langes ſcharfes Eiſen, an einem kleinen Stiel befeſtigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und ſticht das Unkraut ab. Er heißt lo farchio, oder farchiello, und die Arbeit farchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er iſt, wie ſchon der Sänger von Mantua ihn beſchreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, ſo daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf ſchwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beſchreiben mögte ſehr überflüſſig ſeyn. Ich kann jedem mit gutem Gewiſſen Voß Ueberſetzung der Georgica empfehlen, die faſt ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbretter, oder Streichbretter (hinter das Streichbrett heißt auch jetzt noch orecchio aureo) Virgils ſieht man mehr auf leichtem Lande, oder beim Auffurchen tiefer Furchen. Sonſt ſind ſie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen ſoll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem duplici dorſo, wobey beide Heyne und Voß ſich ſo quälen. Dieſe Stelle, die mir noch ſeit meinen Schuljahren im Kopfe ſaß, fiel mir beim Anblick des erſten italiäniſchen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugſchaar (vomer) aus, ſondern ein Schuh aus Einem Holze iſt faſt immer an ihnen

befeſtigt, und dieſer Schuh der Pflugſchaar iſt in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgeſtülptes Schiff, und ſo iſt die Pflugſchaar darauf vorn befeſtigt. Dahur, denke ich, heißt es duplici dorso. Das Meſſer, Seck, il coltro, vor der Pflugſchaar eingeſteckt, ſieht man nur in ſteinigten und ſehr harten Feldern, es iſt auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht ſo nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, ſondern mit Einem Leghrett nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien faſt nicht. Erlaubt die Zeit nicht, ſogleich auszudröſchen, ſo ſetzt man Miethen und ſteckt die Stoppelenden auswärts und die Garben einwärts. Dieſe Miethen, oder Kornhaufen heißen barcho (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in deſſen Form ſie geſetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröſchen will, und legt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben ſo macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt iſt, habe ich oben ſchon geredet. Im Toſkaniſchen läßt man nicht die Pferde und Ochſen dröſchen, wie im ſüdlichen

Italien, (trinzazione) ſondern ſchlägt (batten) und dröſcht mit kleinen Flegeln (flagellazione).

Wenn das Feld ſo ſehr als ein Garten bearbeit wird, ſo müſſen natürlich die Gartengewächſe und Früchte aller Art eben ſo gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich ſchon ein Wort geſagt, und von den grünen Erbſen, Rüben und Rettigen, die für Menſchen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben ſo fleißig baut der Landmann, der ſeinen kleinen Fleck möglichſt benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächſe, alle Arten Grün und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Selleri, Kreſſe, (wovon ſelbſt dieſen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Mören, Artiſchocken, Melonen, Gurken, Kürbiſſe, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten ſieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weizenſack erſparen. Saffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu eſſen iſt, das muß in Italien heran bis auf die Heuſchrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeiſige und Meiſen, die kaum zu ſehen ſind, wenn man ſie gebraten vor ſich hat. Zum Glück iſt kein Monat im Jahr, wo nicht etwas

für den Magen wächſe. O glücklichtes Hesperien, machteſt du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine ſo ſchickliche Gelegenheit finden mögte, davon zu reden. Da ſteht natürlich derjenige obenan, der um die Toſkaner ſich durch ſeine Arbeiten am verdienteſten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe ſchon oben geſagt, daß dieſe faſt ganz ungriſchen Schlages, nur ſtärker ſind, und ſehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, ſondern müſſen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, ſo wie ſie Holz und Produkte zur Stadt fahren müſſen. Schon Virgil räth, ſie menſchlich und ſorgfältig zu behandeln, und dieſe Geſetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbſt von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsſtunde. Die reicheren Ackerbeſitzer haben auch Wechſelochſen, die ſich ablöſen, ſo daß jeder ſeinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der ſchweren Arbeit erhalten ſie zum Grün Schrot, Rocken, Hafer und anderes Getreide. In der Winterruhe müſſen ſie mit Rüben, Rettichen, Kleien, Spreu

und

und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reisig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meisten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden sie im Freien gehütet. Auch sie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt sie vor Schmutz und Reisen und Erkältung, pflegt sie nach der Geburt weit sorgsamer, als bey uns im nördlichen Teutschland.

Die Pferde Toskanas sind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchses, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toskana meistens ist, begünstigt die Pferdezucht nicht. Die Race ist von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen, und wenigstens ist sie hart und dauerhaft. Besser sind ihre Surrogaten die Mäuler und Esel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toskanischen Esel sind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit bessere Dienste thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten sind, als Pferde. Diese Mäuler sind zum Theil von schönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und sie werden theuer bezahlt. Alle diese Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Esel schmückt der Toska-

ner mit bunten Netzen, Bändern, Büschen und Glöcklein außerordentlich auf, und seine Thiere sind immer geputzter, als er selbst, wann er zur Stadt reiset.

Schaafheerden giebt es sehr ansehnliche in Toskana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, müßten sie noch mehr in Aufnahme kommen lassen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachläßigt, und der alte Stamm dieser nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet sey. Einzelne haben zwar durch spanische und barbarische Race zu verbessern angefangen; aber leider bleibt so etwas allenthalben nur Experiment, sobald es nicht Wille und Bedürfniß des ganzen Landes ist. Das allgemeine Interesse, was zugleich jeder einzelne zunächst fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbst, also zweimal geschoren. Täuschen kann es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man fast Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer sieht. Das Interesse des Landmanns weiß das nemlich bey seinen Schaafen durch Absonderung, oder Zulassung der Böcke schon einzurichten. Zu einigen Schaafen läßt er die Böcke schon im Julius und August, damit er im Januar Lämmer verkau-

ſen kann. Indeſſen iſt die gewöhnliche Zeit, ſie belegen zu laſſen, der November, ſo daß die Geburten in die ſchöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey dieſen gilt noch das Alte, daß ſie oft, wie ſchon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zicklein werfen. Auffallend iſt es, daß man an ſchlimmen Winter- und Regentagen die Ziegen und Schaafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müſſen ſie den ganzen Winter hinaus, ſobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indeſſen was giebt das auch für Wolle?

Gänſe werden nicht viele gehalten. Sie ſind klein und von zähem Fleiſche, wie in ſüdlichern Klimaten faſt immer. Man rupft ſie fleißig, und ißt ſie jung mit den erſten Spargeln, wie in Süddeutſchland. Dafür iſt das andre Geflügel wohl nirgends in ſolcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hähner und Tauben. Dieſe Vögel hat jeder kleinſte Bauer zahlreich auf ſeinem Hofe, füttert ſie mit ſchlechtem Korn, Hirſe und dem Abfall der Wein und Oelbeeren, weiß ſie auch kunſtreich für den Liebhaber zu ſtopfen, ſo daß dieſe Braten immer in Menge zu haben ſind. Das milde Klima läßt überdem das Br[illegible] nur etwa die kurze Zeit des Mauſerns aufhö[illegible] Die Millionen Tauben leben im Winter faſt allein von den ausgefallenen

Weinbeeren und anderm Gesäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögeln hat man hier überdies eine zahllose Menge im Winter und Herbst bis zum Frühlinge zu füttern. Es sind meistens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erstaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Dutzende der köstlichen Waldschnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Drosseln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die sie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verstehen.

Florenz.

Ich habe in dieser lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in diese Zeit fallen. Da ich alle Klassen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italischer Sinn noch in ihrer Reinheit herrschten, und alles noch von fremden Händen nicht von seinem Platze geschüttelt, oder gar weggenommen war, so halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieser Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieser Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunst, die sonst schon diese Stadt zu

einer der erſten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, ſollte ich vielleicht ganz ſchweigen, wenn es nicht ſo ſüß wäre, von dem zu reden, was uns viele Luſt gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Poſitiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern aufführlich leſen kann, mich ganz ſtumm verhalten, und wann mir mal ſo was menſchliches widerfahren ſollte, ſo lege es jeder nicht auf die Achſel, welche noch keinen Buckel hat, ſondern lieber auf den alten Höcker menſchlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Erſten aller Dinge an, ſo beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem ſchönſten Zweck in dieſer ſchönen Stadt, um denen, die meine Geſchwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eſeln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künſte im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis ſie durch ſchlechtere Florenz um ſeine Freiheit betrog, und das genievolle toſkaniſche Volk eben ſo ſehr herunterbrachte, als ſie daſſelbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der ſchönſten Namen Italiens, und zugleich der Beför-

derer der Künſte und Freund des Donatello und Michelozzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht ſo großen Geiſt, that Lorenz der Großherzige. Die Fürſten von Toskana gingen anfangs in dieſem Geiſt für die Kunſt ein, aber mit der Freiheit war auch das ſchönſte Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der 2te, der 1670 ſtarb, und ſein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunſt, und von dieſen beiden ſchreiben ſich viele der ſchönſten Antiken und neuere Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian ꝛc. Leopold von Oeſtreich endlich ließ aus dem Pallaſt Medicis die Gruppe der Niobe und andre köſtliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toskaniſchen Volks. Wird das ſie ſchützen? Die genaueſte Beſchreibung vieler Merkwürdigkeiten dieſer Gallerie findet man in dem koſtbaren Museum Florentinum, wovon ſchon eilf Bände in Folio heraus ſind. Hieher gehört auch Gori's Museum Etruscum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufſätze des Cuſtos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio istorico mit manchen intereſſanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm iſt noch ein köſtliches Manuſkript hier im Archiv über die Medaillen, geſchnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch der Anti-

ouar Lanzi in ſeiner Iſtoria della Pittura gehört hieher.

Schon die Treppe iſt des Heiligthums nicht unwürdig, wozu ſie führt. Man hat zu beiden Seiten griechiſche und lateiniſche Inſchriften auf Marmorblöcken. Dann ſieht man einen Bacchus und ein allerliebſtes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, iſt gleichſam in zwei getheilt. Im vordern ſieht man zum Theil aus Porphyr die Büſten der mediceiſchen Fürſten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten iſt ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, deſſen kühner Flug einem Siegesroſſe gleich ſieht. Hiezu iſt ein Pendant, der berühmte Eber, wovon ſo viele Kopien gemacht ſind, und wovon man von Pietro Tacca die ſchöne bronzene in der loggia des Mercato nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beſchädigte, ſehr gelitten. Zwei ſchöne Wolfshunde ſitzend. Außer mehrern Marmorn ein Trajan und ein ſchöner Auguſt in Rednerſtellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erſter Korridor.

Einige alte Stücke florentiniſcher Meiſter im Entſtehen der Kunſt, die einem Geſchichtſchreiber derſelben zu Belegen dienen könnten. Man ſehe

Lafri Etruria pictrice. Doch ſind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöſtern ſieht. Unter dieſen zeichnet ſich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und jene kühne Zeichnung herrſcht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Roſelli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Pija mit großem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünſchen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erſte iſt eine ſonderbare Idee, aber im Weibe ſowohl, als im Buben, iſt der Karakter ſchelmiſcher Luſt ſehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lauſekammes und der Lauſejagd, die ſich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin ſteht. Auch das zweite iſt vorzüglich, beſonders die Hauptfiguren. Die ſüße Sehnſucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leiſen Zügen der Lüſternheit im Geſichte der Jungfrau, die ſich von den Müttern gleichſam mehr tragen, als führen läßt, ſind ſchön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters iſt vortrefflich, ſeine Augen ſprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne dieſen

Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten ſetzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Chriſtus und die Phariſäer im Tempel diſputirend, eines ſeiner berühmteſten und vollendetſten Werke, obgleich auch hier die Schatten ſehr hart ſind. Es iſt eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder ſeinen Karakter trägt, und aus dem Leben geſtohlen zu ſeyn ſcheint. Der Chriſtuskopf ſollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorſtrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutſchen und italiäniſchen Mahlern.

II. Skulpturen und Statuen.

Erſter Korridor.

Herkules, der den Neſſus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenſeits vor dem Ponte vecchio, mit der ſie ſich auch nicht meſſen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen ſeines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es iſt ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muſkeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomiſches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergeſtellt, in der Stellung der mediceiſchen. Er hat ihr aber, ſo ſehr man ſie auch preiſet, das Unausſprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene

ewig allein bleiben wird. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Diese Statue iſt auſſerordentlich beſchädigt und vieles daran ergänzt; doch ſind die Umriſſe des Rumpfes und die Schenkel gröſtentheils antik, und dieſe erregen um ſo mehr eine Klage, daß das Uebrige nicht mehr da iſt.

Zweites Zimmer Korridor.

In dieſem gegen Süden am Arno, welcher die beiden langen verbindet, ſind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Porträte, die oben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine auſſerordentlich ſchöne Antike in Rückſicht der Stellung und des Ausdrucks. Er ſchaut empor, der kleine Spitzbube, als ſpotte er der Donnerkeile Zeus, und aller froher Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit iſt in dem Lächeln ſeines Geſichts ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun geſtützt. Eine treffliche Gruppe, die eine groſe Idee von der alten Kunſt giebt. Die Leiber ſind ſchön, aber man vergiſt ſie über den Köpfen voll Grazie und Anmuth. Es iſt die ewige Freude gleichſam perſonificiert, wie ſie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverſchleiert ſich ihren Lieblingen offenbart, es iſt nicht die leidenſchaftliche, ſondern die feſte und ſtille, die eben, weil ſie dies iſt, keinen Wandel und Wechſel kennt. — Eine ſchöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füſen, in einer leicht hinſchwebenden Stellung. — Ein Weib mit

einem Schwan, oder einer Gans im Schooße. Der Busen scheint vor süßer Lust sich schwellend zu heben, alle Züge des Gesichts athmen das Vergnügen, und die süße Vernichtung der höchsten Wohllust. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Jakobroni meint, es sey eine Venus Lamia, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf ist außerordentlich schön, und giebt eine anschauliche Vorstellung der tapfern Tugend, welche diese Göttin vorstellt, und die man sich immer mit einer guten Beimischung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lägen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Schaam und süßer Huld, wie sie den Wellen des Meers entsteigt. Sie gehört zu den viel gepriesenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andre halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der schönsten und reitzendsten Statuen der Korridore, das Bild der Schönheit, zwischen dem Jünglings- und Knabenalter mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein schöner Bacchus seyn, wenn man den vorigen mit dem Faun sodald vergessen könnte. — Ein schöner Torso, als Studium für junge Künstler ausgestellt, sich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um

langsam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunst und der durch die Gymnastik mehr ausgedrückten menschlichen Form bestand.

Zweyter großer Korridor.

Gegen einander überhängend zwey geschundene Marsyasse. Der eine hat einen starken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von diesen verzerrten Zügen gern zu etwas besserm. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein ausserordentlich schönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler besser gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der größte dieser beiden ist vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale sehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn schlecht. — Zwei Statuen von Aeskulap. — Bacchus vom Michel Angelo. Dieser ist sehr berühmt und hat nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne sich zu schämen, unter den besten Ueberbleibseln der alten Kunst aufgestellt zu werden. Es ist nicht der Gott, der nur Freude und Wollust athmet, wie der ihm gegenüber stehende, sondern er hat etwas Großes und Majestätisches, wie man sich ihn denken muß, wenn er mit seinem Löwen- und Tigergespann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geist seines Meisters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegen über steht ein

andrer in kleinerm Maße von Sanjovino, voll großer Lieblichkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein solcher, der wohl mit einer Nymphe sich im Weinlaub verstecken gehen kann; auch er ist ein Meisterstück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederischen, jetzt partsor Laocoons, und zwar eine äußerst berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu sehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er sehr gelitten. — Von Donatello sieht man hier noch zwey gepriesene Stücke, seinen David mit Goliaths Haupt zu seinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Fasten abgezehrt. Der David erinnert an den schönen St. Georg von eben diesem Meister, den man in einer der Nischen der Kirche Or San Michele sieht, eine rechte Heldengestalt, aus dessen Gesichte Muth und Kühnheit auf seine gute Sache blicken. Aber berühmter bey weitem ist Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichsten Werke dieses großen Künstlers, den man besonders wegen der anatomischen Richtigkeit bewundert, weil so ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey diesen Meistern mit dem Gefühl davon, sie würden Phidias und Skopas gewesen seyn, hätten sie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwiſchen dieſen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichſten genannt habe, ſind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Beſten der römiſchen Kaiſer und ihrer Familien zu ſehen, eine außerordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält ſie alle für ächt, ob gleich ſich das vielleicht ſchwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meiſten durch Vergleichung mit andern Köpfen und mit Münzen auszumitteln iſt. Die Sammlung iſt zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunſtgeſchichte der erſten Kaiſerjahrhunderte anzuſehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunſt. Die Reihe der Kaiſer iſt vollſtändig bis auf Gallienus. Auch einen ſchönen Konſtantin, der ſonſt ſelten iſt, hat man hier, doch iſt auch er durch den Brand beſchädigt. Treflich ſind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält ſelbſt Winkelmann für einen der ſchönſten Köpfe, auch Vitellius und Veſpaſian ſind geprieſen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen ſüdlichen Flügel ein. O Fauſtina, Wieland hat nicht zuviel für dich gethan! Du konnteſt mit dem Geſichte nicht gemein ſeyn. Auch dem Freund der Geſchichte geben ſie gleichſam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunſt, aus den Geſichtern auf die Menſchen zu ſchlieſſen, immer eine ſehr miſliche bleiben wird, überdies iſt nichts in der Welt leichter, als nach

den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menſchenantlitz zu räſonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter dieſen Köpfen gelebt, und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menſchen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In ſeiner eignen Zeit lebt man doch nicht ſo rein und frey; das Intereſſe, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenſchaften und Partheiſucht halten unſre Augen unter der Binde, daß wir ſelten einer reinen und ungefälſchten Anſicht derſelben genießen.

Außer den Büſten ſchmücken die Korridore noch eine hübſche Anzahl Sarkophagen mit Inſchriften, und theils mit treflichen Basreliefs, (vorzüglich ſchön iſt auf dem Zweyten die Geſchichte Hippolytus dargeſtellt) Altäre ꝛc., woraus man einigen Statuen Fußgeſtelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore findet man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung großer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künſte und Wiſſenſchaften, durch Waffen und Herrſchaft groß waren, andre herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen iſt. Auch die Frauen ſind nicht vergeſſen, und man ſieht manche berühmte Haube. Den Beſchluß macht die

lothringische Herzogsfamilie bis auf Kaiser Franz den Ersten.

Auch die Decken dieser Flügel muß man nicht übersehen. Sie sind mit allegorischen Darstellungen geschmückt, wobey der großen Männer, woran Toskana einst vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht ist. Es ist gleichsam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da sieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Masaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Vespucci, Galilei, Ficino, Machiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillensammlung.

Die Anordnung dieser Sammlung ward von dem Jesuiten Eckel in Wien, Direktor der kaiserlichen Münzsammlung, angegeben, und von Cocchi und seinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologischer und geographischer Ordnung in Schränken aufgestellt. Billig hat man mit Toskana angefangen und einen großen Reichthum zusammen gebracht, nicht blos für Florenz, sondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Pisa. Man sieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenstaat, Venedig, Genua, Mailand, Parma

ma ꝛc. Aber auch die übrigen Länder Europens ſind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen iſt gleichfalls eine der zahlreichſten. Hier ſieht man viele Schnurrigkeiten und Kuriöſitäten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen ꝛc.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahrt man die alten Münzen auf. Man hat ſie geographiſch geordnet nach den Plätzen, wo ſie geſchlagen ſind, ohne auf ihre Größe, oder ihren Stoff Rückſicht zu nehmen. Man hat ſie in zwei Klaſſen getheilt. Die erſte begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konſular und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiſer von Auguſt bis Johann Paläologus. Die erſte Klaſſe hat 4201, die zweite 1519 vor Auguſt und 3454 Münzen ſeit Auguſt, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen ſind 1117, ſilberner 3778. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falſche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahrt. Sie ſind zum Theil ſo trefflich gearbeitet, daß ſie die erſten Kenner getäuſcht haben.

Ich gehe von hier zum hinterſten Kabinet des öſtlichen Korridors, und werde immer ſo die Reihe

der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welche der erſte am Eingange oder Veſtibulum iſt. Man hat dieſe Säle häufig nach einem Meiſterſtücke, das ſich darin findet, benannt. Der erſte Saal nun, vor deſſen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sanſovino, Johann von Bologna und Donatello ſehr zweckmäßig ſtehen, enthält

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm ſeyn. Man kann dieſe köſtliche Sammlung gleichſam als eine Kunſtgeſchichte der florentiniſchen Bildnerei anſehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch faſt alle im verjüngten Maasſtabe, geſammelt von den erſten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der ſich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farneſiſchen Stier, den Silen, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borgheſe. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis ſieht man hier in ſchönen Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vaſen, Basreliefs. Vortrefflich iſt der kleine Amor von Donatello, den einige ſelbſt für eine Antike genommen haben. Von

dem trefflichen Benvenuto Cellini ſieht man hier viel ſchönes, man ſchätzt vorzüglich die Büſte Kosmus des Erſten von ihm. Von der Opferung Abrahams ſieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen ſich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den ſchönen bronzenen Thurm des Batiſterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönſte indeſſen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsſtrebende, das man in der behenden Kraft dieſes Gottes ſich denket. Mit einem Fuße ſchwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren ſcheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und ſpielenden Lebens dieſes Gottes iſt ſo bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch iſt hier ein berühmter Geſchundener (ſcorciato) in Bronze, eine anatomiſche Statue, die man aber nicht unter den Muſtern des Schönen aufſtellen ſollte. Man hat allenthalben gekünſtelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leiſten. Auch die Alten haben anatomiſche Figuren in Bronze und Marmor vorgeſtellt, Francavilla machte in Italien ſolche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament;

Jumbo und Lelli machten sie aus Wachs, welche nachher Susini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Hetruscische Sarkophagen und Inschriften. Museum Etruscum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etrusker wenig. Waren die Römer gierig nach dem Ruhm, alle Völker unter die Füße getreten zu haben, so waren sie nicht weniger, die Herrlichkeiten der Besiegten zu unterdrücken, und ihre Kunst und Wissen auch sich zuzueignen. Doch ist es ihnen nur in so weit geglückt, die Geschichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Betrügen haben sie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toskana Vieles zu sammeln, was schon die Ehre des etruscischen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zusammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils noch in den Händen von Privatmännern war. Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst zeigt, daß die Hetrurier der Künste selbst vor den Griechen pflegten, und als Volsinii (jetzt Bolsena) 265 Jahr vor Christi Geburt eingenommen ward, transportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etrusker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Asche in kleinen Särgen oder

Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verſtorbenen enthielten. Dieſe Särge und Urnen ꝛc. und die etruſciſchen und lateiniſchen Inſchriften, oder die aus beiden Sprachen gemiſchten hat man hier aufgeſtellt. Das meiſte iſt aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage ſind ſogar bemahlt. Die ſchönſten Sachen hat man zu Volaterra gefunden. Manche dieſer Urnen, die man zu Chiuſi ausgrub, ſind mit Bildnerarbeit, und ſtellen die Geſchichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaſter gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man ſehe hierüber Gori Muſeum Etruſcum Flor. 1737. 3 Vol. Fol. und Hancarville Etruſciſche, griechiſche und römiſche Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Napoli, und Lanzi Saggio ſopra la lingua etruſca und ſeine Istoria della pittura.

Von dieſem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erſte von allen iſt, ſpringe ich nun ſogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etruriſchen Gefäßen

enthält, weil dieſe eigentlich nur ein zweiter Theil des Muſeum Etruſcum ſind. Man wandelt mit einer Art von heiligen Grauen unter dieſen Reſten der alten Kunſt, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen beſtimmt waren, und mit ihren

Aschen meistens auch ihr Gedächtniß von der Erde nahmen. Man erstaunt über die Fortschritte, welche die Kunst in jenen jugendlichen Zeiten der Geschichte schon gemacht haben muß, wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glasur sieht. In Volterra, Chiusi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römischen und etrurischen Sachen sey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es sind einige mit griechischen, andre mit etrurischen Aufschriften. Ferner sieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lampen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräsentanten der Opfer gebracht würden, die sie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto seyn mogten. Man hat zu dieser Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etrurischen Geschmack gearbeitet ist, Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Castel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Vasari zu Arezzo, welcher Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie ſind im dritten Saal in 14 Schränken aufgeſtellt, und man hält ſie für die ſchönſte Sammlung dieſer Art nach der, welche nun von Portici nach Palermo geflüchtet iſt.

I. Eine herrliche Büſte der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Opis ꝛc.

II. Eine treffliche Sammlung griechiſcher, etruriſcher und römiſcher Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine ſchöne Amazone und ein gehelmter Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geſchichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptiſche Sachen und Idole, unter andern einen Serapis, den die Heroen der Kunſt hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigſten Schränke, der die etruſciſchen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Pilumnus, die Vakuna ꝛc. enthält. Dieſe reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunſt, in Metallen zu gießen.

VI. In dieſem Schranke findet man außer vie-

len Porträts erlauchter Menſchen eine Menge Fragmente alter Statuen, die jungen Künſtlern zum Studium dienen können, ſo ſchön iſt an manchen die Arbeit.

VII. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegaſus, einen Hippogryph, eine Chimäre, einen Stier mit Menſchenangeſicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipſius de militia romana cap. de ſignis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus- Religions- und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erſtaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geſchmacks, verſchiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnallen, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inſchriften auf Bronzen verſchiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Inſtrumente, Schlöſſer, Schlüſſel, Klinken, Haken und vieles chriſtliche Zeug, wo man ſchon Apoſtel und Heilige vorgeſtellt ſieht und die Barbarei des Geſchmacks.

Außer dieſen kleinern und zartern Dingen, die man eingeſchloſſen hat, ſteht noch vieles umher, was dieſen Saal zu einer Einleitung in die Kunſt und das häusliche Leben der alten Welt macht. Unter dieſen Sachen findet man einen ſehr ſchönen

Torſo; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn ſie etruriſch iſt, einen hohen Grad der Kunſt verräth; man glaubt, ſie ſey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Dieſen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunſt und des Geſchmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen ſollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold ſie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht müſſen ſie in dieſen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier ſteht alſo nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schickſal Ovid und Apollodor beſangen, und die die größten Künſtler des Alterthums, ein Skopas und Praxiteles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir ſie nun aufgeſtellt ſehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meiſten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxiteles und Skopas, oder ihre erſten Schüler rathen. Man weiß aber, daß ſchon bey den Alten von den berühmteſten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet ſeyn? und könnten alſo dieſe Statuen, aus welchen man nun

Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen sind, nicht aus den Händen verschiedener Meister gegangen seyn? Winkelmann fand in dieser Gruppe einen hohen Geist. „Die Töchter der Niobe, sagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, sind in der sprachlosen Angst, der Vernichtung der Sinne, der Zerstörung des Gefühls vorgestellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele selbst gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muster des wahren Schönen seyn, man muß sie als unstreitige Denkmäler des hohen Stils ansehen.“ Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 241. Auch Guido Reni war seiner Meinung und studierte sie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein besseres Bild von dem Ausdruck dieser Gruppe geben, als wenn man sagt, daß sie ein Schweigen des Schmerzes, so ein Erstarren des Gefühls darauf ruht, daß sie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen scheinen; ein Verstummen, wie das der Erde vor dem Donner, der noch still in seinen düstern Wolken schlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier sucht das Dickigt und die Höhle, der Mensch sein Haus; die Blume schließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in

einer Gallerie so gestellt sind, daß jedes Gesicht, wo möglich, auf die Mutter sieht, ist die Figur der Niobe. Die Kleinste der Töchter drängt sich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Arm sie mit angstvollem Gesichte Trost sucht; die Mutter breitet ihr Gewand aus, als wolle sie die Tochter schützen. Aber ihr Gesicht ist bey den andern Kindern, die verwundet stehen und fallen, aber sein tiefer Schmerz bleibt menschlich und unverzerrt und rührt daher unaussprechlich. Die Kinder sind in mancherlei Stellungen, einige stehen, andre sinken erblassend, andre schauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grausame Rächerin in den Wolken. Den einen sterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angst vor dem Bogen Diahens, nach welchem sie empor schaut, möchte ich die schönsten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, so ersetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künstler findet natürlich nach dem Gesichtspunkte, woraus er das Ganze ansieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, ist auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anschlag bringen.

Die Wände dieses schönen Saales sind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin ge-

hören ein Paar Stücke von Rubens in seiner kekken Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach, ein schönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Diese Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, ist seitdem immer vermehrt, und hat für den Künstler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unendliches Interesse. Man hat sie mit großen Kosten zusammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufsuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden sind so je von einem großen Meister. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Battoni und Mengs. Diese Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter seinem Schlüssel, und man muß sich bey ihm melden, um sie zu sehen zu bekommen. Auch die Kupferstiche sind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachsen.

Saal des Barroccio.

Dieser stößt an den Saal der Niobe, und hat seinen Namen von einem großen Stücke dieses Meisters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht ist, und welches wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt ist. Es ist ein sehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna,

die ihren Sohn bittet, Reichen, welche sich der Verlassenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madonna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künstlers. Man schätzt die Anlage, welche der Tod den Künstler nicht ausmahlen ließ. — Eben so verhält es sich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jesus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Instrumente und Zeichen seines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die diesem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch seine Engel und Amore berühmt ist. — Von Guido ein Petrus eine Halbfigur und Roger und Fiordispine. — Die Madonna, welche ihr Kind säugt, ein treffliches Stück von dem Meister der Kunst Lenardo da Vinci, voll süßer Liebe und Natürlichkeit. Dieses hat Leopold angekauft.

Vestibulum der Inschriften.

Dieses Vestibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieses Korridors, stößt zunächst an den Saal des Barroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt ansehen kann, weil es in keinem verschlossenen Zimmer steht. Man sieht hier eine schätzbare Sammlung von Inschriften, die man in zwölf Klassen eingetheilt, und in

die Mauer dieses Vestibulum eingefügt hat. Die Zwischenräume der Klassen hat man mit schönen Fragmenten des Alterthums gezieret. In der Mitte des Saals steht ein Torso aus Basalt, den Winkelmann sehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptisches Kunstwerk, worauf ägyptische Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk stehen. Außerdem sind noch andre egyptische Sachen hier, Sarkophagen, Leichensteine, Urnen, Vasen mit Buchstaben und Karakteren, kleine Statuen und Büsten. Vortreflich ist der Brutuskopf, nur aus dem Groben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat schon den Karakter des Ernstes und der Kraft, der auch dem Künstler gehörte. Man lieset unten die Verse von Bembo:

„Dum Bruti effigiem sculptor e marmore ducit,
„In mentem sceleris venit et abstinuit."
„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus gestaltet,
„Denkt er der blutigen That und ihn versaget die Hand."

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem solche Inschrift schmählich deuchte, änderte diese Verse so:

„Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
„Tanta viri virtus, fitit et abstinuit."

„Brutus hätte der Bildner vollendet, da denkt er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und läßt ab von dem Werk."

Man sieht hier die Köpfe der großen Weisen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Harmen, und diese Versammlung würde nicht die letzte seyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sapho, Aristophanes, Sokrates, Alkibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Porträts der Mahler, von ihnen selbst gemahlt.

Diese sind in zwei an einander anstoßenden Zimmern befindlich, und meistens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch diese Sammlung fing der Kardinal Leopold an, dessen Statue in Marmor man in einer Nische sieht. Diese Porträts sind in dem Museum Florentin. gestochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römische Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten sind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule ist der vortreffliche alte Masaccio der erste, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber sind die Venezianer Bellini, Geor-

gione und Tizian, seine größern Schüler, Paul Veronese, Tintoretto, die Bassanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Ersten, an dessen und Heinrichs des zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Carracci, Guido, Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden sind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Außer diesen sieht man andre, die sich gemahlt haben, indem sie zeigten, daß man sie nach diesen Proben nicht messen sollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; sie halten zum Theil Landschaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens :c. in der Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andre.

Im zweiten Zimmer sind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange besessen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roslein. Hier sieht man noch eine Marmorbüste einer Engländerin, die ein feines Weib gewesen seyn muß; man liest in einer griechischen Aufschrift ihren Namen: Αννα Σειμερ Δαμμερ εποιησεν.

Unter andern Kostbarkeiten sieht man hier die schöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargestellt ist, und einen acht-

ecki-

eckigen Tisch aus Edelgesteinen, oder pietre fine zusammengesetzt. Er ist aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelsteine, Topasen, Granaten ꝛc. einer der kostbarsten dieser Gattung. So trefflich auch diese Arbeiten, so bewundernswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben ist, so bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man solche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianischen Schule.

Die Venezianer füllen die nächsten und letzten beiden Zimmer dieses Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine schöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derselben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöser mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein sehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiradadda, das wegen seiner Komposition berühmt ist. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine schöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Bassanen eine Menge Gemählde. Das berühmteste und größte ist das, wo Jakob Bassano sich mit seiner Familie nebst Tizian seinem Meister

und seiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, seiner Familie unter den Unsterblichen einen Platz zu verschaffen. Es ist kein Aufflug, kein Ideal, aber die reinste Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es seines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meister im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veronese Christus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und sich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veronese habe an Betrachter seiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Ester und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rücksicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem sieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerst das Zimmer, wo die

Sammlung von geschnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen u.

aufbewahrt wird. Dieses ist einer der größten Schätze, die sich irgend wo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiste für diese Sammlung, Kosmus der Erste und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten las-

ſen. Es iſt ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientaliſchem Alabaſter geſchmückt, wo dieſer Reichthum in 6 Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des Auguſt und was ſeiner Zeit am nächſten iſt, z. B. den Tiber und ſeine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig ſind, vor allen aber ſteht Veſpaſian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preiſt man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit ſeiner Frau ein Opfer bringt, der Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Lanzi für eine Veſta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man ſieht hier überdem eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaſpis. Manche davon ſind neu und von florentiner Künſtlern im Wetteifer mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkryſtall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verſchiedene Kaiſer in Kalcedon, ein ſchöner Tiberius in einem blauen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander im Chryſolit, eine Furie in Hyacinth. — Manche ſind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreiſe an einer, an der andern der des Mondes, eine Büſte Apolls im Anaglyph

an der einen Seite, an der andern Mars in einer Kamee.

Viele dieſer geſchnittenen Steine hat man in mancherlei Maſſen abgieſſen und drucken laſſen. Die vorzüglichſten kennt man aus dem Muſeum Florentin. und aus dem Theſaurus Gemmar. antiqu. aereis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Paſſeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentiniſchen Künſtler haben manches beſchädigte wieder hergeſtellt, manches auch neu geſchaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte Benvenuto Cellini. Man ſieht die Portraits von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuſchreibt,) von Päbſten und Fürſten. Eine ſchöne Arbeit iſt die Familie Kosmus des Erſten von Roſſi und ſein Triumph nach der Eroberung von Siena, von Dominike Romano in einen Kalcedon geſchnitten.

Sammlung franzöſiſcher Gemählde.

Man ſieht hier eine Venus, die aus dem Bade ſteigt, und einen nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die franzöſiſchen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht ſchmecken. Pouſſin, ihr größter Meiſter, iſt faſt leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem iſt von Le Brun, Dufresnoy, Mignon, Champagne, Nanteuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor spielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen sie, der Neid hält Adonis bey seinem Gewande zurück; kleine Kinder spielen mit seinen Hunden, oder halten sie an der Kuppel. Die Venus ist schön, obgleich eine sehr irdische, leider sind die Grazien es auch, weil etwas zuviel flämische Schwere sie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein schönes Gemählde, wo er sie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieselben noch einmal mit einem allerliebsten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein, Rembrandt sieht man treffliche kleine Stücke und Portrets, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und seine Katharina von Bora von Kranach.

Landschaften von dem Rafael der Landschaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Ostade, Terburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländischen Manier. — Perspektive von Stenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenstücke von van Kessel, den beiden Heem, den beiden Ruysch. — Manches von Douw, Brauwer, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel,

(der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill ꝛc.

Italiäner.

In diesem Zimmer sind vorzüglich viele kleine Knie- und Handstücke, Porträts und Miniaturgemählde unter einigen großen zu sehen. Von diesen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebst und ohne Namen sind, schreibt man denn manches, wovon man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Rosa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht kolorirt sind, und einige Landschaften in seiner Manier. — Von Albano in seiner schalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Amore, die Entführung der Europa ꝛc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es ist eine leichtfertigere Laune in seinen Werken, die mehr sinnliche Lust haben, als jene hineinzulegen pflegen. — Von Zucchero zwei Gemählde, das goldne und silberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein schönes Gemählde, Jupiter, der jeder Gottheit ein besonderes Geschenk giebt. — Eine schön stehende Magdalena, und ein Haupt des Täufers, die man Correggio beilegt. — Von

Guercino eine ſchöne Landſchaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die ſingen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein ſäugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene ſüße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben ſoll.

Man findet in dieſem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der ſehr ſchön iſt; ein Schmetterling ſchläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was ſie enthält, kann man ohne Vordenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieſes prächtigen Achtecks, ſeine Decke mit Perlenmutter, ſein Boden mit dem ſchönſten Marmor belegt, alles ſagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunſt eintritt. Das erſte und ſchönſte Kunſtwerk in Florenz und eines der ſchönſten von den wenigen Ueberbleibſeln der alten Kunſt iſt die

Mediceiſche Venus. Es iſt ſo viel darüber geſagt, geſchrieben und tolles und kluges räſonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleeniſchen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder ſich faſt ſchämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der größten Schönheit und Tugend zu viel ſpricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göt-

ten darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen iſt. O Venus von Medicis, welche ſchöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufſeher einſchließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du biſt noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du biſt die Knoſpe, die noch nichts von Farben weiß, und ſtill und bewußtlos in ihrem ſüßen Daſeyn verſunken ſchlummert. Du biſt das Bild der Jungfräulichkeit und Verſchämtheit, die noch in ſtillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligſte Leben im Innern, der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schweſter zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, ſo löſchest du jeden Trieb aus, beſänftigeſt und erfreueſt, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verſchämtheit iſt nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, ſie iſt das heilige Bild der Schönheit, die in ſtiller Vergeſſenheit ihrer ſelbſt ſich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuſchheit, der Beſcheidenheit, der Verſchämtheit und was man noch mehr weiß, iſt abſcheulich. Wer ſagen konnte, du rückteſt mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieſes Bewußtſeyn in dir denken konnte, zu den ſprach nur der todte Buchſtabe des Geſetzes und nicht ſein lebendiger Geiſt.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; ſie ſcheint ganz in dem Alter, wo die Knoſpe

aufzubrechen bereit ist, und selbst ihr schönes Busen noch nicht ganz ausgewachsen, sanft neigt sie sich vorwärts und eine Hand fällt weiblich über das, was sie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth sein System von Wellenlinien studieren. Es ist eine Zartheit und Weichheit, ein so schwellendes Leben, daß man immer versucht wird, sie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu sind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man sie auch Venus maritima nennt. Man fand sie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meisterwerken der alten Kunst. Sie war in so viele Stücken zerschlagen, daß man sie kaum zusammen finden konnte; doch sind sie so geschickt zusammen gesetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie stand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Kosmus der Dritte sie 1630 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Gesellen dieser reizenden Göttin sind:

Der Schleifer, oder Spion (l'arrotino). Diese schöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine schwere Aufgabe für den Künstler. Ein Mann bückt sich, um ein Messer auf einem Stein zu schleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es ist ein gewaltiges Leben im Geschäfte. Weil der Stein kei-

nem Schleifstein ähnlich sieht, so haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verschwörung seiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Horcher; ja einige haben so gar einen Scythen daraus gemacht, der sein Messer auf Marsyas Haut schleift.

Die Ringer (la lotta) sind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz ist, bey weitem vorziehen. Man fand diese Gruppe zugleich mit der Niobe, und Winkelmann meint, daß sie zur Gruppe der Familie der Niobe gehörte. Man bewundert die anatomische Richtigkeit bey dem in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine Mühe des Künstlers ahnden läßt, da sie eben die größte ist. Der Ausdruck der Gesichter und Stellungen ist herrlich. Der Sieger fühlt schon die Wonne der Palme, der Besiegte hingegen, von den stärkern Armen seines Gegners zu Boden gedrückt, zeigt in seinem finstern Blick und den vor Wuth und Angst bebenden Zügen seines Gesichts die Verzweiflung.

Der tanzende Faun bewegt seine Glieder leicht und behend, und athmet Freude und Leichtigkeit. Er hat in den Händen Kastagnetten und tanzt mit einem Fuß auf einem scabillum, einem tönenden blasebalgähnlichen Instrumente, das auf Theatern und bey wilden Tänzen häufig gebraucht ward, um viel Lärm zu machen. Kopf und Arme hat Michel

Angelo ſo ergänzt, als es dieſes Meiſterwerk verdiente.

Der ſich ſalbende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert ſeit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) ſagt, daß der Apoll von Belvedere, jetzt vom Louvre die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceiſche Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune ſind ſo eine Auswahl des Schönſten, daß man ſie der Antiken völlig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joſeph; in der Ferne ſind nackte Perſonen, die aus dem Bade ſteigen. Dieſes Gemählde iſt nach Vaſaris Behauptung in ſeinen Biographien der Mahler das ſchönſte Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Drei Rafael. Man kann hier die verſchiedenen Manieren dieſes Künſtlers ſehen. Zwei Stücke ſtellen die Jungfrau und Chriſtus vor, der mit Johannes ſpielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Geſichter, das Trockne ſeines Meiſters Perugino; das zweite iſt lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat ſeinen Glauben an den Meiſter verloren, der ſich nicht ſchämte, ſeinen Schüler nachahmen zu wollen; hier iſt ſchon ein Strich ſeiner Madonna della ſedia. — Das dritte iſt ein berühmtes Gemählde, ſein Johannes in der Wüſten,

ſitzend und von vorn vorgeſtellt. Hier kann man des Künſtlers vollendeten und ſtillen Geiſt ſehen, er iſt aus der letzten Manier des Künſtlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche das vor ihr liegende Kind Jeſus anbetet. Auch dieſes floß aus dem Pinſel der Grazien, um welche dieſer Künſtler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau iſt einer der ſchönſten Madonnenköpfe, den man ſehen kann. Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es nicht für eines der ſchönſten Werke Correggios und findet an der Kompoſition und Drapperie manches auszuſetzen. — Die Jungfrau in Aegypten, weiß gekleidet, das Kind Jeſus in ihren Armen, der heilige Joſeph zur Seite, der einen Palmzweig bricht.

Tizian. Zwei Venus, von denen die eine die berühmte iſt. Man hat ſie, gleichſam eine Nebenbuhlerin der mediceiſchen, dieſer gegenüber gehängt, aber man hat übel gethan; ſie leiden keine Vergleichung. Tizians Venus iſt die ſüße perſonificirte Luſt, die ſchon der Frucht gekoſtet hatte, wovon jene noch keine Ahndung zu haben ſcheint. Dieſe Venus iſt eines der berühmteſten Werke aus Tizians zweiter Manier. Man meint, es ſey das Bildniß ſeiner Geliebten; andre ſagen, es ſey die Geliebte eines Herzogs von Urbino, oder eines Medicis. Sie liegt mit ihrem reizenden nackten Körper wohllüſtig hingegoſſen, mit dem ewigen Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und Mund und

mit ihrer süßen Schalkheit im Auge, der kein Sterblicher, noch Unsterblicher widerstand. Mit der Rechten hält sie eine Blume, und dieses sanfte Erheben der Hand giebt dem schönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben scheint, eine leicht aufschwellende Bewegung. Man tadelt an diesem schönen Gemählde zwei Weiber, die im Hintergrunde geschäftig sind, welche man in Rücksicht der Perspektive zu klein hält. — Die zweite Venus ist die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine stillere und sanftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto. Die heilige Jungfrau auf einem Fußgestell, Sankt Franz und Johannes der Evangelist vor ihr stehend, ein Gemählde, das man wegen des frischen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichsten dieses Meisters setzt. Seine Manier ist anmuthig, leicht und wahr, und sein frisches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn den Fra Bartolomeo an die Seite gestellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geist und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unschuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verschiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsschule ansehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter seines Meisters Michel Angelo darin sehen.

Il Parmigiano, man ſieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem Correggio in der Grazie ſich nähernd. Es giebt auch hier eine Krippe, ſeine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil ſie überfreundlich und hold ſeyn will.

Rubens. Ein ſchönes Porträt und ein Gemählde, wo man Herkules in ſeiner berühmten Wahl ſieht zwiſchen Venus und Minerva. Die Köpfe ſind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man den dieſem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, ſonſt ſelten findet.

Annibal Carracci. Eine ſchöne Bachantin, eines ſeiner vollendetſten und berühmteſten Werke. Man ſieht ſie von hinten; ein Satyr reicht ihr einen Korb mit Blumen. Alles iſt Grazie und Leben, und der Kopf im Profil außerordentlich ſchön. Vorzüglich aber bewundert man die Stärke und Leichtigkeit der Zeichnung, die ſich hier beiſammen finden.

Noch ſieht man einige ſchöne Sachen von Veroneſe, Lanfranco, Guercino, Guido, Barraccio, Albert Dürer, van Dyk, Leonardo da Vinci, Spagnoletto ꝛc.

Toskaniſche Künſtler.

Ihre Werke ſind in zwei Sälen aufgeſtellt. Man ſieht unter andern im erſten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebste Sachen im Kleinen, vorzüglich schön ist seine Geburt und Beschneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte sie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beste Zeichner war Angelo, aber Alessandro bey allem Lohn und Schlafen, was er oft in seiner Zeichnung und Zusammensetzung hat, strebt mehr nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz sehen, die einzig sind und neben Rafael und Correggio stehen können. Christoph starb zu jung, er wäre sonst wohl der erste von ihnen geworden. Man sieht von diesem Christoph eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die sonst in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo sind 5, von Alessandro 13 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Meduſenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das schönste scheint, was ich von ihm gesehen habe.

Carlo Dolci. Er führt seinen Namen mit Recht. Man sieht seinen Arbeiten gleich seinen Karakter an. Hier sind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darstellung im Tempel ein figurenreiches Stück. Dieser Mahler gehört zu den vorzüglichsten in Florenz. Freilich hat er wenig

Grazie, aber dafür einen starken, kräftigen und gesunden Pinsel voll Nüchternheit und Wahrheit. Man sieht es ihm an, daß er sich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trift man von Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jesaias; der zweite ist ein Mensch voll Kraft und Macht, und eifert seinem Sankt Markus im Pallast Pitti nach. Vasari und Mengs sezen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu studieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine schöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeschreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilivelti. Joseph, der sich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im ersten Zimmer war derselbe Gegenstand von Bronzino gemahlt. Dieses Gemählde gehört wegen des trefflichen Ausdrucks zu den schönsten in diesen Zimmern.

Marietto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos bester Schüler. Die Heimsuchung der Elisabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe sind wunderschön. Es hing sonst mit in der Tribune.

Außer diesen sind noch eine Menge Gemählde von Vasari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo,

daio, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern.

Eine Merkwürdigkeit des ersten Saals ist noch die berühmte Bianca Cappello, vom Bronzino gemahlt. Man sieht das reitzende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig schließt man, wie man begann, mit dem Anblick des Schönsten. Dieser Saal, der so Vieles von Antiken enthält, hat von dem ersten Kunstwerk den Namen erhalten, dem schönen Hermaphrodit. Die Alten liebten dergleichen Vorstellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer sammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönsten nicht zufrieden, zu seinen Lüsten Hermaphroditen, Riesen und Zwerge haben mußte. Diese Antike ist außerordentlich schön und sanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche sich sonst oft so schneidend trennen. Der Hermaphrodit ist aus weißem Marmor gemeißelt, und liegt auf einer Löwenhaut. Gesicht und Brust sind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einst in der Villa Borgheſe, welche denselben Gegenstand vorstellte, fand Winkelmann schöner, als diese Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Psyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet ist. Man sieht sie auch im Museum Florent. gestochen. — Ein schöner Amor auf seinem

Bogen gestützt mit umwölkter Miene. Hatte er vielleicht seine Psyche verloren? — Ein Ganymed, dessen schönen Leib man bewundert. Er war sehr beschädigt und ward von Cellini wieder hergestellt. — Eines der schönsten Stücke dieses Saales ist der Alexander. Die Büste dieses schönen Kopfes war sonst mit seinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergestellt. Es ist so eine tiefe und edle Trauer in diesem schönen Gesichte, daß man nichts rührenders und menschlichers kennt. Vielleicht wählte der Künstler den Moment, wo er krank in seinem Zelte lag, und alle seine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über seinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephästion weinte. — Außer diesen Stücken des ersten Ranges sieht man eine Menge Büsten, kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffizi, der alte Pallast, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einstweilen diesseits des Arno bleiben und kurz beschreiben, was mir einer Bemerkung werth scheint, und dann zur jenseitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich ist, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und ist von Vasari unter Kosmus dem Ersten entworfen. Rechter Hand ist die Münze und die berühmte Magliabec-

chiſche Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen ſind Archive und Verſammlungszimmer mancher Magiſtrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende ſteht dies ſchöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine ſchönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Tröbler zum Ausſtehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spaziren und Jubeln. In der Mitte iſt ein ſchöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallaſt hin offener Hof. Gleich an dieſen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinſteht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und iſt mit einigen trefflichen Denkmälern florentiniſcher Kunſt gezieret. Schändlich iſt es, daß dieſer ſchöne Bau gewöhnlich ſo mit Schmutz und Geſtank erfüllt iſt, daß man kaum weiß, wohin man ſeinen Fuß ſetzen ſoll. Man ſieht hier 1) ein Meiſterwerk von Johann von Bologna, den geprieſenen Raub der Sabinerinnen, woran das Auge ſich nie ſättigen kann, man mag das Streben des reizenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter ſich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings ſelbſt betrachten. Es iſt gleichſam die Perſonificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vaſen ſtel-

ten Scenen dieses Raubes dar. Das Ganze ist aus Marmor und die Leichtigkeit der schweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perseus mit dem Medusenhaupte in der Hand und über dem Körper stehend, von Cellini. Ein Jüngling schön und freudig, wie Apoll, und stark und kühn blickend wie Mars, so leicht in seiner Kraft, daß er noch auf seinem geflügelten Rosse zu fliegen scheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, stellen die Geschichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu studieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezücktem Schwert, der schlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen so furchtbaren Ausdruck, daß sie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia stehen noch 6 andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterste in Florenz, der selbst nicht regelmäßig ist, hat außer dieser schönen Loggia des alten Meisters Orgagna und dem alten Pallast noch verschiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerst fällt das Großherzogs Kosmus des Ersten Statue zu Pferde in die Augen; sie ist aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegossen, ein herrliches und kolossalisches Werk. Der Mann, der groß war, sitzt in Herrscherstellung und mit Herrscherblick auf dem schönen Rosse, das unter ihm zu tan-

gen scheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erste, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demselben Meister reicht nicht an diese. Das eine Ende des Fußgestelles nimmt die Inschrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Ersten vorstellen; am schönsten ist der siegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallast ist eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Ersten größtentheils von Ammanati vollendet, doch sind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier ist der italische Schmutz trotz des dabey stehenden Verbots rund umher, und hat selbst das Becken und die Statuen so beiudelt, daß man seiner Nase zu Gefallen, das Werk nur von ferne besehen mag. Ein kolossalischer Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen ist, steht 20 Fuß hoch auf einem Wagen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor sehr schön gearbeitet sind. Tritonen stehen zwischen seinen Füßen auf dem Muschelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfassung sieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn ist vorzüglich schön.

Der alte Pallaſt (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne ſein Eintreten einer der ſchönſten ſeyn würde. Dies iſt ein altes ſtattliches Gebäude, von dem Baumeiſter des Doms Arnolfo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meiſten Zimmer ſtehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre ſind zu Archiven und Verſammlungsörtern gemacht worden. Unten iſt die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und ſchönes enthielten, iſt in die Gallerie und den Pallaſt Pitti gekommen. In dem großen Fürſtenſaale, der einer der längſten iſt, die ich geſehen habe, ſind große Thaten von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büſten, Bildſäulen und Inſchriften. Einſam und verlaſſen ſtehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; ſo drängt immer ein Geſchlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit ſieht man hier noch von Michel Angelo, dies iſt, die Bildſäule der Victoria, die einen Gefangenen unter ſich hat, in einem kühnen Geiſt gemeißelt; ſie war für das Grab Julius des Zweiten beſtimmt. Zu den Seiten des Saals ſieht man noch ſechs treffliche Gruppen von Bandinellis

Schüler, Rossi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darstellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallastes stehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geschwungner Keule über Kakus, der überwunden sich unter seinen Füßen krümmt. Es ist ein Werk des unsterblichen Bandinelli, und der Heldentrotz und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Besiegten, die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich still zu stehen zwingt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Statue, oder ihre Nachbarin die schönere sey, obgleich die meisten für jene stimmen, vielleicht der Autorität des Meisters folgend; ich ziehe diese vor. Jene links ist ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeisterung, die ihn stark machte, das Vaterland von dem philistäischen Dränger zu befreien, ein schöner männlicher Körper, der auch in der kolossalischen Gestalt die Gewandheit verräth, die man beim Schlenderer sich denken muß. Im Vorhofe ist links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontäne aus Porphyr, welche einen reitzenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen läuft er. Rechter Hand in einer Nische an dem Durch-

gange in dem zweiten Hof iſt eine ſchöne Gruppe von Vincenzo Roſſi, auch ein Herkules, der Kakus niederſchlägt, aber keine Nachahmung ſeines Meiſters, ſo daß man nicht ſündiget, wenn man ſie der Arbeit Bandinellis an die Seite ſezt.

Oben um den Pallaſt läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Ausſicht über die Stadt hat. Aber beſſer thut man, ſich hier nicht aufzuhalten, ſondern in die äußerſte Spitze des ſchönen Kampanile aufzuſteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallaſt ſich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm überſieht man die Stadt, die ganze ſchöne Landſchaft umher mit dem Arno und dem beſchneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Poſthauſe vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Dieſe iſt innen nicht ſehenswürdig, aber ihre Niſchen außen ſind rund um mit ſchönen Statuen geſchmückt. Von dieſen iſt vorzüglich ſchön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die ſchönſte von allen ſein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, ſo kühn blickt er umher, ſo frei iſt ſein Schritt, ſo ſchlank und ſtark zugleich der ſchöne Körper unter

der gezähmten Bruſt. Ein ſchönes Stück iſt noch Thomas der Zweifler, der ſeine Finger in Chriſti Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie iſt unſtreitig das erſte und merkwürdigſte Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuſchauer mit Erſtaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanſtrebenden Runde der Kuppel ſchaut, aber größer iſt der Eindruck, der den einſam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Geſängen der Prieſter unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geiſt der großen Meiſter, welche dieſe erſchufen, ergreift ihn. Die düſtern und ungeſchmückten Mauern, die Fenſter, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel ſteht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufſchaut, da verwirrt ſich der Blick und die Sprache verſiegt. Die ſchönen Tribunen umher, das Chor, die keuſchen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille ſo beredt ſind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeiſter war Arnolfo, ein Schüler Ci-

mahues; der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 ſtarb. Nach ſeinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die ungefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, alſo an 400 Fuß. Die Vorderſeite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieſes alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch ſie ab, als ſie ſchon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das was blieb, wie es jetzt iſt, al freſco. Die Statuen, die auf der alten gothiſchen Vorderſeite waren, wurden zum Theil in die Kirche geſtellt, wie die vier Evangeliſten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren ſieht man ſchöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von dem alten Künſtler, Johann von Piſa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Muſaik, und eine Madonna aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine ſehr geprieſene Arbeit von Johann von Piſa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meiſterſtück der neuern Baukunſt erklärte, iſt von Kosmus Freund Brunelleschi, dem größten Künſtler ſeiner Zeit, der 1446 ſtarb. Die

Kirche ist von außen wie ein Schachbrett mit weißem und schwarzem Marmor wechselnd bekleidet, und eben so ist der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand ist der Kopf des Baumeisters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inschrift von Karl Aretino geziert. Er hat sich hier sein Mausoleum hoch genug gebaut, so wie sein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederhersteller der Kunst. Sein Monument ist von 1490, (er starb schon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher steht das, was er sich selbst in dem schönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieser Seite prangt der Kopf des Platonikers Marsilius Ficinus, der einen größern Mann an der andern Seite sich gegen über hat. Dieses ist Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna starb. Dieses undankbare Vaterland ließ ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er steht im Vordergrunde düster und ernst, als wenn er über seine Schöpfungen nachdächte; diese sind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinsel dargestellt.

Noch sind hier mehrere merkwürdige Inschriften, unter andern die, welche besagt, daß hier das berufene florentiner Koncilium gehalten worden.

Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toskanas stehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Nischen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangelisten und Apostel vorstellen, zum Theil Meisterwerke. Doch das schönste Werk aus Marmor findet sich im Chor über dem Altar, und ist von Baccio Bandinelli, Gott Vater sitzend und zu seinen Füßen der erbleichte Erlöser auf dem Schooß eines trauernden Engels gehalten. Sie sind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber sie sind auch im andern Sinn über Menschengröße. Welch ein Engel ist das, warum kann man nicht auch sagen, welch ein Gott? Doch ist der größte Mensch nicht ein Gott? Sonst stand von eben diesem Meister die schöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli steht; man fand sie hier anstößig, und sie steckte lange im alten Pallast. Hinter den Altar ist ein kleineres Werk, auch eine schöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöser in den Armen der Weiber und eines der bestattenden Männer vorstellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der ersten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms steht gleich rechts an seiner Vorderseite in mehreren Stockwer-

len, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 Florentin. Ellen empor steigen. In den Nischen stehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battisterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieses ist ein schönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor seiner Vorderseite stehend. Vorzüglich schön sind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthüren, so schön, daß Michel Angelo gesagt haben soll, sie wären gut zu den Thoren des Paradieses gewesen. Sie sind von Ghiberti und Andreas Pisano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geschichten der alten und neuen heiligen Zeit vorstellen. Das Hauptthor fassen außer seinen zwei schönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Pisanern, so wie die großen Eisenketten, die an diesen hängen, eine Tropee der Florentiner sind, als sie den Hafen von Pisa eroberten, welchen diese Ketten verschlossen. Ueber dieser Thüre sind drei Statuen von Sansovino und Vincenz Danti, Christus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher ist die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es sind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes,

der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat treflich seinen Karakter und jeder Körper seine Stellung. Ueber der jenseitigen Thüre sieht man von Franz Rustici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten disputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben so schön ist die Kirche innen. Ueber dem grosen Altar unter dem Bogen der Tribune ist ein schönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus schwebt. Rings in der Runde an den 16 schönen Säulen stehen die 12 Apostel über Lebensgröße aus Marmor, und vor der Hauptthüre lex scripta und lex naturae, gebildet, wie sie seyn müssen, jene finster, wie eine Führerin zum Auto da Fé, und vom Kopf bis auf die Ferſen verhüllt, diese in einem leichten Gewande mit einem Leben und Freude athmenden Körper und mit frohem und kühnen Blick. War der Bildner ein Frommer, oder ein Weiser? in jedem Fall mußte er so schaffen. — Der Taufstein ist mit niedlichen Basreliefs geschmückt, und hat hinter sich Johannes den Täufer von Joseph Piamontini. Mit wunderbarer Kunst und Mühe ist die Decke ganz mit Musaik in zeichen und mannigfaltigen Figuren geschmückt, ein Werk von Andreas Taffi, einem Schüler Cimabues. — Ueber der Taufe ist das Grab Johann des 22ſten, oder Balthasar Cossas, der in Konstanz

abdanken mußte, und 1419 in Florenz ſtarb. Er zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne ſeine dreizackige Krone und mit verſchiednen Statuen umgeben, und iſt ein Werk Donatellos, der an dieſem Schändlichen ſeine Kunſt nicht hätte entweihen ſollen. Von eben dieſem Meiſter iſt eine büßende Maria Magdalena aus Bronze, ein ſchönes Werk, ſo man ein anatomiſches Lazarethſtück haben will, zahn- und fleiſchlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der erſten und trefflichſten Mahler nur eine ſtille Trauer und ſüße Schwermuth, eine himmliſche Sehnſucht und Vergeſſenheit alles Irdiſchen zu ſehen gewohnt iſt, erregt dieſe ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts ſteht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Bare hier eine dürre Ulme, und ſiehe! dieſelbe Stunde grünte und blühte ſie. Ja wenn ſie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms iſt in politiſcher Rückſicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil ſie unten von einer Menge kleiner Gebäude eingeſchloſſen und verbaut iſt, und dies ihre ſchöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange iſt kümmerlich und

häßlich; und dient den Trödlern, Fratschlern, Altstickern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, so findet man ein sehr edles Gebäude, das sich leicht und licht mit drei Schiffen auf schönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geschlossen wird. In den Kapellen zu den Seiten sind manche wackre Gemählde; indessen gehört diese Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den ersten in Florenz, wohl aber wegen der Meisterstücke, die man in der Sakristei, oder neuen Prinzenkapelle sieht, welche nach Michel Angelos Zeichnung ausgeführt, und durch ihn zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Florenz gemacht ist. Hieher muß man nicht einmal, sondern alle Tage einmal gehen, um anzubeten, und seinen Geist durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menschheit ist, zu stärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrschen, so wußte dieser erhabne Geist selbst den stummen und kalten Beinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was ist größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Wesen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinsteigt? was ist lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was schwärmerischer und schwermüthiger als die Abendämmerung, die den Geist gleichsam mit allen ihren Schatten anweht?

Doch

Doch das Vortreffliche liegt hinter der Sprache. Es ſind in dieſer Kapelle 8 Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange iſt das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; ſein Bild iſt prächtig aus Stein gebildet, und ſteht in Lebensgröße in einer Niſche, und zu ſeinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Ende eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, ſondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man dieſem gegenüber das Grabmahl Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er ſelbſt, eine edle Heldengeſtalt, ſitzt in einer Niſche, und auf den Sarkophag ſtützen ſich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier iſt der lebendige Geiſt des großen Künſtlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe ſo lieblich als ſchauerlich erregt; ein Bild bey deſſen Anblick tauſend Bilder erwachen und worin der Meiſter ſeine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, iſt auch von Michel Angelo. Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menſchen knieen zu ſehen. Ich hätte lieber vor dieſen vier Gottheiten

ten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch iſt in dieſer Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein ſehr ſchönes Grabmahl aus Porphyr für Kosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er ſelbſt hat ein prunkloſes Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inſchrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgeprieſene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Erſten angefangen, und noch nicht vollendet iſt, denn es iſt noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze ſchöne Kuppel unbekleidet, und erſt, wann dieſes vollendet, und der Eingang gemacht ſeyn wird, wird man den Gang, der dieſes ſchöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Ausſicht hindern, niederwerfen, und die Kapelle wird ſich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muſchel licht und reinend in ihrem eigenen freien Daſeyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallaſt zu ſeyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majeſtät der Kunſt mit der Pracht und Koſtbarkeit des Stoffes im Wettſtreit ſieht. Die Kapelle iſt ein ſchönes Rund

und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmesser der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände sind mit herrlichen Pilastern gestützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaspis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern kostbaren Steinen eingefaßt. Hier sieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientalischem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgesteinen schimmernd; hier sieht man sie in Nischen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toskanischen Städte, die Pracht der edeln Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache aller dieser Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieser Schatten und ihre Verdienste um die Kunst, das alles bezaubert und berauscht den Geist und entläßt mit einem bessern Gefühl, als der Anblick derer gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche stößt auch die berühmte Mediceo-Lorenzische Bibliothek, die freilich bey all ihren kostbaren Schätzen für den Zuschauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Särgen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abschütteln und Gold aus ihnen heraus wühlen kann. Die Bibliothek steht alle Tage offen für die, so sie besehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem schönen Platz an dem südlichen Ende von Florenz. Sie sieht so freundlich aus, daß Michel Angelo sie nur la Sposa, oder die Braut, genannt haben soll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein stattliches Kloster haben, wo man von Santi di Tito Poccetti und andere manches gute Gemählde sieht. Diese Kirche ist sehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Marter von Macchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Battista Naldini. Das erste ist die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres gesehen, als das Angesicht dieser Jungfrau, die im süßen Vergessen sich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Augen, ein rechter Amor des Correggio, zu ihr aufläschelt. Das zweite Gemählde ist die Darstellung im Tempel; auch hier ist Grazie und Huld des schönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die silbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joseph aufgesetzt hat, sie entstellen; vorzüglich schön ist der Kopf des Greises Simeon. — In der Kapelle der Ruccellai sieht man ein altes figurenreiches Gemählde von Cimabue, welches man für seine beste Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi ist

eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Basrelief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, besonders wenn man es in einer gewissen Entfernung ansieht. Solche süße Zartheit des Muttergefühls, solche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, solche Sprache der begierlosen Empfindung, wie selten findet man sie selbst in den besten Kunstwerken? Ein Kranz frischer Blumen lag an ihrem Busen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingestreut. Auch ich hätte gern einige um dieses holde Bild und um die Stirn seines Schöpfers gewunden; doch der Geist reicht zum Geist und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenstern dieser Kapelle und denen des Chors sind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einen Farbenglanz, wie ich mich nicht erinnere sie gesehen zu haben, selbst nicht im Nürnberger Dom. — In der nächsten Kapelle Gondi ist ein berühmtes Crucifix von Philipp Brunelleschi aus Holz. — Aber mehr für mich ist das Gemählde von Agnolo Bronzino in der schönen Kapelle der Gaddi. Es ist die Erweckung der Tochter des Archisynagogen durch Christus. Er faßt sie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Rosenkranz um ihr Haupt, sich vom Lager erhebt: ein schönes Kind aber ein schönerer Erlöser, und noch besser der Vater, der mit unaussprechlichem Ausdruck von Liebe, Dank-

barkeit und Anbetung kniet und zu ſeinem hohen Helfer aufblickt. Aber was ſind dieſe erſten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überſchwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Leger ſtehen ſieht. — Von Aleſſandro Allori, auch Brazino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Chriſtus und die Samariterin vorzüglich ſchön ſind. Man ſieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Straßen. Auch dies ſind zwei ſchöne Geſtalten und die Samariterin eine ſo liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Chriſtus nur ihr ſo ungeſtraft ins Auge ſehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel iſt von Cigoli, (auch Cardi) einem großen Meiſter in der Zuſammenſetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesſchwert ſchwingt; der knieende Vater der drei Kronen verläugnet ſeinen Feuergeiſt nicht, und blickt trunken und ſtolz durch ſeine erhabne Beſtimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Dieſem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der brauſten Gemählde dieſes Meiſters. — Am großen Altar ſind die ſchönen Gemählde im Chor von Ghirlandajes Hand, einem der brauſten florentiner

Künſtler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äuſſerſte Beſtimmtheit der Formen und Karaktere hat. Es ſind an beiden Seiten je ſieben Geſchichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts ſeiner berühmtern Zeitgenoſſen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Dieſe liegen im nördlichen Theile der Stadt meiſtens in einer Linie, und ich will alſo das Merkwürdigſte, was ſie enthalten, beſchreiben.

Die Nunziata.

Vor dieſer Kirche iſt eine hübſche Loggiata, von der Familie Bucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier ſitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo ſie auch wohl um eine kleine Gabe beſcheiden anſprechen. Die Kirche verdankt ihren Urſprung den 7 Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Auguſtins Regel begabt ſind. Man ſieht die Thaten dieſer Wundermänner in einem Chioſtro des Kloſters von Poccetti, Roſſelli und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Biſchöffe, Kardinäle und andre Kapaunenfreſſende Prälaten. Aber man verſpät ſie und die andern frommen Mährchen der

ehrlichen Vorwelt und ſteht nur vor Einem Gemählde ſtill. Dies iſt die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al freſco gemahlt. Die Mutter ſitzt in ſüßer Ruhe und ſtiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf den Schooß, Joſeph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende ſagt, daß Michel Angelo und Tizian dieſe Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, ſo fühlt jeder, der es ſieht, und je mehr er es ſieht, ſich in ſeinem Innerſten bewegt, ſo eine göttliche Stille und Kraft ſcheint uns aus dem ſchönen Kunſtwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein ſolches Werk einem ſo vergänglichem Stoff anvertraut iſt, denn das Gewand fängt ſchon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der 7 Männer und ihres Anhangs ſind manche ſonderbare, aber beſonders eines, das man hier noch gemahlt ſieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al freſco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu mahlen. Er ging raſch ans Werk und der Engel war fertig, als er ſeine Phantaſie anſtrengte, um ein weibliches Geſicht ſo hold und ſchön zu ſchaffen, als es die Mutter des Herrn billig ſeyn ſollte. Ermattet entſchlief er, aber, o Wunder! was ſah er, als er erwach-

te? Die heilige Jungfrau ſtand da fix und fertig und in einem Reiz und einer Schönheit, deren ſeine Phantaſie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieſes Wunderbild that Wunder und ſoll ſie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angeſehen, aber es hat ſo wenig himmliſches, daß der Engel ein ſchlechter Mahler geweſen ſeyn muß. Billig ſollte es von Kunſtjüngern fleißig betrachtet werden, da ſein Schöpfer wohl ſo nahe am Born der Schönheit ſaß, woraus ſelbſt Pindar und Rafael und andern Götterſöhnen nur einzelne Wellen rinnen.

Die Mittelthüre unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, deſſen Wände al freſco bemahlt ſind, von del Sarto, Baldovinetti, Roſſo, Pontormo und andern. Von dieſen zum Theil trefflichen Stücken ſind manche ſchon ſehr verdorben. Sie beziehen ſich auf die Jungfrau und den Helden der heiligen Septemvirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inſchrift 1530 ſtarb. Es iſt ein ſtarkes, aber finſtres Geſicht mit gebietenden Zügen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht am ſchicklichſten

an den Thurm einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klyſtirte Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrne, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porca Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe ſie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche ſelbſt iſt nicht ſchön, aber wohl reizend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo beſagtes Wunderbild zu ſehen iſt, reich an Marmor, Silber und Edelgeſteinen, noch reicher durch den ſchönen Chriſtuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die ſeraphiſche Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieſer Kapelle und des anſtoßenden Oratoriums, iſt zunächſt die Kapelle des Marcheſe Feroni. Man ſieht hier ſechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich ſchön von den Statuen iſt S. Proſpero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangeloſches zuſpricht. — In der nächſten Kapelle ſind von Aleſſandro Allori verſchiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargeſtellt; die Teufel ſind darin ſchöner in ihrem Geſchlecht, als die Engel. — Zunächſt iſt die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherſtehenden Männer und Weiber ſind treflich mit ihren Empfindun-

gen dargestellt. Der Christus ist nicht edel genug, die Schächer sind häßlich und auf dem Gesicht und in der Verzerrung des linken ist Angst und Verzweiflung so scheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken sollte. Das Abscheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesstamm den alten Tod (ein Skelet), und seinen Vater (ein scheußliches Gebilde) in Ketten liegen sieht, läßt sich nicht aussprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meister, Perugino, oder Albertinelli. Es ist steif und hart, aber man sieht ein schönes Ideal und herrliche Menschenköpfe unter den Aposteln. — An der zweiten Seite rechts zunächst am Eingange in die Kirche ist ein schönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabst, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigstens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde kniet. Das Weib und die Engel sind himmlisch. — In der Kapelle Barbara sieht man den Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biederſinnig zuspricht. Er starb 1605 in Florenz 82 Jahr alt. — Dieser gegenüber ist die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit seinem Weibe begraben liegt. Er hat sich selbst noch über seiner Asche bey seinem Leben ein schönes Denkmahl gestiftet. Er schläft nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater sitzt, seinen großen gestorbenen

Liebling auf dem Schoße. Der Ehrlhus ist ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Gestalt und das Ideal seines Angesichtes nicht genug bewundern. Aber was soll man von Gott Vater sagen? Es ist Thorheit, so etwas in Stein und Erz zu bilden, besonders da die Götter der Christen gestaltlos sind; es ist ein w[illegible]rer Greis, nicht einmal ein erhabener Mensch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten ist das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem 9 Kapellen rund um laufen. — Schön ist in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Bitvelli, schön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als diese, die Heilige, die in stiller Demuth und Bescheidenheit hinkniet; sie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darstellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere sah. — Die fünfte Kapelle ist die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten sieht. Die Statuen sind schön, aber schöner noch meinem Gefühl sind die Hautreliefs aus Bronze, die verschiedne Scenen der Leidensgeschichte darstellen; auch das Kruzifix aus Bronze, nach einem Modell Bolognas gegossen, ist äußerst schön. Sein Gemählde, unter denen die Auferstehung von Passignano nicht ohne Verdienst ist, schmücken noch diese Kapelle. — In der sechsten Kapelle hat Agnolo Allori eben diesen Ge-

genſtand mit größerm Sinn dargeſtellt, aber mit größerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Aleſſandro Allori in der 9ten Kapelle, wo man eine Menge ſchöner weiblicher Geſtalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein ſieht. —

Der Platz vor der Kirche iſt ſehr ſchön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Erſten vorſtellt. Weder Pferd noch Mann ſind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs.

Kirche San Marco.

Dieſe kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum ſchöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer ſchönen Madonna vorbei von Cavallini Romano und ſtehe zuerſt bey dem Thomas von Santi di Tito ſtill; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apoſtel. Er ſteht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man ſieht ihn nicht an, ſondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeſchreiblichem Schmerz, aber dem ſtillen und menſchlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufſchaut, und bey der ſchönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz ſchlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der

Künstler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch ist auf dieser Seite eine schöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron sitzend, zu dessen Seiten je eine süße Jungfrau mit Zucht und Halo knieet, und Männer und Greise mit Ehrfurcht umherstehn; ein Gemählde, was wegen der Komposition und der Klarheit der Karaktere bewundernswürdig ist. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribune vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbischofs von Florenz, die unstreitig mit zu den Schönsten in Florenz gehört. Sie ist von der Familie der Salviati gestiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm und seinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen sind von Francavilla und stellen eben so viele Heilige vor, und eben so viele Basreliefs aus Bronze sind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieser Kapelle gehören zu den besten, vorzüglich schön ist von Naldini Christus und der reiche Jüngling, und von Alessandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die besten Arbeiten dieses seelenvollen Mahlers zählt. — Noch steht man an der andern Seite der Kirche von Rosselli einen herrlichen Dominikus, der mit mehrern heiligen Alten sich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind seiner Zeit, und

neben ihm sein Freund Angelus Politianus, wie eine Holze Inschrift an der Wand sagt; sie starben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenosse Hieronymus Savonarola lebte in diesem Kloster, dessen Zucht er reformirte und Priester und Fürsten schalt. Noch zeigt man die Zelle, wo er im Kloster wohnte und ein Bildniß, das seinen Kopf, wie ein Heiligbild, das seine Mutter vorstellte. Weil er die Wahrheit sagte, ward er 1498 auf dem großen Platz nahe am alten Pallast verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Diese Kirche mit einem anspchalichen Franziskanerkloster rechter Hand, zeichnet sich als Werk der Baukunst in einer Stadt wie Florenz nicht aus, destomehr aber interessirt sie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die sie in sich verschließt. Zuerst rechter Hand sieht man die Kreuzabnahme von Salviati, dann die Kreuzigung von Santi di Tito, und von dieser tritt man an das Grabmahl des großen Michel Angelo Buonarotti. Man sieht im Brustbilde den Kopf dieses einzigen Menschen, einen schönen Kopf eines alten Mannes, dessen Stirn eben so viel eiserne Festigkeit und männlichen Ernst, als Güte predigt. Er ruht auf einem Sarkophag aus braunem Marmor, zu dessen Füssen drei Statuen gebildet sind, welche die drei Künste vorstellen, in denen dieser Mann groß war,

die Bildhauerkunſt, Baukunſt und Mahlerei; von drei verſchiedenen Meiſtern; die Mahlerei iſt die ſchönſte und, wie die Büſte, von Battiſta del Cavaliere. Man kann ſich von dieſer ſchönen Geſtalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche ſchwanger ging. Er ſtarb bekanntlich in Rom und von dort ſind ſeine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmäler übergehe ich und ſpringe gleich zu dem einfachen und ſchönen Denkmale, welches dem großen Tonkünſtler Nardini 1793 von ſeinen Freunden errichtet iſt, mit einer lateiniſchen Inſchrift. Es iſt in ſeinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet iſt, ſo viel Süßes und Edles, daß einem ſelten eine lebendige Geſtalt begegnen kann, der man mit ſüßerer Sehnſucht nachblickt. — Das nächſte Denkmal iſt das des unſterblichen Machiavelli, auch ein neues, was ſich lich lange vor vielen andern hier hätte prangen ſollen. Auf einem hohen Sarkophag ſitzt die Göttin der Geſchichte, oder Gerechtigkeit, und ſtützt die eine Hand auf eine Wage und ein zuſammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verſtorbenen zeigt. Unten lieſt man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Macchiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor; auch

wenn

wenn man das entſtellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören dieſe beiden ſicher nicht zu ſeinen beſten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächſt; er gehört zu den Geſchichtſchreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes ſieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meiſtern, ſteif und ſchlecht koloritt, aber manche unübertrefflich ſüß und naiv. Dahin rechne ich beſonders eines, wo Joſeph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu ſeinen Häupten in der Mitte ſich über daſſelbe beugen: Ochslein und Eſelein aber ſind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und ſcheinen fromm und gutherzig wie die andern ſich ſeiner Geburt zu freuen. Ueber dieſem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimſuchung Mariens durch Eliſabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrariſchen Marmor inkruſtirt iſt. Die fünf Bildſäulen, Moſes, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth ſind von dem Niederländer Francavilla; Moſes und die Jungfräulichkeit ſind vorzüglich ſchön. Die Kuppel iſt von Volterrano gemahlt, und empfängt aus ſchö-

nen Fenstern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, seidne Vorhänge haben. — Zunächst steht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgestellt. Wie schön ist der todte Christus (wie schön die Taube?) und welch ein Mensch, der ihn hält! Man kann sich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; diese Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchste lebendig im Menschen. — Einigen Gemählden von Vasari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, stehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er seyn, wenn die Grazie diese Leidenschaft dämpfte, und sie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenseitigen Aretin gegenüber ist das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vasari und Tito. Die Auferstehung des Herrn, von Santi di Tito, ist wohl eine seiner schönsten Arbeiten. Man kann sich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als diesen Christus, da ist Grazie und Kraft sanft in einander geflossen, leicht schwebt die schöne Gestalt den himmlischen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erstaunen der Soldaten ist keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächst am Eingange dieser Seite ist die Grablegung von Naldini, wo man vorzüglich den schönen

Kopf der Heroin der neuen Kunſt, der Magdalena bewundern muß. — Hier ſind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeiſter Alexander Galilei, und ſeinem größern Namensgenoſſen Galileo Galilei, der als Menſch und als Meiſter als ein groſſes Geſtirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal iſt ihm und ſeinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieſes leztern im Jahr 1737 errichtet. Seine ſchöne Büſte von Foggini hat etwas unbeſchreiblich Anziehendes und Leutſeliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernſter und ſtrenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag ſtehen zu beiden Seiten die Aſtronomie und Geometrie über Lebensgröſſe, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bey Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenparücke der Kopf des alten florentiner Poeten Filicaja mit einer Inſchrift, worin er ſich der ſtattlichen Freundſchaften groſſer Häupter, der Königin Chriſtine, Kaiſer Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer dieſen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; ſo daß dieſe Kirche ein wahres Pantheon von Florenz iſt. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Feſten, wozu er be-

stimmt ist, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

Pallaste ꝛc.

Freilich wäre dieseit des Arno in Kirchen, Klöstern, Spitälern noch genug aufzulesen übrig; aber ich fürchte, ich habe so des Guten schon zu viel gethan. Auch von den Pallästen, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet, ist, könnten sich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchstabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leser. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corsini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häusern, worin Fürsten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliothecken und Zierrathen königlich geschmückt sind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geist hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallast dieser edlen Familie spricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Kosmus den Ersten, den Sohn des großen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von seinem glücklichen Feinde, und starb katonisch im Gefängnisse, nachdem er mit seinem Blute auf die Wand den schönen Vers Virgils geschrieben hatte: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“ „Es müsse dereinst ein Rächer aus meinen Gebeinen entstehen.“ War der Mann schlechter, als Kato, oder Kosmus größer, als Cäsar? Die neuere

Welt iſt nicht gerecht. — Dieſſeits iſt noch ein ſchönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe dieſem Strozziſchen Pallaſte, eine prächtige doriſche Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine ſchöne Bildſäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert ſteht. Kosmus der Erſte ließ ſie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte ſie der Pabſt Pius der Vierte geſchenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenſeitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu ſtürzen. Hier ſteht oben an

Der Pallaſt Pitti,

eines der mächtigſten und ſtattlichſten Gebäude der Stadt, das ſchon durch ſeine äußere Geſtalt Ehrfurcht einflößt. Er iſt nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeiſters der Domkuppel Brunelleſchi von einem florentiner Edelmann, Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er ſeit Kosmus des Erſten Zeit die beſtändige Wohnung der Großherzöge geweſen iſt, die ſonſt in dem jetzigen Pallaſt der Riccardi wohnten. Die Vorderſeite, oder das Angeſicht iſt aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die ſimple und graue Erſcheinung, und die Größe und Einfalt der Maſſen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen

Kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platz hin, deren einer links nun erſt gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verſchiedenen Abtheilungen die doriſche, ioniſche und korinthiſche Ordnung. Dem Hof gegenüber iſt eine ſchöne Grotte mit lebendigem Waſſer, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor ſprudelt. Man ſieht über dieſem Waſſer einen koloſſaliſchen Moſes aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felſen Waſſer ſchlug. Noch ſind einige andre hübſche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in koloſſaliſcher Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Anteus. Dieſe ſind außer den Säulen und anderm Schmuck die Zierde der Loggien. Noch ſteht man eine ſchöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Geſtalten, von Seegeflügel und neptuniſchem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem erſten Stock des Pallaſtes mit einem großen Becken, worin das Waſſer aus mancherlei Röhren hinabſpringt; doch dieſe ſtellt ſich vom Garten Boboli dar. Die Gartenſeite des Gebäudes hat eine feine Ausſicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die koloſſaliſche Statue des Ueberfluſſes und den Neptun aus Bronze über ſeinem Teich erblickt, und

unten im Grunde ein niedliches Amphitheater, welches in alten Zeiten oft zu Spielen und Festen gedient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und andern kleinen Schalkgestalten geziert ist.

Doch bei weitem mehr, als dieses alles, ist das Innere des Pallastes und die Schätze der Kunst, die er einschließt, nicht zu gedenken des übrigen Schmucks und der Tapezierungen und Verzierungen der Säle und Zimmer. Man sieht in mehrern Stuben Statuen berühmter neuerer Meister und vortrefliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dieses bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen hier gleichsam eine zweite Gallerie aufgestellt ist. Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größten und berühmtesten Meister, eines Rafael, Fra Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Rubens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Carlo Dolce, Salvator Rosa und Bourgignon ꝛc. Unter diesen steht obenan eines von Rafaels Heiligthümern, die

Madonna della sedia. Es giebt hier noch einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt diese auf den ersten Blick. Die stille englische Ruhe, der Friede dieses Engelangesichts, das alle Huld und Süßigkeit der reinsten Weiblichkeit vereinigt, die holden Knaben umher, der süße Ton der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die

Kunst auf ihrer größten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke sind merkwürdig, sie schwinden hier aber vor dem ersten hin; als ein Meisterstück Rafaels schätzt man noch ein schönes Porträt Leo des Zehnten, dessen Kopf er zwischen zwei Kardinälen eingestellt hat. — Von Giulio Romano sind mehrere treffliche rafaelische Schulen der Bewunderung werth. — Aber vorzüglich zeichnen sich in dieser Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends so in ihrem Glanze sieht. Von dem ersten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den größten Mahlern gehört, sieht man hier den Sankt Markus, ein Werk, das man sogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meisterstück des Kolorits und der Zeichnung angesehen wird. Der Evangelist ist über Lebensgröße, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des schönen männlichen Gesichtes, die Unvergänglichkeit und unzerstörbare Kraft spricht. Nur ein großer Geist konnte so Großes fassen. Von Andreas del Sarto ist vorzüglich schön die Maria mit Johannes dem Evangelisten und Sankt Franz, da ist alles so klar und wahr, wie es diesem besonnenen Mahler eigen ist, und ist seine Maria gleich keine rafaelische, so ist doch auch sie ein holdes Weib. Nicht weniger schön, ja wegen der Hal-

tung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderschönen Kolorits ist seine Anbetung der drei Könige aus Morgenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Pallastes und nach der Madonna della Sedia und dem Markus das dritte Gemälde ist von des großen Buonarotti Hand und stellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenstand eines solchen Riesengeistes würdig, und man fühlt gleichsam von ihm das Schicksal aufgeschlossen. Sein Ernst und seine kräftige Zeichnung, seine Tiefe ruhen doppelt auf diesen drei Alten, die das Gewebe des Lebens spinnen und zerschneiden. Und doch, wenn man sie oft ansieht, dämmert durch die eiserne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber seine Geliebte, die man eine dritte Venus nennen kann, so eine süße Lust athmen alle ihre Züge. — Von Guercino da Cento findet man ein treffliches Stück, den Apoll und Marsias vorstellend, der Apoll ist des Vatikanischen nicht unwürdig. — Doch wer kann, oder will alles beschreiben? Die Decken der Säle und Zimmer sind ihrem Inhalt angemessen, mit schöner Stuccatur gearbeitet, und meistens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieser Decken sieht man seine Porträts merkwürdiger Personen und andre ex ingenio gemahlte, von denen man unmöglich

die Porträts haben konnte. — Auch eine meisterhafte Kopie des so hoch angeschlagenen Hieronymus von Correggio ist hier, die auf die Vortrefflichkeit des Originals schließen läßt. Eine andre Zier dieser königlichen Zimmer sind die vortrefflichen Tische aus harten und edlen Steinen und aus Skagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Gallerie einige Proben sieht. Man erstaunt, wenn man sieht, wie hier durch bloße Zusammensetzung (opera di commesso) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenstände der Kunst und Natur dargestellt werden. Aber so leicht dies nach der Vollendung scheint, so mühevoll und kostbar ist die Ausführung, und es giebt unter diesen Tische, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künstler dieser trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Kosten, obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparsamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieser Art gearbeitet, die nun gleichsam unvergänglich sind; doch muß diese Kunst natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Musaik sieht man hier, die aber nicht hier, sondern in Rom gemacht sind. Diese Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier

jetzt nur zwei Künſtler darin, von denen der eine, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution aus ſeinem Vaterlande ausgewandert iſt. Dieſe arbeiten meiſt im Kleinen und auf Beſtellung Ohrgehänge, Doſen, Souvenirs und andre kleine Schachelchen. Der Römer iſt ein äußerſt geſchickter Mann.

Der Garten Boboli.

Dieſer mein Liebling, worin ich ſo manche frohe Stunden geträumt und verſpielt habe, folgt dem Pallaſt Pitti in natürlicher Ordnung. Auch er iſt mit vielen wackern Kunſtſachen geſchmückt und enthält ſo vieles, was in einer andern Stadt, als Florenz, eine lange Beſchreibung verdienen würde. Dieſer ſchöne Garten ſteigt unregelmäßig, ſich immer erweiternd, von der Porta Romana bis zum Pallaſt Pitti in mehrern Terraſſen empor. Lorbeern, Leccen, Cypreſſen, Myrthen, Linden ſchmücken ſeine ewig grünen Lauben, in welchem ſelbſt in einem Winter, wie dieſer iſt, an ſonnigen Tagen die Turteltauben locken und die Amſeln flöten. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte bey der Porta Romana, wendet man ſich ein wenig rechts und trifft einen ſchönen Merkur, auf einem geflügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwerte, eine Heldengeſtalt koloſſaliſch und vorwärts ſtrebend. Zu beiden Seiten des ſchönen Ganges, der mitten durch den Garten auf die Höhe führt,

stehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet sind. Eine zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Rasen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher stehen Büsten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten steigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vasen empor, und 6 große Statuen schmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav sind. Aus diesem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Insel hat, deren Orangen und Citronen sich in der schönen Zeit in dem umfließenden Wasser spiegeln. Um diesen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Myrthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Leischen und Lorbeern überhangen. Hier fehlts es selbst bey diesen kalten Wintertagen nicht an Lieblichkeit, und wann die Sonne scheint, sind oft die Bänke alle von Männern und Weibern besetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis spielen, das man seit 30 Jahren nicht so dick in Florenz gesehen hat. Rings um das eiserne Gitter des schönen Teiches stehen zierliche Muscheln, Becken, Mascheroni und Amoretten, im Wasser sieht man die Andromeda an einem Felsenblock und das schnappende Ungeheuer und Fösche, so groß, als sie in unsern Ländern nicht wachsen.

In der Mitte des Inselchen steht ein ungeheures Becken mit einem kolossalischen Neptun, zu dessen Füßen umher drei Figuren sitzen, von Johann von Bologna, welche drei Flüsse vorstellen. Von hier beginnt der schöne Cypressengang, der mählig in mehrere Terrassen aufsteigt. Anfangs sieht man einige meisterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den Seiten sind Labyrinthe von Letschen, Lorbeern, Cypressen und Myrthen und kleine Blumen- und Orangengärten links und rechts, und Statuen stehen in schönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cypressenallee endigt, steht man dem Pallast Pitti gegenüber, über den man hinsieht und über die ganze schöne Stadt. Wie oft habe ich von hier freudetrunken die Abendröthe, die Schneescheitel des Apennin vergolden sehen, indem unzählige Vögel in diesen sichern Lauben um mich zwitscherten und flöteten! Die höchste Anhöhe steigt sanft bis gegen das Fort, wo eine kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen ist. Hier steht aus weißem Marmor eine kolossalische Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr sind noch kleine Terrassen mit allerlei fremden und botanischen Pflanzen. Hier sieht man im Grunde wieder einen niedlichen Teich mit Goldfischen, und einen ehernen Neptun mit seinen Attributen, ein schönes Werk. Unter den Lorbeern und Letschen sind hie und da liebliche Obstgärten, und Gitterhäuschen mit

Turteltauben, die mit den Fasanen, Amseln und Zeisigen ein frohes Konzert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer ist, hat Zinnen und Thürme und ist mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine schöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieser öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die sonst eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweise eine hölzerne Decke über sich. Sie stehen beide schon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit seinem Schlangenende und seinem menschlichen Vordertheil liegt unter ihnen und lächelt teidig zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz spricht aus ihrem Angesichte, ohne ihre Züge zu entstellen; so weint die betrogene Unschuld.

An der rechten Seite des Gartens ist die berühmte Grotte, deren vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, sie sind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch seine Aehnlichkeit mit; sie waren für das Grab des Pabstes Julius des Zweiten bestimmt. Im Hintergrunde sieht man zwei schöne jugendliche Figuren, die nach süßer Vereinigung schmachten. Lechzend schaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu seinem Auge empor. Poccetti hat die Grotte gemahlt. Die Wände schmücken bizarre und

groteske Gestalten von Thieren und Menschen, äuſſerſt nett gearbeitet, obgleich ſie nur ſo hingeklext ſcheinen. An dieſer Seite hinter dem Pallaſt Pitti iſt der ſchöne botaniſche Garten des florentiniſchen Muſeums und das Muſeum ſelbſt nebſt dem Obſervatorium. Man findet hier Pflanzſchulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weißem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Feſtung, die zweite bei'm Pallaſt Pitti, die dritte bei'm botaniſchen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello ſpirito iſt eine der ſchönſten in Florenz und nach Brunelleschi gebaut. Man findet hier die Madonna, ihren erblaßten Sohn auf dem Schoße aus Marmor, eine Kopie der ſchönen Gruppe Michel Angelos in der Peterskirche in Rom. — Von Stradanus, Chriſtus treibt die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel, eines der ſchönſten Gemählde dieſer Kirche; weiſe hat der verſtändige Künſtler den Unwillen des Herrn nicht ſtark ausgedrückt, ſondern mit jener Mäßigung, die ein Gott haben muß, wann er ſtraft. — Unter den vielen folgenden iſt in der Kapelle Vettori ein Gemählde von Giotto, vier ſteife und magre Figuren, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung

merkwürdig ſind. — Zwei Gemählde von Aleſſandro Allori: das erſte zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenſtand der Mahlerei, das zweite iſt Chriſtus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den ſchönen. Das Weib ſteht mit dem geſenkten Blick der Schuld und der Erlöſer mit dem menſchlichen und erbarmenden eines höhern Weſens; trefflich ſind die Köpfe der Phariſäer, die hinter ihnen grinſen. — Aber bey weitem das ſchönſte in dieſer Kirche iſt linker Hand ein Gemählde von Agnolo Bronzino, dem Oheim Aleſſandros; es ſtellt Chriſtus vor, wie er in Geſtalt eines Gärtners der Magdalena erſcheint. Man ſieht von den beiden nur das Weib. Sie iſt eine der ſchönſten Magdalenen, die ich geſehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den ſchönen runden Körper tief bis auf die Sohlen hinab, und mit einem unausſprechlichen Blick ſieht der ſchöne Kopf zu dem erhabenen Meiſter auf. Man zeige ſie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania ſchreiben könnte. — In der Sakriſtei findet man von Fra Filippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer, Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Kloſterheld, ein ſchöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum ſind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Chriſtus mit dem Kreuz

aus

aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das ſich in der Chieſa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe dieſen Chriſtus bey weitem der jenſeitigen Mater dolorosa vor. — Schön iſt das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrariſchem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geſchmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter ſind viele Gemählde al freſco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Paſſignano und Naldini haben ihren Pinſel ſehr dafür beſchäftigt. — Merkwürdig für den Künſtler iſt vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände ſind al freſco gemahlt und enthalten Geſchichten des Schlüſſelträgers Petrus. Maſolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber ſein Schüler Maſaccio vollendete es. Dieſer, weit über ſeinen Meiſter, öffnete den Weg zu einer beſſern Kunſt, und würde wahrſcheinlich viel geleiſtet haben, wäre er nicht in der Blüthe ſeiner Jahre weggeraffe. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meiſter zu einem weichern Stil über, und ſelbſt der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichſam im Kampf ſehen. — Im Chor iſt von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, immerwährenden Gonfalonieres der Stadt, der in ſtürmiſchen Zeiten nach Peters von Medicis, und ſeiner Brüder Verjagung

dem Vaterlande diente. — Links ist die schöne Kapelle der Corsini, wo der heilige Andreas di Corsini begraben liegt; doch nicht deswegen ist sie merkwürdig, sondern wegen der schönen Marmore von Foggini's Hand. Ueber dem Altar schwebt der Heilige, eine edle Gestalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die seine Reliquien enthält. Es ist was Himmlisches darin, so wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erscheint, und ihm mit heiligen Worten zuspricht. Aber besser, als diese übermenschlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorstellt, auch hier spielt der Heilige seine Rolle, er schwebt in den Wolken als siegbringender Genius des vaterländischen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Nain, beide recht wacker — von Tito und Butteri noch einige Stücke.

Jenseits des Arno steht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunst, das seiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es ist die schöne Gruppe des Herkules und des Centauren Nessus. Sie steht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk ist aus einem einzigen Block und eines der schönsten von Johann

von Bologna. Es iſt eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung ſetzt. Es iſt der Moment gewählt, wo der Heros mit ſeiner geſchwungenen Keule gleichſam im zuſchlagen iſt über den Centaur, der mit einem Vorderfuſſe unter der Gewalt des Helden geſtürzt iſt, und Grimm und Angſt in ſeiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es ſind vier, welche die dieſſeitige und jenſeitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraia bis zum Ponte vecchio ſind ſchöne Pallaſte und der lebhafteſte Spaziergang längſt den Arno. Der Ponte a Santa Trinita iſt der ſchönſte, ein Werk des wackern Ammanati, welches nach der großen Ueberſchwemmung von 1557 aufgeführt ward; ſie iſt mit vier Statuen geziert, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen. Sie hat dieſſeits einen hübſchen Platz mit der herrlichen Granitſäule der Themis und jenſeits die Via Maggio, eine der ſchönſten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio iſt die lebhafteſte aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs dieſſeits zum Pallaſt Pitti jenſeits; zu beiden Seiten ſind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldſchmiede arbeiten. Ueber dieſen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallaſt Pitti zu dem Pallaſt degli Uffizi führt und den Kosmus der Erſte anlegen ließ.

Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, iſt der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine ſehr verehrte Kapelle hat, wo ſelbſt draußen am Kreuze immer Betende knieen und küſſen.

Das Muſeum.

Dieſe herrliche Anſtalt vereint ſo vieles in ſich, daß man ein ganzes Buch davon ſchreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallaſt, in der Gallerie, im Pallaſt Pitti, in den Bibliotheken ꝛc. zerſtreut, und nicht an ſeinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich iſt dieſe Sammlung für den Arzt, Naturkundiger und Mathematiker; doch geht wohl keiner Leer aus, der nur etwas Bildung mitbringt. Das Gebäude, wo dieſes Muſeum ſeinen Sitz hat, iſt unweit des Pallaſtes Pitti und hart am Garten Boboli, da der erſte Stock grade in dem botaniſchen Garten ausläuft, und einige ſeiner Zimmer mehrere Pflanzen und Gewächſe beherbergen. Aus dem nordöſtlichen Ende des Gebäudes läuft eine Art Thurm heraus, der zum Obſervatorium dient. Dieſes Muſeum iſt alle Tage von 8 Uhr Morgens bis Mittag offen. Mehrere Offiziere von der Leibwache ſind in verſchiedenen Intervallen vertheilt, und verſchiedene

andre Wächter, Aufseher und Zeiger gehen von Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Ansehen von Spionen zu haben. Dies ist nothwendig; sonst könnten hier leicht Misbräuche entstehen, da jeder ohne Unterschied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichsten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigsten an. Dieses sind unstreitig die anatomischen Präparate, von denen ich schon in Wien eine Probe gesehen hatte. Was in Wien sich findet, ist meistens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiser einige Jünglinge hier, die von den Meistern dieser Kunst die Art und den Mechanismus bey diesen Arbeiten lernen sollen. Es ist dieses eben so bewundernswürdig, als prächtig, man sieht sich selbst von aussen und von innen; schade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit seinen Anhängseln in Wachs und Farben darstellen kann. Man sieht sich und bewundert die Künstlichkeit und Herrlichkeit des menschlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieses menschlichen Körpers, welches den ganzen schönen Bau mit solcher Genauigkeit darzustellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äussere Organisation des Menschen abrechnet, was man seine Darstellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht fast jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume

mit uns theilte, so man sich die Mühe nimmt, sie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Diese anatomischen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und sie sind mit eben so vieler Ordnung, als Eleganz aufgestellt. Jeder Theil hat sein eignes Kästchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit krystallenem Glase bedeckt, und ruht auf einem Kissen aus grünem Taffent mit silbernen Fransichen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beschreibung über dem Präparate, welche meistens äußerst ähnlich sind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und seine einzelnen Theile, worauf es ankömmt, sind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinsten Muskeln, Nerven und Fäserchen schon so trefflich gearbeitet sind, so sind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüße von schönen menschlichen Formen nennen kann, wie sie es zum Theil auch wirklich sind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der schönen Kunst, und gehören im gewissen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleischbank, aber auch hier hat man den schönsten Bau

und die feſteſte und nervigſte Struktur gewählt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muſkeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomiſchen Meſſer nie ohne Ekel und Schauder ſieht, über dieſen vergißt man das Gerippe. Aber ſobald dieſe Gerippe mehr bekleidet ſind, d. h. ſobald ſie ſchon die Muſkeln zeigen, werden ſie ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt, und ſtellen athletiſche und apolliſche Körper dar. Dieſe treflichen Körper ſind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufriſſen und Aufſchnitten. Vorzüglich reich iſt das Zimmer, das die Entſtehung, Bildung und Trennung des Menſchen im Mutterleibe und von Mutterleibe zeigt. Die Monſtra, die ſchweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder ſchlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiſerſchnitts, alles ſieht man hier beiſammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieſer Kunſtwerke iſt eben ſo mühſam, als koſtbar, und überſteigt weit die Kenntniſſe und Kräfte, wie das Vermögen, eines Einzigen. Viele Kenntniſſe und Künſte müſſen zuſammen wirken, viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte beſiegt werden, um ſo was Großes

und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formschneider, Zeichner und Anatom müssen sich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten besiegen, wie viele mechanische Kunst- und Handgriffe man erst lernen, und durch verwerfen und verbessern zu dem Grade der Kunst steigen mußte, wohin man diese schöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meist wird alles in Formen gegossen, und Farbe und Wachs werden sogleich gehörig gemischt; aber freilich bey den feinen Fäserchen, Adern und Nerven läßt sich dies nicht erreichen, und sie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomische Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament schichtenweise anatomische Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zusammen setzen konnte. Der jetzige Hauptmeister dieser herrlichen Erfindung ist Susini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und sich seine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erste, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man sieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein

ſogenannter ſcoreiato (Geſchundener) ein Gegenſtück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie ſieht, und ein trefflicher Torſo, worin die Farbe des Marmors ſo täuſchend nachgeahmt, und die Muſkeln und Umriſſe des Körpers ſo richtig gearbeitet ſind, daß man ihn auf den erſten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten ſollte. Aber die Bewunderung des Arztes ſind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unſer Arzt, der uns zu dieſen Heiligthümern führte, — denn zu dieſen hat er einen Schlüſſel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomiſche Begeiſterung, indem er einmal über das andre ausrief: o che bello lavoro! che divina fattura! Mir hingegen und den andern Zuſchauern erregten dieſe Gruppen eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit Widerwillen und Ekel. Die erſte Gruppe ſtellte nemlich in einer Menge kleiner Körper die verſchiedenen Zeiten und Grade der Verweſung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenſtandes, und die zweite, an Gräueln der Verwüſtung noch reichere, Scenen der Peſt am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieſer Kunſt war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches geſehen habe, und die dritten ſind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als

jene ersten. Die meisten Präparate sind hier unter Leopold entstanden, und größtentheils unter Gusnis Händen und durch seine Anordnung.

Außer diesen Wachspräparaten verwahrt man in mehrern Schränken noch andre fleischerne und knöcherne. Vorzüglich reich aber sind diese Schränke an Embryonen von verschiedenen Altern und an Monstris, oder vielmehr machen diese das einzige aus; den die übrigen Präparate sind so unbeträchtlich und unvollkommen, und scheinen so verschimmelt und verfault, daß sie kaum noch der Erwähnung werth sind.

Auf diese Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächst ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite sind gefiederte, an der andern schuppigte und flossigte Naritäten. Unter den Vögeln sind manche hübsche Sachen und viele Amerikaner, besonders aber eine feine Sammlung aller einheimischen Land- und Seevögel, die einem Fremden sehr interessant ist. Von manchen Gattungen, fremden und einheimischen, findet man auch die Nester und Eier, ja sogar die Jungen. Doch im Ganzen ist die Sammlung nicht reich. Die der Fische vollends ist äußerst ärmlich und sticht gegen die Vollständigkeit der übrigen Gattungen erstaunlich ab. Man sieht fast nichts, als die einheimischen, und diese zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher sind die nächsten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm sieht, nebst allerlei Seltenheiten, Naturspielen, Misgeburten, Embryonen von allerlei Thieren und Thierchen, alles dieses in schönen Schränken und Kästen und Gläsern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt ist. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebst Skeletten und anatomischen Präparaten. Oben sind die Schränke amphitheatralisch mit Naturprodukten geschmückt, die zu dem Inhalt derselben passen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Gefäße, Waffen und Zierrathen, aus ähnlichen Gegenständen gearbeitet, stehen und hängen in den verschiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Insekten, Käfer und Schmetterlinge, und diese Sammlung ist vorzüglich reich und alles lichtvoll und geschmackvoll geordnet. Hier sieht man auch die seltensten Asiater und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zustande der Schwangerschaft, oder gleich nach der Entbindung von den schönen Sommervögeln beigefügt; weil diese sich aber nicht gut erhalten, so hat man auch hier sie in Wachs nachgeformt, und sieht viele herrliche Exemplare in dieser Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchyliensammlung läßt bey weitem alles hinter sich, was ich dergleichen an andern Orten gesehen habe. Nicht blos die rohen und schon so bewundernswürdigen Gegenstände dieser Gattung bewundert man hier, sondern die schönsten Gefäße und Kunstarbeiten aus diesen Naturprodukten, die das satte Auge unwillkührlich an sich ziehen, wenn es endlich, von so vielen prächtigen Gebilden geblendet, unsatt umherirrt.

Die nächsten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Absprung in den botanischen Garten machen. Diese Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beschreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klassen und Geschlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die schönsten, und besonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter sich nicht gut austrocknen lassen, in herrlichen Abgüssen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Frische und Zartheit der Farben und so vieler Natürlichkeit, daß man sich dabei vergessen kann. Dieser kleine Versuch zeigt, wie weit diese Kunst gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre sind eben so täuschend gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite fast alle Wurzeln, Samen und Holzarten, die officinell sind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskanische Holzarten mit ihren Blüthen und Samen und Wurzeln, sondern auch viel andres Gesäme und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in seinem eignen Glaskäpselchen mit einer kurzen Inschrift.

Endlich in den letzten 8 Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weitesten Sinn hieher gehört, mit einer seltnen Pracht und Vollständigkeit gesammelt und aufgestellt. Die Wiener Sammlung in diesem Fache möchte wohl eben so reich seyn. Aus allen Theilen der Welt sieht man hier Produkte der Natur und Kunst gehäuft, selbst aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralsund, Rostock habe ich hier Exemplare gesehen. Aber man sieht nicht blos rohe Massen und Steine, sondern fast aus allem, was die Kunst bearbeiten kann, findet man schöne Sachen geformt, Gefäße, Tassen, Statuen, Obelisken, Dosen, Zierden und Schmuck, wie sie die Laune und der Geschmack in den verschiedensten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelsteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geschlechte aufgestellt sind. Als ein Anhängsel dieser Sachen kann man die schönen und seltnen Naturspiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre

Siebensächelchen ansehen, die über unsre Erde und über uns selbst uns soviel zu denken geben.

Aus diesem Stock in den zweiten hinabsteigend, findet man auf der Treppe ein Paar schöne Büsten des Galilei und Vespucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt seinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier ist zunächst das sogenannte physikalische Kabinet, wornach man oft das ganze Museum benennt, in welchen Kunstsachen, Modelle, Instrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben sind noch zwei Zimmer mit seltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter diesen sind ein Paar gewaltige Elephanten, ein Nilpferd und einige Krokodille. Ein Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieses Museum hat auch einen eignen botanischen Garten, der hinten daran stößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für dessen Gewächse selbst im Museum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terrassen, seitwärts sind zwei Flügel, die zum Treibhause dienen. Dieser sehr kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Außer ihm ist indessen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künſtlerſchule.

Dieſes Inſtitut rühret von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geſchafft hat. Könnte der alte Geiſt auch ſo gerufen werden, ſo wäre es ſchön; aber die Italiäner haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunſt verloren. Man beſchreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Vespucci gewohnt, oder gar nur zuerſt das Licht erblickt hat. Von dieſer Anſtalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna geſagt habe. Dieſes Gebäude der Zeichen- und Mahlerſchule iſt am Sankt Markusplatze mit der Aufſchrift: Liberalium artium Incremento. Petrus Leopoldus. In mehrern Zimmern findet man die Abtheilungen dieſer nützlichen Anſtalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zuſammentreffender Umſtände und eines Geiſtes, der ſich nicht leicht durch irgend eine Manipulation ſchaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch ſind ſolche Anſtalten immer nützlich, ſie erhalten doch vieles, was bey dem Mangel dieſes Geiſtes ohne Unterſtützung ganz verloren gehen würde; und der Regent verdient immer den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, der wenigſtens das Seine thut, den Geiſt, der einmal eingeſchlafen iſt, wieder zu erwecken. Die Büſte dieſes guten Fürſten Toſkanas ſteht über der

Thüre. Man geht in ein Chiostro ein, welches unter seinen Portiken die Abgüsse und Nachbildungen verschiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen siehet. Um dieses Chiostro laufen mehrere Zimmer her und sind für die verschiedenen Zweige der bildenden Künste bestimmt. Zuerst rechter Hand ist das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entstehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meister und Schüler meistens mit ihren Namen, und auch diejenigen sieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieses kann man von dem folgenden größern Zimmer für die Mahlerey sagen, nur daß diese dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewähret. Hier sind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meister aufgehängt, und die vorzüglichen Stücke junger Künstler und Schüler, wie die mit Preisen bekrönten. Man sieht hier verschiedene schöne Stücke von jenem jungen Künstler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom schon im Rufe eines Meisters lebt. Er ist auch der einzige jetztlebende toskanische Künstler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Ministers Manfredini gesehen, welches außerordentlich viel verspricht, und welches Rafael Morghen

sei-

seines Grabstichels gewürdigt hat. Außerdem ist er durch sein Gemählde vom Martertum des heiligen Donatus und durch eine Sybylla berühmt, welche wunderschön seyn soll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinschaftliches für alle Zweige ansehen kann, findet man zwei schöne Reihen der besten Abgüße der berühmtesten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borgheſischen Fechter, den Torso, den kapitolischen Amor und Psyche und die Meisterstücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künstler. Hier sind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles gesammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunstsinn üben können.

Wie es mit diesen Künsten ist, so ist es auch mit der Dichtkunst. Diese Mutter der größten italischen Dichter ist unfruchtbar geworden. Selbst die Improvisatoren und Sonnetdichter sind sehr verstummt, und man frägt überall nicht mehr so nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improvisatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob sie aber noch singt, weiß ich nicht. Indessen bey der Armuth Italiens an großen Künstlern haben die Florentiner doch noch immer den besten und geistvollsten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner,

den Pignotti *). Er hat manche witzige Episteln und einige hübsche Fabeln geschrieben, obgleich auch er sein Feuer nicht zusammen hält. Es kömmt in Pisa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände heraus sind, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die Herausgeber gestehen es, daß sie mit dem Besten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bartola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, so schwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savioli, Rossi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübsche, aber dafür klingeln sie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemessene Reime auch Gedichte sind. In Rücksicht der Form indessen und der dichterischen Zeichnung sind sie strenger, als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII Edizione.

Ende des Ersten Theils.

Geiſt der Zeit

von

Ernſt Moritz Arndt.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

1 9 0 6.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Natura hominibus lacrymas dedit et loquelam, quibus distinguerentur a brutis.

Theophrast.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Dies Buch erſcheint ſpäter, als es ſollte. Seine Ideen ſind die Geburt von Jahren und hängen nicht allein von der Entſcheidung des Tages ab. Das Wenige, was die flüchtigeren Momente der Zeit berührt, iſt im November 1805 geſchrieben und Ekel an der Gegenwart hat es nicht weiter führen mögen. Iſt Geiſt des Vergangenen und Weiſſagung des Künftigen in dem Buche, ſo ſind die kleinlichen Zu-

*

fälligkeiten des Augenblicks ſein Unbedeutendes. Man wird Aehnlichkeiten finden, die an frühere Verſuche des Verfaſſers erinnern. Wenige Jahre haben ſeine Geſinnung und ſeine Weltanſicht nicht verändert, ihn auch nicht klüger, aber wohl älter gemacht. Hat nun ſein Mannesalter nicht mehr Licht und Beſtändigkeit der Darſtellung gebracht, ſo iſt dies nur ein alter Kukuksgeſang.

Verbeſſerungen.

Seite	5	Zeile	10 f. Alter l. Altem.
—	7	—	6 f. armer l. arger.
—	14	—	2 f. adritiſchen. l. atridiſchen.
—	28	—	5 f. nah l. noch.
—	41	—	21 f. liebloſe l. leibloſe.
—	50	—	13 f. Phäton l. Phaeton.
—	57	—	5 f. ſoteriſch l. eſoteriſch.
—	90	—	13 f. meiſt l. einſt.
—	139	—	11 f. genauer l. grauer.
—	172	—	5 f. Sartorius l. Sertorius.
—	247	—	21 f. ſliehe l. ſieht.
—	292	—	23 f. Gevern l. Gevern.
—	297	—	22 f. Immtland l. Jemtland.
—	299	—	23 f. in einem l. in einen.
—	307	—	17 f. wirkſamer l. unwirkſamer.
—	380	—	17 f. Pflüger l. Pfleger.
—	387	—	11 f. Verzagung l. Verjagung.
—	391	—	6 f. niemal l. einmal.
—	396	—	23 f. einſt l. meiſt.
—	399	—	5 f. Slaviſche l. Sklaviſche.
—	428	—	9 f. Klima l. Kleine.
—	442	—	11 f. hint'an l. hinten.
—	446	—	7 f. zerſtöben l. zerſtieben.

FLORENTINA
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Schreiber.

Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, sie von den Thieren zu unterscheiden. Die Thränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu seyn gegen alles, was lebendigen Athem und Gefühl hat, die Rede soll sie erinnern, daß Herrschaft, Kühnheit, Verstand sie den Göttern gleichen, sie soll sie erinnern an ihre Würde und an ihre Kraft.

Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen — Rede, ohne dich würden wir stumm und liebloß neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes und die

Bestien der Wüste, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt: ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes den Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter besungen, kein Phidias und Rafael die Mysterien der Natur in Bildern offenbart; kein Brutus wäre in das Schwerdt der Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes und Luther hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Geist Gottes, zartes, wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen brütenden Chaos, wodurch alle Gestalt, alle Schönheit und alles Leben geworden ist — Rede, Schwerdt in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Muth.

Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiehrt die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne Männer. Ein waidlicher, lustiger Bub war ich mit tiefem, fröhlichen Muth. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigeren der Könige las! Bei den Heerden meiner Kühe, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Alterthums und die ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder wirkliche Geschichten, der kindische Sinn bildete sich in einer früheren Welt. Ich ward größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters und Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer. Gewaltiger Menschen Thaten und Missethaten lehrten mich das erste Schicksal und die Allgewalt ahnden, göttlicher Genien Wor-

te und Aufblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit Timoleon vor dem erschlagnen Bruder, mit Brutus bei Cäsars Leiche, sah mit Themistokles glühendem Blicke zu Miltiades Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herrlichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich. Was träumte der Knabe nicht? ein glorreiches Zeitalter, ein herrliches Volk, ein siegendes Leben voll Lust und Kampf. Es war eine schöne Zeit teutscher Nation, sie stand nicht vollkommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die entflohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit zurück; man fing an von Nation, Vaterland und Freiheit zu sprechen: von teutscher Tapferkeit und Edelmuth sprach man wohl lange schon zu laut. Ein groser und weiser Fürst sas auf einem teutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde, und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht. Die Teutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Teutschen,

der Enthusiasmus machte das Große noch grö-
ßer, als es war. Muthig begeistert blickte
man in die Zukunft und weissagte; aber
die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten
nicht wahr werden, weil die Kommenden sie
für Lügen erklärten. Friedrich starb, ich ward
ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu seyn
schien, als ich ein Knabe war, war nun ei-
nem kindischen Greise gleich geworden. Sie
schien von dem Alter nur einzelne Töne als Er-
innerungen schönerer Vergangenheit festzuhal-
ten, aber auf dem Gegenwärtigen saß sie flie-
rend und jämmerlich, wie der Geitzhals auf
seinen Goldhaufen. Doch schien sie vielen gar
klug und weise, und dünkte sich selbst so, bis
sie endlich des langen Wahns inne geworden
ist, und nun wirklich wahnwitzig sich selbst zu
entlaufen sucht. — Sollen wir toll seyn mit
der Tollen? Wir sind es, aber unglücklich,
weil wir wissen, daß wir es sind. Welch ein
Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß
man nichts geworden ist und nichts kann! Dies
ist das Gefühl der Zeit, es ist das der Besse-
ren, die jetzt leben, es ist das meinige. Un-

thätig stehen wir still im Jammer, und werden allmälig erkaltend dem Niobischen Stein gleich, oder wie die, welche das Meduſenbild gesehen hatten.

Aber so lange das warme Blut und das Gefühl in dem Menschen ist, muß er weinen und reden, ob er dadurch etwa sein Leid und fremdes Leid mindere. So will denn auch ich klagen wie der Klang der Stunde ist, aber verklagen will ich nicht. Es ist das Menschliche, was mich bewegt, und darin darf, ja muß der Mensch in Grimm und in Liebe zerfließen, denn solche Empfindung gab ihm die Natur, seine Schöpferin und Königin, und was kann er dafür, daß er so gebohren ist? Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen, so lange noch ein Puls sich in mir bewegt, ich werde frei aussprechen, was ich frei fühle. Wahrheit ist nicht Verläumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den hasset man nicht; wem man aber vorlügt und schmeichelt, den misbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach dem Licht der Sterne hinsehend, ist

der Menſch geſchaffen, daß er das Rechte verſtehe und vernehme. Man wird rufen: Ei, Geſell, du ſprichſt frech, weil man jetzt meiſtens nur gebückte Sklaven ſprechen hört. Ich will euch ein Gleichniß ſagen: Satan, der Böſe, war ein arger Schelm und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleißner und Leiſetreter; aber Gott der Herr, deſſen Leben Wahrheit und Güte iſt, donnert aus den Wolken und blitzt und ſchickt ſeine Schloßen, aber er erfreut im Regen und Sonnenſchein auch alles Lebendige. Er hat den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen, daß er wahr ſey und gerecht. So ſpreche ich frei und ſchelte das Schlechte, aber ich ſchimpfe nicht; das thun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Menſch, nicht bloß heut, ſondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das im Jammer erſtarren würde, und ſchlägt wie ein Blitzſtrahl durch edlere Brüſte. Vieles, und zwar das Beſte und Schönſte, hat die Zeit durch den Ablauf der wechſelnden Geſchlechter langſam und ſtill bereitet; in der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen Verhängniß die Welt

sich selbst regiert, hat sich alles so von selbst hindurch- und fortgeführt, und die meisten Regierer gebrauchten von jeher nur als die Hohlköpfe der unsichtbaren Gestalt darzustellen. Aber die Zeit bedarf auch ihrer irdischen Stöße und Erschütterungen, wie das Weltmeer der Winde auf der Oberfläche, während die unendliche Tiefe klar und still ruht. Wer die Welt bewegen soll, dem ward zu klarem Verstand die gewaltige Hand, die lauttönende Rede und der pythische Zorn, der mit Götterstimmen schilt und weissagt. Ohne solchen Zorn wird nichts Irdisches, noch erhält es sich. Wo die Götter wohnen, da verstummt das Geschrei. — So heißt denn Wahrheit sagen nicht hassen, sondern lieben; sonst wären Christus, Pythagoras, Sokrates, Luther und die heiligen und frommen Männer der späteren Jahrhunderte gar schlimm gewesen. Viele ihrer Zeitgenossen glaubten es, doch die Nachwelt hat gerichtet und Gott selbst hat sie als seine Lieblinge erklärt und verklärt.

Aber Wahrheit sagen ist jetzt nicht leicht; in diesem Strom kann auch ich untergehen.

Aber beweint mich, Menſchen, weil ich mich hineinſtürzte. Mir fehlt die Einfalt der Männer, die wie Kinder ſprechen und kaum irren können. Mein Jahrhundert iſt das kluge geweſen, eitel genug habe ich mit klug werden müſſen. Sobald man klug geworden iſt, hat man viel zu denken, und der einfältige Bauer, der ſeinen Apfelbaum ſchüttelt, ſpricht: wer viel anrührt, bekommt viele Beulen, und wer viel denkt, irrt viel. Aber, du kluges Jahrhundert, hier faſſe ich dich und mich und halte uns feſt mit offenen Augen einander ſo lange gegenüber, bis wir uns klar werden. Beſſer freilich iſt Leben als vom Leben ſchwatzen, größer das Thun, als das Denken; aber ſo wenig der Greis ein Kind wird, weil er wieder kindiſch wird, ſo wenig entbehrt des Denkens, wer einmal gedacht hat. Es giebt Epochen, die ewig ſcheinen, weil ſie nie wiederkehren. Rottet alle Kultur und alle Künſte durch die Schwerdter der Soldaten aus, und tretet ſie mit den Hufen der Pferde nieder, bringt uns zur alten Barbarei zurück. Meint ihr, die

unschuldige Jugend der Welt wird wieder aufblühen, wie sie in den lustigen Fabeln des Orients und in den lieblichen Dichtungen und dem genialischen Leben der früheren Griechen war? Nimmermehr. Die Sünde und der Gedanke sind in die Welt gekommen, und ein anderer Weltsinn wird selbst in dem Säugling des Barbaren gebohren. Wodurch wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark seyn; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten. Wer gedacht hat, muß denken. Der Gedankenlose ist jetzt einem Todten gleich, über welchem der Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt des Lebenselements der Gegenwart.

Ich sehe die hohe Pflicht eines Wächters und Stundenweisers der Zeit, indem ich begreife, wie die Menschen jetzt gebohren, gebildet und geworden sind. Abgründe öffnen sich vor und hinter mir, so wie das hohle Nichts, woran sich alles blind und vertrauend lehnt, heller vor meinem Blick aufsteigt. Zahllos sind die Wege, zahllos und lauthälsig sind die Ausrufer und Wegweiser; zehntausend Halbblinde Augen für Ein gesundes, und doch

nur Ein Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Diesen Grund des jetzigen Lebens, dies geistige Gespenst, wodurch es geführet wird, soll ich immer unverwandt anschauen und mich nicht mit verlaufen in die Irre? so viele Eitelkeit und Naseweisheit, die aus Klügelei gebohren wird, soll ich verleugnen, meine eigene Schmach mitbekennen? es ist viel und dem Gebrechlichen wird man das Straucheln verzeihen. Das kühne Werk, mich, den Gott, erst außer meiner Welt zu stellen, um sie erschaffen zu können, soll ich bestehen? wie, wenn mein neuer Himmel in Trümmern selbst über meinem Haupte zusammenfällt?

In dem geistigen Zeitalter, wo das Feine schon mitgebohren wird, kann nur der Geist und der Gedanke der Schöpfer, Erhalter und Richter des Lebens seyn. Wird es gedankenlos, so wird es nichts aus dem Richtigen. Wer hier noch den ganz Einfältigen und Unschuldigen macht, bekennt nichts als den Dummen. Wer hier mit Gedanken und Urtheilen wirklich spielt und kämpft und ein anderes Maaß der Würdigung zeigt, als das ihrige,

ficht unredlich mit einem zweischneidigen Schwerdte. Den Teufel muß man in der Hölle mahlen, sagte Leonardo da Vinci einem jungen Mahler, der ihn mit Mutter Eva unter dem lustig betrügenden Baum in eine wunderreitzende Gegend des Paradieses gesetzt hatte. Es gab eine Zeit, wo man mit allen Dingen spielen konnte, wo die Götter selbst dem Volke zu Bacchanalien und hanssachsischen Fastnachtspielen dienen mußten und unschuldig dienen konnten — die schöne Zeit ist gewesen. Ernst und besonnen wandelt der Urenkel auf ihren Ruinen; nur durch Ernst und Verstand und den thränenlächelnden Blick der Strafe zügelt er sich und die Mitlebenden. Es spielen jetzt wenige im Wahn, die meisten in böser Schlauheit und feiger Lüge, und machen so das Geistvolle gedankenlos und elend.

Ich werfe den Fehdehandschuh hin. Trotz allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen und Knallfeuerchen gegen die Blitze empor werfen, auf daß die Leute sie nicht sehen. Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht se-

hen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den tausendmaltausend Armen, welche umhertaſten, viel ergreifen und nichts feſt halten. Ich ſehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder, und müßte ein heilloſer Böſewicht ſeyn, wenn ich nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung drein riefe. So hört mich denn! aber werft nicht gleich mit Steinen und Stöcken drein, ſchleppt mich nicht gleich zu Galgen und Guillotinen. Lang iſt das Unheil und die Schwach, lang ſey die Klage.

Zeitgenoſſen! glückliche oder unglückliche Zeitgenoſſen — wie ſoll ich euch nennen? — daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und ſorgenloſe Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O wenn in euren Füßen Weiſſagung wäre, wie ſchnell würden ſie zur Flucht ſeyn! denn unter ihnen gährt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern, und unter ihrer Aſche und ihren Lavaſtrömen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe iſt, daß Dinge

zelfen, von welchen noch der Urenkel mit Grauſen ſprechen wird, wie von afrikaniſchen Tiſchen und Pariſer und Nanter Hochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! ja in welchen ſeyd ihr mitten inne und merkt ſie nicht, und meinet, es geſchehe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen ſeyd! Aber kein Nichts kann die Welt halten und bewegen. Deswegen wird alles zuſammenſtürzen und ihr mit. Eine neue Geburt muß werden.

So kommt denn her und ſchauet! Ich ſtelle den Spiegel auf, und laſſe in meinem Panorama einige bedeutende Bilder der Zeit als flüchtige Erſcheinungen vorüberwallen. Schauet auf! es iſt ein wahres Schattenſpiel, nicht bloß eines zum Scherz, und nachdem ihr euch ſatt geſehen — ſatt lachen werdet ihr euch nicht — ſo weinet euch ſatt mit mir. Das Theatrum iſt Teutſchland, auch Germanien genannt; der Marionettenſpieler ſteht hinter ſeinen Gardinen und zerrt ungeſehen die Puppen hin und her; Wurſthans, der alte Schalksnarr, quäkt die Stimmen nach, deren Perſonen er kennt, aber er wird es ungeſchickt machen, denn der Pul-

verdampf, womit Teutschlands Luft von einem Ende bis zum andern verfetzt iſt, hat dem armen Buben die Kehle gar heiſer gemacht. Das Stück könnt ihr nennen wie ihr wollt, werdet ihm wohl einen Namen finden, wann ihr es ausgeſehen habt. Hans Wurſt hat es zugenannt die Schöpfung aus Nichts; auch die leibhafte, doch bildliche Geſchichte des jüngſten Tages. Er mag euch erklären, wie ſich das zuſammen reimt.

Die Schreiber.

Ich habe euch eben den Menschen gezeigt und seine Pflicht gegen Menschen, welcher er sich herauszunehmen, ein Bild von der Welt zu zeigen, die sie alle von Natur so ziemlich leidlich zu sehen meinen. Ich komme jetzt auf meine große Sippschaft, das ausgebreitetste Geschlecht von allen, und was ich von ihr erzähle, soll mich auch treffen, denn nur ein Scheim hält sich besser, als seine Familie. Diese Familie kann mir es übrigens nicht übel nehmen, daß ich von ihr spreche; wir bilden uns ja gar etwas darauf ein, daß wir keine Hieroglyphen und Mysterien haben, daß alles unter uns fein profan und gemein ist, und das viele Schreien der Wörtlein Aufklärung und Publicität hat unter den Jetztlebenden mehr als Einen Pauschack gemacht; auch gehört mir ja im Guten und Bösen immer mit an, was ich von meiner Sippschaft verrathe.

Wir

Wir nennen uns Schreiber. Von dem Hauptmerkmal kömmt die Benennung. Einige der Unsern, mehr eitel, als wahr, geben uns den Namen Gelehrte. Das ganze Geschlecht könnte man unterscheidend so bestimmen: die, welche selbst schreiben oder andere zum Schreiben abrichten. Es war eine Zeit, wo man glaubte, die höchste Kraft und Weisheit stehe unmittelbar im Leben und offenbare sich andern darin in Worten und Werken, ohne daß der Inhaber solcher Herrlichkeit geglaubt hätte, ihm begegne etwas Uebermenschliches, und ohne daß er geeilt hätte, die Ausflüsse solcher Weisheit für die Nachwelt auf Papier zu retten. Jene Zeit ist gewesen. Man hat einen ganz anderen und bequemeren Weg eingeschlagen. Zuerst hat man sich nach Feder und Papier umgesehen und dann nach Weisheit, ja Manche glauben wohl, jemehr man die erstern zwischen den Fingern habe, desto reichlicher ströme die letzte zu. Ich selbst bin oft dieser Meinung, weil mir wirklich zuweilen Aehnliches begegnet ist. Also ein Gelehrter und ein

Schreiber ist jetzt so ziemlich einerlei. Vor funfzig Jahren war es noch anders, da waren die Schreiber häufig die gelehrtesten der Gelehrten. Doch weg mit dem Spiel! Meine Vettern und Basen könnten mir es übel deuten, daß ich es so leicht mit ihnen treibe. Ich will also recht ernsthaft erzählen, was sie sind und wie sie es treiben.

Man kann zugleich der Henker und der Gehenkte, der Betrüger und der Betrogene seyn. Dies klingt paradox und ist doch wahr. Ja den meisten Menschen dieser Zeit begegnet solches, und nicht blos den kleinsten, sondern selbst den größten Menschen aller Säkeln ist es begegnet. Doch will der Mensch gern wissen, wie solches zugehe. Nichts leichter. Denn der Mensch, der dem gesunden Geruche seiner fünf, sechs Sinne nachgeht, kömmt ganz natürlich auf die Bemerkung, daß er zugleich gemacht wird und sich macht, kurz, daß zwei Kräfte in ihm arbeiten, oft grade einander gegen über minirend, von welchen er die eine als innigst in sich wohnend fühlt, die andere aber außer sich denken muß: ὁ δαιμων χθ

τὸ δαιμονιον. So iſt die Bildung des Einzelnen, ſo die der Welt geworden. Hier wird der Menſch von einer mächtigen Nothwendigkeit geführt, welcher er blind folgt und wodurch er nur als ein Tröpfchen in dem unergründlichen Strome der Zeit mitſchwimmt; es kömmt ihm ſolch ein mächtiges Daſeyn in Andern oft vor als wirkliches Leben, er tröſtet ſich wohl gar damit, hier ſei ein Verhängniß, auch wo es nicht iſt, und ſchwimmt ſo auch im Schlimmen ruhig fort, ohne ſich zu wehren; dort meint und ſcheint er ſich ſelbſt zu führen, dort, wo er wohl am leichteſten finden könnte, daß eine weit höhere Nothwendigkeit ihn beherrſcht, als drüben. Je edler der Menſch iſt, deſto gewaltiger der Dämon in ihm und deſto größer die Scheu, ihn zu verletzen; aber jenſeits in dem weiten Strom des Aeußern meint er wohl gegenan ſchwimmen zu dürfen. Ich kann heilige Dinge nicht klarer machen.

Wie die meiſten Menſchen und alſo auch die Schreiber ſich ohne Gefühl der Gegenwehr von dem äußern Wogenſchwall blind mit wegtreiben laſſen, werde ich bald zeigen; aber

auch das Göttliche in ihnen, wovon Christus und Sokrates viel verstanden und mehr glaubten, hat Klang und Weissagung verloren und feige Schlauheit scharmützelt, wo fromme Kraft kämpfte. Klug und knechtisch weiß man bestimmt was man will; aber was kann man? Hört!

Ich habe das Wort Schreiber leichtfertig gebraucht, aber nicht leichtfertig gemeint. Es ist ein ehrwürdiger Name, die Weisen und Seher der alten Welt konnten mit keinem herrlicheren genannt werden. Die Schrift ist das Kind der Rede und theilt den Preis, den ich jener gegeben habe. Der den ersten Buchstaben erfand, war einer der Heroen und Wohlthäter der künftigen Geschlechter, er dachte das Erhabenste, ein Bild von Gedanken. Schreiber waren einst ehrwürdige Männer, die Weisesten und Besten; sie sind es nicht geblieben. Was eine Prophetengabe war, ist ein Handwerk geworden und bis zum Pöbel erniedrigt; ja die besser als Pöbel seyn könnten und es zu seyn glauben, haben durch den Pöbel, der sich eingemischt hat, Pöbelhaftes angenommen. Auch

die nicht pöbelhaft geworden ſind, hat ein dummer Wahn behext; ſie reiten wie Sancho Panſa auf dem Pfahlſattel und meinen noch das lebendige Thier zwiſchen den Beinen zu haben, worauf einſt geſcheutere Reiter ſich tummelten. Ich brauche nicht zu ſagen, wie dies alles hat kommen können; man kann es ſich ſelbſt ſagen, wenn ich weiſe, wie es iſt.

Ich ſprach eben davon, daß man zugleich der Betrogne und der Betrüger ſeyn kann. Es klingt ſonderbar, aber es iſt jedem begreiflich, der nur über das Leben irgend eines Menſchen nachgedacht hat, ja nur zuweilen über ſein eigenes kleines. Ich nenne euch nur die welthiſtoriſchen Namen Bonaparte und Muhammed. Als ſie ausgingen, ſahen ſie noch nicht nach dem Ziel ihrer Reiſe. Ich ſpreche zuerſt von den Betrognen, es ſind die Beſten.

Unſer bischen Wiſſen und Geſchichte iſt dreitauſend Jahre alt und auch das iſt eitel Bruchſtück. Unſre geglaubte Welt ſoll nur ſechstauſend Jahre haben. Aber die Fabeln und Sagen der Alten, die Unterſuchungen und

Entdeckungen der Neuen finden eine viele Jahrtausende früher kultivirte und durch Menschen und Elemente oft von Grund aus revolutionirte Erde. So wird die mosaische Zeit nur ein Theilchen in der Unermeßlichkeit. Welche Cykeln von Jahrtausenden umfaßten allein die Himmelsberechnungen der Observatoren des Belus-Thurms zu Babel, und sind sie nicht durch die Neueren bestätiget? Wie gern guckt unsre pandorische Neugier durch den dichten Schleier der dunkeln Vorwelt, ob sich je ein Ritzchen darin fände! Wie sinnend horchen wir den Fabeln und Ueberlieferungen der alten Aegypter und Indier! wie quält sich endlich die neuere Geschichte, aus dem, was sie nicht weiß, sondern nur als matt beleuchtete Pünktchen schwimmen sieht, etwas zu machen! Alt und vielfach ist die Klage, daß wir von den frühesten Begebenheiten und Wechseln des Menschengeschlechts nichts wissen. Ich klage mit, denn wir würden etwas viel Besseres lernen, als uns die letzte Zeit geben kann. — Aber selbst von dem, was wir historisch nennen und was die letzten drei Jahrtausende gebracht haben,

wie Weniges iſt uns übrig und wie zerriſſen auch dies! Was die Griechen und Romer vor 2000 und 1800 Jahren noch Herrliches und Vollendetes hatten, auch davon iſt das Meiſte dahin. Ihre größten Werke liegen in Steinhaufen und der Enkel hat über den Ruinen etwas zu ſinnen. Aber ſollen wir klagen, daß Nero Rom anſteckte, daß die erſten Chriſten fanatiſch waren und Götzentempel, Bilder und Bibliotheken niederriſſen, zerſchlugen und verbrannten? daß der Statthalter des Kalifen Omar mit Alexandriſchen Büchern vielleicht ſeine Bäder heizte, daß die Vandalen in Rom und die Osmanen in Griechenland plünderten? Natürlich iſt das Klagen, wenn man an den Verluſt denkt, nicht, wenn man an den Gebrauch denkt. Die ſchönſten Blumen ſterben, wenn ſie ihre Blüthen abgeworfen haben, aus dem unſichtbar geſtreuten Samen geht ein neues Geſchlecht hervor. Mit den Menſchen und den Nationen ſcheint es eben ſo zu ſeyn. Es bleibe, was die künftigen Geſchlechter ſchaffe und bilde, doch nicht alles Schönſte und Herrlichſte der vergangenen bleibe. Die Gegen-

wärtigen würden dadurch festgehalten werden und erstaunen, als hätten sie Götter gesehen, sie würden nichts bilden und schaffen, sondern sich immer nur fragen und verwundern, wie jene schon es so gut machen konnten. Dies würde ihnen endlich ein Geschäft, ja wohl eine Arbeit werden, und bei voller Arbeit würden sie nichts thun, wohl aber sich viel zu thun dünken. Wie wenn uns schon dergleichen begegnete? Gesetzt wir hätten von 20000, ja gar 50000 Jahren her eine volle Geschichte, hätten auch nur einzelne Denkmähler aller gebildeten Zeitalter und Völker, ja wir hätten nur alle Werke und Arbeiten der einzigen Griechen und Römer ganz, auf deren Schultern unsre Kultur steht? Welche Herrlichkeiten! aber wie sollten wir die Masse tragen? sie würde uns erdrücken. Weise Vorsehung, welche das Alte vernichtet, damit das Neue werde, welche bloß einzelne Ruinen übrig lässet, deren Anblick die Nachwelt erinnere, daß sie mehr thun soll, als gedankenlos auf ihnen grasen.

Dies sind Vorspiele, zerschnittene Ideen, die auf das Folgende hinsanlasieren. Wer

kennt die Zeit nicht, die man gewöhnlich die barbarische nennt, vom dritten bis zum funfzehnten Jahrhunderte, wo die neueren Völker durch die langsame Störung ihrer Bildung gingen? Da hatten die Menschen draußen zu viel zu thun und mit dem frechen Uebermuthe zu viel zu fasten und zu beten und Kirchen und Klöster zu bauen, als daß sie auf sich selbst, auf die zarteren Neigungen des Gemüths und die stillen Lockungen der Kunst kommen konnten. Zwar einzelne Meister des Schönen erschienen von Zeit zu Zeit, aber sie verschwanden, wie Nachtigallentöne verklingen, die eine einsame Kehle noch über Frühlingsreifen singt. Erst im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert brach der neue Tag an und herrliche Bilder wurden an den Resten und Erinnerungen der Vorzeit entzündet. Kunst und Begeisterung, hoher Sinn und Muth des Geisterlebens fuhr in die Europäer, sie wirkten und arbeiteten drei Jahrhunderte mit Liebe und Lust und fingen an auf die Vorzeit eitel zurück zu blicken. Aber Eines haben sie nicht gemerkt, daß sie sich auf diese Weise selbst mit

verarbeitet haben und aus Schöpfern, die sie hätten seyn sollen, Materie geworden sind. Wie diese sonderbare Verwandlung hat geschehen können, läßt sich zeigen.

Die ältere Zeit hatte nie etwas dem Aehnliches, was man jetzt Gelehrte und Künstler zu nennen pflegt. Aegyptische, indische, medische Priesterkasten lassen sich nicht einmal mit dem älteren Leben der Griechen und Römer, geschweige denn mit dem der späteren Abendländer vergleichen; aber selbst jene heiligen Priesterkasten standen weit fester im Staat und in seinem lebendigen Leben, als unsre Gelehrten; sie standen wohl oft recht oben darauf. Bei den Griechen und Römern waren Künstler, Gelehrte, Weise immer in des Volkes und des Lebens Mitte, Bürger im Krieg und Frieden, Schiffer, Kaufleute, Staatsmänner und Feldherren. Absonderungen waren wohl für einige Jahre, aber nur der Größesten für die größesten Dinge. Lange kannte man keine zahlreiche Bürgerklasse, die man nach dem Begriff unsrer Zeit hätte Gelehrte nennen können. Doch freilich, als des Volkes Herrlichkeit zerfallen war,

da kamen als besondere Innungen Sophisten, Gramatiker, Philologen, die Schuttgräber an den Monumenten der Väter, welche aber weiter nichts konnten, als mit leeren Zungen vergessene Tugenden nachlallen, und von den Pergamenten und Götterbildern die Motten und den Staub wegblasen. In der neueren Zeit hat alles sich anders gemacht. Im Mittelalter waren meistens Mönchlein die kümmerlichen Träger und Bewahrer des Heiligthums der Menschheit. Weil sie aber von dem Genuß und Gefühl des freien und lustigen Lebens fern stehen mußten, so konnten sie selbst das Schönste und Freudigste nicht lebendig unter das Lebendige bringen. Aber mit dem vierzehnten, funfzehnten Jahrhundert fing alles an anders zu werden. Das heroische Zeitalter der Neueren, die Kreuzzüge, die italischen und hispanischen Kämpfe waren größtentheils ausgefochten, die Verbindung mit dem romantischen Orient blieb jetzt für immer durch die europäischen Schiffer. Mannigfaltige Erinnerungen des Alterthums, Reitz des Ruhms und des Goldes, frische Lust und Kraft, die sich zu

Hauche in der Brust des Bürgers erzeugten, Galanterie und Tapferkeit, welche die alten berittenen Ritter Mode und Achtung gegen das Zarte und Sanftmüthere lehrten, flossen wunderbar in einander: Kraft und Freude war nah bei dem Geschlecht, die Lieder der Minnesänger tönten in neuen Zungen, welche die Liebe zum Gesang schuf, herrliche Münster und Tempel stiegen auf, und die belebende Luft fuhr in die Südeuropäer, wo eine neue Flamme mit lustigen Strahlen aufblühte, die zuletzt die ganze westliche Menschheit erleuchten und mildern sollte. Endlich fiel auch Konstantinopel durch die Osmanen und durch die Faulheit und Zwietracht der Abendländer, nachdem es ein Jahrtausend so hingekränkt hatte. Zwar die frühe glorreiche Jugend der Hellenen, wie lange war sie dahin gewesen! aber die neugriechische Zunge konnte das Alte doch besser auslegen, als die Occidentalen, und so wirkten die unglücklichen Flüchtlinge wohlthätig auf Europa.

Welch eine herrliche Zeit war dies, voll schönen Enthusiasmus und seliger Liebe zu den

edelsten Künsten! Der Fürst und der Bürger, der Feldherr und der Schiffer traten hinzu und schlürften mit durstigen Lippen aus den Quellen des Alterthums, die ihnen geöffnet wurden, und glaubten durch diesen Genuß veredelt und verherrlicht zu werden, ja sie wurden es, weil eine heilige Liebe sie entzündete. Welche Genien wuchsen hervor aus der unerschöpflichen Lebensfülle der Natur! Bildner in Erz und Stein, in Holz und auf den Wänden und der Leinwand, Sänger und Saitenspieler, Weise und Sophisten. Florenz und die Mediceer, Ferrara, Rom, Neapel mit ihren Musaeen, die platonischen und aristotelischen Philosophenschulen — wie viele Erinnerungen mit diesen Namen! Eine neue schöne Kunstschule entstand aus neuem Sinn und Geist, während alles Alte in Geschichten, Denkmählern, Bildern und Schriften fröhlich hervorgesucht ward. Strebungen vielfacher Art fuhren in das waidliche Geschlecht. Man umschiffte die Welt, erfand neue Länder und Meere, die verlornen Gesetze der Sonnenbahn dort oben und unten auf Erden den geflügelten Pfad des Gedankens durch

die Buchdruckerei. Es war ein herrliches Zeitalter. Majestät und Kunst, Kraft und Einfalt traten brüderlich zusammen, der Sohn eines Sauhirten, durch Weisheit und Kunst geadelt, lebte mit Päbsten und Fürsten als Freund, die Großen glaubten einmal, daß sie Weisheit bedurften. Kein Geburtsadel, keine graue Ahnenbilder galten gegen Naturadel und Bildung. Wie die Götter empfing man die Bekenner und Lieblinge der Künste und Wissenschaften. Könige buhlten um ihre Gunst und sahen mit Neid auf denjenigen, der solche Herrliche besaß. Und allwirkend war die Schaar dieser Edleren, mitlebend, mitgenießend, mitrathend und mitrichtend; die genialische Kraft der alten Welt kam zu der romantischen Blüthe der neuen. Nicht daß die Kunst und die Wissenschaft selten war, machte ihre Jünger so mächtig, sondern daß sie begeisterter und kräftiger waren, daß jenes Geschlecht edler und göttlicher war, als die jetzige Zeit. Haben denn die Fürsten jetzt aufgehört, der Weisheit und Kunst, ja der Gunst der Edelsten im Volke zu bedürfen? Ich sage nein, aber

daß sie dies Bedürfniß nicht fühlen, ist schlimm.

In lichten Strahlen schlug die schöne Götterflamme empor, und erhellte allmälig die äußersten Regionen Europens. Die Reformation kam dazu, ein großer Wetzstein verborgener Kräfte, ein strahlendes Meteor, das die Sterblichen anfangs erschreckte, aber bald reitzte, ihren neu entdeckten Himmel eifriger zu erforschen. Vielfach und allwirkend arbeitete die neue geistige Kraft, welche dies Zeitalter ergriffen hatte, durch zwei Jahrhunderte fort. Rastlos durchsuchte man die Kunde und Weisheit der alten Welt, Erfindungen, Entdeckungen, Erleichterung des Mechanismus, vielseitige Bildung und Entwickelung der verschiedensten Völker kamen dazu, und in zwei Jahrhunderten hatte man eine Masse von alten und neuen Kenntnissen, daß der Blick bei einer ruhigen Betrachtung darüber in sich selbst erstaunt. Wen darf ich an die Arbeiten und Werke jener herrlichen Jahrhunderte mahnen, ohne daß er in Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen seine Väter zerflösse?

Aber doch, was iſt geſchehen? Nach zwei Jahrhunderten war die luſtige jugendliche Begeiſterung, die reine und unſchuldige Liebe für die Schönheit und Kunſt abgekühlt. Muß denn der Menſch immer durch Gewohnheit ſich ſättigen? oder lag dieſe Sättigung in etwas anderem? Ich glaube, mehr dies. Fleißig, verſtändig und gelehrt gingen die folgenden Geſchlechter auf den Wegen fort, welche jene früheren mit ſo vieler Eile und Enthuſiasmus betreten hatten. Das Spätere iſt der früheren Bildung und dem früheren Bildungsreize Italiens, Hiſpaniens und Süddeutſchlandes nicht zu vergleichen. Die Weiſen, Gelehrten und Künſtler verſchwanden aus der Welt allmälig als Mitbürger, ganz als ihre berufenen Mitregenten. Für die Freundſchaft kam die Gnade, für den ſtolzen Lohn von Republiken, Städten und Bürgern lohnten Penſionen von Fürſten; es wurden Hofpoeten, Hofmahler, Hofphiloſophen, Reichshiſtoriographen. Woher das? Es iſt ſchwer alles zu erklären, aber Einiges weiß ich. Es lag in der neuen Welt keine Haltung, wie in

der

der alten, ein herrlicher Zustand konnte in ihr nicht so lange bleiben, denn schneller sind die Uebergänge, wo die Bearbeitung so mannigfaltig, rasch, geistig ging, wo der Mittel uns endliche waren, die kleinsten und größten Wirkungen der Bildung und Erfindung von einem Ende der gesitteten Welt bis zum andern fühlbar zu machen. Auch die Herrlichkeit der Alten gieng vorbei, wie hätte es die der Neueren also nicht sollen, und zwar desto schneller, je schneller und zerstörender ihr Bildungsprincip war? — Dies ist der Geist. Religion und Sinn, Leben und Verfassung der mittleren und neuen Welt sind hochgeistig, ferner von irdischem Genuß und irdischer Kraft, als die der Alten. Im vierzehnten, funfzehnten, sechszehnten Jahrhundert hatte diese Epoche der geistigen Bildung ihre schönste Kraft. Das Menschengeschlecht hatte noch genug Natur und irdischen Stoff sie zu ertragen und im vollsten und schönsten Sonnenglanze aufleuchten zu lassen. Später ward es von der reißenden Feuerkraft zu vielfach ergriffen und fast zu einem markloſen Gespenst verflüchtigt, das dem Na-

lumenschen jetzt wunderbare Erscheinungen giebt, von unsern ästhetischen Damen und Herren aber zum Theil für etwas Ausnehmendes gehalten wird. Diejenigen, die am meisten mit der prometheischen Materie zu thun hatten, die Gelehrten und Künstler wurden natürlich am meisten davon angegriffen, bis sie endlich in unsern Zeiten fast zu Mumien und Skeletten geworden sind. So verloren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr das irdische Gewicht und jene Kraft, wodurch man die Welt bewegt und Mannern befiehlt. An das Zeitalter der Keppler, Luther, Erasmus, Hugo Grotius, welche die Welt mit regierten, mit Fürsten lebten und beschlossen und Fürstliches thaten, war nun nicht mehr zu denken. Die Herren fühlten das und zogen sich fein zurück und haben seitdem im geistigen und leiblichen Herrschen nur halb mit zur Welt gehört. Viel that auch und wohl am meisten — worauf ich oben schon hinspielte — daß die guten Leutchen im dummen Eifer sich zu schwer befrachteten und so verdarben. Mag das Wissen herrlich seyn, das Leben ist herrlicher, und

wer dies verloren hat, der kann zu keinem Menschen wiedergeboren werden. Mit allen seinen Sprüchen der Weisheit und Ballen und Tonnenlasten der Kenntnisse wird er entweder wie ein Behexter oder wie ein Hexenmeister aussehen.

Endlich kam das achtzehnte Jahrhundert, welchem wir alle angehören, die über das Vergangene und Gegenwärtige denken und sprechen können. Die vorigen Jahrhunderte, vom vierzehnten an gerechnet, waren die schöpferischen und erfinderischen, reich an außerordentlichen Genien; das letzte könnte man das gelehrte nennen, oder, wie es weiland am liebsten hörte, das aufgeklärte. Es baute und wirkte rastlos fort auf den großen Vorarbeiten der Väter und brachte die Wissenschaften und Kenntnisse der Europäer zu einer Weite, welche sie über die Unermeßlichkeit ihres Ueberblicks mehr als einmal selbst in Erstaunen setzte. Aber leider jetzt offenbarte sich auch das Einseitige der Bildung und das kümmerliche und schwächliche Residuum, was nach den Ausströmen so vieler geistigen Feuermaterie in dem klu-

gen Europa zurückgeblieben war. Gelehrt, fein, schlau war man genug; aber Weisheit, Zucht, Begeisterung und das heilige os magna sonaturum für Freiheit und Kraft, wo waren, wo klangen sie aus denen, welche die Sprecher und Seher Europens seyn sollten? Das tönende Schwirren der wenigen weissagenden Adlerflügel verstummt unter dem Gekrächze und Geschnatter der Dohlen.

Ihr wenigen Männer alter Kraft und Tugend, erhabene Genien, welche das Allgemeine und Menschliche entzündete und entzündet, ich kenne euch wohl und knie vor euren heiligen Namen und Manen. Aber auch ihr steht nur da als warnende Zeichen, als prophetische Räthsel, die einem bange machen um das, was nun wirklich in der Zeit ist und lebt. Wie unbekannte Gestalten, wie Bilder aus einer fremden Welt, die auf lange Vergangenes oder auf Zukünftiges deuten, steht ihr da; die geblendeten Zeitgenossen gehen vorüber und begreifen euch nicht. Ihr habt keine Gemeinschaft mit den Jetztlebenden, oder, wenn ihr sie habt, kommt sie grade durch das Schlechte

ſie, was ihr an euch traget. Der tiefere Sinn geht verloren, weil ihn niemand verſtehet. Euch treffen dieſe Worte nicht; aber daß ihr nicht retten, nicht helfen, nicht aus dem Todesſchlummer aufſchütteln könnet, auch wo ihr mögtet, daß euer Leben kein Leben werden kann — das beweiſt die Wahrheit dieſer Worte.

Es iſt ein wunderliches Gefühl, unter Leuten zu leben, die ſich gar klug dünken und doch nicht ſehen und hören können, was vor und hinter ihnen vorgeht. Noch wunderlicher aber wird es einem um das Herz, wenn man inne wird, man ſei nicht bloß mitten unter ihnen, ſondern auch in ihnen, und treibe unverdroſſen mit, was man an ihnen als die thörigteſte Thorheit verlacht. Wahrlich ſelbſt jetzt, in dieſem Augenblicke, wo ich unſern Zuſtand und unſer Treiben bedenke, um es mir klar zu machen, wird es mir blau und bunt vor den Augen und ich kann nicht zum hellen Bewußtſeyn kommen, was es bedeutet und wohin es will, noch wie es überall ſeyn kann. So iſt einem im Traum, wo gegen die große Kataſtrophe hin

alles Andere beweglich wird zum Einhauen und Verderben, während man selbst auf der Stelle festwurzelt, wo es einen erreichen soll. So müßte einem geschenten Menschen zu Muthe seyn, der in einen Zauberkreis von Hexen geriethe, sich unaufhörlich vorsagte, es sei Nichts und mit allem seinen Argumentiren doch nicht hinaus könnte. Wir müssen dann heran, meine lieben Brüder und Vettern, wie wir sind. Denkt mich aber immer mitten unter euch, denn leider bin ich ja wie Euer Einer von Antlitz und Wesen. Was ich sagen werde, scheint nur auf Teutschland und seine langhärtigen Meister zu passen. Es scheint nur so; dreht es ein bischen, es paßt auf die meisten Europäer.

Wo ich bis jetzt von dem Schwächlichen, Kümmerlichen gesprochen habe, sprach ich von dem der Angewöhnung und der Nothwendigkeit in der Bildung des ganzen Zeitalters, wenn man es also auf die Menschen selbst bezieht, sprach ich immer nur von Betrogenen. Ich nannte oben auch Betrüger. Jemehr ich aber das Ding bedacht habe, desto wenigere kom-

men unter diese Rubrik; denn selbst die aus meiner Sippschaft das Schlechte und Jämmerliche mit Absicht treiben, wissen wirklich nicht, daß es so elend ist, als es ist. Davon, daß man der Kunst und Wissenschaft die Seele geben und bis in den Tod hingeben soll, oder sie gar nicht mit entweihten Händen unter die Leute tragen, haben sie nie eine Vorstellung gehabt. Höchstens meinen sie in ihrem elenden Brod- und Sklavendienst, daß sie weder etwas Gutes noch Böses thun, wenn sie als die Bänkelsänger und Gaukler der Gelehrsamkeit sich so mit durchhelfen. Aber ist denn das Heilige nur gemein machen nicht ein Todesverbrechen an der Menschheit?

Zuerst komme ich zu euch, ihr Viri illustrissimi, fulgentissimi und celeberrimi, Messieurs de l'Institut national, membres des Academies imperiales et royales, und zu euch, ihr Herren Professoren in Oxford, Upsala, Göttingen und Bologna. Wer kennt und schätzt nicht eure gelehrten Arbeiten, eure Rücken und Karren, mit dem Schutt und Pergament der alten und den Papierballen der neuen und neues

sten Welt beladen? Ich achte euch, wie ihr es verdient, ein Beweis, was der Mensch, das herrliche Wesen, durch den allmächtigen Willen vollbringen kann. Gespornt von schönem Eifer, gelockt von Ruhm und Wonne gabt ihr eure frohe Jugend hin und hattet eure Freude und hattet eure klaren Augen zu sehen und eure hellen Ohren zu hören und euer gesundes Gefühl, das noch unterscheiden konnte. Aber wie bald war das Leben ausgesogen, da eure Studien selbst euch aus dem Leben hinauszogen! Ohne Ziel und Maaß schwanket ihr mit andern auf dem endlosen Wege hin und hörtet endlich thörigt damit auf, nicht das Beste, sondern das Meiste zu ergreifen. Dies ist jetzt das Schicksal der meisten Gelehrten, die andere durch Sprache und Schrift unterrichten und das Beste und Heiligste der ganzen Menschheit erhalten und überliefern sollen. Die Masse der alten Kenntnisse und Künste ist da und wird noch mit jedem Jahrhundert erweitert; die Neueren sind in vierzehn Jahrhunderten nicht ganz faul, besonders fleißig aber in den letzten gewesen. Der gelehrte Mann von

der Innung und vom Katheder soll häufig vier bis fünf alte Sprachen und fünf bis zehen neuere verstehen; einige auch wohl sprechen können; er soll vom Ysop bis zur Ceder von allem, was auf Erden ist und wächst, Rechenschaft geben, soll alle Wissenschaften historisch kennen, in Einer ein Meister seyn; soll endlich um das Mechanische und um alle Baumaterialien der Gelehrsamkeit wissen. Nicht allein das Gute und Treffliche sollt ihr kennen, sondern auch das Schlechte und Aberne. Die Menge des Stoffes ist zu groß, sie erdrückt den Geist und das Urtheil. So wie ihr anfangt zu meinen, ihr seid fertig und könnet nun an eurem Theile auch eure Steine zu dem ewigen Bau fügen, seid ihr verarmt und dumm geworden.

Ich sehe, wie man lehret, ich fühle, wie man hört, wie das lebende Geschlecht zu einander steht, vernehme ich. Alles hat sich in ihr bloße Form, in körperlosen Geist aufgelöst. Man ist mit hinein, ehe man es merkt, und treibt mit eben dem Eifer ein Ding, das gar nicht als ein wirkliches ist und also auch nichts

wirklich machen kann, als man in der Jugend nach der schönen Wirklichkeit des Lebens, nach den süßen Hoffnungen und Genüssen der Weisheit und Kunst sich sehnte und sie zu halten meinte. Hexenmeister und Gaukler sind wir endlich auf dem Katheder und unter unsern Folianten. Wie Gespenster werden wir die Nachwelt erschrecken, wenn der Ruß des täuschenden Grabgewandes von den dürren Gebeinen herabgefallen ist. Ich habe Leute gekannt, sonst ehrliche brave Leute, die mit ihrem Willen um alles in der Welt nichts Schlechtes gethan hätten. Diese hatten einen zur Lust erfundenen Schwank so oft und so lebendig erzählt, daß ihnen endlich eine wahre Geschichte daraus ward, die sie Stein und Bein schwuren erlebt zu haben. Dies ist das eigenste Schicksal unserer Akademiker und Universitätsmänner. Das Leben ist doch zu kurz für die Kunst, die sie zu lang gemacht haben. Man muß dem Vieles auf Glauben annehmen, manche fremde Urtheile, wohl fremde Lügen nachbeten; Register und Büchertitel trocknen den schönen Kopf aus. Das Innungsgesetz und

die Eitelkeit will, der Herr soll alles wissen, worüber er schreibt und spricht; das Bekenntniß des Nichtwissens ist nun nicht mehr erlaubt. Anfangs sträubt sich das zartere Gefühl, die ellenlangen Worte und Namen gehen sauer ab; nur ein paar Jahre Geduld und es geht wie das Garn von dem Haspel; der Charlatan und Gaukler ist fertig und ist doch oft ein ehrlich dummer Mann. So stehen Tausende in dem leeren Raum ohne Welt, ohne Leben, ohne Wirklichkeit. Aber sie leben doch! Wie? Ich begreife es selbst nicht. Aber ich begreife, wie die Jugend selbst Steinen und Thonklumpen gleich wird, worüber ein Deukalion und Prometheus kommen sollte; wie alles impertinent gelehrt und doch so dumm ist, daß man Mauern und Thore damit einrennen könnte. Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen — aber seyd ihr denn Götter?

Aber sind es diese denn alle, die zu dem ganzen Geschlecht gehören, und mit welchem Recht wirfst du sie im kecken Urtheile so zusammen? Nur Geduld! auch einige der besonderen Rubriken sollen kommen, und aus allen

faßt ihr dasselbe Echo vernehmen und mit demselben Gefühl abscheiden, daß sie unheilbar kalt und dürftig, aufschneiderisch und schlaff sind. Ich führe nur, wie sie gerade kommen, einige Hauptklassen vor.

Die Philosophen. Die teutsche Nation hat vor Jahrhunderten den Ruhm gehabt, sie sei ein stilles, fleißiges und tapferes Volk, sinnig und erfinderisch und durch Natur und Gemüth zum Forschen und Nachdenken über die Himmlischen Dinge gezogen. Wir dürfen auf Erfindungen und Entdeckungen im Himmel und auf Erden stolz seyn. Kopernikus, Keppler, Guttenberg, Leibnitz, Kant, welche Namen! Unsre Mystiker und Naturphilosophen Theophrast, Helmont, Jakob Böhm, Lavater, Schelling beweisen doch ein edleres Streben der Nation, als diejenigen Völker, die über dergleichen nur lachen können. In dem Höchsten und Tiefsten irren ist menschlicher, als sich nie von dem flachen Boden elender Sicherheit verspitzen. Ich habe eben große Menschen genannt, die Großen nehmen alle Dinge groß und tief; aber wir sprechen von Vielen. Die

Philosophie ist nichts Heiliges und Esoterisches geblieben, sie ist etwas Profanes und Allgemeines geworden. Tausende mit und ohne Schüler und Katheder studieren, lehren, schreiben sie auf den Gassen aus und werden zu freien Meistern darin ausstempelt. Was treiben, was wirken, wohin streben diese Vielen jetzt?

Ich muß an dem Vergangenen das Jetzige zeigen. Leibnitz, unser ewiger Stolz, machte Jünger, wie alle Propheten, er begeisterte die beiden nächsten Generationen. Mit edlem Feuer, mit heißer Liebe in der Brust trugen die besseren Köpfe der Nation seine erhabnen Lehren und Aussichten weiter. Ein halbes Jahrhundert hatten sie zu arbeiten, ehe sie die kolossalischen und genialischen Zeichnungen des höhern Meisters zu allgemeinen Formen machen konnten. Der Geist war nicht mitgegangen oder auch über den Arbeiten entflohen. Formeln, Systeme, Terminologien genug, aber kein Leben mehr. Man hatte die schönste Schale, aber wo der Kern geblieben war, wußte niemand und — schlimmer — fragte niemand. Nun? da hatten die Herren ja

nichts mehr zu thun, was ward denn? bewahre! ein Philosoph weiß sich zu helfen. Mit ihrer Arbeit waren sie fertig; dies riefen viele von ihnen wohlgefällig sich selbst und den andern Europäern zu. Aber in allen andern Dingen wie viel Albernes und Unreifes, was noch ihre Hülfe erwartete, um zur Vollendung zu kommen! Die Philosophie, die Königin der Wissenschaften, was sie einst war und noch seyn wollte, fing nun an, sich des kümmerlichen und unkonstitutionellen Zustandes der andern zu erbarmen, welche sich Wissenschaften nannten, ohne es zu seyn. Selbst die Theologie, die Stolze, die seit beinahe zwei Jahrtausenden das Recht des Beils und des Scheiterhaufens und des fürchterlichen San Benito gehabt hatte, ließ sich in einer Geistesabwesenheit, die auch Kaisern und Königen und ihres gleichen Potentaten begegnen kann, so weit herab, den Philosophenmantel umzunehmen, nun ward sie bethört und die Philosophie stutzte und zierte und glättete an ihr, solange es etwas zu stutzen, zu zieren und zu glätten gab. Geschichte, Politik, Aesthetik, christliche und weltliche Moral,

ja die Finanzerei und die Kunst, den Acker zu bedüngen, mußten sich nun mit der Philosophie einlassen, und erhielten nur durch ihren Ausspruch und ihre Auszahlung das unbestrittene Recht, überall als eigne Personen zu existiren.

Man hatte nun wieder eine Generation hindurch Arbeit, und arbeitete wirklich an dem Richtigen mit Enthusiasmus, der desto Beweis, wie bethört das Zeitalter war. Da aber die Materie, die man bearbeitete, keine Frische und Jugend mehr hatte, so war es die Ehe eines Jünglings mit einem alten Weibe. Die Kraft erschöpfte sich, ohne daß Kinder gebohren wurden. Die hohlen Formen, die leeren Systeme, worin man kaum Mücken, geschweige denn Menschen fangen konnte, erschienen endlich gespenstisch und erschreckten das Geschlecht. Aus den bearbeiteten Wissenschaften und Künsten war durch den geistigen Proceß gleichsam das letzte Mark ausgesogen. Ein fürchterlicher Stillstand war da, eine Abkühlung, welcher kein Feuer helfen konnte. Die Menschen begriffen, selbst die weisen Meister

fühlten, daß man von allem irdischen Leben sich so weit als möglich weghilosophirt und die Menschen um ihr unschuldiges Daseyn betrogen hatte. Man fing an, Lücken zu büßen, zu bessern und zu rücken. Aber nichts verfing, bis der große Königsberger kam, und mit gigantischer Stärke des Begriffs die ganze Maschinerie und Artillerie, die nun gegen ihn gerichtet ward, zu Boden warf.

Das Alte liegt gestürzt und zertrümmert und wird nie wieder aufstehen. Auch wo es noch zu stehen scheint und sich selbst dies einbildet, ist nur noch eine gespenstische Schattengestalt, die spukend ohne Wirkung auf die Lebendigen herumschwankt. Aber das Neue? Es offenbart unsre Zeit. Der große Mann erzeugte wieder Begeisterung, als er den Tod in dem Todten zeigte und das Feld der Verwesung aufräumte. Aber leichter ist, Verderbenes wegschaffen, als Herrliches schaffen. Viele versuchten durch ihn selbst und sein Wirken eine frisch lebendige Philosophie zu bilden. Aber wie kann aus dem Zerstörenden eine Welt werden? das Feuer kann nur neue Erden schaffen

durch

durch die Materie, die da ist. Der Weg, den die Ersten betraten, ward bald verrufen. Andere kamen und sprachen: der Meister wär gut zum Einreissen, aber nicht zum Aufbauen, verlaßt ihn; der Zerstörung ist genug, kommt und folgt uns nach. Wer kennt nicht die Männer neuer Kraft und Begeisterung, was sie gethan, gehofft, wie edel sie gekämpft, wie redlich sie gearbeitet, wie sie selbst Matte begeistert haben! Meine Bildung ist mit in diesen Strudel gefallen. Ich darf sagen, was ich lebendigst empfunden habe, aber ich nenne nicht gerne Namen, die im Kampf sind und noch nicht gesiegt haben.

Ist das Zeitalter durch Geist verdorben, so werde ihm durch Geist geholfen. Anders ist ihm nicht zu helfen. Wie Falken zur Sonne sind die Edlen geflogen und haben nach den Urquellen des Wissens und Daseyns, nach den Urgesetzen und tiefen Gründen der Natur gefragt. Ohne Haltung und Maaß haben sie sich in sich und den Dingen verstiegen; aber der Flug ist doch schön und besser würde das Geschlecht werden, wenn viele nur so nachstiegen

könnten. Was iſt der Menſch ohne Schwärmerei und Liebe? ein kluges Thier, das nicht einmal muthig ſterben kann wie die Thiere. Hohlköpfe und Käuze nur ſchelten hier und ſchreien über Tollheit und Myſtik. Als wenn Myſtik nicht immer die Lebenskraft der edelſten Naturen wäre. Wo der Groſſe fällt, ſieht der Kleinſte am beſten, denn er ſtürzet ſich und erſchrickt. Aber ihr elenden, knechtiſchen Geſellen, das Geſchrei wird euch leicht und ihr könnt der Menge Glauben geben, denn mancher Ikarus iſt jetzt auf Flügeln und mancher Phäton lenkt die Sonnenroſſe. Es iſt das, was mich bekümmert und euch luſtig macht. Wenige wiſſen und wollen, die Meiſten ſchwatzen und heucheln. Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben. Er iſt gleich den Geſtirnen, Wolken und Gewitter wandeln darüber, aber immer findet man ihren Lichtpfad wieder. So iſt Platons myſtiſche Nacht. Sie hat mehr Lichter angezündet, als alle mathematiſche und kritiſche Philoſophen zuſammen. Aber die jetzige Generation iſt faul und ohne die Fantaſie, die ſich als Schwärmerei ins Le-

den wagen darf, sie will nicht durch Arbeit zur Erleuchtung; so wirft sie den weiten mystischen Dunstmantel um, worum auch Nebel von stinkenden Pfützen sich sammeln, und fällt auf dem abgegrasten Boden den Sonnenfliegern nach.

Diese Schwächlinge, diese elenden Nachkrächzer sind die Menge und das Leben offenbart sie als unheilbare und trotzige Narren. Durch sie wird die Philosophie dem Pöbel eine Thorheit und dem Weisen ein Aergerniß. Das Volk sieht sie als eine neue Pest, weil es die Wirkungen sieht. So kräftig und brav, so voll heiliger Schwärmerei und mit herkulischer Arbeit die wenigen Weisen auch begonnen haben und noch kämpfen, so reizlos und taub ist die Zeit. Es will das Große und Schauende nicht mehr zum heiteren und kühnen Leben werden. Geschieden stehen die zwei Welten, geschieden auf immer, wie es scheint, die geistige unten, welche der Geist nun verlassen hat, und die himmlische oben, welche die untere erleuchten und beseligen sollte. Verfliegen wird auch diese Herrlichkeit wie eine Wetterleuchtung

ohne erquickenden Regen und Blüthen und Früchte. Die erhabene Beſtändigkeit und Sicherheit der Idee wird keine Beſtändigkeit des Lebens werden, kein herrliches Wandeln unter den Lebendigen in Tugend und Verſtand. Arme Erde, biſt Du denn nicht mehr zu faſſen oder verſtehen auch die Guten und Weiſen die Kunſt nicht mehr, ſich mit Dir zu vereinigen?

Aber was thun denn diejenigen, die ſich eine Zeit vorzugsweiſe die Philoſophen nannten, und noch gern ſo nennen, die wohl behaupten, ſie ſeyen die einzigen, die eine Wiſſenſchaft haben? Was thun die Mathematiker und Aſtronomen jetzt? wie treiben ſie ihr Leben? Ich weiß nicht, was ich antworten ſoll. Dies Geſchlecht iſt mir immer ein ſonderbares Phänomen geweſen. Die gewöhnlichen Mathematiker, die das Alte und Erfundene nur ſo nachrechnen und nachlehren und in ihrer Wiſſenſchaft immer ganz brauchbar und tüchtig ſeyn können, haben ein eigenes Gemüth erhalten, das ſich mit der ſchönen warmen Natur und ihren Freuden und Leiden nicht recht verbindet. Es ſcheint, ſie

erſtarren in ihrer Wiſſenſchaft, die für die Nichterfinder doch bloß Formelkram bleibt, und alles Menſchliche und Politiſche iſt ihnen fremd, weil ſie gewöhnlich für Nichts Begeiſterung haben. Aber höher wandelt das Geſchlecht, welchem der Himmel angewieſen iſt, welches die Sonnenbahnen mißt und neue Sterne und Planeten findet. Dieſe Herrlichen ſind mit Recht ſtolz auf ihre Höhe und auf ihr himmliſches Leben. Die Erde und das Irdiſche berührt ſo wenig ſie, als ihre Wiſſenſchaft. Im heiteren, ruhigen Kreislauf, wie ihre Sterne droben, wallen ihre Tage dahin; die reine Klarheit des Ideenäthers, den ſie athmen, hält Leidenſchaft und Angſt weit von ihren Brüſten. Ich ſpreche nicht bloß, wie ich es fühle, ſondern wie ich es weiß. Staat, Lebensherrlichkeit und Kunſt waren bei den Aegyptern und Babyloniern zerfallen, waren vielleicht nie geweſen, wie wir es meinen — Sternkunde und Himmelsweiſe blieben. So iſt es auch bei den Neueren. Hier hat die Wiſſenſchaft ſich in Kraft und Unabhängigkeit vom Zeiteinfluſſe gezeigt. Alle Kultur und ih-

re Hülfsmittel werden erst vergehen müssen, ehe diese mit ihren Sonnentempeln und Fernspiegeln verschwinden. Aber in das gewöhnliche Leben und seine Erscheinungen können sie nicht eingreifen, weil sie es gar nicht berühren können und also auch von ihm nicht berührt werden.

Die Theologen. Die Philosophie war einst etwas Esoterisches, die Theologie mußte es mehr seyn. Jene sucht ja nur die Gründe und das Leben aller Dinge, diese schaut das höchste Leben schon an, glaubt es wenigstens anzuschauen und behauptet so das All im Genuß zu haben, was jene nur erst mit dem Begriffe sucht. Aber die alte Welt sehnte sich nicht so nach der Gottheit, als die neue. In ihrer Jugend und Unschuld war der Gott immer frisch mit in des Lebens Mitte; Mitleid mit dem ganzen Geschlecht, menschliches Gefühl von Elend und Sünde war ihr fremd. Aber die Zeit der Armuth sollte kommen und sie kam. Als die kultivirte Erde unter den Römern nur noch Ein unglücklicher Sklavenhause war, da mußten alle fühlen, was alle litten,

mußten denken lernen, da sie nicht leben konnten. Dieses Leben war nichts, die unmittelbare Gegenwart des Gottes war mit seiner Herrlichkeit aus ihm entwichen. Die Hoffnung, die letzte Tochter der Himmlischen, die von den Göttergaben der Pandorenbüchse bei den Sterblichen blieb, trug sie über das Nichts dieses elenden Sklavenlebens hinaus und zeigte ihnen ein anderes Leben jenseits und einen neuen Gott außer dem Leben und der Welt. Was nicht durch das unmittelbare Daseynsgefühl ist, sondern nur durch den Glauben, muß fester gehalten werden, wenn es nicht wieder verschwinden soll. Das Leben, durch eine tiefe Kluft von allem Gegenwärtigen abgeschnitten, der Gott außer seiner Welt körperlos stehend bedurften andere Priester und Dolmetscher, als die Vorzeit. Die alten Priester und Propheten verehrten und verkündigten den gegenwärtigen, den mitlebenden und mitfühlenden Gott. Fröhliche Tänze um die Altäre, Blumen und Früchte, geschlachtete Opfer, welche die Menschengemeinschaft in Freude verzehrte, ehrten seine Gegenwart, sie klang aus dem Adlersit-

tig und donnerte aus den Wolken. Aber kein Bild, kein Symbol erklärte den Unerklärlichen und Unsichtbaren, allenthalben und furchtbar war die Nähe der mächtigsten und reinsten Geistes, der in der sündigen und schmachvollen Welt nicht eingekörpert wohnen konnte. Aber das irdische Auge will eine Gestalt auf Erden, die zu dem Unsichtbaren hinweise. Nothwendig entstand jetzt die äußere Priesterschaft als Repräsentantin des Gottes, der den Sterblichen nicht mehr nahe seyn durfte, wie die alten Götter. Man mußte in den Engeln, in der Jungfrau und den Heiligen menschliche Götter machen, die aber voll Mitleid waren wie das Zeitalter und im irdischen Zustand die Gewalt der Sünde gefühlt hatten.

So flossen die alte und neue Welt allmälig zusammen und die Weltbildung des Geistes begann. Aber alte Weisen, Gebräuche, Ansichten gingen nicht plötzlich unter. Dies ist begreiflich. Die ersten fünf Jahrhunderte des Christenthums tragen selbst wider seinen Karakter viel Mystisches und Geheimes an sich. Die folgenden tausend Jahre ward es im Neu-

ſern und Innern immer mehr profan und mußte es werden. Aber ſeine Repräſentanten fingen an Lügner und Antichriſten zu werden. Sonderbar nemlich war der todte Leib der alten Religion, die fleiſch ſeyn mußte, gleichſam in das Chriſtenthum ſo mit hinüber gewandert. Eigne Geſellſchaften, die unter den Namen Eremiten und Mönche aufkamen, waren im Grunde nur Theile des dicken und fetten Leibes der Hierarchie. Da der große und unendliche Geiſt, den man glaubte und den das Alterthum ſo nicht gekannt hatte, da die Geiſter, die durch ihn wurden, durch die Jahrhunderte wirkten und die Welt, die anfangs nur eine Sehnſucht nach Geiſt gehabt hatte, nun wirklich anfing geiſtig zu werden, da ward der Weltlichkeit bange. Sie war ein nothwendiger Nothbehelf des Chriſtenthums in ſeiner Kindheit geweſen; denn ſo plötzlich konnte man von dem Leiblichſten zu dem Geiſtigſten nicht aufſteigen. Aber ſtatt daß ſie mit dem Bewußtſeyn ihrer nur zeitlichen Nothwendigkeit etwas Würdiges hätte ſeyn ſollen, war ſie ſündlich etwas Unwürdiges geworden. Sie

sollte, ohne sich an das Irdische zu hängen, es fürs Erste nur für das Christenthum repräsentiren. Aber die Erde gefiel ihr besser, als der Himmel, und sie griff zur elenden irdischen Herrschaft und verlor so die höchste auf Erden. Sie fing an zu gaukeln und zu lügen und wollte der Welt sogar Priesterorden als esoterisch aufdringen, die dem Sinn des Christenthums fremd und das Heilige in Freude darzustellen zu unholde und irdische Gesellen waren. So betrog und schreckte sie einige Jahrhunderte die Welt, der Gott des Christenthums erklärte sich endlich selbst wider sie. Die Hierarchie stand in Zwietracht und Widerspruch und die Reformation begann.

Wunderliche Urtheile, die noch immer über diese Reformation rund laufen! Einige behaupten, der heilige Luther und Kalvin hätten der Welt, der Frömmigkeit, der europäischen Zucht und Bildung einen unnennbaren Schaden gethan, sie seyen wilde Stürmer gewesen ohne die zartere Humanität und den feinen Weltsinn ihrer Zeit; durch einen Enthusiasmus, den man eher Wuth nennen könnte, hätten sie sich

blind forttreiben laſſen, ſo wie das Glück ſie begünſtigte. So hatten ſie alles Heilige und Himmliſche mit den Schlacken des Aberglaubens zugleich ausgefegt, und ſeyen als die Schänder des Tempels Gottes mit Recht von der Nachwelt zu verfluchen. Andre und unter dieſen manche ſeiner warmen Freunde ſchelten Luthern, daß er allerdings den neuen Kultus zu klar und überſinnlich geiſtig gemacht habe, weil das grobe Leibliche und Sündliche des alten Katholicismus ihn zu ſehr ärgerte. Ihr Thoren, die ihr das Ewige zum Zeitlichen, und das Nothwendige zum Zufälligen macht! Wenn ihr glaubt, daß dieſe Männer alles aus ſich ſelbſt ſchufen und das Jahrhundert und ſeinen Lauf nur ſo machen konnten, ſo habt ihr ihre unendliche Majeſtät noch nie erkannt und ſollter vor ihnen niederfallen, ſtatt ſie zu richten. Nein, nicht ſie machten die Zeit, ſondern die allmächtige Zeit machte ſie, aber die Mächtigſten rief ſie auf, ihre Arbeit zu vollenden. Es ging Luthern mit ſeinen Zeitgenoſſen nur wie allen Männern, die in Weltrevolutionen groß ſind. Er war der gewaltigſte Menſch des Jahrhun-

berts und half zu seiner Geburt; was er zu schaffen schien, war schon früher da. Aber erst durch ihn ward es recht lebendig und die Augen der Leute konnten es sehen.

Hier beginnt für Europa eine neue Weltepoche. Im hohen Glanze brach die überirdische geistige Bildung der neuen Welt hier zum ersten Mal durch und zum ersten Mal flekte sich nun der Geist dieser Welt in seiner überschwänglichen Geistigkeit hin. Aber noch bedurfte es drittehalb Jahrhunderte, ehe die Welt die Bedeutung dieser hohen Erscheinung begreifen konnte. Erst vor etwa vierzig Jahren fingen Einige an sie zu ahnden, jetzt wissen sie Einige. So viele Zeit bedurfte es, die letzten Reste des Vergangenen und Veralteten abzustreifen, sich von Banden alten Wahns und alten Glaubens loszureißen. Mit Recht haben die Katholiken den Protestanten Widersprüche und Inkonsequenzen vorgeworfen. Seit den letzten Decennien, da viele ihrer Priester ungläubig und atheistisch geworden sind, ist die Harmonie eingetreten. Ich muß dies erklären, was paradox klingt. Nicht bloß mit der

Religion, sondern mit allen andern Dingen hat die geistige Entwickelung bei den gebildeten Nationen ihre Arbeit meist vollendet, d. h. der Geist ist wie der Phönix aus Nichts als Aschen gestiegen und Festes ist nichts übrig geblieben. Die Priester selbst haben begreifen gelernt, daß sie in der Welt nichts mehr zu thun haben, wenn sie bleiben, wie sie waren. Aber die meisten scheuen die Verwandlung, denn nur durch den Feuertod können sie dem Geist nachkommen. So haben wir Baalspfaffen, deren Wort verhallt wie ein Klang in der Wüste, der kein Ohr findet.

Die Welt ist zu klug, zu gebildet, zu geistig, sie kann nicht mehr sinnlich fromm seyn. Trotz aller Reaktion, weswegen Viele fürchten und hoffen, muß der Katholicismus jetzt fallen und wird es, denn der Aberglaube hält die Menschen nicht mehr. Das Lutherthum, das durch das Wissen auf den Unglauben hinarbeitete, hat es eben nicht zum Wissen, aber doch zu der Ueberzeugung gebracht, daß es kein Recht hatte, an etwas zu glauben, als an das geistigste Leben. Seine Priester selbst sind

Schisme geworden, mehr als die der Katholiken. Sie glauben nicht mehr, lehren aber doch den Glauben. Weßhalb mußten die reformirten Sekten haben, also den katholischen Lügenschein des Esoterischen meiden. Ihn hatten die Priester darstellen müssen, das wäre Beständigkeit ihrer Grundsätze gewesen. Ihre Besseren thaten es eine Zeitlang. Seitdem sie selbst ungläubig und atheistisch sind, haben sie sich vielfältig den Gemeinsten gleichgestellt und alles profanirt. Keine Religion, keine Zucht, keine Schwärmerei mehr in der protestantischen Welt.

Fürchterlicher Zustand, bei welchem man vor zwei Jahrhunderten noch an den jüngsten Tag gedacht hätte! und erleben wir nicht jüngste Tage genug? Ich sehe keinen Rückgang möglich. Die zum Katholicismus hineilen, irren; da ist kein Heil; die sich gutmüthig in den alten Glauben werfen, thun Vergebliches, für ihn kann dies kluge Geschlecht sich nicht mehr begeistern, da selbst die letzten Formen des Alten trotz allem Gegendrucke unaufhaltbar zusammenstürzen. Nur Eine Rettung ist da,

mitzugehen durch den Feuertod, um das lebendige Leben für ſich und andere zu gewinnen. Wozu die eitlen Klagen, das feige Gewimmer über das Verlorne? Es iſt noch da, der Himmel iſt noch offen, aber wie viele haben die Himmelsleiter? Die Bildung hat einen hohen Punkt erreicht, eine fürchterliche Schärfe des Blicks; aber ihr Gott iſt ja nicht entflohen. Faſſet dieſen, ihr Edleren, und bringt ihn den armen, reitzloſen und gottloſen Menſchen und ſie werden wieder anbeten und ſich freuen. Bringt ihnen den erhabenen Geiſt, der einen Theil ſeiner zerſtörenden Arbeit vollendet hat, laßt ſie ihn in Klarheit, in dem ſtillen Glanz der Nothwendigkeit ſehen, er wird ſich mit der Welt verbinden und die Welt wird aus den Aſchen und Greueln der Zerſtörung einſt wieder jung werden. Die Zeit der irdiſchen Begeiſterung iſt vorbei, ſo ſchön ſie war, ſie kömmt nimmer wieder. So führen denn die Weiſeſten und Gewaltigſten der Zeitgenoſſen die Menſchen zum höheren Schauen und laſſen ſie geiſtig ſehen, was jene glaubten. Unſre Prieſter werden keine Tempel wieder füllen und keine

beklommenen Busen trösten, so lange sie die Lüge und Wahrheit noch zusammenschmelzen wollen. Bedenkt doch, es giebt jetzt kein Mittel, alles ist alt oder neu.

Die Geschichtschreiber. Warum haben die neueren Völker keine große Geschichtschreiber? Ja, weil ihnen die Freiheit fehlt, welche die Alten hatten. Dies ist die gewöhnliche Antwort auf die Frage, die aber nichts erklärt. Denn man könnte wieder fragen: warum fehlt ihnen die Freiheit? und so gienge es ins Unendliche fort. Es ist diese Antwort auch nicht einmal ganz wahr. Herrliche Menschen auch unter den Neueren haben in herrlichen Zeiten gelebt und die raschen Geschichten derselben geschrieben: aber wer wird Machiavelli, wer die Geschichtschreiber des niederländischen und amerikanischen Freiheitskampfes und die der Großthaten der Spanier in Indien mit Thucydides und Sallustius vergleichen? Selbst in monarchischen Staaten hat es Epochen gegeben, wo der Geschichtschreiber ohne alle Gefahr durfte, was der verständige Mann jeder Zeit darstellen würde. Spricht man da,

das

das Gemüth war einmal zu eingeklemmt, die ganze Art zu denken und die Dinge anzusehen durch Gewohnheit des Zwanges zu klein geworden, in der kurzen Freiheit konnte der Sinn seine volle Elasticität nicht gewinnen, mit welcher er sich erheben mußte, das Edle edel und das Würdige würdig zu schildern, so erklärt das wohl Einzelnes, aber nicht das Ganze. Mich dünkt, wir Europäer haben manche sichere Flecke, wo wir eben so frei und groß sprechen dürften, als die Alten, wenn wir es könnten. Auch vormals gab es Deportationen, Inquisitionen und Kerker.

Nein, es liegt in ganz etwas Anderem, daß wir nicht die Einfalt, Energie und Darstellung der alten historischen Welt haben. An großen Thaten des Heldenmuths, an besonderer Abentheuer Lust und Ritterlichkeit, an hoher Entwürfe kühnem Vollenden, an Aufopferungen für das Vaterland, für die Freiheit, an ungeheuren Revolutionen fehlt es uns wahrlich nicht, auch nicht an Liebe und Haß, den Pinsel in Feuer zu tauchen. Wer das Vorige verstanden hat, versteht auch, was ich hier sa-

gen will. Die Dinge und die Menschen sind noch dieselben, aber ihr Sinn und ihre Würdigung ist anders geworden. Das hohe Verhängniß der Begebenheiten und der Menschen, die selbstständige Göttlichkeit jedes Einzelnen der alten Welt gab Glauben an Kraft und brachte Einfalt und Leben in die Darstellung. Die neue Zeit kann kraft ihrer Bildung das Urtheilen und Deuteln nicht lassen. Sie kann das Ganze nicht mehr in der Majestät der Einheit sehen, wodurch die bewegte Welt allein als eine lebendige erscheint. Kurz, wir sind zu klug und auch zu dumm für die Geschichte. Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen. Die neuere Zeit hat nach meinem Gefühl nur Einen großen Geschichtschreiber, Johannes Müller, den Schweitzer; aber er ist seinem Zeitalter fremd und weil das Zeitalter ihm die Begeisterung nicht zurückgeben konnte, mit welcher er in frischer Jugend hinfuhr, so fängt er leider an, sich in der Manier zu verhärten.

Aber die kluge Zeit kann doch urtheilen, sie kann, weil sie viel weiter überschaut, als

die Alten, die Welt doch leichter zusammenbinden; so kann sie wenigstens den Geist und den Ursprung der Dinge besser zeigen, wenn auch die Gestalt nicht so jugendlich frisch ist. Die Neueren rühmen dies auch gern von sich selbst so. Aber mir will es nicht ein. Ich begreife nicht, wie man den Geist der Dinge ohne Gestalt darstellen will. Ich ehre die höheren Geister meiner Welt, ich habe manche ihrer Quintessenzen und esprits der Geschichte und Bildung gelesen, auch wohl zu erst mit Freuden gelesen, aber es war endlich immer, als sah ich nur Stücken einer schönen Welt, ohne die Möglichkeit sie zusammenzusetzen, und das ist ein peinliches Gefühl. Es ist einem bei diesen feinen und scharfen Geistern, als wenn man unter Gespenstern wandelt, weil man dunkel fühlt, daß die liebe lebendige Welt nicht so klug und fein seyn kann, als die weisen Herren sie machen.

Aber sagen muß ich Eins. Bei den Leuten, die vor zweihundert, ja noch vor funfzig Jahren Geschichten und Menschen beschrieben, war doch noch ein Gefühl, daß ihre Arbeit zu etwas seyn sollte, es war doch wenigstens Zu-

ſammenhang und Sympathie darin mit ihrer lebendigen Welt, ſo groß oder klein dieſe nun ſeyn mochte. Aber die in den letzten dreißig Jahren wie weit von aller Wirklichkeit, ohne alle Ahndung, daß es doch Menſchen geben müſſe, die nach dergleichen fragen. Sehe ich vollends unſre Tentſchen an, welche die Bücher ſo voll nehmen über ihren Scharfſinn, ihre Wahrheit und Gründlichkeit, ſo will ich dieſe Herren mit ihren Encyklopädien und Weltgeſchichten und Staatengeſchichten einmal mit Pilatus fragen: Was iſt Wahrheit? Iſt es nicht Eins mit Leben? Iſt es in der Kunſt nicht die ſüße Täuſchung, daß ich ſelbſt der Gewaltige, der Glückliche zu ſeyn glaube im Thun und Leiden? Iſt es in der Geſchichte nicht der hohe Zauber, der die Menſchheit zum Schickſal, zur Idee des ganzen Geſchlechts werden läßt und ſelbſt in den Begebenheiten der Gegenwart mich zu edleren Zeiten und höheren Weſen hinzieht? Hier aber wird der Kopf voll, das Herz leer. Wenn Menſchen ſo leben könnten, als Menſchen darſtellen können, ſo wäre die Erde ſchon vor Langeweile ausgeſtorben. Schlau-

heit von Ministerköpfen, die wie die Welt regiert hat, auf Katheder vererbt, moralisches Geschwätz alter Weiber, Modenpolitik, wohl gar zuweilen ein Hofkränzenkratzfuß. Solche Weisheit fliegt wie Spreu über die Köpfe, und der Lehre aus der Gegenwart, der Entflammung zur Tugend der Väter entbehren die edleren Herzen. Die Geschichte, die große Lehrerin, Ermahnerin und Warnerin der Menschheit, ist zu einem Gassenmährchen geworden.

Die Dichter. Diese, hat man wohl gemeint, könnten in allen Zeitaltern und unter allen Regierungen sich behelfen; ihr Leben liege zu hoch über dem Wirklichen, als daß sie von seinem Schlimmen und Gemeinen gefaßt würden. Wäre dies wahr, so würde man eben so von der Geschichte meinen können; denn das ist keine Geschichte, die nicht den Schein eines höheren Daseyns auf das Wirkliche wirft. Eben weil sie mit sklavischer Angst und sklavischem Urtheile bloß an das Wirkliche und an alle zufällige und erbärmliche Einzelnheiten desselben sich hängt, hat sie das Götterantlitz und

die Göttersprache verloren. Ich sage umgekehrt, das Leben der Poesie und Geschichte liegt eigentlich im Wirklichen, im Lebendigen. Es sind auch keine Lügen und Gedichte, wenn dieses unter ihren Händen reitzender und majestätischer vor den Leuten erscheint; die Herrlichen haben bloß klareren Sinn und tieferes Gefühl, die Schönheit und die Ewigkeit im Lebendigen zu sehen und zu empfinden und sie andern mitzutheilen. Aber die Welt kann zu fein und zu klug werden für den Dichter. Man kann mit einer so albernen Schlauheit sich selbst und die Welt betrachten und behandeln und so viel Maschinerie und Erbärmlichkeit hineinbringen, daß sie endlich nur noch als eine kümmerliche Verwandlung da steht und nichts mehr von der jungfräulichen Einfalt und Unschuld hat, welche die Genien zur Zeugung mit ihr begeistert. So weit sind wir jetzt. Wo ist die alte Fröhlichkeit und Tapferkeit des Menschen, wo ist Liebe und Entbehrung, wo ist der stille Sinn, der ohne Klügelei die schöne volle Welt in seiner Brust aufnimmt? Alles Klugheit und Eitelkeit; die Göttersöhne wandeln unter ei-

nem verarmten Geschlechte. Ich weise auf die europäische Dichtkunst in den letzten funfzig Jahren hin und lasse urtheilen, ich weise auf die neuesten Erscheinungen meines Vaterlandes. Unsre Heroen der Kunst, die wir wunderbar noch hatten, wodurch hängen sie mit der Zeit zusammen? Mich dünkt, nur durch alte Erinnerungen an das, was das Volk einst war. Sie sind wirklich Fremdlinge und mangeln deswegen des lebendigen Einwirkens und Mitlebens mit den Zeitgenossen, wodurch der Dichter nur der Vollendete in Jugendblüthe seyn und bleiben kann. Wie Erscheinungen grauer Vergangenheit, wie Propheten und Räthsel, die auf eine ferne Zukunft hindeuten, wandeln sie unter uns. Die lose Menge, die mit dieser Zeit lebt und empfindet, wird auch von den raschen Wogen der Zeit mit weggespült. Eine dritte Klasse ist da, die es macht wie einige Theologen. Bei dem Gefühle des Mangels der Gegenwart möchte sie die Zeit durch das Alte wieder jung machen. Aber das Alte kann so wenig jung werden, als jung machen. Was vergangen ist, ist ewig vergangen. Wir hö-

ren dieſe alten Töne eines vergangenen Lebens einige Stunden und Tage wohlgefällig, ſie bewegen uns wie alles, was durch die Zeitenlänge dem Ewigen und Unendlichen ähnlich wird, aber ſie können das kluge, gebildete Zeitalter nicht wieder zum kindlichen und einfältigen machen.

Die Recenſenten. Ich könnte mir denken, daß die Weiſeſten und Beſten als Wächter und Warner ſäßen, die Zeit richteten und führten und mit klarem Verſtande und liebender Strenge ſtraften und ermahnten. Ich könnte mir denken, daß eine Zeit, welche gebildet genug iſt, den Geiſt zu begreifen, wo er ihr gezeigt wird, durch das Hinweiſen auf die Bedeutung und den Gang der Dinge wirklich weiſer und beſonnener werden könnte. In wie fern in der gelehrten Welt, die wenigſtens die meiſten Gedanken hat, das Allgemeinſte und Bedeutendſte des Zeitalters gleichſam körperloſer ſich wiederſpiegeln muß, als es unten in dem Getümmel und der Verwirrung des Lebens erſcheint, in ſofern würden die Geiſtreichſten und Gelehrteſten als Wächter und Richter

die Bildung des Zeitalters doch in Einem Brennpunkt zeigen, vielleicht durch Redlichkeit und Treue, welche Gehorsam zeugt, sie endlich selbst lenken können. So könnte es seyn und wirken, aber so ist und wirkt es nicht. Die Aeltesten und Weisesten haben lange nicht mehr geherrscht, seitdem auch Gelehrsamkeit zur Krämerei und Marktschreierei erniedrigt ist. Die Unzucht der Zeit hat sich auch hier bewährt. Kein Synedrium gleichgesinnter und edelwollender Männer tritt um den Richterstuhl zusammen — dann würde doch das Gleiche werden — sondern Alt und Jung in Sinn und Meinung, Heiden und Christen, Pharisäer und Zöllner, alles mit den verschiedensten Ansichten, Absichten und Zwecken. Gesetzt alle wollten das Beste auf ihre Weise, so müßte diese doch immer eine verschiedene werden. Es ist nur Eine Gerechtigkeit; diese also, die ihrer mehrere bringen, sind überflüßig. Nur durch Einheit großer Gesinnungen und erhabener Ideen kann die Eine kommen. Diese sollten die Verwirrung lösen und Verstand und Klarheit bringen; aber sie lassen uns mit unsern Wünschen

und Werken immer mitten im Getümmel des Pöbels und im Geschrei des Jahrmarkts stecken. Aber wäre es dies allein —

Nein, hier wo die Minos und Rhadamanthe abgeschieden von irdischen Trieben, ernst und still die ewigen Sprüche sprechen sollten, hier mitten auf der heiligen Richtstätte ist noch der Lärm und Kampf, ja er beginnt hier eigentlich recht. Teutsche Nation, einst braves Volk, mußt du auch hier den Europäern in Thorheit vorscheinen? Freilich viele sind die Betrognen, die nach dem Schlendrian nur so mitlaufen und mitschreien; aber auch Schlauköpfe sitzen hinter den Vorhängen. Hier stößt die Charlatanerie, die ohne Arbeit gelehrt und berühmt seyn möchte, mit tausend Hälsen in die Trompete; hier raufen sich die junge und alte Eitelkeit, wie die Gassenbuben um einen Apfel; hier sitzen die Kampfrichter mit Mienen, wie die da gerichtet werden sollen, auf Ochsen- und Eselshäuten und strecken die feilen Hände nach Gold aus; hier setzen sich Verbrüderungen und Sippschaften zusammen, um altes Verdienst lächerlich, junges Talent schüchtern zu machen.

Dieß klingt hart. Ich ſpreche von den Meiſten, nicht von den Beſten. Auch wo noch ein Schein von Gerechtigkeit, ein Gefühl von Schaam vor den Augen der Nation iſt, da wirken doch die Vorurtheile des Namens, die Titel der Excellenzen der Gelehrſamkeit, die Feigheit, die Wahrheit nicht wahr, ſondern lügneriſch zu ſagen. Das Häßlichſte endlich iſt die Impertinenz, gelehrt und edel zu ſcheinen, indem man unwiſſend, eitel und ſchlecht iſt; die fürchterliche Hohlheit, welche die eigne Nichtigkeit ertragen kann.

Die Journaliſten. Man könnte doch wohl verlangen, daß jeder, der ſich herausnimmt zu ſchreiben und andere zu belehren, meinen ſolle etwas Beſſeres zu wollen und zu wirken, als die auf den Jahrmärkten kaufen und verkaufen und karren und ſchreien, oder als die, welche in den Kabinetten ſich betrügen und auf den Schlachtfeldern ſich todtſchlagen. O nein, dieſe Leutchen meinen nichts, manche von ihnen meinen wohl offenbar das Schlechte. Die Beſſeren fließen ſo gedankenlos mit der Zeitfluth hin und in der Meinung, daß die

Zeit das Rechte und Gute wolle und habe, ſuchen ſie nach ihrer Ueberzeugung ſo das Beſte heraus und halten es ihr, ein bischen zugeſtutzt und ausgeſchmückt, wieder vor, daß ſie ſich daran freue. Aber Viele meinen offenbar das Schlechte, ſie ſtoßen in die Poſaune für das Brod und in voller Infamie des Gefühls, daß ſie das Heilige entweihen, ſtreichen ſie das Gold ein, das die Bethörten ihnen zuwerfen. Dieſe feigen und feilen Seelen führen das große Wort und thun gar laut und wichtig, ſtellen ſich auch wohl zuweilen, als ſeyen ſie die Auserwählten, um die Zeitgenoſſen zu bilden und zurechtzuweiſen. Humanität, Bildung, Edelmuth, Sittlichkeit ſind die ewigen Klänge. Aber der gemeinſte Sinn der Zeit, die Jagd auf künſtliche und verfeinerte Freuden und Genüſſe, die unzüchtigen Triebe und Neigungen des Augenblicks, die mit dem Augenblick verſchwinden, die Eitelkeiten und Klatſchereien der gelehrten und künſtleriſchen Welt, die politiſchen Prunkſtücke und Donquixotinaden, dies ſind die großen Gegenſtände, woraus Bücher werden können. Alles das wird in dem

Jargon der Modesprache mit einer Menge unreifer Sentenzen oder Halblügen aufgetischt. Weil die Herren vornehm und bedeutend thun, so wird besonders alles, was vornehm aussieht und aus Antichambern kömmt, fein und allerliebst gefunden und behandelt. Ohne Geist und Bildung umfließt dieser schmutzige Strom die Zeit, wozu noch die unzählige Schaar der Modeschriften und Romane kömmt, welche den Leuten, die so überschwänglich viel Zeit übrig haben, die Zeit vertreiben sollen. Nichts hat die alte Kraft und den alten Verstand mehr aus der Welt gejagt, nichts die Leerheit, Pinselei und Mattigkeit des Geschlechts mehr befördert, nichts die Weiber mehr verderben, als dies elende Geschmeiß. Diese sind es, welche ich oben die Betrüger nannte, die es recht gut fühlen, daß sie die Schuhe putzen und die Karren über den Markt schieben sollten, die es aber bequemer finden, wie Harlekin und Bajazzo mit Nichtsthun sich durchzustümpern, ja wohl zuweilen zu Titeln und Orden sich hinzustümpern. Ich thue Harlekin und Gesellschaft Unrecht, da ich sie mit diesen vergleiche. Sie

thun etwas Wirkliches, ſie ſtellen doch einen närriſchen Spaß dar, der wirklich in der Menſchennatur liegt, und es iſt doch keine kleine Kunſt, ein guter Hanswurſt zu ſeyn.

Das Zeitalter und die Zeitgenossen.

Wie mein Puppenspiel weiter geht, werden die Personen der kleinen Bühne immer bekannter, und da sie alle, die ersten mit den letzten, nicht nur zu Einem Spiel, sondern auch zu Einer Sippschaft gehören, so kommen euch, liebe Zuschauer, wegen der Aehnlichkeit mit den vorigen die folgenden schon halb wie Leute vor, die ihr irgendwo einmal gesehen habt; und ich kann sie den Tanz kürzer machen lassen, weil euch das ganze Spektakulum klarer wird, je mehr Karaktermasken eben weten sind. Die kleinen Abschnitte der Aufziehung und Niederlassung des Vorhangs sind für eure Gemächlichkeit, um euch in der Luft keine Arbeit zu machen, welche die Luft verdirbt, und um euch Athem zu geben, über das Gesehene und Gehörte euch satt zu sprechen und satt zu lachen. Wie das Leben nur Ein Leben ist, so soll das

Spiel, so klein es ist, doch Ein Spiel seyn, und dünkt euch am Schluß, daß es das nicht ist, so macht es, wie Don Quixote in der Schenke, und haut allen meinen Königen und Kaisern und dem heroischen Teufel wie dem heroischen Bonaparte meinetwegen die Köpfe weg.

Zeitalter und Zeitgenossen in rechter Bedeutung sind Eins. Durch den Menschen geht die Zeit, ohne ihn würde sie still stehen. Man denkt, wie man das Wort Zeitalter ausspricht, an das Thun und Leiden von Menschen in einem gewissen Raum von Jahren. Das allgemeinste Leiden und Wirken der Menschen, was als das bestimmte Bild von allem endlich oben schwimmt, wenn das Kleine und Vorübergehende in der wilden Zeitfluth mit untergeht, heißt Zeitalter. Aber der Mensch kann sich auch nach einem Dualismus betrachten, der freilich nur ein Schein ist, aber ein so täuschender Schein, daß man sicher darnach leben und urtheilen, und sich bei der Täuschung ganz wohl befinden kann. Es ist die Täuschung, von welcher ich oben sprach, ὁ δαίμων

καὶ τὸ δαιμονιον: jenes Gefühl, nach welchem man ſich bei einer ruhigen Anſicht des Lebens zugleich als das Schaffende und das Geſchaffene dünkt, jene Heiterkeit der Betrachtung, wo uns das Leben aus ſeiner verwirrenden Fülle losläßt und das gewaltige Verhängniß zurücktritt. Ohne alſo jene ewige Wahrheit zu leugnen, daß jeder Menſch im Leben nur in Einheit ſey, wirke und vergehe, daß ſein Widerſtand und ſeine Willkühr gegen und unter der Nothwendigkeit nur ſcheine, ſo kann doch das Schöpferiſche und Göttliche ſeines Weſens, was in den dienenden Leib der Erde mit eingeknetet iſt, ſeinen Urſprung nicht verleugnen. So groß iſt die Gewalt des Himmliſchen, daß in ſeligen Augenblicken, die wohl an einen früheren Zuſtand mahnen, die irdiſche Nothwendigkeit bloß Zufälligkeit ſcheint, und der Gott im Menſchen, ſelbſt gefeſſelt, der Dinge Herr iſt. Nach dieſem ſcheinbaren Dualismus ſtellt der Menſch ſich ſelbſt oder die andern Menſchen einzeln hin, entweder jeden für ſich oder zuſammen ihr Weſen treibend; das aber, was ſich in ihnen und durch ſie nur

nur bewegt, was in ihnen und mit ihnen nur Eins ist, den Geist und allgemeinen Schwung ihres Lebens stellt er außer ihnen hin, gleichsam als eine Kraft, die sich um sie bewegt und wechselnd auf sie eindringt oder von ihnen abläßt, je nachdem sie dieselbe auf sich wirken lassen oder zurücktreiben. Er nimmt also die Kraft, die aus ihnen allen hervorgeht und mit ihnen allen fortgeht, die er aus sich allein erklären kann, weil ja alle darin sind und leben, und denkt sie als eine Kraft außer ihnen. Zu diesem natürlichen Wahn hat jeder edlere Mensch die Neigung, und kann sogar mit großer Klarheit des Bewußtseyns ohne Widerspruch in ihm existiren, denn in der Idee ist der Mensch auch über und außer dem Leben.

Weil wir denn spielen und mit Erscheinungen und Bildern zu thun haben, so stelle ich mich mitten in diesen Schein und nehme das Zeitalter und die Zeitgenossen als zwei Dinge außer einander, die einander bearbeiten und auf einander wirken, denn so erscheinen sie wirklich. Das Zeitalter wird in diesem Sinn bloß Erscheinung und kann nur so dargestellt

werden; durch die Zeitgenossen wird seine Bedeutung nachher weiter erklärt.

Man spricht so in den Tag hinein mit Altenweibereinfällen: wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, der hat für Jahrhunderte gelebt. Das ist nur eine Verwunderung über die Zeit, allenfalls auch Eitelkeit, bei vielen auch wohl Gefühl des seltenen Unglücks, was diese Jahre bedeutend machte. Bei den Meisten ist es eine selbstgefällige Eitelkeit. Sie meinen, es seyen so ungeheure und große Dinge geschehen und geschehen noch, sie haben in diesen beiden Decennien so viele Lehren und Erfahrungen gehabt, als sonst nur Jahrhunderte hätten geben können. Den Blinden kann man das verzeihen, der Weise wird die Zeit nicht groß und edel nennen. Aber über etwas Anderes wundert er sich, woran diese Staunenden gar nicht gedacht haben, woher sie mit einer großen Naivetät ihr Gefühl wahr aussprachen, aber unrecht erklärten. Das Zeitalter ist auf der Flucht und führt seine bedeutenden Bilder in einem so schnellen Wech-

sel vorbei, die Zeitgenossen aber sind die Staunenden und Gaffenden, welche unbeweglich stehen und anstaunen und nichts begreifen können. Aber der rasche Wechsel giebt ihnen gleichsam das Gefühl einer endlosen Zeitenlänge, die sich vor ihnen abrollt, um desto mehr, da sie, die Erstarrten, nicht mit fortgehen und also gar kein Maß von Zeit mehr haben.

Die Zeit ist auf der Flucht, die Klügeren wissen es lange. Unzehlige Dinge sind geschehen, große Verwandlungen hat die Welt still und laut, im leisen Schritt der Tage und in den Orkanen und Vulkanen der Revolutionen erlitten; Ungeheureres wird geschehen, Größeres wird verwandelt werden. Geh zwanzig Jahre zurück, Du, der eine klare Erinnerung der Vergangenheit hat, durchlaufe sie mit deinen Gedanken und Empfindungen. Es ist, als wann du in einem wundervollen Traum wärest, wo Ungethüme und Ungestalten dich umringen, wo durch endlose Wüsten tausend Wege laufen, von welchen alle dich bekannt dünken, und du doch auf jedem zu verirren fürchtest. Endlich kömmt die Katastrophe, du mußt einen

Weg nehmen. Siehe! da fliegen eine Unendlichkeit von ahndungsvollen und unnennbaren Bildern vor und hinter dir, verdüstern das Licht und den Weg, und werden endlich zu Schreckengestalten mit Schnäbeln und Klauen. Ohne Pfad, ohne Hülfe verzweifelst du, bis die Angst dich von dem Schlaf und dem Traum erlöset. — Frage dich, kluger Mann, der die Welt und ihr Schauspiel mit lieben und klaren Augen sehen kann, glückliches Sonntagskind, frage dich über diese verhängnißvollen Jahre. Es ist nirgends ein Ruhepunkt noch ein sichtbares Ziel. Die Meisten glauben schon viel gethan und erlitten zu haben, und hoffen nun bald in einem neuen Anfang zu wandeln. Die Glücklichen, daß sie nicht sehen! Geh doch nur zurück, du Lieber, zum Urtheil und zur Deutung der Zeitgenossen. Mit wie vielen Dingen glaubten sie auf dem Reinen zu seyn! wie vieles priesen sie als das Zeichen und die Weissagung einer glücklichen Zeit, und siehe! es ist Verwirrung und Nichts geworden. Und das Spiel dieser zwanzig Jahre, der Wechsel der Dinge und des Urtheils wie beden-

tungsvoll! und ſie begriffen nicht, was ſie ſehen konnten? Wie viele Götzen haben dieſe Jahre auf den Thron geſetzt, und wie viele ſind wieder herabgeſtürzt! Ich rede hier nicht von der politiſchen Revolution, obgleich auch ſie genug zu denken und zu ſehen giebt. Sie iſt das kleinſte Ding unter den großen, iſt nur wie ein einzelner Donnerſchlag aus einem ganzen Himmel voll Gewitterwolken, die ihre Ladungen noch nicht heruntergeſchickt haben; ſie ſcheint nur groß, weil ſie ſo viele Unglückliche und neue Kaiſer und Könige gemacht hat, die aber in dieſem Größenmaaße kleinen Zeittröpfchen gleich ſind. Nein, das was wirklich herrlich und groß war, nicht bloß ſchien, was das Geſchlecht in ſeinem eigenſten Leben und Wirken ergriff, große Erfinder, große Geiſter, liebliche Künſtler, vergötterte Führer und Lichter ewiger Jahre — alle mit ihren Thaten und Wirkungen wie nicht da geweſen und vergeſſen, und ein Geſchlecht auf ihren Schultern, das eben ſo ſchnell verſchwindet. Es zeigt ſich das Große in dem Kleinen. Fangt an von euren Schuhen und Bändern, von eu-

ren Mädchen und Weibern, von euren Demokratien, Republiken und Kaiserthümern und geht vorwärts zu dem Großen, zu den geistigen und sittlichen Revolutionen der Menschen in Neigungen und Strebungen. Wenn ihr da sehet, daß alles Jüngste, Schönste und Herrlichste schnell altet und keine Spur läßt, wie das Schiff im Meer und der Flügel in der Luft; wenn ihr selbst euch alt geworden fühlt, ohne daß ihr gelebt habt — so begreift ihr den Sinn der Brandung, mit welcher das Zeitalter sich unaufhaltsam Woge auf Woge bricht, ohne Maaß und Gefühl. Der Geist der Zerstörung ist frisch, Kampf ist am meisten, wo es am stillsten scheint, und das Alte wird in Trümmern vergehen.

Also die Zeit im Lauf und die Zeitgenossen im Stillstehen, dies war das Allgemeinste zwischen beiden, was wir fanden, wenn wir dem Schein folgen, der uns nur die Erscheinungen weist. Still stehen die bewegenden Kräfte der Welt, und deswegen rennt das Zeitalter so. Denn der Mensch,

die Majestät in der Natur, so weit sie unter einem Verhängniß steht, hat entweder sein Werk mit ihr vollendet, oder er ist ermüdet und sieht ein, daß er eitel nichts gethan hat und eitel nichts hält. Etwas Aehnliches muß ihm begegnet seyn, denn aus Kleinem kann kein so langes Erbarmen kommen.

Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet, als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem andern Leben nach diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige irdische Instinkt war aus der Jugendwelt noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zu-

rück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christenthums auf Erden. Aber schwer war die irdische Masse und tief darein verwachsen das vom Aether kommende Göttervolk. Manches Jahrhundert arbeitete und disciplinirte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlisch baute, und er mußte seine Arbeit wieder von vorne anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger und der Sieg schien da zu seyn. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug! Ich will ein Gleichniß sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Uebel ist dir durch die Lebenssäfte bis in das innerste Mark gedrungen, du kömmst zu mir, dem Arzt; ich verspreche dir Hülfe und treibe wirklich das Uebel aus: aber die Mittel sind so drastisch, daß auch das Mark mit ausgesogen und ausgeschwitzt ist. Du bist dieses Uebels genesen,

aber die alte Gesundheit kömmt nimmer wieder. Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Götterlehnes zwischen Himmel und Erde erwürgt ward; aber zu sich, zu seinem lichten Aether hat der Erhabene sie noch nicht hinaufheben können. So weiden sie nun kümmerlich ohne Genuß und Begierde auf der Erde, die nun ihre milde Mutter war und ihnen nun nicht mehr angehört, und sehen lechzend nach dem Himmel auf, an welchen sie nur mit der Sehnsucht reichen, den zu erfliegen ihnen aber der Muth fehlt. So steht das Geschlecht der Jetztlebenden, arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu seig für den Himmel. Es ist der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor.

So ſtehen die Armen nun ohne Leben im Leben und was ſie einſt ſelbſt waren, ſcheint nun etwas Fremdes zu ſeyn und umbraut ſie als Schickſal mit ſeinen Wogen. Sie ſtehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde.

Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Ufer findet Grund.

Aber der Muth trägt darüber oder ſtürzt ſich hinein und ſchwimmt erquickt durch die Flammen, wie der Ermattete ſich in der kühlen Welle erfriſcht. Heroismus nur wird den Zauber löſen, aber er löſet ihn leicht. Wie wir aus den Wiegen erwachen zum neuen Leben mit allen den ſüßen Trieben und Nachgefühlen einer früheren Zeit, aber doch von dem Traume keine Ahndung haben, der uns in das Neue hinüberführte, ſo wird es den Ritterlichen ſeyn nach dieſem Durchgange. Denkt an die Drachenbezwinger und Erlöſer der Jungfrauen und

Prinzeſſinnen von Rieſen und Zauberern. Ihr Muth führte ſie über brillantene Spinnewebebrücken und durch Löwen und Ottern. Der Zauber ward nichtig vor dem Starken. Aber das gegenwärtige Geſchlecht iſt klein und verzagt. Es wird und kann den Todesſprung nicht wagen. Hinausgetrieben wird es werden durch den Unglück, das nachkömmt, und durch langſame Quaal wird es des Todes ſterben zur Verjüngung.

Sie ſind zu ſchwach und können nicht dafür. Ich will euch ſagen, wedurch ſie es ſind, ich will euch zeigen, wie ſie ſind, und ihr werdet dieſe fürchterliche Wahrheit begreifen. Wie ſie durch den nothwendigen Gang des Schickſals und durch die Zeitbildung zermürbt, zerfloßen und abgeflacht ſind, habe ich vorher gewieſen. Wie einige große Naturforſcher glauben, daß nach Jahrtauſenden alle Berge und Hügel verſchwinden werden und die ganze Erde nur Eine große Fläche ſeyn wird ohne Wechſel von Luſt und Muth, von der Schwere und von Nebeln gedrückt; ſo iſt es dem Geſchlecht ergangen, es iſt zur Gleichheit der Erbärmlich-

keit gekommen, weiß, daß es klug iſt, aber fühlt, daß es nichts kann. Die Kraft von innen, der Trotz des Gefühls, der mächtigſte von allen, iſt dahin. Wo der Druck aufhört, iſt der Gegendruck fürchterlicher und das Gleichgewicht der Kräfte iſt unmöglich. Es war eben kein ſchöner Zuſtand für die Europäer, der vom erſten bis achtzehnten Jahrhundert, aber es gab doch Kampf und einzelne luſtige Erſcheinungen in dieſem Kampfe. In dem letzten Jahrhundert iſt durch der Menſchen Entnervung und Zerſtückelung viel Häßliches und Unmenſchliches entweder neu geworden, oder hat ſich doch herrſchend recht entwickelt und ſteht deſto abſcheulicher da, weil das Zeitalter ſehr klug iſt zum Urtheil.

Ich nenne euch, was ganz Europas Weh iſt, das Schlimmſte von dem Schlimmen. Wie die größten Berge endlich den Quellen und Strömen nachſtürzen, die ſich aus ihren Füßen ergießen, ſo dränge die ewige Schwere des Herrſchens unaufhaltſam weiter, je weicher ſie die Dinge findet. Denn die Herrſchaft wirkt nach ewigen phyſiſchen Geſetzen, wie die

Luft und das Waſſer. Ihr kurz ausgeſproche-
nes Geſetz iſt: ich herrſche, wo ich kann
und das des Beherrſchten: ich diene, weil
ich muß. Die Regierungen haben in den
letzten Jahrhunderten alles gekonnt, die Re-
publiken ſind vernichtet, die Monarchien ſind
größtentheils Deſpotien geworden. Im Ori-
ent hat das doch auch ſeine Vortheile. Die
Staatsmaſchine geht dort freilich etwas dumm
und unbehülflich, aber doch einfach, ihren
Gang und gebraucht nicht ſo vieler Meiſter,
Helfer, Lenker und Ausbeſſerer. Hier aber
iſt alles anders, weil Deſpotismus hier kein
Naturgewächs iſt, wie dort häufig. Man
thut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn
man langſame Schlauheit, ſchleichende Abſicht,
ſchändliche Betrügerei vorausſetzt, wodurch es
geworden ſeyn ſoll, wie es iſt. Der alberne
Glaube, als wenn Klugheit und Luſt der große
Grund der Weltregierung wäre, hat dieſe Be-
ſchuldigung erzeugt. Nein, dieſe all-
mächtige Klugheit iſt nirgends in der
Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere
Gründe hat. Sie iſt aus den hohlen Köpfen

und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunſtet, die von Kathedern Weisheit peroriren oder hinter den Schreibtiſchen der Miniſter und Könige die unverſtandenen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß, was die Welt zuſammenhält, durch die Feder und Finger laufen laſſen. Die Sache iſt ganz einfach. Die Herrſchaft iſt vorgedrungen, wie der Widerſtand ausgewichen iſt, und die Regierungen ſind geworden, was ſie ſind, ohne ſoviel dabei gedacht zu haben, als man ſie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten Ordnung der Kräfte herrſchte und herrſcht die Klugheit allerdings mehr, als ſie ſollte, nemlich in den Inſtrumenten der Herrſchaft, und grade dies iſt der beſte Beweis, daß die Regenten von Anfang an nichts ſo Böſes gemeint und gewollt haben, als man ſie gewöhnlich meinen und wollen läßt.

Der Europäer iſt das denkende, der Orientale das genießende Weſen; der allgemeinſte Unterſchied des mäßigen und des heißen Himmelsſtriches. Auch in der früheren Zeit, als die Griechen, Etruſker und Römer herrlich wa-

ren, als Mensch, Natur und Leben noch mehr in Einheit bestanden, herrschte in Europa das gedachte Gesetz und der wechselnde Wille in Sitten und Weisen für den ewig bestimmten Wahn und die bleibende Sitte der Orientalen; der Europäer hatte die bewegliche Kunst, welche die großen Wechsel und Spiele des Lebens auch in die Zukunft hinaus, [illegible] die Kunst des Orientalen ist von jeher in ihren Bildern die erstarrte, in ihren Gedanken die schauende gewesen. Hier war also von Anfang an Bewegung und Mannigfaltigkeit Antrieb, dort Erstarrung und Einförmigkeit. Hier war die Verwickelung der irdischen Dinge von jeher vielfacher und verflochtener und also auch die große Kunst der Künste, das Regieren. Jemehr früherer Alter Kraft und Einfalt zerrann, jemehr der Menschen Schlauheit, Schwäche und Verderben wuchs, jemehr in der mittleren Zeit die irdische und himmlische Ziehkraft der Bildung im Widerstreit war, desto mehr mußten der äußeren Instrumente werden, die wankenden und getrennten irdischen Dinge zu stützen und zu binden. Wie dieser Widerstand nach-

her immer weiter ging, wie der Scharfsinn und die List und Künstlichkeit bis ins Unendliche wuchs, wie jeder mit sich und seinen kleinen Dingen künstelte und zu machen glaubte, was die ewige Natur macht, da fuhr dieser Wahn auch in der Regenten Köpfe. Die meisten gut meinend, einige auch arglistig gingen gleich mit der Zeit und so ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Geschentesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit sich loszuwickeln sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften bethört, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so seyn; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin,

Klugheit und List regieren nun wirklich die Welt. So ist Despotismus gekommen zufällig, nicht absichtlich, aber die Wirkungen haben dieselben seyn müssen. So ist es dahin gekommen, daß seit den letzten hundert funfzig Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; sie hat regiert, weil man geglaubt hat, sie regiere. Das haben die Gescheuteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen, heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majestät und weil sie doch die Klugheit am Klügsten hinstellen konnten, so konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht sündigen und mußten dieser zu Gefallen thun, was sie haben wollten. Hieraus erklärt sich Friedrichs des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er seine Feinde beherrte. Großen Menschen kömmt aus ihnen selbst die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrschung, denn eben Einfalt ist aller Größe Grund.

Allein nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der

neueren Zeit, woraus allmälig Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen und sein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen. Fangt an von dem neuesten Imperator und seiner feigen Horde von Trabanten, Knechten, Schmeichlern und Spionen, wie ungeheuer ist der Staat, den die Nationen halten müssen, ungeheuer, wenn man ihn an den der nächsten Jahrhunderte hält, ungeheurer, wenn man an das denkt, was im Mittelalter war! Dazu zähle ich nun die andern größten Plagen auf, ohne an die physischen Krankheiten zu denken, von welchen Europa in den letzten Decennien gezuckt hat.

Das ſchlimmſte aller dieſer Uebel iſt die ſchreckliche Menge der ſtehenden Heere. Ich weiß wohl, daß man aus ihnen Zucht, Moralität, Aufklärung, Induſtrie und Gott weiß, welche Glückſeligkeit und Bildung hat herleiten wollen; aber hat nicht der Teufel ſelbſt ſeine Vertheidiger gefunden? und wer möchte es ihm abſprechen, daß er nicht zu etwas gut geweſen ſey? Ich aber für meine Perſon habe doch nicht gern mit dem alten Feind zu thun. Das Mittelalter in ſeiner Unhuld, noch mit dem halben Thierpelz der Barbarei bedeckt, von Plaſſen verdüſtert, von Holzen Feudalherren niedergetreten, ſieht wüſt und widerlich genug aus. Hungersnöthe, Peſt, Ausſatz, Avaren, Ungern und Mongolen kehrten es genug um. Aber haben wir denn nicht Peſten, Hunger und Mongolen genug, nur unter andern Namen? Jenes Unglück war vorübergehend; Europens Plage iſt ſeit zwei Jahrhunderten ſtehend geweſen. Damals wuchs mancher Staat, manches Völkchen im Schirm der Freiheit und Tapferkeit herrlich auf und ihre Blüthen wurden goldene Früchte, die kommenden Zeiten zu

erfreuen. Mit der Reformation kam Ordnung und Zucht, die kleinen Tyrannen wurden zerstöret, damit große würden; was vormals einzeln plagte, drückt jetzt allgemein. Jeder weiß die merkwürdige Zeit, wo die Fürsten anfingen sich zu fühlen, es war in den funfzig Jahren, die der Reformation vorhergingen. Man hat sich gebalgt, so alt das Menschengeschlecht ist; Eroberer und Usurpateren, das häßlichste Geschmeiß, was die Erde geboren hat, haben oft ihr Glück und ihren Frieden umgekehrt. Auch das Mittelalter hatte solche Helden; aber den Despoten und Weltstürmern fehlten die Mittel, die Völker zehen oder dreißig Jahre für ein Nichts zu bewegen und sich todtschlagen zu lassen, was man ihre Ehre und Größe nennt, wobei sie aber sehr schlecht und sehr unglücklich werden. Man lag einige Monate im Felde, schlug sich, belagerte und nahm ein paar Städte und ging dann zu Hause; so trieb man das Ding einige Jahre matt hin und dann war Friede, weil niemand Lust hatte ins Feld zu ziehen. Freilich einzelner Völker Haß macht Ausnahmen und gab längeren und blutigeren

Streit; aber in der Regel waren die Heere klein von 10000 bis 30000 Mann, sie trieben es wohl wild und rauh, aber so konnten sie die Völker nicht bearbeiten, als die jetzigen Hunderttausende mit planmäßigen Plünderungen. Heere von 80000 bis 100000 waren damals Wunder und liefen wie alle Wundererscheinungen gewöhnlich bald aus einander, weil man die Kunst noch nicht kannte, sie von den Völkern unterhalten zu lassen. Wilde Barbaren, die noch nicht zu Europa gehörten, konnten wohl zuweilen Schrecken darein bringen, aber sonst waren die politischen Wechsel unbedeutend, verglichen mit dem, was sich in den letzten Jahrhunderten begeben hat. Auch die Hierarchie, welcher man manches Unrecht und Unheil auf den Hals geschoben hat, brauchte die Schrecken der Religion oft wirksam zum Schutze der Gerechtigkeit und setzte unter den Völkern oft besser das Maaß, als das, was man seitdem System des Gleichgewichts genannt hat. Mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts trat ein neues Zeitalter ein. Die Hierarchie hatte durch die Schuld der Zeit

und durch eigne Sünden ihre Majestät und Furchtbarkeit verloren. Gesetze, welche den Fürsten Kraft gaben, hatten den Uebermuth der Fehderäuberei gebändigt und durch Vertrauen und Dankbarkeit der Völker die Fürsten mächtig gemacht. Um der kleinen Herren und Städte Herrlichkeit war es vollends gethan, als das Schießpulver die Kriegskunst veränderte. Burgen und Mauern lagen nun leicht in Schutt. Zu großen Abentheuern und Revolutionen war die Zeit reif; eine herrlichere haben die Europäer nie gehabt, als die von 1480 bis 1530. Wie drängen sich die großen Dinge und ihre Erinnerungen und wie athemlos gucken wir Pygmäen zu der Höhe der Heroen auf. Die Buchdruckerkunst, Kolon und seine neue Welt, der Gebrauch des Schießpulvers, die Fahrt nach Indien, Italiens Kunstblüthe, die Reformation, dazu die großen Genien, Erfinder und Helden, ein kühner, tapferer Muth im Volke, ein ritterlicher Sinn im Adel, Majestät noch mit Kraft und Weltsinn bei den Königen und Fürsten — o es ist so herrlich, daß einem das Herz brennt bei dem Gedanken.

Aber auf dieser hohen Spitze, in diesem herrlichsten Kampf und Gewimmel aller Kräfte war auch die Gränze. Von hier ist es reißend abwärts gegangen bis auf den letzten Tag, den wir verlebt haben. Die Fürsten gebrauchten die rüstigen Männer zum Krieg — ach! wie wenige Weise und Glückliche haben die Menschen zu etwas Besserem gebraucht! — und die Wuth ging an Eroberungen zu machen, Monarchien zu stiften und seiner Naturgränzen Abrundungen zu suchen. Weil die Fürsten in dem Kampf mit den Magnaten in den vorigen Jahrhunderten das Volk allmälig zur Einheit zusammengeschlagen hatten, so konnten sie dem Ganzen leichter eine Bewegung geben, sie konnten auch vom Volke mehr nehmen, ohne es zu sehr zu drücken. So wurden die Kriege länger, die Heere durch Gewohnheit allmälig stehend und an die Person des Regenten gewöhnt als seine Leute und nicht als die des Volks. Mit den Heeren bekam der Fürst so immer mehr die Macht in die Hände, des Ganzen besser Herr zu werden und zugleich die Heere zu vermehren. Doch bis auf den drei-

ßigjährigen Krieg waren in Friedenszeiten 25 bis 40000 Mann die höchste Zahl stehender Soldaten in Staaten, die jetzt 300000 bis 400000 unterhalten. Nach dem dreißigjährigen Kriege ward alles anders. Frankreich stand da als der mächtigste Staat, das Volk war im vollen Wuchs und Gefühl seiner Kräfte, ein mittelmäßiger König, der durch Repräsentation und Liebenswürdigkeit ein trefflicher Franzosenkönig war, hatte den Ehrgeiz ein Eroberer zu heißen und ward durch seine großen Feldherren, durch seinen abscheulichen Minister Louvois, durch seine Jesuiten, ja sogar durch seine Hofpoeten, Balletmeister und Weiber in dem Wahn unterhalten, daß er der größte Held und Mann des Jahrhunderts sey, und ließ sich schon bei seinen lebendigen Ohren Ludwig den Großen schelten. Teutschland und Niederland waren sein Ziel und fühlten die Uebermacht seiner Hunderttausende. Seine ewigen Eroberungskriege, seine immer gerüsteten Heere zwangen die übrigen Staaten nach Verhältniß gegenan zu rüsten. Ludwig ward alt genug, das Elend noch mit anzusehen, was

er über seine Nation gebracht hatte, aber die Folgen seines Ehrgeizes blieben.

Von dieser Zeit datirt sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker. Soldat und Bürger stehen seitdem in den meisten europäischen Ländern als zwei einander ganz fremde Dinge, in manchen sogar als Feinde einander gegenüber. Wer nicht Soldat ist, hat hinfort mit der Ehre und dem Gebrauch von Wehr und Waffen nichts zu thun noch mit kriegerischen Uebungen, wie es im Mittelalter jedes freien Mannes Ehre und Recht war. So sind die Uebungen der Männlichkeit, und mit ihnen ist auch ihr Sinn ausgestorben und ehrlose Sklavenfeigheit ist bei den Unbewaffneten sogar durch Gesetze privilegirt worden. Am meisten aber hat die Noth die Völker erniedrigt. Die Unterhaltung dieser unzähligen Heere, die Kriege, die mit ihnen ewig und durch die Menge der Menschen zerstörender geworden sind, haben zuerst den adamitischen Fluch recht zur Wirklichkeit gebracht: im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brod essen. Der liebe Gott hat-

te es leidlich genug mit den Menschen gemacht, und ihnen eine immer noch fruchtbare und schöne Erde hinterlassen. Aber die Schläger sind die Herren der Welt geworden, jetzt erst beherrscht das Schwerdt den Pflug, und was die Menschen in Freude und Lust für ihre Arbeit genießen könnten, was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft reich verwandt werden könnte, wie in einigen Epochen des Mittelalters, geht alles in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. So ist den Menschen die Kraft genommen und mit aller Arbeit erringen sie nur einen kümmerlichen Genuß. Fröhliche Gemüthlichkeit, genialische Gemächlichkeit, menschliche Gastlichkeit fehlen von Tage zu Tage mehr. Jetzt erst wird die uralte Klage recht wahr, daß die Welt nach Brod geht. Ja, so weit sind wir, daß die meisten selbst mitten in der Arbeit noch nach Brod schreien. Feigheit und Geiz, die engbrüstigsten Ungeheuer, umfassen alles mit ihren Krallen. Woher soll das Schöne und Große kommen!

Bei einer so gänzlichen Verwandlung der Welt im Guten und im Bösen steht doch noch so vieles von dem Alten und wehrt sich hartnäckig mitzustürzen, und vermehrt die Verwirrung und das Unglück. Noch immer hält sich der Feudalismus, der lange veraltet ist und im Mittelalter hie und da nur eine zufällig gute Seite hatte. Jetzt ist er nicht nur ganz unbrauchbar, sondern der Bildung und den Anstrengungen der Zeit so ganz entgegen, daß ich ihn nur mit Abscheu denke. Durch ihn ist die halbe europäische Erde noch bis jetzt eine Wüste und manche Nation einem Barbarenvolke gleich, welche, von ihren Ketten gelöst, unter den großen und glücklichen seyn würde. Dieser und mehrere andere Alterthümer drücken gegen oder drücken gar nieder.

Was gesprochen ist, schildert schon die Zeitgenossen, auch das Folgende wird sie schildern, denn wenn diese Uebersicht der Dinge gut ist, so muß sie Eines Geistes und Einer Deutung seyn. Ich komme nun zu den Zeitgenossen selbst, und meine nicht bloß die großen und lau-

ten Spieler und Lärmer auf der Weltbühne, sondern den größeren Schwarm, welcher dem Spiel mit zusieht und endlich allein bezahlt. Es giebt allerdings große Begebenheiten, die wie eine lange Zeit, große Menschen, die wie ein ganzes Volk aussehen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß das Gemeine das Größte und Bedeutendste in der Welt ist. Wie dies Gemeine und Niedrige es hier unten treibt, in demselben Sinn treiben es die Ungemeinen und Hohen dort oben, die sich gar nichts darauf einzubilden haben, daß sie so hoch stehen; denn der Abstand zwischen den beiden ist doch nie so lang, als von dem Kopf zu den Füßen, denn diese stehen nur auf ihren Schultern. Was dieser große Haufe treibt und wohin er will, das treiben und wollen am Ende auch die droben nur, obgleich sie mit dickeren Backen in die Posaunen stoßen und mit stolzeren Schritten den Boden stampfen. Möchten doch alle Menschen so denken wie ich und oft das Gemeine betrachten, um ihr Bild zu erblicken! Sie würden wohl in sich gehen und sich schämen, daß es so häßlich ist, noch öfter sich schämen,

daß ſie es wohl gar ſo häßlich gemacht haben. Sie würden aber von dieſem Gemeinen, was ſie gnädig Volk, gerecht Pöbel nennen, noch gar viel Verſtand und Güte holen können, wenn es ihnen anders um ſolche gemeine Dinge zu thun iſt.

Der groſſe Text der folgenden Worte iſt Brod, Brod. Darnach läuft und ſchreit die Menge. Sie hat es von jeher gethan, wie ich vorher ſagte, aber nicht mit ſolcher Angſt und nicht mit ſolcher wahren Angſt. So erliegen die Menſchen in Noth und Schwachheit und die Furcht jagt ſie in den Geitz hinein, aus welchem keine Erlöſung iſt. Unter der Arbeit ſöhnt die Mehrzahl der Menſchen, den Genuß, welchen ſie haben ſollte, nimmt der Staat für ſeine Bedürfniſſe. Genuß und Freude hat die Natur allen Lebendigen verheißen und ſie müſſen darnach ſtreben, ſollten ſie die Luſt auch von Galgen und Rad herabſtehlen. Weil die Kräfte überſpannt ſind, weil die Staatsmaſchine, welche die Menſchen umtreibt, ſie wie Mühlenpferde mit verbundenen Augen rundlaufen läßt, weil ſie bei der neuen Ordnung in Aus-

nahmen und Vorrechten so viele alte Ungleichheit und Ungerechtigkeit sehen, so hat sich ein schlauer und spitzbübischer Sklavensinn bei ihnen angesetzt, der, wo er durch das Gesetz kann, allenthalben durchdringt und wie ein Dieb wieder stiehlt, was er als ein ehrlicher Mann gab. Es ist wenig Redlichkeit zwischen den Bürgern und dem Staat; zu welcher Entwürdigung dies führt, ist begreiflich. So im gemeinen Diebssinn genießen die meisten Menschen jetzt das Leben und seine Güter, ohne das Gefühl, daß, was einer hat, allen gehöre und alle es mitgenießen sollten. Weil sie dabei immer noch fühlen müssen, daß ihnen bei aller Arbeit doch kein Menschengenuß kömmt, sondern nur wie des Tigers, der seinen Rachen voll hat, so haben sie eben keinen freudigen Arbeitssinn, sondern die meisten sind faul, gehen wie Sklaven darum hin und bürden sie gern andern auf, suchen aber destomehr zu genießen: die schlimmste Erscheinung der entarteten Menschheit.

Menschensinn ist hierin nicht, ja selbst der Bürgersinn ist hiebei unmöglich. Wo gemein-

schaftliche Freude und Genuß die Menschengesellschaft nicht mehr verbindet, da wächst nichts aus dem Innern wie Eine Blüthe des Strebens und Wollens hervor, sondern alles geht nach außen. Je weiter nach außen, desto weiter zum Nichts. Entbehrung und Armuth haßt dies Geschlecht wie die Pest, und wie die Dinge stehen, ist es die schlimmste Pest von allen. Wo die Kraft nicht mehr bedeutend werden kann unter lauter Schwächlingen und Gesindel, da macht man vergängliche Pepanze für ewige Werke und für menschliche Thaten, die auch ewig sind. — Die Angst vor dem Tode, wo kein Leben ist, vor dem Hunger, wo Armuth und Schande fast gleichbedeutend werden, quält sich selbst für die künftigen Geschlechter. Gold wird gesammelt, oft gestohlen von dem Bürger und vom Staat. Tugend steht nach Gold, reich und vornehm seyn ist edler, als tapfer und gütig seyn. Ist der Bauer ein Bürger, der Bürger ein Edelmann, der Edelmann ein Graf geworden — das sind die Höhen, die diese Menschheit erklimmen kann, das ist ihr edelstes Streben — alles hin zum Ari-

sto-

ſtokratismus, zur Verachtung der Menſchheit, zu dem leeren, hohlen Nichts. Beſſer ſeyn kann auch nicht, was man Humanität der Geſellſchaft nennt, worauf die jetzige Zeit ſich ſogar etwas einbildet — Verleugnung der Wahrheit, der Menſchentugenden, Entſagung der Kraft und Würde, damit alle Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ja ungeſtoßen durchgehe; immer das kahle Bewußtſeyn gegenwärtig, daß man etwas Eignes iſt und vorſtellt, nie das größte natürliche, daß man iſt.

Und die Geſelligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich nach Vergnügungen jagt der Menſch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Luſtbarkeiten ſo viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch ſelbſt der Barbar herrlicher iſt, als ein flaches, ſtrohenes Geſchlecht. Zuſammen ſind die Menſchen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengeſinnung und Eitelkeit. Deswegen iſt die gewöhnliche Geſelligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie ſollte es nicht? denn geitzig und kümmerlich mit mancherlei Aengſten und kleinen Abſichten kommen

ſie zu dem, was ſie ihre Vergnügungen nennen. So iſt die Luſt lange todt und die Unſchuld zu Grabe getragen, ehe ſie unter den Leuten erſchienen iſt. Nichts karakteriſirt die völlige Abſterbung des Naturtriebes und der Selbſtkraft beſſer, als die Jugend. Geſchieht das am grünen Holz, was ſoll am dürren werden? Da iſt alles Friſche und Muthige ſtumm, was ſonſt kühn hervorbrach im Guten und Böſen. Eine Zucht ſchon bei Knaben, welche die wahre Unzucht iſt, weil die ſchwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt ſtirbt. Die Jünglinge bei aller Queckſilbrigkeit der Zungen und Füße, verkümmerte Greiſe mit zwanzig, vier und zwanzig Jahren. Es iſt ein entſetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden iſt. Kann man dem Menſchen nicht anſehen, daß er ewige Jugend bewahrt, ſo muß man ihm doch anſehen können, daß er älter werden kann. Dieſe ſind ſchon alt gebohren.

Was die Jetzigen als Bildung und Humanität in der Geſellſchaft an ſich rühmen, das rühmen ſie wohl als Stille und Zucht im Staa-

te, und ſchelten die Generation vor ihnen barbariſch. Auch hier iſt nichts Braves. Ohne Widerſtand, ohne verſtändige Worte der Freiheit und Männlichkeit, die ſelbſt zu Fürſtenohren dringen würden, tragen ſie den üthig mit Eſelsgeduld und ſchleppen ſich verdroſſen und brummend weiter. Aber iſt der Wächter nicht da, wo bleiben die Säcke? Dies Geſchlecht gehorcht nicht aus Gehorſam gegen Geſetze, denn da muß man ein Geſetz achten, es gehorcht nur, ſo lange es muß. Feig und ſchelmiſch aber umſchleicht es ſie, wo es kann und wohin die Strafe nicht reicht.

Weil kein edler Trieb, kein kühner Sinn durch die Bruſt geht, ſo fehlt es den Trieben an Haltung, und Eitelkeit, das Kind des Mangels, iſt die Herrin des armen Lebens. Sie liebt den Wechſel, den Geſellen des Nichtigen. Nie hat daher die Mode geherrſcht wie jetzt; ſchneller und vorübergehender, je ärmer wir werden. Wie ſtaune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meiner Erinnerung zurückdenke! Was damals im Schritt ging, geht jetzt im Galopp. Geht von den Flittern eurer

Schuhe, von den Titusköpfen eurer Stutzer und den Mäffen eurer Damen bis zu den Konstitutionen und Schlachten der letzten Jahre und ihr verstehet mich.

So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Fantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Völker hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sklav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit wiederspiegelt.

Und die Kunst, sie spielt ja mit den Bildern des Ewigen und Unvergänglichen, was sollte sie unter diesen Gesellen machen? Das

Schwächliche und Unzüchtige, was ihr nie ans gehörte, was man mit ihrem heiligen Namen nennt, das bedeutungslose Spiel mit den nichtigen Ephemeren und Göhen der Mode, der leere Klang des Augenblicks — das meint man für sie. Ihr Sinn ist unwiederbringlich unter dem Volke verloren. Es ist wunderbar, wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt, alles Frische verdorrt hat. In meiner Kindheit da wandelte noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Mährchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringste spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben; er ist ja klug und arm geworden wie die Vornehmen. Was von Kunst da ist, steht dieser Welt fremd und ist wie aus andern Welten und Zeiten. Ich sprach oben bei den Dichtern davon. Das Herrliche, was ja noch da ist, vergeht in der Blüthe ohne Freude und

ſtirbt früh, weil es nicht mit den Lebendigen leben kann. Mich dünkt, man fühlt dies bei nichts mehr als bei der Muſik. Sie iſt der rechte Klang und alſo auch wohl die rechte Kunſt der Menſchenſeele, und ſie ſollte alſo wohl nie anders werden können, als ſie geweſen iſt, wenn ſie anders je recht war. Wie lieb und fromm klingen uns die alten Weiſen und Lieder! wie gemüthlich und freundlich verwandt gehen ſie zum Herzen und geben ſo viel zu ſinnen und zu träumen! Aber hört das Neue. Haben die Menſchen keine Ohren mehr oder konnte ſelbſt dieſe Kunſt überkünſtlich werden?

Erſtarrung und Leerheit ſind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart und wo noch Bewegung iſt, da iſt doch keine Stätigkeit und Beſtändigkeit in ihr. Ei, ſpricht man, was du alles weißt. Iſt denn nicht Muth genug unter den Menſchen, nicht Verachtung des Todes genug? und du ſprichſt von Lebensangſt. Ich weiß, wohin man will. Aber ich ſehe nur Muth hie und da in Schlachten und eben auch nicht zuviel. Der Krieg aber iſt nur einer Krank-

helt gleich, einer Wuth der menſchlichen Natur, und nicht gern möchte ich das ganze Geſchlecht darnach richten laſſen. Muth heißt mir Ruhe und Beſonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und That ohne den Rückblick auf Geld und Ruhm. Das ſind andere Kämpfe und edlere, als die unter Trommeln und Pfeifen und vor Kanonenſchlünden. Manche hat die Zeit ſterben ſehen, wie ſie meinte, für edle Dinge, nicht ich. Die Menſchen ſind wie Miſſethäter oder Narren zum Schafott gegangen, nicht wie Menſchen. Als Berauſchte und Wahnwitzige ſprachen ſie im Schall prunkender Worte, was die Mannsthat nicht zu ſprechen bedarf.

Auch nenne man mir nicht den Enthuſiasmus der Zeitgenoſſen. Ich werde unten bei den Franzoſen mehr davon ſagen. Auf Pfützen werfen ſich am erſten Blaſen auf, aber die tiefen Ströme gehen ruhiger. Winde wehen und laſſen keine Spur, wilde Bergwaſſer brauſen und zerſtören nur. Wo die Menſchenkraft wirkt, will ich Schöpfung ſehen, denn zum Erſchaffen und Bilden iſt der Menſch auf Erden. Was

Hat eure Schwärmerei gethan, gewollt, wo ist sie geblieben? was thut, was will sie noch? Wo sie Verwilderung und Knechtschaft bringt, da war sie eine Schwäche, eine Krankheit, die mit dem Tode endigt. So sind alle Aeußerungen der Zeitgenossen, die edleren Aufwallungen gleich sieben. Es sind krampfhafte, ungesunde Zuckungen, welche die Unnatur und Ueberspannung verrathen. Man sollte nach manchen Zeichen glauben, kein Zeitalter habe mehr Religion gehabt, als dieses. Aber weil man sie nicht mehr hat, weil man mit der Ohnmacht nicht mehr zu dem hohen Himmel der Idee reichen kann, und für das heilige Gefühl und den stillen Dienst der Natur zu klug und zu schlecht ist, macht man sich Fantome, die man anstarrt, äfft sich mit Selbstbetrug und wird nicht weiser noch glücklicher, als man beim Ausgang war. Wie viele Mysterien und geheime Gesellschaften! welche Gaukelei mit Wortklängen und mystischen Empfindungen! welche Arbeit, den Leuten einzubilden, man sey heiliger und eingeweihter, als sie! Was soll man glauben? Nichts, denn nichts Göttliches wird daraus ge-

bohren. Der Trieb nach solchen Dingen beweist das Bedürfniß, das leere Spiel mit dem Heiligen die Wüstenei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenossen im Wahn, doch unten am Boden hält der Instinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann, als alle Lüge, das Wankende noch zusammen.

Die alten Völker.

Man zieht endlich die gewisseste Lehre aus der Geschichte, daß die Gegenwart sich nie von der Vergangenheit warnen läßt, daß die Völker durch Thorheiten und Unfälle früherer Zeit nicht klug werden. Ich habe Hier mit den Geschichten und Entwickelungen der alten Völker im Allgemeinen nichts zu thun, nur mit Einem Gesichtspunkte gehe ich durch die weite Länge von Jahrtausenden zurück. Ich will den Neueren eine Aehnlichkeit zeigen, woran man selten gedacht und noch seltener geglaubt hat. Man hat die alten und neuen Geschichten und Schicksale mehr getrennt von einander, als recht ist, und sich in die thörigte Sicherheit einwiegen lassen, als wenn in Europa nicht wieder geschehen könnte, was einmal geschah. Ich will einige Weltrevolutionen alter Zeit berühren, will versuchen zu zeigen, durch welche Begebenheiten und Künste Völker, deren Bil-

Univ.-Bibl. München

dung mit der unsrigen Aehnlichkeit hatte, stiegen oder sanken, durch welche List und Tapferkeit auf der einen, durch welche Trägheit und Zwietracht auf der andern Seite Herrschaft und Knechtschaft verdient ward. Ich will zugleich das Streben und die Gesinnung der Menschen in solchen merkwürdigen Wechseln schildern. Wird dann kein Spiegel daraus, worin die Jetzigen wahre Bilder sehen können, so habe ich etwas Vergebliches gethan.

Der Orient ist eine ganz eigne Welt für sich, und seine Dinge und Geschichten lassen sich wohl mit denen des Occidents vergleichen, aber sie geben wenige Berührungspunkte mit ihm; überdies haben wir über seine früheren Revolutionen und Begebenheiten nur kümmerliche Bruchstücke. Ich bleibe bei den drei Völkern stehen, die vor der neuen Epoche weltherrschend waren, bei den Persern, Griechen und Römern.

Die Perser sind mir keine Orientalen in orientalischer Bedeutung, sie gehören halb dem Occident an. Kleinasien, Armenien

Medien, Parthien, Hyrkanien, selbst das sehr südliche Persien im engern Sinn sind mit Griechenland, Italien und Hispanien Ein Land. Freilich die letzten von jenen liegen viel südlicher, aber hohe Gebirge, die mehrere Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, kriegen selbst den Süden zum Norden und in der ganzen Natur und im Menschen war und ist heute noch viel Aehnliches mit nördlichen Klimaten und Nationen. Zwar ein stiller und mystischer Geist des Orientalismus weht durch die Nähe schon über alle diese Länder, eine gewisse überfließende Fülle, ein üppiger Glanz des Lebens und der Kunst; aber wenn wir den wenigen Zeichen glauben, wo die Alten uns nichts vorlegen, wenn wir neuen europäischen Reisenden horchen, so lebt in jenen Bergländern auch jetzt immer noch abendländische Kraft und Tapferkeit, obgleich die Gewalt des Muhamedanismus ganz anders gewirkt hat.

Ich muß auch hier einmal aussprechen über die Perser, die Griechen haben uns von diesem edlen Volke entsetzliche Lügen gesagt. Durch Eitelkeit und Unwissenheit waren sie eben so we-

nig im Stande, als die Römer, von Fremden Wahrheit zu sagen. Ist es nicht arg, daß diese Hochgebildeten, deren bedeutende Staaten oft zwei, drei Jahre stehende Gesandschaften am Hofe des großen Königs hatten, die in Krieg und Frieden so mannigfaltig mit den Persern verbunden waren, uns von dem eigentlich Merkwürdigen dieses Volks so gut als nichts sagen, z. B. von ihrer Religion, von dem Innern ihrer Staatsverfassung, von von ihrer Bildung und ihren Sitten? Sie werfen, was am Hofe des Weltherrschers vielleicht erschien, bequem auf das ganze Volk und hüllen alles in die weiten Worte orientalische Ueppigkeit und Feigheit ein, womit sie nichts als ihre Dummheit und ihren Stolz beschreiben. Nein, es war gewiß ganz anders. Bei einem Volke, das von Feinden und Fremden immer nur das Schlimme meldet, ist das negative Stillschweigen etwas Positives. Ich halte hoch auf die Perser und ihren Karakter und werfe einige Winke hin zur Rettung ihrer Ehre. Auffallend ist es, daß in den griechischen Geschichten bei allem allge-

meinen Schelten dummer Verachtung durchaus faſt nichts Schlechtes und Niederträchtiges von der perſiſchen Nation erzählt wird. Die Griechen, indem ſie ihren Patriotismus und ihre Großthaten ausposaunen, erſcheinen doch, ſo tapfre Streiter ſie ſeyn mögen, immer als die Schelme und Betrüger und müſſen bei Schlachten und Verhandlungen oft unwillkührlich perſiſche Edelmuth rühmen. Ich möchte einmal Perſer leſen über Marathon und Plataä. Die griechiſchen Aufſchneidereien ſind handgreiflich. Groß waren die aſiatiſchen Heere gewiß, aber wenn man das Fünftel und Zehntel geht, hat man wohl die richtige Zahl. Es iſt unmöglich, beſonders bei der unvollkommenen Kriegskunſt und Verpflegung der alten Zeit, daß ſich ſo viele Hunderttauſende in dem kornarmen Lande unter dem Hämus und den Kambuniſchen Bergen füttern konnten. Eben ſo müſſen wir die Menge der Erſchlagenen verkleinern. Es bleibt für die Hellenen brav genug, diejenigen aus dem Lande geſchlagen zu haben, welche ſie zu unterjochen kamen. Der Perſer war ſchön von Geſtalt und ritterlich, was vom alten

Stamm noch übrig ist, gehört auch jetzt noch zum schönsten Menschenschlag; er war scharfsinnig, gewandt, gebildet, mild und freundlich gegen Fremde und Unterworfene. Persiens Provinzen blühten meistens in Wohlstand und waren nicht streng regiert. Man sieht bei den asiatischen Kriegen der Griechen und Perser gar keine Neigung derselben, lieber dem Bauer der Griechen zu folgen, die den Mund so voll hatten von Freiheit und Unabhängigkeit. Sie fühlten wohl, was das bedeutete, und die Griechen machten auf ihre Kosten eben solche Operationen, wie Bonaparte jetzt in Madrid, Amsterdam und Florenz; aber freilich der Name Freund und Bundsgenosse, den sie gaben, war nach ihrer Meinung mit keinem Golde zu bezahlen.

Was man in der Griechen Zeit Perser nannte, wenn man das herrschende Volk meinte, waren die Meder, Parther und Perser, welche die schöne Gebirgkette vom Kaukasus südlich hinab bis etwa dreißig Meilen vom persischen Meer bewohnten, ungefähr in der Strecke vom jetzigen Tiflis bis Schiras. Das

Hauptvolk in der frühern Perserepoche waren die Meder, der Persername ward nur der allgemeine, weil eine persische Dynastie regierte. Nach den Ueberlieferungen und Geschichten der Alten war in diesen Ländern von frühe her, als die Despotien Assyriens und Babylons lange gewesen, untergegangen und neu entstanden waren, eine gesetzliche europäische Verfassung gewesen. Gebirgsvölker sind tapfer und trotzig und lieben die Freiheit. Angriffe der mächtigen Staaten umher gaben endlich den nördlichen Volksstämmen einen medischen, den südlichen einen persischen König. Dies waren aber keine orientalischen Despoten, sondern durch Sitte, Religion und Gesetz eingeschränkte Monarchen. Dies wissen wir aus manchen Annalen und Berichten der spätern Zeit, dies lernen wir von Xenophon, der die persischen Dinge sehr gut kennen konnte. Immer mag seine Cyropädie ein Prinzenspiegel und ein schöner Roman seyn, er war ein zu geschreuter Mann, als daß er die Scene bei einem Volke gesetzt hätte, wo der Sitz des Despotismus war, was alle Griechen seiner Zeit wissen konnten.

ten. Selbſt in den nächſten Jahrhunderten nach Cyrus, als die Herrlichkeit des Perſerſtaates durch Luxus und Seraikregierungen zu zerfließen anfing, waren doch orientaliſche Gewaltſtreiche nicht orientaliſche Regel; nicht des Sultans Wort, das Geſetz richtete die Prinzen und Statthalter. Und wäre ſelbſt da etwas Orientaliſches geſchehen, beweiſt dies denn immer den Sklavenſinn und die Sklavenverfaſſung des Volks? Die Merovinger wurden Seraikönige, die Burboniden in Madrid und Neapel ſind es, in Paris hat ein neuer Sultan orientaliſche Gerichte und Hinrichtungen gehalten.

Viel Schönes hatte dies Volk, was es von Deſpotenvölkern auszeichnet. Seine Religion — welche erhabene Erſcheinung im Orient! ſeine Magier, welche wirklich heilige und ehrwürdige Prieſter! Den geheimen Geiſt der Natur, welcher unſichtbar durch das Ganze wandelt und es erhält, beteten ſie im Symbol des zarteſten, feinſten und ſchnellſten Lebens, des Lichtes, an. Aber dies war nicht bloß Sublimation der Idee im Geiſte, es war Heilig-

keit und Reinheit im Leben. Die Magier waren eine geheiligte und erhabene Klasse im Meder- und Perservolke, aber sie waren nicht abergläubische Priester, sondern auch die Männer, Richter, Züchtiger des Volks. Wir haben wenig Worte über sie bei den Alten, der Franzose Anquetil, die Engländer in Kalkutta haben in den letzten vierzig Jahren ihr Andenken wieder lebendiger gemacht. Die Sache ist im Streit, aber alt und wahr scheinen die Grundzüge des Zendovest zu seyn. Welche Vergeistigung des Lebens, welche zarte und fromme Würdigung der Natur, welche liebende Sorgfalt für alles Lebendige, welche Reinheit und Unschuld der Sitten, welche Ehre des Ackerbaues und Fleißes! und alles dies Eines Ziels und Einer Sorge, die geistigen Lehren im Leben einfältig und begreiflich zu machen. Dies ist etwas, was einmal gewesen ist und unter Menschen gelebt hat. Solches konnte der kalte und trockene Anquetil nicht dichten, solches konnten die elenden Flüchtlinge der Gebirge, die etwas Aehnliches nicht haben, nicht als das Ihrige erfinden.

Ich komme zu meinem Zwecke. Wie entstand die persische Monarchie? Man hat in den neueren Zeiten sehr leichte Erklärungen, indem man den Knoten durchhaut. Die rauhen und barbarischen Völker sind die Sieger, weil sie wild und stark sind, die gebildeten gehorchen, weil sie verweichlicht sind, und lassen sich geduldig zusammenhauen und zusammentreten. So hat man das Phänomen der Monarchie des Cyrus, so die spätere Weltstürmerei von Dschingis und Timur erklärt. Aber nur Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit macht solche Allgemeinsätze. Barbaren und Gebildete sind aufs Höchste genommen gleich. Was der Barbar an physischer Wuth und Stärke hat, das hat der Gebildete an Hülfsmitteln, Maschinen, Waffen. Es müssen andere Gründe seyn, daß er sie nicht gebrauchen will oder kann; andre Namen, die in der Geschichte gewöhnlich verschwinden, und andre Begebenheiten haben Trümmer und Vorarbeiten gemacht. Man fange die Macedonier mit Alexander an ohne Philipp, man stelle Bonaparte ohne die Revolution hin, so versteht man mich. Sagen erzählen, wo-

durch die Persermonarchie ward, die Geschichte zeigt, wodurch sie fiel.

Es war in dem Jahrhundert vor Cyrus eine Völkerjagd in Nordasien, welche die Vorarbeit machte. In jenem weiten Scythien über und jenseits dem schwarzen und kaspischen Meere waren Revolutionen, welche neue Barbaren gegen Westen und Süden trieben, wie später Hunnen, Ungern, Mongolen, Türken. Die Scythen rauften sich mit den Cimmeriern, die in der Angst über Hals und Kopf flohen und erst nach einigen hundert Meilen Weges still standen. Ein Theil der Cimmerier lief in dieser Angst durch die Pässe des Kaukasus und rettete sich in die festen und fruchtbaren Gebirge Kleinasiens. Die Scythen — Gott weiß, was für ein Volk — folgten nach mit dem Schwerdt in der Hand über das Gebirge und kamen südlich und westlich in ein schönes Land, das ihnen gefiel. Andre rückten nach und über ein Vierteljahrhundert weideten sie als die Herren von Halys und Kaukasus bis nach Syrien, bis sie endlich eben so aus der Geschichte verschwinden, als sie kamen. Asien ward un-

bewehrt von diesen Wilden überfallen. Die Meder im Norden waren noch unbedeutend, eben so die Perser weiter südwärts, die Völkerschaften neben ihnen wohnten noch frei und unabhängig sowohl östlich als westlich in Kleinasien bis an die kleinen Reiche der Lydier und Phrygier, im Süden die Staaten von Syrien und Babylon entnervt und durch lange blutige Eroberungskriege mit den Syrern, Phöniciern, Juden und Aegyptern geschwächt, damals schon im völligen Sinken. So konnte der wilde Barbarenhaufe frei fortströmen und mit dem Schwerdt in der Hand gebieten, weil kein großer Staat da war und keine Verbindung gemeinschaftlichen Widerstandes zusammen kommen konnte. Wie sie plünderten und wütheten, kann man aus asiatischen und mongolischen Nomadenzügen wissen. So saßen sie acht und zwanzig Jahre in Südasien. Die Ebenen von Kleinasien und Mesopotamien litten sicher am meisten, denn dies war Boden für Nomaden. Die Gebirgvölker kamen wohl leidlicher davon, gehorchten und bezahlten Tribut, bis sie ihren Vor-

theil erfahen, aus ihren Bergen herabfielen und die rohen Gesellen erschlugen oder über den Kaukasus zurückjagten. Dies wird ausdrücklich von den Medern erzählt; ein Beweis, daß diese in der Sicherheit der Berge ganz geblieben waren, und zugleich, daß rohe Nomaden nur da Staaten stiften, wo keine mehr sind.

Etwa funfzig Jahre nach dieser Epoche erschienen die Meder und Perser als Eine Nation und der Perser Cyrus als ihr König. Die meisten Alten lassen die Perser die Meder überwinden und zum ersten Staat ihrer weiten Herrschaft machen. Dies ist mir kaum glaublich und Xenophons Roman scheint mir hier historischer, als die Geschichte, die von Cyrus noch so sehr Roman ist. Wir finden die Perser und Meder unter Cyrus sogleich als Ein Volk zu gemeinschaftlichen Eroberungen und Herrschaft verbunden, das Medische und Persische eng in einander geflochten, gleich geltend, gleich geehrt, gleich gebietend. Dies war nicht die Weise eines siegenden Volks mit dem Besiegten in jener Zeit, ist es in der unsrigen noch nicht.

Das Wahrſcheinlichſte iſt alſo, daß durch alte Verwandſchaft oder neue Verbindungen die beiden Völker Eins wurden. Mit dieſen tapfern energiſchen Bergvölkern begann Cyrus ſeine Laufbahn und war in dreißig Jahren Herr von Südweſtaſien bis an den Nil und Helleſpont; ſein Nachfolger unterjochte noch Aegypten. Die Arbeit war jetzt leicht. Aſſyrien war ſchon früher unter die Meder gefallen; die Blüthe und Volksmenge der ſchönen Ebenen Kleinaſiens und Meſopotamiens war durch die Scythen zerſtört, das folgende Geſchlecht durch Elend und Sklaverei erniedrigt; nur in die Städte hatten ſich noch Wohlſtand und Menſchen gerettet und dieſe hielten auch allein den Sieger auf. Kein Bund hielt die Bedrohten gegen den gemeinſchaftlichen Feind zuſammen. Die Monarchien von Lydien und Babylon fielen zuerſt, Syrien und Paläſtina waren ſeit lange ſchon Sklavenländer und brauchten nur in Empfang genommen zu werden. Sie gehorchten dem milden Sieger lieber, als ihren vorigen Tyrannen. Aber in den Bergen Kleinaſiens wohnten noch ganze und ſtreitbare Völkerſchaf-

ten. Die sind die Gebirgvölker am schwarzen Meer im Pontus und Paphlagonien bezwungen, kaum die des Taurus in Lykaonien, Isaurien, Cilicien. Sie gehorchten den Persern nur, wann sie wollten; so später den Römern, Griechen, Türken. Mit den unbezwungenen südlich und östlich am kaspischen Meer war langer Kampf, den Cyrus nicht vollendete. Die Eroberer, einmal in Bewegung, wälzten die unterjochten Völkerschwärme mit, um neue zu bezwingen. Aegypten ward unterjocht, Europa unglücklich bestürmt; dann ließen die Enkel der Eroberer sich gefallen zu genießen, wofür die Väter gearbeitet hatten.

Die Perser ruhten und verdarben sich, spricht man. Das finde ich nicht ganz. Sie herrschten mild über die Bezwungenen und ihre asiatischen Statthalter kauften die griechischen Tugenden und hielten das schlimme, gerührige Volk bei sich selbst in Athem, um an ihren Gränzen Ruhe zu haben. Nicht die Sitten, sondern die Einrichtungen dieses Volks hatten Schuld an dem Sturz des Staats. Man hatte nicht die kleine List, mit Gewalt die Besieg-

ten den Siegern an Sprache, Sitten und Gesetzen gleich zu machen, man kannte noch nicht das Aussaugungssystem der spätern Römer, wodurch alles wenigstens gleich elend und schlecht ward. Das Sorglosseste war aber das Militärsystem der Perser und dadurch fiel ihre Monarchie. Der Heerhaufen war wie zur Zeit der Eroberer. Kein gemeinschaftlicher Geist, keine gemeinschaftliche Uebungen, keine Gleichheit der Bewaffnung, keine Einheit der Sprache und des Befehls. Es war noch zweihundert Jahre nach Cyrus ein barbarisches Gemisch von zwanzig bis vierzig Heeren, so viel als Nationen bei'm Aufgebot zuzogen. Es war voraus, zusehen, daß ein Heer, doppelt so groß, als das größte dieser einzelnen, mit frischem Muthe, herrlich durch Uebung und Geist und durch das Glück und Vertrauen des Anführers leicht siegen und auflösen würde, was nie zusammenhing, sondern nur zusammenzuhängen schien.

Die Griechen. Man wandelt mit einer heiligen Wehmuth über die Ruinen dieses Volks, denn seine Erinnerungen sind die Erinnerungen des herrlichsten Lebens und der lieb-

lichsten Naturblüthe, die jemals in Geschlechten aufgegangen sind. Es ist einem der menschliche Wunsch der Täuschung zu vergeben, daß ein solches Volk nie untergegangen seyn möchte. Aber erhebt sich aus der sinnvollen Wehmuth der Gedanke, so muß der Wunsch zurückfliehen; denn das Unmenschliche muß vergehen. Es ist in den trefflichen Geschichten dieses genialischen Volkes, besonders in den Ansichten und Urtheilen der Neueren darüber Viel aufzuräumen. Man hat sich das Zeitalter und den allgemeinen Sinn desselben selten deutlich gemacht und urtheilt und verurtheilt einseitig, ohne zu wissen was. Hätte man es da doch lieber wie die Alten gemacht und bloß erzählt, was sich begab und geschah, so lange man den Grund desselben nicht begriff. Wunderbareres begegnet einem nie, als die verschiedenen Urtheile über diese Nation anzuhören. Einige machen sie nicht nur zu dem genialischesten und künstlerischesten Volke, was sie waren, sondern auch zu dem gerechtesten, freiesten und glücklichsten. Andere finden in ihnen freilich viel Witz, Gewandheit und Tapferkeit, aber sonst nichts als

Schelmerei, Nichtswürdigkeit und Kleinlichkeit bis auf Alexander. Zwar mit ihrer Kunst sind sie leidlich zufrieden, was sie aber in Wissenschaften gethan haben sollen, sey unbedeutend und ihre Kazikken- und Reichsstädtetumulte und Geschichten ihnen so wichtig nachzuerzählen, sey eben so ärgerlich, als albern. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Herren haben auf beiden Seiten Recht, nemlich wie sie die Dinge sehen und schätzen. Für das richtige Sehen so genauer Dinge haben wenige Menschen Augen und die Brillen sind ja viel später erst in Florenz erfunden, also keine alte Brillen übrig aufzusetzen. Hier scheinen unendliche Widersprüche, auch wenn man dies Volk im besonnensten betrachtet. In unserer Zeit würde nicht mehr möglich seyn, was damals wirklich neben einander bestand. Die Parteien werden sich näher kommen, wenn sie Verstand begreifen.

Haltung, Heiterkeit, fröhlichen und genialischen Sinn gab das Klima. Dieses und das Glück brachten dem Volke einen freundlichen Kultus, leichte Sitten, freie Verfassun-

gen. Es war eine jugendliche Zeit, der Mensch hatte alle Kraft und Kühnheit noch unzerschnitten beisammen, war noch ganz in der Fülle des Lebens, der Gottheit und Natur. Es war wirklich irdisch lebendig da, was er in der Kunst als leuchtende himmlische Bilder über das Leben empor stellte. Jeder Trieb selbst im üppigsten Genuß war unschuldig, die Natur heiligte ihn, so lange die Kraft da war. Wären die Menschen Sünder und Buben gewesen mit unsern Gefühlen, wie hätte solche Majestät, Einfalt und Unschuld in ihre Worte und Werke kommen können? Klein war ihre Geschichte, wenn man nach Meilen misset, wie unsere neuen Herren gewöhnlich thun. Wahrlich nach diesem Maaße sind die Kalmucken eines der herrlichsten Völker und die Russen die größte und merkwürdigste von allen jetzigen Nationen. Nein, die griechischen Geschichten gehören der ganzen Erde an, weil sie bildend über die ganze Erde gegangen sind. Die Schlacht von Marathon, die Kämpfe bei Leuktra und Chäronea werden noch jetzt von Petersburg bis Lissabon nicht bloß mit Theilnahme und Bewun-

derung geleſen, ſondern in allen ihren Wirkungen gefühlt. Von hieraus iſt das Geſetz, die Religion, die Philoſophie, die Kunſt in das finſtere Abendland übergegangen, von hieraus haben die höchſten Ideen des Staats und der Geſetzgebung ſich ergoſſen, wie die ſüßeſten Empfindungen und Spiele der Freude und Liebe. Dadurch iſt die Geſchichte dieſer kleinen Reichsſtädte und Kaziken, wie Herr Schlözer ſie nennt, ewig groß, aber ſie iſt größer durch ſich ſelbſt. Sie iſt bis jetzt faſt die einzige Geſchichte, die wir haben. Lies Herodot, Xenophon, Thucydides. Wie ſtill und ſinnvoll geht die Zeit vor Dir vorüber! wie iſt alles jung, einfältig, mächtig, lebendig! Das ganze Leben jener Zeit und ſeine Bedeutung faſſet man ohne Geſchwätz und Urtheil auf, es iſt wie eine ſchöne Dichtung, aber das Wirkliche und Menſchliche geht leibhaftig daraus hervor, wie der ſtille, durchſichtige Strom in ſeinem klaren Spiegel alle Blumen, Bäume und Berge ſeiner Ufer zeigt. Hätten die Griechen auch nur für Attika, den Peloponnes und die Inſeln gelebt, doch würde ihre Geſchichte durch

die Darstellung Weltgeschichte seyn. Wer sich mit Franken, Slaven und Mongolen zu viel zu thun macht und durch die Wüste ihrer Priestermährchen und Kronikenaufschneidereien geht, dem begegnet es wohl endlich, daß er gar nicht mehr weiß, was Geschichte ist und was wir damit wollen.

Aber diejenigen, welche meinen, daß die Griechen nicht bloß die genialischesten, sondern auch die gerechtesten, freiesten und glücklichsten waren, irren eben so sehr als diejenigen, welche sie zu einem Abschaum des Menschengeschlechts, zu einem schlauen, unruhigen, meuterischen Schurkengesindel erniedrigen. Das waren sie nicht in ihrer schöneren Zeit, sie wurden es in der Sklaverei und sind es zum Theil noch; aber leider solches kann jedem Volke begegnen. Ich will die Wahrheit sagen. In dem gewöhnlichen Thun und Treiben nach unserm christlichen Gewissen waren die Griechen eben nicht besser, als die meisten Völker, ja sie waren wohl schlechter, als manche: ein leichtfertiges, lustiges, wankelmüthiges, schmeichlerisches, oft betrügerisches Volk. Aber die

tapfer für die Freiheit fochten, die edle Gesetze erfanden, die die Künste zu einer bis dahin unerreichten Majestät hinaustrugen, es konnten solche elende Böswichter nicht seyn, als ihre Feinde sie machen. Ein Haufe von Böswichtern hat sich wohl einige Jahre, aber nicht Jahrhunderte in einem ordentlichen Staat erhalten können. Böswichter haben sich wohl tapfer um die Haut geschlagen, aber nie haben sie etwas Schönes und Allgemeines hervorgebracht. Der ganze Streit über die Griechen entspringt aus der Verwechselung der Zeiten. Man richtet sie so oft nach dem Maaß der neuen christlichen Welt; das ist unrecht, dies Maaß liegt hinter ihrer Zeit: die jetzigen Griechen stelle daran und schelte sie, wenn sie nicht bestehen. Ich komme auf das Vorige zurück. Aus freiem Genuß des Lebens, aus üppiger Uebung der Kraft hatte der Mensch noch kein Arges, es war die Herrschaft der Natur; dem Starken diente der Schwache, dem Glücklichen der Unglückliche, ohne daß der Starke und Glückliche weiter etwas dabei dachte. Er selbst stand unter der ewigen Noth-

wendigkeit und ſtellte den Unglücklichen darunter, ohne deswegen an ſich ſelbſt zu appelliren und ſich zu fragen, ob er nicht auch Verdängniß ſeyn könne. Gefühl allgemeiner Gleichheit des Geſchlechts und ſeiner Würde, Sympathie mit allem Lebendigen kam erſt mit der Schwäche und der Sünde, eine Epoche, die das Chriſtenthum beginnt. Wer wagt es, Sokrates, Plato, Ariſtoteles, die edelſten, weiſeſten und liebenswürdigſten der Menſchen, für gefährliche Gleisner und Böſewichter zu erklären? So hoch und ſo tief dieſe Männer drangen, ſo ſteigen ſie doch in der Anſicht des irdiſchen Menſchen ſelten über den Bürger hinaus. Freiheit ward bei ihnen durch Sklaverei genährt und erhalten. Der Menſch ward kosmiſch bloß als Bürger und Mittel eines herrlichen Staatszuſtandes geachtet. Künſtlich die Geburten hindern, wenn der Menſchen für die Gränzen des Staats zu viele zu werden drohen, die Kinder ausſetzen, die Krüppel tödten, darüber ſprachen ſie eben ſo kalt, als wir über den beſten Pflug oder Reiſewagen. So kosmiſch beurtheilten ſie alle phyſiſchen und teufliſchen

chen Genüße, bloß das Unmäßige war ihnen Untugend. Sind wir denn nicht verrückt, sie nach einem Sinn zu richten, der erst für das künftige Weltalter gehörte, und ihnen Tugenden und Laster aufheften zu wollen, die ihre Zeit noch nicht kannte? Das Ganze wird durch einige Worte über ihre Republiken deutlich.

Nur still, ihr, die mit griechischer Freiheit lauter seyd, als recht ist! das könnte euch übel genommen werden, denn Republiken sind wieder unmodisch geworden, und man darf sie nicht rühmen; überdies seyd ihr auch im Irrthum, denn ähnliche Republiken existiren noch in den großen Staaten als der Abscheu der jetzigen Zeit. Wir müssen nie wünschen, daß solche Freistaaten, wie die von Athen, Lacedämon und Syrakus, wieder aufleben; sie würden das entsetzlichste Unglück des Menschengeschlechts seyn. Die Sache am kürzesten ausgesprochen: alle Staaten des Griechenlandes, sie mögen sich Demokratien oder Aristokratien nennen, waren die fürchterlichsten Aristokratien. Der zwanzigste, niedrigste der zehnte Theil der Bewohner eines Landes waren zu den Thieren erniedrigte Sklaven, damit

der kleine Rest edel und frei seyn konnte. So stilisirten sich die Berner und Venediger Hochmögenden und Nobili das Volk von Bern und Venedig, so konnte eine Schaar von Landjunkern, die ihre Leibeigenen wie Bestien schinden und schänden dürfen, sich freie Bürger nennen. Man kennt das traurige Schicksal der armen Provinzialen, die den reißenden Thieren Spartas unterworfen waren: Heloten und Messenier, unglückliche Lastthiere, welche den Acker und die Bergwerke bearbeiteten, die Schiffe ruderten, in der Noth zuweilen gar für die Tyrannen mitfochten, welche man zu Tausenden niederhieb, wenn ihre Mannszahl zu stark ward, oder welchen Tod gar Lohn der Tapferkeit ward, mit welcher sie für ihre Tyrannen fochten, welchen diese Tugend Schrecken brachte — auf welche man in gewissen Zeiten und Distrikten Jagd machte, damit die freie Jugend ohne Gefahr eine wahre Kriegsübung hätte. Lies Xenophon, den Freund des Agesilaus und der Sparter, welcher ihr häßliches Bild mildert, wie er kann. Der Stock des Herrschervolkes in Lacedämon war durch die ewigen Mordkriege sehr eingeschmolzen,

und dieſe nannten ſich in einem ächten Adelsſinn ὁμοιοι, (Pares Franciae) die Pärs. Dies waren die Hochgebietenden, mit eingeſchränkten Rechten folgten die ὑπομειονες und νεοδαμωδεις, welche die Gränze der Sklaven machten. Und was thaten dieſe freien Rothröcke? Künſte waren verboten, Arbeiten ſchimpflich. Sie aßen, ſie tranken, ſchliefen bei ihren Weibern, gingen in den Krieg oder auf die Jagd, übten ſich in den Waffen, ſchwammen im Eurotas, tanzten und feſteten oder plünderten und ſchoſſen Heloten. Nicht ſo ſchlimm war es freilich in andern Staaten, wo Kunſt, Luxus und Lebensanmuth die Menſchen milder machte. Da hatte die Sklavenmenge oft ein beſſeres Loos, wie z. B. in Athen, Epheſus, Korinth. Es war dies der Geiſt aller griechiſchen Staaten und aller freien Staaten des Alterthums überhaupt. Damit einige Bürger, etwa 10000 oder 20000 Männer, ohne drückende Arbeit, Noth und Zerſtreuung wären, damit ſie allein in Waffen, in freien Künſten und Uebungen jeder Art, in Beredſamkeit und Demagogie ſich bildeten, damit ſolche glückliche Faulheit ſchöne Leiber und

Geister erzeugte, darum war der unglückliche große Menschenhaufe in tiefster Schmach erniedrigt. Selbst in ihrer Theorie d. Verfassungen und Gesetze verleugnen die scharfsinnigsten Köpfe diese Ansicht nicht. Ich schließe mit allen Feinden des Griechenthums: Gott wolle uns ewig vor solcher Freiheit und Gleichheit und vor solchen Republiken bewahren! aber ich sage nicht, daß alle diese freien Herren und Pärs von Sparta, Syrakus und Byzanz verruchte und reißende Thiere waren.

Ich komme, wohin ich wollte. Bei solcher Entwürdigung des Geschlechts und bei der abscheulichsten Schändung der Menschheit konnten die Freien Tugenden und Menschlichkeit haben und hatten sie. Der Weltsinn der damaligen Zeit, wovon ich eben sprach, macht dies begreiflich. Jede neuere Nation, die sich nur etwas Aehnliches erlaubt hat oder erlaubt hätte, ist und wäre unwiderbringlich selbst erniedrigt und geschändet. Keine Hoheit der Idee, kein Adel des Gefühls, keine Kühnheit im Leben, kein Sinn in der Kunst würde je bei solchen sich

finden. Das war es, das ganze Geschlecht gehörte damals noch nicht zusammen durch Gemeinschaft des Elends und der Erlösung, es gab noch kein Gesetz über dem Bürgergesetz, noch keine Kraft über der Naturkraft. So konnten Größe, Majestät, Kunst und Freiheit auf der einen Seite, Schmach, Sklaverei, Gefühllosigkeit und Feigheit auf der andern ruhig neben einander hingehen, ohne sich die Wege zu verwirren. So sind die griechischen Räthsel auflösbar. Ich habe nur darauf hingewiesen.

Die Geschichte der Griechen also ist groß durch Werke und Thaten, größer durch die Schreiber, aber sie ist auch interessant und bedeutungsvoll durch ihr Schicksal und durch die wunderbare Aehnlichkeit und Berührung, die sie mit der neuesten Zeit und mit meinem Vaterlande hat. Thucydides und Xenophon sind die besten Kommentatoren über die großen und kleinen Republiken, über die Konstitutionen vom ersten und dritten Jahre, die einander schneller gefolgt sind, als die Geburt von Säuglingen, Athen und Lacedämon im Kampf um die Herrs

ſchaft, die andern kleinen Staaten und Landſchaften, Partheinehmend, Freunde und Bundesgenoſſen. Wo Athen ſiegte, Demokratiſirung, Verjagung der alten Familien, Gleichheit und Freiheit auf den Gaſſen ausgeſchrien — wohin Spartas Glück drang, alles ariſtokratiſirt und wenige hochmögende Familien unter dem Namen Volk eingeſetzt. Was Partheiwuth und Haß, blutige Feigheit und herrſchſüchtige Luſt Scheuſslichſtes hervorbringen kann, ſah man damals wie jetzt — eben die ſchnellen Wechſel der Verfaſſungen unter Strömen von Blut, eben die herrlichen Worte, eben den ſchnöden Handel mit der Freiheit; denn auch damals mußten die Schwachen ſich bedanken und ihr Geld noch obenein geben. So zerrieben und zerarbeiteten die Griechen einander ſelbſt und hielten das politiſche und tapfere Leben friſch. Die Perſer ſpielten dazwiſchen und ſäeten durch Gold immer neue Zwietracht und verlängerten die alte, damit das ganze Volk nicht Eins wurde gegen ſeinen alten Feind, und dies gelang ihnen beinahe 150 Jahre.

Die griechischen Staaten fingen an zu verfallen, die alten Konstitutionen Lykurgs, Solons und Pythagoras waren lange durchbrochen, die Sitten und Tugenden der Väter vergessen, der gemeinschaftliche Patriotismus für alles Hellenische, der selbst in den inneren Kämpfen der kleinen Staaten lange lebendig blieb, war nun todt. Die Kriege unter Perikles, Lysander, Agesilaus und Epaminondas waren dem ganzen Volke verderblich geworden; sie hatten in den besseren Staaten den Urstamm fast ausgerottet, wodurch Verfassung und Religion mächtig geblieben war. Man hatte schon aus allen Nationen die Bürger rekrutiren müssen. Dies gab ein entartetes Volk von Halblingen, welches das frühere Geschlecht nicht ersetzen konnte. Unter diesen Umständen trat ein Volk von Halbgriechen aus den nördlichen Bergen frisch und streitlustig hervor; die List, Beharrlichkeit und Tapferkeit Eines Mannes, des Königs Philipp, machte die Macedonier groß. Er war als Geißel nach Theben geschickt, bekam dort griechische Bildung und Künste, wodurch er seine muthigen Barbaren und die kräftigen Illyrier, Epiroten und

Thracier, welche bezwungen ſeine Trabanten wurden, leicht zu Siegern der entzweiten und entkräfteten Griechen machte. Sein großer Sohn züchtigte die Abtrünnigen und führte das Volk gegen die Perſer. Die Eine Schlacht am Granikus gewann ihm alles, Aſien mußte ihm den Krieg führen helfen. Sklavenvölker gehorchen dem Herrſcher. Er focht bald mit gleichen Kräften gegen die Perſer, und in wenig Jahren waren die Griechen die großen Weltbeherrſcher. Die Römer konnten ihr Gebiet damals noch mit einigen Tagereiſen zu beiden Seiten der Tiber ausmeſſen. Er ſtarb mitten im Glanz weiter Herrſchaft und weiterer Entwürfe, und ließ die Welt in Trümmern unter ſich liegen. Etwas über zwanzig Jahre kämpften ſeine Heerführer um den Beſitz ſeiner weiten Länder und die Demagogen in Athen, Theben und Korinth krächzeten wieder von Freiheit und Gleichheit, dann ordneten ſich die einzelnen Theile der neugriechiſchen Welt, und mehrere Monarchien entſtanden neben den traurigen Ruinen der alten Republiken.

Ich ſchreibe hier keine Geſchichte der griechiſchen Staaten. Ihre Entſtehung war zufällig, aber ihr Untergang und der Untergang aller griechiſchen Selbſtſtändigkeit iſt lehrreich für unſere Zeit. Die Griechen waren in mancher Hinſicht den jetzigen Teutſchen zu vergleichen. Sie waren ein weit herrſchendes, mit ihrer Sprache, ihrer Kunſt und ihren Kolonien ein weit verbreitetes Volk. Zwar ſeit Alexanders Tode hielt ſie kein gemeinſchaftliches Staatsband, aber Handel und nahe Verbindung auch der entfernten Staaten durch das Mittelmeer, die Erinnerung gemeinſchaftlichen Stamms und gleicher Abkunft von den Helden und Kriegern des großen Alexanders, der Stolz des Griechennamens, der ſie von Barbaren abſonderte, vorzüglich Gleichheit der Kultur und Sprache webte ein gewiſſes unſichtbares Band zwiſchen ſie, und endlich kam vom Weſten her über das adriatiſche Meer die gemeinſchaftliche Gefahr, die ſie noch feſter hätte zuſammenziehen ſollen. Nicht die Taktik, Tapferkeit und Zahl römiſcher Heere verdarb ſie, ſondern eigene Zwietracht und Eiferſucht. Wer hätte es geahndet, daß das kleine Römervolk,

das eben noch seinen Hannibal in Italien gehabt hatte, bald Macedonien und Asien unter seine Sklavenländer zählen würde? Wir sehen Aehnliches und glauben es nicht.

Die mächtigsten Staaten der Griechen, ausser den östlichsten, die uns hier nichts angehen, waren der syrischasiatische, der ägyptische, der macedonische, und in Kleinasien neben mehreren ganz unbedeutenden der pergamische. Von den alten Freistaaten waren nur noch die Spartier etwas, einzelne vormalige Koloniestädte, z. B. Byzanz und Rhodus, waren seit dem Verfall der alten Seemächte durch Handel bedeutend geworden, die alten geschwächten Staaten aber in Südgriechenland und im Peloponnes gehorchten bald den macedonischen Königen, bald bildeten sie eigene Verbindungen, die eine Art von Unabhängigkeit zu behaupten suchten. Solche Bunde aus Städten und kleinen Völkerschaften war der äolische und achäische Bund, die unter dem Titel von Bundsgenossen und zugewandten Städten oft in einer Art Abhängigkeit von Macedonien, oft auch im offenen Kriege mit ihm standen, immer aber in Sorge und Eifersucht

über seine Größe. Daß diese großen und kleinen Staaten sich mit einander herumschlugen, so lange es nichts anders zu thun gab, war natürlich; daß sie es noch thaten, als der listige Verderber schon unter ihnen spielte, daß einige sogar Glück und Freiheit von ihm hofften, war thörigt und endete unglücklich. Dies Spiel ist interessant genug für uns. Ich zeige kurz seinen Gang, und Griechenlands Ende.

Etwas über zwei Jahrhunderte vor Christo gingen die Händel Roms mit den Griechen an. Der fürchterliche Hannibal, wahrscheinlich der größte Feldherr des Alterthums, war in Italien und fing mit Philipp von Macedonien Unterhandlungen an. Die Römer sahen das Wetter und ihre Klugheit lenkte es ab. Sie erregten dem Macedonier so viele Feinde, machten die Griechen so mistrauisch auf seine ehrgeizigen Plane, unterstützten den Bund des rauhen und tapfern Gebirgvolks der Aetolier so zur rechten Zeit, und boten zugleich so freundschaftliche Bedingungen an, daß Philipp Frieden machte. Allein sie vergaßen ihn nicht, und als Karthago entwaffnet und Hannibal ein Flüchtling war, be-

kam der mörderische Kampf der Entscheidung. Griechen fochten mit Römern gegen Griechen, besonders die Seestädte, der ätolische Bund und Attalus von Pergamus. Zwei Jahre behauptete sich macedonische und illyrische Leibesstärke, die alte Phalanx und des Königs hoher Muth mit Sieg und Ruhm. Da kam der schlaue und gewandte Quintius Flamminius, bethörte Philipps letzte Freunde, und die Schlacht bei Kynoscephalä im vierten Jahre des Kriegs entschied. Der König lieferte seine Flotte aus, erkannte die Unabhängigkeit der griechischen Staaten und zog seine Truppen aus ihren Festungen. Der Römer zog umher und rief Freiheit aus und hielt Reden von Herrlichkeiten und Zeiten, die gewesen waren, in Athen und Korinth, in Olympia und bei Thermopylä. Müssen denn leere Klänge immer die Völker bethören? Bei den isthmischen Spielen, zwei Jahre nach dem macedonischen Frieden, trat der schmeichelnde Sieger auf und schrie Freiheit und Gleichheit. Das war ein Jubel, wie jüngst noch in Bern, Amsterdam, Venedig und Genua um die Freiheitsbäume, die nun umgehauen und verbrannt

sind. Aber die Freude dauerte nicht lange. Einige von den Griechen fingen an zu fühlen, wohinaus dies alles wollte. Die Aetolier fanden die goldnen Berge nicht, welche die Römer versprochen hatten, und die fremden Freiheitsbringer wurden ihnen lästig, da sie eben nicht so sehr eilten, ihre Legionen aus Griechenland zu ziehen, als sie die macedonischen Besatzungen eilig herausgeschafft hatten. Sie warfen den Römern dies vor, welche die lieben Bundesgenossen etwas hart anließen, dies sehr grob und undankbar fanden und leeres Geschwätz (vaniloquentia Liv.) nannten.

Der Macedonier war nun fürs erste entkräftet, die Reihe kam an Antiochus den Großen von Syrien, der seinen Stammgenossen ruhig hatte fallen lassen. Hannibal der Schreckliche, bei dessen Namen sich jedes Römerhaar krümmte, war bei ihm angekommen. Wäre er der Herr gewesen, die Römer hätten andere Arbeit gehabt. Antiochus verlor mehrere Seeschlachten durch griechisch-römische Flotten, und die Niederlage bei Magnesia raubte ihm seine asiatischen Provinzen und seine Schätze. Noch behielten

die Römer nichts, ſondern beſchenkten den verbündeten Griechenkönig von Pergamus mit der Beute; ihre Bundsgenoſſen gegen Philipp, die Aetolier, mußten ihre Freundſchaft für Antiochus ſchwer büßen. Durch Zwietracht wird man Herr.

Römiſche Geſandte, Einrichter, Kommiſſarien, Spione und Geldſchröpfer aller Art zogen nun unter den Griechen umher, vermehrten Haß und Händel und prahlten mit römiſcher Großmuth und mit Siegen, wie die Franzoſen in Amſterdam, Hannover, Regensburg und München. Die Griechen hörten es und fühlten die Bedeutung. Noch immer ſtand der macedoniſche Staat und Philipps Sohn, Perſeus, ſchien zum Kampf gerüſtet. Die Römer brauchten die alten Mittel, beſonders ſtand der durch ſie mächtige Eumenes von Pergamus mit ihnen. Es war ein vierjähriger blutiger Krieg, die Schlacht bei Pydna, die der graue Paul Aemil gewann, beſtimmte Griechenlands Schickſal. Der unglückliche König ging im Triumph zum kapitoliſchen Jupiter hinauf, und die Strafe ſeiner Bundsgenoſſen war ſchrecklich. Wel-

che scheußliche Blutgerichte ergingen über das arme Epirus, welches mit barbarischer Grausamkeit zerstört ward!

Jetzt stand Roms Herrschaft. Die Syrer schickten ihre Prinzen zur Hauptstadt der Welt, sie dort erziehen und zu ihren Sklaven bilden zu lassen, ein Gleiches thaten die Ptolemäer in Aegypten. Die Römer entschieden als Vormunde über die Thronen und über die Kriege, und der Stecken eines römischen Senators, womit er Zauberkreise zog, oder sein Mantel, woraus er die verhängnißvolle Entscheidung des Schicksals schüttelte, waren mächtiger, als Heere. Durch gegenseitige Eifersucht oder durch Sorglosigkeit waren die mächtigsten griechischen Staaten so gestürzt und erniedrigt. Mit den kleinen trieb man noch einige Jahre das Freiheitsspiel. Macedonien ward erst gehörig ausgeplündert, dann theilte man es in Kantone und gab ihm den Namen Republik. So heißen auch immer noch die kleinen griechischen Städte und die beiden Staatenbünde. Aber bei aller überschwänglichen Freiheit exilirten, deportirten und arretirten die gnädigen Republikaner der Ti-

her, wenn der Geiſt nicht rein war. Tauſend angeſehene und wahrſcheinlich patriotiſche Bürger des achäiſchen Bundes ſaßen ſiebenzehen Jahre zu Rom in Haft. Die römiſchen Verres und Gold- und Antiquitätenſammler machten es zu arg. Im zwanzigſten Jahre ihrer Republik wählten die Macedonier ſich einen König, wurden geſtraft und zu Provinz gemacht. Der achäiſche Bund empörte ſich und kämpfte zu ſpät für den griechiſchen Namen. Korinth, Chalcis und Theben wurden zerſtört, den Unwürdigen ward die Freiheit verrufen und Hellas hieß Achaja. So ward ein elendes Sklavenvolk, welches durch Eintracht die Römer hätte ſchlagen können, wie die Väter die Perſer ſchlugen.

Das griechiſche Aſien folgte in dem nächſten Jahrhundert nach. Den Staat von Pergamus erbte das römiſche Volk und griff nun weiter um ſich. Der große Mithridat, ein Hannibal Aſiens, aber nicht glücklicher, als er, hielt in einem fünf und zwanzigjährigen Kriege gegen Roms größte Feldherren und altes Glück eine muthige Herrſchaft um das ſchwarze Meer und über

über die Inseln aufrecht. Mit seinem Tode fiel alles zusammen. Pompejus stieß die letzten Schwächlinge der Seleuciden von Antiochiens Thron und dreißig Jahre später unter dem Schlangenkopf Oktavian, auch August genannt, ward Aegypten eine römische Provinz.

Die Römer sind die letzten. Sie schließen die alte Geschichte und sind unsre nächsten Vorläufer. Ihr Schicksal und Thun als eines mehr abendländischen Volks ist uns desto bedeutender, weil es mit unserer Art mehr Aehnlichkeit hat, und weil dieses Volk überdies so vieles in unsre Verfassungen und Einrichtungen hinübergebracht hat. Es ist dies eine herrliche Nation, nicht allein dadurch, daß sie weit herrschend ward, sondern wie sie es ward. Dies Wie ist mir aber nicht so klar, als es Vielen gewesen ist. Ich finde die Gründe römischer Größe und Weltherrschaft nicht in so vielen äußeren Dingen, nicht in so vielen Zufälligkeiten und zufälligen und willkührlichen Einrichtungen, wie Andere. Ich sehe auch nicht die außerordentliche Vortrefflichkeit dieser Einrichtungen nach ihr gemeinschaftliches festes

Hinſtreben zu Einem Ziel. Ich ſehe nicht das Ewige und Unerſchütterliche in denſelben, aber wohl ſehe ich das feſte, begeiſterte Volk und bewundere, wo ich nicht begreifen kann. Ein herrliches Volk, welches die Fülle der That und des Heroismus unglaublich lange bewahrte, obgleich es nie die Fülle eines ſchönen Lebens gehabt hatte, wie die Griechen. Religion hat auch andere Völker gezügelt, weiſe und ſtandhafte Senate haben auch für andere gerathen, wohl gewogene Verfaſſungen und gerechte Geſetze haben viele beſſer gehabt; aber die lange Begeiſterung Roms habe ich bei keinem Volke gefunden, noch den gewaltigen Gehorſam mit gewaltiger Kraft vereint. Liebenswürdig ſind die Römer nicht und ich liebe ſie nicht, aber wer die göttliche Majeſtät des Menſchenwillens bewundern, wer das Erhabene des Gehorſams und der Zucht empfinden will, der vertiefe ſich in die Geſchichten dieſer großen Nation. Durch ihre Thaten und ihre Werke geht etwas Idealiſches, was unwiderſtehlich mit ſich hinreißt und durch ſeine fürchterliche Gewalt die Völker unterjochte, ehe römiſche Adler ſie erreichten.

Das römiſche Volk erwuchs nach den Fabeln und Sagen ſeiner früheren Zeit zuerſt aus einem Haufen von Geächteten und Flüchtlingen mehrerer Städte und zu dieſen gab die alte Alba in Latium den erſten Volksſtock her. Sie gründeten die herrliche Stadt im Tiberthale. Aus welchem größeren Völkerſtamme der alten dieſe kleine Schaar war, iſt unbekannt, aber ein trefflicher, kräftiger Menſchenſchlag muß es geweſen ſeyn; denn wahrlich, jemehr ich das Römiſche anſehe, nicht die Verfaſſung begeiſterte die Bürger, ſondern die Bürger begeiſterten die Verfaſſung und ihr hoher Sinn brachte Leben in das Todte. Ich denke, ſo iſt es immer geweſen. Verfaſſungen erwachſen ja doch nur aus den Menſchen und legen ſie ſich zufällig weiſe und klug um die Menſchen, ſo iſt das ein Glück. Ich ſehe die hohe Weisheit und Beſtändigkeit der römiſchen nicht. Das junge Volk, aus wilden, zuchtloſen Geſellen erwachſen, hatte ſtrenger Zucht nöthig. Ein ernſter, ja ſogar ein düſterer Geiſt geht durch ſeine alten Geſetze und Religionen. Sie bekamen ſie unter einigen weiſen Königen von

den umwohnenden etruſciſchen und ſüditaliſchen Völkerſchaften und die Zeit bildete dieſe Anfänge weiter aus. Von ſeiner Wiege an iſt dies Volk kriegeriſch. Schon die Könige machten Eroberungen. In den erſten republikaniſchen Jahrhunderten welche Arbeiten, welch' ein Glanz von Siegen und Tugenden! Edle, mächtige, ſtreitbare Völkerſchaften fallen nach ſchwerem Kampf. Im Unglück iſt der Römer am fürchterlichſten, Beweis ſeiner Hoheit. Stürme von innen und außen, böſe Aufſtände und Erſchütterungen zerſtören das Volk nicht, auch im verworrenen Zuſtand hält es ſich, Beweis ſeiner Bürgerwürde.

Kampf von innen und außen, dies iſt das Leben der Menſchen und der Staaten. Wo finden wir ihn mehr, als in Rom? Aber geht dieſer Kampf durch Jahrhunderte, um ein politiſches Gleichgewicht zu finden, findet er es aber nicht und eine Nation beſteht doch glorreich und herrlich, ſo ſage ich, dies Volk muß hohen Sinn und ungewöhnliche Tugenden haben, welche feſt machen, was in der Verfaſſung ſchwankt. Hört mich!

Kaum waren die Tyrannen verjagt und die Gefahren fremder Sklaverei verſchwunden, ſo wüthete es in Rom ſelbſt. Für Einen Tyrannen hatte das Volk viele bekommen und die Familien, welche die Römer zur Freiheit aufgerufen hatten, waren ſelbſt Deſpoten geworden. Die Freien erlagen unter ihren Ränken und ihrem Geiz und ſollten Knechte ſeyn, weil ſie arm waren. Sie zogen aus Rom. Aus dem fürchterlichen Aufruhr erwuchſen die tribuni plebis, ewige Kämpfer für das Volk gegen die Ariſtokratie. Der Staat vergrößerte, der Zuſtand des Volks bildete ſich, man fühlte das Bedürfniß einer Civilgeſetzgebung. Aus den zehen Geſetzgebern wollten zehen Tyrannen werden, der Staat ward ſchrecklich erſchüttert. Darauf begann der faſt hundertjährige Kampf der Patricier und Plebejer. Trotz aller Ränke und Schlauheit der alten Ariſtokraten ſiegten die Plebejer, errangen die höchſten Staatswürden mit den Auſpicien und ſelbſt das Prieſterthum. Was erhielt das Volk in allen dieſen Erſchütterungen, Uebergängen und Stillſtänden der Staatsmaſchine? Tapferkeit und

Patriotismus. Bald kamen die Gallier noch dazu und wogen im Angeſicht des kapitoliſchen Jupiters römiſches Gold. Rom ward zerſtört, aber nicht vernichtet. Nein, erſt jetzt begann ſeine Größe und nach funfzigjährigem Kampf mit den Samnitern war der Weg zur Herrſchaft über Italien offen; das Andere mußte allmälig folgen, denn die Tapferſten fochten und die Weiſeſten riethen.

Aber woher ſo viele Weiſe und Tapfre? Da eben iſt der große Punkt, wo wir am Ende ſind und die Vortrefflichkeit des Volks finden, die ſich nicht weiter erklären läßt. Es war durchaus keine feſte Haltung in der Verfaſſung, wenn ſie nicht in den einzelnen Bürgern geweſen wäre. Seitdem das Volk ſeine tribuni hatte, gab es freilich Oppoſition und dieſe ſtritten den Kampf zuweilen bis zur völligen Gleichheit durch. Die Lenkung des Volks und die Regierung hatte der Senat, aber den Beſitz der Macht, den Kriegsbefehl, den Vorſitz bei den wichtigſten Dingen, den Gebrauch und die Interpretation der Auſpicien hatten die hohen, jährlich neu gewählten Staatsbeamten, die

Konſuln und Diktatoren. Etwas ſpäter errichtete man eine Art Ephorat der Cenſoren. Woher kam Gehorſam und Einheit des Strebens in dieſe alle, wodurch hielt ſich das Gleichgewicht in dem ewigen Streit? Man erklärt dies gewöhnlich durch die Auſpicien und durch die Weisheit des Senats. Das Letzte iſt viel, nur ruht es auf dem Karakter und den Bürgertugenden des ganzen Volks und iſt alſo etwas Unerklärliches. Die römiſche Verfaſſung hatte allerdings etwas Theokratiſches, ohne daß die Volksreligion Pfaffenthum geweſen wäre. Die Römer waren nie Fanatiker und wohl nur in den beiden erſten Jahrhunderten ihres Freiſtaats abergläubiſch. Bei allen wichtigen Verhandlungen des Volks, bei dem Vorſchlag von Geſetzen, bei der Wahl der Großbeamten, vor der Entſcheidung durch Schlachten, bei außerordentlichen Phänomenen und Naturübeln fragte man die Orakel der Götter. Alte Weisheit hatte die Deutung der Auſpicien erfunden und behielt ſich manche geheime Interpretationen und Ausflüchte übrig. Wenn alſo der innere Volkskampf wüthend und zerſtörend war, wenn

in den comitiis tributis, wo die Zahl der Hälfe, nicht die Stimme der Weisen entschied, alles Alte zertrümmert werden wollte, so ließ man die Götter eintreten, und manches Gewitter ward dadurch abgewandt, und sicher gab dieser Umgang mit der Religion den Machthabern eine Heiligkeit, welche das kältere und verständigere Gesetz nicht geben konnte. Aber konnten denn diese Auspicien den Senat weise und mäßig, die Großbeamten bürgerlich, das Volk tapfer und gehorsam machen? Die Regenten verstanden ja ihre Bedeutung und bei dem Volke waren sie doch nur Ceremonien, die etwas konnten, weil es sie gelten ließ. Es wirkte hier etwas Anderes unsichtbar und mächtiger. Man hat von dem Glücke der Römer gesprochen, sie hatten ihre Fortuna victrix; aber das Glück an sich ist nichts, es wohnt nur mit den Tapfern. Ueber alle diese Dinge, Auspicien, Weisheit des Staats und wie man es nennen will, was Rom in den Stürmen erhalten und zur Königin der Länder gemacht haben soll, weht ein viel höherer Geist, der von dem Kapitol herab über das Volk kam und mit

den Adlern den Sieg vorwärts trug. Ich laſſe es gelten, daß zwiſchen dem Senat und den Tribunen als rathſchlagenden Staatskörpern eine wirkliche Oppoſition war, die jene durch die Maſſe des Volks, durch ſeinen fürchterlichen Willen, dieſe durch die Stimme der Götter, durch alt überlieferte Weisheit, durch großer Thaten und Tugenden Erinnerung wirken ließen. Aber was bändigte den Ehrgeiz, den perſönlichen Haß, die Familienkabalen unter Hunderten? was ließ alles Einzelne verſtummen, ſobald das Allgemeine in Gefahr war? Aber nun die exekutive Macht — wo war da die Energie, die Beſtändigkeit der Entwürfe und der Ausführungen, wenn ſie nicht in den Herzen und Köpfen des ganzen Volkes war? Jährlich neue Regenten in einem weitherrſchenden und weithin kämpfenden Volke und die Neuen treten in die Spur der Alten. Und dieſe für Ein Jahr oder für eine gewiſſe Epoche allgewaltigen Konſuln und Diktatoren, die Triumphatoren und Völkerbeſieger ſind durch Jahrhunderte gehorſam und legen die Majeſtät der Macht ruhig zu den allmächtigen Fä-

ſten Jupiters nieder und gehorchen wieder als Bürger. Was hielt dieſe zurück in der ſüßen Luſt des Herrſchens? Wahrlich nicht die Verfaſſung, ſondern ein unſichtbares Gefühl von der Bürgertugend und Würde des Volks. Das Leben dieſes Staates war nicht im Senat, nicht in den Auſpicien, nicht in einem ſchlau gewogenen Verhältniß der Stimmzähne, es war in der Tugend der Bürger.

Dieſe unſichtbare Tugend offenbarte ſich ſelbſt noch in dem letzten Jahrhunderte der Freiheit, in dem ſiebenten von der Erbauung der Stadt. Italien war unterjocht, Karthago verſchwunden, Griechenland und Aſien dienten, Spaniens Freiheit fiel. Reichthümer und Luxus der Ueberwundenen reitzten, die Plünderungswuth der Sieger wuchs, mit den Genüſſen wuchſen die Begierden. Ein Volk, das immer ungerecht gegen Fremde geweſen war, ward es nun gegen ſich ſelbſt. Die alten Sitten verdarben, aus den Hütten, wo ſonſt die Mäßigkeit und Zucht den Heerd bewachte, wurden Paläſte mit Villen und Parks und griechiſchen Poeten und Vorleſern; die Ungleichheit

der Beſitzungen ward mit dem Luxus und der Habſucht der Großen fühlbarer, wozu ſich Uebermuth geſellte. Die alten Patricier waren verſchwunden und die Geſchlechter hatten ſich gemiſcht, aber gegen die neuen Nobili war eben ſo ſchwer aufzukommen, als gegen die alten. Die Skellen fingen wieder an nur durch gewiſſe Familien rund zu gehen und von der Beute des Siegs und den eroberten Ländereien theilten die ſenatoriſchen Geſchlechter ſich das Beſte zu. Das Volk, das die Welt beſiegt und elend gemacht hatte, war ſelbſt elend. Der lange Kampf um die Ackergeſetze begann, die edlen Gracchen fielen als Opfer, die Nobili behielten ihren Willen und ihre Schlöſſer. Der fürchterliche Sklavenaufruhr des Eunus auf Sicilien entſprang aus derſelben Quelle. Da ward ein Mann aus dem Volke groß, der gigantiſche Marius, der durch eigne Energie und fremde Noth alle Auſpicien und Ahnen der alten Geſchlechter überſtieg. Der Vernichter der Cimbern und Teutonen dachte an die Erniedrigung des Adels, den er tödtlich haßte. Ein halbes Jahrhundert vor Oktavians Herr-

ſchaft begann die blutige Geſchichte der Demagogen und Triumvirn. Was Haß und Ehrgeiz hier gebahr, gebahr dort Druck und Ungerechtigkeit. Marius und Sulla, der Bundsgenoſſenkrieg, der tapfre Sertorius in Spanien, Spartakus mit ſeinen Gladiatoren in Süditalien, welche gewaltige Revolutionen in einer kurzen Zeit! Rom ſchwamm im Blut und Italien rauchte, während Römer draußen ſiegreich fochten. Was ſoll ich die blutigen Gräuel um Marius und Sulla weit erzählen? Das Gleichgewicht der Verfaſſung war auf immer aufgehoben, die alte Tugend hatte es nur gehalten. Der Haß der Faktionen ſättigte ſich nur durch Blut; doch ſtieg der mordtriefende Sultan Sulla wieder von ſeinem Thron und gab ſich keinen Nachfolger. Die Bundsgenoſſen wurden Bürger, Sertorius und Spartakus, deren Edelmuth und Tapferkeit ein beſſeres Schickſal verdient hätten, lagen unter. Mitten in dieſen Stürmen, die Italien in ſeinem eignen Schooße verwüſteten, erweiterten ſich die Gränzen der ungeheuren Republik, Aſien bis an den Tigris und Kaukaſus, Gallien und Pannonien wurden Provinzen.

Aber nun zeigte ſich auch der Ruin der ganzen römiſchen Verfaſſung in ſeiner Furchtbarkeit. Bürgertugend und Mäßigung von innen, Gefahr und Arbeit von außen hatten eine Haltung gegeben, die in ihr ſelbſt nicht lag. So wie beide dahin waren, fehlte das Gleichgewicht und unaufhaltſam ſtürzte das alte ehrwürdige Gebäude zuſammen. Es galt nun nicht mehr zu gehorchen und das Herrliche noch mehr zu verherrlichen — viel größer konnte es nicht wohl werden — ſondern zu herrſchen und zu genießen. Das hohe Idol des alten Römers, welches er unſichtbar angebetet hatte, war verſchwunden, ein niedrigerer Gott der Erde lud ihn zu ſeinen Genüſſen ein und der tapfre Soldat ward ein Schwelger und Sklav. Aber ſo groß ſelbſt in dieſer ſchrecklichen revolutionären Zeit war alte Disciplin und angebohrne Hoheit, daß alle Stürme beruhigt, alle Empörer bezwungen, neue Nationen unterjocht wurden, als in Rom ſchon blutige Ränke und ſchlechtes Gold die Herrſchaft erwarben. Nach Marius und Sulla herrſchten Lukullus und Pompejus, dann Pompejus, Craſſus und Cäſar, zuletzt

der liebenswürdige Cäsar allein. Schon war der Herr da, welchen ein Volk bedurfte, das keine Tugenden für Freiheit mehr hatte, Brutus schöner Dolch kam ein Jahrhundert zu spät. Funfzig Jahre nach Marius Händeln ward Oktavian Monarch und der Schlaue war würdig zu behaupten, was die Tapfern verdorben hatte.

Die Römer hatten hohe Bürgertugenden von Anfang an, und selbst unter den elenden Imperatoren des ersten Jahrhunderts konnten sie die Seelenhoheit noch nicht ganz verleugnen, die von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam mitgezeugt war. Genügsamkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Verstand, Weisheit im Glück, größerer Muth im Unglück verherrlichen ihre ersten fünfhundert Jahre. Welches Volk würde durch solche Tugenden nicht groß werden? Von ihren Räubervätern hatten sie für sich nur das Hartige, Harte und Gewaltige beibehalten, aber gegen andere behielten sie den Räuberkarakter bis an ihr Ende. Da hieß beliften, besiegen und unterjochen Patriotismus. Dies darf einen in den alten Zeiten

nicht wundern, da die Gerechtigkeit der neueren Völker gegen einander nicht besser ist.

Nie waren die Römer ein mildes, liebenswürdiges Volk. Früher warfen die rauhen Tugenden des Bürgers den Glanz der Größe auf sie, aber ihre Freuden und Spiele waren roh und blutig und blieben es auch später noch, als in den alten Tempeln schon Litaneien gesungen wurden und Kastraten Römerheere führten. Sie sind mit den Spartern ein Beweis, was die Gewalt des Gesetzes selbst über die süßesten Triebe kann. Brutus der Alte, Manlius, Virginius karakterisiren das Volk. Da ist wenig von dem Lustigen, Gentilischen und Leichten der Griechen. Sie konnten wohl ihre Ueppigkeit und ihren Glanz, aber nie ihre Zartheit und Lust nach Anomien verpflanzen. Das Holde und Unschuldige gedieh hier nicht. Nur durch Mühe und Arbeit rangen sich die Edleren hier zur Tugend. Immer streng, oft hart gegen sich selbst waren sie grausam gegen die Fremden. Daher haben selbst ihre größten Menschen, die Scipionen, Metelle und der allmächtige Cäsar etwas Kleinlichgroßes,

was das Koloſſaliſche ihrer Bilder, vor welchen man feſtgezaubert ſteht, oft tief hinabdrückt.

Der Weg der Gewalt war gröſſer und edler, aber er wäre länger und ſchwerer geweſen. Die kultivirte Welt wäre nie römiſch geworden, aber der Name Römer möchte dann noch mit Furcht genannt werden. Sie wählten das Leichtere und Schlechtere und Liſt arbeitete mit der Gewalt nach Einem Ziele hin. Die Löwen jagten wie die Füchſe. Ich habe eben gezeigt, wie ſie es mit den Griechen machten. Dieſe tigerartige gleiſſende Politik war allenthalben und mit allen Völkern die ihrige. Mit Freundſchaft fingen ſie an und waren auch gar zu liebenswürdige und artige Freunde, ſo lange ſie die Völker ſchonen mußten. Freiheit und Gerechtigkeit, durch deren Maſken die Menſchen von jeher ſich haben äffen laſſen, waren die glänzenden Anhängeſchilde und die hochtönenden Klänge, wodurch ſie ſich in die Angelegenheiten fremder Völker miſchten und womit ſie ſie ſo lange hinhielten und entzweiten und im inneren Kampf ſich ſchwächen und verbluten ließen, bis ſie über die reife Beute herfal-

fallen und dem Geſchrei um Freiheit und Sklaverei durch ihre Präfekten und Generalpächter ein Ende machen konnten. So ewig aufmerkſam auf ihre Vergrößerung beſchenkten ſie fern von ihren Grenzen Juden und Aegypter, Byzantiner und Kleinaſiaten mit dem Namen Bundesgenoſſen, noch weit vor dem Zeitpunkt, wo ſie ſelbſt dort auftreten konnten, aber in Sorge für die Zukunft. So dämpften ſie wenigſtens durch Ränke und Unterhandlungen, was mächtig zu werden und ihnen künftig ein Bollwerk entgegen zu werfen drohte, und unterhielten fern von Italien kleine Kämpfe, bis ſie mit der furchtbaren Entſcheidung ſelbſt heranrückten. Was für herrliche Freunde waren die Hiſpanier, ſo lange Karthago furchtbar war! wie klug, ſchonend und mild behandelten ſie dieſelben! Als Hannibal todt, als Karthago geſunken, als Macedonien und Griechenland geſchwächt und unterjocht war, wie hartnäckig, wie fürchterlich grauſam rieben ſie das tapfre und edelmüthige Volk auf, immer den einen ſchmeichelnd, indem ſie die andern zerſtörten! Nie hat ein Volk je mit ſo ſchmei-

chelnder Liſt betrogen und mit ſo grauſamer Unverſchämtheit den Betrug eingeſtanden, wenn es der Liſt nicht mehr bedurfte. Rom hat noch im Sklavenſtande Meiſter der Politik gezeugt. War man der Freundſchaft müde, ſo ſuchte man Händel und gab Veranlaſſung dazu, wie die Franzoſen es mit der Schweitz und mit Rom machten. Murrten die alten Freunde oder ſchlugen ſie gar mal los, ſo galt nur die neue Schuld. Syrakus hatte die Römer zuerſt über die Karthager ſiegreich gemacht, war mit ihnen im langen Bunde geweſen und hatte manches Geld nach der Tiber geſchickt. Im zweiten puniſchen Kriege fiel es zu den Karthagern und büßte ſchrecklich. Sehr naiv ſagten ihnen die grauſamen Sieger: was ſie und Hiero ihnen binnen funfzig Jahren Gutes erwieſen, wiege das Böſe von drei Jahren lange nicht auf. Das Volk, das ihr Verbündeter, der König, der ihr Bundsgenoß und Freund genannt ward und ſich nicht als ihren Unterworfenen betrug, hieß ein Unverſchämter, der ſolche hohe Ehre gar nicht zu würdigen wiſſe. So ſagte Cäſar ſehr offen zum Arioviſt, er ſei

ein Undankbarer, daß er es wage, ſich auch in Gallien einzuniſten, da das römiſche Volk ihn doch Bundsgenoß und Freund genannt habe. Dieſes großen Römers Naivetät in der Erzählung ſeiner galliſchen Abentheuer iſt unbeſchreiblich. Da zeigte ſich die römiſche Spitzbüberei noch glänzender, als die römiſche Tapferkeit, und nur durch ſie ward Gallien beſiegt.

Auguſt, der ſchlaue und feige Deſpot, herrſchte und gewöhnte die Knechte an eine methodiſche Knechtſchaft und die Soldaten an die einzige Ehre des Geldes. Alte Namen und Klänge blieben nur, die Schwachen zu äffen und die feilen Schurken zu belohnen, welche ſein Scepter und ſein Schwerdt tragen halfen. Neue Kommiſſionen und Statthalterſchaften wurden geſtiftet, unter mancherlei Namen Spione herumgeſchickt, für die elenden Reſte ehrwürdiger Familien, für Reichshiſtoriographen und Poeten Penſionen geſtiftet, und das vormals herrliche Volk, jetzt der infamſte Pöbel, ward ordentlich geſüttert. Damit die Völker nie durch ihre eignen Männer zur Freiheit ſtrebten, wurden die galliſchen und germaniſchen

Legionen nach Syrien und Pannonien, die Italier nach Afrika und die Illyrier an den Rhein geschickt — Bonapartes teutsche Legion kantonirt in Italien, die Polacken fechten in St. Domingo, der Bürger von Nizza ist Präfekt von Aachen und der von Brüssel in Parma. — So ward absichtlich verdorben, was zufällig ausgeartet war. Römische Statthalter, Kastraten und Freigelassene der Kaiserburg, Generalpächter und Kommissäre verwüsteten die schönsten Länder der Erde und erniedrigten die Völker auf immer. Ohne Krieg und Arbeit ging so die arme Welt im abscheulichen Frieden unter und Rom verschlang ihr Gold, ihr Blut und ihre Kraft.

Dieser Erste spielte doch noch. Seine Proscriptionen hatte er im Anfange abgemacht und konnte jetzt doch seine Sklaven so klug und fein lenken, daß keines Blutes weiter nöthig war und die Hofsprache ihm den Beinamen des Gnädigen und Glücklichen gab. Hätte er auch nichts Anderes Böses gethan, welche Schande, daß er ein verruchtes Geschlecht von Tollen und Henkern auf den Thron pflanzte! Diese

zweiten, die ſcheußlichen Cäſaren, ſpielten nicht mehr, etwa Tiberius anfangs zum Scherz, um zu ſehen, was für Geſichter die Knechte machten, und doch zu thun, was ihm gefiel. Sie warfen allen Schein und alle Scham ab und herrſchten durch Veteranenbanden und Großveſſire, die ſie mit dem Schweiß der Provinzen vergöldeten, durch den nichtswürdigen Pöbel von Lazaroni, den ſie mit Kornſpenden, Schmäuſen und Thier- und Menſchenhetzen unterhielten und der ihnen ein Hurra rief, wenn die geſchändeten Leichen der letzten Freien und Edlen über die Straßen geſchleppt wurden. So etwas wie dieſe Verruchtheiten, wie die Ausſchweifung, Unverſchämtheit, Verſchwendung und Blutſäuferei der Cäſaren des erſten Jahrhunderts iſt doch ſeitdem gottlob nicht wieder in der Geſchichte gehört worden. Das zweite Kaiſergeſchlecht war ein ſchöneres durch die Tapferkeit und die Tugenden Trajans, Adrians und der Antonine. Aber daß dieſe trefflichen, thätigen und geiſtvollen Regenten keine Folgen hinter ſich ließen, bewies am beſten, daß römiſche Kraft und Herrlichkeit auf

immer zu Grabe getragen war. Selbſt unter dieſen großen Männern trug der Staat ſich nur noch mit Mühe und ſie wollten doch nur das Gerechte. Wenn man unter ihnen ſchon zweifelhaft mit den Barbaren focht, was war von den folgenden verworrenen Zeiten zu hoffen?

Und in der That, das römiſche Volk war nicht bloß erniedrigt, es war nicht mehr. Nur der kleine Theil von Mittelitalien, der das Land der Latiner, Etruſker, Samniter ausmachte, umfaßte das Volk, welches unter dem Namen Römer die Welt unterjochte; die Südlichen waren Griechen, die Nördlichen Gallier, die Weſtlichen am Meer Iberier. Doch wir wollen ganz Italien das Römerland nennen. Wie war es verwandelt! Schon in dem letzten Jahrhundert fraßen die hartnäckigen Eroberungskriege, welche jetzt auf mehrere hundert Meilen Weite in Afrika, Hiſpanien, am Orontes und ſchwarzen Meer geführt wurden, das alte Geſchlecht der tapfern Freien auf und Luxus kam hinzu zu zerſtören, was das Schwerdt verſchont hatte. Wo ſonſt Freie den Pflug lenkten und ein rüſtiges Geſchlecht zeugten, da

trieb man Herden Sklaven herum und ſchändete die erſte der menſchlichen Künſte, den Ackerbau, durch Knechtſchaft. Die übrigen Freien entwichen in die Städte und wurden Pöbel, oder bauten ſich Schlöſſer und wurden kleine Tyrannen, die brauchbarſten Sklaven Eines großen. Ich nannte oben die Sklavenkriege. Unter den Kaiſern fing das ſchöne Italien an eine Wüſte zu werden, weil die fröhlichen und freien Hände braver Bürger die Erde nicht mehr bauten. Selbſt mit ſeinen Millionen Sklaven war das vormals reiche Italien dem Hunger Preis gegeben, wenn die Flotten von Aegypten und Afrika nicht zu rechter Zeit kamen. Mancher Römer hatte 10000 bis 20000 Sklaven bloß als Werkzeuge des Luxus und der Fabriken. Auch was noch frei war und ſich Römer nannte, ward endlich ein Gemiſch aus allen Nationen durch die Fremden und Freigelaſſenen, ein buntſcheckigtes, entartetes Baſtardgeſchlecht. Was hielt denn einen ſolchen Staat zuſammen? was zügelte die unterworfenen Völker, die jetzt mit ihren kräftigeren Leibern für ihn ſtritten und vom Tigris

zur Donau, vom Iberus zur Themse zogen, daß ſie ſich nicht losriſſen und daß dieſer kranke Leib noch einige Jahrhunderte länger vegetirte?

Die beſiegten Völker, auch die noch friſch waren, als ſie römiſch wurden, waren abſichtlich entwaffnet und entnervt, das Weltelend hatte ſie mit dem Luxus erreicht und die Plackereien und Räubereien der Günſtlinge und Freigelaſſenen des Pallaſtes, die ein tapferes Volk zum Aufſtand gebracht hätten, machten ein ausgeartetes noch feiger und ſchlechter. Durch Entvölkerung, Druck und Luxus endlich den Römern gleich, hatten ſie gleiche Angſt mit ihnen vor den nördlichen Barbaren und Furcht that, was Liebe nicht konnte. Und endlich — ſelbſt in dieſem elenden Zeitalter, wo man über die Auſpicien und den herrſchenden Jupiter lachte und das heilige Feuer der Veſta keine jungfräuliche Wächterinnen mehr fand — immer noch ſchwebte das geheime, unſichtbare Leben, das dies Volk einſt ſo glorreich machte, um die Adler der Legionen und um die heilige Stadt, die großen Manen gewaltiger

Vätern ſchritten mit furchtbarem Antlitz auf Gräbern und Trophäen umher und jagten den italiſchen und außeritaliſchen Sklaven ein ehrfurchtsvolles Grauſen ein, wenn der Name Rom erklang.

Das dritte Jahrhundert war ſchon das Jahrhundert der Schande der römiſchen Monarchie, nicht bloß drinnen, ſondern auch draußen. Schwächlinge und Ungeheuer wechſelten auf dem Thron, der Pöbel war frech und übermüthig, die Janitſcharen Roms verkauften die Herrſchaft dem Meiſtbietenden, das elende Volk konnte die würdigen Regenten nicht ertragen, die unwürdigen nicht ſtrafen. Der langſame Tod des Staats offenbarte ſich immer mehr, die Grenzprovinzen waren der Raub der Barbaren, die bis nach Gades, Epheſus und Theſſalonich plünderten, die Statthalter machten ſich unabhängig, Römer fochten gegen Römer, und wo ſich einzeln alte Tugend und Tapferkeit zeigte, glänzte ſie freilich, aber ſie wirkte nicht. Gegen den Ausgang des Jahrhunderts ſtellten tapfere Männer die Sache freilich wieder etwas her, aber ſelbſt der Schat-

len und Schein des Alten fuhr nun dahin und Rom hörte auf Centralpunkt des Ganzen zu ſeyn. Hofſtaat, Gepränge, Titel und Formen wurden immer mehr orientaliſch und ſind nachher ſo auf das ſpätere Abendland übergegangen. Aber die Illuſtriſſimi und Excellentiſſimi, die Comites und Praefecti aulae und Magiſtri officiorum machten die Völker nicht glücklicher, ſondern vermehrten das Elend.

Im vierten Jahrhundert ſtieg das Chriſtenthum auf den Thron und Byzanz ward Reſidenz. Einige haben beiden den frühern Sturz des Staats zugeſchrieben, aber unrecht. Das Chriſtenthum hatte ſich ſtill, zuweilen ſelbſt im Drucke über die ganze römiſche Welt ausgebreitet und die meiſten Bürger bekannten ſich ſchon zu ihm, als Konſtantin das Heidenthum verrief. Seine Herrſchaft war alſo natürlicher, als ſein Zwang. Sein Urſprung und ſein ſchnelles Wachsthum ging aus dem Zuſtand der Erde und dem Elend des Geſchlechts hervor und die alte Herrlichkeit und die alten Götter würden auch ohne den neuen Kultus nie wieder aus dem Staube aufgeſtanden ſeyn. Jetzt war die

letzte Begeiſterung für das Große und Gute der Väter dahin und ein Volk, das höchſtens noch ſchwatzen konnte, ging ſeelenlos auf den großen Erinnerungen der Vorzeit umher. Wenn man den Weltzuſtand und den Weltſinn dieſer Jahrhunderte ruhig bedenkt, ſo wird man die Nothwendigkeit der Verwandlung begreifen, die mit dem Chriſtenthum zu kommen ſchien. Sie war lange vor dem Chriſtenthum geweſen, denn nur durch ſie ſiegte dieſes über die Welt. Die große Entwickelung kam dadurch nur etwas früher. Ein Volk, das keines Edelmuthes und keiner Begeiſterung mehr fähig war, durch feige Schande der Knechtſchaft lange entfeelt, das ſich die Daumen abhieb, wenn es zur Schlacht gehen ſollte und den Feinden für Eiſen das Gold hinhielt, war durch keinen Gott wieder aus dem Schlaf der Vernichtung zu erwecken. Anfangs gab dies allerdings manche Widerſprüche, Stockungen und Reactionen. Die Prieſter, die von den Orakeln und Opfern lebten, die Reſte alter Familien, die ihr Daſeyn und ihre Glorie an die alten Götter banden, wollten noch lange nicht aus-

ſterben und klagten, daß mit dem Jupiter und der Viktoria der Chriſtengott die großen Auſpicien des Staats vernichte, und weiſſagten den ſchnellen Ruin der Dinge; aber Weiſſagung bedeutet nichts im Munde ſolcher, die ihre Lieb- ho nicht vertheidigen konnten noch wollten. Ungerecht bleibt das Urtheil derer, die dem Chriſtenthum den letzten Fall des Staates aufbürden. Freilich neuen Geiſt der Erhaltung brachte es anfangs nicht, aber alten fand es nicht, den es zerſtören konnte. Den Fanatismus, welchen es bei Tempelſchändungen und Bilderzerſchlagungen zeigte, wies es in Schlachten nicht, wo es galt, die Chriſtenwelt von Barbaren zu retten. Herrſchſüchtig und geldgig ſtellten ſich nun die Pfaffen und Beichtväter um den Thron und um die kriegeriſchen Adler und kaum vom Druck erlöſt wollten ſie ſchon die Herren ſeyn. Welche erbauliche Prieſterkabinetsgeſchichten gleich in dem erſten Jahrhundert Konſtantinopels! welche Theilungen und blutige Verfolgungen der Partheien, die von Alexandria und Karthago bis Mailand und Konſtantinopel gefühlt wurden! Fielen die Parther

in Syrien und plünderten die Gothen in Thrazien, die Bischöfe und ihre Diener hatten einen Ketzer zu richten und zogen auf mehrern tausend Wagen zum Concilium; der Zug des Heers mußte warten und die Provinzen wurden verwüstet, während jene für die Waffen beteten oder ſich über Worte ſtritten.

Das Ende des vierten Jahrhunderts kam und unabwendbar nahte das große Verhängniß der ewigen Stadt. Alles deutete auf ungeheure Dinge. Der letzte Lebenstrieb war im Volke ausgeſtorben. Von Feinden geplündert, von Einnehmern und Ober- und Unterſchatzmeiſtern ausgeſogen, ohne Ehre, ohne Freiheit, ohne Gerechtigkeit und Tugend lagen die ſchönſten Länder unter einer völligen Erſtarrung und ſahen gleichgültig oder eilten in die ſchwarze Zukunft. Was von Sitten und Künſten geweſen war, lange war es dahin. Nackt und leer war das Leben und ſeine Freuden geworden, nicht durch das Chriſtenthum, ſondern das Chriſtenthum nahm nur ein Mönchsgeſicht an, weil das Zeitalter es trug. Vielleicht hätte dieſer ſeelenloſe Zuſtand ohne einen Zufall ſich

noch länger gehalten. Dieſer kam aus dem äuſerſten Aſien. Die Hunnen, fürchterlich bezittene Kalmücken, brachen vom äuſerſten Nordaſien hervor, warfen die Völker vor ſich nieder und ließen ſie mitziehen und die Welt plündern. Die geſchlagenen Gothen flohen vor ihrer Wuth über den Tanais und Borysthenes, endlich jagte das Schrecken ſie über die Donau und der Anfang der neuen Welt begann.

Die neuen Völker.

Was alten Völkern begegnet iſt, kann neuen begegnen. Ich ſchreibe keine Geſchichte der neuen Völker und ihrer politiſchen Entwickelung, ſondern weiſe nur auf die bedeutenden Erſcheinungen der Gegenwart hin. Jeder fängt gern mit ſich ſelbſt an, weil er ſich am beſten zu kennen meint. Ich bin ein Teutſcher und die erſten ſind

Die Teutſchen. Durch unſre teutſche Geſchichte läuft ein wunderlicher Wahn, woraus ich gar nicht klug werden kann. Wenn die Teutſchen über die traurige Gegenwart klagen, ſo nehmen ſie den Mund ſo gern voll von der Allmacht und unüberwindlichen Furchtbarkeit und Stärke ihrer Altvordern im Mittelalter. Ich habe mich darnach umgeſehen, ſie aber nirgends ſo gefunden. Freilich wenn man in der älteſten Zeit alles, was germaniſch iſt,

teutſch nennt, wenn die Großthaten nicht allein der Cherusker, Markomannen, Franken, ſondern auch der Gothen, Vandalen, Gepiden uns mit angerechnet werden, die wir doch nur ein Theil der Germaner, oder, hoch gerechnet, ihre Nachbleibſel ſind, als ſie hingingen, die ſüdlichen Länder und die Inſeln zu beſitzen, ſo zeichnet uns Trotz und Freiheitsſinn aus, uns verherrlichen in allen Weltgegenden blutige Thaten und Abentheuer, uns verherrlichen rauhe Tugenden der Barbaren; aber einen ſolchen Glanz hatten die meiſten Völker in ihren Anfängen. So fuhren die Perſer und die Römer zuerſt los, ſo die ſpäteren Hunnen, Avaren Magyaren und Osmanen. Wir haben allein das voraus, daß der Volksſtock der Germanen ſo groß war und vom ſchwarzen Meer bis an die Nordſee ſaß, und daß ihre Herrſchaft in den ſchönſten Ländern Europens geblieben iſt. Um auf uns Teutſche im engern Sinn zu kommen, ſo weiß jeder, daß die meiſten von uns vom ſechsten bis neunten Jahrhundert dem Brudervolke der Franken dienten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts löſte ſich das

Band

Band des gemeinſchaftlichen Stammes zwiſchen den Karolingerfürſten, Teutſchland erhielt da ſeinen beſonderen Namen, ward ein eigner Staat und wählte ſich eigne Regenten, die mit den ſüdlicheren galliſchen Franken nichts mehr gemein hatten. Wo war in jenen Zeiten unſre Gewalt und Stärke? Avaren und Ungarn peinigten uns vom Oſten, Normänner vom Weſten, Slaven vom Norden her. Nichts als Plünderung, Verachtung und Elend. Gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts ſchienen wir ſtark zu werden, und blieben es bis zum dreizehnten Jahrhunderte. Aber was war es denn?

Die Ottonen erwarben das Königreich Italien, von ihnen und den folgenden Kaiſern hingen die Slaven, Ungarn und Dänen zuweilen ab. Hier ſchien nur Stärke zu ſeyn, weil rings umher Schwäche war. Solche Erſcheinungen beweiſen nur für den etwas, der Luſt hat zu prahlen. Die Lombardei gewannen die Ottonen mit durch die Lombarden, ihre Schwäche erſcheint am beſten darin, daß ſie nicht einmal die kleinen zertheilten ſaraceniſchen und by-

zantischen Staaten Unteritaliens unterjochen konnten. Die Fürsten der teutschen und polnischen Slaven lagen nur zuweilen unter und dienten, weil sie nicht mehr zusammen hielten, und unsre Annalisten rufen die Besiegung und Huldigung eines kleinen Sklavenkaziken als die Unterjochung der ganzen Nation aus, mit welcher man noch Jahrhunderte nachher blutig kämpfen mußte. Die dänischen und ungarischen Fürsten wurden nur in der Verwirrung ihres Reichs abhängig oder ein flüchtiger Prinz huldigte dem teutschen Imperator für ein Land, das er ihm wieder erobern helfen sollte, wie wenn Ludwig der Achtzehnte jetzt dem Kaiser Alexander oder Georg dem Dritten sein Land zu Lehn aufträge. Noch mächtiger schien der teutsche Staat im elften Jahrhundert unter den salischen Kaisern, als die Burgundischen Länder am Jura, an der Aar und der Rhone hinzukamen. Die teutsche Nation hätte fürchterlich mächtig werden können, wenn dieser Herrscherstamm seine weiten Plane des Ehrgeizes ausgeführt hätte. Der schwarze Heinrich starb zu jung und der Vierte regierte zu jung, und war für ein Zeit-

alter der List zu wild und heiß. Hildebrand der Gewaltige warf ein Bollwerk gegen die teutsche Kraft, wogegen sie noch zwei Jahrhunderte stürmte und dann ermüdete. Daß die Hohenstaufen mit dem halben Italien und mit der Macht von Teutschland und Burgund die Lombardei und die Päpste nicht beherrschen konnten, beweist die Schwäche des Staats. Nicht die Weite der Länder, nicht die Menge und die Tapferkeit der Völker, wornach sich der Staat und der Herr nennt, machen die Stärke, sondern die Einheit der Kraft. Diese finde ich nirgends bei den Teutschen. Der Lombardische Städtebund, der Freistaat in den Lagunen am Po war mächtiger, als die ungeheure Nation.

Seit dem Fall der Hohenstaufen wuchs die politische Schwäche. Die mächtigen Häuser, welche hätten herrschen und die Fürsten und Städte zum Gehorsam bändigen und gewöhnen können, waren ausgegangen oder klein geworden. Dies war das Schicksal der Salier, der Welfen, der Hohenstaufen gewesen. Eine Menge kleiner Fürsten und großer Städte, stark

genug, sich zu vertheidigen, zu schwach, andere zu unterjochen oder unter dem Joche zu halten, herrschten und blühten neben einander in Freiheit. Die Versuche der habsburgischen und luxenburgischen Fürsten zur Herrschaft zu gehen scheiterten; erst im sechszehnten Jahrhundert wurden die Habsburger mächtig, zu spät, aus den Teutschen Ein Volk und Einen Staat zu machen.

Seitdem Teutschland mit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts sich in seinen gegenwärtigen Grenzen zusammengesetzt und die rohen Staaten umher einige Gestalt bekommen hatten, war es nie durch einen großen Menschen oder durch gemeinschaftliches Unglück, das im Mörser des Elends das Vielfache zur Einheit zusammengestoßen hätte, zusammengeschlagen worden. Die Mongolen kamen nur an Teutschlands Grenze und verschwanden nach einigen Schlachten, um Polen, Ungern und Russen länger zu plagen. Anfangs standen die einzelnen Nationen des großen Volks unter ihren Anführern und Herzogen, oft sehr gesondert, wenn ein schwacher Regent herrschte,

noch öfter in Feindschaft, immer in Eifersucht gegen einander. Entschieden war dies zwischen den norddeutschen Sachsen und den südlichen Franken und Allemannen: alter Haß vielleicht noch von den blutigen Taufen Karls des Großen her. Dies verlor sich mehr, als die Statthalter und Grafen selbst Fürsten wurden und die Nationen weder den Reiz des Interesse noch der Eitelkeit hatten, aus sich einen Kaiser gewählt zu sehen. Aber Gleichgültigkeit — denn dies ward es höchstens — ist noch nicht Brüderschaft noch Nationalsinn. Bei der Entfernung der ächten alten Nationalstämme von einander ging es noch langsamer, die neugermanisirten Nationalstämme zum Gefühl und zur Gesinnung der Gemeinschaft zu bringen; ich möchte sagen, dies ist nie recht zu Stande gekommen, und in den letzten Jahrhunderten war es dazu zu spät. Die Länder nördlich der Elbe, längs der Oder und dem Riesengebirge waren von Slaven bewohnt, welche nach langem Kampf ausgerottet oder unterworfen wurden. Teutsche Kolonisten und Herren brachten deutsche Sitten und Sprache hin-

ein und des unterdrückten Volkes Reste flossen mit ihnen nach einigen Jahrhunderten zu Einem zusammen. Dies gab aber einen ganz eigenen Geist und Sinn im Norden, der nicht bloß klimatisch, sondern auch national von dem Süden Teutschlands absticht, so daß das rechte Teutsche keiner empfinden kann, der nur Norddeutschland bis Magdeburg oder Dresden gesehen hat.

Man meint gewöhnlich, die Teutschen haben einen mehr republikanisch föderativen Sinn gehabt, als die übrigen Germanen, und daher sei das sonderbare Wesen von Verfassung entstanden, was jetzt so lächerlich kümmerlich da steht. Ich sehe das nicht. Es war so ziemlich Ein Geist und Eine Entwickelung unter den Germanen von dem siebenten bis elften Jahrhundert; aber andere Ursachen mußten andere Wirkungen hervorbringen. Zufällig, nicht alle national nothwendig waren manche der bürgerlichen und politischen Entwickelungen der Völker Europens. Italien lenkte zuerst die Centralkraft der Herrschaft von Teutschland ab und weil die Päbste in Rom von den römi-

schen Imperatoren geängstet wurden, ängstete sie sie wieder bei sich und in Teutschland. So listig und hartnäckig haben sie in keinem Staate gekämpft gegen die Regierung, denn der Streit war um ihre eigne Existenz. Hätten die sächsischen, die salischen und hohenstaufischen Kaiser die Anstrengungen und Arbeiten auf Teutschland verwandt, die sie auf Italien fruchtlos verschwendeten, wir hätten jetzt Eine gewaltige Monarchie für viele; ja hätte nur ein einziges dieser großen Geschlechter Jahrhunderte durch regiert, nie würden aus großen Beamten des Reichs große Fürsten geworden seyn. Dies sind nichts als Zufälligkeiten. Man kann bestimmt sagen, in andern Ländern der Germanen würde unter ähnlichen Umständen dasselbe erfolgt seyn. Italiens Lage hatte am meisten Aehnlichkeit mit Teutschland, dort ist derselbe Zustand geworden. Die Hauptursache aber, daß hier keine politische Einheit der Kraft ward, war der völlige Mangel am Druck von außen. Dieser erzwang in den andern germanischen Staaten Einheit, wo der Wille der Magnaten und Barone eben so gern eine

Vielherrschaft gemacht hätte, als in Teutschland und Italien. Frankreich würde vielleicht Teutschlands Schicksal gehabt haben, hätte die Familie der Kapetinger sich nicht von Mann zu Mann so lange behauptet und hätten die normännischen Herzöge nicht den englischen Thron bestiegen. Die Gefahr der Unterjochung, die von den furchtbaren Nachbaren drohte, zwang das Volk zusammen und gab zuerst durch gemeinschaftlichen Haß eines Dritten gemeinschaftlichen Brudersinn. Die Mohren vereinigten die Hispanier, was sich aus der Geschichte beweisen läßt; die Engländer wurden durch Schotten und Franzosen in Athem gehalten und durften nicht aus einander fließen. Als diese Schrecken und Gefahren vorüber waren, da kam die Zeit der Könige und die Epoche war auf immer vorbei, wo neue Fürsten und Republiken werden. Teutschland aber saß vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert ohne Kampf und Gefahr und ward nie aufgefordert mit den äußersten Lebensanstrengungen des Staats gemeinschaftliche Abenthewr und Gefahren zu bestehen. Etwas anderes

kam auch hier und in Italien noch hinzu, was in den übrigen europäischen Ländern fehlte, Handel, Manufakturen und Reichthümer, die in Zeiten halber Barbarei dreifachen Trotz auf Freiheit und Unabhängigkeit geben. Die mächtigen Städte standen zwischen dem Kaiser und den Fürsten, beiden im Wege zur Herrschaft, wie es schien. Hätten sie der Fürsten und Baronen im Elend gedient, wie in Frankreich und eine Zeitlang in England, wer weiß, ob sie nicht das Mittel geworden wären, die Fürsten herabzuschlagen und Einem großen Herrn für viele kleine zu gehorchen.

So trennte sich die teutsche Kraft. Verbindungspunkte von außen kamen nicht; die Kaiser seit dem zwölften Jahrhunderte waren zu schwach das Unmögliche zu erzwingen; manche Theile des großen Staats waren kaum teutsch geworden an Sprache und wurden es nie an Sinn; die verschiedenen Volksstämme, Dialekte, Verfassungen strebten grade gegen einander und machten die Kluft noch weiter. Aber Teutschland in dieser Zeit war glücklicher und blühender, als die meisten Staaten Euro-

pens; das Fehdewesen hatte es mit ganz Europa gemein, aber keine einzige lange Plage, kein anderer, verderblich blutiger Nationalkrieg, als die Wuth der Hussiten, störte sein Glück. Zwar seine Fürsten waren arm und ohnmächtig, aber welcher Glanz und welcher Geist der Städte! Italien hatte damals den Welthandel über Asien und Afrika und durch Teutschland gingen die Herrlichkeiten und Schätze des Orients weiter gegen Norden und Westen. Dies erschuf die Menge der kleinen Reichsrepubliken an der Donau, am Rhein, an der Elbe und Oster. Die schwäbischen, rheinischen und hansischen Städtebünde waren mächtiger und herrischer, als Kaiser und Fürsten; ja oft nahm eine einzige Stadt es siegreich mit mehreren Fürsten auf, welche jetzt nicht tausend Bewaffnete stellen kann. In diesen freien Städten von Südteutschland, Niederland und der Oster erwuchs ein freier und thätiger Sinn des Fleißes, der Gerechtigkeit und Kunst. Das Beste und Schönste der teutschen Bildung ist in den Städten gebohren. Ganz Europa kannte den Glanz und die Pracht der Städte, die

Menge und die Streitbarkeit der Menschen Germaniens. Die stattlichen Leiber der Schweizer und Lanzknechte erstaunten die Menschen jenseits der Berge, sie waren Sieger, wo sie schlugen. Noch im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sprechen die Italiäner und Franzosen mit Bewunderung von der Herrlichkeit der teutschen Städte, von ihrer Freiheit, ihren Reichthümern und ihren zahlreichen und tapfern Bürgern. Sie nennen Teutschland das unbezwingliche, das unüberwindliche Land, wo jeder Mensch ein fürchterlicher Krieger ist und wo hunderttausend Gefallenen sogleich Hunderttausend Muthigere nachrücken. Man lese Aeneas Sylvius und den jüngeren Machiavelli. Dies war theils Wahrheit — denn bis dahin waren die meisten europäischen Länder im Elend gewesen — theils war es eine dunkle historische Vorstellung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt war, daß alle Weltstürmenden Germanen aus diesem an Menschen unerschöpflichen Lande ausgeströmt seyen. Man wußte auch, welche fürchterliche Schwärme von Teutschen sich zu-

weilen über den Rhein und die Alpen ergossen hatten. Man dachte sich selbst die Grenzen weit ungeheurer, als sie waren. Freilich reichte des germanischen Herrschers eingebildetes und wirkliches Gebiet von der Saone und dem Arno bis an die Persante und Neva. Selbst der Regent machte die Idee von diesem Volke größer, als es wirklich war. Sein Titel Imperator romanus warf einen gewissen Nimbus unbekannter Majestät um die Nation, wie alle Namen thun, die einst viel bedeuteten; man dachte dunkel immer noch die alten Erinnerungen und Rechte der Weltherrschaft mit hinein und selbst die mächtigsten Könige erkannten den Vorrang dieses Namens. Und wirklich so lange die andern großen Staaten Europens noch getheilt und im Kampfe waren, war Teutschland das stärkste und mächtigste Land. Aber in dem Maaße, als jene die Energie und die Einheit der Herrschaft bekamen, rissen die letzten schwachen Bande immer mehr, die sonst noch einen Schein gemeinsamer Stärke und Macht erhalten hatten. Endlich lag der furchtbare Koloß unbehülflich da und jeder mochte hingehen und

darauf treten und krähen oder ungestraft sich ein Stückchen abschlagen, was ihm gefiel. Man vergaß allmälig die Schrecken und die Ehrfurcht, die der stehende eingejagt hatte.

Mit einer ganz neuen Weltepoche kam die Reformation und riß die Spaltung der Kräfte Teutschlands noch weiter aus einander. Doch gab die Türkenangst einiges Zusammenband des Ganzen und auch die Habsburger fingen an fürchterlich mächtig zu werden. Ihr Ehrgeiz trieb sie zu weit hin und her, sie wollten auf einmal zu viel umfassen, und hielten deswegen nichts fest. Doch würde ihnen Teutschland endlich doch wohl haben dienen müssen, wenn die Söhne den Vätern gleich gewesen wären. Aber Mittelmäßigkeit war lange das Loos der Oesterreicher, und sie ward von jesuitischen Räthen und Beichtvätern beherrscht. Man könnte einen Folianten davon schreiben, was die Jesuiten den Oesterreichern geschadet haben. Diese Elenden bildeten die ewige Entzweiung und Entfernung zwischen dem Regenten und dem Volk über anderthalb Jahrhunderte, mach-

ten abergläubische und bigotte Serail- und Pfaffenkaiser und ließen sie zum Skapulier greifen, wenn das Schwerdt entschieden hätte. Was hätten Männer mit Mäßigung und Kraft und Liebe der Völker mit solchen Hülfsmitteln gekonnt und gewirkt! Aber die Regenten selbst zerschnitten die Nerven ihrer Kraft. Man denke an Ferdinand den zweiten; was hätte dieser große Kopf können, wenn ihn kein Pfaffe erzogen hätte! Der bigotte Leopold zerstörte den Staat immer in sich selbst durch seine Priester, welche die Protestanten in Ungern im beständigen Aufruhr hielten. So verdarben die Regenten selbst wieder, was tapfre Feldherren gewonnen hatten, und das Glück, das in den Habsburgern immer mächtiger gewesen ist, als die Kraft. — Der dreißigjährige Krieg bewies zuerst vor den Augen von ganz Europa Deutschlands Schwäche. Dieses entsetzliche Unglück verwüstete auch die Reste seines alten Wohlstandes und zerstörte die Menschen und ihre Sitze. Die Städte und ihre Bünde waren aber schon über ein Jahrhundert im Verfall, manche kamen unter die Fürsten und die übri-

gen verblühten allmälig, denn Oſtindiens Erfindung, Amerikas Entdeckung und der nordeuropäiſchen Völker Politik hatten den Welthandel von Italien und Teutſchland weggenommen. Jetzt entſchieden fremde Völker den künftigen Zuſtand der Nation und halfen ihre Grundgeſetze beſtimmen, für deren Erhaltung ſie bürgten, damit durch Gewalt und Liſt nicht künftig Einer der Herr würde. Der große Schwedenkönig, Guſtav Adolf, der Herkules Muſagetes der Menſchheit, rettete durch ſeine Siege die Bildung Europens von jeſuitiſcher Mönchserei und Barbarei.

Schweden und Frankreich richteten und entſchieden, Oeſterreich ſchien von ſeiner Höhe geſtürzt; aber lange Gewohnheit, alter Wahn, vielleicht ein dunkles Gefühl von eignem Intereſſe band noch immer die Fürſten an dieſes Haus, welches unbeſtritten auf dem Kaiſerſtuhl blieb, der nur für den Mächtigen nichts Leeres war. Frankreich ſah mit ehrſüchtigen Blicken nach dem heiligen Seſſel, es ward durch Gold und durch Furcht unter den Fürſten; die Habsburger ſiegten. Wer kennt nicht des mächtigen

Ludwigs Stürme? Teutschland kämpfte oft unglücklich, doch unbezwungen mehr fast für Oesterreich als für sich. Selbst bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kaisername mächtig, sich die Fürsten nachzuziehen, und doch hatte seit Max dem Zweiten kein Kaiser regiert, der durch Treue und Biederkeit die Nation vereinigen und für sich begeistern konnte.

Nun beginnt die letzte große Scißion teutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird. Das Jahr 1740 kömmt, Friedrich der Zweite von Brandenburg besteigt den preußischen Thron. Sein Heroismus, sein schwerer Kampf, seine majestätischen Tugenden rissen den letzten Heiligenschein herab, der bisher dunkel über der goldnen Bulle und der Pax Westphalica gelegen hatte, und auch die Oesterreicher verloren den Nimbus, der davon auf sie zurückgefallen war. Durch Eines Mannes Größe und Gewalt ward ein mächtiger norddeutscher Staat Oesterreich gegenüber — die zwei machen nun die Entzweiung. Der letzte Krieg, der Friede zu Lüneville, das Blut,

wel-

welches jetzt das unglückliche Südteutschland überschwemmt, hängen an diesem Uebel.

Was ein Volk ist, beweist nicht, daß es so seyn müsse, so wenig das, was gewesen ist, beweist, daß es künftig wieder so werden kann. Pauw, der Wunderliche, wirft das kecke Wort hin, nur die alten Völker seyen für Freiheit und Enthusiasmus gebohren gewesen, alle Völker germanischen Stamms aber scheinen ihm eine angebohrne Anlage zur Knechtschaft zu haben. Er hatte wohl die gepriesene Freiheit der alten Welt nie recht gewogen noch die Unterschiede der Weltzeiten bedacht. Schien ihm mit Friedrich dem Zweiten, dem König, sein Jahrhundert vielleicht das Jahrhundert der Erbärmlichkeiten und der Knechtschaft, so konnte er doch ein wenig zurücksehen, und hätte leicht finden können, daß Italien und Teutschland im Mittelalter Republiken hatten, trotz Athen und Kroton, und daß die Schweiz und Holland einst in stolzer Begeisterung blühten. Ich weiß nicht, was der Enthusiasmus der Griechen oft war; die eignen Schriftsteller jener Nation geben uns von ihm nicht immer ein zu schönes Bild, und

war er sogar das Herrlichste, so kann die neue Welt nicht mehr tragen, was in der alten blühte. Die Menschheit stand damals hoch, weil Unschuld noch neben Ungerechtigkeit bestehen konnte; sie ist seitdem edler hinabgestiegen, damit das ganze Geschlecht mehr in Gleichheit und Gerechtigkeit wandle.

Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seyd die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christenthums, ihr müßt die Gesetze der Staaten und Völker seyn. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigebohrner Menschen als Sklaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, mildrer Enthusiasmus, Arbeit und Mäßigkeit aller, damit keiner Knecht zu seyn brauche — das sind die bescheidenen Forderungen an ein Volk, welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maaße sind die Teutschen nicht die unwürdigsten, und ich werfe dem, der behauptet, die Nation

ſey knechtiſch geſinnt und keines edlen Zuſtandes fähig, den Fehdehandſchuh hin, mit ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen.

Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Nüchternheit des Verſtandes, Langmuth ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatiſcher Unbehülflichkeit verſetzt, ſind alte anerkannte Volkstugenden. Sie gebahren im Mittelalter Wohlſtand und Gerechtigkeit drinnen und Achtung und Furcht draußen. Freiheit und Bürgerſinn ſchufen glückliche Municipalitäten; wohin Teutſche zogen, brachten ſie Geſetze der Zucht. Die Städte längs der Oſtſee bis an die Neva, wie die Koloniſten in Siebenbürgen, hatten freien Sinn und haben ihn zum Theil noch. Die Schweitz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsſtadt ſind Geburten teutſchen Sinnes geweſen. Freilich die gigantiſchen Worte und Thaten der Alten, ihre republikaniſchen Erſchütterungen und Revolutionen, die begeiſterte Freiheitswuth des Athenerś und Genueſers, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen hier; aber deſto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das ſind

liche Herrlichkeiten für die Poeten, als für die Bürger, die darin mit umgeführt werden. Dergleichen Gemählde möchten nun hier nicht so viele zu finden seyn und selbst das beste Deutsche möchte wohl gar etwas steif und pedantisch aussehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu seyn; leider ist das Zierliche nicht immer gerecht. Ich selbst wohne unter einem Volke, das in seiner besten Zeit wohl nur einen halbteutschen Sinn hatte, jetzt ist von einem solchen Sinn überall nicht mehr laut zu sprechen. Aber mit innigem Vergnügen versetze ich mich immer in die Zeit altteutschen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmüthige Naivetät hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein schöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeisterungslosen Zeitalter Pedanterei daraus wird. Man studiere die Geschichten der Zünfte und Innungen, die Verfassungen und Thaten kleiner Reichsstädte, welch' eine unendliche Anlage für Gehorsam und Gesetz! das ist doch wohl Anlage für Freiheit? Dieser sinnige, gleiche, gutmüthige

Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und schwachen Resten lebt, gab Mäßigkeit und Besonnenheit, ohne welche keine Freiheit ist. Lies unsre alten Geschichten, höre unsre alten Mährchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eikens Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Karakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Süden, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheit desselben.

Der Teutsche hat in sinnreichen und großen Erfindungen viel gethan ohne Centralpunkt und ohne Pensionen, für die Wissenschaften kann man ihn mit Stolz, für die Kunst mit Ehren nennen. Er war sonst auch bescheiden, wie der unscheinbare Sinn Eilte, aber seit einiger Zeit prahlt er und das beweist, daß er verdorben ist. Ja einem Wunder ist es gleich, daß er noch nicht verdorbener ist. Seit zwei Jahrhunderten ist Teutschland der blutige Kampfplatz, wo ausgefochten wird, was sich bei dem Großmogul und bei den Eskimos angesponnen hat, Teutsche hat man gegen Teut-

ſche bewaffnet, Städte und Länder und Sitten zerſtört und immer ſind ſie durch Fleiß und Zucht wieder aufgeſtanden. Aber jedes Ding in der Welt hat ſein Maaß, bis wie weit es gehen kann. Wir ſind jetzt an der Grenze. Ohne alle politiſche Haltung, ohne Theilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung ſteht das Volk endlich gleichgültig und dumm da. Das Elend des Kriegs, die Schmach des Friedens, der Raub des Silbers und Goldes, die Schändung der Weiber und Jungfrauen, das Niederreiſſen der Feſtungen, der Fremden Hohn und der Fürſten Feigheit, Trug und Geiz — es muß endlich wirken und wird wirken zu unſerm und ihrem Verderben.

Unſre Philoſophen geben uns einen hohen Rang. Sie ſagen, die Deutſchen ſeyen das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken gebohren und erhalten habe. Solche Verfaſſung der Vielherrſchaft habe ſeyn müſſen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. Auch des Staates unſcheinbarer und formloſer Zuſtand ſey trefflich geweſen von allem Politiſchen und Nationalen abzuziehen und auf

das Allgemeine und Menſchliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweiſen. So könne nur Weltſinn gebohren werden. Kosmopolitismus ſey edler, als Nationalismus, und die Menſchheit erhabener als das Volk. So möge das Volk verſchwinden, wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menſchheit werde!

Dieſe Ideen ſind hoch, aber ſie ſind nicht verſtändig und das Verſtändige iſt höher. Ohne das Volk iſt keine Menſchheit und ohne den freien Bürger kein freier Menſch. Ihr Philoſophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdiſches begreifen könntet. Zwar lebte Cheiſius in der Wüſte hoch über dem Bürger und lernte in der Einſamkeit das Himmliſche von den Himmliſchen, Plato hohlte ſeine Weisheit nicht von den Landſtraßen und Märkten, aber freie, lebendige Menſchen machen die Welt, woraus ſolche gebohren und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles ſklaviſch und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde bringen, wenn auf Erden elendes Geſindel weidet. Ein Menſch iſt ſelten ſo erhaben, daß er äußere Knechtſchaft und Verachtung dulden kann, ohne

te schlechter zu werden; ein ganzes Volk ist es nie. Die edelsten Geister werden nur aus dem ganzen Volke gebohren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr ist in der Menge, da wird es nicht mehr in den Einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit schon durch den Medusenanblick des Niedrigen verstimmt. Würdiges sey auf Erden, frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochsinn die Wahrheit zu vernehmen im Fürsten, Gerechtigkeit in der Regierung! Dies ist das fruchtbare Reich Gottes auf Erden; das unsichtbare macht sich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunst, That und Werk. Helden stürzen in das Schwerdt für das Vaterland und den König, Künstler bilden, Erfinder denken, stolz geht der Kleinste am Pflug und Ruder, denn er hilft das Große erschaffen und genießt es mit. Denke dich an die Griechen. Es war ein schönes, waidliches Volk, voll Muth und Kunst, welche: Großes dachte, that und vollendete. Was wurden sie? Die Kosmopoliten des Alterthums. Es läßt sich nach-

weisen, daß die Römer, ihre Herren, sie leidlicher und artiger behandelten, als ihre übrigen Sklaven. Das rauhe Eroberervolk hatte doch Ehrfurcht vor den sichtbaren und unsichtbaren Göttern, die hier auf jeder Flur, auf jedem Marke ihre heiligen Stätten hatten. Die Griechen behielten ihr Land, ihre Sprache, ihre Künste, aber nicht ihren Staat. Kein Sophokles und Phidias ward mehr geboren, kein Homer besang mehr das Leben der Götter und Menschen. Erstarrt war die goldene Fülle der seligen Kunst und höchstens machte man klein und zierlich nach, was die Väter groß und majestätisch dachten und erfanden. Zuletzt nichts als feiges und schelmisches Sklavengesindel hier, keines edleren Aufschwunges diese Natur mehr empfänglich.

Italien. Wir Teutsche rangen einmal lange mit euch, unglückliche Italier. Tapfre Kämpfer stritten stolz um Herrschaft und Freiheit. Nachher gingen wir neben einander in Gesetzgebung und Bürgerkünsten hin. Welchen Prophetin hätte man damals geglaubt,

daß uns späteres Unglück so gleich machen würde, als wir heute sind?

Seit dem Fall der Ostgothen war Italien von jeher viel weiter davon, Ein Staat zu werden, als Teutschland. Die Longobarden folgten diesen in der Herrschaft, aber sie konnten nie das Ganze bezwingen. Athem würde die Arbeit vollendet haben, wenn er gelebt hätte; später war sie den mächtigsten Königen unmöglich. Der Bischof in Rom fing an Pabst zu werden und hielt die Griechen und Longobarden gegen einander in Athem, damit auch er in Italien Herr seyn könnte. Als er im schlimmsten Gedränge war, da gebrauchten die Pipiniden seiner heiligen Hand, eine Ungerechtigkeit gerecht zu machen. Er setzte ihnen die Krone der Merovinger auf das stolze Haupt, und sie unterdrückten die Longobarden. Aber immer noch hatte ganz Italien nicht Einen Herrn. Da es der gewaltige Karl der Große nicht ward, wie sollten es seine Nachfolger werden? Byzantiner und Araber blieben im Süden, an den Küsten und auf den Inseln; in der

Mitte und im Norden entstand durch germanischen Feudalismus Vielherrschaft von Fürsten. Die mächtigsten teutschen Kaiser, die Salier, beherrschten nie ganz Italien. Im elften Jahrhundert machten die tapfern Söhne Tankreds von Hauteville mit ihren Normännern Vorarbeit zur Einheit. Als die Hohenstaufen Könige von Apulien wurden, glaubten sie des ganzen Landes und selbst des Pabstes Herr zu werden; allein da es einem Friedrich dem Zweiten nach einem dreißigjährigen Kampf mislang, so muß es unmöglich gewesen seyn. Zu mächtig waren die Kräfte, die gegen so hohe Entwürfe und Arbeiten strebten. Der Pabst mit dem damals fürchterlichen Druck des Wahns und der Heuchelei, vor welchem die kühnsten Herzen [illegible] zitterten, die vielfache Bürde und Thätigkeit eines tapfern energischen Volks, das einen Herrn haben der Sklaverei gleich achtete, endlich das damals noch mehr Unterschiedene der verschiedenen Nationen Italiens. Die Kreuzzüge hatten in ihm ein neues Leben entzündet. Die Schätze des Orients flossen hier über, kleine Städte wur-

den reich und mächtig und beherrschten die Meere, die Bürger fühlten sich und träumten von Freiheit und Gerechtigkeit, welche in einigen Städten herrlich eingerichtet und verfochten wurden. Die Burgen der Feudalherren, die Zwinger der kaiserlichen Vögte und Statthalter verschwanden und die Herren mußten Bürgern gleich werden.

Mit Friedrich dem Zweiten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Kampf aus. Kein Gefährlicher stand wieder auf, der des Ganzen Herr seyn wollte, und die schlauen Hierarchen Roms hielten zwischen den Mittelmässigen die Wage. Von dieser Zeit bis zum Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts während 250 Jahren ward Italien das Griechenland der neuen Welt. Eben die Thaten und Erscheinungen, eben die Werke beynahe, eben so ewige Erschütterungen und Wechsel der verschiedenen kleinen Staaten. Die Geschichten dieser merkwürdigen Zeit würden eben so greß, reitzvoll und heroisch seyn, wenn sie im Sinn des neuen Weltalters von edlen Zeitgenossen auf-

gefaßt und uns überliefert wären. Tyranniey, Demagogien, aristokratische und demokratische Republiken und an den beiden Enden kleine Monarchien, Faktionen und Ostracismus und Proskriptionen immerwährend: aber in dem Ganzen herrliche Blüthe und Kraft. Handel, Fabriken, jeder Fleiß und jede Thätigkeit schuf den Reichthümer und Lebensanmuth, Künste und Wissenschaften folgten. Durch einen neuen Geist, durch Poesie, Saitenspiel und jede Kunst der Sprache und Gestalt ward endlich in allen verschiedenen Völkerstämmen etwas Gemeinschaftliches, das vom Pharus und Simäthus bis zum Var herrschte. So wurden die Italier im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert die herrlichste Nation Europens.

Mancherlei hatte sich hier so mitgebildet, wovon die roheren Ultramontaner, welche den Italiäner zum Theil mit Recht Barbaren schalt, sich noch nichts träumen ließen. Rom, das Centrum der christlichen Welt, hatte die Künste der List und Herrschaft unglaublich verfeinert. Als man aus den schönen Erinnerungen und

Denkmählern des Alterthums das Alte wieder aufweckte, da mischte sich dieses Alte und jenes Neue und italische Weisheit und Politik glaubte sich der ganzen Welt überlegen, und fürchtete keine schlimme Zukunft und kein Barbarenschwerdt, das die Politik nicht zurücktreibt, weil es nicht an sie glaubt. Mäßige und weise Fürsten und Männer hatten Italien nun durch Jahrhunderte vor großen Stürmen gesichert und die kleinen, welche oft wohlthätig im Innern aufstiegen, bald beruhigt. Sie hatten etwas erfunden, was sie mit Stolz Gleichgewicht nannten, und wodurch der Uebermuth und Ehrgeiz des Einzelnen gezügelt ward. Diese Klugheit wiegte in Sicherheit ein und Reichthümer und Künste verweichlichten die Sitten. Man dachte gar nicht mehr, daß eine Zeit kommen könnte, wo man des Muthes nöthig hätte, mit welchem man gegen die Hohenstaufen focht. Der Bürger hatte das Schwerdt rosten lassen, womit er die Freiheit erfochten, und dang sich hinfort Knechte für Gold, die zuweilen diese Freiheit selbst antasteten, immer schlecht vertheidigten. Abentheur

rer mit 5000 bis 15000 Reitern durchzogen das schöne Land und verkauften sich jedem Meistbietenden, seine Fehden auszufechten. Dies waren wahre Schauspiele und Turniere für Geld. Die Kondottieri verstanden ihren Vortheil wohl, sie hüteten sich so ernsthaft drein zu schlagen, daß es viel Blut kostete. Man focht oft wie wüthend einen halben Tag, dann lagen vielleicht zehen Todte auf dem Platz, oft gar keine, einige hundert Gefangne nahm der Sieger nach der Verabredung, oft um sie wieder kaufen zu lassen, und der Beste zog ab. Dieses schlimme Spiel verdarb die Kriegskunst und die Tapferkeit des Volkes. Man hätte aus einzelnen Kämpfen mit den Schweitzern begreifen können, wie man fest stehen würde, wenn ein gröſseres Heer einmal zum Einbruch die Alpen käme.

Italiens Glück hatte sein Ziel erreicht. Kleinliche Eifersucht und Ehrgeitz der Fürsten, Partheihaß der Republiken riefen die Fremden hinein, sie kamen, Italien durch italisches Gold zu erobern. Karl von Frankreich erfuhr

mit einem kleinen Heerhaufen, siegte und verschwand wieder; aber die Leute hinter den Bergen hätten an der Probe gesehen, was man in Italien machen könne. Die Reichthümer, der Glanz, die Künste des schönen Landes reihten zum Besitz und seit dieser unglücklichen Epoche war um diesen Besitz ein blutiger, langer fünfhundertjähriger Kampf der Fremden; die tapfern Hesperier hielten die Beute fest. Die Italiäner strebten selbst wenig gegen. Der Todesmuth für Freiheit, die alten Tugenden fehlten und des Oberpriesters in Rom Stimme war keine Götterstimme mehr.

Seit dieser Zeit hat Italien Teutschlands Schicksal gehabt. Alle Revolutionen und Kriege Europens sind auf seinem Boden blutig mit entschieden und ausgefochten worden. Aller Gemeinsinn, der Geist und Muth aller für alle, ist bei einer Nation von sechzehn bis achtzehn Millionen Menschen so ganz dahin, daß ein Heer von 50000 Fremden fast ohne Widerstand ihr Herr seyn kann. Die lange Herrschaft und Tyrannei der Fremden hat ein edles Volk zuerst entnervt und entmannt; alle Laster

des Sklav n sind nachgefolgt. Das Paradies der Erde Sicilien und Apulien ist durch eigne und fremde Sünden eine Wüste geworden, wo ein kleines Geschlecht auf großen Erinnerungen einhertritt, wo der Feudalherr auf Schlössern wohnt und hungrig und reißend wie eine Bestie der Bandit in jedem Hohlwege, in jeder Thalkluft lauert. Man weiß, wie Italien die fürchterliche französische Revolution gefühlt hat. Geplündert, umgekehrt ist es von einem Ende bis zum andern. Durch die Konsequenz des scheußlichen Jakobinismus hätte aus dem Chaos doch etwas werden können, aber feige, geitzige Klugheit kam nach und richtete ein für sich, nicht für das Volk. Darum wurden die alten Republiken umgestürzt, die Fürsten verjagt, die Bilder der Götter und Menschen aus ihrer Heimath entführt? darum pflanzte man Freiheitsbäume und hieb sie wieder um. Darum rief man die Manen der de la Torre, Dandolo, Doria, Medicis auf und betäubte die stummen Gräber des alten Roms mit den Klängen der Kamille und Scipionen? darum, daß der letzte Rest der Selbstständigkeit verschwän-

de und neue Tyrannen würden? Die Franzosen haben nie die Freiheit und das Glück der Fremden, sie haben nur ihr Gold gewollt. Jetzt spricht der Herr, selbst ein Italiäner: ich bin der Herr, und Freiheit ist der tollste Wahn des Menschengeschlechts.

Ich spreche nicht von Freiheit, ich spreche von einem italischen Volke. Ewig ist Montesquieus großes Wort: eine freie Nation kann einen Befreier haben, eine unterjochte bekommt nur einen andern Unterdrücker. Frei zu seyn taugen die Italiäner nicht, aber sechzehn Millionen Menschen können ein Volk werden unter Einem Herrn und durch Ordnung und Zucht könnte ein besserer Stamm für die Zukunft erwachsen. Der Weg war gebahnt durch die Zertrümmerung des Alten, er ist wieder verschlossen. Der französische Despot soll auf den Alpen und über den Alpen auf Italiens Nacken stehen, die Könige Italiens, die vielleicht einmal als abgesonderte stehen, sollen immer Vasallen Frankreichs seyn, das Volk im Grimm über die dauernden Plünderungen französischer Satrapen, Gesandten und Kommissa-

rien soll auf ewig die hündische Sklavenwuth einsaugen und zu seinem lichten und schönen Himmel nie mit der heitern Stirn der Freiheit aufschauen.

Die Italiäner waren einst herrlich. Hier ist der Kampfplatz, wohin die übrigen Völker Europens ihr dankbares Angesicht wenden und beten müssen. Hier ist Rafael, Michel Angelo, Leonardo und Allegri gebohren, hier hat Dante und Arioste gesungen, hier ging den verfinsterten Europäern das Licht der Wissenschaft auf und das Pfaffenthum fiel. Friedrich der zweite von Hohenstaufen, Kosmus der Alte, Andreas Doria, Pescara, Alexander von Parma, Montecuculi, Prinz Eugen, Nikolaus und Sixtus die Fünften, Kolumbus, Galilei, Filanghieri — welche Namen genialischer und gewaltiger Menschen! und ein Land, das solches erzeugen konnte, sollte auf immer zur Schmach verdammt seyn? Die Natur behauptet ihre ewigen Rechte, ihre Wirkungen und Zeugungen sind bleibend, wenn der Mensch sie nur frei läßt. Noch wächst in Ausonien des Weinstocks Fülle, an den Bergen steht der

Oelbaum und Feigenbaum, in den Thälern schimmern Mandeln, Pfirsiche und Oranzen mit Blüthen und Früchten, weite Fluren prangen mit Weizen und Reis und auf den Bergen brüllen die Heerden Virgils, die Pinien, die Cypressen, der Lorbeer und Platanus strecken ihre lichten und heitern Kronen zum Aether empor; es ist noch das alte Land des Genusses, der Fülle, der Begeisterung. Die lustige und schwärmerische Gestalt der lieblichen Natur floß einst wie ein goldner Strom durch die schöne Kunst und das kräftige Leben der Väter. Welche idealische Geistigkeit voll üppigen sinnlichen Lebenssaftes liegt in den Thaten und Werken dieses Volkes! wie vollgestaltet, wie lebendig, wie klar ist alles! doch liegt hinter den meisten ein gewisser sündlicher Reiz, eine unbewußte Verdorbenheit, welche die Lebenshaltung eines solchen Klima freilich trägt, wodurch aber das Gefühl des treuen und wahren Nordländers leicht verwundet wird. Was sind die Trefflichen geworden unter der Knechtschaft der Fremden? Sie sind erniedrigt, schlecht und entartet, aber so sehr nicht, als sie der Unverstand

und die Unbehülflichkeit des Nordländers oft gemacht haben. Ihre Kunst hat in dem alten heiligen Lande kümmerlich nach Brod gehen müssen und die heilige Wuth der Musen und Apollons ist in Mosaikschnörkel und Sonnettrillerer gefahren. Von Weisen und Helden darf man bei einem solchen Volke kaum sprechen. Aber es sind noch die alten Menschen voll Naturkraft, Genialität, sprudelndem Witz und Talent. Der fremde Wanderer sieht sie mit Verwunderung und Mitleid. Hier, wo alles verrucht und giftig wird, was sich nicht sinnlich kräftig entwickeln darf, wirkt die edelste Kraft endlich am verderblichsten. Kastraten und Beutelschneider werden, die als Künstler und Staatsmänner hätten glänzen können und manche verlorene Natur eines Sprechers und Befreiers der Menschheit, eines edlen Feldherrn mordet in roher Banditenfreiheit in den Wäldern des Apennin und des Aetna. Die Flamme muß an das Leben, wenn man sie auch mit ganzen Meeren verschüttet. O ich kann die Italiäner vertheidigen und wenn alle sie verdammen, ich wundere mich, daß ein so unglückliches Volk noch nicht schlechter ist.

Spanien und Portugal. Ich komme zu einer Nation, die ich achte und liebe. Schon seit dem Knaben hat Spanien und seine Geschichte einen wunderbaren Reitz für mich gehabt und mein Sinn hatte sich erklärt, ehe mein Urtheil richten konnte. Es liegt in solchen Eindrücken doch etwas, denn das Leere läßt ewig leer und wo Eis ist, da friert man. Ich habe diese Geschichten später so lieb gewonnen, daß ich mich oft mit inniger Sehnsucht über die Pyrenäen hinübergewünscht habe, denn hinter jenen Bergen war von jeher viel Großes und Schönes; es war schon in den ältesten Zeiten. Iberien am Strom Pyrenä war das goldne Fabelland der früheren Griechen, Iberien, das reiche Geheimniß, was der geitzige Phönicier neidisch dem Orient verbarg, Iberien der Preis des Siegs, worum die Römer und Karthager so blutig schlugen. Und welch' ein Land und Volk! Alles bewohnt, alles blühend in Freiheit und Wohlstand, Stadt an Stadt und Burg an Burg. Und die Römer kamen mit dem Aufruf, dieses Land von den Karthagern zu erlösen. Scipio

war durch Mäßigung und Weisheit der Mann, ſo ſchönen Worten Glauben zu geben; er hatte bei Römergröße tiefere Römerliſt. Als die Karthager fielen, traten die Römer ſogleich offener hin und ein langer hundertſiebenzigjähriger Kampf begann, immer blutig, oft ſiegreich für die Hiſpanier, die eine Zeitlang eine ſolche Scheu in die Römer jagten, daß keiner von den hochgebornen Herren mehr die Anführung hiſpaniſcher Kriege übernehmen wollte. Kein Volk hat ſich edler vertheidigt und keines iſt niederträchtiger durch Liſt, Aufhetzungen und Dolche bezwungen, ja die Tapfern, welche die Freiheit nicht überleben konnten, ſind nie bezwungen, ſondern leben als die Freieſten in der Ewigkeit der Geſchichte. Die Römer gebrauchten mit alter Kunſt die Theilung und predigten dem einen Staat die Freiheit und lebten wirklich in Brüderlichkeit und Gleichheit mit ihm, während ſie den andern unter ſeinen Ruinen begruben. Dies half dem unerſättlichen Geitze, aber bei einem ſo tapfern und freien Volke als die alten Hiſpanier war es nicht genug. Sie waren zu reich, zu volksſtark, zu feſt, und nie

dergeworfen ſtanden ſie kühner und fürchterlicher wieder auf und hielten die Wage des Glücks und Sieges lange zweifelhaft. Einzelne Städte, einzelne kleine Provinzen des großen Landes vernichteten ganze römiſche Legionen und machten Wehklagen an der Tiber. Funfzig Jahre nach dem erſten Scipio ſtand der Luſitanier Viriathus auf, ein ritterlicher Jäger; unüberwunden ſtritt er ſechs Jahre für die Freiheit, deren Banner immer weiter über Römerleichen wehte; die Niederträchtigen, die auf Siege ſtolz ſeyn durften, brauchten den Dolch der Feigen gegen die Tapfern. So fiel Numantia die herrliche; die Ueberwundenen gaben ſich den Tod der Freien und ließen den Römern die blutigen Steine und die Flamme des Freiheitsrogus.

Hiſpanien ward nie ganz von den Römern bezwungen. Der Deſpot Auguſt feierte noch Kantabrertriumphe, ein Beweis, daß die Berge der Nord- und Nordweſtküſte noch unbezwungen waren. Solche Triumphe waren wie unſre Tedeums. So ließ eben dieſer Auguſt ſich von ſeinen Poeten den Indiſchen

schelten, weil eine Handelsgesandschaft zu ihm zog, so ließ Ludwig der Vierzehnte die europäischen Fürsten wissen, er sey Großkaiser von Ava geworden, weil ein französischer Abentheurer Großvesir des Despoten der Sonne und des Mondes und der zwölf weißen Elefanten geworden war. So zog weiland Kaiser Kajus, wie heute noch Bonaparte, an den Strand von Boulogne, drohte den Britten mit seinem Schwerdt und ließ seine Soldaten die Helme mit Muscheln füllen und zu den Füßen des kapitolischen Jupiters an der Tiber ausschütten. Er hatte den Namen Brittannikus verdient. Alte und neue Dinge sehen sich oft ähnlich. Edel war der ganze Volksstamm des früheren Hispaniens; am längsten hielten sich die nördlichen Gebirgvölker in Freiheit und Selbstständigkeit. Da war für den Eroberer wenig zu hohlen als Schläge; die Begier war geringer, die Furcht größer; das Volk hatte seine Berge, seine Armuth, seinen Trotz. Deswegen hat sich hier auch durch alle Revolutionen späterer Zeiten der Germanen und der Mohren viel Römisches und Spanisches erhalten. Noch woh-

nen hier die Reſte der Vasken, ein kühnes, freies, thätiges und braves Volk mit eignen Sitten, eigner Sprache und eignem Sinn neben den Spaniern.

Unter der römiſchen Monarchie vom erſten bis fünften Jahrhundert gehörte Spanien zu den glücklichen Provinzen unter den unglücklichen. Noch in jener ſcheußlichen Zeit wird der Glanz ſeiner Städte und der Wohlſtand und die Bravheit ſeiner Einwohner gerühmt. Bildung und Gelehrſamkeit trieben hier ſchnell vorwärts und mehrere der berühmteſten und edelſten Männer waren damals Spanier. Dies war auch der große und liebenswürdige Trajan und Rom hatte es nicht um dies Land verdient, daß es ihm den würdigen Regenten gebahr. Unfälle und Plünderungen, welche die nördlichen und orientaliſchen Gränzprovinzen trafen, reichten nicht hieher; nur um die Mitte des traurigen dritten Jahrhunderts ſtreiften die Plünderer Galliens, die Franken, über die Pyrenäen. Daß ſich hier und in Afrika Gelehrſamkeit und ein gewiſſer Wohlſtand am längſten hielt, beweiſen die gelehrten afrikaniſchen

und ſpaniſchen Biſchöfe im Anfang der neueren Geſchichte. Endlich kamen die germaniſchen Barbaren in dies Land, zuerſt die Sueven, Vandeln und Alanen. Die beiden letzten gingen 429 größtentheils über die Meerenge und beſetzten Afrika. Spanien blieb den Sueven, die ſich allmälig weiter gegen Weſten ausdehnten. Doch ſchon ſaßen die tapfern Weſtgothen bis an den Iberus. Nach Klodwigs Sieg bei Vougle wurden ſie mehr eingeengt und drängten auf die Sueven. Ihre Tapferkeit entſchied, die Sueven lagen unter und verloren ſich in dem Namen des Brudervolkes der Weſtgothen. Die letzteren, welche überall ſchon milder und geſitteter geweſen zu ſeyn ſcheinen, als die Sueven, verbanden ſich, ſeitdem ihr Arianismus keine Scheidewand mehr war, nach und nach mit den alten Einwohnern, deren Sprache endlich auch ſiegte, wie bei den meiſten Germanen, die in altrömiſchen Ländern Reiche ſtifteten; ein Beweis ſowohl größerer Bildung als Volksmenge.

Ueberall ſcheint in keinem der eroberten Länder ſo viel Altes übrig geblieben und von

den Siegern angenommen zu ſeyn, als in Spanien, weil wirklich noch viel Altes da war. Die Länder unter der Donau waren vom dritten Jahrhundert an durch die Kriege und Plünderungen der Barbaren allmälig in Wüſten verwandelt, nachher trieben ſich die roheſten Barbaren durch ſechs Jahrhunderte wechſelnd darin herum, es verſchwand das Alte und die Römerſprache faſt bis auf die letzte Spur. Italien und Gallien lagen dem Stoß vom Rhein und über die Alpen her näher, wurden oft geplündert, nachher von mehreren Nationen durchzogen, ehe diejenigen, welche die Herren bleiben ſollten, feſt werden konnten. Spanien blieb bis auf den letzten allgemeinen Völkerſturm der Zerſtörung lange in Frieden und hörte nur von dem Elend der andern Provinzen, während es ſelbſt nur das kleinere Elend einer ſchlechten Verwaltung empfand. Selbſt ſeine wilden Eroberer hatten die erſte Wuth ſchon mehrere Jahre auf den ſchönen Gefilden Galliens abgekühlt; ſie waren auch nicht zahlreich genug, um das ganze große Land ſogleich zu unterjochen. Die nördlichen Gebirgsvölker und

auch die westlichen, und die großen und reichen Städte an den Küsten des Mittelmeers wohnten noch lange in Unabhängigkeit. Als die Westgothen endlich die allgemeinen Herren wurden, waren sie in Südgallien und Nordspanien schon sehr romanisirt und ohne Stürme übernahmen sie die Herrschaft. Hier ward also nie alles Alte völlig zertrümmert, damit aus der Mischung des Alten und Barbarischen das Neue entstände, sondern viel Altspanisches blieb ganz, und so konnte aus dem tapfern westgothischen und biedern spanischen Nationalsinn das Trefflichste hervorgehen. Daher ist hier alles früher entwickelt, als in den übrigen germanischen Reichen; eine stolze herrschende Hierarchie, große Dynasten und Baronen neben den Königen, kurz frühere Schwächung der Nationalkraft durch Vielherrschaft des Feudalismus; aber Ackerbau und Industrie scheinen hier im sechsten, siebenten Jahrhunderte viel weiter gewesen zu seyn, als in dem andern Europa, und ich glaube, man hat Unrecht, den Mohren als ihre Arbeiten und Einrichtungen so Manches beizulegen. Diese waren freilich

ein braves, gerührtes Volk, aber auch mit den Spaniern im ewigen blutigen Kampf um die Herrschaft; ihnen mußte also durchaus die Zeit fehlen, unter diesen alles von vorne neu zu machen.

Die Mohren kamen im achten Jahrhundert, durch innere Zwietracht getrieben, überwältigten durch Enthusiasmus und Muth die getheilten Spanier und bedrohten von hier aus Europens Freiheit, wenn nicht in Frankreich Karl der Hammer sie zerschlagen hätte. Als die ersten gewaltigen Stöße dieses furchtbaren Volks vorüber waren, erholten sich die Europäer von dem Schrecken und die Spanier von der Knechtschaft. Doch liegen die ersten Anfänge der kräftigen Wiederaufrichtung des Staats mehr in dunkeln Sagen als in klarer Kunde; zwei Jahrhunderte spanischer Geschichte sind fast noch verschwunden. Die Mohren hatten, weil sie zuviel wollten, das Wichtigste versäumt, auch die nördlichen Berge der Halbinsel im ersten Schrecken zu erobern. Sie hatten sich auch bald in eine Menge kleiner Staaten zertheilt; diese sollten zwar alle Ei-

nem Sultan folgen; aber der Gehorsam ist schwach, wenn der Oberfürst nicht groß ist, und wo Viele gebieten, folgen Viele schlecht. Dies lernten auch die Mohren durch ihr Unglück, und hätte nicht Afrika mehrmals einen neuen rüstigeren Kriegerstamm gesandt, so wäre wahrscheinlich das dreizehnte Jahrhundert schon ihr Ziel gewesen. Von den Bergen herab breiteten sich die Christen unter ihren Anführern allmälig aus, und mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts begann der Mohrenkampf, lange schwach, immer mit getheilter Kraft. Auch hier waren mehrere kleine Staatenherrscher. Das Zeitalter des spanischen Heroismus, des Rodrigo Diez und der herrlichen Ritterorden kömmt. Aus den vielen kleinen wurden durch Vermählungen und Siege nach und nach zwei große Staaten und ein mittelmäßiger, Aragonien, Kastilien und Portugal. Im dreizehnten Jahrhundert hatten die Westgothen die letzte Mohrenfurchtbarkeit gebrochen; sie wohnten hinfort nur noch in ihren festen Bergen und Städten hinter der Sierra Morena und am Meer. Zwei Jahrhunderte war noch Krieg, mehr ein Uebungs- als Schreckenkrieg.

Hiſpanien blühte wieder auf. Heroismus, Ritterſinn, unvergänglicher Naturreitz rieſen durch Schwärmerei und Liebe Poeſie und Saitenſpiel ins Leben. Zwar auch hier fehlten die Fehden der Baronen nicht, aber Iberien hatte ſeinen ewigen Himmel und ſeine Naturſchätze, und konnte durch kleines Unheil nicht verderben werden. Hochſinn, Freiheit, tiefe Schwärmerei in Liebe, Religion und Kunſt machten die Nation edel und bei den Fremden geprieſen. Das höchſte Zeitalter kam unter Ferdinand und Iſabellen und den erſten Habsburgern. Wie drängt ſich das Heroiſche und Idealiſche in jener ſchönen Zeit! Kaſtilien und Arragonien wurden Eins, und ihre Regenten erſchufen ſich durch Kraft und Liſt das volle Königthum und konnten das herrliche Volk gebrauchen. Nun wurden die letzten Mohren in Spanien unterworfen und die in Afrika lernten dienen, Amerika ward entdeckt, Italien von ſpaniſchen Legionen bezwungen; weit herrſchte die ſpaniſche Ritterlichkeit, noch weiter ihr Ruhm in Thaten und Werken. Aber die Könige wurden Deſpoten, vernichteten des eignen Wol-

Volkes Freiheit und bedrohten die fremde. Hier ward Widerstand, dort Ermattung größer und nach einem Jahrhundert der außerordentlichsten Thaten fing die Nation an zu sinken. Nach großen Königen, nach herrlichen Tyrannen kamen Schwächlinge und Frömmler. Die Habsburger verdarben sich durch häufige Zeugungen aus eignem Geschlecht — die Natur schafft aus dem Wechsel die Kraft — kein großer Mann ward mehr gebohren. Priesterherrschaft und Schwäche erbte fort, doch länger als die Stärke stand der bewunderte Muth der Legionen, welche Cordova, Pescara, Alba gebildet hatten; sie blieben bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Unüberwindlichen.

Aber die Herrlichkeit des Landes und Volkes fiel unaufhaltbar. Das mitverbundene Portugal hatte keine Stärke geben können, das wieder losgerissene gab neue Schwäche. Die beiden Indien, die tolle Austreibung des mohrischen Stammes hatten Spanien Millionen Menschen gekostet, in den ewigen italischen und burgundischen Kriegen war die edelste Jugend auf-

gerieben, ſchleichende Deſpoten und Prieſterhaſ-
ten durch Faulheit und Inquiſition kein freies
Geſchlecht wieder aufkommen laſſen. Der hohe
Geiſt der Nation ſank in Gleichgültigkeit und
Erſtarrung, die alte Kultur und der alte Glanz
des ſpaniſchen Namens ſtarb allmälig aus. Mit
den Schätzen von Peru war Spanien endlich
arm an Gold, an Induſtrie, an Menſchen, an
Kraft und iſt es noch. Ganz Europa mußte
mehrmals zuſammentreten, Spanien die große
Erbſchaft zu retten, die Karl der Fünfte ſeinen
Nachkommen hinterließ, jener Karl, unter wel-
chem Europa bei dem Namen Spanier zitterte.
Die Bourboniden beſtiegen den Thron und viele
ſchöne Provinzen wurden abgeriſſen. Kein Ver-
luſt — Spanien kann nur durch ſich ſelbſt wie-
der jung werden und wird mit fremden Provin-
zen immer älter. Aber die Neuen haben ge-
herrſcht wie die Alten, faule wollüſtige Schwäch-
linge eines orientaliſchen Serails. Deswegen
hat Spanien das ganze vorige Jahrhundert faſt
nichts als Abentheurerminiſter gehabt von Albe-
roni bis auf den Friedensfürſten, welche wie
Großveſire ſteigen und fallen. So iſt das bra-

ve Volk in drittehalb Jahrhunderten in ſich ſelbſt verſunken, wie ein Himmelsgebirg, welches der Vulkan, der es ſchuf, wieder in den Schlund hinabzieht. Es wirkt viel kraftloſer, als es iſt: ein Beweis, daß die Regenten nichts taugen. Wir haben das Neueſte geſehen. Jetzt läßt ſich eine Nation von elf Millionen Menſchen von den Franzoſen beſchatzen und giebt Tribut und führt Kriege, die ſie nichts angehen. Und die Natur hat die ewigen Berge zwiſchen die beiden Völker geworfen. Lebte in dieſer Zeit der Muth der alten Kantabrer und Celtiberier, Franzoſen wären vielleicht über die Berge gegangen, keine zurück. Doch es kömmt die Zeit der Erlöſung, ſie iſt nicht fern. Die Amerikaner werden alle frei und Spanien wird in ſich ſelbſt leben müſſen und herrlicher leben; Portugal wird dienen, wie es muß, es iſt ein Auswuchs auf einem geſunden Leibe, wenn es nicht mit Spanien iſt. Die Prieſter werden ihren Heiligenſchein verlieren, die Könige ihren Thron, wenn ſie nicht ſelbſt arbeiten und herrſchen wollen. Dann werden die Spanier wieder, was ſie waren, eine der

herrlichsten und mächtigsten Nationen Europens.

Die große Halbinsel, die mit den Inseln über 10000 Quadratmeilen und vierzehen Millionen Menschen hat, einst zwanzig bis dreißig hatte, ist das gesegnetste Land Europens, das durch Fleiß und Tapferkeit der Menschen einst ein Paradies war und auch jetzt noch wieder werden kann. Was hat die Natur nicht gegeben? was eine schlaffe und pfaffische Regierung nicht verdorben? Dies war das Land des Goldes und Erzes der alten Welt; auch jetzt ist desselben genug in den Bergen, aber man hat Peru und Chili — hier wuchs einst Weitzen und Reis auf Anhöhen und in Thälern, wo jetzt Wüsten sind. Der Weinstock, das Zuckerrohr, die Palme, der Oelbaum und Feigenbaum, die Mandeln und Orangen sind hier heimisch; einzig sind spanische Schaafheerden, wodurch es ganz Europa zinsbar machen kann; treffliche Pferde zum Krieg und Pflug, die schönsten Rinder in Thälern und Bergen; die Seide zu Kleidern, das Spartum zu Seilen, Segeln und Stricken, das Salz, welches die Sonne aus dem Meere

recht; der Fiſchfang und die Jagd; die glücklichſte Lage für den Handel und die Herrſchaft von allen Europäern: welche Reichthümer und Vortheile, welche viele Länder gar nicht, wenige in ſolcher Fülle haben!

Ueppig und luſtig iſt die Natur, doch weht ſchon ein halber Geiſt des Morgenlandes darüber, eine ſinnliche Fülle der Kraft, vom Ernſt gehalten, der die tiefe Lebensflamme mild bedeckt. Die Spanier ſind die ſüdlichſten von allen Europäern, und ihr Land ſchon konnte ihnen geben, was ihnen die Mohren nicht gegeben haben, obgleich viele ſo meinen. Man gehe ein paar Jahrtauſende zurück, man wird denſelben Sinn der Menſchen finden. Wo ſie nicht ausgeartet ſind, ſieht man hohe, ſchlanke und nervigte Leiber, beweglich und feſt zugleich; die freie und ernſte Phyſiognomie zeigt eine breite ſtolze Stirn, große ſchwarze funkelnde Augen, ſchöne Naſe und einen männlich vollen Mund zum Löwenkinn; die Farbe iſt braun, wie die Sonne heiß iſt, aber die Weiber der Gebildeten ſind in manchen Gegenden wunderſchön, die Schönheit und den Wuchs der Männer zum fröh-

lichen Muthwillen, zur schwärmerischen und religiösen Sinnlichkeit, leicht und lieblich und weiß wie Schnee. — Der Sinn des Volks: — ich meine den allgemeinen spanischen Sinn, denn des großen Landes Art und hie und da des Landes Nation und Sprache ist verschieden — arm, rauh, tapfer, fleißig und frei wohnt der Gallicier, Asturier, Biskayer in seinen Bergen, und spricht noch oft in den alten Tönen der Vasken; der Katalane und Navarrese hat viel von dem Provenzalischen und Italischen, womit er im Mittelalter sehr zusammenhing; der Arragone ist rasch und edel, der Kastillane stolz und ritterlich, der Andalusier und Valencier leicht, lustig und romantisch — der Sinn des Volks, aus diesem allen zusammenfließend muß immer ein schöner seyn, und so sehr die einzelnen Länder Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Karakters:

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Menschen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herr-

liche Miſchung von Feuer und Ernſt, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönſte, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohriſchen und ſpaniſchen Balladen und Romanzen zum Saitenſpiel ſingen, dringe ein in den heroiſchen und tiefen Geiſt ihrer Ritterorden — iſt ein Volk in Europa, das ſolche Religioſität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Thaten aufzuweiſen hätte, das die romantiſche und religiöſe Schwärmerei der Liebe und des Chriſtenthums ſo geiſtig und ſo friſch in einander verbrüdert, und das mehr Thaten des Edelmuths und Heroismus durch ſolche Vereinigung gethan hätte? Lebendig weht dieſer hohe Geiſt in ihren alten Liedern, und man braucht nur ſie, um den ſtolzen Karakter des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, ſo die großen Feldherren in Italien und die Abentheurer in Indien. Unſre kleine Zeit ſieht zu ſolchem Leben wie zu einem ſchönen Traum, wie zu einer lange vergangenen, uralten Zeit hin, denn leider iſt ſie für uns uralt geworden. Bei dem ſpaniſchen Ritter, wie

er ernst und fürchterlich da steht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den Andern für Geld oder noch für Kleineres. Es läßt sich das treffste Davon eines Volks nicht klarer machen: aber sieh Kortez, Pizarro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abentheurer und Eroberer und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst Du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldenen Fließes, die andern phönicische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Taback. Hörs den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls des Fünften und Philipps des Zweiten glorreicher Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmuth des Lebens den meisten Europäern voraus! Gieb mir den einzigen Don Quixote des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blü-

then ausgegossen hat — gieb mir dies einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gieb mir die erhabene Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce di Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

Die Nation hat verderben können, schlecht und gemein ist sie nicht geworden. Die Treue und Biederkeit des Spaniers im kleinen Leben und in der großen Politik muß ganz Europa ehren, obgleich es sie nicht versteht. Es ist das alte Land, es sind die alten Hispanier, die alten Gothen. Die Ritterlichkeit und ihre Begeisterung ist dahin, aber Bravheit und Redlichkeit sind geblieben. Die hohe Religiosität ist in leeren pfaffischen Aberglauben untergegangen; ohne Begeisterung, ohne politische Ehre, ohne Freiheit sind die Gründe alles Guten und Schönen geblieben; Pfafferei und Druck haben Faulheit und Armuth erzeugt, ein Banditenvolk haben sie nicht machen können. Noch ist der alte Geist des Ernstes und der Liebe da, noch lebt die tiefe innerste Schwärmerei, noch klingt die süße Sprache zur Cither

unter dem heitern Himmel. Gebt dem Volk ei-
ben Aufschüttler aus dem Todesschlaf, laßt einen
König gebohren werden, welcher König ist und
herrschen und rathen und die feige Knechtschaft
unter Fremden zerbrechen kann, ihr werdet se-
hen. Und untergehen sollte dies edle Volk, gar
den Franzosen dienstbar werden und krähen und
hüpfen wie sie, wie Manche wohl wünschen, wel-
che meinen, alle höhere Bildung des neuesten
Zeitalters müsse von der Seine kommen? Dies
sind Europens rechte Ritter, die Franzosen sa-
gen nur, daß sie es sind. Europa kann seine
Ritter nicht entbehren. Man kann doch die
Hoffnung nicht verlieren, aus all' dem Chaos,
worin wir sind, werde doch einmal wieder eine
Welt der Ordnung und Lust werden. So lange
wir diese Hoffnung nicht aufgeben, kann Europa
seine Ritter nicht entbehren. Vom Norden kä-
men die Erlöser und Befreier, vom Süden die
Bildner. Nordische Größe gränzt an spanische
Hoheit. Die Zartheit und Lieblichkeit des Sü-
den spiele ein unsichtbares Band zwischen sie und
ziehe sie immer enger zusammen. So sehe die
Mitte dazwischen das Maaß der Gerechtigkeit,

Schönheit und Humanität, und Europa, das ſich kindiſch ſo lange mit Blut befleckt hatte, bilde ſich in Gemeinſchaft zur Menſchheit.

Die Ungarn, Türken und Griechen. Wie oft habe ich mit ſüßen Träumen und Hoffnungen nach dem Oſten Europens hingeſehen, dieſen ſchönen Theil, wo einſt die Mordgeräthe ſeines Lebens und ſeiner Bildung aufging! aber je weiter die Zeit geht, deſto mehr werden Träume und Hoffnungen wirkliche Träume. — Die Ungarn ſind ein braves, edles, kraftvolles Volk und das herrliche Land, welches ſie bewohnen, gehört zu den geſegnetſten unſeres Welttheils. Sie hätten lange bis an die griechiſchen und thraciſchen Berge und bis an den Dneſter und das ſchwarze Meer herrſchen ſollen und bei türkiſcher Schwäche herrſchen können; aber ihr Verhängniß hat ſie immer gegen Weſten getrieben, ihre Kraft zu verbluten. Einmal im vierzehnten Jahrhundert hatten ſie beinahe dieſe Grenzen unter dem großen König Ludwig von Anjou. Nachher kamen bald die Türken, anfangs zu übermächtig; da Altes behaupten ſchwer ward, war Neues erobern wollen Thorheit,

Matthias Corvinus, der dem folgenden Geſchlecht viel Blut und Elend hätte erſparen können, wenn er gegen Oſten geſehen und die Türken zurückgedrängt hätte, ward von kleinem Ehrgeiz gegen Weſten gezogen und die böhmiſchen und öſterreichiſchen Händel ſind leider ſeine meiſten Kriegsthaten. Nach ihm wurden die Türken die Herren der Donau und die Oeſterreicher Könige von Ungarn. Der Türken Herrſchaft iſt nicht mehr fürchterlich, die Oeſterreicher ſind mächtig geworden und ſind noch die Könige. Leider hat Ungarn in den Habsburgern nie Könige gehabt, ſie ſind Teutſche geblieben und haben das Volk, das ſie mächtig macht, und ihr ſchönes Land als eine Nebenprovinz angeſehen. Wien, die teutſche Stadt, iſt die Hauptſtadt und das kleinere Oeſterreich das Centrum geweſen und iſt es noch. Große Männer ſind aus dieſem Stamm in Jahrhunderten nicht gebohren worden. Selbſt mit der elendeſten Deſpotenpolitik, die Ungarn zu unterdrücken und zu einem unterworfenen Knechtsvolk zu machen, hätten die Grenzen das Staats groß werden müſſen, wenn das Auge der Schwächlinge hätte ſe-

hen können, wohinaus die ſicherſte Ausdehnung möglich war. Aber nicht freie Völker wollten ſie beherrſchen, nicht das freie Volk durch Eroberungen noch größer machen, ſondern Sklaven wollten ſie gewinnen. Darum führten ſie die Ungarn nicht gegen das ſchwarze Meer, wohin Erinnerungen alter Glorie und alter Schmach die Erneuer und die Rächer riefen, ſondern riſſen ſie fern von ihren Grenzen in Kämpfe, die ſie nichts angingen, an den Rhein, an den Po, ja über den Var und die Meerenge von Meſſina hinaus. Oeſterreichs Glück, wie war es ſelbſt in Leopold dem Schwachen und Faulen mächtig! Welche ſchöne Länder gewann er unter der Donau durch die Tapferkeit Karls von Lothringen, Ludwigs von Baden und Eugens! Seine Pfaffen und Beichtväter zerſtörten ſchnell die Arbeit vieler Siege. Nicht beſſer ging es unter Karln dem Sechſten. Nachher änderte ſich alles. Neue Wächter kamen und lauerten, daß Oeſterreich gegen Oſten nicht zu mächtig würde. Preußen, Rußland, ſelbſt Frankreich ſahen und ſehen mit ſcharfem Auge auf alles, was in jenen Gegenden geſchieht, und nur ein außerordentlicher

Mann wird nun möglich machen können, was früher leicht gewesen wäre. Aber außerordentliche Regenten werden selten gebohren. Karl der Fünfte war kein solcher, der Stammvater Rudolf auch nicht, und größere Männer hat das Haus Habsburg nicht gebohren.

Aber vielleicht können die Ungarn einmal durch sich selbst, durch eigne Nationalgröße und Stärke vollbringen, was sie mit Oesterreich nicht können? Erstlich ist es nicht wahrscheinlich, daß Ungarn so leicht wieder von Oesterreich getrennt werde, und selbst, wenn dies geschähe, ist es noch unwahrscheinlicher, daß diese Nation im Osten die Herrscherinn werde. Da sind viele Hindernisse, die theils in dem Zustande und der Bildung des Volks, theils in den Nachbaren liegen. Hätte Matthias Ungarn mit ungrischem Nationalsinn beherrscht, hätte das Volk seine eignen Könige daheim bei sich behalten, so würde in dem weiten Lande seiner Herrschaft allmälig Ein Volk, Eine Sprache, Ein Geist entstanden seyn und für weiteren Wachsthum mächtig gewirkt haben. Ungarn ward aber an Oesterreich verheirathet und die Teutschen haben

das brave Volk abſichtlich und zufällig germaniſirt oder doch die Nationalbildung ſehr aufgehalten. Was damals noch nicht ganz ungriſch war, iſt es ſeitdem auch noch nicht geworden. Der Stock des herrſchenden Volks war von jeher nicht groß und nachher ließen die Mordſchlachten der Türken und Oeſterreichs Eifergeiz ihn nicht zuwachſen. Slaven wohnten ſchon vor den Ungarn in dem Hauptlande und in den Provinzen; viele ihres Volks und noch mehr Teutſche ſind ſpäter als Koloniſten eingewandert, ſo daß man in Ungarn und ſeinen Nebenländern auf etwas über ſieben Millionen Menſchen, die ſie enthalten können, wohl ſchwerlich mehr als gegen vier Millionen Nationalungarn rechnen kann. So wohnt ein gemiſchtes Volk mit ganz verſchiedenen Sprachen unter einander und das Teutſche iſt faſt eben ſo herrſchend geworden, als das Ungriſche. Ein Volk, das vieler Völker Herr werden und ſie zur Einheit zuſammenarbeiten will, muß bei der Lage des heutigen Europa das Inſtrument einer vorzüglichen Bildung in Sprache und Wiſſenſchaften haben. Auch darin ſind die Ungarn ohne ihre Schuld noch zurück; denn

diese müssen siegen, wenigstens den Sieg sichern, wo die Masse des Hauptvolks es nicht kann. Ich sehe sogar die Möglichkeit nicht, wie die ungrische Sprache und ihr Geist die herrschenden werden sollten, selbst wenn die siegreichen Waffen das Volk mit dem Hämus und Dnester ans schwarze Meer brächten. Hier Ungern, Deutsche, Slaven, dort Kumanen, Walachen, Griechen, sogar Türken. Welch' ein wunderbares Gemisch! und wie sollte aus diesem Gemisch ein einziger fester Leib werden?

Zwar ein großer begeisterter Mann und eine edle Zeit, die kommen könnte, können ein Volk Riesenschritte führen und ihm eine Hoheit und einen Schwung geben, welche alles überwinden und siegreich mit sich forttragen. Aber woher kömmt Begeisterung? Doch wohl nur aus Kraft und einem unverdorbenen Naturgrunde, aus einem allgemeinen Gefühl von Würde und Freiheit, die durch das ganze Volk geht? Ich ehre die Ungarn, sie sind ein treues, braves, tapferes Volk, aber ihre Verfassung ist zu schlecht, um erzeugen zu können, was in dieser Zeit selbst solchen Völkern unmöglich ist, die

vor

vor kurzem noch frei waren. Die ungrische Nation, wenn sie von Freiheit und Selbstständigkeit sprach und mit Stolz das ungrische Volk nannte, sprach nur von Magnaten und Edelleuten; andre Freie sind hier nie gewesen, nie als Bürger, höchstens nur geduldet. Noch jetzt ist die Mittelklasse zwischen Bauern und Sklaven eine sehr kleine. Dazu haben selbst die Großen unter dem habsburgischen Scepter den alten Trotz und die Kühnheit der Verfahren verloren. Der Sinn des Volks ist seit Jahrhunderten für nichts Allgemeines begeistert gewesen, hat in den neuesten Zeiten immer brav, meistens unglücklich gefochten. Die elendeste Knechtschaft drückt die Menge, die Städte haben keine Bürger, die Felder keine freien Bauern, das schöne reiche Land ist kaum zur Hälfte bebaut und bewohnt. Und da also durch das Ganze kein allgemein gleichbildender und wirkender Geist geht, so wird selbst durch die Vermischung der verschiedenen Völker das Gleichgültige und Leere in dieser leeren Zeit noch größer, und der letzte Rest des Alten muß unwiederbringlich untergehen; denn auch der selbstständigste und tapferste Adel

kann jetzt kein Volk mehr ausmachen und Sklaven werden nicht sogleich Bürger, wenn man sie auch frei giebt. Erniedrigung und Erhöhung des Gemüths stehen eben so weit aus einander, als Krankheit und Gesundheit des Leibes.

Die Türken. Diese ewigen Barbaren [illegible] und die Augen von ganz Europa, ja von der ganzen gebildeten Welt sehen mit Freuden auf den Zeitpunkt hin, wo in Europa wenigstens kein Land nach ihrem Namen genannt wird. Ich weiß, mit welchen heißen Wünschen ich den Franzosen nach Aegypten und Syrien gefolgt bin. Aus jenen Revolutionen, den erfreulichsten für die ganze gebildete Welt, ist nichts geworden. Bonaparte selbst verzweifelte an seinem Werke, als es noch siegreich stand, oder er wollte lieber Despot in Europa, als Erlöser vom Despotismus in Afrika und Asien heißen. Die ganze Welt glaubt, die Türken werden nicht lange mehr bestehen, und ich glaube es mit, weil es die Glocke der Zeit ist. Man hört und liest so leicht: wenn diese und jene Mächte wollten, so

würde kein Türk mehr in Europa seyn. Es sieht so leicht aus, einen Staat umzuwerfen, der einen elenden Bassen nicht züchtigen kann, und vor kleinen Räuberhaufen von 3 — 4000 Banditen zittert, die bis vor die Mauern seiner Hauptstadt streifen. Man weiß, dem alten Konstantinopel begegnete ganz dasselbe, es war in demselben oft mehr Verwirrung und sicher mehr Feigheit, als in dem neuen Stambul; es stürmten mehr als einmal fürchterliche Völker, und das byzantinische Reich bestand noch Jahrhunderte nachher in gleicher Ohnmacht und Unordnung. Die Zeiten haben sich freilich seit vier Jahrhunderten sehr geändert. Eine andere Kriegskunst, weit zahlreichere Flotten und Heere, die nach den Arbeiten einiger Monate nicht aus einander laufen; dann so viele mechanische Hülfsmittel der anderen, worin die Türken zurück sind. Alles wahr, aber ich glaube, die Türken können nur von Asien her aus Europa gejagt werden. In Konstantinopel ist die Seele des Staats, und die wird sich türkisch vertheidigen, ehe sie stirbt. Das schwarze Meer ist stürmisch, der Hämus eine furchtbare Ver-

schanzung, Rumelien eine Wüste. Flotten könnten zerstört werden und Heere einschmelzen. Haben die Europäer aber Asien erobert und können sie sich mit Flotten gegen die Hauptstadt legen, dann könnte sie vielleicht fallen. Durch einen schnellen Gewaltstreich und das Glück eines tapferen Wachtelses fällt sie gewiß nicht. Jenes Andere wird aber so leicht kaum erfolgen. Dazu brauchte es der Anstrengungen mehrerer Mächte und Eintracht und uneigennützige Menschlichkeit. Welche Nation hat jetzt die letzte? Kömmt man mit der Absicht, nicht zu befreien, sondern Beute zu machen und den Raub zu theilen, so können die Türken auf den schönsten Küsten und Inseln noch lange ihr heilloses Unwesen treiben; denn darüber wird man nicht einig werden.

Und auch wenn eine vereinte Macht käme, wenn von Rußland, Oesterreich und England das Todesloos über die Osmanen geworfen werden sollte, wer weiß? Die Gefahr drängt oft die letzte Lebenskraft fürchterlich zusammen, wie der elektrische Stoff die Wetterwolken zusammen ballt und dann mit Zerstörung sich ausladet.

Die Osmanen sind stark und tapfer, sind ein Volk, jedes wilden Enthusiasmus fähig, der so oft alte Grundsätze und weise Taktiker zu Schanden macht. Die Noth könnte einen Rächer wecken, ein Mann, in keinem Serail gebohren, könnte an die Spitze treten und die Christen noch einmal vor dem Namen Türken beben machen. Es ist dies eben so wahrscheinlich, als daß sie ohne Widerstand fallen sollten. Sie sind nicht weichlich, nicht entnervt wie die alten Byzantiner. Ihre Priester weisen durch die Schlacht das Paradies; die griechischen waren durch Mönchsgemmereien und Ränke und durch den alten Haß der Abendländer, die Wegbahner der Osmanen.

Man kömmt so gern zu dem Schönen zurück. Der Name Griechenland hat für alle Menschen einen unbekannten Zauber, man denkt dabei an eine goldne Zeit, an die höchste Kraft, die der Mensch auf Erden gezeigt hat. Man wünscht, man hofft so gern, Kleinasien und Hellas könne wieder werden, was es einst war, die Urenkel können die Werke und Thaten der Väter erneuen. Das Land ist noch dasselbe. Noch

steht der Peneus und Ilissus, noch steht der zweygehörnte Helikon, der Parnaß und Olympus, noch strömen die Wasser und Quellen, wo Phöbus den Pythen erschlug und der Alcide die Hyder würgte. Gruben und Mauern erinnern an die Tempel der Götter und die Städte freier Männer. Freilich auch die Erde verödet der rohe und sklavische Barbar, wie der starke und edle Mensch sie verschönert: aber eher übt sie sich wiederherstellen, als das Edelste, der Mensch. Griechen sind noch in Menge da auf dem Lande und auf den Inseln, vorzüglich aber auf der großen Halbinsel von Morea und auf den lieblichen Inseln des Archipelagus, doch mit italischen, illyrischen, slavischen Völkerschaften hie und da zu ganz eigenen Arten gemischt. Es ist immer noch ein schönes, genialisches und fröhliches Volk. Ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Tänze und Feste erinnern an das Zeitalter des Perikles und Alexander. Aber in der langen Knechtschaft der Türken, zugleich von Unwissenheit und Pfaffenei gedrückt, hat sich der Stolz und der Muth der Alten mehr zum Kleinlichen und Feigen entartet. Nur die armen

Bergbewohner ſind der Verdorbenheit des Luxus und dem Druck zu fern und zu hoch; aber ſie ſind blutige Beſtien, wie die Rothröcke, die Sparter und die wilden Aetolier einſt waren. Schon älteſtens war die griechiſche Treue verrufen. Auch die Beſten in der ſchönſten Zeit erſchienen leichtfertig und wankelmüthig, immer leidig und einſchmeichelnd. Jene Gewandtheit und Liſt hat ſich zu Schelmereien und Schalkſtreichen erniedrigt. Feig, hinterliſtig, betrügeriſch iſt der Grieche dem Franken ein Gräuel wie Schlangen und Scorpionen, und lieber vertraut er ſich dem barbariſch ehrlichen Türken. So hat die Tyrannei gewirkt. Das Edle kann alſo wohl nicht wieder werden, wie es war, denn Völker und Geſchlechter arten unheilbar aus, wie Thiere und Pflanzen. Aber beſſer würde das Volk werden, wenn es ein Volk würde, denn der Freiheit und Herrſchaft bedarf der Menſch, damit er edel wolle und leide. Das Alte kann hier nicht werden, ſelbſt wenn die Menſchen ſich höchſt veredelten. Jene Zeit iſt auf immer für das Menſchengeſchlecht dahin und viele Hülfsquellen ſind vertrocknet, welche die früheren

Staaten blühend und kunstreich machten. Die Griechen würden nicht mehr auf dem schwarzen Meer, nicht so weit auf dem mittelländischen herrschen, als vormals; sie würden den Welthandel nicht mehr haben, der einst über Aegypten, Syrien und das schwarze Meer auch zu ihnen kam; sie würden die rohe Dummheit und Ungeschicklichkeit so vieler Barbarenvölker, als damals waren, nicht für ihre Schiffahrt und Industrie benutzen können: kurz die größere Gleichheit der neueren Gerechtigkeit würde auch um sie engere Grenzen ziehen. — Aber wohin träumen wir uns? Die Griechen selbst sind die Männer nicht, die Türken zu vernichten, kein anderer wird die Arbeit für sie übernehmen und sie die Herren seyn lassen. Also neue Despoten für die alten, vielleicht Christen, vielleicht Glaubensgenossen. Aber das Griechenthum wird mehr leiden durch sie, als durch die Türken. Also kein Hellas wieder, aber doch vielleicht Menschen für Barbaren und Knechte. Auch das ist wohl eines heißen Wunsches werth.

Die Russen folgen, die große Nation, wie sie Schlözer nennt, ein Name, den ihnen kein Volk streitig machen kann, so lange man die Größe des Leibes meint. Russen herrschen in Europa beinahe über die Hälfte des Welttheils; folgt man ihnen über den Ural nach Kamtschatka und zu den aleutischen Inseln über Nordasien, so verschwimmt das kleine Europa wie ein Pünktchen in diesem unermeßlichen Meere. Aber es gibt verschiedene Größenmaaße, und mehr als Eine europäische Nation mit wohl vereinter Kraft würde selbst von diesem ungeheuren Koloß nichts zu fürchten haben. Mißt man vollends mit geistigem Maaß und nach den Verdiensten und Arbeiten eines Volks für die ganze Menschheit, so wiegen manche Völkchen auf einem Flächeninhalt von 500 bis 1000 Quadratmeilen eben so schwer, als bis jetzt die Russen. Was sie einst für Nordasien werden könnten, das sind sie noch lange nicht. Doch die große Nation sollen sie heißen mit eben dem Recht wie die Franzosen, denn seit hundert Jahren haben sie sich brav geschlagen und trefflich ihre Grenzen geründet.

Die Russen wurden zufällig, wie die meisten Völker, herrschend in Osteuropa. Finnische, slavische, esthische — vielleicht auch Finnen — Völker, mit, Gott weiß, was für andern trieben sich auf den weiten Gefilden von der Neva bis an den Dnester und Bug herum. Warager kamen unter und über sie und machten eine Raza latina. Doch siegte in Sprache und Einrichtungen nicht das Skandinavische, sondern das Slavische, zufällig vielleicht, weil um Kiew, die Residenz, meist Slaven saßen, vielleicht auch, weil der Waräger zu wenige waren, um die ganze Masse verschiedener Völker zu germanisiren. Nach drei Generationen war alles slavisch bis auf den Namen der Fürsten. Das Russenvolk machte sich bald furchtbar und Konstantinopel zitterte mehrmals vor seinen Schaaren, die es aber endlich durch das Christenthum bändigte und mäßigte. Hundert funfzig Jahre nach Rurik, dem schwedischen Stifter des Volks, ward aus der furchtbaren Monarchie nach Wladimer dem Großen eine schwächliche Vielherrschaft. Die Russen waren nicht weiser, als die übrigen Europäer, aber sie waren um

glücklicher. Der Volksschwarm der Mongolen, den Dschingis im zwölften Jahrhundert in Bewegung gesetzt hatte, goß sich im dreizehnten auch gegen Westen aus. Kein Bollwerk eines großen Monarchie lag vor, und unwiderstehlich würheten die asiatischen Wilden bis an Teutschlands Grenzen. Mehrere Jahrzehende dienten die Polen und Ungern, über zwei Jahrhunderte die Russenfürsten. Aber selbst unter dem Mongolenjoche wurden die kleinen Fürstenthümer, die Wladimir gemacht hatte, wieder verbunden, und in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ward Iwan Wassiljewitsch, der Siegreiche, auch der Fürchterliche zugenannt, der Befreier und Wiederhersteller des Volks. Man hörte die Russen doch wenigstens als einen Fabelnamen wieder in Europa, und troz wiederholten Kampfes mit den asiatischen Wilden drang die Nation unter Iwans zweitem Nachfolger schon über den Irtisch und Jenisei hinaus, und die Herrschaft in Nordasien begann. Auch gegen die Ostsee suchte sie vorzudringen, aber hier erschien, wie weit die übrige europäische Kultur voraus war. Kleine Haufen der teutschen Ritter in Livland,

kleine Geschwader tapfrer Schweden in Finnland und an der Neva jagten den Siegern der Mongolen noch Schrecken ein, und selbst im ersten hohen Flug des neuen politischen Lebens konnten sie hier nicht durchdringen; die Schweden wurden durch große Könige und Feldherren die Herren der Ostsee. Endlich erschien Peter der Große und [illegible] neue Epoche begann.

Keine Geschichte ist mehr und alberner gemißhandelt worden, als seine und seines großen Zeitgenossen Karls des Zwölften. Hätten die Geschichtschreiber und Urtheiler sie verstehen können, wie die großen Männer sich selbst verstanden, die Abgeschmacktheiten Voltaires, die Ungerechtigkeiten Friedrichs des Zweiten und zahlloser Tröpfe und Schmeichler unverständiges Nachbeten würden ungebohrne Dinge seyn. Voltaire, der Feine und Gewandte, bei Gelegenheit aber der Schmeichler und Knecht der größten Verruchtheit, jetzt der Vertheidiger eines Johann Calas, der Vater glücklicher Familien, jetzt der elende Hofschranze eines Richelieu, einer Pompadour, der Geißeln Frankreichs und Teutschlands — Voltaire hatte kein Maß für

das Große und Idealische des Schicksals und des Menschen. Wo das Schein- und Lügne herrschte, wo die Klugheit durch altes Vorurtheil und langen Aberglauben zu regieren schien, wo ein verdorbenes Zeitalter sich albern und schwächlich vor ihn hinstellte, da hatte er Augen zu sehen und konnte lachen und geißeln. Er sollte Peters Geschichte schreiben für Ehre und Gold. Dies schon verdrehte ihm die Augen, wenn sie auch getaugt hätten Peters Größe anzuschauen. Er machte die Sache ohne Arbeit leicht ab wie ein Franzos, und Peter ist unter seinen Händen die lächerlichste und albernste Karrikatur geworden, die man sehen kann. Das Große hat er ihm verkleinert und das Tolle und Wilde eines Barbaren umsonst wegzuwischen gesucht. In einer historischen Zeit ist es doch zu schwer, das Wirkliche wegzuläugnen.

Wir lassen die erbärmliche moralische Ansicht und das kümmerliche Urtheil derselben und sehen die bewegte Welt und ihr frisches Leben als etwas Nothwendiges an; so wird Peter Repräsentant für das Volk, dessen zweiter Schöpfer er ward, stehend und fallend durch die Noth-

wendigkeit der eignen Natur und des ewigen Schicksals. Was soll man den Rohen liebenswürdig, den Harten empfindsam, den Unerbittlichen mild machen? Peter war nie etwas anderes als ein außerordentlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer großen Natur in erhabener Roheit. Mit fürchterlicher Beständigkeit dieses Charakters, mit dem Druck physischer und geistiger Uebermacht über sein Volk und doch mit der ganzen Gestalt des Sinns und der Bildung dieses Volks konnte er sein Riesenwerk nur ausführen. Der voltärische Peter würde mit seiner Humanität und Gerechtigkeit mit den Russen, wie sie damals waren, nicht weit gekommen seyn. Kein Mensch, sei er groß und gewaltig, wie er wolle, wirkt als Herrscher und Feldherr, wenn seine Wirkung nicht die lebendige Gestalt, ja selbst das allgemeine Gefühl des ganzen Volks hat, worin er steht. Durch Klugheit, Schlauheit und geistige Ueberlegenheit berühret man noch keinen Menschen; es muß etwas Sichtbares, Irdisches da seyn, unmittelbar wie das Leben und die Kraft, welche es hält; nur dies

begeistert, erschreckt und besiegt. Peter war seinem Volke gleich, aber er stellte das Größte seines Volks dar und deswegen konnte der Gewaltige es tyrannisch beherrschen und zwingen. Versuche, wie die seinigen, sind oft gemacht, die Schwächlinge haben sie mit Verachtung, wohl mit dem Leben bezahlt und was nichts ward, ist vergessen. Bei allen Kenntnissen und Einsichten, die er sich erwerben mochte, blieb der Czar ein Barbar, seine Bildung bekam er nicht, und hätte er sie bekommen, er hätte sein Zeitalter, sein Volk und seine heilige Wirkung übersprungen und wäre mit Vielen als ein thatenleeres Nichts verschwunden. Ein Mann, der die Strelzi niederhaute, seinen Sohn enthauptete, seine Weiber ins Kloster stieß und seine Beischläferinnen auf den Thron setzte, hatte auch die Courage, die Russen zu Europäern zu machen, welche in Sitten, Künsten und Leben immer noch halb mongolisch und orientalisch waren. Selbst seine kleinen Haus- und Tischgeschichten, seine gnädigen Exekutionen tragen ganz den Karakter des Barbaren; denn aus Halbkultur, besonders aus einer so

überellten, wie die seinige war, wird leicht etwas Wunderliches und Possenhaftes. Die kleinen Anekdoten also von seinem Zahnausziehen, Vortauskaufen, von seinen Nasenstübern und Ohrfeigen, die er öffentlich halb gnädig, halb ungnädig, wie im Spaß betrieb, mahlen den Mann und die Art, wie er zu seiner Bildung gekommen war. Es läßt sich das Zahme nicht gleich im ersten Geschlecht auf eine rohe Natur pfropfen. Aber der Mann war doch oft so gut und so mild wie ein Kind, so geduldig und verständig, als wenige Könige sind? Freilich. Das sind keine Widersprüche. So ist der natürliche, rohe Mensch aller Zeiten und Völker. Der Kasacke, der Tatar, welcher aussieht, als wenn er kein Kind beleidigen kann, mit der freien, offenen, menschlichen Miene, mit dem kindlichen Gefühl der Güte und Freundlichkeit, ist doch, wann zur Schlacht geblasen und sein Zorn gereizt ist, einem wilden Thiere gleich, brennt die Hütte auf und haut die armen Menschen nieder, mit welchen er eben noch gutmüthig und zutraulich zusammen

men saß; er ist gedankenlos und thut weder so Gutes noch so Böses, als man meint.

Peter, der erhabene Barbar, begriff frühe, daß er ein halbwildes, verachtetes und politisch unbedeutendes Volk beherrschte, frühe reifte in seiner großen Seele der Plan, alles umzuschaffen und den Russennamen unter die Europäer einzuführen. Er bereitete sich hiezu mit einem Eifer und einer Standhaftigkeit, welche Bewunderung erregte und verdiente. Man kennt seine Reisen und weiß, wie der König eines Barbarenvolks sich zum Lehrling der gebildeten Nationen machte. Bereichert mit mancherlei Kenntnissen, immer den allmächtigen Blick auf das Ganze gerichtet, griff er die herkulische Arbeit an. Der erste Schritt war, sich zum Tyrannen zu machen und die türkische Leibwache der Strelzi und die Macht der Hierarchie zu verderben; dann begann er die große Schöpfung und unter glücklichen und unglücklichen Wechseln, im Krieg und im Frieden bis an sein Ende ließ er nicht ab. Er sah, wie einst Philipp von Macedonien, der Schlau, vor ihm, daß ohne Meer die Russen ewige

Barbaren seyn würden. Auf zwei Meere ging der Blick, wodurch die Russen mit der gebildeten Welt sich verbinden und die Vortheile des Handels und der Kultur gewinnen konnten; das schwarze Meer mit schönen Ländern lag in Süden, die Ostsee im Norden. Im Süden wäre der Kampf leichter und gefahrloser gewesen, aber das schwarze Meer führte nur zu den Asiaten und Türken; Peter wollte sein Volk europäisiren; durch die Ostsee ist für die Russen der schnellste Weg nach Europa und zu seiner Bildung. Der lange und blutige Kampf mit dem großen Schwedenkönig ist bekannt und von kleinen Menschen klein gerichtet. Was große Seelen Großes haben, Klugheit, Tapferkeit, Kühnheit, des Herzens Edelmuth, der Geduld schwere Siege rangen hier mit einander, das Verhängniß erklärte sich gegen Karln und erst sein Tod sicherte Petern den Besitz der Ostsee, Petersburg blieb die nördlichste Königestadt Europens. Peter hatte Heere und Flotten erschaffen, sein Volk ans Meer gebracht, Städte und Festungen gebaut, Landstraßen gebnet und Kanäle gegraben, als ihn der Tod

in der Mitte groſser Entwürfe wegriß. Das Jahrhundert nannte ihn den Groſsen.

Ein auſserordentlicher, genialiſcher Menſch, zu groſsen Dingen gebohren, voll Energie und Verſtand, deſſen Leben zu kurz war, alles zu vollenden und zu reifen, was er anfing und ausſäete. Friedrich von Preuſsen in ſeinen nachgelaſſenen Werken ſpricht mit Gewiſsheit von einem Plan, der ſelten war wie der Mann, welcher ihn faſste. Für die ruſſiſche Geſchichte der letzten dreiſsig Jahre giebt er viel zu denken. Ich ſetze ihn deswegen mit des Königs Worten her. Oeuvr. poſth. T. I. pag. 67. „Peter hatte einen Plan entworfen, den vor „ihm kein Fürſt gefaſst hatte. Statt daſs die „Eroberer ſich nur damit beſchäftigen, ihre „Grenzen zu erweitern, wollte er die ſeinigen „einſchränken. Der Grund war, weil ſeine „Staaten im Verhältniſs zu ihrem ungeheuren „Umfang ſchlecht bevölkert waren. Zwiſchen „Petersburg, Moſkau, Kaſan und die Ukrä„ne wollte er die zwölf Millionen Menſchen „verſammeln, welche in dieſem Reiche einzeln „zerſtreut wohnten, um dieſen Theil wohl zu

„bevölkern und anzubauen, der eine leichte Ver„theidigung durch die Wüste erhalten hätte, die „ihn umgeben und von den Persern, Türken „und Tataren getrennt hätte. Dieser Plan, „wie viele andere, scheiterte durch den Tod die„ses großen Mannes."

Die vierzig Jahre zwischen Petern und Katharinen von Anhalt waren nicht erfreulich für die Russen durch die Regenten. Menzikofs Despotismus, die unglücklichen Entwürfe der Dolgoruckis, Birons Tollheiten und Grausamkeiten, die Wohllust und Sorglosigkeit unter der Elisabeth, zwecklos und blutig geführte Kriege, Wechsel der Günstlinge und Auftritte orientalischer Serails schienen die Nation von dem Range zurückwerfen zu müssen, wozu ein einziger großer Mann sie erhoben hatte. Sie stand, denn sie hatte keine furchtbare Gegner; ja einen so großen Schwung der Kraft hatte Peter in das Staatsleben gebracht, daß es unter allen Hemmungen fortging. Die große Frau bestieg den Thron und behauptete ihn unter Gefahren, Aufruhren und Siegen, unter großen Arbeiten und weiten Entwürfen der

Ehrgeizes bis an ihren Tod. Sie ſtarb bewundert und verflucht, das Schickſal der meiſten großen Menſchen, und hinterließ den ruſſiſchen Staat mit einer Gigantengröße, vor welcher die Ruſſen ſelbſt zittern müſſen. Nie hat ein Weib in ſo gefährlichen Lagen ſo ſchlau, muthig und deſpotiſch geherrſcht und ſchwerlich iſt die Konſequenz weiblicher Liſt, mit männlichem Muth vereint, weiter getrieben. Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, Strenge und Grauſamkeit, Stärke und Schwäche wußte das große Weib immer klug zu miſchen und herrſchte ſo über alle, indem Manche ſie zu beherrſchen ſchienen; den Schein hat die That widerlegt. Selbſt die Gerechtigkeit, die heiligſte, die Aufklärung, die erlauchteſte von allen Erlauchtigkeiten, die Lüge der Gnade, wo ſie mit langſamer Liſt betrog und unterdrückte — alles verſtand die Mächtige zu gebrauchen. Dunſtwolken hat ſie den Zeitgenoſſen vorgeworfen, ſie ſind noch nicht zerfloſſen, aber ihre Blitze leuchteten durch und ſie wurden zugleich geblendet und betrogen. Jetzt iſt das Zeitalter Alexanders des Guten. Die Hoffnungen Vieler wän-

schen, daß er den Solonschen Termin noch lange nicht erreiche. Ich schweige von ihm.

Dem Blick schwindelt, wenn er die Grenzen des Ungeheuren überschaut. Die Krimm, die Tatarei, der größte Theil Polens sind in den letzten zwanzig Jahren zu einem Staat gefügt, der schon Petern zu groß dünkte und der noch jetzt auf die Weite eines Welttheils nicht über vierzig Millionen Menschen zählt. Schon treibt der Ehrgeiz der Eroberung und die Schwachheit der Nachbaren sie über die Thore des Kaukasus auf die Ebenen des alten Mediens und Parthiens hinaus; die Petersburger Hofzeitung erzählt perßsche Siege. Noch ist der Wille des Einen allmächtig und der Stoß der Masse kann gewaltig wirken, denn auch die Hülfsmittel sind gewaltig. Nach einer ungefähren Berechnung hat jede Quadratmeile des weiten russischen Reichs nur 130 Menschen, jeder Mensch hat also Raum auf der Erde und der rohen Produkte des Waldes, der Thiere, des Fischfanges und der Bergwerke müssen weit mehr seyn, als eine so kleine Zahl für sich selbst verbrauchen kann, der

Früchte des Ackerbaues und der Viehzucht nicht zu gedenken. Kein Volk kann sich also leichter bewaffnen, kein Volk ist wegen der weiten Grenzen schwerer anzugreifen, keines hat ein solches Handelsübergewicht. Jetzt ist keines sicherer in sich und gefährlicher für die Nachbaren. Aber wird es dies bleiben? wird es in gleicher Stärke sich entwickeln, in gleicher Bildung mit dem übrigen Europa fortschreiten, was Peter wollte?

Peter der Große wollte und wirkte das Mögliche für sein Land. Naturnothwendigkeit kann der größte Sterbliche nicht überwinden. Rußland hat die nachtheiligste Lage von allen europäischen Ländern. Will man auch annehmen, der Theil Polens, den es jetzt besetzt hat, dürfe zu seinen Grenzen gehören und werde auch künftig dazu gehören, so hat doch das Land für seinen weiten Umfang zu wenig Meer und also zu schwere Verbindung mit fremden Völkern und mit fremder Bildung. Das Eismeer ist dem Schiffer faß unzugänglich, die Ostsee und das schwarze Meer sind den mittleren Provinzen weit entlegen, vor dem schwarz

zen Meer liegen auch die Steppen, doch fließen große Ströme dahin. Aber wie verschlossen ist dieser Weg! denn sobald Rußland über die Dardanellen wird gebieten wollen, wird dieser Staat sterben. Das Schlimmste aber ist die Natur des Landes, die nördlich und östlich nie die Kultur des übrigen Europa erlaubt. Der Ural und seine Grenzen werden ewig geistigen Tod haben; kein freudiges Bürgerleben, kein frisches Reiben der Kräfte — und des Drucks von außen bedarf der Mensch und das Volk, daß sie nicht einschlafen und träumen. Schon sind die Grenzen zu weit. Rußland kann vielleicht weiter dringen und herrschen, aber jeder Schritt vorwärts, ist ein Schritt dem politischen Tode näher. Konstantinopels und Kleinasiens Eroberung durch Russen, die möglich, aber nicht leicht ist, würde das jetzige Rußland klein machen. Aber selbst in diesen Grenzen wird das Reich sich kaum halten können, wenn die Zeiten anders werden und Volksmenge und Streben wächst. Der russische Nationalstamm wird verschieden von zwölf bis funfzehn Millionen Menschen angegeben, die übrigen Unter-

thanen sind mannigfaltige Völkerschaften, dem Einen großen Scepter dienend, in Sprache, Sitten, Religionen und Neigungen gegen einander strebend. Die meisten sprechen russisch, aber russisch geworden sind bis jetzt wenige. Wird die Gewalt und Sprache des Herrschervolks künftig auch siegen und werden die erwachten Völker, die den Herren durch Gewohnheit sklavisch folgen, dies künftig auch thun? Rußland hat wirklich mehr für sich zu fürchten in der Zukunft, als andere von ihm.

Und die geistige Bildung? Die Ersten und Weisesten des Volks treiben es gewaltig fort, aber das Höchste und Menschliche wird nicht durch zufälliges Treiben, es wächst aus einem freieren Keim. Auch hier sind der Hindernisse unendliche. Ob auch in dem Gemüth des Volks einige liegen, will ich nicht fragen, aber ich weise bloß auf Folgendes hin. Zuerst das Land, zwar nicht so unhold, als Viele es denken, doch wenige von den Schönheiten und Naturreitzen Italiens, Frankreichs und Teutschlands und selbst der andern Nordländer Europens aufweisend, freilich dankbar gegen den

fleißigen Menschen und in vielen Provinzen fruchtbar, doch meistens ohne die stolzen Berge und die lieblichen Hügel jener glücklicheren Nationen. Zwar fette Ebnen, Thäler, herrliche Ströme und Wasserfälle hat der Süden, Weintrauben und goldne Früchte wachsen nach dem schwarzen und kaspischen Meer hinab, aber da sind auch Wüsten und Steppen. Dazu nimm das Wüste, Unheilde und Erstarrte des höheren Nordens, wenn die himmelstrebenden Berge, Waldströme und Küsten Skandinaviens die Menschen zur Kühnheit und Freiheit berufen. Alles flach, gestaltlos, endlos. Der Mensch wird wie sein Land. Woher soll hier, wo alles in das Oede übergeht, das Kühne und Freudige kommen? Die fürchterliche Abgeschiedenheit von der übrigen gebildeten Welt, die Schwierigkeit der Kommunikation wird keine Flammen so hell und so schnell anzünden können, als im Centrum unseres Welttheils, das heilige Lebensblut des Enthusiasmus und der Schwärmerei für das Schöne und Gute wird hier nie so sprudelnd rundlaufen können, als dort. Und endlich die Knechtschaft, die hier

elt ist — hier ist ein Knoten, den die Geschichte noch nicht gelöst hat. Edle Nationen sind oft knechtisch und schlecht, fast nie ist ein sklavisches Volk edel, frei, hoch fliegend in Thaten und Werken geworden. Ich habe nicht die unmenschlichen Grundsätze Mancher von den verschiedenen Menschenracen, aber wer leugnet, daß gewisse Völker edler organisirt und geohren sind? Welcher Gott oder Zufall diesem oder jenem Volke im Barbarenzustande schon das edlere oder unedlere Streben gab, läßt sich bei wenig Nationen nachweisen. Auch die Vielartigkeit der Völker, die jetzt alle Russen heißen müssen, wird die Entwickelung aufhalten und erschweren.

Ueber den Karakter eines Volks urtheilen ist das Schwerste. Man thut den Russen wohl nicht Unrecht, wenn man sie nicht zu den edelsten Völkern Europens zählt. Schon ihre Entstehung macht es erklärlich, daß sie es nicht sind. Es mag gut seyn, daß zwei, drei Völker sich zuweilen zu Einem mischen, aber daß aus zehen oder zwanzig verschiedenen Völkern

endlich eine große und treffliche Nation zuſammen gemiſcht ſey, kann keine Geſchichte bezeugen; wohl aber weiß ſie, daß edle Völker auf dieſem Wege ausarteten. Was wurden die Römer, was die Byzantiner, als hundert Nationen in ihren Hauptſtädten zuſammenfloſſen? Warum ſind die Grenzbewohner, wo drei, vier Nationen an einander ſtießen, und mit Sprachen, Sitten und Gebräuchen ſich miſchen, gewöhnlich ein ſchelmiſches, treuloſes, kleinheres ziges Geſindel? Schon die erſten Skandinavier, die Stifter und Eroberer des Volks, zwangen aus der Maſſe von fünf, ſechs Völkerſchaften das Eine Volk zuſammen, welches, vielleicht nach ihnen genannt, künftig die Ruſſen hieß; aber ſpäter die mongoliſchen Stürme und Ueberſchwemmungen — welch ein häßliches, gemeines Volk überſtrömte da die Nation, oder vielmehr welche Sündfluth von Völkern, welche ſie aus dem äußerſten Oſten mit ſich trieben! Wer nicht glaubt, daß von dieſen viel Blut in Rußland geblieben und mit den früheren Stämmen zuſammengefloſſen iſt, der kennt weder Geſichter noch Geſchichten. Die

Russen heissen noch Slaven und die alte Sprache hat sich erhalten; aber nach allen Schilderungen der Reisenden und nach meinen eignen Augen sind die Polen, Slavonier, Kroaten, Böhmen, Kassuben, welche nicht so viel mit Fremden gemischt worden sind, ein weit nervigerer und schönerer Menschenschlag, als die Russen. Auffallend ist es aber, daß die Bewohner von Kleinrußland bis auf die Ukraine hinab an Wuchs, Physiognomie, Lebenskraft ausgezeichnet schöne Leute sind. Dies war vormals die westlichste Grenze, wo die garstige asiatische Völkerschaft nicht so lange stand, als in der Mitte und in Osten.

Friedrich der Zweite fällt ein strenges Urtheil über die Russen. Er sagt: „der Karakter der russischen Nation ist eine Mischung „von Mistrauen und Schlauheit; faul, aber „eigennützig haben sie die Gewandheit zu Copiren, aber nicht das Genie der Erfindung.“ Dies ist oft der Schein des Karakters der Barbaren, welche das Urtheil schon weiter vorrückt, als sie wirklich sind; öfter trifft des Königs

Wort die, welche knechtisch beherrscht sind. Was anfangs nicht im Menschen war, wird durch Gewohnheit von Jahrhundert zu Jahrhundert endlich mitgebohren und ein Volk bekommt einen Sinn, welchen der Mensch von Natur nicht hat. Der Hund soll einst ein freyer und wilder Wolf gewesen seyn, sein Urenkel ist knechtisch und zahm und schmeichelnde mehr, als wenn er Schläge bekommen hat. Ich habe viele Russen gesehen und zwar gemeinen Schlages, denn nach prinzlichen, magnatischen Aristokraten muß man keine Nation richten. In den Gesichtern der meisten ist etwas Mattes und Todtes, was nicht allein den Knecht bezeichnet. Es ist Mangel der Naturfülle in den Physiognomien. Stolzen Ausdruck, freien Sinn konnte der lange knechtische Zustand, der doch immer noch fortdauert, aus den Gesichtern noch auslöschen. Eine Knechtsmiene nimmt auch das englische, teutsche, spanische Volk an. Nein, es ist hier alles kleinlich und beschränkt von Natur; gewöhnlich ein rundes Köpfchen, selten eine hohe Stirn, die Augen klein, die Nase fein, der Mund hübsch, aber

ohne Fülle und eben ſo das Kinn. Der Leib läuft rund und abgeſchliffen von den Schultern bis zur Fußzehe, leicht und behend, ſelten nervigt und kräftig. Abgehärtet und geübt ſind ſie, aber in der Regel fehlt ihnen der phyſiſche Naturkern. Sie tanzen, ſie ſpringen, fechten, exerciren nach dem Urtheil der Meiſten allerliebſt, aber faſt nie ſtehen ſie ſo, daß ſie Furcht und Dienſt gebieten. Welch ein Kern und feſter Naturſtamm dagegen in dem Schweden! Der Schwede iſt und der Ruſſe muß werden. Auch die geiſtigen Erſcheinungen widerlegen das Urtheil des Königs nicht ganz. Das Volk iſt im höchſten Grade talentvoll, und im Nachmachen und Lernen läßt es wohl alle andere Europäer zurück. Wer aber ſo leicht Fremdes lernt, beweiſt, daß er nicht viel eigenen Inſtinkt hat. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Leichtigkeit der Ruſſe die fremdeſte Sprache bis auf die kleinſten Unterſchiede und Schattirungen des Sinnes und der Töne faßt. Ich habe davon faſt unglaubliche Beiſpiele geſehen. Im geſchäftigen Leben kann man nichts Liſtigeres und Gewandteres ſehen, als die Ruſſen,

wenn ſie nur irgend eine Abſchleifung erhalten haben. Dies geht mit wunderbarer Lebendigkeit ſelbſt auf das Spiel des Geſichts und des ganzen Leibes über; die Pantomimen des gemeinen Ruſſen erſtaunen: nie wird an einem teutſchen oder ſchwediſchen Bauer dergleichen erſcheinen. Auffallend aber liegt der Karakter der Schlauigkeit und Verſchmitztheit im Auge; es iſt darin ein beweglicher und ſchlüpfriger Glanz, der vielleicht orientaliſch iſt, den ich aber im auffallenden Grade auch an manchem Finnen bemerkt habe, denn auch das ſind verſchlagene Geſellen. Klugheit und Schlauheit des ruſſiſchen Kabinets, der Miniſter, Geſandten und Feldherren war ſeit Peter dem Großen, beſonders aber unter der großen Frau über ganz Europa berufen.

Auch das Genie, die Erfindungskraft ſpricht Friedrich der Nation ab. Es iſt hart, etwas zu leugnen, was noch nicht erſchienen iſt, obgleich es befremdet, daß Rußland ſeit Peter dem Großen keinen einzigen hiſtoriſch edlen und wahrhaftig großen Karakter erzeugt hat in dem

Lauf

Lauf ſo großer Revolutionen und Thaten. Güte und Bravheit ſind über die ganze Erde geſäet, ſo weit Menſchen wohnen; dieſen Glauben muß ſich kein Menſch nehmen laſſen, der ſein Geſchlecht nicht verabſcheuen will. Es iſt doch Muth und Tapferkeit in dem Volke und wo die ſind, da ſind auch die Anlagen zu allen Tugenden. Lange Knechtſchaft, die noch nicht ganz vertilgt werden kann, konnte hier wohl viel ſchlechtes erzeugen, klimatiſche und zufällige Wirkungen mancher Art kommen dazu. Die Vergangenheit und Gegenwart beweiſt oft für die Zukunft nichts und wir dürfen nicht vorurtheilen, was bei den Enkeln geſchehen kann.

Die Skandinavier. So hießen einſt die Bewohner der großen Halbinſeln und Inſeln der Oſtſee, wir behalten dieſen Namen auch für die neuen und ſprechen zwei Worte über Altes und Neues derſelben. Die Skandinavier ſind unſere Brüder; ſie, die Holländer und Engländer ſind uns Norddeutſchen beſonders verwandt, weit mehr als die romaniſirten Germanen in Spanien, Italien, Frankreich. Die alten Geſchichten dieſes Volks ſind

dunkel, fabelhaft und ungeheuer, wie alle älteſten Geſchichten. Man weiß, mit welchem Eifer Isländer, Normänner und Schweden das hohe Alterthum dieſer Geſchichten, den herrlichen und glücklichen Zuſtand der Nation in den früheſten Zeiten und die Thaten des Heroismus derſelben verfochten haben. Auch iſt es thöricht zu leugnen, daß in den Sagen und Fabeln nicht etwas Hiſtoriſches ſeyn ſollte; aber wie ſoll man es finden? Lächerlich war gewiß der Patriotismus, welcher Odins Züge und Einrichtungen, die Dynaſtie der Könige, die Thaten der Kämpfer zu Meer und zu Lande bis auf zweihundert, dreihundert Jahre vor Chriſto wie eine beurkundete Geſchichte hinſtellte; aber eben ſo lächerlich verfahren die hiſtoriſchen Puritaner, die, was vor dem ſiebenten, achten Jahrhundert hier geſchehen ſeyn ſoll, als hiſtoriſche Spreu verächtlich wegwerfen! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Volks- und Reichsgeſchichten, von den erſten haben jetzt wenige eine Vorſtellung. Fabel kann auch Geſchichte ſeyn und eine Geſchichte mit Urkunden und Denkmählern ausſtaffirt iſt oft nichts: es

kömmt alles auf den Geist an, mit welchem es verstanden wird. Ein Lied, eine alte Sage, ein Fabelkarakter stellen mir das Volk, wo sie entstanden, oft lebendiger und wahrer hin, als die genaueste und peinlichste Aufzählung wirklicher Menschen und Dinge. Das Faktum, das Schicksal in der Geschichte eines Volks sind nichts, wenn ihnen oder ihrem Darsteller der lebendige Geist fehlt. Ueber Fakta streitet man selbst in der historischen Zeit thöricht, in der fabelhaften albern. Das Einzelne und der Einzelne vergeht in dem Ganzen, sie seyen denn groß und allgemein. Nicht in dem Einzelnen lerne ich den Menschen, sondern im Volke. Wenn man aber von Fabeln und Sagen spricht, so sind die, welche bei dem ganzen Volke bleiben, welche von Geschlecht zu Geschlecht lebendig durch den Mund der Menschen gehen, wirklichen Geschichten gleich, ja fast wirkliche Geschichten. Man könnte ein Buch schreiben über das, was in der Geschichte alt und jung und wahr und unwahr ist; ein Mann von Geist und Menschensinn würde etwas recht Schönes daraus machen,

Es giebt in jedes Volks Geschichte etwas Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschichten hinstellt und das im gebildeten Zustand nur bei außerordentlichen Menschen und Verhängnissen erscheint. Dieser innerste Trieb, dieser geheime Geist des Volks, ewig wie seine Natur und sein Klima, liegt nicht auf der Oberfläche der Dinge.

Nehmt mir die heroische Zeit der Hellenen, wo alles in Sagen und Mährchen verschwimmt, und ihr nehmt mir das Beste aus der Geschichte dieses Volks, jenen leichten, muthwilligen und heitern Göttermuth, der später in den edelsten Männern und in der Kunst und dem Leben des genialischen Volkes wieder erscheint; ihr nehmt mir die Verbindung der irdischen und himmlischen Dinge, wie die lieblichste Jugendblüthenzeit der alten Welt sie fühlte und hatte. Laßt die Antiquare und Kritiker sich matt kämpfen und schreien, woher Odin mit seinen Asen kam und was er that, wo Starkodder, der Starke, die Riesen schlug, wo Ivar Widfadme und Regnar Lodbrok den Geyern das blutige Mahl der Schlacht bereitete, wo Hylfe

und Ingue Frey als Könige herrschten; uns sind hier die Namen und Zahlen nichts, aber die Thaten und Worte der Gewaltigen, ihre Löwen- und Schlangengruben, ihr Holmgänge und Prinzessinnenraube, ihr jubelnder Tod im blutigen Kampf und ihr frischer Sprung von der Felsenspitze zu Walhallas Burg mahlen uns den Sinn der Nation, die so dachte und dichtete, wenn sie auch das Meiste dichtete. Hieher hätten die Schweden sehen sollen, den Trieb und Sinn in diesem allen hätten sie suchen sollen und auch so würden sie eine würdige Geschichte des Fabel- und Heroenalters gefunden haben. Die kleine Wahrheit ist freilich in der dunkeln Zeit zerstört, aber die große ist geblieben; noch hat kein Skandinavier, der es allein könnte, sie dargestellt.

Welch' ein hoher und kolossalischer Geist weht in der ältesten Geschichte des westlichen Nordens! welch' ein kühner Freiheitssinn! welcher Trotz! welche Lebensverachtung! welch' ein erhabener Gehorsam gegen das ewige Schicksal! Höchste Kraft, unbezwinglicher Muth, barbarisch und wild, der Grund des Ganzen.

So zogen die Waräger nach Konstantinopel, so bildete Rurik und seine tapfern Genossen den Russenstaat, so fuhren die Normänner durch die fürchterliche Geißel der südlichen und westlichen Völker, gigantisch tapfer, unwiderstehlich; so kämpften die Nachkömmlinge in England, in der Normandie, in Apulien; so stehen selbst in der neueren Geschichte des Nordens einzelne Karaktere wie Ruinen in der Wüste mit Hieroglyphen; die kleine Zeit konnte sie nicht deuten.

Im Mittelalter vom zehnten bis sechszehnten Jahrhundert ist die Geschichte Skandinaviens der übrigen europäischen gleich. Seine Völker nach den großen Abentheuern der Väter, welche die Welt erschreckten, sanken in sich selbst zurück und entwickelten sich langsamer zu ordentlichen, kräftigen Staaten, als das übrige Europa, mit welchem es wegen seiner Entfernung wenig andere Berührungspunkte hatte, als die gemeinschaftliche Hierarchie, die ein sichtbares und unsichtbares Band der Vereinigung um Europa zog. Der alte hohe Sinn entfaltete sich aber dafür in manchen trefflichen Nationalin-

genden- und Einrichtungen desto freier. Im sechszehnten Jahrhundert riß durch Aufruhr und Blut die wünschenswerthe Verbindung der drei nordischen Völker, die aber zu lose geknüpft war und überall zu zwieträchtig. Das Haus Wasa bestieg den Thron der Schweden. Neue Kraft und Enthusiasmus fuhr in die Nationen, freier bildeten sie sich neben einander in Krieg und Frieden und nach der Zerbrechung des Handelsjoches der teutschen Kaufleute ward der Name Schwede und Däne wieder mit Ehren in Südeuropa genannt.

Mit dem siebenzehnten Jahrhundert kamen die nordischen Heroen wieder und befreiten und erstaunten die Welt. Herrlich und tapfer brachen die Schweden gegen Osten durch und die Russen und Polen zitterten. Aus der Mitte seiner Siege rief die bedrängte Welt Gustav Adolf nach Teutschland. List und Schlauheit der Jesuiten, Oesterreichs Glück, durch große Feldherren gebaut, der Fürsten Schwäche und Zwietracht bedrohten wieder mit Barbarei und Finsterniß das Land, wo das Licht der Reformation aufgeleuchtet hatte. Der

große König kam mit einem kleinen Heerhaufen, er schlug, siegte und fiel. Was Europa an Freiheit, Bildung und Licht hat, dankt es diesem Befreier und Musageten der Menschheit, dem edelsten Mann der letzten Jahrhunderte. Siebenzig Jahre herrschten die Schweden im Norden, gefürchtet und geehrt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag ihr Verhängniß den Russen unter. Karls des zwölften Tod bei Friedrichshall endigte die Katastrophe.

Seitdem ist der nordische Name leiser genannt, nicht mehr mit Schrecken, immer mit Ehre. Die Völker haben sich mit den übrigen Zeitgenossen gleich gebildet und ohne große Revolutionen ist Industrie, Kunst, Bevölkerung und Macht gewachsen. Glücklich, wenn die drei Staaten Einem Herrn dienten! Vielleicht führen künftige Zeiten herbei, was die Lage befiehlt und was Haß und Ehrgeiz einst trennten.

Dänemark und Norwegen machen den einen Staat, Schweden mit Finnland den andern. Die Normänner sind noch die alten, schön, stark, tapfer und bieder. Ihre Leiber,

Sitten und Sprache sind den Schweden näher, als den Dänen. Die Dänen, ein ordentliches, fleißiges und verständiges Volk, haben doch lange nicht mehr Nationalsinn gehabt. Immer hat den Inselbewohnern die physische Gewalt der Normänner und Schweden gefehlt, nie hat bei der kleinen Zahl Nationalkraft und Freiheitssinn so durchbrechen können. In den letzten Zeiten ist das Dänische in Sitten, Neigungen und Sprache sehr in das Teutsche übergegangen.

Bei den Schweden war einst die Macht und die Gewalt des Nordens, sie wird künftig bei ihnen seyn. Dies sind noch die Alten und Himmel und Land lassen sie nicht ausarten. Stolz, wie ihre Berge, muthig und frisch, wie ihre Alpen, Ströme und Wasserfälle, im Gefühl der Kraft und Freiheit steht das brave Volk da. Man braucht hier nicht zu den Männern der Fabelzeit zurückzugehen, in Smaland und Dalarne, in Wärmeland und Jämtland will ich hundert und tausend Männer finden, die wie Riesen da stehen und in ihren herkulischen Armen fünf und zehen gewöhn-

liche Männer erwürgen. Tapferkeit, Redlichkeit, Freiheitssinn sind hier unsterblich und nur durch diese Tugenden herrschen die Männer würdig. Unser Zeitalter, das alles nach der Dicke der Masse mißt, meint, es sey einem Nachbarvolke leicht, wenn es wolle, den ganzen Norden zu unterjochen; das Nachbarvolk selbst meint nicht so, es kennt die Schweden. Auch ist das Land beschirmt eben so sehr durch seine Lage, als durch Tapferkeit und Patriotismus. Laß Hunderttausende in Schweden ans Land steigen, das Leichte in Besitz zu nehmen; wenn sie keine Flotten haben, wird keiner die Botschaft von ihrer Vernichtung zur Heimath bringen. Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen vom Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber, der Norden schickte die Rächer und Befreier aus. Ja wenn ganz Europa in Schlaffheit, Feigheit und Despotismus untergeht, wenn kein Land mehr ist, wo List und Tyrannei nicht gebieten, wenn keine Stimme sich mehr für Freiheit und Wahrheit erhebt, kein Arm das Schwerdt dafür zieht, dann

wird in Skandinaviens Wäldern und Bergen noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen, die Heerschaft und der Sieg wird von hier ausgehen und die Feigen werden zittern und dienen. Ihr Elenden, die ihr nur nach der Menge rechnet und die Würde und Herrlichkeit der Fürsten und Völker darnach messet! sind für euch denn alle Beispiele und Erinnerungen nichts? Höret! und schämt euch: Hunderttausende haben oft die Menschheit verwüstet, kleine Schaaren von 10000 und 20000 Tapfern sie öfter gerettet.

Die Preußen. Die Schweden haben den preußischen Staat gemacht. Würde Holland ohne Alba je etwas geworden seyn? Der einzelne Mensch und das ganze Volk bedürfen oft eines Stoßes und Druckes von außen, ihre Kräfte zusammen zu nehmen und sich fühlen zu lernen. Man muß denen gleich werden, die um uns her wachsen oder man muß gar nicht seyn. Dies Gesetz ehren selbst die Bäume des Waldes; die Eiche, welche einzeln in einem Buchen- und Tannenhorst gerathen ist, muß

die krause Krone verleugnen und mit jenen schlank zum Himmel empor streben, oder sie erstickt auch. So gab Schweden den Brandenburgern den ersten kühneren Athem, und zurück blieben teutsche Fürstenhäuser, welche ganz andere Aussichten und Ansprüche an Herrschaft gehabt hatten. Freigebig hatte man dem großen Churfürsten zur Entschädigung für Vorpommern viel mehr bewilligt, als er fordern konnte; die furchtbare Schwedennähe zwang ihn alert und gerüstet zu seyn und große Herrschertugenden zu entwickeln, die sonst vielleicht auf dem faulen Kissen der Sicherheit eingeschlafen wären. Gleich nach dem westphälischen Frieden sprang ganz Teutschland zu seiner und Polens Rettung herbei; er erwarb durch eine doppelte Politik die Souveränetät von Preussen. Später konnte er sogar unüberwundene Schweden schlagen; ein Theil ihrer Glorie blieb auf dem Sieger sitzen. So wuchs durch Einen großen Mann, der glücklich ein halbes Jahrhundert regierte, ein Staat, der vor ihm kaum zu den genannten gehörte. Er hinterließ ein für seine Zeiten starkes und treffliches

Heer, einen reichen Schatz und gute Einrichtungen, die selbst unter seinem schwachen Sohn in Ehren blieben, aber das Wirkendste und Unsterbliche, was er hinterließ, war der Geist der Ehre. Sein Sohn setzte sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Königsberg die Krone von Preußen auf seinen schwachen Kopf, worüber das damalige Europa lächelte als über einen Thorenstreich, dessen Folgen aber das Jahrhundert gefühlt hat. Oesterreich, das in der Politik so oft mit Einem Auge blind gewesen ist, sah nur auf das Bedürfniß eines treuen Bundsgenossen, dem es schmeicheln wollte, meinte auch wohl gar klug, so ein norddeutscher König an der Ostsee sey gegen die übermächtigen Schweden nöthig; genug Oesterreich beförderte und erkannte den neuen König und ließ ihn erkennen. Recht aber weissagte des Prinzen Eugen Wort, der ziemlich laut sagte, der Kaiser müsse die Minister, die ihm dazu gerathen, hängen lassen.

Das neue Preußen blieb anfangs noch so in seinem alten Schwunge, und länger als zu

hoffen war, erhielt sich das alte Verhältniß mit Oesterreich. Der erste Friedrich taugte zu nichts weiter, als sich eine neue Krone aufzusetzen, Hofwürden und Feste zu erfinden und zwischen den ewigen Kabalen von Weibern und Günstlingen rundzulaufen. Friedrich Wilhelm, sein Sohn, war zu gut und zu verständig, zuerst was Neues anzufangen. Seine Regierung fällt seit dem Jahr 1720 in eine Zeit, wo Armuth an großen Dingen und Menschen war, und wo die alte Jungfer Europa trotz aller Kriege und Kabinetsstreiche, woran es die nächsten zwanzig Jahre auch nicht fehlen konnte, doch mit einer gewissen Decenz und Manierlichkeit selbst in diesen sich führen ließ. Der verständige Mann, der nie den blutigen Ehrgeiz des Eroberers kannte, benutzte weise, was Thätigkeit und Glück ihm selbst und den Vorfahren an Ländern und Hülfsmitteln gewonnen hatten. Thätig, sparsam, streng und gerecht machte er ohne Lärm viele gute Einrichtungen, errichtete ein zahlreiches und wohl geübtes Heer und sammelte einen kleinen Schatz für den Ehrgeiz seines Nachfolgers. Die Kö-

nigskrone auf seinem Haupte und was von Glanz, Ansprüchen und Hoffnungen daran hing, kümmerte ihn wenig, sie machte ihn nicht größer, als er war. Auch Europa kannte ihre Bedeutung noch nicht.

Friedrich Wilhelm starb und Friedrich der Zweite kam. Eine neue Epoche, die der Preußen, beginnt. Dieser fühlte den König, und weil er ihn fühlte, mußte er ihn erst machen und unter die Europäer einführen. Sein Großvater hatte das Kleine dafür gethan, sein Vater das Nothwendige, Glück und Kühnheit sollten in ihm das Uebrige vollenden und das Große thun. Friedrich sah nach dem Raub der österreichischen Monarchie hin, welche Karl der Sechste nicht durch Eugens Sanktion beschützt hatte. Schlesien blieb die Beute des Königs, die übrigen Werber um die Braut gingen größtentheils leer aus. Auch in dem thatenreichen siebenjährigen Kriege behaupteten Standhaftigkeit, Tapferkeit und Glück, was Jugend und Kühnheit gewonnen hatten, und Friedrichs Name ward der allbewunderte und

überähmte Weltname des Zeitalters. Was an dem Jüngling zweifelhaft seyn konnte, das hatte der Mann bewiesen und bewies es alle Tage. Er war der König, der Held, der Weise, der Große und Einzige für seine Zeit. Wir Teutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, zu keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich. Ich muß so harte Anklagen beweisen und will es.

Oesterreichs Gravitation ward Teutschland im siebenzehnten, achtzehnten Jahrhundert gefährlich, und schien alle kleinen Staaten unwiderstehlich zu sich ziehen zu wollen und zu können. Der dreißigjährige Krieg bewies, daß es das nicht konnte, und sicherer folgten die Kleinen dem Großen wieder. Alte Gewohnheit und altes Glück der Habsburger machte ihnen gleichsam wieder zu eigen, was die Macht nicht mehr dazu machen konnte: die Hessen und die Lüneburger, die Sachsen und die Brandenburger zogen noch immer unter dem österreichischen Banner aus, als wenn das so seyn müßte.

Frie-

Friedrich kam, er warf den Fehdehandschuh hin und verrief den Wahn der Väter als eine Gefahr, wenigstens doch als eine Verthörung des Ganzen. Oesterreich sey noch das alte philippische und ferdinandische, so lange ein Athem in ihm sey, sey sein Glück und die Plane alten Ehrgeizes zu fürchten. Es könne die süße Hoffnung nie verlieren, ganz Teutschland als eine Provinz zu betrachten und Teutschlands Fürsten als Vasallen. Der König wies auf Wahres und Falsches hin; auch Wahres ließ sich genug weisen, noch mehr Scheinbares. Das Meiste that das glückliche Schwerdt und die überschauende Klugheit des großen Mannes. Das Wirkliche und Herrschende hat immer die größte Beweiskraft für die meisten Menschen, die kaum das Gegenwärtige sehen. Friedrich zog in Frieden und Krieg viele Fürsten mit. Zwei Sonnen glänzten jetzt am germanischen Himmel und die Sterne mußten sich theilen. Es waren jetzt zwei politische Zeitpunkte da. Manche weise Männer, die es nur durch ihren weißen Bart waren, jauchzten dem Vaterlande Glück zu, hoffend, nun

werde Friede und Mäßigung zwischen beiden in der Mitte stehen, und die Schwerdter in der Scheide halten: kleine Proben werden kleinen Menschen Beweise. Andere, vielleicht die weiseren, schüttelten den Kopf, was seitdem erschienen ist, die zu große Nähe der drückenden und ziehenden Kräfte fürchtend, welche nur Lähmung und Erstarrung bringen würden für Leben und Bewegung.

Der König gewann seinen Zweck, Oesterreich verdächtig und schwächer zu machen, aber nothwendig gewann er auch den, welchen er wohl nicht wollte, Teutschland für immer zu lähmen. Es folgte dies theils aus einander, theils aus dem Geist, der durch ihn der herrschende ward. In allen Staaten und Völkern giebt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innersten Leben gleich ist, und woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wird: die letzte Religion, das innigste Nothwendigkeitsgefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Vestalflamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten gehei-

ligt. In Teutſchland war dieſe letzte allgemeine Religion der Name Kaiſer und Reich, freilich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden faſt bloßer Name, der aber mehr wirkte, als kalte Geſetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich iſt dieſe Religion zerſtört und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerſt lächerlich gemacht. Tydrigt lachten die Teutſchen über die väterliche Dummheit, die ſie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier geprieſen. Doch mehr als alles andere bewies des Königs Regierung und Leben, die mehr, als man denkt, in die Orgien der neueſten Revolutionen eingreift.

Eines Mannes Arm iſt ſchwach und des Mannes Weisheit iſt immer wirkſamer geweſen, als hunderttauſend thörigte Hälſe und Fäuſte, wenn ſie ſolche Weisheit nicht haben anerkennen wollen. Friedrichs Siege, Friedrichs feiner und feſter Kopf würden in jeder Zeit etwas Großes und Würdiges für die Geſchichte aufgeſtellt haben; aber ſie ſtellten das Würdigſte und Größte auf in ſeiner Zeit,

weil er der Mann derselben war und durch ihr eigenstes Leben wirkte. Für ein Zeitalter, welches das Kluge und Feine trefflich begriff, das Einfältige und Edle höchstens angaffte, für ein Zeitalter, welches meinte, alles werde durch lange Arbeit der List und Klugheit, wenn ganz andere Gesetze die Welt regieren, für ein solches mußte der feinste und folgenreichste Kopf der Erste seyn. Man kann daher mit dem größten Rechte sagen, Friedrich und seine Zeit haben einander gemacht und sich Manches zu Gefallen gethan. Er war der größte Mann, weil er frühe die Richtung und Neigung seines Zeitalters begriff und mit noch größerer Schnelligkeit fortbewegte; er war der glücklichste Mann, weil die Rücksichten alter Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wovon seine Zeitgenossen nicht viel mehr wissen wollten, ihn nicht aufhielten; er schien der Weiseste aller Sterblichen, weil von seiner Zeit keine größern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden, als die des klugen Herrschens. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa be-

herrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit wird der König mitfallen, der größte unter den Trümmern, weil er die Bedeutung der ganzen Zeit am energievollesten in sich trug.

Friedrich der Zweite war der Geist des geistigen Zeitalters und deswegen konnte er so Ungeheures und Großes mit kleinen Kräften und erstaunte die Zeitgenossen durch sein Kleinstes, weil es geistig gesprochen und gethan ward, während sein Größtes bis jetzt wenig gewürdigt ist. Reif für die Idee und für alles, was durch Idee geschieht, war das Zeitalter, deswegen dem geistigen Manne zum Bewundern geduldig und dienstbar bei einer geistreichen Behandlung. Mit Menschen solcher Art, wo noch physische Kraft im Grunde liegt, läßt sich auf das schnellste das Wirksamste thun; sie verstehen und fürchten den höheren Geist und kein Barbarentrotz und Barbarenaberglaube schieben altgewohnte Götter und Freiheiten zwischen sich und den Regenten und heißen ihn inne halten. Friedrich der Geist fuhr nun durch und bearbeitete die fertige Masse, er drückte, wohin

die Luſt des Herrſchens, die mächtigſte aller Lüſte, und die Weichheit der Maſſe ihn drücken ließ, und eine kurze Zeit zeigte vollendet, was die Zeitgenoſſen bewunderten, was auch der weiſeſte und energiſcheſte Mann in andern Zeitaltern nicht in einem halben Jahrhundert vollendet hätte. Welch ein Staat! und welch ein Regent! ſchrie man überlaut. Alles Leichtheit, Gerechtigkeit, lebendige Beweglichkeit! und doch alles nur Maſchine! Ja Maſchine! Maſchine! dies war das Zauberwort, und indem man des Königs Staatsgebäude ſo nannte, ſchien man das Treflichſte und Größte zu preiſen, was je ein großer Mann erdacht und vollbracht hatte. So künſtlich war die Zeit geworden und ſo närriſch klug, daß ſie die Dinge nur nach ihrer Künſtlichkeit achtete. Dies könnte wegen der Einfalt und wegen der Gerechtigkeit und Thätigkeit, die nur ein einfältiges Leben haben, Furcht erwecken, und wirklich waren einige mit ſolcher Furcht behaftet, welche in den allgemeinen Poſaunenton nicht mit eintönten und bei den Zeitgenoſſen Thoren hießen. Dieſe ſprachen etwa ſo:

Arme Zeitgenossen, ihr scheltet uns als Thoren und euch selbst solltet ihr scheiten als Geblendete, die ihr nicht für eure Enkel und das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten sorget. Ihr laßt die Klugheit die Welt beherrschen, welche nie dazu getaugt, sondern immer nur betrogen hat; ihr wehrt euch nicht gegen den großen und kühnen Mann, der wild darein fährt und ohne Achtung für altes Gesetz, für graue Ordnung und kindischen Volkswahn das Neue macht, ja der euch so wenig ehrt, daß er euch nicht einmal den Sinn dieses Neuen zeigt. Uebereinstimmung und Gleichbeweglichkeit des Ganzen, todtes Maschinenleben ohne Gefühl, als das der Ehre, von dem Einzigen bewegt und geleitet zu werden. Wie soll sich das Lebtose endlich in Tugend und Kraft offenbaren, wenn die Seele des Großen, die nun zuerst darin leben wird, heraus ist, wenn die ädischen Tugenden, die ihr noch von euren Vätern empfangen und dazu mitgebracht habt, ausgestorben sind? Aus dem Todten wird nur Todtes gebohren und hohl und gespenstisch mit dem Abscheu der Zukunft wird das Kunstgerüst zusammenbrechen.

Dies waren harte Urtheiler. Friedrich hörte sie nicht, er kannte nur den Einen eignen Willen und mit seiner Konsequenz, welche die Zeit verstand und ehrte, führte er seine künstliche Staatsmaschine auf, wodurch er auf fünf bis sechs Millionen Menschen 225000 Mann gerüstet, seine Festungen beschirmt, seinen Schatz gefüllt und tausend Hülfe sein Lob klingend erhielt. Andre Fürsten und Regierungen fingen das Nachmachen an, man sah viele politische Affen und des großen Königs Ruhm wuchs noch dadurch. Aber Gerechtigkeit, die ewige Königin des Königs und des Bettlers, milde Schonung des Menschengeschlechts, zarte Behandlung des Nationalsinns sucht der menschliche Forscher in den herkulischen Arbeiten des großen Königs vergebens. Der strengste Eigensinn, der wildeste Despotismus, das erbarmungslose Zertreten der zarten Keime der menschlichsten Gefühle ist allenthalben. Doch that dieser das möglichste Gute. Seine kämpfereiche und arbeitvolle Regierung, seine persönliche Mäßigkeit, seine Gerechtigkeit, wo seine hohen Hohenzollerischen Entwürfe nicht

dazwiſchen traten, ſeine Strenge gegen Groß und Klein, endlich der Ruhm ſeines Namens, der auf alle zurückfiel, ließ oft vergeſſen, daß man in einem angeſpannten, knechtiſchen und athemloſen Zuſtande war. Wann ſind die unglücklichen Menſchen nicht durch Scheine und Klänge bethört? Auch ſprach das Wirkliche für Friedrich. Die Härte des Deſpotismus, worunter Europa zu erliegen begann, drückte auch die mächtigeren Staaten ohne die großen Vortheile der Einheit des Strebens und Regierens, die er in alles brachte, ohne die hohe Sorge für das Ganze, wenn es auch als Maſchine nur deſpotiſch gewürdigt ward. Die Andern in Frankreich, Rußland und Oeſterreich waren ſelbſt in dem Maſchinenweſen nur Pfuſcher und hatten kaum einen Begriff vom Staatsleben, ohne welchen nicht einmal eine Maſchine ſich leidlich bewegt und ſchwingt. Er theilte künſtlich, wie er konnte, Leben und Kräfte allen mit, baute Städte, pflanzte Dörfer, trocknete Sümpfe, ſuchte Handel und Fabriken mit dem möglichſt künſtlichen Leben in einem Deſpotenſtaate lebendig zu machen. Und wenn auch ſein Werk

endlich als Zierwerk alten und zerfallen wird, nie wird er aufhören der große König zu heißen. Seine Fehler hatte er mit seiner Zeit gemein, es waren zum Theil die Scheoßkinder seiner Zeit; seine Größe, seine Energie, seine Unbeugsamkeit im Glück und Unglück mit so vielen Tugenden gehören ihm allein.

Und welchen Sinn hatte die Monarchie Friedrichs des Einzigen? Doch wohl einen sehr nationalen? denn er hieß ja so gern der Schützer und Beschirmer der teutschen Freiheit, und seine Zeitgenossen riefen es so gern vor ganz Europa aus, daß Friedrich, der Preußen König, ein Teutscher war. Leere Klänge, womit man immer gespielt hat. Auch hier ging es so. Diese preußische Monarchie war eine in Europa ganz neue Erscheinung. Lob und Tadel arbeiteten anfangs frisch daran, doch des großen Mannes größerer Genius siegte, und man fand endlich alles, was er gemacht hatte, sehr gut. Der angestrengteste und despotischeste Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie hieß das Werk des Weisen und Guten

und das glücklichste Land Europens. Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was teutsch heißt, und ist es noch; daher die Abneigung, ja fast der Abscheu der kleinen Staaten Teutschlands, wann es heißt, der preußische Adler soll über ihren Thoren seine mächtigen Fittiche ausbreiten. Der teutsche Sinn liebt das Gerechte und Gleiche, dazu das Formale. In den untern Regionen des Lebens ist er gern üppig und gutmüthig fröhlich, ohne mit Polizei und Aufsicht so viel zu thun zu haben, als im preußischen Staat, wo alles aristokratisch, streng und despotisch herrscht, ohne die kleinen Freuden und Freiheiten des Lebens zu achten, ohne welche die großen in der Regel nichts werth sind, weil sie ohne sie kaum sind. Der norddeutsche Sinn an sich ist schon streng und spröd, despotisch angestrengt ist er dem waidlichen süddeutschen noch viel fremder geworden, und wenn ja noch etwas Gemeinsames zwischen dem Norden und Süden Teutschlands stand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben. An teutsche Begeiste-

rung und Theilnahme für diesen Staat war ab so nie zu denken.

Auch hat der große König im Ernst nie daran gedacht, die teutsche Nation bildend und schützend um seine Adler zu versammeln, und ein gemeinschaftliches Ziel der Politik und Bildung anzuzeigen. Es ist nichts lächerlicher, als ihm patriotischteutsche Ideen beilegen zu wollen. So patriotisch hat Richelieu und Louvois an Teutschland gedacht und darüber gesprochen, so patriotisch führt jetzt Bonaparte und Talleyrand, sein Knecht, und die teutschen Churfürsten seine Knechte, den Namen Teutschland und Teutschlands Freiheit im Munde. So, denke ich, spricht auf dem Reichstage der Thiere der Wolf wohl zuweilen für die Freiheit und die heiligen Rechte der Hirsche. Friedrich brauchte den teutschen Staatskörper und die Fürsten, wozu sie brauchbar waren, ein Gegengewicht gegen Oesterreich zu erzeugen oder wenigstens Oesterreichs altes Uebergewicht zu schwächen, und so ließ er wohl von teutscher Freiheit und Gerechtigkeit zuwei-

len ein Wort fallen, das unschädlich wie so viele Lügenworte mitlief und zu seiner Zeit das Seinige wirkte. Der König nach seinem Gemüthe eines vollendeten Despotismus haßte alles Nationale an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegen strebt, und alles Föderative an den Teutschen. Die schnellste Kraft schien ihm die erste zu seyn, und deswegen war der Soldat, die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensch im Staat. Stiller Wirkung und Tugend gab Friedrich der Philosoph oft sein Lob, im Herzen achtete er nur, was er in sich hatte und wodurch er dem Zeitgenossen der bedeutendste Mensch war. Man berufe sich nicht auf den bairischen Erbfolgekrieg; hier stand Preußen gegen Oesterreich, das sich vergrößern wollte. Interesse that, was Gerechtigkeit nicht gethan hätte. Eben der alte Friedrich der Weise und Gerechte, der hier über Gewalt schrie, hatte jüngst Polen getheilt, welches ohne seinen Willen ungetheilt geblieben wäre. Der Fürstenbund war auch nur eine politische Posse gegen Oesterreich, ohne vaterländische Begeisterung und wirkliches

Band der Treue und Noth. Solches Band hur hält, weil es aber fehlte, so löste sich bald wieder auf, was durch keine lebendige Eintracht verbunden war von Anfang.

Was auch der König sagen und thun mochte, der Welt es anders einzubilden, er hatte keinen höheren Zweck, als die Könige vor ihm. Nur daß er das Volk im Auge behielt, wo es seyn mußte, daß er menschliche Kräfte zu wägen und mächtig zu gebrauchen verstand, daß er das Schlechte und Kleine nicht zwecklos und thörigt that, wie so manche Könige alle Tage, das gab ihm den Schein eines höheren Königs, als die gewöhnlichen sind, und das war er auch, schien es nicht allein. Aber warum wollen wir billiger gegen ihn seyn, als er es in seinen Thaten und Schriften selbst ist? Ganz offen ist er darin über seinen höchsten Zweck. Dieser war nicht die Ewigkeit und der Glanz des teutschen Namens, nicht das Ideal eines glücklichen und tapfern Staats, sondern der Glanz, die Dauer, die Macht der Königsdynastie, welcher der Zufall den Namen König von Preußen gegeben

hatte. Das brandenburgische Haus, die preußischen Adler sollen herrschen, sollten auch Millionen darum bluten und elend seyn. Diese unkönigliche Sorge kümmert den König nicht; die mag Gott verantworten, der die Könige gemacht hat. Ein großer König kann nichts Größeres denken und thun, als alles so arbeiten und bereiten, daß gewaltige Könige nach ihm herrschen können.

Auch als Philosoph und Schriftsteller hatte Friedrich einen ungewöhnlichen Namen und verdiente ihn. Daß ihn auch hier das Zeitalter über sich selbst hinaustrug, das war nicht seine Schuld, und billige Richter rechnen da ab. Friedrich warf sich in die französische Literatur und verwarf die teutsche Sprache als eine rohe und ungebildete, was sie zu seinem Anfang auch wirklich war. Ich zweifle, ob selbst jetzt ein König die deutsche Sprache zu seiner Vertrauten machen würde. Keine von allen Europäischen Sprachen hat so wenig Schmeichelndes und Süßes, so wenig Schonendes und Höfisches, und daran müssen sich die Kö-

nige doch auch unwillkührlich gewöhnen. Keine Sprache aber ist so sehr als die französische gemacht, einem stolzen despotischen Karakter zu behagen. Sie ist unter einem verdorbenen Volke mit allen Talenten äußerer Geschmeidigkeit und Beweglichkeit ausgebildet worden; das Allgemeine der Wahrheit und Gerechtigkeit darf höchstens in Maximen, das Ewige der Philosophie, wenn es gefallen soll, nur in Sentenzen ausgesprochen werden; selbst das Nichts, dieser große Mitregent der Welt, darf mit manchen Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten, wie man sie eitel nennt, zusammen auftreten und eine bedeutende Rolle spielen. In einer solchen Sprache wird es selbst einem Könige leicht, ein gelehrter und tiefer Philosoph zu scheinen und mit Kenntnissen zu schimmern, welche in der ernsteren teutschen wenig Aufsehen erregt hätten. Friedrich wählte also sein Organ als ein gescheuter Mann, und er that recht, auf seine Wahl zu halten. Wir finden den Tiefsinn, die Hoheit, die politischen Weissagungen nicht mehr in seinen Schriften, welche seine Zeitgenossen bewunderten; aber wir fin-

finden den verständigen, klugen und feinen Beobachter, wir finden den teutschen Ernst und die rauhe Sprödigkeit mit französischer Leichtigkeit, ja wohl mit französischer Leichtfertigkeit im Urtheil verbunden, welche den strengen Mann sonderbar kleidet, welche aber unwidersprechlich beweist, daß die Arbeiten des Königs eigene sind, nicht aber von französischen Köpfen, wie Manche uns einbilden möchten. Der Teutsche guckt mit dem Urtheile und der Darstellung alle Augenblicke durch die französische Larve.

Man nannte auch Friedrich den Schriftsteller und Philosophen sonst in keiner kleinen Bedeutung. Die Wirkung ist klein gewesen und würde ohne den großen Regenten gar keine gewesen seyn. Nur dadurch aber ward Friedrich der Anzünder tausendfachen Lichts, daß er, der Mächtige, Menschenwort und Menschenschrift furchtlos und frei walten ließ. Der Despot, der des Geistes Gewalt in seinen eignen Schöpfungen gefühlt hatte, ließ sie auf das freieste hinfahren und wirken, wo und wie sie wollte, und ward für andere Fürsten das Beispiel.

Aber man thut ihm zu viel Ehre, wenn man von Berlin das teutſche Licht und jedes edlere Streben ausgehen läßt. Der König hat Akademien und Philoſophen und Poeten beſoldet; aber die meiſten waren Fremde und die Beſſeren und Edleren meines Volks konnten von ſolchen nichts lernen, die ſie haſſen mußten. Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam teutſche Kunſt und jede edlere Bildung, und da waren von jeher ihre Sitze. Norddeutſchland und die Mark haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehabt, und die Berliner, wie die Gaſkogner, haben häufig die Ausrufer deſſen gemacht, was anderswo gethan und gemacht war. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinſtrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsſtadt hat Teutſchlands edlerer Bildung eben ſoviel gegeben, als der ganze märkiſche Sand. Es iſt auch unmöglich, daß in einem ſo ſtrenge gehaltenen und geſpannten Soldatenſtaate je das Genialiſche und Künſtleriſche aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit bei den

Menſchen will. Die ſind in dieſen Klimaten ſelten, in dieſen Regierungen nie.

Aber um den Einen Großen verſammelte das Zeitalter das Edelſte und Schönſte, was es in jeder Gattung und Kunſt hervorgebracht und vollendet hatte; er ſollte als Vater und Repräſentant für alles da ſtehen. Wie er durch Tapferkeit in Schlachten, durch Klugheit und Beſtändigkeit im Rath, durch Verbindung der ſtreitenden Kräfte im Reiche unbeſtritten der Erſte war, wie man von ſeiner Weisheit den Frieden und das Glück hoffte, wie durch ſeinen Namen auch der teutſche Name weit und breit klangvoll geworden war; ſo gab das bethörte Volk ihm alles zurück, auch was es nicht von ihm empfangen hatte: ja ſelbſt die Schwäche und das Unglück der folgenden Decennien haben nach dem theuren Haupte eine Sehnſucht erregt und einen Heiligenſchein der Größe und Güte um ihn geſchaffen, die er im Leben nicht ſo hatte. Aber was ſollen wir richten? Seine Majeſtät liegt offen da und keine Zeit wird ſie beſiegen. Wer mit Kleinem das Größte thut

und immer größere Hoffnungen und längere Wünsche giebt, als er sollte, den nennt man mit Recht den Größten. Er hat seine große Rolle beinahe ein halbes Jahrhundert mit Ehren durchgespielt. Er starb noch großen Thaten glücklich gefürchtet und geliebt, als die alte Zeit zu Ende lief. Würde er sie länger gehalten, würde er verständiger als das Enkelgeschlecht in der allgemeinen Verwirrung geherrscht und gerichtet haben? würde er endlich edel für Europa und groß für das teutsche Vaterland in den Stürmen gestanden seyn, wie sonst für sein Haus? Wer weiß es? Thörigt sind die, welche meinen, er würde durch die Freiheit und Decenz der alten Politik alles zusammen gehalten haben. Kann man auch einen Löwen lange mit einem Zwirn führen, selbst wenn man ihn klug nicht merken läßt, daß er ein Löw ist?

Die merkwürdigen zwanzig Jahre seit dem Tod des großen Königs liegen mit allen ihren Thorheiten und Unfällen, mit den blutigen Erinnerungen zertrümmerter Thronen, verlorner Schlachten, zerstörter Staaten vor uns. Wir

Teutſche haben ſein Roßbach genug im Spott hören müſſen, und noch heute krähet es uns der übermüthige Sieger, der Franzos, dieſſeits des Rheins zu. Friedrichs Arbeiten haben gewirkt zu unſerm Verderben. Geſchieden ſtehen die Kräfte der alten teutſchen Nation und einen nach dem andern wird galliſche Liſt zerſtören, bis es endlich alle unter die Füße tritt. Friedrich Wilhelm trat durch den Baſeler Frieden mit den meiſten teutſchen Fürſten von einer Sache ab, die allgemeiner und teutſcher war, als je eine vorher, worum am Rheinſtrom geſchlagen worden, er gab Teutſchlands Ehre und Unabhängigkeit durch einen ſchmachvollen Frieden den Franzoſen hin, und nach dieſem Beiſpiel durften und mußten die übrigen Fürſten daſſelbe thun. Gehaßt von vielen, um ihrer Ehre hohen Glanz betrogen, noch häßlicher durch die letzte Vernichtung und Theilung Polens, traten die Preußen zurück. Die Entſchädigungen, die ſie bei dem letzten Reichsfrieden erhielten, waren zu unbedeutend gegen die Ehre, die ſie dafür aufgaben, des Vaterlandes Schiedsrichter und Retter zu ſeyn. Preußen iſt durch

diese Entschädigungen, es ist durch Polens Theilung gewachsen; aber kein Staat steht gefahrvoller da, weil er kleinen Gewinn großer Gefahr vorgezogen hat. Die Russen liegen ihm im Osten fürchterlich auf, und im Westen verbindet ihn kein Vertrauen und keine Liebe mit seinem Volke, den Teutschen, weil er wohl fühlt, daß er sie verlassen hat, als es galt zu helfen. Eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich seyn dem, welcher keiner Stütze bedurft hätte, wenn er Herr zu seyn wagte. Aber Herr kann Preußen nur seyn durch die Teutschen, durch einen tapfern, offenen teutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft. So lange es aber Länder erobern, Grenzen runden und Schwache unterjochen will, steht es mit Größeren in Gesellschaft der Beute, und es geht ihm wie dem Esel, der sich gelüsten ließ, mit dem Löwen jagen zu gehen. So erstarrt und erstirbt ein Staat in Unbedeutsamkeit, Habsucht und Abhängigkeit von Schlechteren, dem es einst an edlem Leben nicht fehlte. Preußischer Sinn? er war in dem Einen Mann, es war der große

Friedrich, der alles beseelte und im frischen Treiben erhielt. Andre Zeiten bringen andere Gesetze. Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung und in den großen politischen Wendekreisen seiner Sonnenbahn jetzt das Meiste ändern. Was vielleicht im großen Diebssinn gewonnen ward, wird nie ein fortlebender Diebssinn erhalten. Der preußische Staat dankte dem Geist der Kühnheit sein Leben, in einer Zeit, die das Aelteste und Stärkste niederreißt, ist er nicht stark genug, durch Mittelmäßigkeit, geschweige denn durch feiges Schwanken sich zu behaupten. Wann Mächtigere entscheiden, glaube er nicht, unblutig die Beute des Kampfs schleppen zu wollen. Das Größte stirbt durch Erwartung oder Geistlosigkeit, am schnellsten durch kleinen Geiz; wenn solches Unglück einriß, retteten die Siege großer Stifter, die weitesten Grenzen entartete Nationen nicht. Preußen, es giebt einen schöneren Grabgesang für euch, wenn ja das Vaterland durch ein Verhängniß fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Teutschen zu sterben.

Die Engländer. Von hier unser Weh! schreien Hunderttausende, und Hunderttausenden möchte ich nachschreien, wenn die Wahrheit des Augenblicks für mich eine wäre. Hier liegt es; aber sagt mir nur ihr Ankläger, wie hier das Heilmittel zu finden ist. Euch ärgert nur, daß der Friede von Amiens nicht bestand, und kein edleres Gefühl erregt eure Hälse, als daß der Kaffe und Reis so theuer und die Zierlichkeiten für die Köpfe und Leibchen eurer Schönen fast zu kostbar geworden sind. Das ist schlimm, gute Leutchen, aber schlimmer ist es für die Menschheit, daß der elende Friede selbst nichts geholfen haben würde. Es sind alte unheilbare Uebel, die nur durch den allgemeinen Tod mit vergehen und durch Millionen Erschlagener nicht vertilgt werden. Die beiden Völker am Kanal stehen auf den äußersten Spitzen, Dank den Thorenköpfen der Schlachtfelder und Kabinette in den letzten zehen Jahren. Was abwendbar war, ist es jetzt nicht mehr ohne allgemeines Verderben; die übrigen Nationen müssen mit und die Abgründe ausfüllen, die jene beiden fürch-

erlichen graben. Ich will sagen, wie es am Tage liegt.

Der Revolutionskrieg trieb die Engländer weit über die natürlichen Grenzen ihrer Macht hinaus. Im brennenden Haß gegen Frankreich wollten sie die Welt dagegen bewaffnen und in den Waffen unterhalten. Sie merkten nicht, daß sie sich in wenigen Jahren selbst revolutionirten, ihre Staatsquellen erschöpften, ihre letzten Reste einer sonst ehrwürdigen Konstitution entheiligten und durchbrachen und daß Altengland endlich vom Kopf bis zu den Füßen schwindelte. Künstliche Mittel sollten neue und künstliche Krankheiten heilen und ein Volk, das einst durch Gerechtigkeit und Treue berühmt gewesen war, gebrauchte gegen die Fremden allmälig dasselbe System von Plünderung und Unterdrückung, was es an den Neufranken verdammte. Die übrigen Europäer sollten den englischen Monopolisten durchaus die Kriegskosten bezahlen, die es herschoß, um die Franzosen zu ängstigen. Der Uebermuth, mit welchem die trotzigen Insulaner uns alle in den letzten zehn Jahren behandelt ha-

ten, hat gewirkt. Haß und Groll gegen die Britten iſt bei vielen entſtanden für alte Bewunderung ihrer Freiheit und Bravheit; ja Manche gehen darin ſo weit, daß ſie ſich in die Hölle der Franzoſen ſtürzen möchten, um den ihrigen zu entgehen. Von dieſen bin ich keiner. Sie meinen, nichts könne glücklicher ſeyn, als daß die Franzoſen die Londner Bank ſprengten, die engliſchen Flotten zerſtörten und dann heim zögen. Ihr Narren! ſoll denn das Eine Volk Europa unter ſeinen Ruinen begraben? Hofft ihr Gerechtigkeit nach der Zerſtörung? dann müßte dieſe Welt wahrlich bald anfangen die gerechteſte zu werden. Die Franzoſen haben uns ihre Billigkeit und Mäßigung gewiß ſo lieben gelehrt, daß wir für ſie wünſchen müſſen? Wahrlich nicht mich. Ich ſehe kein größeres Unglück, als wenn ſie England eroberten. Zum Glück iſt es ſo leicht nicht, als ihre Freunde meinen. Sie würden uns keinen freien Handel ſchenken und die Seemacht in den Händen dieſer fürchterlichen Tyrannen des feſten Landes würde zu einem eiſernen Druck werden, den kein Gott uns wieder abnehmen könnte.

Englands Stolz giebt nicht nach und tritt nicht freiwillig von seiner Höhe herab, eben so wenig thut es Bonaparte, der Eiserne. Nach dem schnellen Ende des Kampfes sehen wir vergebens aus. Friede wird nur Pause werden, dann neuer Krieg, neues Unheil. Aber die Kräfte haben ihr Maaß. England, auch das unbezwungene, kann manchen Zufällen unterliegen; ganz Amerika wird einmal unabhängig werden; Bengalen und Indien kann sich losreißen; der Weltschiffer und Monopolist wird nachgeben und andern gleich werden müssen; jenseits kann für den fürchterlichen Korsen, der jetzt gebietet, ein stiller, mittelmäßiger Regent das Scepter führen. Vieles kann die wohlthätige Zeit herbeiführen, was jetzt noch fern scheint, aber so lange es bleibt, wie es heute steht, sehe ich kein Ende. Der kleine Unbeugsame, dessen Despotismus Weltgesetz seyn soll, will England klein haben und das übrige Europa soll dazu dienen, es so zu machen. So lange er lebt, wird Blut und Zwietracht nicht aufhören am Kanal; die Engländer sind noch lange zu stark, seine Knechte zu werden; mit

Frankreichs Kräften allein macht er sie nie bazu. Gern möchte man mit ihm diese Sache zu einer allgemeinen machen — hütet euch! könnt ihr denn nicht durchsehen, was für allgemeine Sachen dieser Fürchterliche im Kopfe trägt. So schlimm steht die Welt, daß kaum Hoffnung da ist, es werde nur Ruhe werden, denn im allgemeinen Unglück der Völker scheint Ruhe schon Glück.

Engländer, ihr waret einst ein edles Volk, doch jene Epoche liegt ein halbes Jahrhundert hinter uns! Eure Konstitution weckte Geist und Kraft und auf Erden und im Himmel bo herrschte der Britte das Feuer. Ihr hattet Dichter und Redner, Astronomen und Weltentdecker, ihr hattet ein freies, hochstrebendes, gerechtes Volk. An Künsten und Wissenschaften waren euch wenige gleich, an Glück und Schätzen keine von allen. Euer Loos war leider das gemeinste der Völker. Reichthum und Macht erzeugten Uebermuth und Laster, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gegen Fremde folgten. Was sich draußen erzeugt hatte, wirkte nachher auch daheim bei dem Bürger und

gegen den Bürger. Am Ganges, am Senegal und auf Jamaika gingen die Sitten und Tugenden und die brave Verfassung der Engländer unter; aus Unterdrückern wurden Unterdrückte, aus Despoten Sklaven. Es liegt vor uns, wie ihr seit den letzten dreißig Jahren schnell rückwärts gegangen seyd und noch immer gehet. Siege zu Wasser und zu Lande beweisen hiegegen nichts, solche letzte Beweise für Glorie und Tugend hat manches Volk noch lange, wenn alles Uebrige schon dahin ist, weswegen es werth ist, ein Volk zu seyn. Sollet ihr untergehen und der Franzose für euch der Seedespot werden, so ist die letzte europäische Freiheit hin. Ihr werdet untergehen durch keinen, als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt; die Zeit eures Adels und eurer Bürgerkraft scheint für immer vergangen. Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach den Reichthümern, Niedertretung der Armuth und Uebermuth eurer Nabobs sprechen euer Todesurtheil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn

es von einem fremden Volke kam, welches, als der Zucht unverbesserlich, nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, das selbst nichts Genialisches mehr erfinden und erschoffen kann, sondern geitzig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei aufschichtet und aufstellt, was größere Väter erfanden und erschufen — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und die Menschen knechtisch und gemein ansieht und würdigt, so trügen alle historische Zeichen. Noch seyd ihr mehr eine Nation, als wir meisten andern, aber wie lange? Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird.

Die Welt sieht mit Angst und Sorge auf den jetzigen Kampf. England fällt nicht durch Krieg, es fällt durch Laster und Verbrechen, wie die meisten Nationen. Stolze Insulaner, wann kein Nabob mehr zinsbar zu machen, kein Land mehr zu plündern ist, wenn bei euch selbst mehr künstliche Bürger, als Käufer seyn werden, wenn für die alte Konstitution keine

freie Stimme mehr ertönt und elende Sklaven ohne Ehre und Vaterland ihr Britannia rule the waves mit heiseren Kehlen brüllen — dann auf euch selbst, auf eure eigne Schande und auf selbstgemachtes Elend zurückgeworfen — dann erkennt ihr euch ergrimmt und seyd zu schwach für die vergangene Herrlichkeit wieder aufzustehen. Dann ist Britannia dahin und wirklich gefallen. Aber dann ist auch die Epoche da, daß sie künftig in sich selbst wieder werden kann.

Die Franzosen. Müssen einem die Thoren doch immer begegnen, auf den Jahrmärkten und auf den Landstraßen. Von jeher habe ich nicht gern viel mit ihnen zu thun gehabt und nun besetzen sie alle Zugänge und Wege der Geschichte so breit und übermüthig, daß man nicht einen Schritt thun kann, ohne auf sie zu stoßen. Und doch haben sie so viel Närrisches und Liebenswürdiges, daß es schwer ist, alles Schlimme von ihnen zu sagen, was sie durch ihre Thorenstreiche über uns und unsere Enkel gebracht haben. Es ist wunderlich, daß ein Volk, welches selbst nie gedacht hat, den

Leuten so viel zu denken giebt. Die Sache der Franzosen von ihrer ernsthaften Seite scheint lange abgemacht, aber immer noch sind eine Menge Thorenköpfe, die wieder von vorne anfangen und sich stellen, als wenn aus Narren nie klug zu werden wäre! Man hat von beiden Seiten gesündigt und geirrt und in der ersten Trunkenheit der Revolutionszeit war das verzeihlich. Die Noth und die Nähe jener denkwürdigen Begebenheit konnte wohl alles Alte und Vergangene vergessen machen. Der erste Taumel machte Graubärte kindisch und manches weise Haupt unweise in Urtheil und That. Aber funfzehn Jahre der wunderbarsten Wechsel haben die Köpfe wieder abkühlen können, und wem seitdem die Besonnenheit noch nicht wiedergekommen ist, für den ist alle Warnung und Besserung durch Geschichte verloren.

Die Franzosen haben uns andere Europäer von jeher zum Besten gehabt und wir sind genug Kinder gewesen, uns von ihnen äffen zu lassen. Schimmer und Glanz und alle jene äußeren Scheine der Dinge, wodurch man täuscht und verwirrt, warf dieses Volk immer-

von

von ſich, und ehe es ſelbſt noch gebildet war, machte es den Nachbaren weiß, bei ihm ſey alles beſſer, anmuthiger und geſchmackvoller, als drüben. Dieſe Klagen führen Italiäner und Teutſche des funfzehnten, ſechzehnten Jahrhunderts zu einer Zeit, als beide viel weiter waren, als jene. Was ein Franzos hatte oder zu haben glaubte, wußte er von jeher geltend zu machen — der nächſte und leichteſte Weg zur Herrſchaft. Endlich kam die Epoche Ludwigs des Vierzehnten, wo, was man ſeitdem höchſte und feinſte europäiſche Bildung nannte, bis zum höchſten Glanz des Aeußeren abgeſchliffen ward und mit großen Männern und Thaten zugleich das übrige Europa bethörte. Was franzöſiſcher Herrſchaft durch die Waffen damals noch nicht gelang, das gelang ihr durch Geſchmack und Mode, welche ihre Sprache und ihre Sitten zu den allgemeinen für alle gebildete Europäer machten. Was an der Seine leicht, zart, liebenswürdig und natürlich hieß, ſollte es auch an der Themſe, Donau, Weichſel und Newa ſeyn und albern und närriſch genug machten die Nordländer die Kindereien und

Thorenspiele der ewigen Kinder nach und verdarben in einer Unnatur und Affferei, die bei ihnen nie heimisch werden konnte, ihre alten Tugenden und ihre Sprachen, die aus alten Tugenden hätten gebildet werden sollen. Eine Bildung, die von Anfang an aus dem Nichts der Lüge und Verdorbenheit entsprang, die auf den Steizfüßen einer falschen Empfindung und einer ehrlosen Ehre in der Kunst einhertrottete, sollte auch die der besseren Europäer werden und ist es zu unserm allgemeinen Unheil geworden. Das Unkraut hatte tief gewurzelt, selbst bei den Nationen, die in aller edleren Bildung den Franzosen Jahrhunderte voraus gewesen waren. Endlich fingen die Europäer an sich zu besinnen und der Thorheit inne zu werden. Jeder suchte nach dem Eigenen und wollte das Fremde nur aus der Entfernung auf sich wirken und an sich bilden lassen; da ging ein neues Schauspiel an der Seine auf, das sich so wunderbar entwickelt und gewandt hat, daß wir noch einmal haben in das Franzosenspiel hinein müssen, und diesmal viel ernsthafter, als das Jahrhundert vorher.

Für dieses fürchterliche Spiel an der Seine können die Franzosen nicht mehr, als die Kamtschadalen dafür können, daß ihnen auf einer Eisscholle eine Heerde weißer Bären antreibt. Es war etwas durchaus Zufälliges, daß die Sünden mehrerer Regierungen, die ausgelassenste Verruchtheit des wildesten Aristokratismus, die mit dem Schweiß und Blut des Volks spielte, und die sorgloseste und leerste Schwäche, die für die Gegenwart rathen und helfen sollte, so schneidend und verwirrt zusammentrafen, daß die Dinge sich nicht mehr schienen tragen zu können. Ohnmacht und Schlaffheit des Regenten und seiner Räthe ließen sich überdies mitgehen, ehe noch ein Strom da war, welcher trieb. So hatte der hülflose Zustand des Alten sich offenbart, ehe noch an Neues gedacht war. Erst als das Alte im vollen Zusammenstürzen war, da kam das Neue, da kamen die Neuen zur Herrschaft, aber wahrlich nicht mit den vorbereiteten und lange ausgeheckten Planen, mit den tiefen Entwürfen des Ehrgeitzes und der Bosheit, welche die meisten Beschreiber und Beurtheiler dieser denkwürdigen Zeit so klug zu erzählen wissen.

Wie sind die ersten Jahre der Revolution frisch und lebendig, als wären sie heute. Der Geist der Gährung und Bewegung jener Zeit war unendlich und unendlich daher die Begeisterung und Theilnahme drinnen und draußen. Wie viele waren wohl in jenem Sturm und Wogenschwall, die sich bewußt waren, was sie thaten oder litten? in wie vielen Augenblicken folgten wohl auch die Schlauesten und Besonnensten mehr nothwendigen äußeren Stößen, als festen Planen und bestimmten Trieben? Es erklärt sich dies auch aus dem Worte Revolution. Wo alles in Umkehrung und Gährung ist, da kann man unter den Verwirrten, Erschrockenen, Erstaunten und Begeisterten wohl nicht der einzige Kalte und Nüchterne seyn wollen. Ja man kann es gar nicht seyn, sobald man sich das Ganze lebendig denkt, wie es war, nicht todt, wie unsere todten Schreiber es erst todtschlugen und hintenher bewiesen, daß es so war.

Als nun alles Alte lag oder fallen sollte durch Feigheit und Verzweiflung der Regierung und durch Kühnheit und Enthusiasmus der Stürmer, da entwickelten sich nach und nach die hochfliegen-

den kosmopolitischen und metaphysischen Ideen und Hoffnungen daran oder, richtiger, setzten sich mit an und wirbelten in dem wilden Strudel rund, der nun in voller Bewegung sich fortwälzte. Aber unwidersprechlich beweisen diese Wünsche, Hoffnungen und Plane derer in und außerdem Rathe, in und außer Frankreich, daß es um das bischen politischen europäischen Verstand und um die Kenntniß von dem vorigen Frankreich sehr schlecht aussah. Denn entweder war durch einen Zauber, wie man seines gleichen noch nie gesehen, alles Alte plötzlich Lüge geworden oder das Neue mußte dem Alten ähnlicher werden, als man es wollte und verkündete. Solche Tugenden und Menschenwürde und Edelmuth, worauf man das Gebäude der ersten Revolution baute und worauf ein so locker Ding allein stehen konnte, waren immer sehr selten und in dem Lande, wo sie noch jüngst ganz verrufen waren, sollten sie nun mit einem Male durch einzelne Ideen und durch den mächtigen Reiz bloßer Wortklänge geschaffen seyn? Viele Enthusiasten verkündigten sie und glaubten, aber weise und erfahrne Männer kopfschüttelten und dies Kopf-

schütteln machte vielen Guten bange. Mitten in dem wilden Wahn der bethörten Menge, mitten unter den schönen Namen von Freiheit und Gleichheit und Verbrüderung, mitten unter der Ausrufung von Menschenrechten und der menschlichen Erklärung, nie wieder einen Eroberungskrieg führen zu wollen, erinnerten fromme und gescheute Männer an das Urtheil der weisesten und verständigsten Franzosen über ihr eigenes Volk und konnten nur das nicht begreifen, wie der sonderbare Taumel bei einem solchen Volke so lange aushielt.

Ich lasse es mir daher nicht nehmen, daß die ersten Jahre der Revolution wirklich ein höherer und enthusiastischer Geist im Volke war, daß viele entschlossen waren und hofften, es werde und solle eine bessere und glücklichere Verfassung aus dem Chaos der Verwirrung und dem Kampf so mancher Ideen hervorgehen. Ich glaube auch, daß wenn so viel Verstand und Güte unter den Rathenden und Herrschenden gewesen wäre, als Begeisterung und Schwärmerei, es hätte damals etwas Würdiges können gemacht werden. Man dachte aber nicht an Solons weise Gesetzgeberregel Nicht das Be-

ſte, ſondern das Möglichgute und die Befeſtigung und Erhaltung einer würdigen Konſtitution blieb dem galliſchen Glück überlaſſen, das immer viel Wind geführt hat. Da waren keine Staatskräfte gewogen, ſich durch Druck im Gleichgewicht zu halten, da war das Böſe nicht genug berechnet, was unter einem ſo verdorbenen Volke ſich bald rühren mußte, da hatte man nicht genug an franzöſiſche Leichtfertigkeit gedacht, an den Sinn dieſer Menſchen, der das Heiligſte und Größte leicht wie Mode behandelt. — Alles dies hatte man vergeſſen und es ging auch darnach. Einige Jahre ſpäter ſchwamm das unglückliche Frankreich im Blut und das betrogene, in ſeinen Wünſchen und Hoffnungen betrogene Europa dachte an die ewige Wahrheit Montesquieus: die Franzoſen thun die albernen Dinge ernſthaft und die ernſthaften albern. Das Volk hatte ſeine Würde und ſein Glück eingebüßt und raſete drinnen und draußen. Man begriff, das Ganze ſey noch nichts weiter als ein Spiel, ja ein Vorſpiel einer fürchterlichen Tragödie geweſen und die Franzoſen haben eine ernſte Sache zu ſehr als

Gaukler und eine Gaukelei zu ernsthaft getrieben. So war man verwundert und erstaunt, ob es noch dasselbe Volk, dieselbe Begebenheit, daß selbe Zeitalter sey, als man plötzlich alles verändert und verwandelt sah.

Aber wirklich es blieb immer dasselbe Spiel. Nur daß die Zeitgenossen solches Spiel nicht kannten, daß die Franzosen selbst nicht wußten, wohin es mit ihnen laufen würde, das war beiden zu verzeihen. Der Geist des Bösen, der so reichlich in allen Revolutionen ist und aus so wenigen wirklich das Große und Gute kommen läßt, begann nach einigen Jahren zu herrschen und herrschte bis 1795 wüthend. Er fuhr in das große Volk und versteckte sich hinter eine Masse von Millionen. Nachdem Thron, Adel und Priesterthum und der Bau der ersten losen Konstitution mit allem Alten gestürzt und vernichtet war, da machte die Revolution das Volk zum Herrn, jenes Ungeheuer, das immer zu viel und zu wenig Bewegung hat, das zuweilen mit hunderttausend Armen alles umwirft, zuweilen mit hunderttausend Füßen nur kriecht. Es ist unmöglich, aus jener abscheulichen Zeit

Licht und Klarheit zu finden und Schuld und Unschuld aus einander zu flechten und zu entrathseln. Solche Epochen klärt keine Geschichte auf. Wahn und Absicht, Schwärmerei und Bosheit, Zufall und Plan, Heroismus und Niederträchtigkeit liegen einander oft so nahe, daß nur ein Gott das Urtheil sprechen möchte. Robespierre und Orleans, Condorcet und Danton, Lyon und Nantes, Vendée und Avignon, ich überspringe eure schwarzen Schicksale und Leichen und fliehe mit der athemlos blutigen Zeit unaufhaltsam vorwärts, welche unter solchem Grausen und Unheil sich selbst entrinnen möchte, wenn sie könnte.

Man war draußen siegreich gegen alle Feinde und machte Eroberungen. Drinnen waren alle Kräfte noch frisch und bewegt, doch nach den blutigen Erschütterungen und Zuckungen schien das Volk besonnener und kälter geworden zu seyn; denn daß ein Volk in einer solchen Revolution wirklich milder und menschlicher geworden sey, glaubten selbst die frommen Thoren nicht mehr, welche ihren Anfang und alle ihre schönen Hoffnungen mit heißen Thränen der Liebe und Be-

geisterung empfangen hatten. Das Volk von fünf und zwanzig Millionen Menschen war siegreich, noch nie hatten die herrlichen Worte Freiheit, Gleichheit, Republik geschwiegen, selbst die tollsten Henkersknechte hatten sie im Munde geführt — man mußte der großen Nation, wie sie sich selbst nannte, doch etwas vormachen. Endlich erschien die Konstitution des dritten Jahres und zwei Räthe und fünf Direktoren repräsentirten und regierten die Franzosen. Hier, wie bei den früheren, hatte man es bei der exekutiven Macht versehen. Eifersüchtig hatte man ihr nicht die vollen Zügel der Herrschaft gegeben, das edle und würdige Volk sollte, schien es, sich selbst lenken und nur leicht geführt werden. Es war in der Konstitution durchaus kein Eingreifen der lebendigen Kräfte in einander und wo die Macht immer gewaltig aufdrücken soll, grade da fehlte sie am meisten. Doch auch so schob sich das Ding durch einige Jahre so hin. Talente, List und Gewalt Einzelner ersetzten, was allen fehlte, und zwei, drei schlaue Menschen regierten und beherrschten Frankreich, das sich nun leichter regieren ließ,

denn des Blutes und des Revolutionsbeils war man satt. In diese Zeit fällt der Glanz der Thaten Pichegrüs, Jourdans, Moreaus und Bonapartes, der Friede zu Campo Formio, die Plünderung der Schweiz und Italiens, die Unterhandlungen zu Rastadt, Bonapartes Zug nach Paris und die Unterdrückung der gemäßigten Parthei, die man die königlichpriesterliche nannte. Glanz war draußen und Haß, drinnen Verwirrung und Spaltung, Anklagen, wirkliche Gräuel und Missethaten, Beschuldigungen solcher, die auch in der Revolution lagen. Der aufmerksame Betrachter sah leicht, daß alles in Ermattung und Erstarrung unterging, daß Tröpfe und Knechte unter wenigen Schlauköpfen das Volk leiteten, daß die Energie und der Muth der Freiheit hin war: alle die Phänomene, womit alle Freistaaten zu endigen pflegen. Bestechlichkeit, Feigheit, Pomp und Prahlerei mit Formeln und Tönen, die für elende Seelen nichts bedeuten als Trug und Schande. Selbst die Kühnheit zu großen Verbrechen fehlte den Regenten. Das unglückliche Jahr 1799 warf sie meistens ohne Kampf zu Boden und andere

ersetzten ihre Stelle. Selbst der Sieg, der fast von Anfang bei den französischen Fahnen geblieben war, fing an zu schwanken. Die Saat war reif für einen kühnen Ehrgeizigen. Bonaparte und sein Glück verließen Aegypten, wo für sie nichts zu gewinnen war. Die Bajonette der Soldaten entschieden zu St. Cloud über die Herrschaft der Räthe, List und Betrug nahm den Fünfen die Regierung und diejenigen, mit denen man gespielt hatte, zogen mit einer langen Nase ab. Wir haben einen ersten Konsul, einen Konsul auf Lebenszeit bald nach einander gesehen; jetzt herrscht ein Kaiser despotisch über die Franzosen. Es ist alles gut und herrlich, was der Allmächtige gethan hat. Das elende Zeitalter richtet nur nach dem Erfolg. Ich wers do unten meine Meinung über den kleinen Korsen sagen, ich habe ihn einige Jahre beobachtet. So viel sage ich leider so frei als wahr, daß von allen den guten Einrichtungen und den verbereitenden Schritten, welche die Revolution vorwärts gethan hatte, jetzt kaum die Spur und hie und da das todte Gerippe übrig ist. Leider scheint alles nur gewesen zu seyn, damit ein Kaiser

würde. Eine solche Unverschämtheit des offensten Despotismus hätte der Kühnste sich wohl vor zehn Jahren nicht träumen lassen.

Doch wir wollen gestehen, daß wir in Hinsicht der Revolution, ihres Anfanges und Ausganges alle in Irrthümern gewesen sind, welche erst der Erfolg der letzten Jahre zurecht gesetzt hat. Man hoffte und glaubte mehr, als man durfte. Durch welches Wunder sollte ein ausgeartetes, sklavisches, üppiges Volk plötzlich ein tugendhaftes, freies, mäßiges werden? durch welches Wunder sollte der gallische Wankelmuth sich zu republikanischer Standhaftigkeit, die leichtfertigste Windbeutelei zu edlem Ernst umbilden? In der Mitte der fürchterlichen Revolution, wo alle Bande alter Zucht und Ordnung rissen und noch keine neue hielten, sollte dieses alles geworden seyn? Man glaubte zu sehen, was man wünschte, und deutete politische Ideen und schön klingende Worte für Gesetze und Thaten. Mit Worten und Ideen betrogen die edlen Franzosen sich selbst und glaubten, alles sey fertig, als das unendliche Böse der Revolution anfing zu herrschen und sie zuerst mit den Ruinen ihres

Hoffnungen und Konstitutionsträume begrub. Die Revolution ward nun ein gefräßiges Ungeheuer, welches hungrig ſich ſelbſt verſchlang, bis es im Würgen ermattete. Die beſſeren Köpfe, die edleren Herzen waren zerſtört, der elende Ausſchuß aller Partheien war übrig, ein mittelmäßiges Sklavengeſchlecht, das weder zu begeiſtern, noch zu beherrſchen wußte. Man gab dem Einen die Zügel ohne Streit und er hält ſie tüchtig und läßt ſeine Knechte naiv geſchehen, Frankreich tauge nur für eine deſpotiſche Verfaſſung.

Wie die Sachen ſtehen, könnte ich dem Korſen faſt Recht geben. Es war die windigſte Hoffnung, welche die vollſte Bethörung unſers Zeitalters beweiſt, zu meinen, die, welche elende Sklaven geweſen, können durch Wortklänge plötzlich würdige Freie werden. Auch hat die Revolution nichts Edleres offenbart, als die Zeit hatte, vielen geiſtigen Rauſch, leeren Wortklang und thörigten Gebrauch fremder Thaten und aller hiſtoriſcher Erinnerungen, die dieſer Nation ſo fremd waren, als mir das Wandeln im Monde. Wo und wann erſchien ſtille Kraft, verſtändige Mäßigung, ruhige Bürgertugend,

woraus die edleren Verfassungen werden und sich erhalten? Viel Lebendigkeit und Beweglichkeit, eine unendliche Elasticität, aber keine Energie. Indessen wie man das Gute allmälig schlecht macht, so hätte man das Schlechte allmälig gut machen können. Viel Elend hatte die Revolution gebracht absichtlich und zufällig, viel Böses war geschehen, durch blutigen Zwang waren die Menschen geduldig und bildsam geworden. Das waren Vorarbeiten für einen Weisen und Guten. Auch hatte eine Zeit von zehen Jahren Lehren genug gegeben. Der Weise und Gute hat keiner seyn wollen, zu einer besseren Verfassung, zu einer edleren Gesinnung hat keiner das Volk bereiten und führen wollen. Tausende griffen zu, niedrig über Sklaven zu herrschen, der Schlaueste und Kühnste ist allein Herr geblieben.

Man beruft sich auf die Siege der Franzosen, um zu beweisen, daß Tugend und Kraft unter dem Volke war. Muß man sich denn immer auf die traurigen und thierischen Anomalien der Menschennatur berufen, um etwas zu beweisen, das nicht darin liegt? Grade für den

Krieg arbeitet eine Revolution am beſten. Man hätte alte Lehren der Geſchichte nicht ſo ſchnell vergeſſen ſollen. Des Geiſtes und Rauſches entwickelte auch dieſe Revolution genug, um plötzliche und raſche Aufforderungen des Enthuſiasmus und Heroismus hervorzubringen. Der Krieg hat mit ſchnellen Entſchlüſſen und Thaten zu thun, in Stunden geſchehen ſeine Werke; zu ſolchen Werken hatte die Zeit Begeiſterung. Unglück und Thorheiten der Verbündeten, falſche Freundſchaft, kleiner Geitz der Länderſucht bei Einzelnen ſtanden dem franzöſiſchen Muthe trefflich bei. Und welche Hülfsmittel, die man gebrauchen konnte und die den andern fehlten! Die Wunder, die man gemacht hat, verſchwinden und Frankreichs Siege werden leider nur zu natürliche Begebenheiten. Die Männer eines Volks von fünf und zwanzig Millionen Menſchen fechten gegen mehrere ſchlecht verbundene Heere, von Einem Sinn, von Einem Gefühl belebt, daß man ſie unterjochen will. Was noch Nationales in ihnen geweſen, was neu hineingekommen war, erwachte, ſie fühlten ſich. Die erſten Jahre ſchlugen ſie mit Arbeit, die ſolb

folgenden war der Krieg ein Spiel, denn ihre Vortheile waren zu groß. Wohin sie kamen, pflanzten sie die Freiheitsbäume und ließen die neuen Brüder die Kriegskosten bezahlen; ohne Achtung für alte Ordnung und Herkommen des Anstandes unter gesitteten Nationen war recht, was ihnen nützlich war und keine Hindernisse, die in den Verhältnissen und Verfassungen der Völker, die in der heiligen Scheu alter Sitte lagen, hielten sie auf. Ich weise auf Holland, Teutschland, die Schweitz und Italien hin, wie man Freiheitsbäume pflanzte, plünderte, requirirte, Verträge schloß und brach nach Gefallen. So ließen sich Hunderttausende füttern, kleiden, bewaffnen und die Vampirn von Kommissarien und Feldherren konnten noch Millionen über die Alpen und den Rhein schicken. Dazu die jüngste und frischeste Kraft, welche anführte und den Sieg gebot; jeder fand die Stelle, wo zu Genie und Kühnheit ihn riefen. Bei den Feinden hingegen alles nach alter Weise, selbst nach Jahren von Unfällen konnten sie nicht klug werden. Sie voll Formeln und Vorschriften, mit dem langsamen Schlendrian des Herkom-

ments gegen revolutionäre Heere, von tausend Köpfen hin und her gedreht, mit aller Unbehülflichkeit alter Ordnung, für welche sie ja eben fechten sollten, mit Feldherren, die nur durch graue Köpfe merkwürdig waren, ohne allen Geist solcher geistigen Gewalt der Feinde entgegen zu wirken. Auch sind sie wie Stöcke und Steine hingefallen; denn wer durch die Zeit nicht lernen will, der muß büßen. — Man rufe mir also nicht über wunderbare Tapferkeit der Franzosen, man rufe lieber über wunderbare Dummheit und Unbehülflichkeit ihrer Gegner, über völlige Geistlosigkeit derer, die gegen Begeisterte fechten sollten. Ich mag unsre Klaglieder nicht breiter absingen.

Ihr also seyd das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer seyn, ihr, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seyd, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch gemeine List und prunkende Aefferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für

Gold feil haben, groß iſt, ſo ſind wenig größere Völker geweſen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menſchen und das Volk groß machen, ſo ſagt euch ſelbſt, wie klein ihr ſeyd. Führt mich hin, wo ihr geweſen ſeyd, heißt mich euch nachtreten, wo ihr ſeyd — iſt die Peſt und der Hunger nicht mild gegen das Elend, was ihr bringt? Iſt die Grauſamkeit des Barbaren nicht ſanft gegen die eurige, die ſich nicht ſchämt mit den Worten Humanität und Edelmuth auszuſtehen, wenn ſie etwas Schlimmes thun will? — Und ſeyd ihr vielleicht in den edleren Künſten und Wiſſenſchaften ſo groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und ſich eines gebildeten und ſchöneren Lebens zu freuen? Ich ſehe hier ſo viel nicht von euch zu gewinnen. Ihr ſeyd ſo leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei iſt eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europens ſeyd ihr eine Art Mitteldinger geworden

und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes, ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewußt; daher eure Windbeutelei, euer schaaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seyd. Bewußtseyn der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken und darum läuft der Affe dadurch, der seine Gebehrde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt. So ist der Karakter eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach euch zu bessern, zu gebildet eures Unheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns andern mit einer beispiellosen Unver-

schämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind. Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu seyn, wo andere sind — ihr habt vielen schönen Schein, aber den wir fliehen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist. Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte übersptelt, das sich, wo andre Völker haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzosen kann keinen frischen, freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschheit hinaus.

Die Republiken.

Ungeheures hab ich erlebt. Ist es ein Wunder, daß die Jugend so alt ist; da in so wenigen Jahren so viel Altes und Junges vergangen ist und noch täglich vergeht? Mit Republiken fing der Lärm an. Vor zehen Jahren, was wollte und was sollte nicht Republik werden? Was an der Seine der neueste Wind und die neueste Mode war, das blies auch sogleich über den Rhein und die Alpen, und dann mußten die Dekorationen der Freiheitsgöttin in Genua und Amsterdam gleich nachgestutzt werden. Welchen Unsinn haben wir gesehen in den Freiheitsfarben von dem Rocke der Knaben bis auf die rothen Mützen der Freiheitsbäume? Wie viele Konstitutionen, Gesetzbücher, Konsulten und endlich wie viel Nichts! Von den neuen Republiken ist nichts geblieben, ja die wenigen alten sind von der größten neuen fast alle verschlun-

gen werden, und man endigt jetzt das lange re publikanische Trauerspiel mit dem Beweise, daß Republiken nichts taugen. Was durch alte Erinnerung, durch die Ehrfurcht von Jahrhunderten, durch Verdienste um die neuere Bildung, was selbst durch neue Tugend und Weisheit noch heilig war, ist untergegangen. Zeige mir Venedig und Genua und die kleinen italischen Republiken — wo sind sie? zeige mir Polen, zeige mir Holland und die Schweitz, was sind sie? was werden sie seyn? **Republiken taugen nicht, große können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind.** Diese neuen Lehren hat die neueste Zeit erfunden und stellt sie ziemlich öffentlich auf, wenn die eine alte Republik vielleicht zum Ruhegelde der Kaiserin Josephine angeschlagen wird, die andere einem kaiserlichen Nepoten den Fürstentitel geben muß. Wahr gesagt, die neueste Politik, wo Gewalt für Gerechtigkeit endlich offen herrscht, hat keine besseren Gründe nöthig; nach solchem Rechte sind alle kleinen Staaten vogelfrei, und so werden sie von den

großen jetzt behandelt. Ich frage euch, die ihr alles verschlingt und unterjocht, warum soll das glückliche Kleine nicht neben dem unglücklichen Großen stehen? welches göttliche und menschliche Recht hat es verrufen, daß es nicht mehr seyn darf? Bis wohin geht denn euer Maaß von Groß und Klein, und wo giebt es überall ein politisches Maaß der Nationen gegen einander, wenn die Gerechtigkeit es nicht hinstellt? Nach Millionen Menschen und Meilen sollte das Höchste doch wohl nicht gewürdigt werden? Staaten wie Venedig, die Schweiz, die vereinigten Niederlande haben in engen Grenzen und mit wenigen Menschen für die Bildung und Veredelung der Welt mehr gewirkt, als manche, die auf ihre Dickleibigkeit ganz aufgeblasen sind. Ich will euch die Schweiz zeigen. Diese unbezwungenen Berge gebahren Treue, Redlichkeit und Wahrheit; Freiheitssinn und Mäßigung wehten von hier lange als ein erquickender Wind auf die Nachbarländer und in die schwüle Gewitterluft der Thonen des Despotismus herab. Glücklich wohnte hier lange ein zahlreiches Geschlecht um

ter der Obhut des Friedens und seiner stillen Künste und Sitten. Die Fremden haben sich eingedrängt und ihre Pandorenbüchse geöffnet, Ehre, Freiheit, Sicherheit, der letzte Rest helvetischer Tugend ist aufgejagt, in Zwietracht und Zerrüttung schwankt der kleine Staat, von fremder Hand hin und her gestossen, er hat die alte Zuversicht und die ewigen Hoffnungen verloren und wird schwanken, bis der allgemeine Abgrund, woraus keine Erlösung ist, ihn verschlingt — Die Republik der Niederlande, wie ehrwürdig durch große Thaten und große Tugenden! auch sie hat mit hinein gemußt in den blutigen Wirbel, und wird so lange darin umgetrieben werden, bis sie zu gleicher Knechtschaft mit dem Uebrigen reif ist. Man spotte mir nicht über die Holländer und das Kleinliche und Unscheinbare, was sie von jeher an sich trugen. Sie bildeten einst einen herrlichen Staat und sind noch jetzt vor den meisten, die nur über sie lachen können, durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Arbeitsamkeit eines besseren Schicksals werth, als was sie haben. Ich liebe dies Volk, weil

ich kein gleicheres und gerechteres unter den Europäern kenne, keines, das durch Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Industrie so sehr nach Freiheit strebte und sie so sehr verdiente, als dieses. Ihre Thaten und Werke liegen vor uns. Aelteſtens schon sind die Sümpfe und Marschen der Nordsee Sitze der Freiheit und des Fleißes gewesen und die arme Natur hat durch die Kunst der Menschenhände gehorchen und reich werden müssen. Die Muster und Bilder freier Männer und Fürsten sind hier geboren, ewige Thaten des Heroismus kann jeder vaterländische Erdkloß bezeugen. Ja nennt mir eine Wissenschaft, eine Kunst, worin diese Republikaner nicht große Genien gezeugt hätten. Und dies alles so gleichgültig, so unwürdig vergangen und vergessen? Müssen wir nicht glauben, daß unsre Zeit sehr reich ist, die so vieles schnell verdirbt, was langsam erwuchs und blühte, die so gedankenlos das Alte begräbt, ohne sich einmal umzusehen, ob Neues werde?

Die Fürsten und Edelleute.

Kein Geld, kein teutscher Fürst sprach der alte preußische Friedrich schon. O hättest Du das erleben sollen, alter König, was wir alle sehen und mit erstarrendem Kummer sehen, Du hättest noch wohl schlimmere Worte gesprochen. Freilich schlimm genug war jene alte teutsche Krankheit und wenig für die gepriesene Redlichkeit beweisend, worauf wir uns sonst gern etwas einbildeten; aber schlimmer ist alles in unsern Zeiten geworden, und darum ist es so beispiellos schlecht und verrückt gegangen, und wird noch viel schlechter und verrückter gehen. Wahnsinn und Starrsinn hat die Herzen und die Köpfe der Großen und Kleinen ergriffen, bezaubert sehen sie weder vor- noch rückwärts, und in der Mitte größerer Gefahren, als je Völker und Welttheile bedrohten, treiben sie so hin in der alltäglichsten Erbärmlichkeit ohne Bewußtseyn

von Kräften des Widerstandes und der Gegenwehr, welche die Natur weise in jedes Wesen gelegt hat, und welche, edel und frei gebraucht, noch jetzt wirken müssen, wie sie vormals wirkten. Ich weiß die Zeit kaum in der teutschen Geschichte, wo teutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, gethan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Teutschland seit Jahrhunderten der Tummelplatz aller Kriege und die Beute der Fremden gewesen. Aber es war doch sonst noch etwas Achtung für das Ganze, es war doch wenigstens ein Verstand des Eigennutzes in ihnen, der zuweilen hervorbrachte, was edlerer Energie ähnlich sah. Blickt auf die letzten zwanzig Jahre, blickt auf die Gegenwart. — Thorheit, Blindheit, Ehrlosigkeit im Angesicht der ganzen Welt. Es gehört dies zu den großen Zeichen der Zeit. Die Fürsten sind nicht besser, als die Zeitgenossen, und es wäre wunderbar, wenn sie es wären.

Wie werden die Fürſten? Man kann es wohl an manchen Stämmen beweiſen, daß ſie ſich ausgebaut haben und nichts mehr als Spreu hervorbringen können. Durch Vermählungen in zwei, drei Familien rund iſt die ganze Art zur Ausart geworden und das Mittelmäßige iſt zurück geblieben. Und unſrer Fürſten Bildung und Erziehung, welch ein kaltes dürftiges Ding iſt ſie geworden? Vormals wurden teutſche Fürſtenkinder eben auch nicht zu Gelehrten und Weiſen erzogen, aber es war doch Sinn in dem Dinge, wie man es mit ihnen trieb. Glanz um ſie her, ein ſteifer Hofſtaat, Stolz, Pracht, fürchterliche Triebe in den Dienern, dann zuweilen wildes freudiges Leben, Turniere, Jagden. — Da konnte doch etwas werden, wenn kräftige Natur in dem Buben war, konnte ſie doch beſtimmt hervorbrechen. Wie treibt man es jetzt? Der Krebs, der die Privatleute verzehrt, iſt auch zu den Fürſten durchgedrungen. Man kennt die Halbheit unſrer erbärmlichen neueren Erziehung und Bildung an dem Kaſtratengeſchlecht, was dadurch wird. Mit den Fürſten geht es nicht beſſer. Da ſoll dem Knas

den viel Bescheidenheit, Güte, Humanität einimpfen werden, und wird wirklich eingepfropft, wenn solche Tugenden nur durch Manipulation werden könnten. Man möchte die Kinder gern den übrigen Menschen gleich machen, und doch sollen sie bei so närrischer Bildung nach und nach des Fürstlichen inne werden. So sind auch die Instrumente ihrer Bildung, voll von tausend Zwecken und schönen Absichten, voll von verwelkten Tugenden und morschen Sentenzen, die in der lebendigen Welt nirgends fest werden noch etwas fest halten. Es sind alte gute Hofschranzen mit mittelmäßigen Grundsätzen, vielen französisch zugeschnittenen Maximen und gelernten Tugenden, die aber, weil sie gelernt sind, Albernheiten gleich sehen; dazu mit einem Haufen von Zierlichkeit und Steifheit — es sind Professoren und Präceptoren, die alles kennen, nur nicht die Gewalt der wirklichen Welt, die sich mit den besten Absichten, die sie vielleicht haben, auch nicht einmal frei um die fürstliche Jugend bewegen. Kurz so werden keine Menschen, und wo nicht ein tüchtiger Mensch geworden ist, da kann kein tüchtiger Fürst werden.

Alle Erziehung iſt ſchwer, weil ſie einfach iſt. Der verkünſtelte und verdorbene Menſch will immer das Vielfache und Künſtliche, und weil durch Kunſt unmöglich iſt, was durch Natur werden ſoll, ſo muß die Erziehung auf ſeinem Wege verunglücken. Das ſchlechte Ganze iſt in den meiſten Dingen beſſer, als das gute oder mittelmäßige Halbe. Dies ſollte man auch hier bedenken. Wo mir ein beſtimmtes Leben gezeigt wird, wirklich, feſt, bedeutungsvoll, ſey es ſonſt noch ſo ſchlecht und gemein, da kann ſich doch ein Karakter entwickeln. Erzieht alſo unſre Fürſten ganz fürſtlich und abgeſchieden von den übrigen Menſchen, wie die Alten, oder erzieht ſie ganz menſchlich — einen Mittelweg giebt es nicht. Laßt den Knaben ſehen als ein höheres Weſen zwiſchen Oberhofmeiſtern und Hofmarſchällen durch die Schaaren gebückter Diener gehen; Stolz, Trotz, Eigenſinn und Hochſinn, die er einmal brauchen kann, wird ſich ſo vielleicht entwickeln, ſtreng und unbeugſam, aber oft göttlich kühn und groß wird er ſtehen und herrſchen und den Kleinen durch Kühnheit und Hoheit ſelbſt über das Schickſal zu ge-

Viel... ſcheinen: wo etwas iſt, wird etwas wer-
den können. Oder wollt ihr human ſeyn, ſeyd
es ganz, und noch ſicherer und liebenswürdiger
wird der Fürſtenknabe zur Tugend und Menſch-
lichkeit gehen. Zeigt ihm nicht bloß den Schein
eines beſſeren Lebens, ſondern laßt ihn ſeine gan-
ze Wirklichkeit fühlen und genießen; ſprecht ihm
nicht bloß von Tugenden vor; die man durch
kein Sprechen erwirbt, ſondern laſſet ſie ihn im
Leben finden. Der Weiſeſte und Gerechteſte
nehme ihn in ſein Haus und führe ihn in alle
Luſt und Majeſtät des lebendigen Lebens ein, ehe
ſie den Pomp und die Majeſtät der fürſtlichen
und königlichen Hoheit kennen. In größter
Freiheit, die ihre Bildung haben kann, wird
alles Gemeine und Schlechte des Lebens, das
keinem Menſchen natürlich iſt, ſich ihm nicht an-
hängen können. In den freieſten Uebungen, in
den friſcheſten Gefühlen der edelſten Dinge wird
alles Menſchliche ſich herrlich in ihm entfalten,
und wann er nun hinübergetreten iſt zur glän-
zenden Sonnenbahn ſeiner Beſtimmung auf Er-
den, wie wird er alle menſchlichen und irdiſchen

Kräf-

Kräfte mäßig und tapfer wägen und halten können, wie wird er fest, verständig und gerecht die Zügel von Hunderttausenden fassen und lenken, wie wird eine unsichtbare Weisheit, eine Beständigkeit, die sich nur durch die Wirklichkeit lernt, in Glück und Unglück ihn sicher und edel führen, wie wird ein tieferer Geist des Verständnisses und der Weißagung im Angesicht ihrer Völker und ihres Zeitalters sie vermeiden lehren, was Schande und Unheil bringt! Ueber das Glück sind endlich nur die Götter die Herren und die ewige Zeit; aber nichts Unwürdiges thun noch leiden können, ist fürstlich — und ist diese fürstliche Tugend so gemein?

Oft habe ich mich gewundert, wie die heilige Natur wahr und recht ist und so vieles noch leidlich zurechtschiebt, was Menschen absichtlich und überklug verrückt haben. Kein größeres Wunder aber kenne ich, als daß die Fürsten bei allen den scheußlichen Hänselungen und Experimenten, die man seit der Wiege mit ihnen vorhat, doch noch so leidlich gerathen. Wären nur die Menschen, die sie umgeben, besser und tüchtiger! wäre überall nur ein Sinn in den

Leuten, meinetwegen ein Sinn des Böſen! wahrlich Manches würde beſſer und raſcher gehen, als es thut. Aber die elende Halbheit in Tugenden und Laſtern, die kümmerliche Pfuſcherei mit kleinlichen Kniffen und Erbärmlichkeiten, welche die politiſche Spitzbüberei einander ſo abgelernt hat, daß man keine Mücke mehr darin fängt, der feige und kindiſche Glaube an eine Klugheit, welche die Welt regieren und überwinden ſoll — dies alles hat die Welt verdorben und verdirbt und bethört die Fürſten. Man hält ſie mit nichts als Mittelmäßigkeit und Schwäche hin und der Kraft, die in ihnen, die in der Welt und der Wirklichkeit liegt, werden ſie ſich nie recht bewußt, und weil ſie an die Gewalt des Truges und der Kunſt glauben, ſo umſpinnen ſie ſich endlich ſo mit ihren Netzen, daß ſie ſelbſt darin verderben, ehe ſie begreifen, was ihnen widerfahren iſt. Ich weiß, viele unſrer Fürſten wollen das Gute und Rechte, aber die Tröpfe und Schelme, die ſtaarblinden Führer, die ſie umgeben, reißen ſie unwillkührlich fort zur Verwirrung und Schmach. So ſind in unſern Tagen kleine und große Thronen zuſammen-

gestürzt wie Spinnengewebe, die der Wind zusammenwickelt. Man hat aufgehört sich über die unbegreifliche Schnelligkeit des Verderbens, über den kampflosen Tod zu verwundern, weil es das Gewöhnliche geworden ist; aber ist es darum weniger wunderbar? Der Grund so raschen Todes war und wird seyn, weil die festen Säulen aller Staaten, Wahrheit und Redlichkeit, an dem Boden durchgesägt sind, weil man elende Stützen dafür untergebracht hat, die nicht halten können. Flöhe die Wahrheit und Gerechtigkeit auch von der ganzen Erde, in den Brüsten der Könige müßte sie ihren letzten Thron haben, das sind königliche Worte eines Königs. Die Welt und das Leben stehen auf Treue, diese größte und göttlichste Tugend ist dem ganzen Geschlecht so mitgeboren, daß der größte Böse nicht doch nie aufhören kann im Glauben an sie zu handeln. Stellt diese Treue um eure heiligen Personen, ihr Fürsten, und lasset sie rathen, helfen und herrschen, sie ist die einzige unbekannte Majestät, die euch schützt. Durch sie sind kleine Könige und schwache Völker unter drohenden Ruinen oft sicher, öfter siegreich und

herrlich gewesen. Durch List und Untreue hat kein Held und kein Volk lange geherrscht und die größten sind zuletzt durch sie verdorben. Laßt eure Freunde und Räthe die wahrsten und redlichsten Männer seyn, herrscht gerecht und offen und sprecht so vor den Kleinsten und den Größten. Gott hat in die himmlische Wahrheit eine größere Kraft gelegt, als in die Waffen. Verbindet euch mit den Besten und Weisesten, verbindet euch mit eurer Nation in Liebe und Vertrauen. O wir würden die herrlichen Wirkungen davon sehen, wenn viele so da ständen, uns bewaffnet bewaffneter, als die jetzt in der elenden Verstrickung der hinterlistigen Lügenpolitik der Zeit sich so mit fortschleppen lassen. Aber wollt ihr Schwächeren seyn wie die Gewaltigen, ungerecht, bübisch, unedel, gewinnsüchtig, so vergeht ihr zuerst durch solche Künste. Sie haben die Macht zur List, euer Schutz könnte nur Wahrheit und Redlichkeit seyn, offene Stirn, freie Stimme gegen schleichendes oder offenes Unrecht. Das Urtheil der Menge würde endlich für euch streiten und die Welt, die sich noch immer der Gerechtigkeit annimmt, wenn der Un-

unterdrückte Würde und Muth zeigt. Wenn ihr aber lieber gemein und schlecht seyn wollet, wie jene Allzerstörer und Tyrannen voll Trug und Gewalt, so fallet ihr rettungslos, unbeklagt und unbemerkt durch die Künste, die ihr zu Weltherren erhoben habt.

Teutsche Fürsten und Männer, es giebt viele gute und wackre unter euch für mittelmäßige Zeiten und Geschichten, wenige, die in dem schrecklichen Strudel sich aufrecht halten können, der das Zeitalter und das Vaterland ergriffen hat. Seyd doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit, als mit Lüge und Knechtsinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt. Alle Gewalt, auch die rasendste, ist etwas Endliches und Vorübergehendes, sie zerbricht gegen das mächtigere Wort und Urtheil der edleren Zeitgenossen. Offenbart das Elend und die Schmach, die keiner so fühlen mußte, als ihr, sprecht sie wahr aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, sprecht und thut frei und edel vor der Nation, und Männer werden sich zu Männern gesellen und die gewecht

te Kraft, wenn ſie nicht ſiegen kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachſen aus dem Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden ſeyd, daß ſeine Ehre, ſein Glück, ſeine Liebe auch die eurige iſt, und Begeiſterung und Rettung wird kommen und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr ſie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.

Ihr höret mich, ihr erſtarrt. Dumpfe Gleichgültigkeit, trübe Verzweiflung mit leeren Haffnungen, mit größeren Wünſchen, als Kräften, lähmt euch. Ihr zeigt und wollt nichts Würdiges und könnt nichts Würdiges erſchaffen. Die Völker ſehen auf euch, dulden und dienen knechtiſch, wie ihr regiert, und in gleicher Erſchlaffung geht alles ohne Erlöſung unter.

Ihr ſchreiet in eurer Noth zur teutſchen Nation, ihr geberdet euch, als wenn ihr an eine ſolche glaubtet. Verbrecher an ihr, ihr habt ſie nie geglaubt, ſie nie geliebt noch gekannt! Daß keine mehr da iſt, daß das letzte gemeinſchaftliche Gefühl gemeinſchaftlichen Stammes

und gleicher Sprache, daß der Wahn langer Gewohnheit, das heiligſte Leben der Völker, erkaltet und ausgeſtorben iſt, es iſt euer Werk. Ich will euch die Erinnerungen früherer Zeiten ſchenken, halte euch nur bei den letzten Jahren feſt, wo wir unſre Thorheiten und Schanden noch friſch überſehen können. Teutſchlands Fürſten lieſen zuſammen, vielleicht aus einem Gefühl der Pflicht, viele ohne Noth, es klang: Länder ſind zu theilen. Der Sieg begleitete nicht ſo gemeine Geſinnung. Zwietracht kam unter die Bundsgenoſſen, das Vaterland rief zu ſeinen Vertheidigern in der Noth und Gefahr. Die helfen konnten, traten zurück, die andern wurden zertreten; ſo ſtand der Bund der Mächtigeren offen mit den Feinden und keine offene Schande brandmarkte die Ehrloſen, ſie wagten ſich noch als die Befreier aufzuſtellen, ſie, die mit eigener und fremder Ehre feigen Kauf trieben. Man handelte über den Frieden. Von teutſchen Fürſten war vielfach die Rede, nie und nirgends vom teutſchen Volk. Teutſcher Fürſten Ehre und Macht hieß vielfach verletzt, nie und nirgends teutſchen Volks. Fremde entſchieden

und schlichteten Frieden und Krieg, wie sie wollten, Teutschlands Fürsten reiseten zu Kauf und Verkauf nach Rastadt und Paris, auch die mächtigsten hatten keine Stimme, wo Franzosen und Russen ihr Vaterland vertheilen und verschenken sollten. Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Parthei so fern von der Nation gestanden, ja ihr gegenüber gestanden; sie errötheten nicht im Angesicht eines starken, braven, tapfern Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen, um den Raub theilen zu können. Sekularisationen, Schenkungen, Vertauschungen, Entschädigungen, Worte, die so leicht durch unsere Reichstagsrecesse und unsere Geschichtbücher klingen, Ungerechtigkeiten und Schanden, desto größer, je öffentlicher ihr seyd, je höhnischer die wenigen Stimmen alteuropäischer und altteutscher Gerechtigkeit, die laut werden wollten, dabei zurückgewiesen wurden, ihr habt das Werk vollendet! Ungerechtigkeit wird aus Ungerechtigkeit, Gewalt aus Gewalt, Schande aus Schande geboren und mongolisch wird Europa zusammenstürzen in seinen Trümmern.

So ſtandet ihr da und ſo ſtehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürſten, wie die Juden mit dem Seckel, nicht wie die Richter mit der Wage noch wie die Feldherren mit dem Schwerdt. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht gewonnen, ſo werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt. Als Knechte und Sklaven ſeyd ihr neben den fremden Fürſten geſtanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingeſtellt und geſchändet vor Europa. Wo iſt Achtung gegen ſie, wo Gemeinſinn und Mitgefühl erſchienen? Nirgends in That noch in Wort. Und ihr wollt Enthuſiasmus, ihr wollt Geiſt des Volks in der Geſahr? ihr ſprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürſten, ihr, die ihr euch und teutſches Blut und teutſche Ehre ſogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tatarchan ausginget, Teutſche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären. So fliehet zu euren kleinen Hülfen und Künſten, ſo tragt Teutſchlands Feinden euer Gold hin und wetzt für ſie eure Schwerdter auf teutſche Schädel. Der Tag

der Rache wird kommen schnell und unvermeidlich und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen. Und die Edelleute? Die Könige und Fürsten nennen sich oft die ersten Edelleute ihres Volks — diese mögen also sogleich hinter ihnen stehen. Die Natur kennt keine Stammbäume und Genealogien, sie theilt Tugend und Talente nicht nach alten Geschlechtern aus und es ist ein seltener Stern, daß große Väter große Söhne zeugen. Edel und wohl geboren ist nichts, als was die Natur gut gemacht hat. Die größten und wohlthätigsten Menschen waren gewöhnlich die Anfänger ihres Geschlechts und die Geschichte kennt ihre Väter kaum. Durch drei, vier Generationen geht die Natur, wo menschliche Willkühr nicht zwischentritt, im Wechsel; dann sinkt und verdirbt, was gestiegen und herrlich geworden war, und aus dem niedrigsten Stande tritt für das ausgeartete ein kräftigeres Geschlecht ein. Wir kennen den europäischen Adel, wie er entstanden ist, wir wissen, was er ist. In wenigen Ländern ist er durch bessere Einrichtungen und

edleren Ehrgeiz den Beſten im Volke an Talenten und Tugenden gleich geworden und hat durch Privilegien und Vorrechte nie ſo krebsartig und tödtlich wirken können zum Ruin des Ganzen; in den meiſten iſt nichts ſo ſehr die Urſache der Schwäche des Staats, der Zwietracht zwiſchen den Bürgern, der Knechtſchaft und des Elendes ganzer Klaſſen. Montesquieu mag beweiſen, daß Erbadel mit Erbrechten in Monarchien nothwendig iſt, daß Ehre zur Stütze der Thronen mächtiger iſt, als Redlichkeit, er mag den Königen Richelieus ſchändliches Wort in die Ohren flüſtern: Und wenn ſich ja irgend ein Elender von Biedermann im Volke findet, ſo müſſen ſich die Könige hüten ihn zu gebrauchen; mir hat er nichts bewieſen. Auf Gerechtigkeit, nicht auf Phantomen der Einbildung ſollen die Staaten gegründet ſeyn. Weil jene Phantome nicht mehr wirken, darum fallen ſie jetzt ſo ſchnell. Man kann durch Sophiſtereien den ſchwarzen Teufel in der Hölle zu einem Engel des Lichts machen, aber ſein Weſen wird nie weiß werden. So hat auch das

Feudalweſen ſeine Vertheidiger gefunden und der Adel, der in den meiſten Ländern darauf ruht. Woher ein ſo unmenſchliches, abentheuerliches Inſtitut in dem Mittelalter entſprang, wie es ſich entwickelte und vollendete, das gehört nicht hieher. An ſeinen Früchten ſollt ihr es erkennen. Seht euch um und ſagt mir, wie ſehen die Länder aus, wo die Herrſchaft dieſer Barbarei und der Glanz alter Stammbäume am friſcheſten blüht. Geht nach Kroton; geht nach Kampanien, nach Syrakus und Agrigent, geht von dem Ebro zur Donau und von der Donau zur Weichſel und antwortet mir. Stolze, üppige Herren, feige, arme, entartete Sklaven, die ſchönſten Länder der Erde kaum halb gebaut und bewohnt. Fragt eure Weiſen, fragt die edleren und freieren Pflüger des Ackerbaues, ſie werden euch antworten, daß nichts ſo ſehr ſchuld iſt, als der Feudalismus, daß die halbe Erde wüſt liegt und in den fruchtbarſten Reichen Hunderttauſende vor dem Hungertode zittern. Dies iſt der Tod, woran die meiſten Staaten langſam ſterben, wo ſolches Unweſen ſich feſtgeſetzt hat, und nichts

hindert ihren freien Athemzug und ihre Bewegung, wie dieses. Bei der Umkehrung des Alten, bei den ungeheuren Anstrengungen und den raschen Bewegungen, welche die neueste Zeit bringt und fordert, giebt nichts so viele Lähmung und Stockung, als diese veraltete Barbarei.

Edelleute, ihr seyd nicht alle in alter Eitelkeit und Thorheit ergraut, es giebt edle und weise Männer unter euch, diese verstehen mich auch in wenigen Worten. Ihr ahndet und fühlt, daß das Alte wirklich veraltet ist und etwas Neues werden wird und soll. Was dahin ist, beweint der Weise kurz, auch wenn es das Beste war; wollt ihr um etwas Unvollkommenes trauren, das im Kinderzustande der Barbarei zufällig entstand, hie und da zufälligen Nutzen hatte, in unsrer Zeit nur wie Pest und Plage wirkt? Laßt fallen was fallen muß und helft durch Arbeiten und Tugenden, die allein ewigen Adel geben, die alternde Welt wieder aus den Ruinen aufrichten.

Und wißt ihr, was ein Feudalritter seyn und thun soll? Ich frage euch, meine treu-

schen Landsleute. Ihr mögt euch dann in die Brust greifen und fragen, mit welchem Rechte ihr hoch- und hochwohlgebornen auf euren Schlössern und Freihufen liegt und Vasallen und Frohnpflichtige und Leibeigene zinsbar habt. Ein rechter Edelmann ist die gebohrne Stütze des Throns, alles, was er hat, hat er für den König, für die Ehre, den Glanz, das Leben des Königs, nichts für sich. Mit schlummerlosem Aug' sihe er zu Rath mit dem Herrn und wache gegen den Feind und den Verräther, gewaffnet stehe er mit dem Schwerdte im Felde und an den Stufen des Throns und jauchze für den König sein freies Blut zu versprihen; in der Noth und im Unglück sey sein Silber und Gold, sein Roß und sein Knappe, sein Vasall und sein Knecht des Königs und er sterbe tausendmal des bittersten und blutigsten Todes, ehe er den König verlasse, ehe er gegen Namen, Ehre, Frieden des Vaterlandes etwas breche, welches ihn öffentlich als einen edlen und ritterlichen Mann gestempelt hat; und wenn allgemeines Unglück und Unheil einreißt, wenn die Knechte fliehen und dienen wollen,

dann ſchreie der Edelmann ſeinem Gott und ſeiner Nation das letzte Wort der Gerechtigkeit zu und ſterbe, ehe er in Sklaverei willige.

Habe ich einen Spott geſprochen? Nein, nichts iſt der Geſinnung fremder, aus welcher dieſe Worte kommen. Ich werfe frei den Handſchuh hin, er iſt geadelt durch ritterlichen Sinn, ich fordere euch heraus, Männer vom freieſten, edelſten Stamm der Germanen — wenn einer tiefer, wenn einer vaterländiſcher die gegenwärtige Zeit fühlt, ſo zeihe er mich der Lüge und des Hohns. Ich habe die Gefahr des Vaterlandes, die Noth der Fürſten geſehen. Ohne Räthe, ohne Feldherren, ja ohne Fäuſte ſtanden ſie da und ſtehen ſie. Wo ſind ihre Vertheidiger? wo ſind die Edelleute? die Ritter? welcher neue Dienſt, welche neue Lehre hat diejenigen von der unerlöslichen Pflicht entbunden, welche grade nicht unter die Fahnen eingezeichnet ſind? Kaiſer Franz muß nach Ollmütz fliehen. Wo ſind ſeine Magnaten, ſeine Ritter? Meint ihr etwa die bei Ulm fochten? Wie duldeten es ritterliche Männer ihr Leben nicht auf dem Schlachtfelde zu laſſen

oder mit edlen Wunden sich durchzuhauen? wie duldeten sie es so unversehrt vor dem Angesichte des Herrn zu erscheinen? Dachten sie nicht an Leopold, Ritterehre und seinen Tod bei Sempach? Das war ein Herr von Oesterreich. Seine Schlacht war durchbrochen, seine Ritter waren erschlagen, wenige übrige riethen zur Flucht. Der Fürst sprach: „sollt' ich so übel „thun und fliehen, wo so viele tapfre Männer „gefallen sind?“ und stürzte sich in den Tod. Es war Geist und Ehre in jener Zeit. Teutsche Edelleute seyd ihr, die ihr den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten tragt, weil ihr teutsches Blut vergessen? Knechte, die ihr uns zu Knechten machen helft. Doch möchte ich mit goldnen Buchstaben die Namen der Reichsritter schreiben, die vom Badenschen Heere abgingen, weil sie unter Bonaparte nicht fechten wollten. Teutsche Ritter wollt ihr Hannoveraner heißen, ihr Minister und Feldherren? Habt ihr vergessen, wie ihr das Land verließet, wie ihr feig, unklug und rathlos euch einer Handvoll unberittener, unbewaffneter Buben zur Plünderung übergabt? Jetzt

zieht

zieht ihr wieder ein und ihr erröthet nicht vor Europa? Die leeren Plätze brauchen doch wohl wieder ihre Lückenbüßer? Wo iſt ein Tropfen Bluts eines Einzigen von euch für das Vaterland gefloſſen? wo hat man in der Noth des Vaterlandes eine Stimme der Gerechtigkeit und des Muthes von euch gehört? wo und wann habt ihr Schmach und Elend mit dem gedrücktesten und geplagtesten hannöverschen Unterthan getheilt? wo waret ihr, als Mortier, Bernadotte und Dörnberg und ihre Genoſſen Hannover durch Reduten und Imperatorenfeſte erfreuten? Wer im Unglück nicht mit leiden will, der darf im Glück nicht herrſchen. Ich ſchweige und werde lange ſchweigen. Wann Gold für Ehre, Beſitz für Arbeit, Faulheit für Muth gelten und noch mit Anmaßung und Stolz die unglücklichen und entwürdigten Völker regieren, wenn der Edelmann nicht lieber das gröſte Unglück, als den kleinſten Schimpf will und duldet, dann iſt es Zeit kein Wort mehr vom Adel zu ſprechen.

Der Emporgekommene.

Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß stellt, muß den Gegenwärtigen zu Verehrung stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten.

Ich habe den allmächtigen Mann beobachtet von dem Anfange seiner glorreichen Bahn, denn als eine gewaltige Naturkraft verkündigte er sich in seinen ersten Schlachten: in Worten und Thaten das Tiefe und Gefährliche, wie das Sausen der schwangeren Gewitterwolken, und dann ihre schrecklichen Ausbrüche und Klänge — so trat der kleine Korse auf und erschreckte die verwunderte Welt, die durch Ungeheures, was die Zeit brachte, an Schrecken und Verwunderung gewöhnt war. Er stand bald als der erste unter den gewaltigen Männern, stumm und unerforschlich vor der That, wo er nicht durch Lügen betrügen wollte, rasch

und unerbittlich in ihr wie die lebenzerschneidende Todessparze, pomphaft und klangreich in Worten nach ihrer Vollbringung vielleicht mehr für die Franzosen, als für sich. Schon sah man in dem Wüthenden die Mäßigung, in dem Ehrgeizigen die Schonung, in dem Listigen den Trug. Als die Bahn gebrochen war in Italien, sicherte kein Wort und Vertrag die schwachen, feigen, rathlosen und zwieträchtigen Fürsten und Republiken seines Vaterlandes vor Plünderung, Verlegung, Umkehrung. Seit dem Sommer 1797 fing er an zu herrschen und auf den schwach gebauten französischen Staat zu drücken, ein bis dahin dunkler Wille und dunkle Hoffnungen schienen ihm klar zu werden, wie das große Schicksal, das in großen Menschen wohnt, halb begeistert, halb bewußt, klar werden kann. Er gab Zeichen von sich und machte Operationen, die für die Sehenden nicht bloß Orakel waren. Der Mann, der als ein Fürst umherzog und sich bewillkommen, am Rhein, in Niederland, in der Schweitz mit Kanonenschüssen bewillkommen ließ — es waren Männer, die eben so

Großes gethan hatten — den Mann, der allenthalben als der Herr zu Knechten sprach, den Mann, der es sich herausnahm, als der einzige Vertheidiger der Republiken und der Freiheit und Gleichheit sich hinzustellen, der seine furchtbaren Hände zu schrecklichen Exilen und Deportationen nach Cayenne und zu unkonstitutionellen Ausstreichungen derer bot, welche man in den Räthen als Freunde des Königthums und des Priesterthums auszeichnete, diesen Enthusiasten, der kein Wort sprach, wann alle Republiken umgestürzt und die Schweitz geplündert werden sollten — diesen, als er genug Instrument gewesen war, hätte man durch einen ewigen Ostracismus verbannen sollen. Man fühlte wohl das nächste Jetzige, aber nicht das nahe Künftige; er selbst fühlte wohl seine Lage. So zog er ins Morgenland, von tausend Menschen und reichen Hoffnungen begleitet. Sein Muth und sein Glück trugen wohl größere Hoffnungen und weite Entwürfe des Ehrgeitzes mit über das Meer. Er spielte in Aegypten, wie er jenseits gespielt hatte; der Schlaue machte sich zu einem halben Mu-

selmann, schonte, wo er mußte, fuhr durch, wo er konnte, doch focht er wie ein Europäer. Aber Nelson der Blitz und der rasche Sidney Smith begegneten ihm. Nur einmal hat sein Glück das Meer beherrscht, als er durch hundert englische Schiffe nach Europa zurückfloh.

Der über das Glück, das ihn verlassen hatte, Erbitterte, war mit seinen ersten Feldherren in Zwietracht, mit allen in schlimmer Laune, stolzer und spröder, als ihn die Natur gemacht; nicht sein stolzer Muth, doch seine Plane engten sich hier ein, jenseits erweiterten sie sich. Uebermuth und Unklugheit, Trotz bei Fremden, von keiner hohen Gesinnung unterstützt, hatte in Europa den angefangenen Frieden gebrochen, das Glück des Kriegs hatte sich gewandt, Italien war verloren und fremde Heere bedrohten noch einmal den französischen Boden. Drinnen regierten Schlauköpfe ohne Kraft, riethen und sorgten Tröpfe ohne Ehre und Vaterland, die lose Konstitution wankte, Aufruhr war in den Provinzen, Mismuth in der Hauptstadt, Zwietracht in den Räthen, Un-

gehorsam in den Feldherren, und noch einmal heulten wieder Mord und Guillotine die blutigen Kehlen der Jakobiner als das letzte Rettungsmittel. Viele erschracken und sahen sich nach Hülfe um, und manche Stimmen schalten, daß man die tapfersten Krieger und den raschesten Feldherrn über das Meer geschickt hatte. Der Zustand war schlimm und verwirrt, aber nicht verzweifelt und rettungslos. Frankreich herrschte immer noch auf den Alpen und am Rhein, die Russen zogen ab, die Engländer streckten die Waffen; Hülfsquellen und große Feldherren genug, für das Frankreich, das sich durch die Jahre 1793 und 1794 durchkämpfte, war gar keine Gefahr.

Die elende Regierung war sich ihrer Schuld bewußt, und der Schwäche, die das Verworrene nicht ordnen, das Erzürnte nicht versöhnen konnte; aber wer einmal geherrscht hat, will immer herrschen. Bonaparte floh aus Aegypten und verließ das Heer, andere sagen, er kam berufen. Die Aernote war für den kühnen Ehrgeizigen gereift. Er schmiedete

und kabalirte mit den Regierenden, die herrschen wollten. Sieyes, der feige Schlaukopf ohne Würde und Kraft, im Unglück klein, im Glücke niedrig, nie durch That und Wort der Mann der Freiheit und Tugend, was er Europa niemal einbilden wollte, betrog sich selbst, indem er seine Genossen betrügen wollte. Bonaparte stieß ihn den Gestürzten langsamer nach, und seine pedantisch metaphysischen und trügerischen Gaukelworte sind seitdem leise Jesuitenflüsterungen und Knechtsbeugungen geworden. Dieser und Lucian Bonaparte bahnten dem kühnen Soldaten den Weg, die Bajonette siegten leicht in St. Cloud. Das Volk, welches die Feigen haßte, denen alles für Gold feil war, welches die Tröpfe verachtete, die für sie halten rathen und regieren sollen, schrie gedankenlos und leichtsinnig dem Kerfen ein Hurra. Ein Ding von einer neuen Konstitution — in diesen Zeiten die leichteste und schnellste Arbeit — war schon fertig und ward sogleich ausgerufen, einige Gefährliche schickte man weg und die bequemen Buben und Tröpfe behielt man. Bonaparte war bei dieser neuen Geburt als der

Erste hingetreten, aber war es so verabredet? Man antwortet nein, sondern er betrog Sieyes und erfüllte Lucian das Versprechen nicht. Sie kannten ja den gefährlichen Mann.

Bonaparte ward erster Konsul auf zehen Jahre, und stand als der Erste an der Spitze aller Verwaltung und Regierung zwischen zwei Figuranten und mehreren republikanischen Schaugerüsten, die man theils stehen ließ, theils neu hinstellte; denn etwas wollte das Volk immer noch zum Schein der Blendung haben. Er hatte eine weit größere und eingreifendere Gewalt durch das Gesetz, als die erste Konstitution dem armen König Veto ließ, aber er wußte die Gewalt noch ganz anders zu gebrauchen und fühlte bald, daß er selbst Gesetz seyn könne, das süßeste Gefühl für einen tyrannischen Mann. Seine tiefen Entwürfe waren noch bedeckt, er mußte noch mehr thun, ehe er mehr werden konnte, und rasch that er. Weit und schön war das Feld seiner Kraft geöffnet. Die tolle und schändliche Regierung hatte durch Unklugheit viele Ungeheuer und Ge-

spenster geschaffen, welche das Volk erschreckten. Diese verscheuchte Bonaparte leicht und hieß wohlfeil Wohlthäter und Wiederhersteller. Mäßigung und Energie zerstörten die neue Bender, milderten den Zwang des öffentlichen Gottesdienstes sogleich, machten die Landstraßen sicherer. Rasch und unaufhaltsam trieb ihn sein Glück nun im Sommer 1800 gegen die Feinde. Was soll ich Unglück und Thorheiten der Fremden wieder erzählen? Desaix und Moreau machten auf den neuen Regenten; Desaix lebte nicht, [illegible] Undankbarkeit zu fühlen, auch Moreau würde Ehrensäulen erhalten haben; wäre er bei Hohenlinden gefallen. Der Friede folgte den Siegen, der schmachvolle teutsche zu Lüneville, der dumme englische zu Amiens. Europa pries und schmeichelte dem Einen gewaltigen Mann, Frankreich haßte, aber bewunderte den ernsten, verschlossenen Italiäner, aber diente desto besser.

Diese neue Verfassung war ganz für den Dienst berechnet und eingerichtet. Verfassung hieß noch immer, was der Wille des Einzigen

gewesen oder was doch mit einem oder zwei Schlauköpfen, die auch nach der Herrschaft strebten, entworfen war. Ich will keine hundertste Kritik dieses Despotenkunstwerks liefern, sondern nur auf seinen Bau hinweisen. Nach dem ersten Konsul, der nun die ganze exekutive Gewalt fast im ganzen Umfange des alten Königthums wieder besaß, steht der erhaltende Senat unabsetzbar und auf Lebenszeit, der gleichsam das Ephorat und die Bewahrung des Heiligthums der Verfassung machen soll. Aber der Herr machte diesen Senat für sich aus den dienstbarsten, feigsten, käuflichsten und listigsten Geistern, die Tapfern und Kühnen brachte er nicht mit hinein; bei der Ergänzung behielt er sich die Präsentation von drei Kandidaten vor, und konnte durch Eingriffe in alle Zweige des Staats selbst die letzte Wahl durch ein Wort lenken. Er hat endlich Gnaden, Pensionen, Senatorerien erfunden, herrliche Mittel in einem goldnen Zeitalter. — Die gesetzgebende Macht ist bei dreihundert Gesetzgebern aus den verschiedenen Departements. Wenn die Regierung Gesetze vorgeschlagen hat,

so gehen sie zuerst an das Tribunat, gleichsam einen engeren Ausschuß der gesetzgebenden Gewalt, welches darüber berathschlagt und sie in letzter Instanz vor die Dreihundert bringt. Aber dies sind nichts als elende Popanze, die der Herr selbst nicht anders behandelt hat. Er greift zu tief in die ersten und untersten Bewegungen des ganzen Volkes mit seinen mächtigen Händen ein, als daß hier an irgend eine Freiheit zu denken wäre. Man höre!

Hundert Präfekten und vierhundert Unterpräfekten, alle Leute seiner Schöpfung, schickt der Regent in die verschiedenen Statthalterschaften, die er eingerichtet hat — der Schlaue hat dem schlaueren Arouet etwas abgelernt, der auch [illegible] spielen mußte. Diese Befehlshaber stehn und fallen durch ihn, er wird die Männer kennen, die er sendet, thätige, wachsame, dienstbare. Mit welchem Gewicht drücken diese schon auf das Volk! wie können sie und die Militärmacht plagen und necken, was sich durch Widerstand und Trotz auf Gesetze gegen die Regierung stel-

sen will! Aber diese greift selbst in die innerste Heiligkeit des Volks ein und vernichtet die Freiheit im Keim, wo sie aufgehen soll. Der erste Konsul ernennt in den manchen Kommunen des Staats die 10000 Maires, wodurch die Municipalitäten von ihm abhängig werden; er ernennt zu allen Wahlversammlungen die Präsidenten, welche das Ganze lenken und einleiten, ja er kann zu jedem Wahlcollegium zehn Mitglieder seiner Ehrenlegion schicken. So hat ihm die Verfassung selbst das mächtigste irdische Organ der Herrschaft in die Hände gegeben, das Interesse der Einzelnen und die Möglichkeit, jeden schlimmen Willen derselben durch seine Helfer und Spione zu erfahren. Da von ihm aller Lohn kömmt und vom Volke keiner, so sieht man den Erfolg voraus. Den Soldaten, seine Stärke, bindet er durch die Furcht und Glorie seines Namens, mehr durch neue und große Belohnungen, durch Orden, Lehen und Pensionen an sich. Die Lehen der Ehrenlegion fallen einst den Kriegern zu.

Ein Volk, das unter einer solchen Verfassung noch Freiheit und Würde gezeigt hätte, hätte außerordentliche Tugenden haben müssen; die Franzosen, welche fast gar keine Bürgertugenden hatten, durch die Revolution mehr verloren als gewonnen, mußten noch lange zu besseren Bürgern vorbereitet werden. Wer über Knechte herrschen wollte, konnte kühn anfangen, denn das waren sie bei allem Klang gaukelnder Worte und bei allem Glanz ihrer Siege immer noch gewesen. Bonaparte kannte seine Leute. Offen, wo er es seyn durfte, versteckt, wo er das Künftige noch entfernt sah, geheimnißvoll bei Kleinigkeiten, doppelt wie die Orakel bei großen Dingen, konnte er nur einem so leichtfertigen Volke und Zeitalter etwas vorgaukeln. Immer noch glaubten Manche, er sey der größte Republikaner und Kosmopolit, als er sogar in klaren Worten lange schon das Gegentheil erklärt hatte; ja sogar jetzt noch gaffen viele durch eine Art Bekexung seinem Glücke so nach, und meinen, in ihm liege die Erlösung und Befreiung Europas von allem Unheil.

Wenn man ihn der Hinterlist beschuldigt, so zeigt er doch oft Naivetät. Wie naiv erklärte sich der Despot gleich in den ersten Tagen des Konsulats, sicher, daß er vollenden werde, was er durch Glück und Leichtsinn des Volks nicht schwer sah. Was die trefflichsten und größten Menschen als das Größte und Menschlichste dachten, was nie unheilig werden konnte, wenn auch tausend tolle Kehlen von den Tribunen, tausend blutige Hälse auf den Märkten und Gassen es ausgeschrien hatten, die höchsten Ideen, die menschlichsten Triebe und Wünsche, die heilige Freiheit der Zunge, zu reden, das erhabne Vorrecht der Geister, Kleines und Großes geistig zu messen und begeistert auszusprechen; kurz alles, wofür edle Männer arbeiteten und starben — dies erklärte der kleine General gleich in der Einleitung für Vermessenheit, Tollheit und Verwirrung aller Staaten und alles Glücks der Gesellschaft, und Hunderttausende, welche selbst Jakobinergräuel entschuldigt hatten, fanden es recht, weil es ein bedeutender Mensch sprach. Ueber Staaten und Staatssachen, über Republiken

und Demokratien, über den Pabst und Dalai Lama durfte nicht mehr laut gesprochen werden, geschweige denn über ihn selbst und seine Genossen, das alte Freie ward unterdrükt, das neue Slavische belohnt. Der Rasche hielt sich nicht auf, er durfte das gerührige Volk, welches noch immer in den Rückschwingungen der Revolutionsbewegung war, nicht zur Stille kommen lassen, er mußte ihm etwas vormachen. Dem elenden Pariser gab er seine alten Spiele und Albernheiten wieder und er war übersroh; dem Volk brachte er Linderung durch schnelle Hülfen, gaukelte ihm aber noch mehr vor, als er that. Die Wiederherstellung der Finanzen, die Ehre und Wiedereinsetzung der Religion, die Beruhigung des Innern, der Friede von außen, die Gesetzgebung und viele andere Dinge, die er vollbracht und eingeleitet haben sollte in zwei, drei Jahren, da sie sonst nur in zwanzig und dreißig zu werden pflegen, wurden laut ausgerufen und wirkten wahr und unwahr für ihn.

Von den Finanzeinrichtungen ist noch nichts zu sagen, die Noth der Zeit ist vielleicht zu

groß gewesen; denn trotz den reichen Zuflüssen und Tributen fremder Völker sind alle Auflagen und Zölle unter der neuen Regierung gewachsen. — Das Priesterthum hat er eingerichtet, aber wie? frei und groß, wie es das Zeitalter wollte? Mein, klein und geitzig für sich, der Ehrgeitz brauchte das Pfaffenthum und das fühlte Rom [illegible] diesem stärke den Puls seines Lebens. Man denkt mit Abscheu an die atheistischen und metaphysischen Gräuel der ersten fünf Jahre der französischen Revolution, an den Druk und die Verachtung aller Religion auch in der folgenden Epoche; aber Bonapartes Werk macht auch keine Freude. Darum war alles Alte so schrecklich und mörderisch umgeworfen, darum das Gute und Heilige mit dem Schlechten und Veralteten zugleich zerstört, damit eine neue Hierarchie würde? Die neue Kirche wäre mit mäßigem Glanz und gebührlicher irdischer Freiheit zufrieden gewesen. Die geängsteten Herzen des Volks wären auch so beruhigt, die Zwietracht im Staate versöhnt und die geistigere Entwikelung auch der Religion, welche die Zeit fordert, hätte nun beschleunigt wer-

werden können; aber Pfaffen haben nie das Edelste gewollt, sie siegten, weil Bonaparte von ihnen etwas wollte. — Die andern Künste des Friedens, die unter ihm mächtige Schritte gemacht haben sollen, ich sehe sie nicht. Mir scheint Bonaparte gar der Mann nicht für das stillere Wirken und die zarteren Künste; doch andere Augen sehen anders. — Die Künste und Wissenschaften — ja da könnte hier nun was gethan werden. Aber hier ist ihr Land nicht, es fehlt ihr erstes Lebensorgan, Freiheit und eine höhere Ehre, als Sterne der Ehrenlegion, Senatorerien und Pensionen geben können. Der Regent achtet sie nur, weil er sie des Zeitalters wegen achten muß. Zur Zeit, als er noch eine Rolle spielen mußte, da hieß er auch der Gelehrte und saß als Mitglied im Nationalinstitut; jetzt weiß man, daß kein Trieb ihn zu Wissenschaften und Künsten zieht. Der Soldat ist ihm das Erste und auch in den Wissenschaften würdigt er alles nur in dieser Hinsicht; der Staat ist ein despotischer Soldatenstaat und in einem solchen geht das Zarteste und Höchste des Menschen nicht auf. Das

menschliche Wort hat keine Freiheit, Kunst und Wissenschaft können nur im reinsten Aetherelement der Freiheit am menschlichsten blühen; hier hängt alles an Einer langen Kette. Die Franzosen haben die Museen, Bibliotheken und Schätze der Fürsten und Völker Europens geplündert und das Beispiel zu einer Inhumanität gegeben, was kaum alle alten und neuen Denkmähler und Reste der Wissenschaften und Künste zerstören wird. Es ist doch nicht unmöglich, daß auch nach Paris einst fremde Heere dringen, dann wird das Schleppen über Meere, Ströme und Berge frisch wieder beginnen. Dieser Vandalismus wie alle Gesetzlosigkeit hat kein Maaß. Aber jetzt sind diese Herrlichkeiten hier und das Herrliche könnte sich an ihnen entzünden und die Franzosen könnten die ersten werden in Kunst und Wissen. Nein hier ist nicht der Ort der Götter, der Bilder und großen Erinnerungen der alten Welt, nicht in dieser Stadt, nicht unter diesem Volke, nicht unter dieser Regierung. Man prunkt und lärmt in Soldatenstaaten mit allem, wie man es in Schlachten und nach Schlachten macht,

aber das Größte und Menſchlichſte kann nur im Stillen und Gleichen werden. Wo die freieſte Beleuchtung der irdiſchen und himmliſchen Dinge, wo der kühne Flug des Geiſtes ein Verbrechen iſt und in den Kerker bringt, wo ein Bild des Herrn, eine Ode auf ſeine Großthaten das Maaß des Verdienſtes und Ruhmes wird, was ſoll da werden? — Handel, Manufakturen, Induſtrie — o viele herrliche Verordnungen, Prämien, Ausſtellungen und Verkündigungen, alles raſch und friſch, wie der Soldat ficht; aber ſo werden auch dieſe nicht. Der Krieg hemmt den Handel; unerſchwingliche Auflagen, zahlloſe Heere, wie ſollen dagegen Fabriken aufkommen? — Die Civilgeſetzgebung — das ging ſchnell. Der langſamere Teutſche hätte wohl zehen, zwanzig Jahre auf das gearbeitet, was hier in eben ſo vielen Monaten werden mußte. Auch wollten viele geſcheute Männer im Tribunat ſie ſo noch nicht durchgehen laſſen, Manches ſollte neu und ſchärfer geprüft werden. Der Mächtige zürnte und befahl, zwei Drittel deſſelben wurden unter dem Titel Aufrührer

ausgestoßen und Gesetz ward, was es werden sollte.

Auf diese Art hat der Eine Mann viel gethan und gemacht und wer über ein solches Chaos kömmt, als er es traf, kann auch durch Mittelmäßigkeit und halbe Einrichtungen bedrängsteten und geplagten Menschen Verdienste erwerben und in die Ferne einen hellen Schein werfen. Aber sieht man, daß absichtlich aus kleinen Rücksichten das Halbe und Mittelmäßige gemacht wird, sieht man, daß Eitelkeit und Herrschsucht unaufhaltsam zum Ziele eilen, wo Verstand und Mäßigkeit das Gute langsam vorbereitet und den Enkeln vieles zu vollenden überlassen hätten; sieht man vollends die bewußte Unverschämtheit als trefflich und vollkommen ausrufen, was erbärmlich und kleinlich ist; hört man endlich das heißere Krächzen von tausend und zehntausend besoldeten und hungrigen Schmeichlern, Spionen und Trabanten einer egoistischen Regierung und hallt einem dies auch von der Tiber und Elbe und Donau hier wieder entgegen — so ekelt die Gemeinheit des Einen und der Vielen.

Bonaparte, welchen zuerſt das Glück und das dunkle Verhängniß in ſeiner Bruſt auf die Bahn ſetzten, wußte zuletzt klar, wo er war und was er wollte, und weiß es noch; aber was er ſollte, was das betrogene Zeitalter von ihm hoffte, wußte er nie. Die Rennbahn war offen, die ächte Palme winkte und kühn und ſchnell drang der Mächtige zum Ziel. Die letzten vier Jahre liegen vor uns und was in der kleinen Verwickelung der Begebenheiten dunkel iſt, wird hell durch die Thaten und Erfolge deſſen, der ſich als Herr über ſie hinausſchwingt. Ohne Schonung der Meinung, ohne Rückſichten aller Achtung und Dankbarkeit, ohne Erinnerung früherer Gelübde iſt er hindurch gefahren, Wirkliches und Künſtliches, Kleines und Großes hat dienen müſſen ſeinen koloſſaliſchen Thron aufzubauen, von welchem er jetzt mit lüſternem Aug' über die ſchönſten Länder Europens hinausblickt. Beſonders merkwürdig ſind die ſogenannten Verſchwörungen gegen ſeine Perſon, durch ſie ſind immer Schritte vorwärts gemacht.

Die erste bedeutende nach vielen und langen dunkeln Gerüchten war die der Höllenmaschine. Diese Geschichte ist wunderlich genug. Die schlauesten und verschlagensten Verbrecher sollen die Maschine eingerichtet haben, sie war mit Todten gefüllt, die Explosion auf Sekunden zu berechnen; man sieht den Konsul kommen, legt die Lunte an, entfernt sich und siehe! trotz des Gedränges, das man verursacht haben soll, kömmt der Glückliche, der Liebling Gottes und der Priester, die er wieder gemacht hat, mit seiner Garde aus dem Schuß; als er sicher ist, bricht es los, wirft einige Häuser nieder und zerschmettert einige Unschuldige. Dies sieht wunderähnlich genug aus, und weil die Folgen groß waren, sind Manche so frech gewesen zu behaupten, das Ganze sey eine Veranstaltung der Regierung gewesen. Was soll man glauben? Man verhaftete ein Dutzend elender Böswichter, die ganz Paris mit Abscheu nannte, mordbefleckte und gebrandmarkte Ungeheuer, das Volk freute sich und glaubte desto leichter. Ein schlechter Bube, vorgeblich unter den Mitverschwornen, ein mit Schande kassirter Kapi-

tän Namens Henriot, gab zwei Männer als die Urheber des Mordplans an, die beiden Italiäner Arena und Ceracchi. Der erste, des Konsuls Landsmann, Waffengefährte bei Toulon und Feind, saß nachher im Rath der Fünfhundert, ein schöner, biederer, beredter Mann, einer der wenigen Reinen und Freien unter Gesindel, die feste Stimme der Gerechtigkeit, das kühne Wort und der heiße Wille für Freiheit. Hätten alle gedacht wie er, nie wäre Bonaparte nach St. Cloud gekommen oder nie von da zurück. Ceracchi war ein gebohrner Römer, berühmt unter den bessern Künstlern, er hatte dem Korsen oft gesagt, daß er ihn hasse, und auf das erniedrigte Italien und die entführten Bilder hingewiesen. Die Männer mochten gefährlich seyn, waren sie schuldig? Ein einziger Zeuge gegen sie infam und überdies nach eigner Angabe mitverschworen, und alter Haß war Beweises genug. Sie wurden mit gemeinen Verbrechern hingerichtet und Henriot lebte. Man machte gewaltigen Lärm, als hätte das Herz des unglücklichen Frankreichs den letzten tödtlichen Stoß empfangen sollen.

Motionen, Insinuationen, Reden, Austrüfungen, Glückwünsche, Pamphlets in Menge. Das theure Leben war in Gefahr gewesen und als sey eine große That von Bonaparte geschehen, machte die dankbare Nation (so hieß es) mit großen neuen Vorrechten den Konsul auf Lebenszeit. Der einzige Carnot sprach zwei freie Worte, welche Worte blieben; doch konnten die Verständigen nicht begreifen, daß ein Leben durch Dekrete sicherer werde. Oder hatten die Leute geglaubt, Gott sey ewiger dadurch geworden, daß Robespierre die Ewigkeit seines Daseyns auf alle Wände mahlen ließ?

Das Jahr 1804 brachte die zweite große Verschwörung und Erfolge, die manchen Tropf erstaunten; der Kluge hatte Bonaparte Schritt vor Schritt folgen können. Der Krieg mit England war wieder ausgebrochen, weil die stolzen Insulaner fühlten, sie hatten sich durch den letzten Frieden in die Hände der Franzosen geliefert. Diesmal wollte Bonaparte ehrlich den Frieden, aber nicht um ihn lange zu halten, sondern sich besser rüsten zu können zu

Englands Verderben. England fühlte die Nothwendigkeit und brach zuerſt los. Mitten in dieſem Kriege, ſchon ſeit dem Ende des Jahres 1803, waren tauſendfache Klänge von Verſchwörungen und Anzettelungen Englands, von Agenten, Banditen und Mördern in ſeinem Solde, von Machinationen und Reaktionen der Emigranten, wovon jeder glaubte, ſo viel er wollte. Endlich im Winter 1804 brach die Verſchwörung aus, die man die große nannte. Die Akten liegen vor uns und wir können ſie durchſehen, aber klug werden wir daraus nicht. Es iſt ein wildes Ding voll Verwirrung, voll Juſtizſprünge und Gewaltſtreiche, voll unerwieſener Beſchuldigungen und Anklagen. Da ſieht man nichts von den groſſen Hülfsmitteln, den großen Maſchinen, den gewaltigen Zurüſtungen, die gemacht ſeyn ſollten, Frankreich und ſeine Regierung noch einmal unter Ruinen zu begraben. Man muß denken, die Regierung würde ſolche Beweiſe vorgelegt haben, wenn ſie ſie hatte; dies war eben ihr großes Intereſſe. Als alles geſchloſſen war, was ſah man? Nichts was ſolcher

Angst und solches Geschreies würdig war. Das Ganze, was man zusammenbrachte, waren ein paar Dutzend Menschen, von denen sogar die Hälfte als ganz unschuldig frei gesprochen ward, und was für Menschen? Abentheurer ohne Kopf und Herz, verdorbene Jünglinge, liederliche Dirnen und einige gemeine Böswichter — alle ohne Hülfsmittel, Geld und Anhang. Mit diesen warf man große und bedeutende Männer zusammen, um dem Ganzen ein Ansehen zu geben und suchte die wahren oder unwahren Unterhandlungen und Thorenstreiche englischer Agenten an kleinen teutschen Fürstenhöfen auch damit zusammen zu zwingen.

Der erste große Streich war die gewaltsame Entreißung des Duc d'Enghien im Badenschen, die häßlichste Verletzung des Völkerrechts, die durch den Ausgang ein unauslöschliches Brandmal in Bonopartes Karakter geworden ist. Er und seine Genossen sollten mit an der Spitze des verderblichen Plans gestanden seyn, obgleich auch hier nachher keine Vorbereitungen und Zurüstungen gezeigt werden konnten. Man

ſchleppte den unglücklichen Prinzen nach Paris, hielt türkiſches Gericht über ihn und erſchoß ihn nächtlich im Holze von Vincennes. Zugleich verhaftete man in Paris ein paar große Männer, Pichegrü und Moreau, und durch die Journale, durch Generale, Agenten und Helfershelfer der Regierung ward mit dem gehäſſigſten Ankündigungen vor allem Beweiſe ausgebreitet, ſie hätten die Anführer der Gegenrevolution, der Ermordung des erſten Konſuls und der Wiederherſtellung der Bourbons ſeyn ſollen. Pichegrü hatte ſich als ein Geächteter eingeſchlichen, wie er behauptete und Moreau ausſagte, um die Ausſtreichung von der Emigrantenliſte zu erhalten. Schon durch ſeinen heimlichen Aufenthalt hatte er ſein Leben verwirkt. Was fürchtete man von dem Einfluſſe oder den Ausſagen des kühnen Mannes, daß man ihn im Gefängniß erwürgte? — ein Seitenſtück zum Grafen Eſſex im Tower. Die Regierung verminderte den Glauben an ihre Wahrheit, denn daß er ſich ſelbſt ermordet hätte, glaubte niemand. Und Moreau, dieſen edelſten und glorreichſten aller franzöſiſchen Feld-

Herren, dieſen Mann des Volks, wenn es einen Biedermann nennen wollte, dieſen Helden Europens behandelte man auf die widerſprechende Ausſage des verruchteſten Geſindels und einiger verworfener Böſewichter gleich von Anfang wie einen Miſſethäter und ſtellte den Großen und Fleckenloſen mit ſolchem Pöbel zuſammen vor die Schranken? Der Mann behauptete ſich durch die Wahrheit, man konnte nicht beweiſen, daß er mit verächtlichem Geſindel ſich überall eingelaſſen habe zu einer Verſchwörung, die wohl gar nicht geweſen war; aber man bewieß ihm, daß er Pichegrü geſprochen habe, indeſſen ging aus allem hervor, daß Pichegrü übel mit ihm zufrieden geweſen war, von einem Zuſammenhang gefährlicher Dinge gar keine Spur. Sein einziges Verbrechen wäre alſo geweſen, daß er kein Angeber eines Unglücklichen hatte ſeyn wollen, und da die Richter erklärten, daß ſie darauf gar nicht ſehen würden, ſo hätte er ehrenvoll freigeſprochen werden müſſen. Doch fand die Gerechtigkeit der Richter ein Recht, ihn zu zweijährigem Gefängniß zu verdammen. Sein Tod wäre gewiß ausgeſprochen, wenn

ſein Feind es hätte wagen dürfen, aber ſein Name ließ ſich zu laut hören auf Märkten und Gaſſen und um den Richtpallaſt und ein Volksaufſtand konnte endlich ſchlimmer werden, als die ganze Verſchwörung. Es ſcheint, man unterhandelte mit ihm. Ihm graute wohl vor einem Beſançon, worin Touſſaint verſchwand, vor Kerkern, worin ſo viele vergeſſen werden. Er ging ins Exil, reiſte ſchnell nach Spanien und iſt nun in Amerika.

Der Pfeil hatte getroffen. Durch Enghiens Mord hatte Bonaparte die Fürſten erbittert und erſchreckt, durch Moreaus Exil den einzigen Mann entfernt, der mit ſeinen Thaten und Tugenden ihm gegenüber ſtand und in das heiße Blut ſeines Ehrgeizes kaltes Eis goß. Europa verdammte ihn, die Franzoſen murrten einige Wochen heimlich, dann war alles vergeſſen. Er that nun den letzten Schritt und um, wie ſeine Schreier ſagten, ſein Leben durch die Majeſtät unverwundlicher zu machen, ließ er ſich erbitten, ſich zum Kaiſer von Frankreich zu machen. Mit Schriften, Proklamationen, Parallelen der früheren fränki-

schen, teutschen und italiänischen Geschichte machte man zur großen Einweihung Einleitungen, welche viel zu denken gaben. Dies war der zweite Karl der Große, er sollte dessen Thron wieder aufrichten und alte Ungerechtigkeit und altes Glück sollte neue Kühnheit unterstützen. Ja auch das alte Pipinsche und Karlsche Possenspiel ward wiederhohlt, der heilige Vater in Rom mußte über die beschneyten Alpen reisen, das wieder beglückte französische Volk segnen und seinen großen Führer zum Kaiser heiligen. Welche Aufzüge! welche Possen! welche Reverenzen teutscher Fürsten! welche Einsegnungen von Fahnen und Säbeln durch Priester. Wie die Pariser gelächelt haben! wie die Europäer lachten! Es schien ihnen bloß eine leere Posse. Es war es gar nicht. Ein gewisser dunkler Aberglaube, der in dem Mann liegt, offenbarte sich auch hierin. Es sollte gewiß nicht bloß politisches Possenspiel seyn und wirksam ward es auf die Menge, wirksam für die Priesterherrschaft. Bonaparte, jetzt der erste und treueste Sohn der Kirche, hätte sich zu seinen vielen andern Namen fast

den des Frommen verdient; aber was sollte er bei seinem Leben mit dem anfangen? etwas muß man sich auch für den Tod sparen. Den folgenden Sommer zog er nach Italien und setzte sich als Lombardenkönig die eiserne Krone von Monza auf und riß noch einige kleine Republiken in den Abgrund seiner Herrschaft hinein. Man spielte mit dem neuen Kaisernamen bedeutungsvoll, manche Schrecken der Fürsten, manche Winke und Zeichen. — So ist der Krieg wieder ausgebrochen.

Der vollkommene Despotismus ist da, der Name Republik ist verrufen, doch stehen noch einige alte Gerüste, und man komplimentirt noch mit der Konstitution. Es besteht das Wort und der Wille des Einen, und er ist fürchterlich durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeist des Volks, den einzigen, den die Republik erschaffen und die Regierung mit Sorge erhalten hat, während alle andern guten Geister verbannt sind. Alles, was des Guten hie und da unter den blutigen Gräueln der Revolution entstanden war, ist nun mit

dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geiſtige und leibliche Freiheit, die nicht dienen will, alle Würdigung der einzelnen Kraft unter dem Geſetze. Diener will man, nicht Bürger. Schlau oder durch einen dunkeln Inſtinkt, der bei großen Menſchen für die Verſchmitztheit der Kleinen iſt, hat Bonaparte von den Schöpfungen der Revolution behalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung ſchneller und verderblicher macht, aber alles in den Staub getreten, was durch Geſetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem Einzelnen Hinderniß ſeyn würde. Nicht das Innere ſollte beſſer werden, es mußte ſogar untergehen, wo es hinderte. Aller Geiſt des Volks, der einmal lebendig war, mußte alſo von dem Innern abgezogen und auf das Aeußere getrieben werden, denn zur völligen ſchläfrigen Meeresſtille waren die Wellen nach der Revolutionsbrandung nicht ſogleich zu bringen. Hier hat Bonaparte die Meiſterrolle geſpielt und ſpielt ſie noch.

Ich glaube kaum, daß es einem Franzoſen, auch dem gewandteſten und liebenswürdigſten,

ſten, ſo ſchnell und ſo gewaltig gelungen wäre mit dem Volke. Bonaparte der Ernſte, Strenge und Fürchterliche ſtand da wie eine fremde Kraft außer dem Volke, wie ein mächtiges Verhängniß, was ſeiner nicht zu bedürfen ſchien, aber durch gewaltige Erinnerungen mit ihm zuſammenhing. Sie haben bis jetzt noch zu keinem Gefühl auch des Kleinen kommen können, was er an ſich trägt; nur die furchtbare Natur, die er darſtellt, ſteht ihnen gegenüber und hält ſie bei ihm immer in ernſten und geſchloſſenen Gefühlen, ſo daß franzöſiſche Leichtfertigkeit ſich an ihm nicht beſinnen kann. Sie haſſen ihn, aber ſie fürchten ihn; er iſt nicht gebohren, von einem irdiſchen Weſen geliebt zu werden. So hält der Zauber alle Dolche zurück und Schrecken lähmt die Sicherheit der That. Nach dem Sinn des Abergiaubens, der ein wahrer Sinn iſt, ſteht er da wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdiſcher Arm darf ihn fällen. Aber er hat auch gearbeitet für die Herrſchaft und ſeine Sicherheit. Bald begeiſtert und fortgeriſſen, bald nüchtern und beſonnen, immer wachſam und thätig, hat er

auf das Eine hingeſchaut. Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem ſolchen Mann nicht kommen, er fühlte das durch einen Inſtinkt. Wie er fern ſtand von dieſen Menſchen, ſtellte er ſich noch ferner, aber im Glanze, denn ohne Glanz wird hier das größte Genie vergeſſen. Abgeſchieden wie ein Gott, erhaben und ſchimmernd ſtellte er ſich hoch über alle, und keine Stufen führen von dem Schemel ſeines gebückten Sklaven zu ſeinem koloſſaliſchen Thron. Schimmer der Repräſentation, orientaliſcher Glanz und Pomp, wie kein europäiſcher König ihn hatte, Theaterlärm und Wortklang auch bei den kleinſten Dingen, die Menge der Trabanten, Satelliten, Beamten, Generale in voller Glorie der Pracht um ſich, er unſcheinbar mitten drinnen, wie der dunkle Diamant im Golde. Das wollen die Franzoſen. Auch Ludwig der Sechzehnte würde lange geherrſcht haben, hätte er bloß repräſentiren können. Repräſentation und Eitelkeit iſt die ganze Bildung des Franzoſen, und durch ſie wird er am mächtigſten beherrſcht. Auch die Eitelkeit ließ er wieder regieren, und eilte,

den republikaniſchen Sauerteig von Strenge und Moral auszuſegen, wenn hie und da ſich etwas angeſetzt hatte. Liebenswürdigkeit und Leichtfertigkeit für Ehrlichkeit und Treue, flatterndes Vergnügen für ſtille Freude, Beförderung des Luxus der neuen Reichen, Feſte, Schauſpiele, Erbärmlichkeiten aller Art — iſt wieder die öffentliche Tagesordnung und ein Elender von Biedermann in Richelieus Sinn würde unter dieſem leichtfertigen, knechtiſchen und äffiſchen Geſindel ſehr verdächtig ſeyn. Doch ſelbſt dieſe Vergnügungen belauſcht das wache Auge der Herrſchaft durch tauſend Spionne. Ueber alle Albernheiten und Thorheiten darf man laut ſeyn, über ernſte und wichtige Dinge klingt kein Wort. So macht man Sklaven. Doch auch die große Eitelkeit iſt da und nur durch ihre Befriedigung herrſcht der Gehaßte und treibt das Volk und, wenn er kann, ganz Europa auf fürchterliche Abgründe.

Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiſer gemacht. Er hat ſeinen Anfang und ſeine erſte Kunſt nicht ver-

gessen, und dies ist auch die einzige, welche er recht versteht. Alles hat er dem bethörten Volke genommen und leichte Scheinbilder dafür gegeben, deren Gaukelei einst erscheinen und ihn verderben könnte; durch einen großen Schein beherrscht er es sicher. Von Freiheit, von Gerechtigkeit, von Volkstugenden durfte bei dem neuen System nichts verlauten; was blieb übrig? Die Siege und die Tapferkeit der Nation, Klänge, wodurch die blutigsten Wütheriche oft geherrscht und die Welt zerstört haben. Man hatte einst die Eroberungskriege verrufen und sich ewige Grenzen gesetzt — wie lange vergessen! Die große Nation, der Glanz, die Macht der großen Nation, ihre Unüberwindlichen und Fürchterlichen, ihre Großmuth gegen das besiegte Europa, dies sind die Zauberklänge. Auf den Krieg, auf die Waffen, auf die Ehre des Soldaten weist er alles hin, nach dem Maaß dieser ersten Kunst werden alle anderen Künste gewürdigt. Neue Einrichtungen, welche die Revolution in ihrer Bedrängniß gebahr, das furchtbare Mittel der allgemeinen Bewaffnung, die Konskription, die unzähligen

Heere — dies behält auch der Monarch bei, und durch neue Ueberziehungen und Mishandlungen der Fremden, durch neue Einverleibung von Provinzen läßt er die Eitelkeit aufrechnen für das Glück, was nicht da ist. Die Heere und die Menge seiner Trabanten und Knechte aller Art geben einen jährlichen Etat, der gegen das Uebertriebenste unter den vorigen Regierungen unerhört ist; die Senatorerien, die Ländereien der Ehrenlegion sind eine Art Lehen, die das Feudalwesen allmählig wieder einführen werden, dessen Vernichtung allein einen langen Kampf werth war. Endlich schreckt er die Beweglichkeit des Volks durch Schrecken, die nichtig sind, durch Haß gegen England, der etwas Wirkliches ist, und treibt sie in einem Taumel rund, der es unter ihm glänzend und elend, unter seinen Nachfolgern vielleicht zu nichts macht. Das Wirklichedle und Schöne gebraucht er nicht bei diesem Volke, er behandelt es gemein durch die wildesten Triebe der menschlichen Natur, zeigt in einem Aufwand und Nepotismus ohne Grenzen seine ungestrafte Verachtung gegen sie, in einer tyran-

tischen Willkühr seine Gewalt über sie. — Und nach welchem Maaße werden die Tugenden, die Gerechtigkeit und Glückseligkeit der Völker von diesem Bewunderten gewogen? welch eine völlige Unkunde dessen, wodurch Völker groß werden und bleiben! welch ein leerer Wiederhall des leeren Sinns der Zeit! welch eine politische Tollheit in vielem, was als Muster der Weisheit gepriesen wird! Ich führe nur Eines an, was er selbst als eine große Wohlthat für Frankreich ausruft und was Thoren ihm nachbeten. Er spricht: große Nation, ich habe Dich ewig unbesieglich und sicher hingestellt, Dich mit lauter mittelmäßigen und kleinen Staaten und Fürsten umgeben, deren Daseyn von Dir abhängt, alle große Staaten habe ich weit von Dir entfernt. Die Kleinen sind deine Grenzhüter und Vorfechter und kein Feind wird je über deine Grenzen streifen. Dies wäre schön, wenn kein Staat auf Gerechtigkeit ruhte, oder wenn je ein Staat ohne Gegendruck gerecht bleiben könnte. Wer kein Gleichgewicht schafft, reißt die Gerechtigkeit ein und die Trümmer des Staats stürzen nach-

Dies weiß Bonaparte nicht, aber er weiß wohl, wie er die Kleinen um ſich her behandelt, wie er ſie bebrandſchatzt, vernichtet, wann es ihm gefällt, kurz wie er den Glauben und die Mäßigung aller Treue zerſtört. Dies war der Weg zum Verderben für alle große Nationen, dies wird er für die Franzoſen ſeyn, ſobald die Sorge und Anſtrengung des Kampfes aufhört. Den Staat, ein ſehr irdiſches Ding, und ſeine Entſtehung und Erhaltung muß man nach irdiſchen Geſetzen richten. Einem großen Staat unter lauter kleinen, die er beherrſchen und verletzen kann, wie er will, geht es wie einem genialiſchen Menſchen, der ſich mit nichts als Narren und Dummbärten umgiebt; ſeine hohe Kraft wird nur zum Spaß, höchſtens zur Satire über das Narrenkönigthum ſich erheben. Aber wann fragte der Ehrgeiz nach Verſtand und nach dem Glück der künftigen Zeiten?

Si, wozu alle dieſe Einreden gegen den Mann, ſchreit man, was ſoll er denn thun oder nicht thun, daß er dir gefalle? Du nennſt ja ſelbſt die Franzoſen ein leichtfertiges, aber

nes, verdorbenes, des Ernstes und der Freiheit unfähiges Volk, was zürnst du ihm denn, daß er sie zügelt, wie sie gezügelt werden müssen? Halt! guten Leute, denn dies Müssen habe ich nicht ausgesprochen. Ich habe geklagt, daß die Franzosen verdorben, windig, unrepublikanisch wären, ohne Verstand einer festen und sichern Konstitution. Es [illegible] lange Proben gemacht und es ging schlecht; aber ich sage nicht, daß es schlechter ging, als jetzt. So viel Blut, so viele Verarbeiten, so viele hohe und ungeheure Thaten, so viele Ideen, woraus doch schon Manches bereitet war, sollten doch wohl etwas geben? Ein weiser und verständiger Mann mit der Fülle der Gewalt hätte das Unvollkommene ergänzen, das Ungewogene besser abwägen, das Lose besser befestigen können. Alle Kraft nach innen gewandt, die nun nach außen unnütz verschwendet wird, hätte doch etwas machen können, wo man durch blutige Lehren geduldig und gehorsam geworden war. Solche Versuche kann, le Bonaparte machen, ob es denn mit einer ordentlichen, gesetzmäßigen Verfassung gar

nicht ginge; der Probe war die Sache immer werth, und immer früh genug konnte man mit dem Nichts endigen, womit man nun begann, mit dem Despotismus.

Ich sage nicht, daß bei Bonaparte alles absichtlich und listig ist. Er würde nie Großes gethan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn Manche im Haß machen. Er hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, seine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerstand war, ja er hat wohl selten mehr gewußt, als er gefühlt hat, und so ist er dahin gekommen, wohin er beim Ausgehen noch nicht sehen konnte. Aber soll man ihn, der selbst einer blinden Macht in ihm folgt, den weisen und sichern Führer nennen, soll man groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig ist? soll man einem Mann, der kein Maaß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältniß Europens hat er keine

Idee, in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das thörigt werden, was nicht einmal thörigt gemeint ist. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburtheilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fühlte und dann bestände — —

Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die Meisten thun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seine Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römer-

geſchichten und verſetze das Alte mit neuer Geiſtigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politiſcher Sentimentalität, ſo findeſt du, was der Mann iſt und wohin du ihn ſtellen ſollſt. Die erſte Haltung, des Süden tiefverſteckter Feuer, das ſtrenge, erbarmungsloſe Gemüth des korſiſchen Inſulaners, mit Hinterliſt gemiſcht, eiſerner Sinn, der furchtbarer ſeyn wird im Unglück, als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verſchloſſenheit, auſſen Bewegung und Blitzesſchnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Bruſt, der große Aberglaube des großen Menſchen an ſeine Parze und an ſein Glück, den er ſo auffallend zeigt — dieſe gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeiſterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten ſie ſiegen! So ſtanden die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeiſtert, und blickten über das Würgen und den Tod von zehentauſenden ruhig hin, ſo jagten ſie mit grauſamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, ſo endigten ſie mit Gewalt, was ſie mit Freundſchaft begannen, oft gerecht, ſelten

mild, nie edelmüthig, öfter grausam. Sieh die Aemile, die Scipionen, die Sulla, und du findest dies Bild unter älteren Menschen.

Ihr meint, die Römer wüßten immer, was sie wollten und warum. Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr Eures wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist unbewußt und geht in die Tiefe unsichtbar fort, das Klima flattert und fliegt oben in der Erscheinung dahin, wie das Schiff die Wellen verbergen und Segel und Wimpel, das leichte Gerüst, in der Luft flattern. Auch Bonaparte weiß nur das Kleine, was er thut, nur wo Instrumente und Maschinen geschoben werden. Sehr ihn — warum erbleicht ihr? warum flieht ihr? warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die segende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz giebt der That die ungeheuren Geburten, und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Kerle hin. Die Klug-

heit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung, und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger ward er gebohren, nicht zum Regenten, er übt sein Talent und wird es üben.

Man tröstet sich mit allerlei Ding, der Gewaltige werde das alte Europa nicht mehr durchbrechen und erschüttern; man hofft, eine stillere Bewegung des Ganzen werde nun bald kommen und die Völker frei athmen lassen. Oben schon warnte ich, daß diejenigen thörigt hoffen, welche schon das Ende der Revolution zu sehen meinen. Leer auch ist die Meinung, allgemeine Umstürzung der Dinge und Nationen wie im Mittelalter, Stiftung einer Universalmonarchie sey jetzt durchaus unmöglich. In solcher Noth werden die Vielen erschrecken, zusammentreten, und der Eine Kühne werde für stolze Entwürfe büßen. Seht euch um, wägt die Kräfte, lauscht auf die Bewegungen,

würdigt der Völker Sinn und Gefühl. Steht nicht der Eine furchtbar gerüſtet mit den Kräften von Südeuropa, das ihm ſchon dient? kann er ſie nicht raſcher concentriren, wirkſamer gebrauchen, als die Vielen ihre weitzerſtreuten, ſelbſt wenn ſie ſich redlich zu Einer Gegenwirkung verbinden? Und die Völker? in welcher Erſtarrung und Geiſtloſigkeit gaffen ſie das Ungeheure an, was um ſie geſchieht und ihr bitterſtes Leid iſt! Von irgend einem Großen nur kann Rettung kommen, der wie ein heißer Blitzſtrahl in das kalte Todte fährt und den trüben und ſchlaffen europäiſchen Dunſthimmel durch Donnerwetter erheitert. Wann die Zeit einen ſolchen Großen zeigt, ſo iſt ihr Wille offenbart.

Man tröſtet ſich auch mit dem neuen Kaiſernamen und ſpricht, weil Bonaparte Imperator heißt, iſt Europa von großen Sorgen befreit, manche Rückſichten, ſelbſt die mächtige Fürſtendecenz feſſeln ihn jetzt, er ſieht nun darauf hin, den herrlichen Beſitz für ſeinen Stamm ewig zu machen, dieſen Stamm mit alten Familien zu verbinden, die Fürſten und Völker

für ihn zu gewinnen; die kleinere Arbeit iſt gekommen und die großen werden vergeſſen werden. Der Kaiſer muß den humanen europäiſchen Fürſten machen, gegen die Schwachen Schonung, gegen die Starken Freundſchaft gebrauchen, mit einem gewiſſen äußeren Anſtande und einem Schein von Rechtlichkeit vor Europa einhergehen, was den Wilden zähmen und den Fürchterlichen mildern wird. Schlechte Hoffnungen! der große Menſch trägt in der muthigen Bruſt auch für ſein künftiges Geſchlecht die Bürgſchaft der Herrſchaft; ſo rief bei ſeiner Krönung Bonaparte vor dem verſammelten Volke zuverſichtlich aus: die Meinigen werden lange herrſchen; ſo dachte Alexander, ſo Karl der Große. Groß beſitzt, wer groß erworben hat.

Furchtbarer iſt kein Mann den Fürſten und Völkern. Er iſt dem Weltmeer gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in ſich verſchlingt und keinen Tropfen zurückgiebt. Wie das Glück ihn fortſtößt, folgt' er friſch und die weiten Entwürfe des Ehrgeitzes wachſen. Der Kaiſertitel, die Krönung in Italien, die Rei-

se des heiligen Vaters von Rom, die vorbereiteten Vergleichungen und Anspielungen auf Karln den Großen und die beliebte Ausführung des Thema, daß Bonaparte schon einen großen Theil seiner Monarchie beherrscht, und die Hinweisung auf den Theil, wo noch andere gebieten, seine Herrschaft und Anzettelungen [illegible] o ihr Leut, Geblendete oder Blender, die ihr uns in diesem Mann bloß den heroischen zeiget, den gerechten und milden gern zeigen möchtet, wenn ihr könntet. Die Zeit wird es enthüllen. Unaufhaltsam stürzt er sich fort mit Blitzesschnelle wie Dschingis und Attila, mit dem Eisensinn eines Fabricius und Marius, mit der Freundlichkeit und List eines Scipio und Cäsar, wenn der Unholdere sie ganz gebrauchen könnte. Ihr hofft auf einen Umschlag seines Glückes. Es ist möglich. Laßt ihn unglücklich seyn, dann erst beginnt seine Furchtbarkeit, neue unbekannte Kräfte werden in ihm erwachen. Kennt ihr denn die Römer nicht? Nie ma-

waren ſie furchtbarer, als nach verlornen Schlachten.

Und furchtbar iſt das Volk, das dieſes zu Siegen und Zerſtörungen führt. Das kleinere Geiſtige hat der Franzoſe lange ſchon vor den übrigen Europäern voraus gehabt, und hat ſie ſchon vor der Revolution dadurch geblendet. Die Revolution gab einen neuen Rauſch der Begeiſterung, auflodernd, zerſtörend und kurz verfliegend, da wo ein hohes Geſetz der Stätigkeit ihn aufnehmen ſollte, wo aber leichtere Beweglichkeit war, dieſes Element des franzöſiſchen Lebens, da hielt ſich das Geiſtige. Die ſchlechte Tugend in dem ſchlechten Sinn, welche die Franzoſen früher ſchon Ehre nannten, ward davon ergriffen, neuer Dunſt und Klang von Glorie kam hinzu, durch Anſtrengungen und Siege wuchs dies noch, und da alles wieder gemein und knechtiſch geworden iſt, ſo iſt hier doch ein furchtbarer Enthuſiasmus geblieben. Die Bewegung nach einer großen Revolution dauert bei einem jeden Volke am längſten bei dem Krieger, die Erinnerungen nicht po-

litiſcher Hirngeſpinſte, ſondern wirklicher Thaten geben Glauben und Zuverſicht, die alten Führer ſind noch da, der große Glückliche führt und dieſer hat alles Staatsleben allein auf den Soldaten gewandt. Der Franzoſe hat Uebung, Zuverſicht und geiſtigen Muth der Ehre, welchen nur ein Muth für etwas Beſſeres überwinden wird; er iſt noch fürchterlicher durch etwas Anderes. Schon vor der Revolution war dies Volk fertig mit der Auflöſung alles Glaubens und aller höheren Tugend, die Revolution hat das Verderben vermehrt. Schein und Ehre ſollen erſetzen, was andern Treue und Gerechtigkeit heißt, durch ſeine honnêteté ſoll die Welt vor dem Aergſten behütet werden, nicht aus Menſchengefühl, ſondern aus Bildungswahn ſoll er das Niedrige und Unwürdige fliehen. So lange die beſſeren Tugenden anderer Völker nicht begeiſtert werden, iſt dieſer Schein allmächtig, die Franzoſen bewegen ſich mit der Windbeutelei ihrer Geiſtigkeit, mit mancher Liebenswürdigkeit, die alles gut machen ſoll, am freiſten ohne das unbequeme Gepäck der

Gerechtigkeit. Nichts hemmt, nichts hält sie, Aberglauben, Religion und Mitleid kennen sie nicht, Ehre und Noth ist ihre einzige Göttin, und so ziehen sie über den Leichnam der Welt zum Sieg.

Der jetzige Krieg.

Die Rache bleibt nicht aus, jetzt kommen die Strafen für alte und neue Sünden und das arme zertretene Vaterland büßet für seine Fürsten. Wer hat angefangen? Der, welcher gezwungen hat. Die Gefahr war nie größer, die Ursache nie gerechter, die Eintracht und Kraft hätte größer seyn sollen. Den Knoten, der unauflöslich war, mußte das Schwerdt zerhauen, mächtigem Ehrgeiz mußte Muth begegnen, was jetzt möglich schien, war wohl nach Jahren unmöglich. Der Ausgang? ich bin kein Prophet, und wer wollte es in dieser Zeit seyn? Aber ich weise auf das liebe Vaterland und auf schreckliche Begebenheiten hin; wer kann es lassen, an das Liebste zu denken?

Jetzt wird gefühlt, was vor zehn Jahren und fünf Jahren gesündigt ward, weither und

weithin rollt das Rad des Verderbens, wo wird es still ſtehen? Die Fürſten ſchieden aus dem Kampfe für das Allgemeine und Teutſche, feig und geizig gewinnend ſahen ſie nicht was ſie verloren, das Volk ward geſchändet, das Gold über den Rhein geſchickt für das Eiſen, die alten Feſtungen und Felſen wurden niedergeworfen; unbewahrt, zweitrachtig und blutig lag Germanien da, durch nichts mehr groß und heilig, als durch alte Erinnerungen. Jenſeits baute man Feſtungen und Burgen, legte Brückenköpfe und Zollämter an, tyranniſirte den Rhein und ſeine Fürſten, riß mitten im Frieden aus der Sicherheit der Geſetze Männer zur Hinrichtung hinüber, beſchied die teutſchen Fürſten als Diener nach Paris und Mainz. Die letzte Ehre, der letzte Volksſinn war todt. Der Krieg, der unvermeidliche, iſt da und der große Verderber wälzt ſeine furchtbaren Legionen von dem Ocean an den Rhein. Europa lauſcht in Erwartung, Teutſchland in Angſt. Offen liegen die Grenzen, ohne Feſtungen, ohne Heere, der ſtolze Feind fordert die Fürſten auf mit ihm zu ziehen gegen Teutſche, ſie

heißen seine Bundsgenossen, er der Verfechter und Retter Teutschlands.

Unglückliche, geblendete Fürsten, konntet ihr mehr leiden, als ihr leidet? Unwürdiger konntet ihr nie leiden. Ich will euch den Spiegel hinhalten, was ist, was seyn wird und was ihr seyd. Ihr seyd und heißet teutsche Fürsten. Von eurer Unterdrückung war nicht die Rede, sondern vom Krieg zwischen dem mächtigsten teutschen Fürsten und dem mächtigen Feind; unglücklich liegt ihr in der Mitte; wem mußtet ihr folgen? Ich frage nicht euch, ich frage die Nation und Europa. Was will der jüngste Kaiser? ja was thut er? Seine Knechte sollt ihr seyn, Franzosenknechte, bald gar nichts mehr. Seht euch doch um nach den alten Bundsgenossen und Freunden der Franzosen, was sind sie, wo sind sie? Die Fürsten herabgestoßen und ihre Länder eingezogen, die Republiken vernichtet, die übrigen von französischen Präfekten, Spionen, Generalen, Kommissären geplündert, beschimpft und belauert. Da seht ihr euer Schicksal. Ihr rufet Teutschland zu: wir schutzlosen mußten wohl

dem Mächtigeren folgen, wir lagen unter dem schneidenden Schwerdt seiner Willkühr, er würde unser Land rettungslos verheert und verdorben haben; der Noth haben wir gehorcht, nicht dem Willen, denn der wollte Frieden. Ich weise euch auf euer Land, zertreten ist es von den Hunderttausenden, ihr habt Gold und Krieger gegeben und euer Bauer und Bürger, geplündert und verjagt, stirbt des Hungertodes. Ja der Freund wird sogar in Sicherheit thun, was der Feind in Unsicherheit nicht thun durfte, unter eurem Schutze darf er das letzte Mark aussaugen, den letzten Silberling erpressen, ihr haltet ihm die Völker im Gehorsam, als Feind mußte er schonen und hüten und durfte ergrimmte Völker nicht siebenzig, achtzig Meilen ohne Aufsicht im Rücken lassen; er übt durch euch das Schlimme ohne Schande, denn ihr nehmt sie ihm ab. — Ich behaupte nicht, daß ihr alle das Schlechte und Unvaterländische wollt mit Absicht, aber ihr thut es ohne Sinn und Gefühl. Können teutsche Fürsten vergessen, wodurch sie Fürsten sind? Können sie die Zeit nicht ansehen und das Einzige begreifen,

wodurch sie Fürsten bleiben können? Ihr seyd alles durch das Volk und seyd ohne das Volk nichts. Habt ihr kein Gefühl von eurer Nation, von der Ehre und dem Sinn dieser Nation, so fehlt euch alles Fürstliche und ihr müßt als Knechte gebückt gehen, wo ihr als Herren aufrecht stehen könntet im Glück und Unglück. Der Mann, welcher erhaben steht, soll nicht die erste kleine Noth fehen, sondern sein eigenes großes Gesetz, wodurch er so steht: dies ist Ehre und Würde und Vertrauen zum Schicksal, welches Vertrauen bei'm Volke giebt. Ihr gebt euer Gold, eure Festungen dem Feind und sendet eure Krieger mit teutsches Blut zu vergießen, geplündert werdet ihr doch zu der Verachtung und doppelt zürnt euer Volk. Ihr seyd schwach, aber Würde und Recht ist stark selbst in einer ungerechten und wilden Zeit. Ach! daß die Kraft so ausgestorben ist, daß keiner die Majestät des Unglücks kennt, die allmächtige! sie hält das Schwerdt des Wütherichs auf und weckt aus dem Todten und Hülflosen Begeisterung und Rettung. Das Unvermeidliche mußtet ihr dulden, aber wie Fürsten

und Männer, das Unwürdige leiden vom Feind, aber nie mit eurem Willen, das Unteutsche nie thun, sondern hassen und strafen an andern — dann würden sich tausend und hunderttausend Arme bewoffnen, die Nation, die euch erkannte, würde sich erkennen, der Feind würde verschwinden und der Rhein offen und gefroren auch ohne Festungen mit Zittern überschritten werden. Aber solches hohe Leben ist selbst unter Fürsten dahin und nur deswegen steht die Welt sie ohne Mitleid unterdrückt, verjagt und verbannt. Auch der Ungerechteste und Mächtigste darf sich an dem Würdigen nicht ungestraft versündigen, stößt er den Unwürdigen und Verächtlichen in den Staub hinab, so erscheint er als ein Rächer Gottes, die Völker sehen gleichgültig zu und die Welt rollt mit der Vergessenheit darüber hin. Bonaparte weiß was das bedeutet und gebraucht es. Die Nation hat ihr letztes Gefühl von Gemeinschaft verloren, der Teutsche erschlägt den Teutschen, die Fürsten beschimpfen einander öffentlich und stehen mit dem Feind, Verwirrung, Erstarrung überall, das Elend vernichtet die letzte

Kraft und die Erhaltung des jämmerlichen Lebens, das so nichts werth ist, bleibt bei den Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sklaven sind fertig. Wie könnte sonst der übermüthige Feind so vordringen noch gegen mächtige Heere achtzig bis hundert Meilen von seinen Grenzen? mußte er nicht fürchten, daß Grimm und Rache sich hinter ihm waffneten und Hunger und Schwerdt selbst die Tapfersten verdürben? Je weiter vorwärts, desto gewisser der Sieg, denn die hinten sind die Geduldigen und seine Feinde verlieren die Hülfen. So rechnet Bonaparte. Sonst pflegten die Feldherren zu fürchten sich der Centralkraft des Feindes zu nahen, er steht mitten drinnen; wo sind die Hunderttausende, die für Oesterreich zusammenlaufen sollten? wo ist der Mann an ihrer Spitze?

Und wie beginnt dieser Krieg? Als ob die Welt untergehen sollte. So sind Mongolen, Petschenegern und Avaren vormals ins Feld gerückt — und man steht noch mit den Worten Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit aus? Der Fürchterliche entschuldigt sich mit der

Noth, er hat keine Zeit; ja wer so siegen mag, hat nimmer Zeit. Ohne Magazine, ohne Zelte, ohne Wagen und Pferde rücken Hunderttausende heran, sie nehmen die Pferde, die sie finden, schlachten die Ochsen, dreschen den Bauern das Korn aus auf der Tenne, zünden die Häuser zu Wachfeuern an im Regen und Reifen der Nacht; auch der arme Soldat kann nicht verhungern und erfrieren. So können mächtige Heere vordringen wie Kouriere und siegen und zerstören wie Blitze. Aber wo bleibt das Menschengefühl, wo die Gerechtigkeit? Es erscheint, daß dieser Regent und dies Volk keine haben. Ob Hunderttausende verhungern, ob Millionen der künftigen Geschlechter im Keim zerstört, ob ganze Länder mongolisch verheert werden, was fragt derjenige darnach, der siegen und herrschen will? Es ist scheußlich. Geh nach Schwaben und Baiern und sieh, wie es aussieht, nicht bloß da wo Hunderttausende im Kampfe einander gegenüber standen. Der Hunger und die Pest werden das Letzte thun und hülflos vergeht die ganze Generation in Verruchtheit und Niederträchtigkeit; die heilig-

ſten Bande löſen ſich, der Bürger wird ein Gauner, der Bauer ein Straßenräuber, der ergrimmte zertretene Menſch ein Mörder und Brandſtifter. Hört das Wenige, was unter den großen Mordſcenen leiſe und klein verklingt und denkt euch das Uebrige.

Bonaparte wird beſiegt werden, wenn man ihn mit ſeinen Inſtrumenten angreift. Er hat unendliche Hülfsmittel, langes Glück, Feldherrnblick, durch Wahn ſeiner Krieger zum Schickſal erhoben, zahlreiche, geübte Heere; größer wird dies alles durch ſeine Art. Dieſer ehrt bei allen ſchönen Worten keine Verhältniſſe, keine Schonung gegen die Lebendigen, keine Furcht vor dem Urtheil der Zeit hält ihn auf, er braucht die großen Mittel, wendet die großen Operationen an, Worte, deren Bedeutung ihr Gebrauch verſtändlich gemacht hat. Eiſern, raſch und blutig wie das Schickſal fährt, ſchlägt und zerſtört er. Ob zehen oder zehentauſend mehr oder weniger fallen, ob unter ſeinem raſchen Tritt Länder verderben und das alternde Europa zittert, das iſt ihm gleich, er wälzt ſich über die Beſiegten

hin, wie Dschingis und Attila läßt er die Ueberwundenen mitziehen und iſt die einzige groſſe würgende Seele in der ganzen furchtbaren Maſſe, die er forttreibt. Güte, Milde, Schonung der Völker, menſchliche Tugenden der Helden und Fürſten können gegen einen ſolchen nichts, der alles gebraucht, was ziehen, ſtoßen und vernichten kann. Die gewöhnlichen Mittel der Mittelmäßigkeit und Menſchenſchonung helfen hier nichts. Ein groſſer Mann, gewaltig, gebietend und ſchnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, ſtrenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle beſiegt werden.

Und ſeine Soldaten? Wer ſind denn dieſe Unüberwindlichen und Unſterblichen, die von ſich rühmen, daß ſie unbeſieglich ſind? Seht ſie an! Menſchen wie wir andern, überhaupt nicht ſo ſtark und rüſtig, als der Unger, Dalmate, Kalabreſe, Oeſterreicher und Schwede. Dies ſind die Weltſieger, welche Weltherren werden wollen? Sie haben Uebung, Begeiſterung der Ehre, Ruhm, aber keine Tugen-

den, wodurch Völker edel sind. O gebt mir die treuen, biedern Völker und laßt einen kräftigen, herrlichen Mann auftreten und Leben in sie bringen, einen kühnen Gebieter, der das Gute und Gerechte darstellen und dafür begeistern kann; fester Grund der Menschlichkeit wird wieder Ehre zerstoben und einmal zerstoben ist sie wie der Wind zerflogen. Wahrlich die Menschen sind noch Menschen — wie sollten denn die Franzosen fallen! Man spricht, die Franzosen sind zu geübt, zu gewandt, kein Volk thut es ihnen in Bewegungen und ihren Feldherren in Künsten und Listen gleich, dadurch werfen und überwinden sie alles. Ich sehe das nicht bei allen, und wenn sie leicht sind, so wisset, daß Fechterkünste in Feldschlachten zerrinnen. Aber ihre Feinde waren bethört und verwirrt, die Feldherren ohne Rath, die Heere ohne Geist, der Glaube, daß die Franzosen alles dies könnten und seyen, hatte sie voraus behext. Und ist das Franzosen Element wirklich Leichtigkeit und List, ist der Krieg wirklich so sehr Maschinerie, als die großen Feldherren gestehen, daß er nicht ist, warum greifen die Gegner sie nicht mit dem Element

ihrer Kraft an und beſiegen ſie dadurch? Soll der Ochs mit dem Maul gegen den Wolf kämpfen, weil dieſer ſcharfe Zähne hat? oder ſoll der Elefant den Schwanz gebrauchen gegen den Lindwurm? Teutſche Feldherren kennt ihr euer Volk! Grade, einfältig, ſtark und tapfer iſt es, Liſten und Künſte gelingen ihm ſelten. Warum laßt ihr euch denn darauf ein gegen die Liſtigen und Gewandten? Ihre Liſt zerrinnt, wie ihr mit dem Vertrauen der Stärke, Treue, Tapferkeit grade drauf geht, wie ihr die Schnellen ſchneller angreifet, die für das Phantom kleiner Ehre Begeiſterten beſtürmt, begeiſtert für Recht und Vaterland. Aber habt ihr nichts als Fäuſte, ſo wiſſet, durch bloße Fäuſte wird dieſe Welt weder befreit noch bezwungen.

Wahrheit und Versöhnung.

Wir haben eine traurige Welt, wir haben schreckliche Bilder gesehen; aber dies alles sind nur Larven und Zeichen, des Lebens Geheimniß und Deutung liegt tiefer im Grunde, den Augen unsichtbar, nur mit dem Gemüthe begreiflich. Schlimm und verworren ist das Zeitalter, aber verworrene und schlimme Epochen sind gewesen, doch ist die Welt bestanden und süße und schimmernde Blüthen der Schönheit und Humanität sind nach Vulkanen und Donnerwettern aufgegangen. Wie sollte auch das Menschengeschlecht bestehen in solchem Unheil und in solcher Angst, wenn nicht innerst im Leben hoch über allem Schein die unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unsichtbar zusammenhielte, was scheinbar aus einander fällt? wie sollte hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und frech gebieten, der letzte Rest von Zucht, der letzte Schimmer von Hoffnung das Menschengeschlecht

ſchlecht noch zügeln und erquicken, wenn der Glaube an ein unſichtbares und ewiges göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja der Menſch glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen heiligen Geiſt in ihr, an den Unſichtbaren und Allwaltenden; ſo richtet er ſich aus dem Grauſen und den Ruinen empor. Nicht zwecklos und zufällig fährt eine große und ſchreckliche Naturkraft dahin, die Vorſehung muß einen Zweck, eine Arbeit für ſie haben; warum gab ſie uns andern ſonſt die Furcht und das Erſtaunen, den Gehorſam, der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton zeugte, die den Weinſtock auf Hügeln und den Weihen in Thälern wachſen läßt, hat auch Neronen und Attilas geboren und begräbt in Erdbeben Städte und Inſeln.

Aber auch wir ſind ein Teil Gottes, ſpricht der Apoſtel, uns ward das Herz voll Luſt und Muth, die lichte gewölbte Stirn voll göttlichen Verſtandes gegeben, ewig in der Natur erſchaffen wir ihre äußeren Bilder und Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören

dem All der Dinge an, glücklicher und weiser, je frömmer und einfältiger wir ihm gehorchen, aber in dem Spiel seines Scheinlebens stehen wir frei und göttlich in Selbstkraft und Selbstgefühl und sollen durch sie spielen und kämpfen. Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt, als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten. Hinweg also mit der neuen Herrenlehre, hinweg mit dem niedrigen Fatalismus, die uns zurufen, der Starke soll herrschen und der Schwache soll dienen! eine höhere Stimme ruft, der Gerechte soll herrschen und der Freie wird gehorchen. Die Guten sollen kämpfen gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kömmt. Die Natur aus ihrer geheimen Fülle schuf die erhabne Kraft nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen und sklavisch dienen. Nein, wo das Böse erscheint und sey es mit Lucifers betrügendem Engelslicht, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: kämpfe und ringe

gegen dieſes bis in den Tod! Die Natur ſpielt in ſchrecklichen Ausbrüchen der Elemente hier oben, ſie läßt begeiſterte Zerſtörer, erhabene Tyrannengemüther werden, damit nicht alles in feiger Schlaffheit und dumpfem Traume des Daſeyns vergehe. So füllt ſie die verlaſſene Rennbahn mit Ringern und ſetzt Preiſe aus für blutigen Tod, wenn das Heldenſpiel vergeſſen oder gefahrloſer Scherz geworden war. Aber ſelbſt den Giganten laß die Palme nicht ohne Streit vom Ziel nehmen, ſonſt wird durch deine Feigheit Uebermuth und durch Uebermuth wird Ungerechtigkeit und Verderben.

Und ihr Völker? mußten darum ſo viele Eins ſeyn, damit das allgemeine Schlechte in der großen Maſſe nicht erſcheine? Leere Täuſchung! Auch an der Schneeſcheitel des Rieſen Montblanc ſieht man die ſchwarzen Felſen durchſcheinen. — Mußten darum ſo viele Eins ſeyn, damit der Einzelne nichts ſey? So war es nicht im Anfang, ſo ſollte es nicht ſeyn, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Geſetz würde, was der Einzelne nicht ſchaffen und erhalten konnte, damit das Edelſte

und Größte, was der Einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung Vieler als That und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden Vieler herrlicher und göttlicher erschienen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der Du in einem Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Muth, die Kraft, die Tugend, wodurch der Einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der Einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der Einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den Einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Thorheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des Einzelnen verachtet, man hat das Todte als Maschine des Staats über den Menschen gestellt — der Mensch ist

verſchwunden und der elende Bürger kann die Maſchine nicht bewegen. So ſteht ihr verzagt und verzweifelt. Was rettet euch vom Verderben? Völker, glaubt für den Menſchen und Bürger Ein Geſetz und ſtraft ſeine Uebertretung an euch und an andern — Fürſten lernt die erhabne Geduld der Wahrheit wieder und freie, gerechte Männer, fertig in Rath und That, mit dem Schwerdt und mit der Wage werden ſich um eure wankenden Thronen verſammeln. Wenn jeder Einzelne ſich herrlich führt, das Volk würdig, das Geſetz heilig, das Vaterland unſterblich, die Fürſten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt iſt gerettet. Hundert ſolche ſind Zehntauſenden gleich.

Ich ſchaue umher und ſuche, denn von allen vier Winden her betäuben mich die ewigen Klänge Gerechtigkeit und Humanität. Ich will ſie ſehen, aber ich fürchte ſie nicht zu finden, denn das Gute, was wirklich iſt, pflegt nicht ſo auf den Gaſſen zu klingen. Was iſt die Gerechtigkeit dieſer Zeit? Hundert Bilder ſind vorher vorübergegangen und haben ſie gezeigt. — Was iſt die Humanität? Ich habe

eben gesagt, was sie seyn soll. Es ist eine alte Klage und Sage, nicht bloß bei den Poeten, daß die Gerechtigkeit, die heiligste Tochter der Himmlischen, in der frühesten Zeit dem irdischen Lärm und Blutvergießen entwich; sie sitzt seitdem am ewigen Stuhl des Zeus, hält ihm das Scepter und richtet mit mildem Sinn die Völker und Könige auf Erden. Aber verschwunden war sie den Irdischen nicht, sie trugen ihr heiliges Bild als des Erhabensten, was je erschienen war, unauslöschlich in der Brust; aber Bethörung und Schwächung haben gegengewirkt, sie fühlen, was sie sollten, und thun und leiden kümmerlich, was sie müssen. — Und die Humanität? sie war dem Sinn der alten Welt fremd, die neue hat sie geboren, ach! nur im faulen Verstande, nicht in rüstiger That. Gerechtigkeit ist die allwirkende und ordnende, Humanität die alleduldende und allbildende; nur vereint können beide die jetzige Menschheit vollenden. Wie spielt man mit ihnen bethört und bethörend! Gräuel, welche die Welt verderben, liegen offen da, Völker rächen sie nicht durch das Schwerdt, nicht durch das schneidende Wort,

deswegen dürfen Zerstörer und Tyrannen sie thun; sie fahren hin ohne Gegengewicht und zertrümmern. Die Bösen wissen, was sie thun — wann Dörfer und Städte rauchen, die Fluren von Blut strömen, die Kerker voll Unglücklicher ächzen, ein unglücklich freies Wort mit Deportationen und Guillotine belohnt wird, dann fällt die Krokodilthräne, dann lohnt man eine wirkliche Tugend mit Gold, daß die scheinbare für sie werde, dann prunkt die eitle Großmuth in schimmernder That und bewußt ruft man das Kleine aus, wann das Große schweigt. — Und eure Humanität? Gerecht sey der Mensch, stolz und göttlich denkend von seinem Geschlecht, dann erst kann er human seyn und mit dem milden Sinn des Christenthums die verderbene Welt strafen und aufrichten, das Todte aus den Gräbern erwecken, die schlafende Kraft aus den Brüsten, dann darf er die Schuld mit den weichen Armen himmlischen Mitleids umschlingen und das Elend durch Schönheit mit dem Leben versöhnen. Leichte, liebenswürdige Göttinn, Du lebst in dem Auge und Herzen der Guten, die freundliche, spielende, welche das starke und

ganze Geschlecht nach den Mühen der Tugend mit Blumen bekränzt und durch Bilder uns Träume über den Staub emporspielt. Du bist nicht auf Erden, Du bist der Gerechtigkeit ewige Gesellinn. Was man ausruft von Kanzeln und Thronen, auf Schlachtfeldern und Jahrmärkten mit Deinem Namen, ist eine Gaukelei mit Deiner Maske, so sichst Du nicht aus. Nie der Tapfre darf die Schönheit besitzen. Was sollen diese trägen, eitlen, knechtischen Gesellen mit Dir, unter deren schlaffen Händen und weichen Herzen alles mürb und gestaltlos wird? Aefferei treiben sie mit dem Heiligen, zur Mode erniedrigen sie die Kunst, zur Weinerlichkeit das Mitleid, und die lahmen und jämmerlichen Gestalten, die aus solcher Erbärmlichkeit hervorgehen, lassen sie durch ihre Humanität und Bildung werden und schelten die Tüchtigkeit und Wahrheit der Väter Unhuld und Barbarei. Damit alle ihre Jämmerlichkeit ungestoßen und ungeschlagen durchgehe, das mit ihre Ziererei für Empfindung, ihre Eitelkeit für Bildung, ihre Weichlichkeit für Zartheit, damit ihr ganzes hohles und leeres Schattenleben

ben doch für etwas Wirkliches gelte, dazu haben sie die Aeffinn, die sie mit ihrem Namen nennen und anbeten. Hinweg mit ihr! es ist keine Humanität, diese zu dulden, es giebt keine Humanität für das Unrechte und Böse, es giebt keine für die Halblügen und Halbwahrheiten, womit ein ausgeartetes Menschengeschlecht spielt.

Und wie ist die Menschenwürdigung? Ach! die schlechteste. Man versteckt sich auch hier hinter dem dicken Leib der Welt und meint Wunder was geworden sey, seitdem durch den Geist alles zur Einheit und Möglichkeit, Maschine zu seyn und Maschinerie zu verstehen, hingebracht ist. „Jetzt erst sind weise, menschenbildende Staaten, wo alle Kräfte auf einander wirken, alle „Strebungen in einander greifen, alles Eines „Ziels und Einer Kunst ist.“ Aber ist in dem Gerüst Kraft, ist hohe Einheit in duldender Erbärmlichkeit? Ist das, so ist freilich diese Menschheit herrlicher, als die vergangenen. Zeigt mir die Herrlichkeiten eures Staats, zeigt mir das Glück und die Bildung eurer Bürger, zeigt mir die feste Ewigkeit eurer klugen Mas

ſchinen. Ihr ſtaunt, daß man nach dem fragt, was iſt? Ich ſage euch dann, was iſt. Die Majeſtät, das ſtolze Vertrauen des Einzelnen iſt dahin, das kühne, ſtille Wirken einer edlen Natur iſt durch tauſend Bande des Staats ſeit der Wiege gefeſſelt, die Kunſtgerüſte, welche die Menſchen dumm, feig und ſchwach gemacht, halten nicht mehr und fallen zuſammen, und die Armen, nachdem ihr Kerker zerſtört iſt, wiſſen in der friſchen, freien Welt nicht zu ſtehen, zu gehen, zu finden, die Meiſten gaffen verwundert, Viele trauernd. Doch nur in der todten, faulen Maſſe haben ſie ſich bis jetzt gefühlt, ſie treiben ſich darin auch noch fort und die Allgemeinheit der Vernichtung ſcheint dem Einzelnen das Gefühl ſeiner Schmach zu lindern. Wie das bröckelichte Alte fällt, kommen Konſtitutionenſchmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenloſe mit einem Uebermuth, der immer wächſt, weil er keinen Widerſtand findet. Hunderttauſende werden durch die Experimente zerſchmettert, Hunderttauſende im wilden Treiben der Herrſchaft zerſtört. Was kümmert es dieſe? jene ſollten ſelbſt einen Werth auf ſich ſe

ßen. Sind ſie kümmerlich und ſchlecht, kümmerlicher und ſchlechter wird der Geiſt ſeyn, ſie zu gebrauchen und zu beherrſchen.

Alles ſteht im Nichts und alles ſtrebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und ſtürzt und bricht alles Alte und die Zeit hat der Einreißer, Zerſtörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Deſpoten die Menge geſandt, die Vernichtung zu beſchleunigen. Iſt die Stunde der Aufräumung und Zerſtörung ſo plötzlich gekommen? muß der Schutt und die Verweſung durch Blut raſcher weggeſpült werden? Iſt das Geſchlecht in ſolche Nichtigkeit, Schwäche und Untauglichkeit verſunken, daß es ſchnell vergehen muß, damit eine freudigere kadmeiſche Nachkommenſchaft werde, die ſein jämmerliches Bild nicht mehr ſehen muß, um nicht daran verſteint und in der friſchen Weltſchöpfung aufgehalten zu werden? Sind wir rettungslos verdorben, unfähig hoher Fantaſie und erhabnen Gefühls, unfähig kühner Geduld, unfähig freien Gehorſams, unwürdig alles Glücks und aller Freiheit? Steht noch immer der alte Weltzirkel der Geſchichte, daß, wenn alles in

Weichlichkeit, Unmännlichkeit, Ueberkünſtelung vergeht, Verjüngung durch Zerſtörung kommen muß? O ſo laßt uns verderben und die tiefe Weisheit anbeten, die wir nicht verſtehen! ſo brülle Krieg mit Deinen tauſend Hälſen und ſtampfe mit den eiſernen Füßen Städte und Länder zu Brei! ſo ſchimmert blutige Tyrannen mit der Geißel und dem Schwerdt! und unerbittlich miſche der wühende Kampf das Gute und Schlechte, das Ganze und das Verweſete in Einer Verwüſtung! Die Barbarei wird nachkommen, Armuth wird nach dem Elend Freiheit und Gerechtigkeit gebähren und ausgeſtorbene Tugenden werden in das erfriſchte Mark der Welt fahren und herrſchen. Iſt das, ſo laßt uns verderben!

Aber weil dieſe Arbeiter auf Erden friſch ſind, unwiſſend, was ſie thun, laßt uns in unſerm Himmel nicht faul ſeyn, wiſſend, was wir thun ſollen. Aus dieſem vollen Nichts, was jetzt iſt, kann nichts werden, wer darin

ſtill ſteht, kömmt um, wer darin leben kann, iſt ein Sünder oder Thor. Der unendliche Geiſt iſt wach, nie hatte er dieſe Höhe erflogen. Auch er hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er iſt fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menſchen, daß ſie verſtummen, zittern und ſehen, worin ſie ſind. Durch ihn, den Unendlichen, kann dieſe Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerſtört hat. Ihr Edleren und Weiſeren auf! auf mit Freude und Muth! thut eure Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlöſung.

Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Koloſſeen zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwerdt thun ihr Amt, das Größte verſchwindet: nur Eine Unſterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit ſind das reine Element des Lebens des göttlichen Menſchen, durch ſie iſt er, ohne ſie nichts. Iſt nicht alles Wahn, was wir ſe-

Hen und empfinden, treiben nicht die Beſten be-
thört mit der bethörten Zeit dahin, kann der
treue Wille nicht verwunden, ſo hat das kühnſte
Wort ſeine Verſöhnung. Ich liebe die
Menſchen.

Geiſt der Zeit.

Zweiter Theil.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zweite veränderte Auflage.

London 1813.
Bei Th. Boosey.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Natura hominibus lacrymas dedit et loquelam, quibus distinguerentur a brutis.

Theophrast.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Dieſes Buch wird zum zweiten Mal aufgelegt, weil es im Winter 1809 jenſeits des Meeres gedruckt, im Vaterlande wenig erſchienen iſt. Einiges darin mag auch jetzt noch zu teutſchen Herzen ſprechen; anderes ſieht der Verfaſſer ſelbſt als Irrthum oder Traum an; doch hat er es nicht durchaus ändern können, ohne das Ganze zu verſchieben: auch glaubt er, was aus treuem Herzen kömmt, kann wohl verletzen, aber nie verführen. Niemand meint weniger als er, daß die

Schreibfeder Verfassungen und Gesetze je gemacht hat noch machen wird: die Noth und der Degen machen sie, oder — was dasselbe ist, aber besser klingt — Gott und die Zeit. Aber Gedanken darf und muß der Mensch tauschen und umrollen: deswegen ist er Mensch. Gott hat den Menschen diese Freiheit, das Vorrecht des Geisteradels, verliehen; die jetzige Zeit verleiht sie dem Teutschen.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dieſes Buch iſt ein wanderndes Bild der Zeit; ſeine Empfindungen müſſen wandern und wanken wie die Zeit, ſeine Geſinnungen müſſen ſtehen und bleiben wie die Ewigkeit; thun ſie das nicht, ſo iſt das Buch ein ſchlechtes Buch. Von der Höhe des Himmels nur kann man die Verwüſtung der Erde ſchauen und doch Menſch bleiben: laß die Rui-

nen des Tages uns mit den andern zerſchmettern, uns Freiere und Kühnere beſeelt ein Geiſt, erfreut eine Hoffnung, entzückt ein Glaube, daß wir noch jauchzen dürfen, wo die Knechte wimmern. — Geh denn hin, Buch, und thu' Deinen Dienſt.

I.

Blick vor- und rückwärts.

1806 im September.

Im Herzen Muth,
Trotz unterm Hut,
Am Schwerdte Blut
Macht alles gut.

I.

Soll die Wahrheit allein ſich mit dem falſchen Roth der Schaam zieren und alles andere ſchaamlos ſeyn dürfen. Nein. Wie unverſchämt die Lüge der blutigſten und liſtigſten Weltunterdrückung, wie frech das ſtumme Schweigen der Feigheit unſrer Fürſten, ſo töne auch ſie mit donnernder Stimme in der Thoren unverſtändiges Ohr; den Guten kann ſie nie unverſchämt und frech dünken: der Schein mag nicht richten, was nackt ſeyn darf.

Prophezeihungen ſind Wirklichkeiten, Sorgen ſind Aengſten geworden. Eine Zeit, welche herrliche Kräfte ſchnell wegrafft und vertilgt, weckt und reift andere früher. In allgemeiner Noth ſpreche jeder laut, dem ein reines Herz für

das Vaterland ſchlägt; in mittelmäßigen Tagen, wo die Dinge ſich ſelbſt zu tragen ſcheinen, warte jeder der Stunde der Reife und der Weisheit und horche auf die Stimme des Alters und der Erfahrung. Dieſe Zeit, die ſelbſt Prophetin und Seherin iſt, bedarf eben keiner Propheten und Seher: wenn die, ſo berufen ſind, ſchlecht waren oder verſtummen, ſo ſpreche jedes vaterländiſche Herz den Fürſten und dem Volk, wohin die Zeit weiſt und ſtrebt.

Unglück haben wir viel erlebt, Schande mehr. Wenn fürchterliches Unheil das Volk und das Vaterland ergriffen hat; wenn die Könige und Fürſten ſelbſt bang und ſtumm es an die Fremden verrathen; wenn allgemeine Knechtſchaft und Verfinſterung des Deſpotismus, der gern ein heiliger und lichtvoller Choraget des Zeitalters ſcheinen mögte, nach dieſes Volkes Fall Europa bedroht; wenn der liſtige und heimtückiſche Feind durch unſre Zwietracht ſiegt, unſre Feſtungen ſchleift oder beſetzt, wenn er ſchmeichelnd, bittend, drohend, zuweilen ſelbſt

wohlthuend, immer gleich schreckliche Plane der Bosheit heckt; wenn unsre Städte verarmt, unsre Fluren verwüstet, unsre Sitten in der Schmach der Weiber und Jungfrauen, in der Armuth und dem Elend der Männer geschändet sind; wenn neue Namen und Verfassungen die Bethörten thörigter, die Mithelfer und Diebe des Vaterlandes weniger gebrandmarkt machen — dann, in solcher Verwirrung, Unterdrückung und Wuth erstarren die Wackern in Verzweiflung. Wer diese Erstarrung und Verzweiflung fühlte und fühlt, der darf davon sprechen.

Trotz aller sibyllinischen Gewißheit der Zukunft hielt Schaam die Zunge, gegen hoher Männer Worte zu sprechen. Sie hielt meine, sie hält noch vieler biedern Männer Urtheil und Zunge. Hohe, glorreiche Genien, die das Vaterland mit Stolz, das Ausland mit Ehren nennt und erkennt, wurden durch einen andern Geist regiert und erleuchtet, als unsre Väter. In Mitte der fürchterlichsten Revolutionen, welche die Welt aus ihren alten Angeln heben

hoffte sie von der geistigen Bildung, von dem erleuchteten Geist der Zeit, wie sie ihn nannten, eine Mäßigung und Vereinigung der edelsten Kräfte der Europäer, welche altes Verderben und lange Kämpfe stillen, und alles Gute und Schöne, was die vorigen Alter zeugten, in herrlicher Gesammtheit göttlicher darstellen würden. Das Politische — Umstürzungen alter Thronen und Verfassungen, zerstörende Kriege, Vertilgung und Untergang von Völkern — schien ihnen in jener hohen Ansicht nur kleinlich, ja dem hohen Zweck der Zeit, wie sie ihn meinten, wohl gar dienlich. Ihr Irrthum bethörte viele, bethört noch immer einige, und bedeckt durch die Aegide ihres Namens die Menge blinder Dummköpfe und feiger Schurken, welche, was am Tage ist, nicht sehen können oder scheinen nicht sehen zu können. In denselben Tagen, wo das heilige Herz des alten Europa, Germanien, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eigenen Lebens schlagen soll, wo die schändlichste Sklaverei alles Ehrwürdigste besudelt, und mit unverschämter Kehle als Rettungsmittel

ausſchreit, was alle edle und freie Völker von jeher verabſcheuten — in denſelben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geiſtes eines Volkes und einer Menſchheit als Aberwitz und philoſophiſche Tollheit verrufen wird, hofften unſre Barden und Philoſophen Erlöſung und Freiheit der Enkel grade durch einen Geiſt der Geduld und Erſchlaffung, der die Blüthe und Tapferkeit der alten Welt verdarb. Kümmerlinge ihr! eure nachgeſungenen Hellenentöne werden die Begeiſterung des Volks nicht wecken, eure philoſophiſchen Geſpinſte werden das ſchwere Leid einer geplagten und entnervten Welt nicht emportragen können, ohne daß ſie zerreißen. Euer Edles erkannte das teutſche Volk, dumm aber, wie eure Hoffnungen, iſt euer Weltverſtand und eure Weltlehre.

Immer hat die vergangene Zeit wenig Spätergebohrne belehrt, immer noch miſcht man die göttliche Welt des Scheins in die irdiſche des Seyns. In jener göttlichen Welt iſt das verborgene und ſtille Wirken, den Irdiſchen unten kaum

vernehmlich; aber das Geſetz, was darin waltet, wolle nicht irdiſch auf Erden herrſchen. Wo tapfer geſtritten, wo ſtrenge und weiſe geherrſcht werden ſoll, da ſei die Hand raſch, die Bruſt muthig, die Zunge laut; da waren die Zeitdiener und Leiſetreter, die Völker- und Glaubensvereiniger zu Einer Heerde und Kirche von jeher die Verderber. Ach! mein Volk hat das noch kaum erkannt nach ſo vielem Elend und ſo offener Schande. Luther und Hutten, heilige Namen, hat man euch nicht als Aufrührer und Tempelſtürmer hingeſtellt? Was wäre Erasmus Witz und Melanchthons ſtille Tugend geworden ohne euch? Sind Namen, wie Leonidas, Hermanns, Karls des Hammers, Winkelrieds, und Guſtav Adolfs von den ſtumpfen Zeitgenoſſen nicht leiſer genannt worden! Solcher Männer und Helden bedarf Europa; denn der neue Mongole und Saracene von Korſika droht mit einer ſchlimmeren Barbarei und Knechtſchaft, als welche von ihnen bekämpft ward.

Hinweg mit den aufgeblaſenen Dunſtköpfen und Tröpfen, welche ſolche Thaten und Namen

mit Klügeleien herabsetzen und verkleinern! gegenwärtiges, späteres Elend wird den schlimmen Irrthum der Eitelkeit heilen, aber Böses geschah und geschieht dadurch. O Vaterland! du mangelst nicht tapferer, kühner Herzen, aber kühner und tapferer Stimmen mangelst du, welche mit Ernst und Liebe deine Noth und deine Rettung verkündigten. Außer diesen Bethörten giebt es viele feige und gemeine Knechte ohne Sinn für das Große und ohne Gefühl für das Volk und seine Ehre, Sklavenseelen, welche sich anmaaßen, Zeichendeuter und Ausrufer der Zeit zu seyn. Wahrlich diese Zeit kann nicht gedeutet noch getragen werden durch solche Knechtsgesichter, welche mit niedriger Gesinnung hinzutreten und das halbe Lügenwort der Wahrheit sprechen, viel schlimmer und teuflischer, als die volle Lüge; welche immer nur sich sehen, nie das Allgemeine; welche mit den Ansprüchen, in ihrem Volke etwas zu bedeuten, doch auf allen Fall ihr eignes kleines Leben mit allen seinen Zierrathen und Ehrenflittern sichern mögten; welche furchtsam untertauchen, wo es gilt, in der wilden Bran-

dung entweder oben zu ſchwimmen oder zerſchmettert zu werden. Beſſer ſchwiegen ſie, und ehrenvoller ſchwiegen alle, welche offene Schildträger des Unrechts und der Tyrannei ſind, wo ſie auch erſcheinen oder längſt erſchienen, welche wohl gar Napoleon dem Großen, dem unſterblichen Einrichter und Befreier Teutſchlands, dem Führer und Helden des Jahrhunderts, dem Schöpfer eines ewigen Friedens die Schande, die aus ihren Herzen floß, und, wenn es möglich wäre, ſie mit neuen Flecken zeichnet, weihen, eine würdige Weihung. O ihr Schreiber, ihr Träger und Sprecher des göttlichen Wortes der Menſchheit, könntet ihr nur fühlen mit dem Kleinſten und Geringſten im Volk, wie er ſein Zeitalter fühlt, wagtet ihr nur offen das Rechte und Wahre zu ſprechen, Weltunheil würde nicht ſo umgreifen können, durch Gemeinſchaft der Stimmen für Vaterland und Recht würdet ihr Fürſtenſeelen ſtärken, und auf den Denkmälern der freien Väter würden freie Söhne freudig ſterben wollen, und Helden

würden erſtehen unter einem Volke, das ſeines glorreichen Alters große Erinnerungen wieder fühlte. Rache! Rache! würdet ihr rufen gegen den ſchlauen Verderber Europens, und Rächer würden erſcheinen. Jetzt giebt man ſeiner Feigheit nur andere Namen, und mögte klug und weiſe ſcheinen, da man ſchwach und ſchlecht iſt.

Frei darf und will ich ſprechen, weil ich fühle, daß ich für Ehre ſterben kann und in Schande nicht leben darf. Dies war der Väter Lehre, und, ſo lange dieſe galt, ſtand es wohl um das Vaterland. Wird dies nicht wieder die Geſinnung der Urenkel, ſo ſind unſre Köpfe vergebens klug, unſre Schwerdter vergebens ſcharf. Ueberdruß, zuletzt tiefer Gram ließ mich verſtummen. Ach! es bedurfte keiner Erklärung der Gegenwart, mit ihren ſcheußlichen Folgen hat ſie ſich ſelbſt erklärt, und alle Prophezeihungen ſind durch ſie feſte Orakel geworden. Doch die Dohlen krächzen zu laut und der Vogel ſcharfer Klauen muß unter ſie fahren. Denn waren einige ſcharf ſehend für das, was noch

unter der Hülle der Zukunft lag, ſo ſind andere blind für das, was man mit Händen greifen kann, oder ſtellen ſich doch, als ſeien ſie es. Mit dieſen Blinden rede ich, ihnen zeige ich die warnenden Zeichen der Zeit; denn lieber mögte ich Schrecken bei allen, als Sicherheit bei vielen. Ihnen mögte ich jenen glühenden Zorn einhauchen, der als verderbende Flamme für die Fremden aufgehen und ſie mit Verzweiflung über den Rhein jagen müßte, jenen ſchönen Zorn, dem das Schlimmſte, dem ſelbſt der bitterſte Tod wünſchenswerther ſcheint, als Geduld der Knechtſchaft, jene Begeiſterung, wodurch der jetzige Mann für des künftigen Mannes freies Geſchlecht mit Freuden ſtirbt.

Was haben wir in einem Jahre erlebt! und doch noch nicht ſo gräuliches, als es unſer Unglück und unſere Dummheit verſchuldet haben. Soll ich an die unvergeßliche Schmach erinnern, womit der Krieg begann? an des unſeligen Macks unritterliche und unehrliche Uebergabe mit einem ganzen Heere, wobei tauſend

teutſche Herzen die Verzweiflung beklemmte? — nur er, der Elende, der nicht ſiegen konnte, konnte nicht ſterben, und lebt noch mit der Laſt ſeiner Schande — an Preußens Schwanken und Zögern in dem verhängnißvollen Augenblick? an den unglücklichen Tag von Auſterlitz? an den Schimpf der erſten Stadt Teutſchlands, des Kaiſerlichen Wiens, ſeinen Herrn fliehen und den übermüthigen Feind einziehen zu ſehen? endlich an das, womit das Unheil begonn, an die ewige, brennendſte Schande, an teutſcher Fürſten Mitgenoſſenſchaft mit dem hinterliſtigen Zerſtörer? O es iſt zu viel für eine teutſche Bruſt. Dies war das Erſte, viel ſchlechter war das Zweite. Das Glück war nicht da, aber auch der Muth ſchien verloren, und, wodurch er immer geſiegt hatte, durch Zwietracht und Unentſchloſſenheit der Verbündeten ſiegte der Feind vollkommen. Preußen, mit einem ſtarken und gegen den Feind des teutſchen Namens ſtreitluſtigen Heere, ſtand auf der Entſcheidungslinie und ſchien das Vaterland retten zu wollen und zu können. Später hat man behauptet, es habe

versprochen gehabt, es zu thun. Es zögerte. Austerlitz kam dazwischen; von dem, das vorher schon zaghaft geschienen hatte, erwartete man wenig. Noch jetzt hielt seine verhängnißvolle Hand das Weltschicksal und das Leben von Hunderttausenden. Schwere Arbeit fand Bonaparte zwischen dem preußischen und des Erzherzogs Heer; schwankte der Sieg, so stand ihm kaum Flucht über die Alpen, seinem Heere nur Gefangenschaft oder Tod durch Eisen und Hunger offen. Ein ernstes Wort, mit ernsten Waffen gepaart, hätte entscheiden können; mit einem Federstrich, wenn der Fremde übermüthig war, mit dem Schwerdt, hätte großes Unheil gebessert werden können; nicht für das Vaterland, selbst für sich, hätte Preußen glänzend entscheiden können, welche Parthei es auch ergriff. Es ergriff keine, und der herrlichste Augenblick war verloren, einer von jenen, wo die Nemesis über dem sterblichen Haupt und seiner Weisheit oder Thorheit lauschend schwebt. Was geschah? Oesterreich schrie nach Frieden, Rußland, mißmüthig, zog seine Krieger zurück, der

Preußische Minister ward mit süßen Komplimenten und allgemeinen Gelübden bethört, vielleicht mit etwas Schlimmerem. Bonaparte lobte die Weisheit des Preußischen Kabinets, schmeichelte der Scharfsicht der Räthe und der Tapferkeit des Heers, schloß seinen Frieden, befahl Haugwitz als seinen Diener nach Paris, und sandte ihn bald nach Berlin zurück, beschimpft und von seinem Volke verflucht, seiner Leichtgläubigkeit oder Feilheit lachend. Was dieser Sünder, Teutschlands zweiter Mack, an seinem und an dem großen Vaterlande verbrochen, das werden tausend edle Herzen mit ihrem Blute bezahlen. So endigte ein Kampf, auf dessen Anfang viele mit Hoffnung, viele auch mit Zittern hingesehen hatten, beispiellos schnell und unglücklich. Man war auf nichts vorbereitet, nicht einmal auf das Unglück, worauf der große Mensch, der König und der Feldherr immer gerüstet seyn soll. Nach großen Unfällen, die doch nicht unheilbar waren, mit mannigfaltigen Kräften und Hülfsmitteln, die selbst durch Klugheit und Glück bedeutender werden konnten,

gab man sich der Kühnheit und Schlauheit des Korsen hin und überließ ihm das Schicksal Deutschlands und in diesem das Schicksal Europens.

Endlich, glaub' ich, hat man den Fürchterlichen völlig kennen gelernt, wenigstens hat er selbst alles gethan, was ein Sterblicher thun kann, über sich keine Ungewißheit mehr zu lassen. Wer diesem noch einen freien und großmüthigen Sinn, wer ihm noch erhabene und edle Plane der Wiedergeburt der Menschheit, der festen Verfassung und Begründung Europens beimißt, ist entweder ein heilloser Narr, oder ein bestochener und lügnerischer Verräther, welcher Schande, der er sich niederträchtig unterwarf, bedecken mögte, indem er der Welt einbilden will, er halte Bonaparte für den Helden des Jahrhunderts, für den Gesetzgeber und Beglücker der künftigen Geschlechter. Er hat mich nicht betrogen, wie ich ihn seit dem ersten Anlauf auf seiner schimmernden Bahn geahndet habe. Das Glück treibt ihn unwiderstehlich

weiter, und alles Erbärmliche eines engen Herzens enthüllt sich schaamloser, je sicherer er der Herrschaft wird. Aber euch, die ihr auf ihn noch immer hinweiset als auf das beglückende Gestirn der Zeit, euch andern, die ihr schwer begreifet, was hell am Tage liegt, will ich die Bedeutung des letzten Jahres, die verschlingende Gefahr der Gegenwart und das verschlingende Ungeheuer derselben zeigen.

Von dem politischen Recht, wenn es je ein solches gab, mit welchem in den letzten zwanzig Jahren in Europa verfahren ist, darf ein verständiger und wahrer Mann wohl nicht reden, und da muß man Bonaparten billig erlauben, was sich andere erlaubten und in einer ähnlichen Lage erlauben würden. Aber von einem persönlichen Recht und einer persönlichen Pflicht darf bei jedem Manne geredet werden, der durch seine Aeußerungen selbst sich solchem unterwirft und über dieses sein Recht und diese seine Pflicht die Zeitgenossen laut zum Urtheil auffordert. Bei einem Mann, der durch den eignen Mund

und den Mund seiner Dolmetscher sich die Rolle des ersten Helden und Menschen des Jahrhunderts kühn beilegt und beilegen läßt, der immer von Gerechtigkeit, Mäßigung, Großmuth, und Beglückung der Völker spricht, darf man dies Recht und diese Pflicht untersuchen, worunter er durch den Gebrauch solcher Worte sich stellt. Seine verdiente Strafe leide er, wenn er lügt.

Als er vor einem Jahre losbrach und über den nicht mehr teutschen Rhein ging, was gelobte er? Im Angesicht Europens gelobte er laut und öffentlich, er komme nur, durch den Ehrgeitz und die Wuth seiner Feinde gezwungen, die den Friedfertigen aus seiner Ruhe aufgerissen, er komme als ein Befreier und Rächer seiner Freunde und Bundsgenossen, der treulos von Oesterreich angefallenen, dessen Herrschsucht der Freiheit Teutschlands ewig gefährlich bleiben werde. Dieses Oesterreich wolle er züchtigen, die teutsche Freiheit sichern, und dann als Versöhner und Vermittler mit siegreichen Heeren zurück gehen. Laut und öffentlich —

o Schande, wenn ein Unverschämter sich schämen könnte — gelobte er im Angesicht der Welt, Frankreich wolle keine neu unterworfene Völker, das Volk, der Regent seien groß und herrlich genug durch sich selbst, Teutschland solle das ganze Teutschland bleiben. So versprach er, aber anders that er. Der Friede war mit Oesterreich geschlossen, ein schmählicher Friede; die rußischen Krieger waren ihren langen Weg zurück gegangen; die braven Preußen, bang, wie es schien, den Allmächtigen zu verletzen, wichen, wohin nur einzelne Haufen Franzosen nahten, und übergaben ihnen besetzte Länder und Städte, die außerhalb dem nothwendigen Kreise dieses Feldzugs lagen; bis auf wenige Tausende wichen sie hoch nach dem Norden Teutschlands zurück. Das arme, durch die Märsche und Kourierzüge von Hunderttausenden zertretene, durch Lieferungen und Erpressungen von Freunden und Feinden bis auf das Mark ausgesogene Südteutschland hoffte umsonst Erlösung. Hundert und funfzig tausend Franzosen blieben in ihm stehen, und lebten leicht

und frisch, wie Franzosen gewohnt sind. Transporte des erbeuteten Geschützes und Geldes, Züge der Verwundeten, neue Einmärsche der Konskribirten, zehrende Haufen von Gefangenen, Lazarethe, Pesten, Seuchen, Kommissarien, Einrichter, Bedrückungen und Schändungen aller Art — wie haben sie die unglücklichen Länder heimgesucht! Reiche Städte sind verarmt und knechtisch geworden, der unglückliche Bauer aus Schwaben und der Schweitz sucht im Bannat, in der Krimm, selbst unter den Schädelskalpirern am Mißisippi ein neues Vaterland, und zieht mit Weib und Kind ins Elend. Zehnmal ist versprochen, das Heer solle abziehen, immer ist es geblieben, und wie eine Horde Mongolen in einen neuen Bezirk gezogen, wenn der, wo es stand, abgeweidet war. Kleine Ursachen haben zu Entschuldigungen gedient, es in des Vaterlandes Gränzen zu behalten. Die Fürsten, die Länder und Städte haben es still ertragen, und noch danken müssen, daß man sie nicht noch mehr geschändet. Bonaparte hat Manchen

neue Provinzen zugetheilt, eroberte und geraubte. Mit einem herrlichen Recht, das nicht einmal Kriegsrecht, sondern Bequemlichkeitsrecht der Politik genannt wird, bestiehlt er die einen, um die andern zu bereichern, verkleinert hier, um dort zu vergrößern, macht Könige, Grosherzöge und Herren, wie er will; und freie Städte müssen sklavisch, unabhängige Fürsten und Männer unterwürfig werden. So wirft der Gewaltige das Loos über die Länder, und zugleich über die Söhne und Töchter der Fürsten, die mit einer neuen Erniedrigung, die ihm Erhöhung heißt, ihr altes Blut mit den wirklichen oder künstlichen Nichten und Neffen, Söhnen und Töchtern des großen Imperators vermischen müssen. Nach langen Einleitungen, vielfältigen Lügen und Versicherungen, halben Erklärungen und pomphaften Ankündigungen und Schmeicheleien von der Seine her und von seinem gewandten Diener des Despotismus, Talleyrand, ward es endlich klar, was der gepriesene Schutz und Beistand der südteutschen Fürsten und das neue

politische System bedeuteten, das man als ein bis jetzt unerfundenes Weltwunder, als das Mittel des Heils der Völker und eines ewigen Friedens ausschrie. Heillos ist es indeß ergangen, und ergeht es. Seine Soldaten haben regiert; willkürlich und despotisch sind alte Herren und Fürsten erniedrigt, die mit neuen Titeln geschmückten wahrlich nicht blos scheinbar erhöht; geplündert ist und abgerundet und getauscht; selbst Preußen, das von seinen Ministern verrathene, hat abtreten und tauschen müssen, aber Schimpf für Ehre, Krieg für Frieden getauscht, und sich dem Unersättlichen gegenüber auf eine gefährliche Spitze gestellt, von welcher nur alte Tapferkeit und Kühnheit, wie zu weiland des großen Friederichs Zeiten, es werden retten können. Jetzt ist Südteutschland unter einem prunkenden Titel Frankreich unterworfen, die verbündeten Fürsten sind Bonapartens Vasallen, ihr Silber und Gold, ihre Söhne und Töchter, ihre Festungen und Burgen sind seine; doch so gierig und blutig er ist, noch spielt er mit ihnen: sein Glück und

die Zeit wird das Uebrige vollenden und offenbaren.

Die Schlachten von Ulm und Austerlitz haben die letzte Schaam, die noch bei dem Manne war, ausgetrieben. Ohne Achtung gegen die Meinung des Zeitalters fährt sein Banditensinn hin und raubt mit dem gemeinsten Geitz für seine Nepoten Länder und Städte, und man kann gleich wahr sagen, daß kein Fürstenthron sicher seyn wird, solange er noch einen Bruder oder Vetter zu versorgen hat, und daß er Vettern, Nichten und Töchter zu versorgen finden wird, solange es ununterjochte Völker giebt. Holland ist in diesem Abgrund untergegangen, Italien, ein Theil von Teutschland; lüstern sieht sein gieriges Aug nach Spanien, Portugal, und dem Rest von Teutschland hin, die ihm wohl fast ein sicherer Raub scheinen: das übrige Europa wird dann schon allmälig folgen müssen.

Holland, durch wie viele politische Wiedergeburten hat es gehen, wie viele neue Verfas-

sungen hat es mit durchlaufen, wie viele Schiffe vergeblich ausrüsten, wie viele Heere unterhalten, wie viele Millionen Gold nach Paris schicken müssen! alles für die Freiheit, rief man, eines würdigen und republikanischen Volkes, alles, um es von dem blutdürstigen und ehrgeitzigen Einflusse Englands zu befreien. Was hat man seit den letzten Jahren nicht versucht in Ränken und Kabalen, um das unglückliche Land durch Zwietracht und Partheien so zu verwirren, daß man ungescheuter mit ihm spielen durfte! Aber umsonst. Bei dem ruhigen Gemüth seiner Bewohner wollte es alles nicht anschlagen und die guten Leute machten ihre Sachen immer noch so ziemlich leidlich. Die Zeit war gekommen, wo man vor nichts mehr Scheu hatte. Man berief die, auf deren Patriotismus, wie es lautete, auf deren Feigheit und Schlaffheit, auf deren kümmerliche Politik, alles einer erbärmlichen Gegenwart anzupassen, man sich verlassen konnte; man erklärte ihnen, Holland müsse eine Monarchie werden und Bonapartens

Bruder Ludwig zu ſeinem Könige wählen. O ihr Niederländer! einſt kühnes und unerſchrokkenes Volk! Vaterland der Wilhelme und Ruyter, wo war Eine Stimme unter euren erkauften Vertretern, die vor Europens Ohren laut zu werden wagte? — das Murren und die Ungeduld des kleinen Volks begräbt ohne Anführer die Vergeſſenheit. Iſt denn die Lehre jetzt allgemein, daß der Starke den Kleinen ungeſtraft unterdrücken darf, ohne daß dieſer die Welt und den Himmel zu Zeugen ſeiner Schmach und ſeines Leids anrufe? Rächer würden alſo erſtehen und furchtbare Männer ſelbſt unter den Kleinen vortreten, welche den Ehrgeiz an der Spitze einer halben Million Menſchen bleich machen könnten. Das Wort und die Meinung, ſeine Tochter, ſind als allmächtig von dem Mächtigſten gefürchtet. Warum brauchen edle Herzen, die mehr als ſchimpfen, die Wahrheit ſagen können, gegen ihn dieſe fürchterlichſten Waffen nicht? Keine Stimme iſt gehört worden, welche das Volk hätte achten können, ſtumm hat man gehorcht

und angenommen, was an der Seine geboten und erfunden ward, und Ludwig Bonaparte iſt als König eingezogen, und, ſchreibt man, **mit dem lauteſten Jubel von dem Volk empfangen worden, das nun glücklichen Zeiten und dem Ende langer Erſchütterungen und Zerrüttungen entgegen ſieht.** Ja wenige Wochen nach ſeinem Einzuge erſcholl es ſehr naiv von Amſterdam: **König Ludwig fängt ſchon an der Vielgeliebte genannt zu werden.** O über Deſpotenſchmeichelei und Sklavenkriecherei, wie ſie hündiſch hier im Weſten nie geſehen worden! ihr nennt Satan einen Lichtengel und den Neger einen belvederiſchen Apoll, wenn man euch winkt. O erinnert euch doch, wackre Niederländer, daß Ludwig der Funfzehnte verfluchten Andenkens einſt dieſen ahndungsvollen Namen führte.

Nichts aber bei dieſem neuen Königthum war abſcheulicher, als ein Aufſatz im Moniteur, wodurch man künſtlich die Trefflichkeit einer

despotischen Einherrschaft vor republikanischer Männer Herrlichkeit zu beweisen suchte. Dieser Aufsatz ist das Unübertreffliche diplomatischer Unverschämtheit und abgetriebener politischer Sophisterei. Mit einer Frechheit, die nur nach einer Revolution, die leider in Franzosenhände fiel, erklärlich ist, beweist Herr Talleyrand, nichts sei abscheulicher, nichts dem Glücke, dem Heil, und der höchsten Entwickelung des menschlichen Geschlechts verderblicher, als eine republikanische Verfassung, wo das Gesetz mächtiger ist, als der Regent. Freilich wer das blutige Franzosenaffenspiel mit der Freiheit gesehen hat; wer nach Pethions, Dantons, und Robespierres Republik, nach Barras und Reubels Verwaltung zurückblickt; wer die Zeitgenossen an einen anarchischen Staat erinnert, von Lastern aufgelöst, von Lastern genähret und beherrscht, der sich Republik nannte; wer sie an die abscheuliche Narrheit erinnert, womit die großen Halter dieses Staats Einrichtungen der alten, Ideen der neuen Welt, die sie nie verstanden, mißbrauchten — der konnte leicht ein

solches scheußliches Bild von einem freien Staate entwerfen, wie der weiland Bischoff von Autun, und behaupten, daß es nichts als Hängen und Köpfen, Exile und Faktionen, Mörder und Banditen darin gebe; der konnte wohl den Despotismus, der alle Kraft zum Nichts ausgleicht und keine herrliche Natur im Guten und Bösen gewaltig erwachsen läßt, der konnte wohl die brütende Stille der Gewitterluft, wo nur das Eine Wort des Tyrannen gilt, als den heitern Himmel der Ruhe und Glückseligkeit der Welt verkündigen. Elender Sklav eines Tyrannen, kennst du nur das Jetzige, oder willst du das Vergangene und Künftige nicht kennen? Hier gebahr die Freiheit die Wilhelme und Ruyter, die Oldenbarnevelde und Grotius, die Boerhave und Hemsterhuys; hier gebahr die Freiheit in Wüsten und Sümpfen blühende Gefilde, dämmte dem furchtbaren Meer sein Gebiet ab, und begrub sich trotzig unter Wellen, wenn der Uebermuth des Unterdrückers nahte; die Flaggen dieses freien Volkes wehten siegreich auf allen Meeren, und seiner Männer

Weisheit und Tapferkeit hielt lange die wankende Wage europäischer Gerechtigkeit im Gleichgewicht. Noch herrscht hier Fleiß, Sparsamkeit und Zucht; aber den Enkeln hat Gold besser gedäucht, als Freiheit, darum werden sie beide verlieren: was Tapferkeit erwarb, kann nur Tapferkeit erhalten. Wir werden sehen, was dein König ihnen bringen wird.

Und Italien? Er hat es beinahe gereinigt. Was von Fürsten übrig, der Pabst, die Königin von Hetrurien, dient und wird dienen, bis es ganz verschwindet; die alten Könige sind auf die Inseln gedrängt, und werden dort unter dem Schutz englischer Flotten vielleicht sicher seyn, solange der Krieg währt, bei dem ersten Friedensschluß völlig nichts seyn; Oesterreich ist durch den letzten Feldzug abgefunden, und hat sein Tyrol, seine einzige Vormauer, dem Feinde übergeben. Bonaparte hat vom Anfang seiner Regierung versprochen, er hat später, ja noch in den letzten Jahren, gelobt, Italien solle einen freien, von Frankreich unabhängigen

Staat ausmachen; aber immer fester wird dieses schöne Land mit dem großen Lande zusammengezogen, immer um sich greifender und drückender wird die Herrschaft der Franzosen, immer verzweiflungsvoller werden die Einrichtungen, die der neue Herkules Europens macht, seine letzte Barbarei zu vertilgen. Es erscheint, hier soll nichts Ganzes werden, so wenig Teutschland ganz bleiben soll. Das eine vereinigt man unmittelbar mit Frankreich, das andere zerstückelt man unter mehrere Herren, bis der Tag der vollsten Unterdrückung reif ist. Statthalter, Vasallen, Knechte sollen hier regieren, Gnadengaben und Hülfsgelder sollen von hier gezogen werden, das Volk soll vereint nie Selbstständigkeit und Freiheit fühlen. So wird Italien für Frankreich werden, was Gallien oder Achaja den alten Imperatoren war: zuletzt ein wüstes, entvölkertes Land voll Sklaven und Banditen, viel mehr noch, als es seine letzten traurigen Jahrhunderte dies war. — Auch Unteritalien hat der letzte Krieg erworben, und der Feinde Planlosigkeit und des Königs

Verlassung den Franzosen leicht in die Hände geliefert. Hätte man ein Königreich Italien gewollt, wovon so viel versprochen ist und was nie erscheinen wird, so hätte man jetzt Neapel damit verbinden müssen. Nein, einer der kaiserlichen Brüder wird hiemit abgefunden, und zugleich von dem künftig zu erobernden Sicilien zum König ausgerufen. Und die Gräuel, die dieses arme Land verwüsten, das Kriegsrecht, welches gegen die Kalabresen gebraucht wird, die Brandstifter und Aufrührer heißen, weil sie hartnäckig für ihren alten König fechten? Europa kennt es, und richtet die Würgerseele, welche, wie der Moniteur sagt, seine todte Masse bewegt und allen edelsten Erscheinungen und Anstrengungen der Zeit den Anstoß giebt.

Und Spanien und Portugal? Wie haben diese armen Länder zollen müssen, um Frankreichs Krieg gegen England zu erleichtern, um diesen Feind des menschlichen Geschlechts, diesen allgemeinen Seetyrannen zu

demüthigen, den wir freilich nicht vor allen rühmen wollen, bei welchem aber der letzte Punkt europäischer Freiheit liegt, wenn Rettung möglich ist. Spanien ist in den zerstörenden Krieg, der seinem Interesse fremd ist, endlich mit Gewalt hineingerissen worden, und blutet sich in seinen letzten Kräften für Frankreich ab, bis sein Kaiser Zeit hat, über die Pyrenäen zu rücken und auf seinen schönen Gefilden für Lucian und Hieronymus und weiß Gott für welche Brüder und Söhne neue Königreiche zu suchen. An Ränken und Unterhandlungen für diesen Zweck hat es von dem Anfang seiner Regierung an nicht gefehlt; Warnungen, Drohungen, Einflüsterungen reden lauter, was er will. Sein großer Geist wird zu seiner Zeit finden, daß das Haus Bourbon und Braganza ausgeartet ist, und ein neues Geschlecht auf den Thron gesetzt werden muß, um die glorreiche Epoche dieser Nationen wieder zu beginnen.

So offen, so geheim — keinem Hellsehenden seit Jahren mehr geheim — ringt dieser

gewaltige Mensch nach der Herrschaft Europens, indem er mit dem Schwerdt tapfer schlägt, durch List der Unterhandlungen, durch geheime Bosheit der Kabalen und Bestechungen, durch drohende Winke und Stellungen, und durch eitle Vorspiegelungen und politische Gaukeleien mehr erobert. Welche Plane und welche Zwecke für das Glück der Welt hat man ihm seit dem Jahre 1799 nicht beigelegt! Ach! daß er Europa, daß er sein Zeitalter nicht kennt! daß er kein edler Mensch ist und den Ruhm schönerer Unsterblichkeit nie gefühlt hat! Er hielt all unser Glück in seiner Hand und hat es ausgegossen wie Wasser, und siehe es ist Blut geworden, das uns mit Abscheu und Schrecken überschwemmt und überschwemmen wird. Ich sage, dieser hat nie einen Plan gehabt, als für sich selbst, nie einen erhabeneren Zweck, ja nur ein erhabeneres Gefühl, als sein elendes Leben zu sichern, seine Herrschaft zu vergrößern und zu erweitern. Dazu hat er, klein wie er ist, die Mittel gebraucht, und gebraucht sie; dazu hat er gelogen vom Anfang, und wird lügen bis

ans Ende, selbst dann noch lügen, wenn er es nicht mehr nöthig hat.

Seht seine republikanische Laufbahn — welchen Stürmer, welchen grimmigen Hasser der Kaiser und Könige machte er! seht seine späteren Riesenschritte, bis er sich zum Imperator ausrufen ließ. Alles diente dem Klimmenden als Gerüst: so spielte er mit dem Schicksal der Länder, mit Verfassungen und Gesetzgebungen. Hatte er seine Stuffe erstiegen, so ließ er es hinter sich fallen, und als Albernheit und Thorheit ausrufen, was vor wenigen Monaten, oft vor Wochen noch, Weisheit und Völkerglück genannt ward. Sollten nicht auch jetzt nur Gerüste gebaut und Vorbereitungen gemacht werden? Nichts anders. Er ist in der wichtigen Arbeit, seinen Nichten Fürstensöhne, seinen Brüdern und Helfershelfern Königthümer und Fürstenthümer zu verschaffen, und scheint einen Augenblick still zu stehen. Aber laßt uns sehen, was er macht, ob es denn alles so gut und trefflich ist, als seine Schildträger es ausrufen,

ſelbſt wenn es ihm ein Ernſt damit wäre. Wir wollen einmal annehmen, es ſei ſein Ernſt.

Alſo dieſes berühmte Bundesſyſtem, welches Europa retten und beglücken ſoll, welche Folgen wird es haben für diejenigen, die darin ſind? Frankreich umgiebt ſich mit einer Menge kleiner und mittelmäßiger Staaten, von ihm geſchaffen, und unter ſeinem Schutz ſtehend, übrigens mit eignen Regenten, Verfaſſungen, Geſetzen, worin es nichts zu ändern verſpricht. Bloß das Glück, was die Theilnehmer durch dieſe Verbindung empfangen, die Wohlthat der Sicherheit und Ruhe, die ſie unter ſolchem Schirm auf immer genießen, der Glanz, der von dem großen Staat auf ſie zurück fällt, ſollen ſie fühlen laſſen, daß ſie mit ihm in Verbindung ſtehen. Aber die natürlichen Folgen:

Der große Staat wird nach irdiſchem Geſetz jeder Uebermacht die kleinen ſeinen guten und böſen Einfluß zu drückend fühlen laſſen; es wird zuerſt eine Miſchung von Einrichtungen,

Gesetzen und Sitten erfolgen, welche das Ungleichartige verdirbt. Jeden Krieg, ja jeden kleinen Handel, den der große Staat bedeutender macht, je mächtiger er ist, werden die kleinen fühlen und führen müssen; ja er wird eigentlich mit ihrem Silber und Golde und dem Mark ihres Landes und Volkes geführt werden, weil sie die Außenseiten ausmachen und kein Feind sich dem Centrum oder dem großen Staate nähern darf. Was diese Nebenländer an Menschen, Kunstwerken, Schätzen Herrliches haben, wird durch des großen Staates unwiderstehliche Zugkraft dem Mittelpunkte zugeführt werden. So werden diese kleinen Staaten, immer zu nah beschattet, ohne Kraft, Selbstständigkeit und hohes Lebensgefühl fortschmachten; nie darf aus ihnen der Befehl und die freudige Herrschaft und Kühnheit des Einzelnen ausgehen; nichts großes Politisches noch Bürgerliches wird in ihnen werden, weder in den Menschen noch in den Dingen: so verschlinge das Fremde alle Kraft und Herrlichkeit. Ohne Reitz, ohne Kampf, ohne Wetteifer der Kräfte im Gefühl

der Gleichheit wird der Befehlende wie der Gehorchende Sklavensinn anziehen, und die schöne Welt der Lust und des Streits wird in Unlust und Erschlaffung des faulen Despotismus vergehen.

So muß es seyn, wenn es am besten ist. Aber wie ist es? Kann es schlimmer seyn für die armen Bündischen? Kann tyrannischer mit einem schwächeren Feinde verfahren werden, als Bonaparte seine sogenannten Freunde und Bundsgenossen behandelt? Und dies ist der Anfang, wo das schöne System anlockend in die Welt eingeführt werden soll. Können des Tyrannen politische Gaukeleien und Lügen wackere und gescheute Männer überall noch so blenden, daß es etwas anderes als Anfang werden wird? Ein Name ist es für eine alltägliche Sache, ein Deckmantel der frechsten Unterjochung. Diese Könige und Fürsten sind Frankreichs Sklaven, diese Länder seine Landschaften, und so werden sie behandelt. Ich sage, selbst der Name wird verschwinden, sie werden auch

genannt werden, was sie sind. Meint ihr, daß der Rheinische Bund etwas anderes bedeutet und bedeuten soll, als die weiland cisalpinischen, batavischen und ligurischen Republiken? Bonaparte will Teutschland unterjochen, er will auch Kaiser von Germanien heißen, er will dessen Länder und Fürsten nach seinem neuen Kaiserrecht von einer Gränze bis zur andern beherrschen. Er wird es, wenn die lange Thorheit und Faulheit der Fürsten sich nicht im Unglück tapfer und edelmüthig mit dem Volke verbindet und ihn einmal fühlen läßt, was dreißig Millionen Menschen vermögen. Dahin geht sein Ehrgeiz und sein Glück, wohin Sully, Richelieu und Louvois schon sahen, Teutschland zu einer Landschaft Frankreichs zu machen. Dann wird der rheinische Bund auch verrufen als etwas Unvollkommenes, womit es nicht recht habe gehen wollen, und franzöſische Generale werden Germaniens Satrapen.

Dies ist dein großer und herrlicher Wille, engbrüstige Tyrannenseele, wodurch

Europa wiedergebohren werden ſoll; dies ſind deine unſterblichen Entwürfe und Thaten, die nie geſehen worden, wofür eine neue Anſicht der Geſchichte gehört, ſie zu begreifen, wie dein Satellit Talleyrand aus den Eiſengittern der Thuilerien poſaunt. Du biſt ein tapferer und glücklicher Krieger, ein ſchlauer Ueberliſter, ein großes unſterbliches Ungeheuer, das die Welt erſchreckt: das giebt dir der Kleine und Große. Aber was biſt du mehr? wodurch haſt du je die Welt erfreut? durch Lügen und Hoffnungen, die leer geblieben ſind, die nur Schwachköpfe bethörten. Glaubſt du den hohen Genius Europens zu betrügen? glaubſt du, daß durch dich neu werden ſoll, was lange veraltet iſt und nur noch hie und da als eine häßliche Ruine ſteht? glaubſt du, daß wir alle blind, taub und toll werden ſollen, um aus dem wilden Lärm und Getümmel, das du machſt, deine kleine Seele nicht herauszufinden? Ich will dir ſagen, was du biſt.

Eine enge, treulose, geitzige, blutige Seele bist du, die der ganzen Welt nur einen Nacken wünscht, um sie so leicht, als deine Franzosen, zu bejochen. Du hast dich zusammenstellen lassen mit Namen, wovor die Schaam dich bleichen sollte, mit hohen Helden, und kein hohes Heldenthum ist in dir. Auch vor dir haben andere die Welt zerstört aus Zerstörungslust, aber keiner hat so klein gebraucht, was groß erworben war; freilich vieles hast du durch kleine List und blutige Treulosigkeit gewonnen. O wärest du hingefahren aus Lust des Herrschens bloß um das Herrschen, die Göttlichkeit dieses Lebens würde die gemarterte Welt mit dir versöhnen, wir würden gezwungen Bonaparte den Zerstörer Bonaparte den Großen nennen. Aber wann schlug diese heilige Flamme der Helden in deiner kalten Brust auf? wann war ein Gedanke des Lichts in deinem düstern Kopfe? Kennst du den größten Feldherrn des Alterthums, kennst du Hannibal? Sein Leben war Ein Gedanke, Rom zu vertilgen und sein Vaterland herrlich zu ma-

chen; an sich dachte der gewaltige Mensch nie. Als Geitz und Zwietracht zu Hause, als List und Feigheit in der Fremde seinen Heldenweg sperrten, da dachte er zuerst an sich, weinte seinem gefallenen Vaterlande die erste Thräne, und starb frei, als er nicht mehr frei leben durfte. Kennst du des göttlichen Cäsars kühnes und edles Herz? seine Freigebigkeit und Freundschaft, welcher die Schätze der Welt zu gering waren? seine Großmuth und Milde, die selbst die Feigheit und Treulosigkeit nicht strafen konnte? seinen hohen Sinn voll Freiheit und Bravheit, der Eisenpaläste und Trabanten verschmähte? Kennst du den edlen Schweden Karl den Zwölften? seine stille Tugend und seinen Göttermuth, die ein kleines Zeitalter bald vergaß und eine spitzbübische Politik klein gerichtet hat? Kennst du den großen Griechen Alexander? Deine Knechte haben dir oft seinen Namen vorgekrächzet, aber Knechte lehren solche Namen nicht kennen. Kennst du Jupiter Ammons herrlichen Schlangensohn, der die Welt wie ein Gott eroberte und beherrschte, der selbst

im wilden Zorn, in taumelnder Wollust ein Mensch war? Der trug List und Kunst in einen sklavischen Welttheil, der baute Städte, wo du sie zerstörst, der war der Besiegten Vater, wo du der Unterjochten Despot seyn willst, der durfte am Ende seiner Laufbahn zu seinen Kriegern sagen: Macedonier! wo werdet ihr einen König finden, der solchen Männern zu befehlen würdig seyn wird? Ihm folgten die Thränen einer Welt, dich werden ihre Verwünschungen ins Grab hinein fluchen.

Du bist die Nachgeburt einer Zeit, die zu klein scheint, Helden gebähren zu können, und eine elende Nachgeburt der Barbarei sind alle deine Einrichtungen und Thaten, von welchen du vergebens hoffst, daß sie bestehen sollen. Wie? nach den hohen Lehren des hellsten Jahrhunderts, nach der vielfachen Beleuchtung alter Ungeheuer und Ungethüme, die der Zufall gebahr, wagt deine Frechheit das Nichtige wieder aufzurichten, und Titeln Bedeutung zu geben, die veraltet und lächerlich geworden sind? So

belohnst du die Schildträger deiner Macht, deine Feldherren, elende Seelen, die einst nebst dir mit heisernen Kehlen Freiheit und Gleichheit schrieen, die nun freilich für nichts Würdigeres streiten, als für Geld, Sterne und Ehrenlegion, und Länder, die du mit ihnen raubst. Für sie, für deine Nepoten soll Europa ewig bluten? dafür soll gezettelt, betrogen, gelogen, und gemordet werden? Dies ist der hohe Zweck deines Heldenthums, und daß dein armes, kleines Leben, wofür du täglich zitterst, von so vielen Sklaven umlagert, sicher sei? Daß Bonapartianer Herrschen nach dir, das ist das Höchste, was du gedacht hast. Weißt du, was der sterbende Alexander sagte, als seine Freunde ihn fragten, wer nach ihm herrschen solle: Der Würdigste. Du willst ein gerechter Gesetzgeber der Welt heißen, du, der die letzte Freiheit und Unabhängigkeit vertilgt, wo sie sich findet, der die erniedrigten Völker deinen Vasallenfürsten als Alleinherrschern und Despoten huldigen läßt, damit der ganze, elende Skla-

venhause völlig reif werde, einem einzigen Tyrannen endlich willig zu dienen?

Du bist klein, wie du prunkend bist, ein aufgedunsener Orientale, wie dein Glück und Schicksal orientalisch war und das erstaunte Europa dies neue Wunder anstarrt. Es gilt der Spruch mehr und mehr von dir, den jemand schon vor Jahren von dir sprach: at bellus homo est, qui pusillus homo est. Wie du als ein blutiger und treuloser Tiger auf Raub lauerst, schmeichelst, wo du fürchtest, zerreißest, wo du kannst; so feig, so treulos, so blutig bist du der Verfolger des edelsten Geistes, der in Europa lebt. Freiheit auf Erden im Staat ist dir nicht verhaßter, als Freiheit im Himmel durch das Wort und die Schrift. Welche niedrige Schmeicheleien, welche beschämende Vergleichungen, welchen abscheulichen Prunk und gemeinen Sklavendienst duldest du im Angesicht einer Welt, die nicht gewohnt ist, den Staub mit der Stirn emporzuschlagen und Königsfüße gleich Götterfüßen anbeten zu sehen!

wo und wann iſt ſolches geſehen und erhört worden in unſerm Weltheil? und der ſolches duldet und gebietet, will ein Held heißen und ein Mann? Du, der keine Wahrheit vernehmen kann, weil du ein Lügner biſt, der nie die Geduld kannte, einen edeln Willen neben ſich wirken zu laſſen, du eitler Verderber, du geſchworenſter Feind aller edlen Künſte und alles höheren Strebens, wodurch das europäiſche Leben ſchön geworden iſt, du meinſt mit niedriger Geſinnung den Namen des Großen als eine Beute davon zu tragen? Alles magſt du erbeuten mit Gewalt, dies eine nie. Du ſtellſt die Büſten heiliger Männer, eines Friederichs, Trajans, Mark Aurels vor dir hin, du hörſt wohlgefällig, daß deine Knechte dich mit ihnen vergleichen, ja daß ſie ſagen: Herr, du biſt größer, denn dieſe drei. O beſtelle dir einen eigenen Knecht, wie der macedoniſche Philipp weiland ſich einen beſtellte, der ihm täglich dreimal ins Ohr rufen mußte: Philipp, bedenke, daß du ſterblich biſt, und laß dir es von ihm ins Ohr ſchreien, wie groß du biſt. Ich ſage

dir, besser knietest du an den Denkmälern dieser Heiligen, welche die Geschichte kanonisirt hat, bätest für den Frevel ab und eiltest nach dem auch von dir geschändeten und geplünderten Rom, an Trajans Säule für so viele Sünden dein Gehirn zu zerschellen.

Krieg und Zerstörung wird nicht mangeln, solange dieser lebt, der mordet, wann er schmeichelt, lügt, wann er schwört, Verderben meint, wann er von Frieden klingt, auf Vernichtung sinnt, wann er von Freundschaft und Bundsgenossenschaft spricht. Er hat bis jetzt gespielt zweideutig und zweifelhaft vielen, er wird hinfort offener spielen müssen — seine Larve ist fast zerrissen — aber desto blutiger und verderblicher wird er spielen. Von dem Anfang und Ende des Unheils darf man nicht mehr sprechen. Die Welt ist so ungeheuer in einander verwirrt und verflochten, daß, wer auch zuerst breche und zuschlage, dieser immer das blutige Gespenst ist, das zu gräßlichen Thaten und Verhängnissen aufschreckt. Es scheint, wir müssen noch viel

erleben mit ihm und durch ihn, er hat seine fürchterliche Rolle noch nicht vollendet. Hatte das Schicksal einen Zweck mit dem Ungeheuren, so werden noch viele Tausende durch ihn fallen, ehe er selbst fällt. Er ist Werkzeug der Zerstörung, nicht der Gründung: dieses Zeitalter kann auf seinem vielen Schutt nichts gründen.

Ich wollte zu meinem Volke ein Wort reden — auch was hier geschrieben steht, ist zu ihm geredet, man kann doch seine Liebe nimmer vergessen, wie tief auch das Elend und die Verzweiflung das Herz zerschneide — zu meinem Volke wollte ich reden; aber wie spreche ich zu dir, teutsches Volk? was bist du und wo bist du? Ich suche, und finde dich nicht. Nur hie und da klingt eine einsame Stimme das unsägliche Leid der Zeit, nur hie und da schwirrt ein prophetischer Klang in mein Ohr wie des Raben aus hoher nächtlicher Luft; doch seine Deutung ist mir nicht vernehmlich; immer aber noch hofft, wer alles verlieren soll. Bist du Hermanns, bist du Luthers Volk, und Gustav Adolfs, der

auch dein Mann und Held war? Ich kenne dich kaum, sie würden dich gar nicht erkennen. Was für ein Geschlecht bist du geworden, Luthers Volk, der durch dich die Welt erleuchtete und befreite, der so laut und so kühn zu Dir sprach, dir und deiner Tugend so unendlich vertraute, und der Zukunft Großes von dir gelobte? Ach! wohin ist deine Prophetenstimme gefahren, Mann Gottes? wo sind deine Hoffnungen geblieben? Komm hernieder aus deinem hellen Himmel, und sieh, was das Volk treibt, das du mit Stolz dein nanntest, sieh es, und fliehe zornig zurück, und erzähle Hutten nicht davon und Gustav Adolf nicht davon und selbst dem alten Friedrich und Joseph nicht davon, die wohl neuer Dinge warteten, aber nicht solcher neuen Dinge. Denn was wirst du sehen? Die Fürsten uneins, habsüchtig, und mit Fremden des Truges gegen das Vaterland pflegend, diese Fremden als die Tyrannen übermüthig herrschend und gebietend und der weiland gefürchteten teutschen Tapferkeit spottend — es sind jene Franzosen, die du im Leben hier unten

nie leiden konntest, jene Affen, die alles Heilige zum Spaß erniedrigen, jene Listigen, vor welchen du deine Zeitgenossen warnetest — alles im Elend verzweifelt, in der Schande der Ehre vergessend, die Herren stumm und dienstbar, das Volk zertreten und muthlos. — Aber nicht alle sind unter den Fremden? was machen denn die? Schärfen sie nicht die Schwerdter, jene zu erlösen? Ist das alte große teutsche Herz, wovon so viel geschrieben und gesungen steht, nicht in hellen Flammen erglüht? und zittert der Feind nicht und baut sich Brücken über den Rhein? Ach! wie du fragst, heiliger alter Seher! das sind die Teutschen mit den Keulen und Lanzen nicht mehr. Sie sind Kosmopoliten geworden, und verachten die elende Eitelkeit, ein Volk zu seyn; feine, leichte, und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn, die nur von Barbaren für was Großes gehalten wurden. Du selbst, wenn du mit lebendiger Zunge und starker Brust unter sie trätest, würdest von ihnen nur für einen tollen Polterer und Schreier gehalten werden. —

Und deine Schriftgelehrten und Propheten? Es sind Zeitungsschreiber und Kritikaster geworden, oder sublime Aesthetiker, die, auf Hellas und Hispaniens Fluren wandelnd, den stinkenden Mist der Politik verachten; oder himmelstürmende Philosophen, welche ewig feste Staaten bauen, während sie die irdischen mit einem höhnisch stolzen Lächeln unter sich vergehen sehen. Von diesen ist nichts zu hoffen. Klingt ja noch einmal die warnende Stimme eines Mannes darein und will die Schmach und die Noth weisen, so verhallt sie in den leichten Wind, und nichts Lebendiges und Tüchtiges will durch sie werden, wie in deinen Tagen; sie verhallt unter den tausend Kehlen, die nicht um Freiheit, sondern um Lumpen und Salben und Brod schreien. So ist alter Ernst zu neuer Aefferei, so Todesmuth zu Lebenetand geworden. Das heilige Land, das die Freiheit der alten Welt rächte, die neue von schlimmerer Sklaverei erlöste, das alte heilige Land der Germanen und sein Volk sinkt und will sinken. Einige Gute trauren in verzweifelndem Gram, die Menge sieht und vernimmt das

Größte und Scheußlichste nicht, was ihr droht, sie bessert und stümpert an dem kleinen Elend, und meint durch ihre Erbärmlichkeiten Weltheil und Erlösung zu schaffen. Heiliger Mann, dies ist dein Volk, das kleine, verzagte, kosmopolische Volk. Drei Sekeln nach deiner glorreichen Laufbahn will es dir ein Monument errichten und hat zu der ganzen Narrheit in drei Jahren noch nicht 20000 Rthaler zusammenbetteln können; ja vielen Kümmerlingen scheint selbst diese Summe noch überschwänglich, und sie mögten sie einziehen, um Armenschulen zu stiften und einige gebrechliche Hungerleider damit zu füttern, was freilich besser wäre, als ihren Geitz so nackt hinzustellen, wo ihrem größten Mann ein Denkmal erbaut werden soll. Wortheln, Pedanterei, Gaukelei, Schwärmerei ohne Kraft, und That ohne Ziel, dies ist die Ueberschrift des Plunders, womit wir uns schleppen, und wohl bedarf es des eisernblutigen Tyrannenbesens, den Wust aus der Welt zu fegen, damit unsere Kinder wieder klar vor sich sehen können. Steh einmal still, und horche, wie die Ausrufer

schreien. Hier posaunt einer, durch die reine und reinste Philosophie in einem Hui Mahler, Poet, Feldherr, Minister, ja Gott selbst werden zu können, dort kakelt ein zweiter durch das Princip der Einheit für Universalmonarchie und Pabstthum, und schimpft bei der Gelegenheit ein wenig auf deine veraltete Herrlichkeit; der eine hat ein neues Recept zu einem Kartoffel- und Eichelbrodte, der andere ruft Knochensuppen, der dritte Gesundheitskatechismen und Kuhpocken, der vierte ein leichteres Pfluggestell aus, alle mit der rothen Ueberschrift, Heil der Menschheit. So hat das Elend sich eingefressen, und die größte Noth sieht darüber keiner. Für die Unmündigen und Halbtodten denkt und schreibt und schreit dies Volk in einem Augenblicke, wo es die Starken und Frischen mit Heldenmuth entflammen und mit brennenden Herzen und rächenden Schwerdtern in die Feinde treiben sollte. Wer immer nur die Erbärmlichkeit und Verwesung der Welt sieht, wird ihre Wunden nicht heilen.

So sind die jungen Germanen, so sieht Hermanns und Luthers Volk. Und seine Fürsten? Alter Luther, du strafest oft, die in deinen Tagen lebten, wie würdest du diese strafen, sähest du ihr Thun! Fürsten und Führer meines Vaterlandes! was alte Mängel, was das schreckliche Zeitalter herbeigeführt hatten, dafür und dazu konntet ihr nichts; was ihr zuletzt gethan und gelitten habt, das muß euch zu Ehre oder Schmach gerechnet werden. O, auch aus Fürstenseelen ist die Ehre verschwunden, sie haben sich mit Schande bedeckt, und darum ist das zertretene Volk so elend und so verzweifelt. Was seid ihr denn, Fürsten, und wozu? Sind die gehorchenden Millionen nur da, damit ihr schimmert und herrschet, damit ihr selbst in Schimpf und Schande die kümmerliche Herrschaft eines alten Geschlechts noch um einige Decennien verlängert? Nein, Fürsten wurden, damit das Volk in Sicherheit und Ehre bestände; darum gab man ihnen das Scepter und das Schwerdt. Die Arbeit und Hitze des Tages, die Sorge und Wache der

Nacht, der blutige Tod in der Schlacht ward euch zu hohen Ehren gegeben, zu wachen, zu sorgen, zu arbeiten, zu streiten für das Volk an Gottes Statt und nach Gottes Ebenbilde. Wenn ein Volk schändlich ist, das seinen Herrn in der Noth verläßt, dem der letzte Tropfen Blut zu theuer ist, ihn für seinen Fürsten zu vergießen, so ist der Fürst schändlicher, der sein Volk verläßt; wenn ein kleiner Mann schändlich ist, der um Sold Schande thut und leidet, nach welchem Maaße soll man die teutschen Fürsten messen, die um Schlechteres Schändliches thun und dulden?

Fürsten! Fürsten! ihr rufet wohl: wir trugen das Unglück und die Schmach, auf daß nicht schlimmeres Unheil über unser Volk käme; wir senkten die Hand, die das Schwerdt fassen wollte, drängten das fertige Wort der Ungeduld tief in das Herz zurück, auf daß der Feind nicht feindlicher würhete. O, ihr wisset nicht, was ihr seid und was ihr rufet; ihr wisset nicht, wodurch der Schwache selbst den

übermüthigsten Feind ohne Waffen schlägt; ihr habt nie gefühlt, wie göttlich die Gerechtigkeit, wie erhaben die Fürstenwürde und Fürstentugend ist auch gegen die grimmigste Gewalt. Und wenn ihr fürstlich gebohren seid, wenn euer heiliges Amt euch das Herrlichste auf Erden dünkt, wenn des Volkes Glück euch das Erste, Größte ist, so wisset, es giebt kein Glück ohne Ehre; ihr Verlust, ihre Verachtung verdirbt den einzelnen Mann und das ganze Volk. Und will das Volk ehrlos werden, nie wolle es der Fürst. Sein Schwerdt, sein Wort in der Gefahr, sein bitterster Tod, wann die Schande nahet, halte sie aufrecht, für sie falle er, das erste gottgeweihte Opfer, und edel und tapfer ersteht hinter solcher Leiche das Volk. Wer sterben kann, den kann kein Tyrann unterjochen.

Und ihr? was des Geringsten von allem diesem habt ihr je gethan? Ehrlos, wie ihr seid, habt ihr ehrlose Dienstbarkeit für tapferes Unglück gewählt, feig seid ihr in das Joch der Fremden gekrochen und habt euer sträubendes

Volk mitgeführt. Durch solche Gesinnung seid ihr keine Fürsten mehr, eure Söhne und Enkel werden es nimmer seyn, andere werden ihre Stühle besteigen, ihr selbst könnt solches Unheil noch erleben. Wo sind eure Stimmen gehört worden für Ehre und Gerechtigkeit? wo habt ihr eures Volkes euch erbarmt in der Noth? Fremde beherrschen, richten, verhaften und ermorden es, schänden alle Sitte und alles Recht; ihr schweiget, als gehe es euch nichts an, und die schrecklichste aller Tyranneien scheint so gerecht zu werden. Edler von Dalberg, du spieltest einst den Teutschen und ließest dich einen Patrioten sprechen und singen; wo ist nun dein Germanien? dein Patriotismus? Konntest du dem Seinetyrannen nicht die Wahrheit sagen und vom fürstlichen Stuhl ins Elend gehen? Wann fürstliche Seelen solche Hoheit ergreift, dann sieht das Volk nach Rettung aus — den Jammer der Kleinen bedeckt der weite Schandemantel der Großen, und er scheint nur was er ist, eh es zu blutigen Revolutionen reift. — Aber wo sind solche Seelen? Glaubst du, daß

mittelmäßige Erbärmlichkeit, daß auf den Zufall hoffende Altflickerei der Politik dieses Zeitalter retten kann? Du irrest, wenn du nicht lieber ein kleiner Herr als ein großer Mann seyn willst. Ach! du warst immer nur ein kleiner Herr. — Biedere und wackere Männer des Raths der freien Stadt Frankfurt, ihr habt dem Volke und dem Feinde gesagt, was es bedeutet, was so laut gepriesen und ausgerufen wird, Gewalt, offene Gewalt. Das Volk und ihre Männer haben euch erkannt und gelobt, sie werden euch je und je loben, der übermüthige Feind muß schweigen und sich schämen; er würde zittern und erblassen, wenn alle unterdrückte Städte und Fürsten so sprechen dürften; das Volk würde frohlocken und Vertrauen fassen. Aber warum seid ihr die einzigen? warum verstummen so viele, die Meineid, Treulosigkeit, Gewalt schelten sollten? Auch ich verstumme hier.

Solche Gräuel sind da, die Fürsten, welche jetzt Könige heißen, können ihre Leute nicht schützen, dürfen sie nicht richten, sie sehen zu,

wie ihr erhabener Beschützer, der große Befreier Europens, mit Bajonetten und Flinten das Recht übt. Solche Gräuel werden dicker und dicker kommen, ein Volk, das Tapferkeit, das tiefes Gefühl für Gerechtigkeit hat, wird endlich ausschlagen, und mit Gott und teutscher Kraft so viele Unbillen und Schanden rächen.

Krieg ist unvermeidlich, ausgekämpft muß im Kurzen werden, ob der Fürchterliche von Messina bis Lübeck, von Kadix bis Danzig herrschen soll. Das blutende Europa zittert vor dem verderblichen Kampf. Dieser, der immer angreift, auch wo er still scheint, der immer zerstört, wo er freundlich ist, wird den Verwunderten machen, er wird aufschreien, daß man ihn, den schlafenden Löwen, wieder aus seiner tiefen Ruhe aufstöre, während er an dem Frieden der Welt arbeite und die wohlthätigsten Plane für die Menschheit gebähre; er wird aufschreien: Franzosen, die vierte Koalition ist da, es ist die letzte, und er wird arbeiten, Wort zu halten. Darum, ihr Herr-

scher, seid gerüstet! nicht auf heute, nicht auf morgen; auf manche Tage, auf lange Arbeit, auf blutigen Tod. Hohe, herrliche Opfer können allein die Sünden der Zeit versöhnen, königliches Blut kann allein die Schande abwaschen, auf daß ein rennes, tapferes Geschlecht erwachse für Freiheit und Gerechtigkeit. Waffnet euch, ihr noch Unbezwungenen, waffnet euch mit dem feischesten Muthe, mit der heißesten Liebe eures Vaterlandes! und es wird wohl gehen, auch wenn ihr erlieget, es wird herrlich werden, auch wenn ihr erschlagen seid: edler Männer Tod ist Siegen gleich. O daß ihr siegtet, ihr letzten Unbezwungenen! daß ihr des Landes Retter würdet! daß der schöne Rhein mit seinen edlen Reben wieder seine Germanen erkennte! Kühnste Hoffnungen, wie freudig will ich sterben, wenn ihr Gewißheit werden könntet! — Aber ihr Könige und Fürsten, ihr Männer Teutschlands, wodurch das Vaterland, wenn es noch zu retten ist, allein gerettet werden kann, wenn ihr nicht auszieht mit hoher Gesinnung, wenn der niedrige Geiz des Erobe-

rers, der geheime Groll des Neiders nicht fern von euch ist, so werdet ihr nimmer siegen. Zeigt den Franzosen, daß ihr nicht mit ihnen krieget, sondern mit ihrem Tyrannen, der die Welt verheert, daß ihr nicht ihres Landes wollet, sondern eures eigenen und eurer gottgegebenen Freiheit; und wenn langes Unheil klug machen kann, wenn ihr wieder ein Vaterland wollet, ein starkes, tapferes, freies Vaterland, o so lasset die Fürsten Südteutschlands zu der Schmach, die sie geduldet haben, den Hohn und Schimpf des Siegers nicht duiden; gedenkt, wofür ihr auszoget: den Frieden zu bringen und die alte Zwietracht zu stillen; verzeihet, wo Unklugheit gefehlt, wo Schwäche und Feigheit gedient, ja verzeihet, wenn ihr könnt, wo Hinterlist und Bäberei verrathen hat. O Siege, süße Hoffnungen und Träume, wohin geht ihr mit mir?

Aber selbst Siege retten noch nicht, sie können den Augenblick befreien, aber der Zukunft keine Dauer geben. Diese alte Welt, wie sie schlecht, feig, und in Betrug und Afferei ver-

worren geworden ist, muß vergehen und wird vergehen. Das könntet ihr begreifen, ihr Fürsten, wenn euch das hohe Verhängniß verständlich wäre. Siege, Millionen zusammengetriebener Soldaten retten noch nicht; ein Volk muß wieder werden, und ihr Fürsten werdet selbst werden, was ihr seyn sollt. Aus roher Kraft und Barbarei war das Erste, noch wild und unhold, aber doch schon eine Gesellschaft; dann kam langsam die Sitte und das Gesetz, der Barbar ward ein Bürger, der Feldherr und Richter des Augenblicks ein König und Fürst; edel und frei lebten und starben, thaten und litten diese Menschen: es war ein Staat geworden. Die dritte Zeit kam, Sitte und Religion verschwanden, das Gesetz ward verworren und ohnmächtig, der Regent übermüthig und dumm, das Volk feig und elend: es ward die Tigerwüste, die noch wie ein Staat aussieht, aber eine Despotie ist. Dahin sind wir meisten Europäer; wir müssen zurück, oder wir ersticken rettungslos in dem Blute und Staube unserer Leichen. Nichts wird werden, ihr Fürsten,

wenn ihr es nicht wagt, dem Gesetze zu gehorchen, es als den einzigen gebietenden Herrn zwischen euch und den Sklaven hinzustellen, der dadurch wieder ein freier Mann und Bürger werden soll; wenn ihr es nicht wagt, trotzige, kühne, tapfere Menschen zu beherrschen, die auf Freiheit und Selbstständigkeit stolz sind. Nur die himmlische Wahrheit und ihre Geduld wird die Völker erlösen und die wankenden Thronen befestigen. In einem kühneren Geist muß das folgende Geschlecht sich bilden, Tyrannei und Gesetzesungehorsam hassen und an dem Fürsten und Bettler schelten dürfen; es muß stolz leben und glorreich sterben lernen. So werde das spätere Geschlecht erzogen und gebildet, so erwachse ein kühner Bürgersinn, ein edler Stolz auf Vaterland und Freiheit. Dieser Sinn und seine Blüthe sei die Schule des Knaben und des Jünglings Zucht. Schließt die Normal- und Hospital- und alle eure kümmerlichen Pestelschulen zu, wo der junge Mensch durch das Elend sein Vaterland und seinen Fürsten lieben lernen soll, und stellet die weisesten

und vaterlandsliebendsten Männer zu Wächtern und Erziehern der künftigen Männer und Helden, rufet, wie Hamilkar in Hannibals große Seele, die Worte: Tod oder Freiheit, Stolz und Hoheit des Lebens, oder gar kein Leben.

Zugabe.

Schlachtlied des Kallinus.

Bis wann schlafet ihr? wann erfaßt ihr gewaltigen Muth euch?
Jünglinge? schämt ihr euch nicht vor euren Nachbaren rings?
Solcher Faulheit euch nicht? ihr meinet aber in Frieden
Hinzusitzen, doch Krieg wüthet im Vaterland rings —

— — — — — —

O wie ehrenvoll ists, wie glorreich dem Manne, zu streiten
Für seine Kinder, sein Land, und sein jungfräuliches Weib
Mit den Feinden! der Tod er kömmt einst, wann es die Parzen

Also webten — wohlan! Frisch gehe jeder drauf ein,
Hochaufbäumend den Speer und dicht mit dem Schilde das tapfere
Herz umwölbend, alsbald mischt sich die wogende Schlacht,
Denn dem Tod' entrinnen ist nie einem Manne verhänget;
Selbst nicht, wann sein Geschlecht himmlischen Ahnen entsproß:
Oft dem Schlachtengewühl entrinnend und Klirren der Lanzen
Kehrt er, aber daheim faßt ihn des Todes Geschick.
Dieser aber hat gar bei'm Volke nicht Liebe noch Sehnsucht,
Jenen aber beweint Groß und Klein, wann er fällt.
Denn bei dem ganzen Volk ist Sehnsucht des tapferen Mannes,
Wann er stirbt; wann er lebt, gilt er Unsterblichen gleich:

Denn sie schauen auf ihn wie auf eine Burg mit den Augen,
Weil er allein vollbringt Gleiches, als viele zusammen.

Lieder des Tyrtäus.

1.

Sterben iſt wahrlich ſchön, bei den vorderſten Streitern erliegend,
Schön dem tapferen Mann, welcher fürs Vaterland ficht;
Aber die Vaterſtadt verlaſſend und fette Gefilde
Streunen als Bettler das iſt wahrlich vor allem betrübt,
Irrend umher mit der zärtlichen Mutter, dem greiſenden Vater,
Mit den Kindelein klein, und dem jungfräulichen Weib.
Denn verhaßt wird er ſeyn bei denen, wohin er gelanget,
Sklave der Armuth, gebeugt unter der bitteren Noth.
Er beſchimpft ſein Geſchlecht, befleckt ſein herrliches Antlitz,
Jegliche Schande folgt, jegliches Elend ihm nach.
Wenn denn dem ſtreunenden Mann nie kennerlei Achtung erwächſet,

Noch ihm in künftiger Zeit jemals die Ehre erſteht,
Auf! laßt muthig uns ſtreiten für dieſes Land und für unſre
Kinder ſterben, und nicht ſchonen des Lebens in uns.
Jünglinge, auf denn zum Streit! und feſt bei einander beharrend
Weder des Schreckens begann noch der beſchämenden Flucht,
Sondern gewaltig entflammt und mächtig im Herzen den Muth euch,
Achtet das Leben für nichts, wenn ihr mit Männern euch ſchlagt.
Laſſet die Aelteren, welchen die Kniee nicht leicht ſich bewegen,
Hinter euch nimmer im Stich, rennt ihnen reiſig voraus;
Denn es wäre ein Schimpf, wenn neben den vorderſten Streitern
Läge gefallen ein Greis, weit vor den Jünglingen hin,
Welcher den freudigen Muth im Staube hätte verhauchet,

Schon mit schneeweißem Haupt und mit ergrauetem Bart,
Mit seinen Händen haltend die blutige Schaam, die so gerne
Zucht verhüllet und nicht lässet die Augen erschau'n,
Und mit nackendem Leib. Doch alles noch ziemet dem Jüngling,
Weil er der Jugendkraft schimmernde Blume noch trägt,
Lieblich sterblichen Männern zu schau'n zugleich und den Weibern,
Wann er lebet, auch schön, fallend im vordersten Streit.
Muthig schreite denn jeder, und halte wohl aus, mit den beiden
Füßen am Boden gestemmt, beissend die Lipp' mit dem Zahn.

2.

Auf! denn ihr seid das Geschlecht des unbesiegten Heraklä's,
Muthig hinein! noch trägt Zeus nicht den Nacken gebeugt;

Nicht ob der Menge der Männer erschrecket, erzittert darob nicht,
Strax auf die vordersten Reih'n halte der Mann seinen Schild.
Achtend sein Leben für nichts und die dunkeln Parzen des Todes
Gleich des sonnigen Lichts Strahlen erfreulich und lieb.
Denn ihr wisset, wie glänzend die Thaten des wehreichen Arás,
Ihr verstehet die Wuth wohl des gewaltigen Kriegs;
Denn mit den Flüchtlingen seid ihr gewesen und mit den Verfolgern,
Jünglinge, hattet es oft beides zum Ueberdruß satt.
Welche mit fest in einander geschlossenen Reihen sich stürzen
Kühn in den Faustkampf hinein und in die vorderste Schlacht,
Weniger fallen davon, sie befreien das Volk für die Zukunft,

Aber den Feigen verdirbt jegliche Tugend und Kraft.
Denn wer sprächʼ es wohl aus, wer mögtʼ es alles erzählen,
Wie viele Uebel den Mann treffen, der Schanden erlitt?
O hartselig wohl ists dem Flüchtling im tobenden Kriege,
Wenn ihm von hinten das Schwerdt kerbend die Schultern zerhaut;
Schändlich auch heißet der Todte, daniedergestreckt in dem Staube,
Welchem die Spitze des Speers hinten den Rükken durchstach.
Muthig schreite denn jeder, und halte wohl aus, mit den beiden
Füßen am Boden gestemmt, beissend die Lippʼ mit dem Zahn,
Und um die Hüften, die Schenkel nach unten, die Brust, und die Schultern
Hüllend des mächtigen Schilds bauchige Wölbung ringsum;

Und mit der Rechten da schwinge er hoch die gewaltige Lanze,
Und von dem Haupte herab nicke der furchtbare Busch,
Und durch gewaltiger Thaten Vollbringung lerne er kriegen,
Außer der Pfeile Bereich steh' er nicht da mit dem Schild,
Sondern hart anschreitend und nah mit dem mächtigen Speere
Oder dem Schwerdt schlag' er zu, fälle den feindlichen Mann,
Setze Fuß gegen Fuß und hebe Schild gegen Schild auf,
Helm treffe gegen den Helm, Busch nicke gegen den Busch,
Brust stoße schütternd die Brust: so, Streiter, ficht mit den Feinden,
Fassend des Schwerdtes Griff, oder den reisigen Speer.
Ihr aber, Leichtbewaffnete, dult bald hiehin, bald derthin

Unter den Schilden, und werft wichtige Steine auf sie,
Daß sie wanken, und schießt geglättete Speere darunter,
Schließend der festeren Schaar völliger Rüstung euch an.

3.

Wahrlich nicht preis' ich den Mann noch halt' ich ihn jemals in Ehren,
Sei er im Laufe geschwind, sei er im Ringen geübt,
Sei Cyklopen er gleich an Größe des Leibes und Stärke,
Sieg' er dem Boreas ob, welcher in Thracien wohnt,
Sei von Gestalt anmuthiger er, als weiland Tithonos,
Reicher, als Midas einst oder als Kinyras war,
Sei er herrischer noch, als Pelops der Tantalide,
Honigsüß in der Stimm' und im Gesang wie Adrast,
Hab' er jegliches Lob, nur nicht des feurigen Muthes —

Denn im Kriege wird nie dieser ein tapferer Mann,
Der nicht kühn kann schauen hinein in das blut'ge Gemetzel,
Den nicht gelüstet im Streit hart an den Feinden zu steh'n.
Denn den herrlichsten Preis hat unter den Menschen die Tugend,
Sie ist der schönste, den trägt jemals ein Jüngling davon;
Und ein gemeinsames Gut ist dies dem Staat und dem Volke,
Wenn vorschreitend ein Mann aushält im vordersten Streit
Unerschütterlich fest, und der schimpflichen Flucht nicht gedenket,
Setzend das muthige Herz, setzend das Leben darein,
Und auch den Mann, bei welchem er steht, zum Tode erkühnet —
Dies ist der tapfere Mann, dies ist der gute im Krieg;
Denn er wendet alsbald der Feinde gewaltige Schaaren,

Und durch den feurigen Muth hält er die Wogen der Schlacht,
Und so fällt er mit vordersten Streitern, und lässet das Leben,
Macht seine Stadt und sein Volk und seinen Vater berühmt
Durch die Wunden, die viel durch die Brust und den buckichten Schild ihm
Wurden geschlagen und durch Panzer und Harnisch von vorn.
Ihn beweinen gleich sehr die Jünglinge und auch die Greise,
Jeglicher Bürger beweint ihn mit dem innigsten Gram,
Und sein Grab, seine Kinder sind glorreich unter den Menschen,
Und seine Enkel, und fernhin sein zukünft'ges Geschlecht.
Nimmer verwelket sein herrlicher Ruhm noch Namensgedächtniß,
Auch in dem Grabe noch bleibt der ein unsterblicher Mann,

Den als den tapfersten und standhaftigsten Streiter im Kampfe
Für seine Kinder, sein Land Arås der grimme verdirbt.
Und entrinnt er der Parze des starrhinstreckenden Todes
Und erringt er des Siegs leuchtende Ehren für sich,
Ehren ihn all' insgesammt, die Jünglinge gleichwie die Greise,
Und nach dem holdesten Glück geht er zum Adäs hinab.
Greisend strahlet er hell vor den Bürgern, und keiner erfrecht sich
Ihn zu verletzen mit Schimpf noch vor dem Richter mit Zank;
Alle stehn von den Sitzen ihm auf und räumen ihm Platz ein,
Jünglinge, und die gleich alt sind, und die älter als er.
Strebe denn jeglicher Mann zum Gipfel so herrlicher Tugend
Aufzuklimmen und fest halt er den Muth sich des Kriegs.

Auf die bei Thermopylä Gefallenen.

Wenn schön sterben ist das größte Erbe der Tugend,
Hat vor allen uns dieses das Schicksal verlieh'n,
Denn im freudigen Muth, mit Freiheit Hellas zu kränzen,
Liegen wir hier, uns bekränzt nimmer verwelkender Ruhm.

Scholion des Kallistratos.

In Myrthenzweigen das Schwerdt so will ich tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als sie den Tyrannen hieben nied
Und gleich in Freiheit machten der Athener Stadt.

Liebster Harmodios, nicht bist du gestorben,
Auf der Seligen Inseln lebst du, sagt man,
Wo der fersenschnelle Achilleus
Und Diomedes wandelt, der Tydide, auch.

In Myrthenzweigen das Schwerdt so will ich tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als bei Athänetas Opfern sie
Hipparchos niederstießen, den tyrannischen Mann.

Ewig wird leben euer Ruhm auf Erden,
Liebster Harmodios und Aristogeiton,
Daß ihr den Tyrannen niederschlugt
Und gleich in Freiheit machtet der Athener Stadt.

Teutſches Kriegslied.

Die Sonn' iſt auf, der Feind iſt da,
Auf, Brüder! auf zum Streit!
Wer je dem Tod ins Auge ſah,
Der thu' es kühner heut.

Der Trommeln und der Pfeifen Spiel
Klingt luſtig durch die Reih'n,
Und Männer drängen im Gewühl,
'S will keiner hinten ſeyn;

Und Roſſe wiehern muthig hell,
Sie wiehern nach dem Kampf,
Und ſtampfen mit den Hufen ſchnell
Empor den heißen Dampf.

Heran, du hüpfender Franzos!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb! Du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland:

Heut gilt's den Herren und den Knecht,
Die Jungfrau und die Braut
Und teutſchen Namen, teutſches Recht,
Wovor dir Sklaven graut.

Und freier Männer freie Bruſt
Schlägt muthiger darob
Und wirbt im Heldenſiege Luſt,
Im Heldentode Lob.

Der ſonſt aus vollen Backen blies,
Hier ſchweige, franſcher Wind!
Kein Mark, der dir den Rücken wies,
Iſt hier zur Flucht geſchwind.

Und wer bei Ulm geweſen iſt,
Sucht heut ein ehrlich Grab:
So zahlſt für Lug und Hinterliſt
Du lange Schulden ab.

Drum friſch, ihr Brüder insgemein!
Du altes Hermannsblut!
Und faßt das Schwerdt und ſchlagt drein!
Und ſterbt und ſiegt mit Muth!

Und jagt die Franken übern Rhein
Im Lauf und mißt im Schritt!
Wer lebt, der trinke ſeinen Wein,
Wer ſtirbt, den ſalbt damit.

Und wer gestorben ist, der heißt
Ein rechter Biedermann,
Der wird von Alt und Jung gepreißt,
Man sieht ihn brünstig an.

An die Teutschen.

Keine Thräne, Hermann, für dein Volk?
Keine Thräne? und die Schande brennet
Und der Feind gebietet, wo die Tapfern
Siegten und fielen?

Keine Stimme laut, wo Luther sprach?
Alle Donner, die der Himmel sendet,
Sollten rufen: Volk erwache! feiges,
Greise zum Schwerdte!

Rache! Rache! heißen, blut'gen Tod
Sklavenfürsten und dem Knecht, der fliehet!
Männerwert gefürchtet und gepriesen
Männliche Tugend!

Ach! wohin? wo Winkelried erlag,
Wilhelm schlug und Ruyter tapfer siegte,
Auf den höchsten Alpen, in den tiefsten
Sümpfen ist Knechtschaft.

Auch du, Hermanns, auch du, kühnes Volk?
Auf! erwache! schüttle deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache.

Lieder helfen hier und Mäler nicht.
Mäler? tief im Herzen sei das Denkmal,
An dem Thurm der selbstgebohrnen Tugend
Hebe dich, Jüngling!

Und voran geworfen kühn die Brust!
Und empor das Auge zu dem Himmel!
Hoch die Fahnen, hoch zum Himmel! höher
Flammende Herzen!

Tod, du süßer für das Vaterland!
Süßer, als der Brautgruß, als das Lallen
Auf dem Mutterschooß des ersten Kindes,
Sei mir willkommen!

Was das Lied nicht löset, löst das Schwerdt —
Blinkend Heil! umgürte meine Hüften!
Von der Schande kannst du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern.

Lob des Eisens.

Gold schreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verstellt
Und schwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner sterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und Ehre zu erwerben
Macht's nie den Degen scharf.

Drum preis' ich das Metall,
Das schlechte, schwarze Eisen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut sich herrlich weisen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht;
Wär' dieses nicht gefunden,
Wir tappten noch in Nacht.

Es stellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf frischen Meereswogen,

Baut Menschen feste Sitze
Und führt die Kunst ins Haus,
Und löscht des Donn'rers Blitze
An seiner Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erschlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Despotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann schlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es schöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude,
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als festes Brustgeschmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich:
Wir wären alle Sklaven,
O Eisen, ohne dich.

Und sieget Tyrannei,
Und sinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit Einem tapfern Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten
Des Eumenidenwahns,
Und schickt den Weg der Todten
Des stillen Oceans.

Bleib, Eisen, Männern hold
Laß Knechte Gold begehren,
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte ehrlich leben
Und ehrlich untergehn.
Drum sei dir Preis gegeben,
O Eisen schwarz und schön.

II.

Blick vorwärts.

1807 im Januar.

Exŏriare aliqvis nostris ex ossibus ultor.
Virgil.

Der neue Weltbrand, den die düstere Gewitterluft, worauf oben hingespielt ward, ankündigte, ist schrecklich aufgegangen. Wo er endigen, ob er sich in sich selbst verzehren wird, damit aus allen den blutigen Aschen zuletzt ein schöner, leuchtender Phönix aufsteige, wer wagt seine Träume und Ahndungen, die in einem so fürchterlichen Zeitalter als ihr einziger Trost den Sterblichen natürlich sind, in eine Welt zu schicken, die über das Heiligste und Größte lachen gelernt hat und durch so viele wunderbare Zeichen und ungeheure Nöthen bloß kümmerlicher und weinerlicher, aber nicht kühner und ernsthafter geworden ist? Wir denken alle noch mit Grausen an das blutige Spiel an der Seine, das so große Hoffnungen mit einem

Nichts endigte. Der kühne Mann von Korsika kam aus Aegypten zurück, sagte: dies republikanische Unwesen taugt nicht, ich will der Herr seyn und der Beglücker werden, und gelobte der Welt das Heil und den Frieden. Thoren, die nicht vor noch hinter sich sehen konnten, hofften viel von einem Manne, den die Meinung des Jahrhunderts größer gemacht hatte, als er war; sie hatten über allem dem Revolutionslärm und Zeitungs- und Journalgeschrei nicht gemerkt, daß er von Anfang an nicht als eine offene heroische Natur, sondern als ein politischer Gaukler und Taschendieb aufgetreten war. Vielen scheint er die französische Revolution geendigt zu haben; aber die europäische Revolution ist eigentlich mit ihm angefangen. Wie herrlich, wie göttlich groß hätte der Mann, seyn können, wenn er langsamen Ruhm schneller Eitelkeit, wenn er Ehre der Menschlichkeit dem Prunk der Herrschaft, wenn er hohe Gesinnung unersättlichem Geitz und Ehrgeitz vorgezogen hätte! Ich fürchte, er wird als ein Ungeheuer endigen und durch einen schweren Donnerschlag

des Schickſals gleich den Rieſen der Fabel als ein Scheuſal der Welt hingeſtreckt werden, indem der Nemeſis unerbittliche Hand allen den falſchen Flitterſchmuck von ſeinem Haupte reißt, den er von Thronen und Tempeln, von den glorreichen Thaten der alten und neuen Welt geſtohlen und von ſeinen willigen Knechten und Poſaunenbläſern ſich hat anheften laſſen. Aber ehe dieſer ſchöne Wetterſchlag ertönt, werden Tod und Verwüſtung noch wild und wilder wüthen; unter den Thränen, Leichen und Trümmern der Erde wird noch manches ſinnende Herz über die tiefen Räthſel des Verhängniſſes viel Vergebliches fragen.

Wer hat den Krieg angefangen? Ich ſagte oben und ſage es noch, die Welt ſei ſo wunderbar in einander verwirrt und verflochten, daß man den Anfänger nicht immer heraus finden könne, aber Bonaparte ſei immer das große blutige Geſpenſt, das zu ungeheuren Thaten und Verhängniſſen aufſchrecke. Die Elenden, denen die Geſchichte nichts als ein gemeines

Mährchen des Jahrmarkts und Katheders ist, die alles nach dem Erfolg beurtheilen und deuten, haben die Schuld, das Elend, und die Schmach dieses Krieges auf andere geworfen, als auf den Pariser Kaiser, und behaupten mit ihm, er habe den Frieden gewünscht und angeboten, jene aber haben ihn thöricht abgewiesen, und so sei der Janustempel wieder entriegelt und habe alle seine Mordgöttinnen mit unendlichen Wehen über die Welt ausgegossen. Auch ich sage denn, Bonaparte bot den Frieden an, er wünschte und wollte ihn aufrichtig; aber doch sage ich, er ist Schuld an diesem Kriege, dem allgemeinsten und zerstörendsten, der in diesen an Schrecken und Scheußlichkeiten gewöhnten Jahren erschienen ist. **Warum wollte er Frieden? Was wollte er im Frieden?** Auf die Beantwortung dieser Fragen kömmt es an, wenn man die über den Krieg beantworten will.

Durch den Feldzug von 1805 hatte er ungeheure Vortheile gewonnen, größere, als sie bei seinem Anlauf sich von dem Kühnsten denken

ließen. Er, der gewiß keinen Krieg auf dem Kontinent, wenigstens keinen suchen wollte, ward dadurch in seiner langsamen und geheimen politischen Minenarbeit sehr unangenehm gestört, und wären die, so vereinigt hießen und hätten vereinigt seyn sollen, rasch und kühn zugleich auf ihn eingedrungen, wären sie nach dem unglücklichen Anfange des Kampfes beharrlicher gewesen, hätte er nicht mit zertrümmerten Haufen über den Rhein und die Alpen fliehen müssen, und wäre nicht das größte Unglück für ihn eingetreten, das ein Mann, der auf keinem andern Recht steht, als auf seinem Schwerdt, seinem Glück, und seiner Schlauheit, mit behendem Haar nahen sieht: das Unglück, den Feind an den Gränzen zu wissen, und die Franzosen, die ihn hassen, den Krieg mit ihren eignen Kräften führen zu lassen? Wie leicht hätte in solchem Gedränge sein Gigantenthron zusammenstürzen können! Das gebrochene Glück und die unersättliche Habsucht hätten ein Volk zum Aeußersten bringen können, das von keinen Revolutionsträumen mehr glüht, das mit keinen hohen

Ideen und leeren Worten mehr abzufinden war, besonders wenn die Feinde die Meinung zu gebrauchen und ihn und das Volk gebührend einander gegenüber zu stellen wußten, das sich den Kriegsruhm weit nach außen hin wohl gefallen läßt, wenn er durch die Schätze und Hülfsmittel der Fremden erworben und behauptet ist, das aber kein Interesse gehabt hätte, wo die Anstrengung und Aufopferung so nah und brennend gefühlt ward, sich für einen tollen und die ganze Welt gegen sich empörenden Tyrannen schlachten zu lassen. Auf diese Spitze gestellt hätte der Fürchterliche vierfache Sorge, Arbeit und Gefahr gehabt: er ist so klug, es von Anfang an gefühlt zu haben, aber noch hat man den Krieg gegen ihn nicht zu führen verstanden, und jetzt ist er im Stande, sich zu hüten, die Feinde an seine Schwäche kommen zu lassen. Kühnheit und Glück helfen ihm. Oesterreich, der eignen Kräfte und Bonapartens Lage unbewußt, ließ sich betrügen; Preußen hatte die günstige Zeit verzaudert: und Bonaparte konnte nun mit Recht ganz Europa zum Zeugen seiner Größe und List an-

rufen. Er schloß Frieden mit einigen, wünschte ihn mit allen, während er schaamlos raubte, plünderte, unterjochte und abründete und anründete, und das gepriesene Welterlösungssystem der neuen europäischen Eidgenossenschaft durch Gewalt und List immer entwickelter, die anderen größeren Staaten immer dichter und drückender umspinnend, aufstellte.

Aus bloßem Gefühl des Heldenthums und aus Lust des Schlagens hat dieser neue Krieg angefangen, wie frühere Helden. Geiz, Herrschsucht, Raubsucht sind das Einzige, was ihn treibt, und lieber gebraucht er dazu die stillen, als die lärmenden Mittel. Er kennt den Krieg, er weiß, wie gefährlich sein Würfelspiel ist, wo der Zufall oft viel mehr thut, als alle Klugheit; er haßt ihn, nicht weil er sein Elend haßt, sondern weil er seine Wechsel fürchtet. Zeige mir den Banditen, der durch Thal und Berg streifen, unter dem Reifen des kalten Himmels schlafen, in Regen, Schnee und Finsterniß auf den Raub liegen mögte, wenn die Leute so gut

wären, ihm ihr Gold und Silber auf der Straße auszulegen und ihre Kammern und Speicher Tag und Nacht offen zu haben? So gut ist man gegen den Korsen gewesen und hat ihn im Frieden rauben und umgreifen lassen, was er im Kriege nie errungen hätte. Nach der Schwäche und Unentschlossenheit seiner Gegner, welcher seine feine Hand den Puls gefühlt hatte, hoffte er das auch ferner zu dürfen, und um desto ungestrafter, jemehr man ihn fürchten gelernt hatte. Er wünschte am sehnlichsten den Frieden mit England, er wünschte ihn in Teutschland, er wünschte ihn am adriatischen Meere; zu Vorarbeiten und Begründungen, selbst zu Anzettelungen und Todverstrickenden Spinnegeweben seiner treulosen Politik wünschte er den freien Athem einiger Jahre.

Den Frieden mit England wünschte er am sehnlichsten und aufrichtigsten. Darüber ist kein Zweifel, und nur seine hartnäckigsten Feinde können ihm das absprechen. Alle Versprechungen, seine Heere ohne Flotten über den Kanal

zu führen, alle Gelübde, ihnen die Bank in London und die Reichthümer und Herrlichkeiten der stolzen Insulaner zur Beute zu geben, alle Gaukeleien und Hinweisungen dazu waren bei ihm von Anfang an bloße Täuscherei gewesen und als ein Nichts in den nichtigen Wind gefahren. Mit den Mitteln, die er hatte, begriff sein schlauer Kopf wohl sogleich die Unmöglichkeit, auf diese Weise England zu verkleinern und zu zerstören; aber den Franzosen, die einmal Gaukelspiele und Possen haben wollen, mußte etwas vorgemacht, ihr Blick und ihr Haß mußte auf Altengland gerichtet werden, während der politische Messias, wie ihn seine Apostel und Trabanten nennen, in ganz anderen Arbeiten schwitzte und ganz andere Plane zettelte. Ueber dem Lärm und Geschrei gegen Englands Seedespotismus, über dem Haß, der gegen dieses Volk unsterblich angefacht ward, über dem verworrenen Spiel von Drohungen und Andeutungen sollte sein Despotismus im Innern und sein Greifen nach der Krone Europens vergessen und übersehen werden. Gab es ihm ja überdies die erwünschte

Gelegenheit, auf Kosten Hannovers, der Holländer, Italiäner und anderer Bundsgenossen 300000 Mann immer gerüstet auf dem Kriegsfuß zu halten und mit kleinem Murren des Volks Konskriptionen und Rüstungen zu machen. Mit diesem Heere, mit seiner bekannten Blitzesschnelle und der Kraftlosigkeit und Zwietracht der Gegner gewann er den Frieden von Preßburg und seine reichen Früchte. Aber wie viel Ruhm und Glanz, wie viel Herrschaft und Eitelkeit den Franzosen auch ward, wie viel Gold und Silber sie auch plünderten und stahlen, durch Gewalt und durch Verträge erpreßten, wie lustig und waidlich sich auch 200000 Mann auf des unglücklichen Teutschlands Fluren fütterten, so war die Herrlichkeit und Glückseligkeit daheim doch wohl so groß nicht, als man den Fremden so gern einbilden wollte, so konnten die eingebrachten Millionen und die schnelle Bereicherung einzelner Länderdiebe und Glückspilze doch die Schätze der Levante und Ost- und Westindiens und den fehlenden Gang des Handels und der Gewerbe nicht ersetzen. Bonaparte fühlte, daß

die Franzosen sich nach dem Frieden mit England sehnten; er fühlte, wie viel er bei ihnen dadurch gewann und wie viel freier sein Diebsspiel und sein verstrickendes Spinnenleben mit den Mächten des festen Landes dadurch ward. Das Glück, das nie für einen Sterblichen mehr gethan hat, hatte auch hier den Weg gebahnt, und alles schien einen günstigen Ausgang zu prophezeihen. Der Tod hatte England zwei seiner größten Männer und Bonaparten zwei seiner unversöhnlichsten Feinde geraubt. Nelson, der Unbesiegte, starb an dem glorreichen Tage zu Trafalgar den Tod des Epaminondas, und Pitt warf nebst einem arbeitvollen und mühseligen Leben der Gram, soviel Vergebliches gethan zu haben, ins Grab. Nie ist ein Staatsmann mit großeren Talenten und Tugenden zu regieren so unglücklich gewesen und so fast von einer Welt gehaßt und verflucht worden: eben weil die Menschen nach dem Schein richteten und die Bedeutung dieser Zeit nicht kannten, für das Große und Feste, was sonst Männertugend hieß, waren die meisten erblindet. Derer, die im Leben

mit ihm kämpften, Lob nach seinem Tode, seine Armuth, seine Standhaftigkeit, das Urtheil der Nachwelt, welche würdigen wird, wie wenigen es gegeben war, in der Klemme solcher Zeit, unter solcher herkulischen Arbeit immer offenen und unbefangenen Blickes und festen Fußes zu stehen, wird ihn rechtfertigen. Fox, der edle Republikaner, der besonnene und weise Staatsmann, der feste Freund seines Landes und seines politischen Glaubens, der Abgott und Liebling des Volkes, ehe er Minister ward, war der einzige, der den großen Todten schien würdig ersetzen zu können. Er kannte den Gebieter an der Seine persönlich, und war von ihm geachtet; seiner Weisheit, seiner Mäßigung und Ueberzeugung traute man die Möglichkeit zu, daß Friede werden könne. Die Unterhandlungen wurden angeknüpft, Botschafter reisten von beiden Seiten ab und zu, ein Gesandter ging nach Paris, und bei einer Nachgiebigkeit, die nie von Bonaparten gezeigt war, schien der Friede in wenigen Wochen fertig zu werden. Doch entging es keinem, daß England dabei auf Rußland und an

dere Mächte des Kontinents hinsah, daß sich zwischen ihm und Preußen und Frankreich und Preußen manche Zwiste, Anstöße und Ansprüche fanden, welche den hellen Himmel, wohin Millionen Augen sehnsüchtig blickten, immer mehr trübten, und zuletzt einen solchen Knoten mannigfaltiger Verwirrung und Verwickelung schürzeten, daß er nur alexandrisch mit dem Schwerdt gelöst werden konnte. Selbst Fox und die Seinen, die sonst so eifrig gegen Pitt standen und stritten, folgten doch der Sonne, die seiner politischen Bahn geleuchtet hatte. Sobald es entschieden war, daß Rußland keinen Frieden schließen wollte, wodurch Europa ohne Schwerdtstreich in Bonapartens Hände geliefert werden sollte, sobald Hoffnung war, daß das gedrängte Preußen nach langem Hohn und Schimpf zuschlagen würde, wurden sie lauer und langsamer den Frieden abzuschließen. Der Krieg auf dem festen Lande trat dazwischen, die Unterhandlungen, die schon eingeschlafen waren, wurden abgebrochen, und mitten in dem neuen Getümmel und der

neuen Anaſt folgte Fox ſeinem großen Vortreter zu den Unſterblichen nach.

Rußland ſchien den Frieden mit Frankreich zu wünſchen, wie Bonaparte ihn mit Rußland wünſchen mußte. Man kann zur Zeit über manches nur rathen und wird wohl immer darüber nur rathen können. In einem Zeitalter, wo in ſo mannigfaltigem geiſtigen und politiſchen Kampfe alles ungewiß ſchwankt und tappt, ſtürzt und fällt, kann es wohl auch Kabinetten begegnen, daß ſie mehr als recht zu wanken ſcheinen, weil nicht vom Verſtande, ſondern vom Schickſal auch ihnen die Auflöſung und der Entſchluß kommen muß. Es iſt ein närriſcher Wahn der Leute hier unten zu meinen, daß die da oben immer wiſſen ſollen, was ſie thun müſſen und wollen, da ſie doch in ihrem Maulwurfsleben ſo hingehen und die liebe Zeit und ihre Gewalt über ſich ſchalten und walten laſſen. Rußland, das mit England immer von der Aufrechthaltung der letzten ſtehenden Thronen und Verfaſſungen geſprochen und darüber verſprochen hatte,

schickte Herrn von Oubril nach Paris, um die Grundlage eines dauerhaften Friedens zu entwerfen. Dieser schloß die Arbeit auch so schnell ab, daß es schien, Rußland sei in der Lage, alles aufgeben zu müssen, und Friede auf jede Bedingung sei ihm das Wünschenswertheste. Nach dieser Verhandlung gab es Teutschland, Italien, Dalmatien, alle Eroberungen und allen Raub ohne Bedingung an Bonaparten auf. Die ganze Welt erstaunte über dies Wunder, Preußen und England erschracken; aber man erstaunte nicht, als Alexander die ganze sonderbare Unterhandlung nicht anerkannte und unterzeichnete. Frankreich berief sich auf Oubrils Instruktion, die Gegenparthei leugnete sie, Erbitterung und Kriegsgewölk ward schwerer; aber der Krieg selbst brach von einer Seite los, wo man vor einem halben Jahre noch es wohl am wenigsten erwartet hätte. Preußens Geduld ward solange geneckt, daß es zuerst gegen den losschlug, der es seit sieben Jahren den treuen, natürlichen Bundsgenossen und den liebsten Freund Frankreichs genannt hatte. Wir müs-

sen, um dies begreiflich zu machen, etwas zurück gehen.

Preußen hatte seit dem Jahre 1795 schon keine Rolle gespielt, die dem Zeitalter und dem neuen Verhältniß der Völker, das dieses Zeitalter gebohren hatte, angemessen war. O hätte es diese Rolle nicht so schwer gebüßt, nie wären diese Worte geschrieben worden. Fast ist es unbegreiflich, welch ein Wahn die Zeitgenossen über die französische Revolution ergriffen hatte, wogegen man mit Edikten und Censuren und andern jämmerlichen Kuren meinte verfahren zu müssen; aber wenn dieser Wahn der vielen Kleinen in den ersten Jahren verzeihlich war, so ist die Dummheit und Verblendung der wenigen Großen unverzeihlich, die seit zehen und funfzehen Jahren als Minister und Räthe neben den Herrschern gesessen haben. Diese haben die meisten Könige und Herren in einen Wirbel hineingesteuert, aus welchem sie sich kaum auf einer zertrümmerten Planke des gescheiterten Schiffes werden retten können. Ihnen, ihrer Kurzsichtigkeit, ihrer

Mittelmäßigkeit, ihrer Unklugheit, politischen Blendwerken sich hinzugeben und mit der schnellumrollenden Zeit nicht mitgehen zu wollen, während der feste Boden der Welt ihnen unter den Füßen wegläuft und sie zuletzt wie weiland Don Quixote mit zappelnden Füßen in der Luft hängen läßt, dankt das Vaterland das Elend und Blut, das es überschwemmt, dankt Europa die Verwüstung und Knechtschaft, die ihm droht, danken die Fürsten die Schmach und die Flucht, den Hohn und die Mishandlung des übermüthigen Feindes. O daß Ideen, die einst wirkliche Ideen waren, noch immer mit ihren politischen Schlangenhäuten erschrecken, da die lebendigen Thiere doch lange herausgefahren sind! So verhärtet sich in verhärteten Köpfen alles, und die junge Welt, die noch im frischen Lebensgefühl gehandelt und zugegriffen hätte, ist durch graue Thorheit aufgehalten, bis der Vulkan mit seinen dampfenden Ritzen unter den Füßen auch die Blindesten erschrecken mußte.

Es war auch Königen und Staatsmännern zu verzeihen, daß sie die ersten Jahre dieser Re-

volution und die ersten zwei des Revolutionskrieges in dem wilden Treiben der Ideen und Thaten nicht wissen konnten, wohin es damit gehen würde. Aber nach der Verjagung und Ausrottung der alten Dynastie der Kapetinger, nach den Verhandlungen und Gesetzgebungen der Sieyes, Dantons und Robespierres, nach den Feldzügen von 1793 und 1794 war doch wohl die Furchtbarkeit des französischen Volkes in dieser Epoche, und die Unmöglichkeit, daß solcher Sturm sich in Decennien legen konnte, vorher zu sehen und zu sagen; es war also auch zu sagen, was die Regenten alle für Einen zu thun hatten, nemlich ihr Altes und ihre alten Verhältnisse, die nun nicht mehr waren, zu vergessen, und dahin zu arbeiten, daß dieser fürchterlichen Hyder, die im Anfang der Revolutionswuth schon gelobt hatte, sie zu verschlingen, nicht neue Köpfe anwüchsen. Das erste Gefühl, das sie bei der neuen Erscheinung an der Seine aufgeschreckt hatte, hätte sie auch einig zusammenhalten sollen. Der Revolutionskrieg ward im eigentlichsten Sinn gegen England, Italien und

Teutschland, als die Hauptländer, geführt, die den stürmenden Revolutionsmännern widerstehen konnten. Dahin ward nach Raub und Eroberung geblickt. Denn Freiheit zu bringen, womit man anfangs einige Wahnwitzige gelödert und betrogen hatte, versprach man nicht mehr, weil man bei sich selbst die scheußlichste aller Anarchien und Sklavereien hatte. Im Jahre 1795, als Frankreich seine blutigsten Stürme und Gräuel überstanden und wenigstens eine Art von Regierung hatte, ging das alte Spiel der teutschen Politik wieder an, welches das schöne Land der Germanen schon seit Jahrhunderten elend gemacht hatte. Preußen besann sich wieder, gedachte der alten Nebenbuhlerei mit Oesterreich, schloß seinen Frieden mit Frankreich, und riß zwei Drittel der teutschen Fürsten mit sich von der gemeinschaftlichen Sache, deren Gemeinschaft es damals nicht verstehen konnte. Der Kampf fiel nun allein auf Oesterreich, und ward ihm so schwer und gefährlich, daß es den Frieden von Kampo Formio schließen mußte, dessen kleines und kurzes Daseyn durch die, welche

man später hat schließen müssen, lange verdunkelt worden ist. Was aus diesem Frieden folgte, die völlige Plünderung und Umkehrung Italiens, die Schändung der Schweiz, die Entehrung Teutschlands, dann die langen Unterhandlungen zu Rastadt, und der neue Krieg — was erwähn ich, was noch bei jedem im frischen schmerzhaften Andenken ist? Mitten unter diesen Unterhandlungen, über deren Gewirr und Unheil wohl ein ewiges Dunkel liegen wird, stiegen neue Plane zu Kriegen und Siegen auf. Man besann sich, und erblickte mit Grausen den Abgrund, worein man sich durch einen schimpflichen Frieden stürzen wollte; man sah, wie die französische Regierung unersättlich wie das wilde Meer um sich griff und alles verschlingend in ihren Strudel hinabriß. Oesterreich und Rußland traten näher zusammen, und rüttelten an Preußen, um einen bessern Frieden zu erzwingen, oder einen größern Krieg anzufangen. Preußen, wohl fühlend, daß jede Koalition nicht geht, wie sie sollte, von eigner und vaterländischer Noth und Nothwendigkeit nicht genug fühlend, stand unbeweg-

lich, und deckte Frankreich den Rücken im Norden. Wenn auch Oesterreich aus eignem Interesse für Teutschland sprach und kriegte, so stand doch Preußen schon damals schlecht da vor den Augen seines Volks, das es völlig als ein fremdes zu verlassen schien. Es saß still während dem neuen Kriege, während Bonapartens Anfang, während den Unterhandlungen zu Lüneville, unbedeutend, weil es nichts bedeuten wollte, und ließ *seine weisen und friedlichen Gesinnungen* preisen, als zu vielen neuen Kriegen der Grund gelegt werden sollte. Wer so still sitzt, so sorglos andre mit dem Weltschicksal walten läßt, und sich höchstens als den Diener und Helfer einem dritten und vierten zur Seite stellt, der wird von diesem, sobald er es darf, als ein Schwacher behandelt werden. In der Politik giebt es keine Mittelwege, man kann nur groß oder klein, herrschend oder dienstbar seyn. Preußen trat ohne Kampf von dem hohen Range herab, wozu Eines gewaltigen Mannes Tugend und Muth es erhoben hatte. Wer seine Herrlichkeit demüthig oder faul auf-

giebt, wird sie später durch Stolz und Kühnheit nicht retten können.

Man muß nichts halb thun, wenn man nicht früher oder später bitter büßen will. Mittelmäßigkeit ist der Tod alles Großen und Heroischen. Gut oder böse, und beides in Vortrefflichkeit, kann man mit der Welt spielen und herrschen. Was bekam Preußen dafür, Teutschlands alte Gränzen nicht zu retten, und Italien, die Schweitz, Holland, Spanien Frankreichs Provinzen werden zu lassen? Einige kleine und elende Herrschaften, im ganzen heiligen römischen Reiche zerstreut, die ihm keine Stärke und Befestigung seines Staates und wahrlich bei dem teutschen Volke keine Liebe gaben. Wollte es Krieg, so mußte es mit Oesterreich und Rußland sich über Teutschland vergleichen; wollte es Frieden, so mußte Frankreich ihm Franken und Westfalen und die hessischen, schwäbischen und mecklenburgischen Fürsten als seine Vasallen erlauben. Das war ein Preis, der ein Schelmstück in der Politik werth war. Sonst mußte man schlagen, um

mit den Seinen Ehre und Land zugleich zu gewinnen. Man verkaufte seine Ehre um nichts, und verfaß die köstlichste Zeit in einem politischen Schlummer, der durch das Ungeheuerste, was seitdem geschehen ist, nicht hat geweckt werden können, bis wiederholte Schläge und Backenstreiche die Starrsucht hoben, und man zu spät zum ungleichen Kampf gegen den Riesen aufstand, den man, wie die Bachstelze den undankbaren Kukuk, gepflegt hatte, um von dem Erwachsenen verschlungen zu werden.

Die Geschichten des vorigen Jahres und ihre merkwürdigen Folgen sind in dem ersten Blick kurz beschaut. Sie liegen zu frisch vor uns aufgeschlagen, als daß es vieler Worte und Erklärungen bedürfte. In jenem entscheidenden Jahre hat Preußens Politik sich in ihrer größten Schwäche und in einem Wahn offenbart, der eben so unbegreiflich ist, als die plötzliche Kühnheit, die nach seinem Verschwinden in den Staat fuhr: als wenn schnelle Kühnheit versöhnen könnte, was durch lange Sünden der Schwäche

aufgehäuft war. Man mögte es verzeihen, wenn man überall an die politische Dummheit, und den weltlichen Unverstand der Zeitgenossen denkt, daß das preußische Kabinet im Jahr 1795, ja selbst 1799 und 1800 noch nicht weiter sah, als die Erklärer und Ausrufer der Zeit. In der allgemeinen Bethörung konnte es auch hoffen, das französische Volk nach so langen und scheußlichen Proben und so heftigen Verblutungen der Revolution werde stiller und weniger gefährlich werden; es konnte hoffen, der neue Regent, der des Siegesruhms und der Kriegsarbeit genug gehabt, werde ausruhen und durch Einrichtungen und Thaten des Friedens sich und die Seinen dem Volke lieb machen und künftige Herrschaft befestigen wollen. Eine solche historische Vergessenheit des Alten und Neuen wäre doch zu entschuldigen gewesen, so wie der Irrthum über den Karakter des Korsen, worin freilich seit dem Jahr 1797 kein guter Minister mehr hätte tappen müssen. Aber fünf reiche Jahre waren seit dem Tage von St. Cloud verflossen; verwundert, erstaunt, erschrocken sah

ganz Europa den Mann an; schon haßten mäßige Männer, fürchteten kühne den, welchen sie im Jahr 1796 und 1798 noch bewundert hatten. Teutschland, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, die Schweitz lagen schon in dem gewaltigen Ziehkreise seiner Politik, und mit Priestern und Staatsmännern, mit Gelehrten und Fürsten arbeitete er, die Zugkraft seiner Sonne in diesem Kreise unwiderstehlich zu machen. **Aber was konnte Preußen fürchten? das verbündete Preußen, das für Frankreich und Bonaparten so viel gethan hatte, das er groß machen mußte, wenn er die Großen klein machen wollte?** So schrieb und rief und schmeichelte man in Paris und Berlin, und als das preußische Volk schon lange anders glaubte, stellten die preußischen Minister sich, als wenn sie eben so glaubten. Wie Bonaparte seine andern Freunde und Bundsgenossen behandelt hatte und behandelte: wie er einen nach dem andern aus Freiheit zur Knechtschaft, aus Ehre zur Schande zog; wie er unersättlich nach Land

und Herrschaft, nach Einfluß und Gewalt griff; wie er nie Treue und Gelübde länger gehalten, als sie ihm dienten — kurz wie dieser neue Cäsar Borgia durch alle eigne und fremde Sünden und Verbrechen athemloser und unaufhaltsamer zum Ziel eilte, das lag offen vor aller Welt.

Man wollte einen großen Versuch machen, seinen Ehrgeitz zu dämpfen. Der Krieg vom Herbst 1805 brach aus. Konnte und durfte Preußen still sitzen? Durfte es, wenn das Glück die Verbündeten begünstigte? durfte es, wenn Frankreich gewann? war es überall möglich, wenn die Bühne vor dem Hause aufgeschlagen wird, durchaus keine Rolle übernehmen zu wollen? Man spricht so in den Tag hinein von Klugheit, die Gelegenheit zu belauschen und seine Kräfte zu schonen, während die andern sich verbluten. Ich habe in der Geschichte von solchem Lauschen nichts Herrliches gesehen. Andere sind in Uebung, mit der eignen Kraft und der fremden gewaltigeren des Glücks vertraut, und der Zweifelhafte, der für keinen etwas thun wollte,

muß es endlich gewöhnlich an den Sieger bezahlen. Es war faſt unvermeidlich, daß Preußen eine Parthei nehmen mußte. Welche? Viele haben geſagt, Bonapartens, indem es ſich Böhmen und Franken und ganz Weſtfalen ausbedang, was jener für den Dienſt gegen Rußland und Oeſterreich leicht bewilligt haben würde. Es iſt dies nicht unmöglich; aber wie hätte Preußen es nachher behaupten, wie hätte es ſich gegen die Anſprüche deſſen retten wollen, dem alle noch den Namen des Bundsgenoſſen mit Knechtſchaft bezahlt haben, wie weiland die Könige und Königlein, weil ſie des römiſchen Volks Freunde und Bundsgenoſſen genannt wurden,*) des ſtolzen und unerſättlichen Roms Knechte werden mußten. Durch dieſen Vertrag hätte Bonaparte das gewonnen, daß Preußen ſich ihm in völliger Abhängigkeit würde haben in die Arme werfen müſſen; ſolange und ſo gefährlich würde er es im Kampf

*) Reges et reguli, quod socii et amici populi romani apellabantur.

gegen die beiden mächtigeren Nachbarn haben hangen lassen, so viele Händel würde er selbst zwischen ihnen angezettelt haben. Preußen schien wirklich dergleichen diesmal zu fürchten, und bei dem Anfange des Feldzugs, nachdem Alexander und Friedrich Wilhelm sich über der Asche des größten Königs die Hände gereicht hatten, hoffte ganz Teutschland, wünschten alle redliche Preußen selbst, daß die preußischen Adler über die Donau dem kühnen Ueberlister in den Rücken kommen mögten. Bonaparte selbst scheint wenigstens völlig unsicher gewesen zu seyn, außer in so weit er sich auf die bekannte Friedseligkeit des preußischen Kabinetts verließ, die er durch den gewaltsamen Marsch eines ganzen Heeres durch das neutrale preußische Gebiet in Franken öffentlich beschimpfte. In der That schien auch Preußen ernstlich zu zürnen; das Heer rückte von der russischen Gränze an den Rhein und die Donau, ganz Norddeutschland ward durch seine Hin- und Herzüge belästigt und aufgefressen, Minister und Generale reisten umher. Und was ward? Der Berg gebahr

ein lächerliches Mäuslein. Die Parthei der zaudernden Halbheit siegte; Haugwitz ließ sich als eine politische Null von dem Pariser Kaiser äffen, noch mehr nach der Schlacht bei Austerlitz äffen, während man die Weisheit, die Mäßigung, und Europens Gleichgewicht und Glück wägende Politik Preußens von Paris aus im vollen Posaunenton verkündigte. So gewann Frankreich Zeit durch Nichts, während Preußen die unwiederbringliche mit Nichts verlor, und den einzigen Punkt, wo es allmächtig gewesen war, mit Komplimenten, Geschenken, Ehrenwachen und Pomp, die man seinem großen und weisen Minister brachte, entfliehen ließ.

Oesterreich hatte herrliche Landschaften, das Kaiserthum, sein Silber und Gold, und sein letztes Vertrauen zum Glück, Preußen durch Märsche und Unterhandlungen, die nichts bedeuteten, seinen Rang unter den ersten Mächten verloren. Das niemands rechter Freund und Feind gewesen war, stand endlich allein und rathlos da, und ward seit dem neuen Jahre 1806

als ein untergeordneter Staat von Frankreich behandelt, welches anfing mit ihm in einem entscheidenden und befehlenden Ton zu sprechen, und seit diesem Tage durch immer schnödere Zumuthungen und trügerischere Unterhandlungen eine Macht entehrte, der es noch vor wenigen Monaten gesagt hatte, seine Weisheit halte die Wage des europäischen Gleichgewichts, und werde sie nicht zu hoch steigen noch zu tief sinken lassen. Dieses Preußen, an welches sich Baiern und Würtemberg wandten, um zu wissen, welchen Weg sie gehen sollten; dem Duroc, Talleyrand, Bonaparte selbst so herrliche Schmeicheleien machten; von dem Teutschland einmal nach langen Sünden die Reinigung von dem Franzosenungeziefer hoffte — hatte so kleinlich und zweifelhaft geschwankt, an der Weichsel, am Rhein, an der Donau ein so schwaches politisches Gewissen gezeigt, endlich seine heillose Schwäche so schrecklich offenbart, daß es kein Wunder war, wenn Fremde ihm nicht mehr Kraft und Ehre zutrauten, als es sich selbst zugetraut hatte. Es war dahin gekommen, daß

Frankreich selbst in seinem Kabinette zu befehlen schien. Der mittelmäßige Haufe, der weder Ja noch Nein zu sagen gewußt, blieb am Ruder des Staats, die aber für Teutschland und für Freiheit und Ehre das Schwerdt ziehen und den Schimpf rächen wollten, vermogten nicht, und wurden von den bellenden Hunden der Thuilerien mit dem schärfsten Gift der Verleumdung begeifert. Kaum war Oesterreich gelähmt, Rußland zurückgezogen, Italien verlassen, die übrigen Bundsgenossen erschreckt und getheilt, so stand Preußen allein da mit seinen Heerhaufen, und mußte sich gefallen lassen, was über seine und andere teutsche Länder an der Seine entschieden wurde. Franzosen rückten seinen Kriegern nach, und hauseten in Südteutschland, am Rhein, in Franken und Westfalen wie die Heiden.

Durch ein Uebereinkommniß des weisen Haugwitz mit Talleyrand, das jeder Preuße verfluchte, hatte endlich Bonapartens schlaues Ministerium Mittel gefunden, Preußen mit einem gefährlichen Volke, mit England, zu entzweien, eine Ent-

zweiung, die in den Krieg vom Herbst 1806 mit hinein läuft. Nach der Schlacht bei Austerlitz und dem Waffenstillstande und Frieden von Preßburg, wo Preußen immer noch die Miene des Vermittlers und Schiedsrichters des armen teutschen Vaterlandes annahm, hatte es durch Uebereinkunft mit Kaiser Alexander und durch Bewilligung Bonapartens Hannover besetzt; die englischen Truppen schifften sich ein; die braven Schweden gingen über die Elbe ins Lauenburgische und Mecklenburgische; die da stehenden Russen kamen unter des preußischen Anführers Befehl. Man plünderte und ründete indessen in Südteutschland, zerstörte Herren und Fürsten, indem man neue Könige und Fürsten machte; man vertauschte und verschenkte; und selbst Preußen mußte in dies gemeine Spiel mit hinein. Das Land, wo die ersten Hohenzollern geherrscht hatten, von wo sie den Brandenburgischen Thron bestiegen, die Hälfte der schönen fränkischen Landschaften, und am Rhein das Clevische Land mit der Festung Wesel, der Vormauer Westfalens und der Weser, ward den Franzosen übergeben.

Dafür rückte man in Hameln ein, das die französische Besatzung verließ, und stellte endlich ungescheut die preußischen Adler an den Thoren und Palästen des Hannöverschen Landes auf.

So endigte ein Spiel, das vielen verdeckt geschienen hatte, das aber in der Hand dummer und unentschlossener Minister ohne Plan und Ziel sich bloß kindisch vom Zufall hatte treiben lassen, und in der Klemme zwischen immer wachsenden französischen Aufsprüchen treiben ließ. Man baute und besserte kümmerlich immer nur für die erste Angst und Noth, indem man blind die zweite größere und tiefere nicht sehen wollte, wohinein man durch sie getrieben ward. Es läßt sich denken, daß die Minister nicht ohne Angst in eine solche Verwirrung, in ein so thörichtes Kinderspiel der Politik sich einließen, woraus sie begreifen konnten, daß ein unblutiger Ausgang nicht leicht sei. Aber Frankreich stand noch mit seiner vollen Macht gerüstet und unter den Waffen da; Oesterreichs und Rußlands Hülfe konnten sie kaum erwarten: so ließen sie

es denn auf ein gefährliches Spiel ankommen, das aber nicht so nahe war, oder ihnen nicht so nahe schien.

England, mit welchem man vor wenigen Monaten schon angefangen hatte über Hülfsgelder zu unterhandeln, mit welchem mancherlei Bande alter Bundsgenossenschaft, Gemeinschaft, und Hausfreundschaft zusammenhielten, dem seemächtigen England, das so vielen Schaden thun konnte, war man Schonung und Achtung schuldig. Mit welchem Recht konnte man seine teutschen Länder als ein Eigenthum besetzen und dagegen eigne Landschaften wegtauschen? War dies Recht seit zehen und zwanzig Jahren gegen Reichsstädte, Reichsritter, Grafen, und Prälaten der Brauch, so war es doch mißlich, es hier gegen den Starken so keck auszusprechen. Man hatte sich ja in Einleitungen zu Kriegen und Unterhandlungen, wobei man nie stehen geblieben, seit Jahren schon herrlich geübt; so eine Einleitung zu einer Rechtfertigung machte man auch hier. Man bat, England möge eine Anord-

nung, wodurch es zwar sein Land verloren, welche aber die Zeit nothwendig verlangt habe, nicht so übel empfinden; man habe es wahrlich nur gezwungen gethan, um gröſseres Unheil und Blutvergieſsen zu verhüten; das allmächtige und unüberwindliche Frankreich habe solche Bedingung geboten, wenn man Frieden haben wolle, und dieses lieben Friedens wegen müsse Hannover hinfort preuſsisch seyn. Das war ehrlicher, als man je in der Politik gewesen ist; aber solche schwache Ehrlichkeit spricht weder Glück noch Ehre aus. England machte bittere Glossen, und da auch französische Manufakturedikte auf Bonapartens Befehl an der Elbe und Weser gelten sollten, so gab das fürchterliche gegen die preuſsischen Schiffe Kaperbriefe aus und beschlug alles preuſsische Eigenthum. Zu gleicher Zeit überwarf man sich mit Englands Bundsgenossen, dem König von Schweden, der die preuſsischen Häfen der Ostsee sperrte. Das Murren des Volks, die Verabscheuung des elenden Haugwitz und seiner Helfer, das Gefühl der Unehre und Unsicherheit drinnen und

draußen gehen durch die ersten acht Monate des Jahrs 1806.

In dieser mißlichen Lage Preußens waren zwischen Frankreich, England, und Rußland Unterhandlungen über den Frieden angeknüpft; zugleich liefen mancherlei politische Gerüchte, Anspielungen, und Zuflüsterungen umher; Teutschlands Verfassung war von dem Frankreich, das sie im Frieden zu Lüneville verbürgt hatte, zersprengt, ein großer Theil Südteutschlands unter dem Namen rheinischer Bund ihm unterworfen; der österreichische Kaiser legte die lange behauptete Würde des römischen Kaisers ab; die französischen Heere standen noch immer in Teutschland, rückten näher an die sächsischen Gränzen, und neckten und drängten den König von Preußen in Westfalen, wo zwei Bonapartianer, der eine als König von Holland, der andere als Großherzog von Berg angestellt wurden: ein paar habsüchtige und schlimme Nachbaren. Preußen sollte endlich fühlen, was die Herrschaft des Seeherrschers bedeute. Seine Gierigkeit wollte

ganz Westfalen bis an die Weser; er drängte den Kurfürsten von Hessen, die sächsischen Fürsten gewaltig, dem Knechtsbunde beizutreten; er versprach in den Friedensunterhandlungen Engl...nd das Hannover, wofür Preußen ihm Lande hingegeben hatte — kurz seine Treulosigkeit und Hinterlist that alles, um Preußen mit England, Schweden, und Rußland, und, wo möglich, sie alle mit einander zu entzweien; dann wäre die Aerndte ohne Arbeit reif gewesen, und er hätte Preußen mit Einem Druck erwürgen können.

Preußen fühlte die Gefahr. Wenn es neue Abtretungen machte, so offenbarte es dadurch nur eine Schwäche, die Bonapartens Habsucht immer gieriger gemacht hätte; wenn es sich von dem rheinischen Bunde immer dichter umspinnen, wenn es Hessen und Sachsen verschlingen ließ, so drängte Bonaparte wie ein scharfer Keil in das Herz seiner Staaten, die westlich und östlich offen lagen. Es war keine Möglichkeit, in solcher Lage sich ohne Schwerdt zu helfen; das kann man wohl einem Kabinette glauben, wel-

ches seit Jahren so gezaudert hatte, dies letzte Heilmittel der Ehre und Selbstständigkeit zu gebrauchen. Auch waren die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Rußland abgebrochen, und England merkte kaum die neue politische Verwickelung, so ward es langsamer und schwieriger. Der Friede war verschwunden, der Krieg durch sich selbst erklärt, ehe er losbrach.

Nie ist die Theilnahme an einem Kriege größer gewesen, nie ist einer mit innigeren Wünschen und Gelübden, mit heißeren Thränen und Gebeten eingesegnet, nie hat höhere Ehre, höheres Heil in irgend einem auf dem Spiele gestanden, als in diesem. Es war kein Krieg mehr um kleine Ländchen, um kleineren Fürstenvortheil, um erbärmliche Händel, die oft die Welt blutig gemacht haben; es war ein Krieg um Ruhm und Unabhängigkeit, um Ehre und Freiheit einer halben Welt; es war ein Krieg der Rache gegen die schrauflichste Unterdrückung und Grausamkeit, die in Teutschland und Italien mit dem Schwerdt, mit Galgen und Kugeln wüthete,

und den Uebrigen zeigte, was sie zu erwarten hätten, wenn es dem Fürchterlichen gelänge, des Ganzen Herr und Richter zu werden; es war dies ein Krieg des ganzen teutschen Vaterlandes, nicht allein der Preußen. Die Rheinländer, die Süddeutschen hatten die Schmach des neuen Bundes, die Schande und das Unglück ihrer Fürsten, ihren ganzen rettungslosen Zustand unter französischen Vampiren und Befehlshabern kennen gelernt. Die Frechheit des Despoten, einem aufgeklärten Zeitalter und Volke das Sprechen und Denken zu verbieten, was ihm in Paris schon wohl gelungen ist; die Achtserklärung freier Männer, die nur Wahrheit gesagt und Schande verkündigt, seine unauslöschlichen Brandmale noch lange nicht brennend genug hingestellt hatten; die Ermordung Palms, der aus der Sicherheit einer friedlichen, freien Stadt vor das Gericht französischer Generale gerissen und erschossen ward; die Aussprechung des Todesurtheils gegen Männer, die in fremden, wohl gar in verbündeten Staaten fern von den Klauen dieser reißenden Raubthiere wohnten,

brach die letzte Geduld. Gefühl des Elends und des Hohns der Fremden, heißer Haß gegen die Unterdrücker, Wettung an eine ewige Vorsehung — o hätten alle zugleich an das gewissere Schwerdt gewettet! — und größere Hoffnung, je größer die Erbitterung war, ließen sich stumm und laut vernehmen.

Und die Preußen selbst? Sie hatten schon vor einem Jahre geknirscht, als ihr elender Minister sie von einem Ende Teutschlands zum andern in einem lächerlichen Possenspiel herumspazieren und sie ihre Säbel nicht auf Franzosenschädeln stumpfen ließ. Mit den Franzosen, mit niemand anders hatten sie schlagen wollen; die Zeit und ihr gräßliches Schicksal hatte sie fühlen gelehrt, daß sie Teutsche waren. Sie, die vorher so stolzen und glänzenden, die gefürchteten Zöglinge des großen Friederich, sollten von dem Pariser Tyrannen wie der kleine Staat eines abhängigen Vasallen behandelt werden? dieser Staat sollte bald gar nicht mehr bedeuten, als die kleinen Könige von Hetrurien, Holland,

Baiern, die das schöpferische Genie, das gebohren ist, die Welt umzuschaffen und durch Weisheit und Tapferkeit zu beglücken, um sich her gemacht hatte? Was Eines großen Mannes Kühnheit und Muth, Weisheit und Standhaftigkeit, Arbeit und Sorge durch ein glänzendes halbes Jahrhundert geschaffen hatte, das sollte ohne Gegenwehr, ohne Kampf, das sollte, eines so herrlichen Helden und Stifters unwürdig, in Ehrlosigkeit und Unbedeutsamkeit vergehen? Nie hat man die Teutschen, nie die Preußen lebendiger gefühlt. Der Hohn war so brennend, die Erinnerung glorreicher Thaten und Leiden unter dem gewaltigen Friederich ward so frisch, das alte Vertrauen auf das Glück der preußischen Adler so sicher, daß man die Gefahr des ungleichen Kampfes, die fürchterlichen Mittel und die Kriegsart des Gegners, und den Gebrauch, den er davon macht, nicht wog. Man wog nur die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit, und Heiligkeit des Streits. Dieser schöne Enthusiasmus, diese Begeisterung für den König und das Vaterland,

für die durch der Väter theures Blut erworbene Ehre und Unabhängigkeit schlug in der Brust des Soldaten und mahlte sich mit Flammenzügen auf dem Gesichte des Bürgers und Bauren; mit ihnen entließ das Weib den Mann, die Braut den Bräutigam, die Mutter den Sohn, die sie vielleicht nie wieder umarmen sollten; so spielten die Buben auf den Straßen das patriotische Spiel nach: es war Eine Empfindung, Ein Zorn, Ein Glaube, Ein Vertrauen des ganzen Volkes.

Bei den Rüstungen und Märschen der preußischen Heere ward Bonaparte aufmerksam, Fragen und Erklärungen, Anspielungen und Entschuldigungen, Aufhetzungen und Vorspiegelungen, Geständnisse der Billigkeit und Mäßigung, Wünsche des Friedens und Glücks der Welt, mit mancher schönen politischen Sophisterei, erklangen von Paris, wie man sie lange aus Talleyrands Fabrik gewohnt war. Aber der politische Horizont verfinsterte sich mehr und mehr nach allen Seiten hin, und bei Preußens

Erklärung, die ungewöhnlich herzhaft gewesen seyn muß, sah Bonaparte, daß diesmal nicht ohne Krieg abzukommen war. Er weilte nun nicht, sondern ließ seine Heere, die über und an der Donau, zum Theil schon höher in Franken standen, mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit aufbrechen. Seit dem Anfange des Oktobers war der Krieg ohne Erklärung erklärt.

Gutmüthige Schwächlinge, welche die Zeit und ihre größten Verhängnisse nach dem Erfolg richten und sklavisch dienstbar in alles Schlechte und Schimpfliche dieses Zufalls eingehen, haben nach dem unglücklichen Anfange dieses Krieges sich vielfach an dem König von Preußen und seiner Politik vergriffen, seine Kriegslust gescholten und dagegen Bonapartens Friedensliebe und Abneigung gegen diesen Krieg als etwas Herrliches erhoben. Ich will ihnen sagen, was es bedeutet, habe es ihnen oben schon gesagt. Bonaparte wollte freilich Frieden mit England und Rußland; er wollte ihn mit dem ersten selbst für Opfer: er wollte auch mit Preußen gern Frieden

behalten, weil er sah, daß jene ersten ohne diesen preußischen Frieden nicht mit ihm eingehen würden. Aber will der den Frieden, der alles bricht, wodurch Friede erhalten werden kann? führt nicht derjenige Krieg, welche schöne Worte er auch verblendeten Tröpfen hinstreuen mag, der immer untergräbt, zerstört, betrügt, und überzieht? Mit Preußen hatte Bonaparte sich diesmal verrechnet. Nach den Geschichten des vorigen Jahres hoffte er durch allmäliges Unterminiren den großgebauten Thron des einzigen Friederich stürzen und ein Königsschemelein, wie für die andern Königlein, daraus machen zu können. Er wollte dies große Werk verborgener Weisheit, was mit zu seinem herrlichen Plan des Weltheils gehörte, allerdings lieber im langsamen und sichern Frieden, als im schnellen und zufallreichen Kriege vollenden. Man sage also nicht, der König von Preußen hatte Kriegeluſt; nein, nie hatte er mehr Kriegsnoth gehabt; nie hatte das ganze preußische Volk die Schande und Erniedrigung, die der gleißende Korse ihm anhängen wollte, so innigst als eigne

Schande mitgefühlt und den unvermeidlichen Krieg so laut geboten.

Aber wenn es Bonapartens wirklich groß-politischer Vortheil war, diesen Krieg nicht zu wollen, weil er ein schweres Spiel ahnden mogte, so hatte er eine andere weit wichtigere Rücksicht mit seinem Volke, jene, worauf er auch bei den vorigen Kriegen immer festen Auges hingeblickt hatte. Dieses Volk hatte zwar seit seiner Regierung keine Fremden an seinen Landgränzen, wohl an seinen Küsten gesehen, das Gold und Silber des Auslands war freilich durch Raub und Verträge, durch Zins und Bestechung zu ihm hingeflossen; aber ohne Aktivhandel und bei der Menge der Einzuhohlenden, die man zum Todtschlagen in alle Länder trieb, mußte es auf manchen Wegen auch wieder zurückgehen; die Blüthe der Jugend mußte zu blutigem Sieg und Tod ausziehen, um für den Korsen und seine Basen und Nichten, Oheime und Tanten, Brüder und Söhne Pabststühle, Königsthronen, und Fürstenthümer zu erwerben. Der Schlaue

mußte sein Spiel so einleiten, daß er als der stille, mäßige, und friedfertige, die andern als die unruhigen, unersättlichen, und kriegslustigen erschienen. Trefflich hatte er im Jahr 1805 seine Rolle gespielt; sie war damals viel leichter: indessen auch die jetzt schwerer gewordene mußte er versuchen, und spielte sie, so gut es sich thun ließ. Zu derselben Zeit, als er mit England über Hannover unterhandelte, als er Preußen Westfalen abdringen, als er Hessen und Sachsen überziehen wollte, als seine doppelzüngige Treulosigkeit von Bundsgenossenschaft und Freundschaft mit dem Könige von Preußen sprach und alle Kabinette gegen ihn aufzuregen suchte, machte er den treuen, friedlichen, arglosen, durch eine seltene Verblendung des Uebermuths überraschten und übervortheilten Freund, erklärte, es sei ihm so unbegreiflich, als wenn Feuer und Wasser Geschwister würden, daß er und sein natürlichster Bruder, der Monarch in Berlin, sich entzweien sollten, rief Himmel und Hölle zu Zeugen seiner Redlichkeit, Mäßigung, und Großmuth an, und sprach zugleich, um

dem Dinge einen Schein zu geben vor seinem Volke, von Englands ewig verderblichem Einfluß auf das Kontinent; von seinen geheimen Anzettelungen mit Rußland und Preußen, während es mit Preußen in vollem Zwist war; von Preußens Ehrgeitz, welches Sachsen und Norddeutschland überziehen wolle; und von einer neuen Koalition, die doch damals noch nirgends war. So ward, wie immer, Wahres und Falsches gemischt, aber die Eine unbestreitbare Wahrheit war, daß er Preußen ohne Kampf zu erniedrigen wünschte.

Preußen hatte seinen Zwist mit dem König von Schweden beigelegt, war mit Rußland näher zusammengetreten, und konnte, sobald das Kriegsfeuer aufging, auf Englands Unterstützung hoffen. Sein Heer stand gerüstet; die sächsischen Krieger hatten sich mit ihm vereinigt; von Hessen, das sich im Gedränge mit Frankreich sogleich auf Preußen gestützt hatte, meinte ganz Deutschland und auch wohl der preußische König dasselbe. Siehe! da ließ der verblendete

Kurfürst sich durch dasselbe betrügen, wodurch Preußen sich im vorigen Jahre in diese Gefahr hineingespielt hatte. Er wollte keiner Parthei angehören und in der Mitte des Kampfes mit seinen dreißigtausend trefflichen Soldaten, dem besten Fußvolk des Vaterlandes, das immer brennt, wie weiland die Katten, Tyrannenblut zu vergießen, still ruhen und zusehen. Preußen grollte, Frankreich lobte seine Weisheit, schmeichelte und versprach, solches löbliche und landesväterliche Betragen nie zu vergessen, sondern ihn und sein Land mitten in der Zerstörung unverletzlich zu bewahren. So wie dieser Unglückliche in dem entscheidenden Augenblicke schwankte, so unthätig und unschlüssig schwankten die Anführer des preußischen Heers und verloren einige köstliche Wochen mit Nichtsthun, da sie sich den Vorsprung des Feldzugs hätten verschaffen, über die ersten Franzosen herfallen und sie verderben, und das Frankenland und den Mannstrom hätten zu den ihrigen machen sollen. Sie ließen Bonapartens Zeit, seine ganze Kraft zu sammeln und mit Uebermacht gegen sie anzudringen, ließen

ſich in dem eignen Lande in den Rücken kommen, und in die ſchreckliche Lage hinein manövriren, daß ſie nicht für Sieg und Glorie, nein für Flucht und Rettung eine Schlacht wagen mußten.

Geſegnet von Millionen Herzen und Stimmen, emporgetragen von der Liebe und den Wünſchen des preußiſchen Volks und der ganzen teutſchen Nation, von den Hoffnungen der Völker am Tajo und Ebro, an der Neva und am Garigliano, unter ſchönen Auſpicien hätte man den gewaltigen Streit beginnen ſollen. Aber unter welchen Auſpicien begann er? Ein edler, königlicher Prinz fiel mit zweitauſend Tapfern den thermopyliſchen Tod, ein herrliches Opfer. Ludwig von Preußen! möge in dieſem Kampf Dein Tod bedeuten, was einſt Leonidas und ſeiner muthigen Gefährten, ein heiliges Omen der Erlöſung, ein hohes Beiſpiel, das die Könige und die Großen lehren ſoll, wie Du für das Vaterland zu ſtreiten und zu ſterben! Du wareſt für die Unſterblichkeit geboren, Du biſt unſterblich, Du würdeſt dann unſterblicher

seyn. O hättest Du das Heer geführt, das Tod und Sieg wollte, das unendliches Vertrauen auf altes preußisches Glück und preußischen Muth hatte, wo würden dann die französischen Adler schweben! Was die Natur aus ihrer Fülle Schönstes bilden und bauen konnte, erschien an Dir, ein stattlicher, fürstlicher Leib, eine Stirn, worauf die Begeisterung, die Hoheit, und der Befehl ruhte, ein Geist, mit den reichsten Talenten begabt, eine Seele voll Freundlichkeit, Kühnheit, und Liebenswürdigkeit. Du warest zum Herrscher und Feldherrn geboren; in Dir ist die Ehre und der Glanz des preußischen Fürstenhauses gefallen, der Liebling des Volks, der Abgott der Krieger, der Freund der Musen. Du hättest Dich retten können; bei der Verwirrung der Anführenden sahest Du die nahende Schande, Du wolltest den Tag des Unheils nicht sehen und mit Ruhm früher zu Deinen großen Ahnherrn entfliehen. So lange in Hesperien der Lorber, in Germanien die Eiche, der einst freie Baum, grünt, soll Deinem blutigen Haupt der frische Kranz nicht fehlen. Muß denn in dieser

wüſten Zeit alles, was höchſte Liebe und Begeiſterung hätte tragen können, alles, was ſo unendliche Hoffnung gelobte, ſchnell entfliehen und ſterben, und iſt das laſtergezeichnete Ungeheuer allein unverwundlich und unſterblich? Heiliger Jüngling, Du machſt alte Sehnſucht neu, und erinnerſt an einen Fürſten, der zum großen Menſchen und Führer gebohren war. Friedrich von Oranien, ſchöner, edler Waffengefährte des tapfern Erzherzogs, auch Du preußiſchen Blutes, was verſprachſt Du der Welt und dem Vaterlande, das Deinen Namen mit Stolz und Entzücken nannte! In der Kraft der Jugend riß Dich der Tod, oder die Hinterliſt der Fremden weg: Du ſtarbeſt an den Ufern des Padus, in dem Lande der Lorbern und Cypreſſen, und ſollteſt den letzten Zweig früher darin pflücken, als den erſten.

Es iſt leicht, nach großem Unheil klug ſeyn, und wann etwas geſchehen und gethan iſt, ſagen, wie es hätte geſchehen und gethan werden ſollen. Nicht alles Geſchwätz über den unſeligen

Tag bei Auerstedt und Jena trifft, aber einiges trifft. Einer soll der Herr und der Führer seyn: dies Gesetz, das in allen Dingen gilt, gilt am meisten im Kriege. Von Anfang an merkte man, daß der Entschluß und Rath im preußischen Heere zwischen mehreren hin und her schwankte; aber zuletzt galt einer am meisten, der nicht gelten durfte, weil er nicht wagte zu gelten. Wilhelm von Braunschweig war alt an Jahren, aber jung in der Schlacht; nur konnte er in den Schlachten nicht siegen, die im Rath gehalten werden: da werden aber mehr Siege gewonnen, als im Felde. Nie hatte der Herzog von Braunschweig ein herrisches Selbstvertrauen gehabt: Friedrich der Zweite hatte alle seine Zöglinge nur zittern und gehorchen gelehrt. So schwankte man traurig von Rath zu Rath und von Entschluß zu Entschluß wochenlang hin und her, daß mit beispielloser Faulheit, Sicherheit, und Verblendung alle Vortheile dem Feinde überlassen wurden, wogegen Tapferkeit, Muth, und kühne Todesopfer nachher vergebens stritten. O Klage von Jena,

wann wird dein Laut in den Herzen der Jünglinge und Jungfrauen, der Enkel und Urenkel schweigen? Der Anführer bezahlte es mit einer schweren Wunde und, weil er sterben wollte, mit dem Leben; das war edel von dem fürstlichen Greise, aber das Verlorne war verloren.

Und der Sieger? So leicht hatte er es sich nicht gedacht, so weit hatten seine kühnsten Hoffnungen sich nicht verflogen. Er prahlte mit seiner Tapferkeit, seiner Unüberwindlichkeit, seiner Kunst, wogegen hinfort die ganze Welt nichts vermöge, und verunehrte die Ueberwundenen von dem Größten bis zum Kleinsten als übermüthige, unkluge, unwissende und unbehülfliche Gesellen, indem er Mack und Ulm mit Braunschweig und Jena verglich. Was die Unentschlossenheit der ersten drei Wochen, was des Herzogs von Braunschweig unglückliche Verwundung, und der kleinliche Neid einiger Generale verschuldet hatten, das sollten alle büßen. Der Name Preuße und preußisches Heer und preußische Taktik ward nun viel kleiner und lächerlicher,

als der Name Oesterreich es seit einem Jahre auch den Preußen gewesen war. In diesen Ton haben die Erklärer der Zeit, die Ausrufer, und Schriftsteller, mehr als recht eingestimmt und dem Sieger getreu nachgeprahlt und nachgekrächzt. Wer Wahrheit sucht, muß Ehre von Schande sondern, auf daß Ehre wieder aufersiehe. Das ist das größte Unglück in einer Feldschlacht, die durch Dummheit oder Faulheit oder Verrath und Ungehorsam der Anführer verloren wird, daß so viele brave Männer umsonst und fast ehrlos sterben, obgleich sie die Schmach nicht fühlen; daß die Tapfern in schönen Wunden umsonst ihr Blut vergießen; daß die Schnellsten und Klügsten, welche allen hätten befehlen sollen, in den Schimpf aller mit eingewickelt werden. Greise mit siebenzig und achtzig Jahren sollten hier die kühne Revolutionsjugend niederrennen; hätten jüngere und geschwindere Männer das preußische Heer befehligt, wahrscheinlich hätte Teutschland keinen solchen Tag gesehen. Nach dieser Schlacht war dem abgeschnittenen Heere alle Vereinigung und aller Rück-

zug unmöglich, es ward gejagt wie auf einer Jagd, und binnen drei Wochen bis auf wenige Trümmer vernichtet und in einzelnen Haufen von der Uebermacht verdorben. Dies Schicksal hatte der schöne Haufe des Herzogs Eugen von Wirtemberg, der sich hätte retten, oder auch besser schlagen können; dies der des Prinzen von Hohenlohe; dies endlich der des wackern General Blücher bei Lübeck, der sich wie ein alter Preuße zurückzog und wie ein Preuße gegen dreifache Uebermacht blutig tapfer schlug, und mit den letzten Uebrigen das Gewehr streckte, weil er kein Pulver mehr zu verschießen und kein Brod mehr zu essen hatte. Braver Mann, Dein und Deiner Waffengenossen Schicksal war bitter, aber Deine und ihre Ehre ist unbefleckt: sie wird glänzender schimmern, wenn der unreine Strom der Gegenwart abgeflossen ist.

Soviel steht fest: Feldherrn hatte das preußische Heer, die mit Glück hätten anführen können, Soldaten, die von heißer Begier brannten, sich mit den Franzosen zu messen und zu siegen

oder zu ſterben; aber bei vielen andern war nicht mehr, was die Preußen im ſiebenjährigen Kriege unüberwindlich und unſterblich machte. Die große Reihe der unteren Befehlshaber, wodurch der große Friederich ſo herrlich war, hatte viele ſchlechte Geſellen unter ſich, und Geiſtloſigkeit war für Stolz, empfindſame Erbärmlichkeit für rauhen Todesmuth genommen: es waren Lafontainiſche Ehemänner und Liebhaber geworden, die einen ſentimentalen Roman mit Entzücken leſen, mit Liebesſchwärmerei zu dem lieben Mond aufſchauen, aber für Weiber, Kinder, und Bräute, für das ewige Vaterland und den ewigen Ruhm nicht kalt und männlich dem Tod in das hohle Auge ſchauen konnten. Dies iſt Teutſchlands Krankheit, dies die Peſt, wovon es ſich befreien, oder worin es verderben muß: jene Seuche ausgearteter Zeit, wo man immer an das kleine Einzelne, nicht an das große Allgemeine denkt, wo man für ſüße Empfindelei und unwürdigen Genuß das Leben erhalten will, das für das hohe Gefühl und die heilige Pflicht täglich ein freiwilliges Opfer fallen muß. Darin

haben die Teutſchen ſich verdorben und die Regierungen mit ihnen, und aus Verwirrung des Nothwendigen und Zufälligen, des Menſchlichen und des Unmenſchlichen und Uebermenſchlichen iſt der verwünſchte Zuſtand erwachſen, worin wir ſtehen. Milde und Menſchlichkeit, ihr ſeid göttliche Namen, aber es müſſen göttliche Menſchen und große Herrſcher ſeyn, die euch verſtehen und verwalten ſollen; eure Affen ſind von jeher Verderber geweſen und haben alle Schlechtigkeit und Feigheit, alle Schlaffheit und Jämmerlichkeit, alle Tollheit und allen Wahnwitz der Ideen in euch mit hineingeſpielt. So hat euch zu gefallen der Mann ſeine Herrſchaft und Würde, das Weib ſeine Zucht und Schaam, das Geſetz ſeine unerbittliche Herrlichkeit, der Herrſcher ſeine leuchtende Majeſtät abgelegt. Man hat geſtreichelt, wo man ſchlagen, gewärmt, wo man brennen, gebeten, wo man befehlen, gedient, wo man herrſchen ſollte. O hätte man die Strenge, die Zucht, die Furchtbarkeit des alten Friederich als das Palladium eines kriegeriſchen Staates bewahrt, hätte man

nicht mit Kleinigkeiten ſelbſt da geſpielt, wo groſſe Dinge unerbittlich geboten werden ſollten, nie wäre erſchienen, was ſeit dem unglücklichen Oktober uns alle erſtaunt und verzweifelt hat.

Ich habe das Spiel und Schickſal des Kriegs in der Nähe geſehen, bin mitten unter den Zerſprengten und Flüchtigen geweſen, habe die entſetzliche Noth und Verwirrung begriffen und die allgemeine Klage gehört. Haufen Soldaten zu Funfzigen und Hunderten, von einem Fähnrich oder einem alten Unterofficier geführt, ſtrichen ohne Rath und Befehl umher, und Officiere mit Wagen und Gepäck, mit Pferden und Geld, auch wohl mit Weibern und Kindern, waren ihnen voran gereiſt, und hatten ſich zu Müttern und Großmüttern, zu Brüdern und Vettern, zu Tanten und Baſen geretter. Widerſpreche, wer es wagen darf? Und dies in einem Staate, wo der Edelmann das Vorrecht des gebohrnen Befehlshabers hat und alſo auch das Vorrecht des erſten und tapferſten Todes haben muß. Dies trifft euch nicht, ihr Braven, die

ihr lange begraben liegt; euch nicht, ihr Tapfern, die ihr mit unbeſchreiblichen Mühen und Anſtrengungen aushieltet, mit ehrlichen Wunden, oder nach hartem Streit auch unverwundet ehrlich gefangen wurdet; euch nicht, die ihr durch Mühen und Gefahren und mit Wunden und Noth euch mitten im Winter über Meere und Länder aufmachtet, daß ihr in ferner Weite euren König und den Streit wiederfändet. Gottlob auch eurer waren manche.

Und welche Schrecken und welche magiſche Behexung hatten alle Köpfe nach der erſten Schlacht ergriffen! So wie man ſich anfangs mit gewiſſen Siegesträumen eingewiegt hatte, ſo plötzlich ließ man nun allen Muth ſinken. Wenn Bonapartens Generale erſchienen, und ſagten: **ihr ſeht, wir ſind die Unüberwindlichen, aller Widerſtand iſt vergebens, koſtet umſonſt Menſchenblut, und hält den Segen des Friedens auf, den unſer Kaiſer der Welt zu ſchenken brennt**, ſo glaubte man es ihnen. Alles

war wie vom Donnerwetter gerührt, und Bonaparte erschien als ein unbekanntes, keiner irdischen Macht überwindliches Wesen, dem man sich nicht früh genug unterwerfen könne. O Schande für graue Köpfe und graue Ehre, die nicht so unblutig hätte vergehen sollen! Wo war der Name Friederich, wo war die Erinnerung alter Herrlichkeit, das Gedächtniß von Roßbach und Leuthen? wo war das Aug, das auf die Adler eurer Brust hätte fallen und euch vor dem Gedanken der Schande hätte bleichen sollen? Befehlshaber von Stettin und Spandau, Küstrin, Magdeburg, und Hameln, mit Recht hat euer König eure befleckten Namen an den Galgen schlagen lassen; kein Urtheil der Nachkommen wird sie wieder herabnehmen. Husaren und Reitern ohne Kanonen öffnete man Stettin und Spandau — solchen übergiebt man kein, nur von einem breiten Graben umflossenes, Dorf ohne Vertheidigung — Küstrin in seinen Sümpfen ergiebt sich ohne Schuß, ja holt die Feinde in eigenen Kähnen heran, damit da seien, mit welchen man kapituliren könne. Magdeburg

mit einer Besatzung von 20000 Mann geht nach wenigen Tagen an 30000 Mann über, die noch kein ordentliches Belagerungsgeschütz hatten — in Friederichs Zeiten hätte man sie angegriffen und geschlagen. — Der Kommandant, General von Kleist, schob es später auf die Bitten und Drohungen der Bürger, die nicht hätten aushalten wollen; er hätte bedenken sollen, was Messena den zu Tausenden verhungernden Genuesern auf ähnliche Anmuthungen im Sommer 1800 sagte: **lieben Leute, ich sehe gar die Nothwendigkeit nicht, daß ihr leben müsset.** Und dies war eine Lüge; die guten Magdeburger dachten patriotischer, sie haben Kleists und seines Helfers und Beschwäzers Wartenslebens Schande nachher laut vor Europa erklärt. Und der General Schéller in Hameln — er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er sich mit Schande brandmarken sollte, und mußte des französischen Generals Savary Hülfe anflehen, damit die Uebergabe zu Stande kam, wogegen sich Officiere und Soldaten aufrührisch empörten. Wer diese Schmach so öffentlich, so

brennend vor der ganzen Welt sah, hätte er nicht glauben sollen, dies sei ein durch Laster, durch Weichlichkeit, durch lange Unehre und Feigheit aufgelöster Staat gewesen, nicht der des großen Friederich, den er nicht länger als zwanzig Jahre, sein Geist, wie es schien, auf immer verlassen hatte? Und dies war der Staat, wo jeder einzelne Mann bei'm Anfange des Krieges nur Siege und Trophäen träumte, wo jedes Herz für das Vaterland schlug, wo zum ersten Mal nach langen Jahren wieder eine kriegerische Begeisterung loderte; dies waren Befehlshaber, die noch den großen König gesehen und vor seinem Herrscherblick gezittert hatten. Wahrlich man mögte dem oft rundgehenden Volksmährchen beinahe glauben, daß der Reiter mit dem grauen Rock und dem Pferdefuß auf einem Rothschimmel neben Bonaparten und seinen Feldherren reite und mit seinen Feinden einen unsichtbaren Zauber treibe, so unerklärlich liegen diese dicken Schanden.

So durch die Unentschlossenheit des Oberfeldherrn und das Versäumniß der ersten Wochen,

durch den unſeligen Ungehorſam und Neid einiger Unterfeldherrn, und durch die Feigheit und Ehrloſigkeit von fünf bis ſechs andern Befehlshabern lag nun ganz Teutſchland von Augsburg bis Danzig, von Frankfurt bis Lübeck Bonaparten und ſeinen Geſchwadern zur Ueberziehung und Plünderung offen, und gehauſt, geraubt, und geplündert haben ſie, wie man ſeit Jahrhunderten nicht mehr geſehen hat. **Dieſe großen Mittel des Feldzuges, dieſe große Art des Krieges,** Mittel und Art und Namen; welche die franzöſiſche Revolution gebohren hat, übt derjenige, der auf ihren Leichen und Trümmern ſeinen blutigen Thron gebaut hat, in der größten Weite aus, und auch dafür wird die Geſchichte, die für ſo viele ſeiner Heerführereien ſich nach neuen Namen umſehen ſoll, einen neuen Namen erfinden müſſen. Es mag gut ſeyn, daß der Krieg ſeit zehen Jahren wieder mehr als Krieg und Verwüſtung geführt wird, damit die Völker ſein Elend und die Tapferkeit und Hartnäckigkeit wieder lernen, wodurch ſie ihm begegnen müſſen; aber Schande

dem, der von Milde spricht, wo er zertritt, der mit Großmuth prahlt, wo er erwürgt, der sich der Menschenschonung und des Schutzes der Künste rühmt, wo er schändet und plündert! Der Krieg war von Ludwig dem Vierzehnten abwärts immer mehr eine Posse geworden und ward mit einer schlecht verstandenen Zierlichkeit und Halbheit, mit artigen Komplimenten, langsam nicht weniger aussaugend und schändend, durch Jahre fortgeführt. Eine oder zwei große Schlachten in einem Feldzuge, dann zehen oder zwanzig Meilen vorrücken, ein paar Festungen belagern, darauf in die Winterquartiere gehen, während dem Winter unterhandeln und mit dem Frühlinge das verdrießliche Spiel wieder eben so anfangen — das war so abgemacht, als unter guten Fechtern die Stöße und Abstöße, die einander folgen müssen. Diese Albernheit hat die letzte Zeit aufgehoben; Krieg ist wieder blutiger Ernst geworden, und das ist recht. Die neue leichte Art, ihn zu führen, ohne Zelte und Magazine und Gepäck, mag wohl für den Sieger große Vortheile haben, aber sie hat sicher ihr

Maaß. Laß einmal ein Heer von Hunderttausenden hundert und zweihundert Meilen von seinen Gränzen auf das Haupt geschlagen werden und dann den Rückzug antreten, wir werden sehen, wie der Erfolg seyn wird. Diese Art Krieg führt immer Plünderung und bei den schnellen Märschen Verwüstung und Schändung mit sich. Ueber den Geist der jetzigen französischen Krieger, außer diesem Unvermeidlichen, wo sie, die Hungernden und Durstenden, selbst nur der Noth dienen, und über ihre Mannszucht wird sich weiter unten sprechen lassen.

Bonaparte hatte nun mehr, als er gehofft hatte; in Berlin konnte er den Frieden bestimmen, Preußen strafen, und den verlangten Raub von Hessen, Sachsen, und Westfalen, worin jenes schon willigen mußte, an sich reißen. Ihm schwindelte vor dem ungeheuren Glücke, sein Geierblick ging weiter, und auch das östliche Europa sollte revolutioniet und seinem Einfluß unterworfen werden: Polen, Rußland, die türkischen europäischen Länder sollten dem gro-

ßen Retter der Menschheit, dem einzigen Monarchen, dem größten Feldherrn aller Zeiten und Völker ihre Wiedergeburt und neue Verfassungen verdanken. Er ließ seine Heerhaufen gegen die Weichsel rücken, und ging bald selbst nach. Doch ward mit dem preußischen Monarchen unterhandelt, und seinen Abgeordneten wurden wieder Friedensgrundlagen übergeben, die er nicht unterzeichnete. Bonaparte hätte ihn gern gefangen und durch freundliche Hinterlist in Schimpf und Verderben gelockt. Preußen sollte die übrigen Festungen übergeben, von Rußland abtreten, ein Vasall Frankreichs werden, und dann die Zerstückelung der Monarchie und den schmachvollen Frieden von Bonapartens Gnade und Talleyrands Redlichkeit abhängen lassen. Die Schlinge, zum dritten und vierten Mal aufgestellt, war doch zu grob, und fing nicht. Der König von Preußen antwortete, er habe Frieden und nicht völlige Entwaffnung und Beschimpfung gewollt, und schloß sich und sein Interesse nun enger und enger mit Rußland

zusammen. Dank Dir, braver König! So nur herrschest Du Deiner großen Ahnherrn werth. Das Unglück schwebt über jedem sterblichen Haupt, auch über der Könige Häuptern; Standhaftigkeit erhält, Tugend rettet oft, auch wo es am verzweifeltsten ist; und wann alles fallen soll, so muß der König und Herr glorreich mit fallen und vergehen, ehe er in Schande willigt: von dem Unglück rettet endlich der Tod, von dem Schlimmsten, von Schande, weder Leben noch Tod. Genug gebüßt ist für eigne und fremde Schuld, versöhnt ist die Nemesis. Halte das Herz empor und die Hoffnung; Deine Unterthanen, die Dein bleiben, werden Muth fassen, und Rache und Wuth wird jede Brust entflammen und jeden Arm bewehren gegen Unrecht und Uebermuth.

Ja, wenn gerechte Wesen die Welt beseelen und richten, so ist jetzt mehr Hoffnung da, denn je vorher, solch eine dicke Wolke von Uebermuth und Frevel, von Lügen und Ungerechtigkeiten hat die verderblichste aller Göttinnen, die bethö-

rende Alte, über dem Haupte des großen Würgers gesammelt; sie wird, sie muß sich in Donnern und Blitzen entladen und ihn und die Welt zugleich verwüsten. Der Fürchterliche und Scheußliche hat sich in seiner vollen Blöße entlarvt, und alle Schrecken und Plagen, welche die Welt von seiner unersättlichen Raubsucht und seinem grausamen Despotismus erwarten kann, auch für die Zukunft aufgedeckt. Hat er in Teutschland noch Freunde, so sind es tolle Bösewichter oder unheilbare Narren, welche ihre verrückten Weltansichten und großen Wiedergeburtsplane Europens auf jedes glänzende Ungeheuer übertragen, welchem es beliebt, durch große Kräfte und größeres Glück ein Tigerkozenspiel mit der Welt zu spielen. Hat er anderswo Freunde, so sind sie entweder funfzehen Jahre in der Welt still gestanden, während diese auf das geschwindeste fortgelaufen ist, und haben ihre Wechsel und Verwandlungen in dieser Geschwindigkeit nicht bemerkt; oder sie sind auch in einer Ideenwelt, die gar keinen festen Boden hat, funfzehen, vielleicht funfzehnhundert Jahre

vorausgelaufen, und bilden ſich ein und mögten uns einbilden, daß unter dieſer Teufelsmaſke ein Weltheiland verſteckt ſei. Sie ſprechen immer noch von großen, verborgenen Zwecken, von geheimen Entwürfen mit der Geſetzgebung und Befeſtigung Europens, die Bonaparte in petto haben ſoll, von dem Uebel und der Verwüſtung, die er nicht als Uebel und Verwüſtung meine, ſondern wodurch er die große, heilige Zukunft des Friedens und eines edleren und freieren Geſchlechts bauen wolle. Man weiß nicht, ob man mehr über die Bosheit oder über den Wahnſinn ſolcher Urtheiler zürnen und lachen ſoll. Die Menſchenlehre iſt kurz und einfältig, ſie iſt noch dieſelbe, wie ſie von Anfang an geweſen iſt, und ihr Buben und Trepfe ſollt uns mit aller politiſchen Sophiſterei und philoſophiſchen Schwärmerei keine andere auforingen. Der Glaube iſt ewig, daß Gutes und Gerechtes durch Tugend und Gerechtigkeit, Schlechtes und Tyranniſches durch Bosheit und Liſt offenbart und gemacht wird: der Weitzen wurzelt nicht im Stein und das Feuer brennt nicht im Waſſer. Weg mit

diesen verborgenen Zwecken, mit diesen weiten Ansichten der Welt, der Völker, und der Menschheit, nach welchen man selbst durch das Böse das Gute erschaffen darf! weg mit dieser schändlichen Vermessenheit, als wenn ein Mensch die Zukunft so ordnen und für die Geburt werdender Jahrhunderte so sorgen, kurz, als wenn er die Welt so selbstmächtig bauen und umbauen könnte, als hirnlose Narren memen! In solchem Wahn und Willen liegt die schlimmste aller Teufeleien, und selbst wenn Bonaparte, der nie eine hohe Idee gehabt, solche Ideen haben könnte, wäre er ein Ungeheuer. Aber zum Glück ist es nicht so.~ Kein Mensch und Mann, der so große Arbeiten unter Händen hat, kann so in der Zukunft leben; er hat genug zu thun, die Gegenwart zu bändigen und zu unterjochen, und treibt mit dieser Gegenwart im Wirbel des Guten und Bösen fort, wie Glück und Zufall, und Köpfe, die mehr Zeit und Beruf zu spinnen und anzuzetteln haben als er, ihn fortstoßen. Nein, es liegt in ihm der vollste, listigste Teufel, der je in menschlicher Gestalt in einer so großen Rolle

auf Erden erſchienen iſt, und darum iſt er einer kraftloſen und geiſtloſen Zeit ein ſo wunderbares Zeichen. Auch der Teufel war ein Engel des Lichts, unter den Erſten nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, mit reicher Herrlichkeit und Kraft gerüſtet; er fiel ab, und ward durch den Misbrauch der göttlichen Natur der Darſteller des Böſen, er ward Satan, der Regent der Finſternüß und der Feind der Söhne des Lichts. Ein ſolches Gefühl wandelt einen jeden unbefangenen Menſchen bei einem ſterblichen Weſen an, das groſſe Kraft und ſeltene Talente und die Wundergabe des Glücks zum Böſen misbraucht, und die Erde verwüſtet und zerſtört, die es hätte befreien und beglücken können. Dadurch iſt Bonaparte ſo groß, daß er das Böſe auf das böſeſte, das Treuloſe und die Lüge auf das treuloſeſte und lügenhafteſte thut; daß er beſonnen alle Schwäche und Bosheit anderer anwendet, damit gröſſere Schwäche und Bosheit daraus werde; daß er über Treue und Menſchlichkeit, wovor andere ſchaudernd ſtehen bleiben, wie über einen niedergetretenen Zaun weghüpft, und Frei-

heit, Gerechtigkeit, Vaterland, die heiligsten Namen, die keiner mehr haßt, als er, zu der gleißnerischesten Gaukelei und Aefferei gebraucht. Wenn ihr, bethörte Zeitgenossen, vor solchem Götzen die Kniee beugt, so haben wir nichts mit einander gemein. Einen solchen Virtuosen des Bösen haben freilich die früheren Jahrhunderte Europa nie gezeigt.

Bonaparte hat unmöglich Lust und Zeit, alle die Plane, die in seinem Namen ausgehen und die Welt verwirren und umstricken, selbst auszuhecken und auszuspinnen. Talleyrand ist der Richelieu, der endlich seinen Schläger gefunden hat, um alte Lieblingsentwürfe französischer Politik wirklich zu machen. Spielt Bonaparte mit der Welt, so spielt der ehemalige Priester wohl oft mit ihm, ohne daß er es wissen und merken soll. Teutschland ist eigentlich ihr nächstes, großes Ziel. Dies völlig und auf immer zu unterjochen und zu französiren ist der Hauptentwurf; das Uebrige wird nur angezettelt, um denen, die drinnen und draußen noch dagegen arbeiten

könnten und mögten, so viel zu thun zu machen, daß sie dem Gierigen den Raub und nach solchem Raube binnen wenigen Jahren auch das übrige Europa überlassen müssen. Darum gaukelt und zettelt man mit den Polen und Türken; darum verspricht man den einen Freiheit und Unabhängigkeit, während man die der andern zerstört; darum will man hier Könige machen, während man sie dort absetzt; hier Republiken ausrufen, während man dort die letzten übrigen vertilgt. Wie? diesem wilden Tyrannen, diesem ungeduldigen Despoten sollte es mit solchen Versprechungen ein Ernst seyn? ihm, der alles Freie sklavisch, alles Große klein, alles Edle niedrig, alles Heilige gemein macht, wenn er nur ungestrafter und unumschränkter gebieten kann? Auch haben die Polen dies nicht geglaubt; sie haben sehen können, was das Glück und die Rettung bedeuten, welche diese bringen. Kein Aufstand in Masse, kein Hurra und Hussa ist erfolgt. Einige Polen, in Bonapartens Dienst, haben gearbeitet, einige Edelleute und Starosten hat alter Ehrgeiz verblendet, sie haben einige Skla-

ven mitgezogen; selbst Drohungen hat man gebraucht, den Haufen zu vermehren, er ist aber nicht gewachsen. Nicht mehr bedeutet das Spiel mit den Türken, das auch nur politisch ist. Bonaparte würde jeden Tag, sobald er dürfte, mit ihnen thun, was er den Russen so hoch anrechnet. Der Wunsch von ganz Europa begleitet die Macht, welche diese rohen Wilden, diese unverbesserlichen Barbaren von dem festen Lande und den Inseln in einen andern Welttheil jagt und die schönsten und heiligsten Stellen der Erde der Sitte und Kunst wieder zugänglich macht. Bonaparte hofft vergebens, daß das Aug ihm mit Wohlgefallen folgen soll, wenn er für Barbaren Lügen schwatzt, damit man darüber nicht sehe, wie er die Freiheit, Bildung, und Kunst gesitteter Völker, wo sie noch ist, zu unterdrükken und zu vertilgen kömmt. Er ist nichts als ein Bandit und führt Banditen zum Raube. Der Bandit giebt dem Bettler zuweilen etwas, aber er wird nach ihm ausplündern, sobald die einzelnen kümmerlich zusammengebettelten Gaben ein Schatz geworden sind.

Ja, Banditen sind sie. Menschen und Völker, die von dem Zeitalter, und dem Schauplatz, wo sie sich bewegen und ihr blutiges Spiel treiben, fern stehen, sehen noch immer die alten, feinen, zierlichen, und höflichen Franzosen in ihnen, und meinen, angenehmere und großmüthigere Feinde müsse man nicht bei sich haben können, und das Geschrei von ihren Bedrückungen, Grausamkeiten, und Schändlichkeiten müsse Lüge und Uebertreibung seyn. Aber welche Verwandlung haben die letzten zwanzig Jahre, welche hat der fürchterliche Korse in ihre Art zu seyn gebracht! Uebrigens will ich diese erinnern, daß die Franzosen von jeher lieber leicht großmüthig, als schwer gerecht gewesen sind, daß es immer ihr Karakter war, als der eines eitlen und prahlerischen Volkes, in dem Kleinen zu viel und in dem Großen zu wenig zu thun. Gerechtigkeit ist das ewige Weltmaaß des Guten, Großmuth, wie ihr sie meint, gewöhnlich Hohn, oft tiefste Verdorbenheit. Aber auch jene windigen, leichtsinnigen, und prahlerisch großmüthigen Gesellen der früheren Säkeln und

Decennien sind sie nicht mehr. Gräuel und Unheil, die sie gesehen, gethan, und gelitten, haben ihnen die Versteinerung des Medusenschildes gegeben; die Art, womit ihr Anführer sie zur Weltherrschaft führt, macht in manchen Augenblicken Gewalt und Raub nothwendig; endlich seine finstere, schlaue, geschlossene Banditenmiene, von keinem Lächeln der Freude und der Menschlichkeit erhellt, hat auch ihnen zum Theil einen stummen Ernst gegeben, der die ganze Welt als ein Schlachtfeld und alles was drinnen ist als ihren rechtmäßigen Raub zeigt. So plündern und schinden die Feldherren und Officiere eben so unverschämt, als die Gemeinen, und wenn einzelne Brave, wie Oudinot und Bernadotte, es ja hindern mögten, so können und dürfen sie es nicht. Sprach nicht Bernadotte selbst bei den Scheußlichkeiten in Lübeck die merkwürdigen Worte: Ich habe sonst Menschen befohlen, nun befehle ich Tigern? Und wie soll die Mannszucht diese zähmen, die für kein Vaterland, für keine Freiheit, für keine Volksehre streiten, sondern für König-

reiche und Fürſtenthümer der Brüder und Nichten des Korſen? die er von einem Ende der Welt zum andern in Tod und Gefahr treibt? Er muß ihnen wohl die Schändung aller Ehre und Sitte, den Raub und die Plünderung, die Entweihung des Heiligſten der Menſchheit erlauben, denn auf ihrem Degen ſteht ſein hochgebautes Glück.

Und Er ſelbſt? In ihrer vollen Schwärze und Gemeinheit hat er ſeine düſtre, unritterliche Seele ohne Scheu und Schaam enthüllt, und im Uebermuth des Glücks ſelbſt die Klugheit vergeſſen, die den Schlauen nicht leicht verläßt. Es iſt ſchon: die Aerndte reift für die Sichel der Nemeſis. In Berlin und von Berlin aus hat er in den letzten Monaten ſein großes Herz und ſeinen erhabenen Willen ſo klar ausgeſprochen, daß ſeine letzten Bewunderer vor dem ſchwarzen Teufel erſchrocken ſind. — Und mit Teutſchland, wie ſchändlich, wie grauſam, wie räuberiſch, wie lügneriſch iſt er mit dem armen Lande umgegangen, dem er eine neue Verfaſſung des Glücks und der Freiheit

bringen will? Aber davon iſt er in den letzten Tagen ſtill geworden. Während er von türkiſcher Glorie und polniſcher Freiheit poſaunt, läßt er durch ſeine Zeitungsſchreiber und Trabanten fragen, wer nach Preußens Fall und Oeſterreichs Abdankung nun wohl eigentlich Teutſchlands Herr ſei und ſeinen ledigen Thron beſteigen muſſe? Natürlich niemand anders, als das unſterbliche Genie, das es von Oeſterreichs Tyrannei und Preußens Ehrgeitz befreit hat und die Epoche ſeiner ſchönen Zeiten beginnen wird. Wie ſchaltet, wie gebietet, wie unterjocht, wie vertheilt, und vergiebt er Fürſtenthümer und Länder, und ſpricht, kein Schickſal und keine Eumenis fürchtend, die vermeſſenen Worte aus: nie und nimmer ſollen die alten Fürſten wieder in ihnen herrſchen! wie gebraucht er alle Schändungen, alle Entzweiungen, alle Aufhetzungen, und Ränke, ſelbſt Schmeicheleien und Verſprechen, um die Zwietracht der Fürſten und des Volks ewig zu machen, und ſo alle auf immer in den Staub der Knechtſchaft zu treten! Selbſt

die glücklich todte Flamme des Religionshasses sucht er wieder anzublasen, und den Zwiespalt des Katholicismus und Protestantismus als einen Köder des Verderbens auszuwerfen. — Sachsen und seine Fürsten, die er von den Ketten der verderblichen preußischen Herrschsucht zu erlösen ausging, ist mit zu dem großen Bunde geschlagen. Der Hessenfürst, was er verdient hat, ist verjagt, seine Schätze, sein Schmuck, sein Geschütz sind über den Rhein gegangen, seine braven Soldaten entwaffnet und entehrt, sein Land ist ihm auf immer abgesprochen. Das war auch Braunschweigs Schicksal, weil sein Beherrscher preußischer General war: sonst eines der glücklichsten Länder, von welchem sein letzter unglücklicher Fürst durch seine Sparsamkeit und Gerechtigkeit so viel Segen und Sehnsucht verdient hat. In Hannover sind die französischen Adler angeschlagen, die westfälischpreußischen Landschaften dem Könige von Holland übergeben, auf Schlesien ist Oesterreich angewiesen, wenn es mitgeben will. Mecklenburg, das unschuldige Mecklen-

burg, hat seinen Herrn fliehen, sich von einem Ende bis zum andern plündern und schänden gesehen, darum, heißt es, weil es Schweden und Russen durchmarschiren ließ, was es eben so wenig wehren konnte, als den Eindrang der Franzosen. Die Hansestädte sind besetzt, eine Jagd auf englische Waaren ist gemacht, wodurch man mehr ihre Kaufleute, als die Engländer geplündert hat. England selbst ist von dem Landtyrannen lächerlich genug in den Sperrungszustand erklärt, eben so lächerlich, als wenn der Löwe dem Adler das Luftreich verbieten wollte. Den Raubzügen der Heere folgen Intendanten, Liefranten, Kommissarien, Zöllner, Anzettler, und Spione auf den Fuß nach. Ohne alle Achtung gegen alteuropäische Sitte raubt der unersättliche Geitz den Schmuck und die Kostbarkeiten der Fürsten und Palläste, wie die Habe der Hütten und Kleinen. Silber und Gold, Tapeten und Decken, Pferde und Weine, Kutschen und Thronen, Bildsäulen und Gemälde, alle besseren und seleneren Denkmäler der Wissenschaft und Kunst, die dem Volke auch gehören, werden

nach dem Diebsrecht, das dieses unsterbliche Genie zuerst von allen Europäern in Italien erfand, weggeschleppt, und Denon und seine Helfer wählen in Dresden aus und plündern in Berlin, Kassel, Braunschweig, Wolfenbüttel, und Schwerin. Und damit das Maas des Aergers und Grimms voll werde — o daß allgemeines Unheil noch nicht allgemeiner Aufstand teutscher Nation werden will! — muß man endlich teutscher Herren, teutscher Männer und Schriftsteller Schmeicheleien und Knechtsstimmen hören, muß hören, wie sie von der Großmuth, dem unermeßlichen Genie, den hohen Ansichten des Mannes von europäischer Verfassung die Backen voll haben: jene, die wenigstens schweigen sollten, wenn sie nicht Muth und Würde haben gegen Unterjochung und Schändung anzusprechen. O unter den bittersten Qualen der Verdammten in Dantes Hölle ist der noch keine gleich gefunden, aus der zweiten Hauptstadt Teutschlands die Verhöhnungen, die Prahlereien, und Gaukeleien der Franzosen in teutscher Sprache vernehmen zu müssen.

So ist ganz Deutschland nun die reiche Quelle, woraus die Pariser ihren Witz und ihre Einfälle und die französischen Heere ihre Kleider und Schuh, ihr Silber und Gold, ihre Pferde und Kanonen holen, um den Rest des Nordens zu bekämpfen. Mit seinen Kräften, durch das Elend seiner Millionen, durch die Schande und den Hungertod von Hunderttausenden wird der Krieg mit Heeren geführt, wo sie seit den Zeiten der Hunnen und Mongolen einander nicht mehr gegenüber standen. Das arme Volk fühlt die Schmach und hat sich in Hessen, Westfalen und Franken geregt und würde sich schrecklich und den Franzosen verderblich über alle Gränzen des Vaterlandes regen, wenn ihm das große Herz eines Anführers gegeben würde, der aus seiner Noth seine Begeisterung zu wecken verstände. Aber es ist entwaffnet, seine Festungen sind besetzt, seine Fürsten dienen im Elend, seine Sprecher sind klöglich und schreien nach Frieden, nicht nach Rache. Ja, die unterworfenen Bundsgenossenfürsten halten es selbst unter fremder Knechtschaft fest, decken dem Feinde den Rücken, plün-

dern mit ihm ihre Landsleute, erobern für ihn die übrigen Festungen, und theilen Orden aus, wann Teutsche teutsches Blut vergessen haben. O Tag der Rache! du wirst, du mußt nahen. Wann ich deine heilige Flamme aufgehen sehe, will ich mich gern mit den Ersten hineinstürzen und jubelnd vergehen.

Und wie fremd dem bessern Geist der Zeit, dem alten guten Geist des Christenthums und der Ritterlichkeit und Fürstlichkeit, Bonaparte, hast du dich gezeigt, du, der du so gern Held und Ritter heißen mögte! Wie hast du ein kaltes, grausames, und geiziges Gemüth, ohne Ahndung, daß man dich erkennen würde, vor ganz Europa ausgelegt! Wer so des Glückes mißbrauchen, wer so des Unglücks spotten, wer so die gefallene Majestät schänden kann, der soll die Vergeltung fürchten. Du bist ein Mann, und verbrichst wie ein Barbar gegen die Ehre einer Frau? du heißest ein Kaiser, und wagst eine unglückliche, von ihrem Volke geliebte Königin zu beflecken, die mit allen ihren weißen

Tugenden deine schwarze Schande nicht bedecken könnte? War sie eine Verbrecherin, daß sie den treulosen Freund wegwarf, daß sie Krieg wollte und Sieg hoffte? — Das Volk wollte und hoffte sie mit ihr — War sie eine Verbrecherin, weil sie dich hassen lernte? Diese frechen Schmähungen und Anspielungen Talleyrands erinnern, daß er um die pariser Tribunen Redner und Zuhörer war. Sind die gekrönten Häupter nicht unglücklich genug, daß sie aus ihrer Hauptstadt fliehen müssen? muß ihnen auch der übermüthigste Spott folgen? und eines Mannes Spott, dessen großes Glück ihn so groß machen sollte, daß er vergessen und verzeihen könnte? Er vergißt nur, wie viele Ehre und wie viel Glück Preußen für seine Schlangenpolitik geopfert hat. — Und gegen Braunschweigs graues Haupt? Mußte er in seinen letzten Tagen von seinen bittersten Feinden hören, daß er ein unfähiger Feldherr war? Durften sie dem Unglücklichen so schrecklich vorwerfen, wodurch sie nach Berlin kamen und jetzt an der Weichsel stehen? Durfte Bonaparte endlich den Bann aussprechen, daß in

dem alten Stammlande nie wieder Welfen regieren ſollen? Graues Haupt, und einſt ſo heldenmüthige Seele, die Ehre eines milden, weiſen, gerechten Fürſten, die Liebe und Sehnſucht deiner glücklichen Völker kann niemand von dir nehmen: dieſe Verdienſte und Tugenden müſſen dich entſündigen. — Und der Heſſenkurfürſt? Er haßte die Franzoſen von jeher, ſeine Heſſen haßten die habſüchtigen Nachbarn und hatten ſich Jahrhunderte tapfer mit ihnen geſchlagen. Er mußte den Sinn ſeines Volks, er mußte ſich und Bonaparten kennen, und ſeine Krieger mit den Preußen vereinigen, als es Zeit war; es hätte vielleicht einen andern Ausſchlag gegeben. Für ſeine kurzſichtige Politik hat er gerecht gebüßt; aber darf Bonaparte ſo laut ausſprechen, warum er ihn haßte? darf er ſo höhnen? weil er immer den Franzoſen feind war und böſen Willen zeigte, weil er den rheiniſchen Bund verſchmähte, weil er an Preußen verkauft war. — In dieſem gemeinen, unritterlichen Sinn ward auch gegen andere gewüthet mit Worten und Thaten.

Hardenbergs, des Krieg und Rache rufenden Miniſters, der vor einem Jahre Preußens und Teutſchlands Ehre retten wollte, Schloß Tempelberg ward verwüſtet, die halliſche Univerſität geſprengt, weil ſie Haß gegen die Franzoſen und zügelloſen preußiſchen Patriotismus habe predigen laſſen; gegen den Berliner Adel, der mit allen den unvermeidlichen Krieg gewollt hatte, wurden die im Munde eines Kaiſers ſcheußlichen Worte ausgeſtoßen: ich will dieſen Hofadel von Berlin ſo klein machen, daß er ſein Brod auf den Straßen betteln muß. — Und endlich, wie hat ſeine kleine und unkönigliche Seele ſich an heiligen Häuptern vergeſſen! Wagte er es nicht, von dem unſterblichen Ludwig Ferdinand zu ſagen: Als der Prinz Ludwig Ferdinand von ſeinem Könige den Krieg mit Frankreich forderte und laut forderte, da hätte der König den verbrecheriſchen Prinzen ſogleich aufhängen ſollen? Wagten ſeine Füße Potsdam und Sansſouci zu betreten? *in

den geweihten Wohnungen des unſterblichen Königes zu wandeln? wagte er unter ſeinen großen Erinnerungen, über ſeiner heiligen Aſche die Zertrümmerung eines Staates zu denken, den der Mächtige gegründet hatte? Und dieſe Sitze plünderte er, von hier entführte er Heiligthümer, die von den heißeſten Thränen des Volks aus den Thoren nach Paris begleitet wurden? hier ſpielte er mit Sceptern und Schwerdtern, mit Bildern und Denkmälern, die ſeinem unheiligen Herzen hätten Grauſen einjagen ſollen? Fürchtete er nicht die großen Manen des Entſchlafenen, die Furien ſeiner Aſche, die er entweihete, die unbekannten Göttinnen, die ſpäter oder früher alles Böſe und Uebermüthige rächen? Die Gegenwärtigen verachtet er zu ſehr, als daß er ihre ſtille Verdammung fürchten ſollte. O dieſe unmenſchliche und unfürſtliche Bruſt hat nie vor etwas Heiligem gekniet, als um Meineid zu ſchwören und Gaukelſpiel zu ſpielen.

Und ihr Kaiſer und Könige, ihr habt ihn in dem ſchweren Kampf an der Weichſel, der ihm,

wenn ihr beharret, schwerer werden wird, als je einer vorher. Haltet aus, ihr Wackern! sein Glück kann nicht unverwundbar seyn; hier muß es brechen, oder es bricht nie. Halt aus, König von Preußen! Dein Volk hinter dir kann noch wieder erstehen und den mit Ehren in Berlin einziehen sehen, den Bonaparte zu einem seiner vielen Unterkönige machen möge. Halt aus, Alexander! Dein werde die Glorie, Europa zu retten, und aller Schmuck und Glanz, den er durch Glück und Diebshand auf seinem schuldigen Haupte gesammelt hat, wird das deinige unbefleckt schmücken. Und wenn Warnung und Beispiel in dem Vergangenen, wenn Ahnung und Weissagung in dem Zukünftigen ist, steh auf, Oesterreich! und räche unendliche Verhöhnung, spottende Treulosigkeit, lächelnde Büberei, womit er dich seit einem Jahre behandelt! Edler Erzherzog, steh auf! und waffne dich und deine Braven. Liebling und Ehre deines Vaterlandes auf! und versuche zum letzten Mal das Letzte und flechte Hermanns Eichenkranz in dein Haar. Ist der Kampf gefährlich, so ist der Ruhm un-

ſterblich. Wird er Oeſterreich je verzeihen, daß es nicht für ihn losgeſchlagen hat? wird er nach ſeiner verrätheriſchen Art, wann es ihm mit dem übrigen Teutſchlande gelungen, es nicht völlig verkleinern wollen? Wozu warten in einem ſo verhängnißvollen Augenblick? wozu nicht rühmlich und groß auf das Spiel ſetzen, was doch bald durch ein ſchlechteres Spiel verloren werden würde? Glorreich fallen im Kampf iſt edler, als einige Jahre ſpäter unehrlich verderben. Seine Treue, ſeine Mäßigung kennt ihr: die Zeit iſt da, ihm zu begegnen; waffnet euch! verſitzt nicht den einzigen Augenblick, der den Thron der Habsburge und die Ehre des Vaterlandes wieder aufrichten könnte. Bebt nicht, daß der Streit für Millionen verderblich, daß das Elend unendlich ſeyn wird; denkt, das ewigſte, längſte Elend iſt die Sklaverei, womit der Wüthende die Herrſcher und die Völker bedroht. Es iſt eine Zeit, worin keine Mittelmäßigkeit beſtehen noch retten mag. Lieber alles zerſtört, als Sklaverei, den langſam freſſenden Wurm an den Blüthen der Menſchheit. Laßt Aſchen

fliegen, laßt Blut fließen, wenn es das Verhängniß will. Es bleibt nach der Zerstörung die Erde, es bleiben Menschen, die ein besseres Geschlecht zeugen werden, wenn ihr Fürsten ihre Freiheit nicht hingebet. — Und ihr andern noch nicht ganz bezwungenen, was lauschet, was wartet, was zaudert ihr ans Schwerdt zu greifen? Schönes Land jenseit der Pyrenäen, willst du feig zusehen, bis er die Arbeit des Nordens vollbracht hat und über die Berge geht und dich ganz zu einer französischen Landschaft macht? Willst du unter seinen Schmeicheleien und Täuschereien die einzige Zeit verlieren, wo der Versuch glücken könnte, durch Jagd von einem Ende Europas bis zum andern das Unthier matt und toll zu machen? Wir haben gesehen, was du wolltest. Der Name Preuße war seit dem unsterblichen Friederich auch bei dir der größte Kriegsname geworden; du hofftest, er werde reiche Arbeit bekommen, du rüstetest, und wolltest zuschlagen, wenn sein Glück wankte. Er hat es geahndet, er hat es gesehen, aber dich mit Vorspiegelungen eingewiegt, mit schönen Deutungen und Erklärun-

gen ſicher gemacht. Glaubſt du, daß er es dir je vergeſſen, daß er mit dir nicht das Spiel des Kurfürſten von Heſſen ſpielen wird? er, der jeden dafür ſtraft, daß er ihm beigeſtanden iſt, ſollte er den nicht ſtrafen, der zeigte, daß er ihm übel wollte? — Und ihr unglücklichen verbündeten teutſchen Fürſten! wenn ich oft gegen euch ergrimme, ſo beklage ich euch öfter. Habt ihr nicht Zeit gehabt, ſeines und eures Treibens inne zu werden? der Schande inne zu werden, womit ihr eure edle Ahnen, womit ihr euer teutſches Volk, womit ihr eure eignen Namen vor der Nachwelt beflecken ſollt? Könnt ihr nicht endlich lieber fürſtlich und erhaben untergehen, als mit beklommenen und zerriſſenen Herzen? Könnt ihr in dieſem Kampf, der Teutſchlands Unterjochung gilt, nicht euer ſelbſt, eures Hauſes, eurer Söhne und Töchter vergeſſen für das Volk, dem ihr beides Führer zum Glück und Spiegel der Ehren ſeyn ſollt? ja, könnt ihr nicht euer ſelbſt, eurer Herrſchaft, und eurer Kinder gedenken, indem ihr Schimpf und Hohn leidet und durch Teutſche Teutſchlands Unheil begründen

sollt? Doch wohin gehe ich? wohin fliegen in dem Ungestüm des Gefühls meine Worte? Ach! hier ist kein Herz und kein Ohr, und der leere Wind pfeift mir die lange, lange Klage und das längere Leid zurück.

Und ihr Vorstreiter Europens und Teutschlands, wenn ihr siegtet, wenn der Schreckliche wieder südlich fliehen müßte, was höret ihr zu thun? O wenn ihr in Teutschland nur wieder das Alte wollt; wenn ihr klein politisch gerecht seyn wollt, und zittert zu machen, was die neue Zeit Neues will; wenn ihr dies seyn wollt, da er durch große Ungerechtigkeit schon alles zertreten und gemischt hat; wenn die alte unbehülfliche Verfassung des Vaterlandes, die sich nimmermehr halten kann, mit allen ihren veralteten Formeln und Schnörkeln wieder hergestellt werden und kein engeres, alle zusammenhaltendes, Band gezogen werden soll, so wünschte ich, das Schwerdt wäre nie gezogen, kein Tropfen Blut wäre vergossen, und das schöne Land den Fremden still hingegeben. Wenn das Geschehene nicht

klug machen kann, so ist das Künftige nicht zu heilen noch zu erhalten. Es kann nimmer wieder stehen, was so ganz niedergerissen ist und sich in seiner Hülflosigkeit und Ohnmacht offenbart hat. Das Geheimniß der Schwäche Teutschlands hat Frankreich in seiner vollen Ausdehnung erkannt, es wird immer wieder dahin zurückkommen und den günstigen Augenblick benutzen, auch wenn ihm jetzt nicht das Letzte gelänge. Teutschland liegt wie ein niedergetretener Zaun da, worüber die freche Sau mehrmals in den schönen Garten gesprungen ist; keine kleine Ausbesserung, keine augenblickliche Flickerei wird helfen; neu muß er gemacht werden, oder sonst laßt das Loch ganz offen. Milder und liebenswürdiger Alexander, guter und tapferer Erzherzog Karl, sollte das Schicksal euch die hohe Rolle gegeben haben, Teutschland zu befreien, so sei die Täuschung der alten Politik mit allen ihren entzweienden Verhältnissen, die lange hätten todt seyn sollen, vergessen. Wollt ihr das gefallene Preußen wieder herstellen, wollt ihr das gesunkene Oesterreich wieder erheben, so richtet sie so ein, daß

sie gegen Frankreich die Wage des Gleichgewichts halten können. Ich will die teutschen Fürsten nicht vernichtet wissen, aber sie müssen den größeren teutschen Herrschern eben so gehorchen lernen für das Vaterland, als sie jetzt Bonaparten gehorchen gegen das Vaterland. Durch neue Einrichtungen müssen sie unter die beiden größeren Herrscher gezogen, und durch Grundgesetze gleichsam Fürsten ihres Hauses werden, die zu Einem Stamm und nach Erlöschung der herrschenden Linie zu Einer Herrschaft gehören. Preußen muß an den Rhein und die Donau gehen, Oesterreich zwischen der Donau, dem Rhein und den Alpen gebieten. Gebt ihr diese Sicherheit, dies Vertrauen künftigen Friedens und künftiger Stärke dem Volke nicht, so bleibt Frankreich der Herr. Weitere und Mächtigere mögen einrichten, was ich nicht weiß noch wissen darf. Das aber darf ich sagen, daß neue und festere Bande um das teutsche Reich geknüpft werden müssen.

Und ihr Teutschen, geliebte Landsleute und Brüder, bei deren Erinnerung mein Herz oft in

Stolz sich erhob, jetzt in Wehmuth versinkt, zu euch spreche ich an ernstes und letztes Wort, das Testament meines brechenden Herzens, die letzte Stimme einer unendlichen Liebe. Der Hohn der Sieger, die Verachtung der Fremden, der Vorwurf der Feigheit und Nichtswürdigkeit, die Anklage der tiefsten Ehrlosigkeit, selbst eurer eignen Männer und Schriftsteller Verdammung, die ich so oft mit Verzweiflung vernehmen muß, zerreißen mir das wunde Herz. Ihr seid nicht mehr die Alten, nicht mehr die Gewaltigen, auch euch hat die allmächtige Zeit zum Nichtigen abgeschliffen; aber ihr seid eben so stark, eben so gut, eben so tapfer, als eure Tadler und Verhöhner. Nur Eintracht mangelt euch, nur ein großes Männerherz fehlt euch, das euch aus der Noth emporheben, begeistern, und zu unsterblichen Mühen für das zerfleischte Vaterland führen könnte. Daß kein gemeinschaftliches Gefühl, keine tiefe Liebe für das Vaterland, kein Verein der Stärke und Begeisterung unter euch ist; daß ihr eure eignen Brüder in Schlachten mordetet; daß ihr nach Indien und Afrika verkauft wurdet,

daran waret ihr unschuldig. Aber die Zeit ist inne, wo ihr begreifen lernen müsset, was ihr waret, was ihr nicht mehr seyn dürft, und was ihr künftig seyn sollt. Ist euer Ohr taub für die warnende Stimme dieser Zeit, für das Jammergeschrei eures zerrissenen Vaterlandes, für die Klage der Freiheit, welche Sklaverei fürchtet, so verachte ich euch auf das tiefste und werde mich selbst und eure Sprache und die Stelle, wo ich gebohren bin, zu vergessen suchen.

Unglückliche teutsche Brüder, so tief liegt ihr darnieder, weil ihr derer mangelt, die für euch stehen, für euch sprechen, für euch sterben sollten. Verwirrung, Bethörung und Ermattung hat alles ergriffen und hemmt den frischen Athem und den lebendigen Gang der Welt. Am schlimmsten aber verblenden und verderben euch eure Meister und Propheten. Ich frage euch, dürfen Schreiber sprechen und Ausrufer rufen, welche keine Ehre und kein Vaterland haben? welche die Welt und ihre Geschichte nicht kennen? welche sich und euch mit hohlen Ideen und

mit einer Zukunft trösten, wo eure Enkel euch verfluchen werden, wenn ihr sie hört? welche auf einen Bund der ganzen Menschheit auch in Einem Staate hinweisen, während der Menschen herrlichste Herrlichkeit, Freiheit und Selbstherrschaft, untergehen? Und wer sind denn die, welche den großen Verein der ganzen Menschheit vollenden, welche durch so viel Elend und Blut die feste Glückseligkeit und den ewigen Frieden der Welt bringen, welche die letzte Barbarei und Unhuld von der weiten Erde vertilgen wollen? Wer sind diese bonapartischen Soldaten, diese unüberwindlichen und göttlichen Menschen, die künftig eure Führer und Gebieter seyn und euch das Thierfell der Wildheit abziehen sollen?

Sie sind kein edleres, besseres, gebildeteres Volk, als ihr; sie haben in Künsten und Wissenschaften, in Werken und Erfindungen nicht mehr gethan, als die, welche sie Barbaren schelten, und von welchen sie meinen, daß sie erst durch sie Menschen werden sollen. Und können diejenigen Menschen bilden, die selbst keine Men-

schen sind, die Künstlichkeit für Natur, Zierlichkeit für Schönheit, Wahn für Tugend, Mode für Sitte, Geschwätz für Gedanken geben? die nichts Fremdes verstehen, würdigen, und achten? Auf dem flachsten Boden der Erfahrung grasend; die gemeinsten Früchte der Sinnlichkeit im Leben und im Begriff pflückend; unfähig ewiger Ideen, tiefer Begeisterung, seliger Schwärmerei, menschlicher Sehnsucht, für welche ihnen sogar die Worte fehlen; des Heiligsten und Höchsten der Menschheit spottend, wenn sie witzig seyn können; so unnatürlich, daß das Schönere ihrer eignen Natur ihnen ewig unverständlich bleibt: sind sie lange schon ihre eignen Affen gewesen und haben in dieser langweiligen Aefferei lange nichts Großes und Genialisches mehr zeugen können. Dieses Volk ohne Glauben an Tugend und Gerechtigkeit, ohne Sinn für Kraft und Einfalt, dieses schwache, eitle, äffische Volk sollte bestimmt seyn die Welt zu verjüngen und eine gewaltigere und herrlichere Zukunft zu gebähren? O ihr Affengesichter selbst, die ihr mit ihnen uns das einbilden mögtet, ich will

das lächerliche Affenspiel nicht mit erleben, was sie mit euch spielen werden.

Jedes fremden Volkes Druck und Herrschaft ist unerträglich, eines eitlen, prahlerischen Volkes das unerträglichste. Was können die Franzosen dafür, daß sie eitle Narren und possierliche Affen sind, im Gefühl ihrer Vollkommenheit alles Fremde verachten, und sich für die ersten, ja für die einzigen Europäer halten? Aber was können wir dafür, daß wir ihnen das nicht glauben und diejenigen hassen müssen, die uns als Gesindel achten und behandeln? Ihre Artigkeit, ihre Prahlerei mit Hochherzigkeit, ihr Prunk mit Großmuth, die eitelste aller Eitelkeiten, treffen nur desto tiefer, weil sie Gerechtigkeit, die sie nie kannten, ersetzen sollen. Nicht wahr, ihr habt diejenigen lieben gelernt, die in Worten Götter, in Thaten Banditen sind, die treulos, wild, und blutig über euer Land hinfahren, eure Städte plündern und zerstören, eure Fluren verwüsten, eure Weiber, Bräute, und Töchter schänden, euer Gold und euer Silber, eure

Waffen und eure Denkmäler, eure Bücher und eure Bilder, kurz allen euren Glanz und Schmuck von euch nehmen und über den Rhein schicken, und euch dann noch höhnisch geloben, mit ihrer Epoche werde die Glorie eurer Wissenschaft, Kunst, und Verfassung beginnen?

Und wären diese Franzosen, was sie nicht sind, das gerechteste, weiseste, erste, und tapferste Volk Europas, groß in jeder Kunst und Wissenschaft, groß in Einfalt und Kraft des Gemüthes und der Sitten, flammend von Muth und Begeisterung für das Höchste, doch müßtet ihr euch ihrer Alleinherrschaft erwehren, ihr Teutschen, weil sie und ihr und die ganze Erde dadurch vergehen würden. Kampf in Freiheit und Selbstständigkeit, muthiger Wetteifer mit einander, hohes Vertrauen, gewaltiger Stolz, den ein jeder auf sich hat; das ist der Grund, woraus die lieblichsten Blüthen und Früchte der Menschheit wachsen: Einherrschaft war von jeher die größte Schmach, das größte Unglück des menschlichen Geschlechts, und wird es immer

seyn. Aller edlere Eifer, alles herrliche Wollen, alle göttliche Zuversicht des Einzelnen und der Völker erstirbt, wo Einer einer Welt befiehlt: Ein Herr und Hunderte von Millionen niedriger Knechte ist die kurze Ueberschrift, die man auf das lange Weh machen kann. Mit dem Uebergewicht dieser Macht verschwindet die letzte Würde und Tugend der Männer, die letzte Freiheit auf Erden und im Himmel: todt ist die Kraft und die Freude, wüst und leer wird die Erde, und im unseligsten Frieden schmachtet alles in langsamer Verwesung hin. Hört es, ihr Zeitgenossen, und zagt nicht für die künftigen Geschlechter zu sterben.

Aber, teutsches Volk, wie soll dein Leid Ein Klang werden von der Ostsee bis zur Adria, von dem Rhein bis zur Weichsel? Wie soll dir Eine Stimme werden dessen, was alle leiden und fühlen? Du bist ohne Führer, ohne Fürsprecher und Dolmetscher, und die tausend Herzen, die bluten, die tausendmaltausend Arme, die zugreifen mögten, mangeln der Gemeinschaft. An

euch wende ich mich, die ihr die Augen, die Ohren, das zart verletzlichste Gefühl des Volkes seyn müsset, wenn die Ersten verstummt sind: zu euch spreche ich, Edelleute, die einst die Immerfreien genannt wurden; zu euch, Priester, welchen die unsichtbare Hut des Heiligsten im Himmel und auf Erden vertraut ist; zu euch, Gelehrte, die als Wächter der reinen Vestaflamme der Menschheit hüten und wachen sollen; zu euch, Beamte groß und klein, die des ewigen Gesetzes und der Welterhaltenden Ordnung pflegen. Ihr müsset aufstehen und der höchsten Pflicht warten, das vereinzelte Gefühl des Elends zum allgemeinen Gefühl der Kraft, die sklavische Wuth der Schande zur männlichen Wuth der Rache zu entflammen. Euer hohes Amt tritt jetzt ein, von welchem kein Mensch und kein Gott euch frei sprechen kann, dem blinden und hirtenlosen Volke zu zeigen, was es thun soll; eure Pflicht tritt ein, euch glorreich zu opfern und für Vaterland und Recht morden zu lassen, auf daß euren Kindern und Enkeln ein Vaterland und Recht werde. Und wenn

ihr alle dies thätet, wenn ihr alle von Einem Sinn, von Einer Begeisterung brenntet, wohl würde das Schwerdt der Unterdrücker an eurem Nacken erstumpfen und mit bebendem Haar würden sie über den Rhein und die Alpen fliehen. Ihr und keine andere sind berufen, dem getheilten und sich selbst verderbenden und schändenden Volke das Gefühl Eines Glaubens und Einer Treue für das Vaterland zu geben, jedem Einzelnen das unverletzliche Gefühl zu geben, daß kein Tyrann und kein Scherge das Recht hat, sie auszuschicken, um für Franzosen teutsches Blut zu vergießen; durch euch und keine andere muß Schande Schande und Recht Recht werden; durch euch und keine andere muß eine hohe Flamme der Glorie und Ehre über den Leichen und Gräueln aufsteigen, und die Erinnerungen großer Väter, die Erinnerungen heiliger Kämpfe und Leiden müssen zu Einer herrlichen erlösenden That werden. Ihr schweigt, Ihr kennt eure allmächtigen Waffen nicht, wodurch ihr verbunden unüberwindlich seyn würdet; ihr zittert und fühlt, die ersten werden als Opfer fallen.

Aber wofür seid ihr die Pfleger, die Halter, die Verwalter der höchsten Ehren und der heiligsten Güter in eurem Volke, wenn ihr nicht jeden Tag für eure Pflicht sterben könnet? Hinweg mit dem weinerlichen Mitleid, mit der schonenden Milde, mit der Unheil und Verwüstung wägenden Frömmigkeit! Dies ist kein Mitleid, dies ist keine Milde, dies ist keine Frömmigkeit. Wann Kampf steht um Freiheit oder Sklaverei, um Ehre oder Schande, so verstumme das Kleine, und die Eine Männertugend gebiete, welche Rettung oder Tod will. Sehet euch um, ihr, die ihr das Alte und Neue, das Vergangene und Zukünftige verstehet, das Gegenwärtige nicht verstehen wollet, sehet euch um in den schönen Geschichten des Alterthums, in den ruhmvollen Jahrbüchern eurer Altvordern, in den herrlichen Kämpfen des Mittelalters — ja sehet euch um nach dem Neuesten, was ein schlechteres Volk gethan hat, jenes Volk, das euch jetzt unterjochen will. Als vor funfzehen Jahren die Fremden andrangen und das Zerstörte und Zwieträchtige theilen wollten, war nur Ein Laut,

Ein Wille, Eine Begeisterung; jede Stimme, die klingen konnte, klang, jede Faust, die schlagen konnte, schlug; die Fremden mußten fliehen, und das Land war gerettet. Euch steht es jetzt zu, dem Volke zu helfen; euch steht es zu, den Namen Teutscher zu Einem großen Gefühl zu machen, ihn jedem Teutschen unverletzlich zu machen, wie der Mutter Leib, der ihn trug, des Vaters Ehre, der ihn zeugte, des Bruders Liebe, der mit ihm dieselben Brüste sog. Euch steht es zu, das Volk auf sich selbst, auf seine Ehre, seinen Muth, seine Zahl, seine Arme hinzuweisen, und alle ihre Gefühle und Gedanken gegen die Franzosen zu entflammen. O Sonne, die diese Gräuel sieht, o Herrlichkeit meines Volkes, o Ehre des Landes, das mich gebahr, o Schmuck der alten freien teutschen Eichen, die meine Kinderlocken umsäuselten — ein Rächer erstehe aus dieser Schande! Liebe, allgemeine Liebe gegen uns selbst, ewiger Haß gegen die listigen Fremden erwachse! und wir sind erlöst und unsere Kinder sind Freie.

Ein Buch der Schande wollen wir machen, ein goldenes Buch der Schande, damit es die Mitwelt und Nachwelt beſſer ſehe. Wir alle, denen in der mütterlichen Sprache, denen in höherer Bruſt ein Klang ward, den noch die Enkel hören mögen, wir alle wollen die verbrecheriſchen Namen mit ewigen Brandmalen zeichnen, die keine Zeit auslöſchen ſoll. Wie die Athener weiland die Piſiſtratiden, die Römer die Tarquinier, die Italiäner Ludwig Moro, wie unſre Väter den Flavius haßten und verabſcheuten; ſo werde jeder große Verbrecher ein Scheuſal und ſeine Schande unſterblich, wie unſre Haß gegen Sklaverei und Tyrannei unſterblich ſeyn ſoll.

Und ihr, teutſche Männer, die ihr mitziehe zur Unterdrückung, die ihr mithelft zur Schändung, könnt ihr die Zeit, könnt ihr eure Pflicht, könnt ihr euch ſelbſt nicht begreifen? Es iſt ja nichts übrig von der alten Zeit und ihren Verhältniſſen; es ficht ja der Sachſe nicht gegen den Brandenburger, der Oeſterreicher nicht gegen den Preußen und Baiern; es iſt ja nicht der kleine

Streit um einige Aemter und Städte, es iſt der große um ewige Ehre und ewige Schmach. Seht doch, fühlt doch, was ihr ſeid und was ihr thut. Zieht ein einziger Schwede je gegen Schweden, ein einziger Ruſſe gegen Ruſſen, ein Franzoſe gegen Franzoſen das Schwerdt? Horcht doch! könnt ihr die Sprache, den ſüßeſten Klang der Gemeinſchaft, nicht hören, die ihr ſprechet? könnt ihr die nicht hören, welche diejenigen ſprechen, die ihr niederſäbelt und erſchießet? Sollte das Schwerdt euch nicht aus der Hand fallen? ſolltet ihr nicht blutige Thränen weinen bei den teutſchen Tönen der Zertretenen und Sterbenden, die ihr zertratet und mordetet? ſolltet ihr, wo unter teutſchem Befehl für Teutſchlands Rettung nur ein Bauer weht, euch nicht zum teutſchen Bund gegen die Franzoſen zuſammenſchließen und tauſendmal lieber gegen ſie die Erſchlagenen, als für ſie die Sieger ſeyn wollen? Ja, Mörder, Verräther, verblendete Buben ſeid ihr, die den Schooß eurer Mutter zerfleiſchet, die euch gebahr, die ihre Söhne tödtet, ihre Töchter ſchändet, und ſie und euch ſelbſt

mit aller übrigen Schande an die Fremden verkaufet, die euch verachten und verhöhnen. Wenn kein teutſcher Mann, kein teutſcher Edelmann, kein Mann von Ehre und Gefühl mit ausziehen wollte, was kein ſolcher dürfte, würde es den Franzoſen gelingen, nur Einen Mann für ſich zu bewaffnen? würden ſie ſie mit Henkern und Beilen und Erſchießungen gegen das Vaterland austreiben können? ja, würden ſie durch alle Schrecken ſie halten können, daß ſie nicht zu den Heeren des eigenen Volkes liefen, und lieber für ihr Land den brennenden Haß büßten, den ſie mit allen Teutſchen gegen die ſchnöden Fremdlinge und Unterdrücker tragen? O bitterſte Quaal, unter den Geprieſenſten und Ausgezeichnetſten des Feindes Namen zu leſen, die teutſch klingen? Hier iſt wieder mehr, als Dantes ganze Hölle.

Teutſches Volk! der ſchlaue Verderber will euch auch durch die Religion entzweien; dahin ſpielt und winkt er. O ſeid wach, und laßt es ihm nicht gelingen. Für der Väter Thorheit und

Wahnsinn ist genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüstete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laßt nicht neu werden, was längst vergessen und veraltet ist. Bedenkt, daß wir alle Christen, daß wir alle Teutsche, daß wir Söhne der Germanen sind, die am Rhein und an der Donau, am Pontus und am Nordmeer die Schmach der Welt an den Römern rächten. Ein Volk zu seyn, Ein Gefühl zu haben für Eine Sache, mit dem blutigen Schwerdt der Rache zusammenzulaufen, das ist die Religion unserer Zeit: durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark seyn, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen, und thut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Pabst und Luther vereinigt euch in ihr zu Einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lastern und Schanden

untergeht; das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben, als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen; das ist die höchste Religion, mit dem theuersten Blute zu bewahren, was durch das theuerste, freieste Blut der Väter erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft und Herrlichkeit, die auch Christus gepredigt hat, macht zu eurem Baner, und nach der Rache uud Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer.

Ariſtoteles Hymne an die Tugend.

Tugend, du mühevolle,
Dem ſterblichen Volk
Im Leben die ſchönſte Beute,
Für deine Schönheit, o Jungfrau,
Zu ſterben, fühlt Hellas heiße Begier
Und zu dulden brennende Müh'n,
Gewaltige. Solchen
Reitz du haucheſt der Bruſt ein,
Unſterbliche Blüthe,
Beſſer, als Gold und als Aeltern ſind
Und der weiche, geprieſene Schlaf.
Für dich litt Zeus Sohn, Herakleäs,
Und Ledas Knaben duldeten vieles,
Durch Thaten erringend die Herrlichkeit dein.
Durch deine Reitze ging Achilleus
Und Aias nieder zu Hadäs Hallen.
Wegen deiner Schöne Lieblichkeit
Mißt auch der Zögling Atarnäs
Willig die Strahlen des Hälios,

Wahrlich preiswürdig durch Thaten:
Ihn, den Unſterblichen, preiſen die Muſen,
Mnemoſynens Töchter,
Zeus des Gaſtlichen Hoheit erhebend
Und der daurenden Freundlichkeit Lob.

Friedensrede eines Teutſchen,

gesprochen den 13 Julii 1807.

— Wiſſagen ſollte Phöbus
Den Menſchen einzig, welcher niemand fürchten darf.
Euripides.

Von mir sollte ich sprechen, auf mich und mein kleines Schicksal meine Freunde hinweisen. Sie wollten sich freuen, daß ich noch lebe und unter ihnen bin, daß ich mit ihnen noch der Gaben der süßen Erde und des Anblicks des seligen Lichtes genieße. Deswegen luden mich einige, versammelten mehrere, und hießen mich sprechen, um dann in der Gemeinschaft des Weines und der Freude die atlantische Bürde der Zeit von den leichteren Schultern zu werfen. Mögten meine Thränen — aber wie lange haben mir Thränen gefehlt! — euch sagen, daß ich nicht sprechen kann, wenn ich eure lieben Augen, eure mitfühlenden und mitsprechenden Gebehrden sehe, eure Hände warm und treu in den meinigen empfinde. Es ist immer schwer, von sich selbst

ſprechen und nicht Kleines ſprechen; es iſt mißlich wegen des Neides, der Bosheit, der lauernden Schadenfreude, der verletzten Eitelkeit; ſelbſt das Verſchwiegene wird ein Verbrechen und das Angedeutete ein Bienenſtock, wohin ein ganzes ſtachlichtes Weſpenneſt ſich verſetzt, und Dunkles ſummt, was als Gerücht umherfliegen wird. Nur unter Freunden wäre es verzeihlich; aber was ſollen die lieben Freunde mit unſern Worten, vollends mit unſern Worten über uns ſelbſt? ſie haben unſere Thaten und Werke, oder doch den vertrauenden Glauben an ſie, wir gehören ihnen ſelbſt, wir ſind ſie ſelbſt; darum ſchweige ich von mir, von dem Kleinen und Einzelnen, und ſpreche von dem Großen und Allgemeinen, da geſprochen werden ſoll.

Freunde, ihr wiſſet, wie wir gelebt und empfunden, was wir gehofft und gefürchtet haben. Daß wir nichts thun konnten, lag nicht bei uns. Wir ſind unſerer Zeit vorausgegangen, oder vielmehr nachgeblieben, durch das Schwerdt kann uns weder ein verderblicher noch wohlthätiger Ruhm mehr werden, die Scepter werden

andere als wir ergreifen, wenn die alten Hände sie nicht festhalten können. Aber ist uns denn alle Gewalt des Schwerdtschimmers und der Scepterherrlichkeit genommen? Nein, wir wären schlechte Männer, wenn wir das meinten: auch wir können die Welt vertheidigen und regieren helfen, ja, wenn ihr wollet, zerstören helfen durch Worte und Thaten. Stolz auf menschliche Würde; stolz auf die blutigen Fehden und stilleren Arbeiten unserer Väter, wodurch wir Licht und Finsterniß unterschieden und vor und hinter uns sehen können; stolz darauf, daß wir Europäer, daß wir Protestanten sind, können und wollen wir Männlichkeit, Freiheit, Tapferkeit als das Erbtheil von unsern Altvordern behaupten und unsern Kindern und Enkeln überliefern. Der Klang und die Schrecklichkeit der Schlacht verstummt, mit dem Scepter des Weisen gaukeln Thoren und Wollüstlinge, und das Schwerdt und der Name des Helden wird durch Buben und Banditen entweiht, freie Völker sinken in Sklaverei, kriegerische vergessen den Tod für das Vaterland; es ist nichts heilig, es ist

nichts ewig auf Erden, als der Glaube, daß es besser werden soll, und der Muth, diesen Glauben zu vertheidigen. Wie haben wir gelebt in Sorgen und Aengsten, und in thörigten und vergeblichen! Die Welt wird sich halten, sie wird sich aufrichten, wenn wir fest und aufrecht bleiben; die Meteore und Ungeheuer der Zeit werden, angebetet oder verflucht, zu ihrer Zeit auch nur als Erinnerungen über Gräbern schweben; nur das Unsterbliche wird unsterblich seyn, und jenes Unsterbliche, jenes Palladium Europens, das Licht und die Kraft des Gedankens, wodurch die Mitwelt geführt werden soll und die Nachwelt gerichtet werden wird. Doch sorgen und trauren muß der Mensch, auf daß er zürne und handle; das Maaß der Zeit muß er an sich ausmessen, ihr Leid und ihre Lust innigst in sich tragen und fühlen, auf daß er sich von ihrer Heilung und Tröstung nicht abwende. Wir wollen nicht verzagt seyn, daß wir Stunden und Tage verzagt gewesen sind. Unsere ganze Liebe, alle unsere Hoffnung, alle unsere Kraft wollen wir in die Zeit legen, und glauben,

ſie ſey zu retten, und ſie wird gerettet werden. Und weil wir denn ſo allgemein fühlen, ſo wollen wir heut auch von Allgemeinem ſprechen. Unſer größtes Vaterland iſt Himmel und Erde, unſer großes Europa, unſer kleines Teutſchland. Wer ſein Kleines nicht liebt und vertheidigt, iſt des Großen und Größeren nicht werth und wird es nimmer gewinnen. Wir waren Menſchen, ehe wir Bürger wurden; aber was für Menſchen? wir wollen durch die Bürgerſchaft zur höheren Menſchlichkeit: darum müſſen wir unſer Volk und unſer Vaterland lieben.

Wir ſind Teutſche, wir bewohnen ein ſchönes, großes, reiches Land, ein Land hoher Erinnerungen, unſterblicher Thaten, unvergeßlicher Verdienſte um die Welt alter und neuer Zeit. Wir ſind der Nabel der europäiſchen Erde, der Mittelpunkt des Norden und des Süden. Ihr wißt, die Griechen ſetzten ihr Delphi in den Mittelpunkt. Wo iſt unſer Phöbus, der ſein Heiligthum vor dem wilden Getümmel des Krieges und dem ſchlimmeren Geſchrei des Pöbels

schirme? wo sind unsere Orakel und Weissagungen? Dreifüße und Priester genug; aber der letzte heilige Krieg scheint ausgebrochen, man scheut keine Heiligthümer mehr. Aber unser ist es, Fremden zu zeigen, daß wir Heiligthümer tragen; unser, sie zu vertheidigen: der Gott erscheint nur, wo Menschen sind. Die Streiter und Rächer werden kommen; dies sey das jüngste Orakel.

Friede erklingt — ich will eine Friedensrede halten für uns und für das Vaterland. Denn was ist köstlicher und goldner, als Friede? was ist süßeres Gefühl, als Gesundheit nach Krankheit, als Erquickung nach Ermattung? Von Vätern her ist es Sitte geworden, daß man sich freuen soll, wann es Friede tönt, daß der Freie jauchzen soll wie der Knecht, wann das Schwerdt zur Sense geschmiedet werden darf und Tauben und Spinnen in dem Helme ihr Nest bauen. So wollen auch wir der Sitte gehorchen, und alles Lustige mitmachen, und mit dem Griechen Phocylides singen:

Den Sterblichen gebiehrt der Friede Herrliches,
Reichthum und honigsüßer Lieder Blüthenduft,
Auf schimmernden Altären brennt in rother Gluth
Der Farren und schönfliessiger Schaafe Hüftenfett,
Der Kämpfe Luft, der Flören, Reigen freut die Jüngl nge,
Und in der Schilde eisengewundnen Heften stehn
Der braunen Spinnen Weben, und der Speere Stahl
Und doppeltschneid'ger Schwerdter frißt der Rost, und eherner
Drommeten Klang verstummt, es scheucht den süßen Schlaf
Nichts von den Braunen, welcher warm das Herz erquickt,
Lieblicher Feste brausen alle Gassen voll
Und Liebeshymnen flammen —

Liebliche Bilder der Freude und Liebe, des Reichthums und Wohllebens! warum seid ihr nicht ewig? warum sind wir nicht milder und

verständiger? denn reich und gütig ist die Natur. Ist es nicht ein ewiger Vorwurf für uns, für uns kluge, gebildete, und weitsehende Europäer, daß wir uns über Friedensschlüsse freuen müssen? Aber wenn Elend und Hunger laut schreien, wenn das Weib des Mannes, das Kind des Vaters, die Braut des Bräutigams beraubt, wenn wir wenige Trotzige und Freie diesen leidenden und empfindenden Menschen den Frieden wünschen und glückwünschen, so preist ihn auch die feige Faulheit, die üppige Wohllust, der Räuber, der zum Besitz, der Knecht, der zum Dienst, der Anzettler und Verwirrer, der zu neuen Künsten und Lügengeweben eilt, die im Frieden immer besser glücken, weil der Krieg gerade Schwerdthiebe liebt: und wie viele Narren und Schwärmer preisen ihn sonst noch, die wir nicht einmal nennen mögen!

Friede erklingt, ein Friede, der, wenn er stehen kann, weiterhin gefühlt wird, als jemer vorher; denn Kadix ist nach Danzig, Alexandrien nach Warschau, Kalkutta und Buenos Aires

ſind nach Berlin und Petersburg verſetzt, nicht durch das leichte Kind der Luft, die Phantaſie, nein durch die ſchwere, gewaltig eingreifende Wirklichkeit. Groß und unermeßlich iſt der Anblick und der Umgriff der Kraft, die herrſchend und ringend in der Zeit ſteht; ungeheuer ſind die Wogenſtürze und Verwandlungen, unerwogen die Aengſten und Hoffnungen; dem Blick ſchwindelt, wie man ſehen will, was den Handelnden und Fühlenden nur betäubt: gränzenloſes Elend, unauflösliche Verwirrung bejammern die einen; die andern jauchzen, daß ewiges Heil und nie endender Friede wird gebohren werden. Was haben funfzehen Jahre uns nicht gebracht! und noch ſcheint jedes neueſte Jahr das gröſte und außerordentlichſte, und die Zeit begräbt die eignen Geburten ſo ſchnell, daß heute vergeſſen iſt, was geſtern war. Auch dies letzte Jahr, kaum ein Jahr, ſcheint geendet zu haben, man ſcheint wenigſtens athmen zu wollen von der Arbeit; denn der Streit aller menſchlichen Kräfte verheißt noch keine Ruhe. Welche Verhängniſſe in dieſem Jahre! welche auch für unſer Vaterland! Doch

wir sind nicht blind gewesen, was wir auch hofften; wir wußten, vergaßen es oft, und wußten es wieder, daß sie gelitten wurden 1772 und 1794 bei den Theilungen Polens, 1795 bei dem Frieden zu Basel, 1801 bei dem Frieden zu Lüneville, und, wenn wir zurückspringen wollen, bei den Frieden zu Osnabrück, Aachen, Dresden, und Hubertsburg. Es war ein Wunder, daß ein solcher politischer Leib mit den Keimen schneller Verwesung lange bestehen konnte; es ist kein Wunder, daß er gefallen ist, und daß wir in seinen Trümmern mitgefallen und mitzerschmettert sind. Aber klagen dürfen wir, was uns schmerzt, zeigen der Welt und Nachwelt, was uns blutet, und warum. Friede erklingt, die Schwerdter ruhen, die Entscheider der Gegenwart haben sich umarmt, und Feste und Gastmähler vereinigen die Männer, welche jüngst noch blutig einander gegenüber standen. Und als die Stimme des Gewaltigsten tönt es über die Weite der Länder: auch dieser herrliche Kampf ist ausgekämpft für die Freiheit der Welt, ruhen wird von

ſeinen herkuliſchen Arbeiten der Mann, deſſen Entwürfe unendlich ſind, wie die der Götter, und wohlthätig und freigebig, wie die Elemente. Freue dich, o Welt! durch ihn hat ſich der Norden mit dem Süden berührt mit einer Geſchwindigkeit, die ein Mährchen ſcheinen würde, wenn nicht bei dem außerordentlichen Manne das Ungewöhnliche das Gewöhnliche geworden wäre. So führt er die Völker zuſammen, damit Eine Bildung, Ein Geiſt, Ein Friede in Europa werde. Er hat ſich mit dem mächtigſten Fürſten des Norden umarmt, ſie haben ſich gelobt, den Krieg zu beendigen. Es iſt gut, daß es dahin gekommen iſt, daß das Schickſal der Welt an Zweien hängt; viele Zwietracht wird künftig fehlen, wenn die andern gehorchen müſſen.

Was ſoll ich ſagen? ſoll ich mit frohlocken und mit preiſen, wo man alles Urtheil der Zeit-

genossen vorausnehmen und alle Geschichte betäuben mögte? wo man auf Wunder und Großthaten hinweiset, die nie gehört, ja kaum geahndet seyn sollen? soll ich mich mit freuen, daß der Lombarde und Piemontese meines Vaterlandes verödete Fluren durchzieht, daß das Roß vom Tajo und Guadiana an der Elbe und Oder wiehert? daß selbst meine Brüder, die Söhne alter Freiheit, die Schweitzer und Niederländer, zu meinem herrlichen Heil, das ich nicht verstehen will, mich Thörigten zwingen müssen? — Was sage ich? die meisten meiner Landsleute sind nur zu willig und zu gelehrig gewesen.

Nein, ich freue mich nicht und kann mich nicht freuen, denn man gedenkt meiner kaum so viel, als eines gewöhnlichen Todten; ich werde vergessen, ehe ich ganz begraben bin, und mein Name, der Name Teutscher, und Teutschland, wird als etwas Unbedeutendes verschwiegen. Oder soll ich mich freuen, daß aus mir so viel geworden ist? daß mein Volk jetzt nach Völkern genannt wird? So muß die Sonne sich freuen,

wenn ihr herrlicher Strahlenleib zerbirstet und, in tausend Sterne zersplittert, vielfach durch den weiten Raum des Aethers leuchten wird. Es klingt doch erfreulich, von den großen Bairischen, Badenschen, Wirtembergischen, Sächsischen, Hessischen, Mecklenburgischen Völkern zu lesen, die man noch zu zehen und zwanzig andern vermehren könnte und vermehren wird. Warum finden die Franzosen es nicht allerliebst, von der Burgundischen, Flandrischen, Normännischen, Gaskonischen Nation zu sprechen? Solche Vielheit müßte ihren Glanz ja unendlich vermehren? Nein, wir lassen uns nicht täuschen. Auch der Römer sprach gern von unsern Völkern, und ließ sie sich gegen einander zerstören, auf daß keine gemeinschaftliche Kraft und Gloria würde. Wie hat man von den Polnischen, Türkischen, Irländischen Volke viel gesprochen, und für ihre Freiheit Banere aufgesteckt und Schwerdter gezogen? wie hat man darauf als auf das Glück und die Rettung der Zeit uns alle hingewiesen! Wahrlich die Polen müssen viel für Europa gethan haben, die Türken die

ersten und unverletzlichen seyn, weil wir alle der Wiedergeburt solcher Herrlichen uns freuen sollen. Aber, wir verlieren den Glauben an eure politischen Orakel, ihr, die jetzt die Welt steuert, denn jedes nächste Vierteljahr erklärt die unvergängliche Herrlichkeit und Wahrheit des zuletztvergangenen für Lügen.

Teutschland also ist nichts, wir Teutsche sind nichts; man kennt nur Thüringer und Westfalen, Pommern und Baiern, Wirtemberger und Hannoveraner — alles Völker, alles befreite, jetzt erst zu Glück und Macht beförderte Völker. Man rühmt unser Kleines, um unser Grosses vergessen zu lassen; von Teutschen, von Teutschland kein Wort. Es könnte jemand einfallen, uns dann auch die große Nation zu nennen; es könnte jemand anfangen zu rechnen, daß der Teutschredenden zehen Millionen mehr sind, als der Franzosen; es könnte uns selbst endlich einfallen, daß wir nicht nöthig haben, andre von unsrer Unabhängigkeit und Freiheit schwatzen zu lassen, sondern daß wir in mächtiger Ein-

heit, von Einem Manne geführt, Russen und Franzosen und Türken und Polen anderswohin weisen könnten, als auf unser Vaterland, das jetzt geschändete und blutig zerstampfte.

Also wir sind nichts, wir sind weniger als Polen, die man bisher aufrührerische Sklaven genannt hat, weniger als Türken, die man von jeher als eigensinnige und rohe Barbaren verabscheut hat? wir sind nichts gewesen, sind unfähig, etwas zu werden, und müssen uns geduldig zertreten und zermalmen lassen, damit es an der Weichsel und am Hellespont herrlich werde? O die Herrlichkeiten, die man meint! aber es werden Herrlichkeiten daraus werden, die man nicht meint. Man ist doch nur Diener, wo man Herr zu seyn glaubt; andere Meister werden nachkommen, und verschwinden wird, was jetzt einzig genannt wird. — Sind wir nichts, oder sind wir nie etwas gewesen? Mein blutendes Herz muß so fragen und antworten, meine Freunde. Edlen Männern ziemt Stolz und Selbstvertrauen, wenn die Welt um sie her zu-

sammenfällt, Trotz, wenn man sie verachtet, Muth, wenn man sie verhöhnt; ihnen ziemt, wenn Gewalt ihre Arme lähmt, das unsterbliche Wort, das nur der Tod den Tapfern entreißen kann; ihnen ziemt, wenn die Zeit sie verläßt, in der Vorzeit zu leben: wenn die Gegenwärtigen schwach und feig sind, fliehen sie zu den Gedächtnissen kühner und starker Väter zurück, und weisen ihre Söhne darauf hin, damit ihre Enkel wieder für Freiheit und Recht sterben können. Dürfen wir so schimpflich verschwiegen werden, wenn man Klemes gegen uns groß nennt? darf man nur auf unser Elendes hinweisen, um unser Herrliches, das einst war, vergessen zu lassen? dürfen wir es dulden, daß man laut vor ganz Europa ausruft, es sei zu seinem und unserm Heil nothwendig, daß wir unter Aufsicht und Vormundschaft gestellt werden? Dahin ist es mit uns gekommen, das müssen wir nachbeten, und das trompeten unsre eignen langohrigten Thiere bis zum Ekel nach? Nein, Teutsche und Männer! nie mit unserm Willen und nie mit unserm Herzen! o dürften alle sagen wie wir, nie

mit unſern Lippen! Wir wiſſen, daß Männer einſt die Zunge abbiſſen, um in Quaal der Marter nichts Unwürdiges auszuſprechen. Warum alten ſolche Gefühle, die ewig ſeyn ſollten, und werden von den Philoſophen als Schwärmerei, von den Feinen als Barbarei angeſtaunt?

Alſo wir ſind nichts und waren nichts? Es iſt nicht war. Wir waren mehr, als die Meiſten, wir ſind jetzt noch den Beſten gleich; wir verdienen in unſerm Unglück die Gleichgültigkeit nicht, womit manche Fremde auf uns herabſehen, die uns alles verdanken; den Hohn nicht, womit uns belächeln, die in ähnlichen Umſtänden nicht feſter geſtanden wären, und bald nicht feſter ſtehen werden, als wir; die Verachtung nicht, womit unſre Feinde uns von oben anſehen, die vergeſſen haben, was ſie ſelbſt vor zwanzig Jahren waren, die nicht wiſſen, was ſie jetzt ſind, und was ſie ſeyn werden. Soll ich an das Aelteſte erinnern, ſoll ich das Alte lebendig machen und das Neue und Neueſte aufzeigen? wahrlich, meine Freunde, wir bedürfen

nicht so roth vor Schaam zu werden, als unsre jüngste Schande schwarz ist. In Glück und Glorie sei das Volk und der Mensch still und mäßig, im Unglück müssen sie Haupt und Herz zu würdigem Stolz erheben, und herrlich dulden, was nicht unwürdig verdient ward. Was man hat, davon darf man schweigen; das Verlorne kann man nicht zu oft nennen, damit man die Pflicht nicht vergesse, es wieder zu gewinnen. Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unsrer Kinder! — so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unsrer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

Unser Aeltestes steht so leuchtend in Freiheit, als unser Jüngstes dunkel ist in Knechtschaft. Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht stolz darauf seyn. Die Skandinavier auf den Inseln und Halbinseln, die meisten Britten, die Franzosen, die Spanier, die Italiäner —

alle die erſten, gebildetſten, und ſchönſten Nationen Europens ſtammen davon, oder ſind doch damit gemiſcht. Aber wir Männer der teutſchen Zunge zwiſchen den Alpen, dem Rhein, der Weichſel, und der Nordſee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir ſprechen ihre Sprache; wären wir doch auch ſtark durch ihre Sitten und groß durch ihre kriegeriſchen Künſte! Hier war Germanien; ich ſollte ſagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk ſaß von dem Don und dem Mäotiſchen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerſt, ſo hätten wohl die Späteren des fünften, ſechſten Jahrhunderts ſchimpflich gedient zuletzt. Cimbern und Teutonen ſtürmten von dem nördlichen Ocean nach dem Süden, und wälzten Völker und Volksſtämme mit; Rom ſtand in ſeiner Kraft und Glorie auf dem eben bezwungenen Karthago, Griechenland, und Aſien — Rom zitterte zum dritten Mal nach Brennus und Hannibal, es rief ſeinen gewaltigſten Mann zur Arbeit; denn Feldherren und

Legionen lagen erschlagen jenseit der Alpen: jetzt drohten die Fremdlinge, näher auf sie herabzustürzen. Marius siegte und vernichtete, doch blieben die Schrecken der vernichteten Namen und das Riesenhafte und Ungeheure stellte der südliche Mensch bestimmter über die Alpen und den Rhein hinaus; da wandelten die Gespenster für Kinder und Schwächlinge um. Cäsar kam, der herrlichste und edelste der Römer, er übte sich an Ariovist, und hatte Mühe genug, seinen Testamentmachern zur ersten Probe Muth zu machen; nachher machte er nur Versuche mit den Tapfern. Würde er mehr versucht haben, wenn sein großes Schicksal ihn nicht von dieser westlichen Weltbahn weggerissen hätte? Sein Lob der tapfern Germanen ist das größte, sie halfen ihm den Tag bei Pharsalus erfechten, wodurch er Herr der Welt ward. Als nach seinem Tode die Herrschaft der Welt an den Einen Schlauesten kam, da mußte das noch gerührige Volk beschäftigt, die wilde Kraft mußte nach außen getrieben werden, um den jungen Thron nicht umzuwerfen; August schickte seine Stief-

söhne und Feldherren an den Rhein und die Donau, die Germanen zu unterjochen. Dies ist Hermanns und Marbods Zeitalter. An der Schlacht im Teutoburger Walde hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden; er ist nicht bloß etwas Poetisches für uns, etwas bloß durch das graue Alterthum und den Wahn der wachsenden Zeitenlänge Geheiligtes, nein, er ist etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn sind, weil ohne ihn vielleicht seit sechszehnhundert Jahren hier kein Teutsch mehr gesprochen seyn würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz, und den Thüringischen und Fränkischen Bergen, gegen den Römischen Koloß! Der Koloß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen. Es war noch die Zeit, wo die Menschen nichts lieber hatten, als Freiheit und Unabhängigkeit, als eigenes Recht und eigene Sprache, als Sitten

und Weisen, die bei ihnen gebohren und ihnen gleich waren; es war noch die Zeit, wo der Mann verabscheut war, der seine Waffen wegwarf und lief, wo sich selbst dem übermächtigsten Feind ergeben auf immer brandmarkte. Die Römer arbeiteten mit List, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Tücke, und Bestechungen, wo sie in Schlachten unglücklich waren; sie suchten durch Anzettelungen und Ränke zu verderben, die zwischen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber sie schwächten nur, zerstören konnten sie nicht; Tugend war gewaltiger, als List. Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand — die Italiäner sind darin immer groß gewesen und sind es noch — das Volk mußte sich unter einander morden, Herman führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand. Teutsche, vergesset Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier; weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin; und er wird kommen, und

ihr werdet Ein Volk ſeyn und ein freies, ſtarkes Volk.

Freunde, ihr wiſſet, wie die Germanen der folgenden Jahrhunderte ſchlugen, wie ſie endlich den Römiſchen Staat zertrümmerten, und viele neue Staaten erſchuffen. Gothen, Allemannen, Burgunder, Franken, Lombarden fochten, wie Cherusker, Katten, Sveven, und Markomannen weiland, und ſtifteten Reiche. Ihr wiſſet, wie wir unter den erſten Karolingern ein eignes Volk wurden und den Namen Allemannen und Teutſche erhielten. Vom zehnten bis funfzehnten Jahrhundert waren wir das mächtigſte Volk Europens, blieben es durch Wahn noch ein Jahrhundert, dann ſtärkten die andern ſich durch Einheit der Regierung und Verfaſſung, wir ſchwächten uns durch Zerſtückelung und Zwietracht, haben uns ſelbſt zuerſt verdorben, und dürfen nicht klagen, daß Fremde die Arbeit vollenden. Als auch der Wahn geſchwunden war, als wir ſelbſt alles thaten, unſre Ohnmacht aufzudecken und uns durch in-

nere Kriege und Räubereien zu entzweien, da waren wir ein leichtes Spiel, und werden es bleiben, bis Noth und Schmach Kraft und Zorn gebähren, und uns lehren Eins zu seyn, um frei zu seyn. Sind wir immer so nichtig gewesen wie jetzt? hat es uns vormals an hohen Führern und Kriegshelden gefehlt, wie es heut am Tage ist, wo andere nur deswegen wunderbare Heroen scheinen, weil wir wunderbare Pygmäen sind? Nein, wir hatten Fürsten und Männer, die zu Sieg und Ehre führten, und sterben konnten, wann das Leben der Schande gleich sah. Uns gehörte der Vogler, unsere waren die Salier und Hohenstaufen, unser war die zusammenbindende Tugend des ersten Habsburgers, unser Ludwig des Baiern Standhaftigkeit und Edelmuth; Moritz von Sachsen war unser und Bernhard von Weimar, unser der größere Wallenstein; Tell und Winkelried, Wilhelm und Moritz von Nassau, Ruyter und Oldenbarneveld, eure Tode, eure Tugenden, die Tage bei Sempach und Murten, der Siegesmarsch nach Inspruck, die Wellenfreiheit zwischen

der Maas und Ems — ſie waren teutſch; und der Marſchall von Sachſen, und Schwerin und ſein Tod, und der einzige Friederich und ſein unſterbliches Leben — wer will ſie uns nehmen? Und neben dieſen Höchſten und Glänzendſten wie viele Tugenden und Größen, wie viele Thaten und Worte, der Unſterblichkeit würdig, von Männern und Bürgern! wie hohes Leiden und Wirken von fürſtlichen Seelen in beſſerer Zeit, woran man die ſchlaffe Faulheit der Gegenwart nicht genug erinnern kann?. Denkt an Heinrichs des Vierten dreißigjährigen Kampf und die durch kein Unglück ermattete Herrſcherſeele; denkt an Leopolds von Oeſterreich edlen Tod und an Friederichs von Oeſterreich Bruderlager; denkt an Friederich den Weiſen, an Johann Friederichs von Sachſen und Philipps von Heſſen Stolz und Ungebrochenheit — und denkt, wenn ihr Altes mit Neuem vergleichen wollt, an Ferdinand den Zweiten und Max von Baiern, die immer wieder aufrecht ſtanden, weil ſie ſich nicht niedergeworfen glaubten; denkt endlich noch einmal an den großen König, den ich oben nann-

te, durch Majestät über alles Unglück erhaben, entschlossen, sich durch freien Tod zu retten, wenn es ihn überwältigt hätte: und sollen die beiden Friederich Wilhelme, soll Ernst der Weise nicht genannt werden? Keine Hoheit und Tugend hat uns je gefehlt, jetzt sehnen wir uns darnach. Aber sollen wir verzweifeln, daß es keine Denkmäler von Roßbach und Hochstedt, keine Tage von Murten und vom Lechstrom mehr geben wird?

Was nenne ich nur diese Namen und diese Dinge? Haben wir nicht anderes, wessen wir uns rühmen können? Wir haben es; aber diese sind die ersten. Wir haben uns durch eine schlechte Lehre einer empfindelnden Humanität und eines philanthropischen Kosmopolitismus (wie man mit vornehmen fremden Worten das Elendige benennt) einwiegen und bethören lassen, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig, und Festigkeit beschwerlich sei; halbe Faulheiten und weibische Tugenden sind von uns als die höchsten Lebens-

bilder ausgestellt: deswegen sehen wir nach jenen ersten jetzt vergebens aus. Das Leben ist kein ewiger Krieg und soll es nicht seyn, aber es ist Kampf und Ringen, und wird und muß es bleiben, wenn wir nicht einschlafen wollen. Wodurch das Haus beherrscht wird, wodurch das Weib züchtig, der Sohn gehorsam, die Tochter sittlich ist; die männliche Würde, das stolze Herz, das den Tod lieber hat, als schlechten Dienst; der Trotz, der sich in die Schwerdter stürzt, im Vertrauen, daß die Enkel sein Erkühnen ehren und nachahmen werden; der Grimm über Schändung der Weiber und Beschimpfung der Männer, der zu blutiger Rache auflodert: kurz, die höchste Männerkraft, welche vertheidigen und rächen kann, sie allein ist es, welche Völker herrlich und Menschen groß macht. Dies ist nicht das Herrlichste selbst, aber der Grund alles Herrlichsten, mit welchem es rettungslos zusammenstürzt, um nie wieder aufzustehen. Nur hiedurch können stillere Tugenden blühen und wirken, darum nenne ich sie nach diesen ersten Männern und Dingen.

Tacitus spricht von den Tugenden und Sitten unserer Altvordern mit Bewunderung. Sie schimmerten wohl nur so hell, weil das entartete Römische so schwarz war. Es waren Tugenden und Sitten roher Barbaren, aber edler Barbaren, die weder am Aeußern noch Innern Schmutz und Fäulniß duldeten. Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im Germanischen Volke, wie in einigen Völkerschaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tschuwaschen und Kalmücken nach Frankreich, Italien, und Teutschland, und laßt sie ein Jahrtausend dort weiden; wir wollen sehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnitze, Rafaele, Shakespeare, Göthen, Pascale, aus ihnen werden. Wir sind mit unsern Brüdern durch die Jahrhunderte mächtig fortgeschritten, und können in dem Besten, was bürgerliche, künstlerische, und geistige Wirksamkeit heißt, uns mit den meisten unter ihnen messen, und brauchen hinter den ersten nicht demüthig zurück zu stehen. Unser bürgerliches Wirken und Treiben war es nicht herrlich durch das ganze Mittelalter? und

ist es nicht herrlich gewesen selbst in den letzten Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit? Nur bis an die Donau und den Rhein war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Anfang von Bildung, und im fünften Jahrhundert, als die Römerherrschaft unterging, konnte man wenigstens Spuren von Schanzen und Landstraßen und Trümmer einiger Städte und Festen finden; das Nördliche war noch wilder und unbezwungener, fast wie zu Cäsars und Plinius Zeit, und konnte erst in vier bis sechs Jahrhunderten zur Zahmheit und Bildung gebändigt werden. Unsre Brüder südlicher hatten es leichter; sie gingen nur die ersten Jahrhunderte schneller als wir, später holten wir sie in dem Meisten ein, gingen ihnen in Manchem voraus. Sobald der erste wüste Kampf zwischen Barbarei und Bürgerlichkeit ausgestritten war, sobald Avaren, Normänner, Ungarn, und Slaven zur Ruhe gebracht waren, wie schnell, wie wimmelnd und lebendig regte sich das Volk! wie vervielfältigten und bevölkerten sich die Städte! wie wuchsen die Künste und Gewerke! wie zogen

Handel und Reichthümer weit durch das Land und die Meere! Ich erinnere nur an den Rheinischen und Hanseatischen Bund, und nenne mit diesen beiden und dem Glanz der Theilnehmer eine Weltwirksamkeit, wodurch teutsche Betriebsamkeit den Norden und Süden umfaßte und verband. Stiller Freiheitssinn, reiche Thätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit, und Ordnung, Sinn für Häuslichkeit und Sitte, Männlichkeit und Mäßigkeit geben in jener alten Zeit ein schönes Bild von dem Volke; sie zeichnen auch die Enkel aus, und sind mit den letzten Tugenden der Väter unter uns Jetztlebenden noch nicht ganz ausgestorben. Teutschland ist ein schönes, reiches Land, aber es darf sich keinesweges mit den Schätzen Italiens noch vieler Landschaften Frankreichs vergleichen. Dieses Land bestand den dreißigjährigen Krieg, und stand nach dreißig Jahren wieder volkreich und mächtig da. Es hat nie einen Afterhandel gehabt, nie seine Naturgränzen nach Verhältniß seiner Ansprüche darauf — seine Schweitz sonderte sich ab, Holland trennte sich und wuchs wie ein Buckel aus und

auf seinem gesunden Leibe — es unterhielt größere Heere und mehr Fürsten, als irgend ein Land ähnlicher Größe und Kräfte — es hat den siebenjährigen Krieg, den funfzehnjährigen Revolutionskrig ausgehalten, und konnte sich bisher an Volk, Reichthum, und Stärke mit den ersten Europäern vergleichen. Wie es sich nach diesen letzten Jahren mit ihnen wird vergleichen können, mögen wir rathen.

Wagt es die Vergessenheit, uns hohe Begeisterung, Freiheitsgeist, und Kühnheit abzusprechen, so mögen ganze europäische Völker, wenn sie nicht die hellste Wahrheit leugnen wollen, für uns bekennen, was sie uns verdanken. Was die letzten verhängnißvollen Jahrzehende gebracht haben, soll nicht vergessen lassen weder was wir waren noch was wir seyn werden: und wahrlich wir selbst sind nun in unserm Unglück die undankbarsten und frechsten gegen uns. — Auch unserm Wirken in Kunst und Wissenschaft wirft man Steifheit, Kälte, und Gestaltlosigkeit vor, und zieht die Leblosigkeit, Geschwäz-

zigkeit, und Pedanterei der Menge, die sich in der ganzen Welt gleich sieht, auch hier auf die großen Vorsteller des teutschen Namens. Ich leugne nicht, daß unsere wunderbare Verfassung, daß das viele Veraltete und Unbestimmte, was sie offenbar hatte, auch unserm Streben im Leben und in der Kunst etwas so Ueberschwängliches und Uebertriebenes gegeben hat, daß unsre höchsten Männer uns selbst oft zum Räthsel geworden sind, wie vielmehr Fremden; aber nur wer den Sinn unsers Lebens und unsrer Kunst, wer unsern Karakter und unsre Sprache würdig verstanden hat, darf uns unserer Fehler zeihen. Ich darf hier behaupten, daß wir da sündigen, wo andere nicht zu sündigen wagen: nur wer die Sehnsucht nach dem höchsten Himmel hatte, wird zur tiefsten Hölle hinabstürzen können. Und wenn wir in Kunst und Wissenschaft herrlich sind und waren, wem dankten es die Männer, als ihnen selbst? Kein Mittelpunkt des Strebens und der Belohnung, kein hoher Glanz des zertheilten Volkes, kein leuchtender Brennpunkt, wohin alles Mächtigste und Schönste sich

hätte versammeln, wo es sich gemeinschaftlich hätte bilden und wovon es auf das ganze Volk hätte zurückströmen können.

Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther und Guttenberg, Melanchthon und Zwingli? welche Erinnerungen! wo stehen die Wellen der Lichtströme still, die diese Männer über Europa ausgossen? Guttenberg und Luther, unsterbliche Beflügler der Gedanken, ewige Wohlthäter eures Geschlechts! wo ist das Volk, wo der Mann in Europa, der vor diesen teutschen Namen nicht anbetend niederfällt? Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menschenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! o hauchet euer Heldenherz in eines teutschen Mannes Brust und lasset das Volk sich an ihm erkennen und seine Schande abwaschen! — Wollt ihr andere Unsterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wissenschaften? Keppler und Kopernikus, Leibnitz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und

Haller, Herrschel und Guerike, Herder und Johann Müller sind unser. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menschlichen Herzens, den Geist der Vorzeit und Zukunft erspäht haben, so denken wir nicht an die vielen kleinen Erfinder unsers Volkes, wodurch das europäische Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unsre Kunst, wer kennt sie in der Fremde, und wer würdigt sie? Stolz dürfen wir uns neben den Ersten erheben, in Einigem bescheiden unter dem Italiäner stehen, den Franzosen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem Ersten an, mit Wahrheit und Treue, und unsre besten Künstler haben sich an dieses Maaß gehalten, auch die nach himmlischem Ideal strebten. Durch die Alten verführt, die sie nicht verstehen, durch sinnliche Geistigkeit und flatterhafte Zierlichkeit bestochen, miskennen uns die Fremden bis auf den heutigen Tag. Dürer und Kranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Vandyk, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eig-

uen Volkes verstehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopstock, Göthe, Schiller — wem schlägt das Herz nicht höher bei diesen Namen? Wo sind die Fremden dieses Zeitalters, die sich über, ja die sich nur neben euch stellen dürfen? Hier ist Himmel und Erde, Höhe und Tiefe des Lebens, hier rollt der höchste Abgrund und gewaltigste Umschwung der Dinge und Menschen. Dies sind den Fremden Geheimnisse, und müssen es so lange bleiben, als sie unsere Sprache und unser Gemüth nicht anerkennen wollen, die so viele ihnen unbekannte und unaussprechliche Worte und Gedanken haben. Hier blühen zuerst die alte und die neue Zeit, die Unschuld der Jugend und die Unschuld des Geistes, im friedlichen Bunde beisammen. Wir dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majestät und Ideal in unsrer Kunst haben, daß wir die Alten verstehen und die Neuen und uns selbst würdigen können. Selbst in unsrer Ausschweifung und Narrheit, die auch hier in diesen letzten Tagen reich ist, liegt eine edlere Bedeutung, als in der zierlichen Richtigkeit und klaren

Armuth anderer. Wer hat die Griechen verstanden, wie wir in den letzten Decennien? wer hat edler und menschlicher philosophirt und für alles Gute und Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher gebrannt, als unsre Lichtführer? Und dieses Volk, reich an Menschensinn und Kunsttrieb, reich an Ideen und Hochsinn, sollte nichts mehr seyn und nichts mehr wirken? sollte klein und verächtlich vergehen und dienstbar werden? O einen Mann, der zünden und führen kann, der die Herzen mit Gott und mit teutscher Treue anblasen kann, der die Flamme dahin werfen kann, wo es lodern wird — und wir Reichen und Hochbegabten dürfen nicht flehen um das, was uns gebührt!

Habe ich stolz gesprochen? Nein. Man kann nie zu stolz seyn, wenn andere uns vergessen oder gar verachten wollen. Was sind die Völker und die Völkchen, die unsern Namen mit Hohn auszusprechen wagen? Laß sie sich erst fragen, was sie gleich oder besser als wir gethan und gewirkt haben. Ich muß an unsere

Tugend und Kraft erinnern, damit wir ihren heiligen Samen lebendig erhalten zur Lust und Blüthe der kommenden Zeiten. Daß Stolz und Muth nicht vergehe, weise ich euch auf das letzte Unglück hin und auf alte und neue Verluste. Unsterbliche Sehnsucht nach Freiheit, Standhaftigkeit, Würde, und Hochsinn ziemt den Gefallenen mehr, als dem Stehenden; auch die Thräne ziemt ihm über das Verlorne, aber nur, damit sein Herz heißer schlage und sein Haupt höher rage. Hört, hört! und klagt und weint mit mir, auf daß ihr mit mir entbrennet und euch aufrichtet.

Eine breite Tafel soll ich zeichnen des Letzten, was wir erlitten haben, worin wir noch mitten drinn sind? alle die schwarzen Schattenbilder, die meine Seele so oft verdunkelten, soll ich noch einmal düster und düsterer euch wieder vorüberführen? Wozu das, meine Freunde? zerschmelzen würden die Empfindungen des Grams, zermalmen die des Zorns und der Rache Herzen nicht, die lange gestählt waren, das Aergste zu

erleben, weil sie die Bewegung des Zeitalters kannten, und auch die Bewegung kennen, welche ihre Wellen-neuer Ueberschwemmungen und Zerstörungen über Europa wälzen werden. Wir dürfen es von uns sagen, wir waren bereitet, uns ist nichts Plötzliches begegnet; auch von dem Künftigen wird uns nichts Plötzliches überfallen, denn wir haben unser Ziel neben Ehre und Tod gestellt, zwei mächtige Dinge, die im Leben hoch halten und kühn hinausführen, welche es nicht mehr tragen können. Wir gehören auch nicht zu denen, die immer Zeichen und Wunder sehen wollen und natürliche Dinge als Ungeheuer, leichte Umwälzungen als Herkulesarbeiten angaffen und ausposaunen. Wir haben die Alexander, Cäsare, und Friederiche nicht gesehen, worauf man uns hinweist; Macht und List hat verdorben, was durch keine Kraft und Größe gehalten ward, und durch keine Erinnerung der Vorzeit, durch keinen Hinblick auf die richtende Nachwelt zu edlem Untergang ermuthigt werden konnte. Darum hoffen wir, und mit Recht, daß, wie natürlich und leicht das Ver-

derben war, so natürlich und leicht einst auch die Rettung seyn wird. Auch dulden wir es nicht noch stimmen wir mit ein, wenn man unser Volk ein ehrloses, feiges, und entartetes Volk schilt; da mag das Urtheil der Fremden für uns sprechen. Unser Uebel war die unpolitische Gerechtigkeit unsers Volkes, welches das Veraltete selbst nicht aufzuräumen wagte und es nun von Fremden aufräumen sehen muß; es waren alte Verträge und verdorrte Stammbäume, die durch alles Blut, womit sie benetzt sind, nicht wieder haben in Ehre grünen wollen. So sind wir leider, daß wir unsern größten Männern nicht ohne pedantisches und dummes Zetergeschrei über Brand und Mord erlaubt haben würden, was sich jetzt in wenigen Monaten so leicht hat thun lassen. Aber al- Verstockte anklagen will ich uns, wenn die Lehre der Fremden uns nicht klug macht, wenn wir künftig, sobald uns ein Zeichen von Gott gegeben wird, nicht aus eigner Macht zur Einheit streben, die man nicht so will, als wir sie wollen müssen. Wir sind nicht im vorletzten Jahre verdorben, nicht

in diesem letzten, wir gehen jetzt nicht bloß unter; lange schon sind wir hülflos gewesen und schwach, und schon unsre Großväter konnten dem Gott Zufall danken, daß er ihnen noch einen Schein eines eignen Zustandes ließ; aber freilich wir scheinen das Alte so schlecht und fast schimpflich zu beschließen, daß es den Söhnen und Enkeln ein heißerer Sporn seyn muß, das Neue recht glorreich und glänzend wieder zu beginnen. Wo sind die Männer gewesen, die uns hätten begeistern und führen, die im Unglück als die ersten blutigen Opfer sich den erzürnten Göttern hätten weihen sollen, damit Begeisterung und Sieg ihre Nachfolger als ihre Lieblinge ergriffe und Tod oder Freiheit die Loosung des Heers würde? wo hat sich das große brennende und leuchtende teutsche Herz offenbart, das in dreißig Millionen Menschen hätte Flammen hauchen und die Baniere mit dem glorreichen Heiligenschein des Sieges umstrahlen können? Mack, der elendige, schloß sich mit einem ganzen Heere ein und übergab es ohne Schlacht den Feinden; Magdeburg, Küstrin, Prenzlow, Hameln —

Namen, ihr seid vielfach, aber euer Klang könnte mich aus der Welt jagen, wenn ich alle eure Schanden wiederklingen wollte. Auch des großen Friederich Riesenarbeit liegt zertrümmert, in wenigen Wochen zertrümmert. Wo war der Geist von Torgau und Leuthen, die Tapferkeit von Sorr und Prag, die Beweglichkeit von Roßbach und Zorndorf, die Standhaftigkeit und eiserne Todesmauer von Hohenfriedberg und Kunersdorf? wo war der Stolz, allem Unglück unbesiegbar und allem Glück überlegen? wo war der Hochsinn, der zwischen Tod und Schande keinen Mittelweg sieht? Alles veraltet, vergessen, todt; nur die hohle Meinung mit Hoffnungen, die für den Schwachen nichts bedeuten; Ein Tag vernichtete den letzten Wahn. Es war kein Fall, es war ein jäher Sturz. Die Trompeten von Jericho schienen gegen die Mauren preußischer Festungen zu tönen, wenigstens tönten sie in die Ohren von Generalen, die sich nachher gegen alle Vorwürfe noch damit zu reinigen wagten, daß der große König sie gekannt und geachtet habe. O unsterblicher Greis!

wenn du in deinem Empyreum die Sorge für Germanien hättest, wie viele schuldige Häupter wären schon von deinen cyklopischen Waffen zerschmettert! Alles fiel, ehe man stieß, ergab sich, ehe man da war, schändete sich, ehe man drohte. Dahin war es gekommen in dem Staat, der vor zwanzig Jahren noch der Sitz aller Weisheit und Tugend, alles Ruhmes und aller Tapferkeit hieß, den ein unendlicher Geist mit unermeßlicher Majestät leitete, dahin war es gekommen, daß Gold besser schien, als Eisen, Leben besser, als Ehre, das Weib mehr, als der König, und die Braut mehr, als der Sieg. Zum Herd eilten viele mit weggeworfenen Waffen und verlassenen Fahnen, wann wenige Edle den Tod der Ehre wählten. Als ein siebenzigjähriger Kleist Magdeburg übergab, hatte sich ein siebenzehnjähriger Jüngling *) desselben Namens in die Saale gestürzt, und das Palladium des Regiments, die Fahne, mit in das Wellengrab hinabgerettet; ja, der Jüngling

*) Auch diese Anekdote ist leider nicht wahr, sie sollte aber wahr seyn.

war der erste, aber das Alter verschmähte von der Jugend Ehre zu lernen. So Weniges leuchtet kaum bei dem Reichthum der Schande. Wann der Tod anfängt das Schlimmste zu dünken, haben die Menschen kein herrliches Leben mehr. Unwissenheit steht neben Ehrlosigkeit im geistigen Zeitalter; Unwissenheit und Aufgeblasenheit hat den letzten teutschen Staat zerstört: jene Faulheit, das gefährlichste Laster der Sterblichen, wo man nichts besseres will, als die Väter hatten und thaten. Wer still steht, geht zurück; wer auf Lorbern ruht, die er nicht brach, liegt nur auf einer schöneren Bärenhaut. Nur wer immer mehr thun will, als schon gethan ist, wird das thun, was er kann. Im eignen Leben, in eigner Zeit ist jedem gegeben, groß zu seyn; wer sich in das Vergangene und Fremde hineinlebt, versteint, und ist schon todt, wann er recht zu leben meint. Der Väter Tugenden und Thaten können nur als ferne Sterne über unserm Leben leuchten, zu welchen wir mit der Sehnsucht aufblicken müssen; können wir nichts weiter, als sie anschaun und bewundern, so steht

unser Leben unter ihnen still und wir werden rathlos in der Irre laufen, wann Wolken einmal ihren Glanz verhüllen.

Fast scheint es im Rath des Schicksals zu liegen, daß die Teutschen nie Ein Volk werden sollen. Gestritten ward ältestens um Einherrschaft unter den Saliern und Hohenstaufen von gewaltigen Männern, aber die herrlichen Geschlechter erloschen und mit ihnen die Kämpfe um die Herrschaft. Auch die spätere Zeit hatte drei mächtige Menschen, welchen die Natur das Siegel der Majestät auf die Stirn gedrückt hatte, groß im Felde und im Rath, groß durch Kraft und Verstand. Ehrgeiz, Muth, Glück und Zeitolter trugen die beiden ersten zu hohen Dingen. Gustav Adolf fiel zu früh oder zu spät bei Lützen; Wallenstein ward durch Mord aus seinen weiten Entwürfen gerissen; den dritten begünstigte alles, nur nicht die Zeit: ich spreche von dem preußischen Friederich. Eine kleine Macht sollte er heben, dies war Arbeit für seine schönsten, thatenvollen Jahre; gegen

das verbundene Europa mußte er nachher sieben schwere Jahre kämpfen um Sicherheit und Unabhängigkeit, nicht um Herrschaft und Erweiterung. Die Bahn war damals dem Kühnen so weit nicht geöffnet, als jetzt, er durfte nicht zugleich niederreißen und bauen; die Zeit ungeheurer Verwandlungen war noch nicht da. O wäre er als Habsburger gebohren mit jenem Geist, jenem Muth, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändetes Reich, wir sähen keine zersplitterte Fürstenloose, welche die Gewalt theilt, als Nationen ausgerufen.

Was sehet ihr mich dunkel an? Habe ich die Standrede meines Volks und meines Vaterlandes gehalten? habe ich sie halten wollen? Mit nichten. Für etwas anderes habe ich gesprochen. Man muß sein Uebel ganz und tief durchschauen, um aus der Verwesung wieder Leben zu entzünden. Das ist ein schlechter Mann, der die Hoffnung verliert. Ein alter Poet spricht: die Hoffnung ist bei den Lebendigen, ich spreche: sie ist auch bei

den Todten. Sterben muß das Alte, auf daß das Neue werde. So wie sie aus dem Grabe neue Lebensherrlichkeit weckt, so lasse ich aus der Vernichtung Kraft und aus der Schande Rache aufblühen. Der Wechsel lehrt uns, daß auch wir wechseln müssen; die Reihe wird auch an uns kommen. Denn was haben wir für sechs Jahrhunderten als Volk gethan? vielmehr, was haben wir andere mit uns und durch uns nicht thun lassen? Dann, wann unsere Zeit kömmt, wird die Wuth der Eroberung ausgestorben seyn; die Unersättlichkeit eines Ehrgeizigen wird unser Volk nicht über die Gränzen zur kurzen Herrschaft und zum langen Elend hinaustreiben können; sie wird vor dem mündigeren Verstande still stehen müssen und nicht mehr durch Lügen und Sophistereien bethören können. Zwischen der Weichsel, der Adria, den Alpen, den Rhein, der Nordsee, und Ostsee wird das teutsche Volk frei und einträchtig wohnen, und seine verwandtesten Brüder, die Schweitzer und Niederländer, ohne welche es nicht sicher wohnen kann, in sich auf-

nehmen. Nur um Gewalt zurückzutreiben, wird es das Heiligthum dieser Gränze überschreiten, den Frevler züchtigen, aber nicht sich selbst im Siege züchtigen, indem es jenseits Städte und Länder als Vermehrung seiner Herrlichkeit besitzen will. Frei mag der Pole, der Ungar, der Italiäner, und der gleichmächtige Franzos, frei mögen jenseit des Meers die brittischen und skandinavischen Brüder wohnen. Wir gönnen jedem gern, was wir selbst glücklich haben.

Teutsche, geliebte Brüder und Landsleute, unser Zeitalter ist schwer, unser Unglück groß, unsre Schande, wie unverschuldet, doch brennend; aber für den, der nicht an sich verzweifelt, ist nichts verloren. Großer Seelen Art ist, daß sie im Unglück wachsen, im Drang die Fülle der Kraft fühlen, und selbst durch herrlichen Untergang Beispiel werden. Ich appellire an euch, ihr wenigen Braven und Tapfern, an euch, die ich nicht die Letzten meines Volks nennen will; lieber nenne ich euch die Ersten. Lange nicht mehr sind wir ein Volk gewesen,

jetzt ist der letzte Schein zerstört; der Anfang des Bessern kann beginnen: wenn man weiß, daß man nichts ist, kann man etwas werden; Mittelmäßigkeit verdirbt den Einzelnen und die Vielen. Laßt die Dinge auf die äußerste Spitze kommen, neues Leben wird blühen und neues Heil aufgehen. Ihr seid wenige, ihr seid zerstreut und unverbunden, aber verzaget nicht; die Kraft des Geistes ist unermeßlich, und ein edler Wille, der das Rechte will, kann Millionen entzünden: Schwerdter zerbrechen und Tyrannentrabanten erblassen vor ihm. Haltet den Stolz, den ihr dem Unglück schuldig seid, fest im Herzen, schauet auf das Eine, was künftig werden soll, tapfer und unverrückt hin, vergesset nicht, was ihr eurem Namen, euren Zeitgenossen, euren Enkeln schuldig seid. Könnt ihr ihnen kein freies Land übergeben, o so übergebt ihnen die Lehren, die Beispiele, die heiligen Opfer, wodurch mächtige Brüste zu Heroismus entflammt werden können. Denkt es mit Stolz, sagt es mit Stolz vor ganz Europa, daß ihr das Volk seid, welches die

Gewalt des Pfaffenthums zerbrach, daß hohe Geistigkeit durch euch über die Erde ausgegossen ist. Zweimal habt ihr die Welt vom Joche Roms befreit, befreiet sie zum dritten Mal in euch selbst. Ihr seid das Herz unseres Welttheils; wann das Herz ermattet, so erkranken alle Glieder. Wie ihr auch getrennt seid, wie man euch auch getheilt und verschieden genannt hat — wer darf sich jetzt Teutsch nennen? — ihr seid Kinder Einer Sprache, seid durch sie ungetrennt, und werdet Eins werden, wenn ihr euch nicht selbst aufgebt. Was vergangen und geschehen ist, werft es ruhig in den weiten Schooß der ewigen Nothwendigkeit und seht auf das jüngere Geschlecht, erziehet, bildet und richtet es, daß Männer aus ihm werden. Auf! alle ihr, denn ein Haupt voll Licht, eine Brust voll Muth und Zorn ward, das Rechte und Wahre zu vernehmen und auszusprechen in Wort und That, an euch appellire ich im Angesicht der Zeit. Was Guttenberg unsterblich machte, wofür Huß starb und Luther mit Pabst und Teufel stritt, das zu bewahren, das heilige

Palladium eures Ruhms, die geistige Bildung und Freiheit, wodurch die bürgerliche allein würdig erworben und behauptet wird, das ist in eure Hände gegeben; wehe euch, wenn ihr gemein seyn könnt, wie die Vielen! Ist kein Arm, kein Kopf gewesen, der das bröckelnde Alte vertheidigen konnte, so vertheidigt ihr das schönere Neue und führet es herbei. Können die Herrscher euch nicht vertheidigen, so seid ihr die Heer, die Könige, und Helden, ihr die Träger der öffentlichen Meinung und des Glaubens des Volks, worin das höchste Gesetz der Politik liegt; ihr, denen die That ward, das Gute und Große zu thun und zu wirken, ihr, die den Geist in Rede und Schrift ausströmen könnt. Seine unsichtbare Majestät leuchte und entzünde unvergänglich in euch und durch euch! hochherzig, stolz, frei stehet als die Pfeiler in den Ruinen, woran das Gefallene sich wieder aufrichten kann. Vom Thurm zu Babel blieb keine Spur, darum gingen die Menschengeschlechter in die weite Welturre. Die Vorarbeit ist gethan, nicht die wir wollten, aber doch die,

welche lehrt, was für Nacharbeit zu thun ist. Klarer als die Sonne am Himmel scheint es, daß das Alte nicht bleiben konnte, daß die, welche halten und helfen sollten, zu schwach waren. Es liegt gestürzt da, sie werden nachstürzen. Dann einen großen, gewaltigen Mann der That, und wir werden an eigner Luft und Licht blühen, und fremde Satrapen und Scharfrichter werden nicht nach den Nacken freier Männer greifen dürfen.

Ich appellire von der Gegenwart an euch, Europäer. Ihr nennt euch das Volk des Lichts; wenigstens klingt solcher Name bei euch, den ihr am Indus und Missisippi nicht empfangen habt. Ich bin Knabe gewesen und Jüngling geworden, mögten die Sterne euch erzählen können, was ich damals gewähnt und geträumt habe, wie ich mit dem künftigen Sonnenadlerflug eurer Bildung und Erleuchtung emporgeflogen bin! Auch den Mann haben seine Träume und Hoffnungen nicht verlassen; der Glanz der Morgenröthen edlerer Zeiten und schönerer

Welten liegt in jedem frischen Gemüthe. Wodurch die Trajane, die Friederiche, die Gustave siegten, wodurch der Römer Scävola die Hand ins Kohlenbecken steckte, wodurch Thomas Morus zugleich mit seinem Bart und seinem Henker scherzte, wodurch Hopital unter Rasenden ein Gott und Penn unter Wilden ein freundlicher Genius war — die Kraft des Schönen und Guten ist unendlich, ihre Irterungen gehen wie die Wellen des Oceans, wie das Wehen der Winde zu den Weltenden; denn durch das, was in uns ist, schmückt sich die Welt außer uns nur mit Schönheit und Majestät. Darum, Kinder des Lichts, bewahrt die heiligen Flammen, selbst die entweihten bewahrt! denn die feurige Kraft reinigt sich ewig in uns selbst. Ihr seid nicht vollendet, Europäer, ihr seid noch nicht menschlich und würdig geworden, wie ihr werden sollet. Denn siehe! ich weise euch zuerst auf euch selbst hin — Wie ringt hier alte und neue Thorheit! wie klingt die Gaukelei als unsterbliche Glorie aus, womit nur rohe Schädelstalpierer prahlen sollten! wie

zerreißt euch der Ehrgeiz und die Eroberungslust vom Süden bis zum Norden! wie streiten Irrthümer und Wahrheiten auch über diesen Leichenscenen und diesem Lager- und Hofschranzenlärm noch immer von neuem über das, was lange durchstritten und abgemacht schien! Und wollt ihr eure Blicke in die Ferne werfen, ihr, die von Erleuchtung und Menschlichkeit so viel wisset, folgt mir zum Ganges, folgt mir nach Batavia und Mexiko, welche offene Gräuel, welche blutige Anklagen sehe und vernehme ich da! was sagen die freundlichen und friedlichen Indier, was die unglücklichen Moren, was die Bewohner der fernsten Inseln von euch? Reißende Thiere, goldgierige Teufel, blutige Geister nennen sie euch — und mit Unrecht? Und doch wieder, wenn ich die stillen Erscheinungen eures stillen Wirkens betrachte, wenn ich einzelne Menschen, den heitern Glanz einzelner Thaten, den Götterschein einzelner Gedanken und Empfindungen aus der dicken Masse herausnehme, welch ein süßer Wahn durchdringt mich dann, welch ein seliges Gefühl von Vollendung und

Anmuth, die in kommenden Zeiten erscheinen werden? welch eine innige Liebe des Ganzen, die fromme Seligkeit des Guten und Schönen, die Blüthe der Menschlichkeit! Es ist lebendig, es ist schon da, sparsam und leise ausgesäet, wie alles Göttliche; aber es ist und lebt, und wird leben und seyn. Was Sokrates nicht sah, was Christus nicht sah, was sie nur hofften und glaubten, das hab' ich gesehen, aber nicht auf den Landstraßen und Jahrmärkten, sondern in wenigen edlen Gemüthern, die von der gegenwärtigen Bildung ganz durchdrungen waren.

Europäer, Volk des Lichts, ihr stehet im Himmel und auf Erden in einem fürchterlichen Kampf der Entscheidung; große Verwandlungen, erstaunliche Entwickelungen geschehen nicht allein in dem, wo man Könige ein- und absetzt und Hunderttausende zum Mord führt: sie geschehen in dem innersten, heiligsten Leben dieser Zeit. Feuer und Licht sind das Element des Christenthums; deswegen nahm es die Fabel des Fegefeuers auf, und läßt Gott und die

Engel auf Sternen und Sonnen wohnen. Nach dem Lichte nannte ich die Europäer, weil sie sich selbst darnach nennen. Wir stehen jetzt in einem wahren Fegefeuer, oder vielmehr an der Gränze des Fegefeuers, wo erst gerichtet werden soll, ob wir als Verworfene tief zur Hölle hinuntergestoßen oder durch die feuriglustige Pein für den Himmel die letzte Reinigung empfangen sollen. Heller und heißer hat die Flamme nie gelodert im Leuchten und Brennen; wehe dem, der den Sand der Wüste erregt, sie zu bedecken, der mit kleiner Angst alle Wasser loslüßt, sie zu löschen! Wenn ihr einen Mann sehet, wie groß die Zeit ihn auch stempeln mag, dem vor diesem Feuer, vor seinen Bränden und Strahlen bange ist, der sich da ein irdisch menschliches Regiment anmaßt, wo ein himmlisch göttliches Regiment ist; wenn ihr einen solchen Mann sehet, halte er die Bibel, das Scepter, oder die Schreibfeder, so seht ihr ein engherziges, verbrecherisches Wesen; gehorcht ihm nicht, glaubt ihm nicht. Wodurch das Gräulichste und Schrecklichste der Zeit mit geworden

ist, wodurch alle alte Bande der Welt gelöst sind, wodurch Tausende fluchen und Millionen jammern, dadurch kann auch nur das Heil und die Erlösung kommen. Wo Käuze verwundert uhuhen und Nachtraben ihre Höhlen suchen, da singt die Lerche und übt der Adler die Sonnenflügel. Licht ward, auf daß Licht werde, bis alles wüste Dunkel gefüllt und alles unholde Chaos zur Schöpfung entwickelt wird. Laßt ihr euch itzt in diesem gespannten, diesem kranken Zustande, wo so viele Sehnsucht nach Licht, so viel Glaube und Hoffnung auf Erlösung ist, eure Flamme verdunkeln, euer Licht von Pfaffen und Despoten auslöschen, Europäer, so fallet ihr zurück, so tief, so verderblich zurück, daß eure Enkel eure Feigheit und Sorglosigkeit verfluchen werden. Kann nicht jeder die Erde besitzen, so lasse sich doch keiner den Himmel begränzen. Da bin ich Gott und König, da ist mein Stolz, meine Herrschaft unermeßlich, weil ich göttlichen Geschlechts bin. Die Elemente hat die Natur frei gegeben, ihr seliger Genuß

ist allen Lebendigen gemein: das reinste Element ist Feuer und Licht.

Und endlich appellire ich an euch, Europäer, für mein Volk, für das teutsche Volk. Seid ihr durch seine Arbeiten mit befreit, hat es mit den lichtvollsten von euch gleichen Schritt gehalten, und hält ihn noch, so laßt nicht geschehen, mit eurem Willen und eurem Beifall nicht geschehen, daß seine Freiheit da untergehe, wo ganz Europa den Untergang schrecklich fühlen müßte. Fremde Fäuste können ihm nicht helfen, wenn die eignen schlaff sind; aber die Entscheidung des Zeitalters ruht mehr auf dem Worte und der Meinung, als auf dem Befehl und dem Schwerdte.

Ich appellire an euch, Franzosen, wenn ihr mich hören könnt und hören wollt. Ihr haltet das Schicksal Europens in euren Händen; an euch ist es jetzt, Verstand und Besonnenheit zu haben für uns andere alle. Wir hassen euch — das mag seyn — dem Siegrei-

chen und Glücklichen sieht es wohl, frei von Leidenschaft zu seyn; wir hassen euch, aber leider nicht genug: sonst würde es besser stehen um euch und um uns. Ihr seid seit funfzehen Jahren das große Meteor Europens, der hellste Punkt, wohin alle Augen sich wenden müssen. Was Tolles und Kühnes mit euch gewagt worden ist, was ihr Ungeheures und Unerhörtes erlitten habt, durch welche Umwandlungen und Revolutionen ihr in diesen denkwürdigen Jahren gegangen seid, das haben wir alle gesehen und gefühlt, fühlen es näher mit jedem Jahre, da die Wellen jener Brandung zerstörend und verschlingend auch an unsere Ufer schlagen. Franzosen! man belauerte euer Unglück und eure Verwirrung, man vergaß, daß ihr Duguesclins, Bayards, und Turennes gehabt hattet, man meinte euch zu leichter Beute reif, und lief zusammen, euer scheues Erbtheil zu verringern. Da standet ihr auf, und schlaget drein, und bewiest, daß ihr Männer waret. Euer Land, euer Volk, eure Freiheit sollte nicht von Fremden abhängen, ihr wolltet euch

ſelbſt rathen und einrichten. Wir bewunderten euren Enthuſiasmus, euren Muth, eure heiligen Todesopfer für das Vaterland; die alte Tapferkeit der Franken, der alte Ungeſtüm eurer Ritter, die alte Kühnheit und Todesverachtung, womit ihr unter den Conde's und Turennes zum Siege ginget, hat heller geleuchtet und gezündet, als das Muthigſte und Glänzendſte, wodurch eure Väter geprieſen werden. Zwei Jahre, und die Gränzen waren frei; bald weheten eure Fahnen jenſeit des Rheins und der Alpen; ihr gebotet den Frieden, und hattet ihn noch nicht bei euch ſelbſt. Tapferes, feuriges Volk, ich darf dich nicht erinnern, was du ſeitdem gethan und geſtritten haſt an der Donau und den Karpathen, an der Elbe und Weichſel; ich erinnere mich dabei nur, was ich gelitten und geſündigt habe. Du rühmeſt dich der Großmuth und Ritterlichkeit, mögteſt du dich auch der Mäßigkeit und des Verſtandes rühmen, wodurch Gerechtigkeit wird! Herrlich und gebietend ſtehſt du auf bezwungenen Ländern, unterjochten Nationen, zertrümmerten

Thronen; schon bebt der stolze Britte, der da meint, Gott habe ihm das Meer gegeben, wie dir das Land. Franzosen! wollet nicht alte Zeiten zurückführen und veralteten Wahn heiligen; wollet nicht von Erobererrecht und Schwerdtrecht sprechen; wollet nicht in dem Weitesten den Ruhm und das Glück setzen, sondern in dem Gebührenden. Des Volkes und des Landes habt ihr genug, ein streitbares Volk, ein schönes Land; gönnet andern neben euch Freiheit und Unabhängigkeit; mischt nicht das Nahe und Entfernte in Einen zwieträchtigen Haufen zusammen; laßt Kraft und Hoheit neben euch wachsen; damit ihr Beispiele und Anmahnungen habt, nicht einzuschlafen noch auszuarten. Wer zu viel will, der will nichts. Kennet ihr keine höhere Freude, als zu überlisten, zu unterjochen, und zu beherrschen, als alte Thorheit unter neuen Namen wieder zu verjüngen, wahrlich es wird eine kurze Herrlichkeit seyn. Die Besiegten werden in wenigen Jahrzehenden den Siegern gleich an Kunst der Waffen, an Uebung, und Vertrauen, und

wenn ihr nur Unterjochte beherrschen wollt, an Zorn ihnen bald überlegen. Die Zeit ist nicht mehr in Europa, wo ein gebildetes Volk zehen und funfzehen Barbarenvölker unterjochen und an Sprache und Sitten sich gleich machen konnte. Wir sind alle gebildet, sind stolz auf unsere Künste und Erfindungen, auf unsere Sprache und Wissenschaft; wir haben zu viel, als daß wir uns vergessen könnten. Es kann nicht mehr Eins werden, und darf es auch in solcher Weite nicht werden, als ihr ausgreifet. Darum seid weise und mäßig, fragt die Orakel der Vorzeit und die großen Weissagungen der Geschichte, bedenkt das Rollen der Dinge auf und ab durch das Zuviel, — nur Maaß befestigt für die Ewigkeit — bedenkt das Zeitalter, bedenkt eure eignen Wechsel, bedenkt den hohen Geist der Bildung und das richtende Urtheil der Geschichte, endlich bedenkt euer Schicksal und das Schicksal eurer Kinder.

Doch was habe ich zu euch geredet? Ihr seid nichts, wie wir nichtig sind. Nur Einer

ist, zu welchem ich sprechen sollte, der euch von Volk zu Volk und von Meer zu Meer zum Verderben treibt. Doch dieser Eine kennt nur List und Despotenkünste, und haßt alles, was Verstand und Freiheit ähnlich sieht. Darum hätte ich schweigen sollen von euch.

Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede, Ein Gott, Ein König, Eine Familie. Schöne Klänge, die aus tausend Kehlen, die von Kathedern und Schreibpulten, aus Manifesten und Proklamationen wiederklingen, wodurch tausend Gaukler und Narren bethören und tausend und aber tausend gutmüthige und schwachköpfige Seelen sich bethören lassen. Aber glaubt mir, ihr Frommen, die kein Blut sehen könnet, ihr Faulen, die nicht auf wollet zur Arbeit und Gefahr, ihr Gleichgültigen, die der Ehre vergessen habt, der Klang ist besser, als seine Bedeutung. Ihr habt des Geklingels und der Gaukelei doch wohl genug gehabt, und solltet anfangen, einmal das natürliche Gefühl in eurer Brust aufzuschütteln,

und zu fragen, was es ist und wohin es will mit allen diesen gepriesenen neuen Herrlichkeiten; doch eure Schlechtigkeit und Trägheit wickelt sich in jeden Mantel der enthülltesten Sophisterei und frechsten politischen Taschenspielerei, um eure Schande zu bedecken. O gebt mir den Mann, gebt mir den Gott und die Zeit, welche jene goldnen Sprüche auf Erden wirklich machen können, und ich will der erste seyn, niederzufallen und anzubeten; ich will vor den Kamtschadalen knieen, wie vor den Franzosen, wenn sie solches Glück über die Erde bringen können. Süße Träume des Weisen, der sich eine andere Erde schafft, als diese ist und seyn kann, hohes Ideal eines himmlischen Zustandes, in irdischer Beschränktheit werdet ihr nimmer erscheinen; aber Narren und Buben haben euch oft zur Verführung gemisbraucht. Wollt ihr das irdische Paradies wissen, feiges, faules, entartetes Geschlecht, das mit Worten und Klügeleien fechten kann, weil es mit Thaten und Schwerdtern zu fechten zittert? Es heißt Arbeit und Mühe, und Freude und Genuß nach Arbeit und Mühe.

Anders wird auf Erden kein glückliches Leben, keine Freude des Herzens, kein Götterstolz der schwellenden Brust gewonnen. Es heißt arbeiten und wirken, streiten und ringen, Muth, frisch zu leben und tapfer zu sterben. Weg mit euren Mondgesichtern, mit eurem seligen Schlaraffenlande, mit allen euren weinerlichen Tugenden und tugendhaften Weinerlichkeiten! Freies Aug, festen Arm, kühnes Wort, freudiges Leben, und frischen Tod, das will ich an Männern; die Würde des Geschlechts, den Verstand der Welt, das hohe Ideal der Ewigkeit in Wort und That sollen sie aufrecht halten: darum sollen sie gerüstet seyn zu Zorn und Tod, zu jedem hohen Gefühl und jedem hohen Opfer. Seht euch um! hört, hört, wie die Esel trompeten und die Hunde heulen! und noch sehe ich keine Löwen, die brüllen und zerreißen.

Aber, ruft man mir entgegen, nach Einheit soll ich streben; dadurch ist die Welt herrlich und göttlich; dahin führe ich jedes Gesetz

zurück; dahin habe ich den Gott aus Göttern geführet; darum will ich Einen König, Ein Volk, Eine Religion auf Erden. Ich sage, du Narr weißt nicht, was du willst, noch was Einheit heißt. Durch deine niedrigen Bande läßt sie sich nicht zusammenziehen noch wird sie durch deine groben Fesseln gehalten. Deine Einheit ist in dem Höchsten nicht: nicht in der Welt, der Gottheit, der Vernunft. Daß die Dinge sich vielfach und mannigfaltig bewegen und entwickeln, daß mancherlei Kräfte, mancherlei Triebe, mancherlei Bildungen in reicher Schönheit und buntem Wechsel neben einander spielen und kämpfen, das ist die Lust der Natur, und des Gottes, der in ihr lebt. Höchst oben bindet Einheit alles in Harmonie und Liebe. Wo um das Bedürfniß gestritten, wo auf Erden gegrast und gepflügt wird, da wird Ungleichheit und Verschiedenheit bleiben müssen, auf daß dort oben Gleichheit und Einheit werde. Süß und bethörend klingen eure Klänge, schön sind die Träume des Weisen, die Hoffnungen des Frommen; aber vergleichet den

Franzosen und Irländer, den Italiäner und Russen, den Schweden und Kleinasiaten, den Spanier und Finnen, und sagt mir dann, was ihr mit eurem Einen Herrn und Einer Religion wollet. Despotismus, Pfaffenthum, Faulheit, Tod aller Tugend und Kraft wollt ihr mit solchen thörigten Wünschen und Vorspiegelungen. Nur einem Gott ist ein Welttheil nicht zu groß zu übersehen und zu beherrschen, aber er hat ihn von jeher anders beherrscht — Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede — holde Worte, wer könnte euch das Ohr verschließen, wer wollte nicht glauben, daß ihr auf Erden wirklich werden sollet? aber nicht durch solche Künste, nicht durch solche Manipulationen, nicht durch solche Vereinigungen, wie man sie treibt. Streit und Ringen wird nie ganz fehlen können auf Erden, weil dem von Noth und Bedürfniß angefallenen und von Leidenschaften gestachelten Menschen nur durch Arbeit und Widerstand die Natur gehorsam werden kann; Streit und Ringen darf auch nicht fehlen, weil wir sonst in Richtigkeit,

Weichlichkeit, und Faulheit einschlafen würden. Die träge Erde, woraus wir geknetet sind und worin der Götterfunke Geist eingekerkert ist, sinkt ewig zur Erde, wenn nicht äußere Reitze stechen und das Bewußtseyn und die Erinnerung des alten Himmels lebendig machen. Aber wir werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mündiger werden, Licht wird Licht zeugen, Vernunft wird mehr gelten als Wahn, Gerechtigkeit mehr als Gewalt, der Mächtige wird nicht mächtig seyn, um zu unterdrücken, der Gewaltige nicht das Schwerdt führen, um Völker zusammenzumischen und zu erobern. — Herkulesarbeiten der Unsterblichkeit bleiben, solange die uneroberte Erde bleibt — Kriege werden seltener seyn und der blutige Kranz des Eroberers wird vor der stillen Palmenkrone des Friedehalters welken. Dies sei die letzte höchste Vernunftherrlichkeit und Vernunfteinheit. Aber die kleinen Verschiedenheiten sollen bleiben, damit die Eine große Einheit werde. Wie Blumen, Bäume, und Pflanzen in vielfacher Schönheit neben einander stehen, wie Vögel

und Thiere sich in mannigfaltigen Trieben und Bildungen unter einander bewegen, und alle nur Eine Erde und Einen Himmel haben, so hat Gott die Länder, die Völker, die Sprachen verschieden gesetzt, auf daß Spiel, Reih, Kampf, und Lust auf Erden sei. Darum weg! ewig weg mit eurem Einen Herrn und Einen Priester! aber dich umfassen wir, Einherrscherin Vernunft, als Königin und Göttin, als Erleuchterin und Erlöserin der künftigen Geschlechter.

Männer von Genie, in deren Seelen der Gottesstrahl heller leuchtet und wärmer glühet, auf zu eurem Amt! auf, die ewigen alten Lehren der Geschichte, die einfachen Gesetze der Natur und des Lebens zu behaupten! auf zu eurem hohen und heiligen Amt, die Verworrenen zu belehren, die Niedergeschlagenen aufzurichten und die Uebermüthigen niederzuschlagen! Ihr haltet das Weltheil, wehe euch, wenn ihr ermattet! wehe euch, wenn ihr euch vergesset! denn zittern könnet ihr nimmer; wer

viel gedacht hat, ist nie feig. Laßt das wilde Geschrei und den leeren Pomp der Zeit still an euch hingehen, und schauet nicht auf das Kleine, damit es nicht groß werde durch euch. Ihr, Unsterblichen macht unsterblich, euer Schweigen verdammt zur Vergessenheit, euer abgewandter Blick ist Todesurtheil. Schweigt! schweigt! und wann ihr sprechet, sprechet wie Männer! Lasset das Geschlecht krächzen, das ewig in der Mittelluft fliegt und gleich gierig auf Aas und auf Flittern herabfährt: die Krähen und Dohlen, sich weder der Anmuth der Erde noch der Majestät des Himmels erfreuend. Erhabne Genien, bewahret den alten Verstand der Welt, die welkende Tugend und Kraft eures Welttheils, und aus Blut und Trümmern wird es wieder blühen.

Teutsche Männer und Freunde, ich habe nicht gesprochen für das Mitleid weder der Fremden noch euer selbst; anderer Gefühle bedürfen wir in solchen Zeiten. Man könnte sagen: bemitleidet euch selbst; das müßt, das

dürft ihr. Aber wozu? Sind wir elender, als die andern? leiden sie nicht Gleiches mit uns? und wird unser Leid nicht blutig und brennend auf alle zurückfahren? Die starken Empfindungen, die der Männlichkeit, der Freiheit, der Todesverachtung, das Gefühl unserer Würde wollt' ich erregen; für Tugend sprach ich, nicht für Klagen über Tugenden, die nicht da sind. Unsere, die allgemeine europäische Krankheit solltet ihr erkennen, und erheben, um euch zu ermannen und zu beseelen; das volle, bittere Gefühl dessen, was ihr seid und was euch begegnet, solltet ihr schlürfen, um in edlem Zorn zu entbrennen; die Leichtigkeit eures Verderbens solltet ihr begreifen, um an der Möglichkeit der Rettung nicht zu verzweifeln. — Männer und Freunde, wir stehen auf dem Staube großer Menschen, wir reichen uns über unsterblichen Erinnerungen mit unsterblichen Pflichten die Hände — schwört es hier, des Rechten zu pflegen und für Freiheit und Männlichkeit zu leben und zu sterben, so wird Mark in die Nachkommenden fahren und Verstand

und Tapferkeit die Enkel halten. Klagt nicht um das Verlorne, sehet nur auf das Künftige. Herrschaft, die von Schlechten verloren ward, wird durch Tüchtige wieder gewonnen; Gold und Silber, das Fremde raubten, geht immer von dem einen zu dem andern, ist kein Gut, und machte von jeher tausend Feige für Einen Tapfern, — der Geitz liebt das Leben, die Armuth fürchtet den Tod nicht — Denkmäler der Kunst und Erfindung, die man entführet hat, ehren ein Volk im Glanz des Friedens, besser wird es durch Muth und Thätigkeit, durch Kühnheit und Tod in Schlachten geehrt; — die Freien machen und wirken in Jahrzehenden, was Sklaven in Jahrtausenden kaum träumen — Waffen und Siegeszeichen sind gewandert, wohlauf ihr Enkel! das stehet, sie wieder zu holen; die zerschlagenen Städte, die verödeten Fluren bauen teutscher Fleiß und Sparsamkeit schöner wieder auf. Darum klaget nicht noch trauert um das Kleine! sondern sorget, daß das Große erstehe und das Schlechte untergehe. Wahrheit und Recht, Mäßigkeit und Freiheit

ſtien die Halter unſers künftigen Lebens; darin wollen wir Eins ſeyn in Unglück und Schmach, ſo werden unſre Enkel Eins werden durch Glück und Glorie. Dies iſt mein letztes Wort, dies unſer höchſter Glaube.

Letztes Wort an die Teutſchen,

geſprochen im Herbſt 1808.

Sprich, Du haſt auf Karthagos Schutt
Den Marius geſehen.

Schiller.

Theudemir. *)

Die Hoffnung, spricht man, wohnt bei den Lebendigen.
Was ziehst Du solche Schreckensnacht Dir düster um?

Hermann.

So sieh mich an als den, der nicht lebendig ist.
Hinab zum Grabe zieht mich tief die dunkle Macht,
Der keiner je der Erdgebohrnen mogt' entfliehn.

Theudemir.

Du? wie? der Mann, dem Eines nur ein Zeichen war,

*) Fragment aus einem ungedruckten Trauerspiel, Hermann.

Ein Vogel nur Prophet der hohen Götter klang,
Bis in den Tod zu ziehn das Schwerdt fürs Vaterland;
Du giebst das stolze Leben fremden Geistern hin?

Hermann.

Nicht fremde sind des Schicksals Geister Irdischen.
Wann ihre Schatten aufwärts wandeln hin ans Licht,
Dann, gilt das Zeichen, muß ein sterblich Haupt hinab.
In blut'ger Schlacht ich stehe heut zum letzten Mal;
Denn heint des Vaters Gleichniß stand voll Ernst vor mir.

Theudemir.

Was? Siegmars? aber wie? erschreckt er solchen Mann?

Hermann.

Ich bin ein Mensch wie andre. Höre weiter zu.
Als gestern Abend tief im ersten Schlaf ich schlief —

Dort ſteht die Eiche, heilig Siegmars Heldentod —
Da däuchte mir, der Himmel ſtand in ſchwarzer Nacht,
Mit Wettern ſchwanger, rings auf rothem Wolkenſaum
Erſah ich leuchtend edler Väter Schaar gewiegt.
Ich ſtaunt' entzückt empor zum lichten Götterglanz,
Da ſchoß, wo finſtre Wolken, Berg auf Berg gethürmt,
Am dickſten wogten, niederwärts der Donnerſtral;
Und wie der Klang verklungen, wie des Blitzes Licht
Als matter Streif verleuchtet, trat im Rieſenſchritt,
Mit blut'gem Schild das Herz bewehrt, ein Wann zu mir
Und finſterm Blick, ſein grauer Bart, vom Wind der Nacht
Gelüftet, floß ihm würdig lang die Bruſt hinab,

Und um das Haupt, das greise, bebt ein rother Schein. —
So steht, wann unhold brauſt des Herbſtes Winterſturm,
Im Norden oft am Himmel grauſes Schreckenbild.
Ich bebte, aber kleiner ſiehe! ward der Mann,
Und milde lächelnd neigt' er bald die Stirn auf mich.
Da ward ich's inne, bot ihm raſch in Treu die Hand,
Umſchlang ſein Knie, wie kindlich einſt der Knabe pflag,
Küßt' froh die Stelle, wo der Römerſpeer ihn traf,
Der Todesſpeer, und rief mit Vaternamen ihn.
Nun weißt du, daß es Siegmar ſelbſt, mein Vater, war.
Noch kaum geſättigt war der ſüßen Thränen Luſt,
Des Auges lang entbehrte Sehnſucht kaum geſtillt,

So trat zurück in Ernst der freundlich fromme Blick,
Die Hand ging aufwärts gleich der Seher Wolkenwink
Und tiefe Worte sprach der Greis mit tiefem Klang.
Nicht melden mag ich's all, was furchtbar ernst er sprach;
Des Volkes Wechsel, Fürstentrug, und Untergang,
Der Führer Tod, der Städt' und Länder Herrlichkeit,
Die einst im Glanz Germaniens Volk entblühen soll,
Und was Jahrtausend auf Jahrtausend Großes thürmt,
Stand vor dem Fröhlichbangen, langes Bild der Zeit.
Traun! heilig klingt der Götter Stimme durch den Schlaf,
Was Träume reden, schweige ehrfurchtsvoll der Mund
Und was die winken, welche längst gestorben sind.

— — — — — —
— — — — — —
— — und drauf als dies er freudig aus-
geredt,
Verstummt er lang' und starrt' mit rothem Zor-
nesblick
Zum Boden, griff, als wollt' er zieh'n, des
Schwerdtes Heft,
Dann mir die Hand, und brach die flieh'nden
Worte aus:
Bis hieher, Sohn, ging Tag und Nacht im
Wechselgang,
Jetzt kömmt die lange Finsterniß der Gräuelzeit,
Und Blut und Schrecken, Mord und schneller
Untergang,
Gestürzte Thronen, tiefentweihtes Heiligthum,
Verrath und Bubenlist, so weit Europa liegt,
Wird wechseln, streitend, wer das Schlechte
schlechter thut.
Und aus dem Gräuelschwall, der Schande Ue-
berschwung
Wird Einer aufstehn groß, ein hochgewalt'ger
Mann,

Latinerſtamms und Sinns und glatter Täuſche-
rei,
Worin das Südenvolk von jeher Meiſter war.
Er bricht Dein Volk, o Hermann, tief ins Joch
hinab,
Durchfährt das Land mit Roß und Mann, wie
Windesbraut
Durch dünne Halmen brauſet, ohne Widerſtand;
Wie Feu'r im dürren Walde wüthet, geht ſein
Schwerdt,
Das Schreckenſchwerdt, vernichtend hin durch
weite Welt:
Dann ſtürzen alte Thronen, alte Herrlichkeit,
Die Helden bauten, Stein und Eiſen hemmt
ihn nicht,
Die Länder raubt er, Städte liegen hinter ihm
Als Wüſten, Jungfraun werden Mütter durch
Gewalt,
Die Männerblüthe führt er weg in fremdes
Land,
Wie einſt der Römer uns geführt zum Euphra-
tes,
Daß wir vergäßen eigner Fluren Lieblichkeit,

Und ſtürben unbeweint in fernem Feindesland.
So wüthen wird er zweimal ſieben Jahr, dann tritt
Ein neues Ungeheu'r das alte tief in Staub
Und wechſelnd geht das Glück des Siegs von Volk zu Volk;
Denn blutig lange bleibt die Spur von ſolcher Zeit.
Aus Blut nur wächſt nach langem Streit ein friſch Geſchlecht,
Das frei zu leben, freier ſchön zu ſterben weiß;
Auf Schutt der Väter bau'n ſie wieder Hütten auf.
So ſprach er; doch Geheimniß barg noch mehr der Blick,
Die Zunge ſchien gerüſtet mehr zu reden noch,
Als plötzlich niederſchlug ein neuer Donnerſtral.
Da wuchs ihm hoch das Haupt, er ſchritt Gigantenſchritt
Von hinnen durch die Nacht, ein blutig rother Streif
Hing furchtbar hinter ihm, wie abwärts raſch er fuhr,

Wie Himmelſchein nach langen Stürmen hängt am Meer,
Geborſtner Schiff' und todter Schiffer Leichenlicht.
Da wußt' ich, was es war und mir bedeutet hat:
In blut'ger Schlacht ich ſtehe heut zum letzten Mal.

Ich spreche hier heute mein letztes Wort zu meinen Brüdern und Landsleuten, den Teutschen. Ich nenne es das letzte Wort; nicht, daß ich furchte, es werde das letzte seyn — das wird es nur seyn, wenn sie geduldig das Joch tragen, das sie entehrt, sondern ich meine mit dem letzten Worte das bedeutendste Wort, gleichsam meinen letzten Willen und meine letzte Hoffnung zu meinem Volke.

Landsleute, allzugeliebte und allzuunglückliche Landsleute, und doch noch nicht unglücklich genug, um zu fühlen, was ihr seyn könntet und seyn müßtet, um zu wagen, was ihr könnet, um auszusprechen, was ihr leidet, und wodurch ihr es leidet — hättet ihr nur einmal gewagt, recht zu hassen, und Tod und Sieg, eignen Untergang und fremde Vernichtung auf Ein Würfelspiel des Glücks zu setzen, eure hei-

ligen Berge und Haine, die nie von Fremden bezwungenen, würden wieder ein freies Geschlecht sich in Freude rühren sehen und eure besten Männer würden euch sagen dürfen, was ihr werth seid. O daß meine Liebe euch den Haß, daß meine Wahrheit euch die Lüge, daß mein Grimm euch die Schwäche recht lehrte! daß ihr auf euch selbst hoffen und vertrauen lerntet und nicht auf das Fremde! daß ihr begreifen lerntet, worin denn eigentlich die fürchterliche Gewalt dessen liegt, der Europa von einem Ende bis zum andern verwüstet, der euch und alle andere Völker schändet, und, nachdem er lange geschmeichelt und gelogen hat, jetzt endlich mit voller Banditenunverschämtheit erklärt, daß er befiehlt, weil er der Herr ist! O daß ich euch den Spiegel des Neuen so hell und so brennend hinhalten könnte, daß alles Alte auf ewig bei euch verdunkelt würde! ihr würdet an eure Arme und an eure Herzen appelliren, und euch das Recht wieder verschaffen, das euch von Natur und von Gott her gebührt, das unvertilgbare Recht, ein großes, freies, und tapferes

Volk zu seyn. Nicht die Fremden haben euch unterjocht, nicht die unendliche Verschmitztheit und listige Stärke des Italiäners, nicht der Muth und die Tapferkeit der Franzosen hat euch verdorben; nein! nein! der Wahn und die Verblendung des Zeitalters; die Hülflosigkeit eurer Verfassung; die Sorglosigkeit und Schwächlichkeit derer, die eure Sprecher und Vertreter seyn sollten; endlich eure eigne Redlichkeit und Gerechtigkeit, daß ihr das Schwache nicht ohne Gnade vertilgen und das Verrätherische nicht ersticken wolltet, das euch in die Gewalt der Fremden überliefert hat.

So hört mich denn! Ich will euch noch einmal, zum letzten Mal noch erklären, was geschehen ist und warum es geschehen ist; ich will euch prophezeihen, was geschehen wird, und was geschehen muß. Werde ich dann doch ein Lügner vor euch und vor den Zeitgenossen, so kann ich das ertragen. Viele und bessere Männer als ich sind mit unerfüllten Hoffnungen und Weissagungen in die Grube gegangen; und

ich will gern sterben, wenn ich von euch nichts Schönes und Starkes erleben kann.

Das Studium der Geschichte ist die erste und letzte aller Wissenschaften, je nachdem man es treibt. Die Geschichte reicht mit dem einen Ende an das Geschwätz und die Pinselei der Kaffehäuser und Jahrmärkte, und mit dem andern an das olympische Götter- und Heroenleben der Dichtkunst und Seherkunst. Wenn der eine nichts als Staats- und Hofzetteleien, dürftige Thaten und kleinliche Kniffe in sie hineinlegt, wird die Geschichte dem andern die weise und erhabene Erklärerin und Enthüllerin der Vergangenheit, die kluge und verständige Lehrerin und Wegweiserin der Gegenwart, und die weitschauende und tiefdringende Seherin und Prophetin der Zukunft. Leider, die meisten kennen nur die Geschichte der Kaffehäuser, die mit Anekdoten, Namen, und Zahlen sättigt und dem Geiste keinen leuchtenden Blitzstral, dem Herzen keinen schwellenden Muth giebt: die Geschichte, die elende alte Schwätzerin, die alle ihre Erzäh-

lungen mit dem Gemeinplatz endigt, daß die menschlichen Dinge von jeher wechselten und immer wechseln werden, und daß aus allem Geschehenen die einzige Lehre zu holen ist, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht und alles in dem dummen Zirkel vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten rundläuft. Wer aber die menschlichen Dinge und sich selbst mit Sinn und mit Freude betrachten mag; wem ein Herz und ein Muth ward, etwas Allgemeines und Ewiges zu glauben und zu suchen, dem wird auch in der Geschichte ein höherer Geist sich offenbaren, und Gemeines und Edles, Großes und Kleines, Himmlisches und Irdisches wird in den Begebenheiten und Schicksalen der Dinge und der Menschen eben so mannigfaltig und vielharmonisch eingewickelt und zusammengewickelt liegen, als er es in seiner eignen Brust ahndet.

Man kann sich die Geschichte denken als eine unendliche Säule, deren Spitze in die dunkle Weite der Vergangenheit zurückdämmert, deren

Fuß aber mit erdrückender Laſt auf unſrer Zeit und unſerm Leben ſteht. Wir nehmen an, dieſe lange Säule, die Jahrtauſend an Jahrtauſend bindet, beſtehe aus den glänzendſten und edelſten Steinen, in koloſſaliſchen Maſſen auf einander gefügt und ſich durch den eignen Glanz erleuchtend. Je weiter die Säule zurückſteht in der Ferne von Jahrtauſenden oder Myriaden Jahren, deſto wenigere Steine ſchimmern; je näher man der Mitte kömmt, deſto mehr einzelne Steine und deſto vielfachere Farben ſieht man; unten aber, grade da, wo die Säule auf und an unſrer Zeit feſt ſteht, iſt die Maſſe ungeheuer, der Glanz und die Farben ſind ſo vielfach, daß die meiſten bloß geblendet da ſtehen, ſtaunen, gaffen, und Verwunderung oder Schrecken ausſchreien, wenige aber bemerken können, welche Steine künftig noch übrig bleiben und glänzen werden, noch die Stellen und Farben entdecken, wo und bei welchen die Zukunft dieſe Säule weiter führen wird. Es iſt wahr, wer Weniges recht ſieht, ſieht viel; deswegen hat man über die alte Geſchichte, wo nur einzelne leuch-

tende Massen und Farben in dem dunkeln Ocean erscheinen, so viele gesunde Urtheile. Am wenigsten sieht die Menge von der Gegenwart; die Nähe der Dinge verblendet und bethört; die einzelnen Theile sind noch unbeleuchtet und ungeordnet; das Große ist so wenig von dem Kleinen, die Lüge so wenig von der Wahrheit geschieden, daß alles, eben wie man gestimmt ist, wie ein dicker Haufe von Nichtigkeiten oder Herrlichkeiten zusammenverschwimmt und das eine immer das andere auslöscht. Deswegen bedarf es sehr scharfer Augen, um die Punkte zu sehen, wo die Zukunft sich an die Gegenwart und die Gegenwart an die Vergangenheit zunächst anschließt; die Farben der Säule zu sehen, welche in dem künftigen Bau die vorscheinenden seyn werden.

Aber man kann sich diese historische Säule wieder anders denken, nicht bloß als eine hieroglyphische Erklärung für den fragenden und forschenden, sondern auch als eine fortgesetzte unendliche Thatenreihe für den empfindenden und

handelnden Menſchen. Da ſieht für den Weiſen und Frommen alles ſogleich in einer großen, unmittelbaren Verbindung, und er erſtaunt über die erhabene Einſtimmigkeit, die zwiſchen dem Aelteſten und Neueſten ſich noch täglich offenbart. Er, der empfindende und handelnde Menſch, tritt mit der Kraft des Glaubens und Vertrauens hinzu, und findet in aller Verwirrung und Zerſtörung, in allem Gräuel und Blut, in dem Gewinſel der Zertretenen und dem Siegesgeſchrei der Ueberwindenden eine unendliche, heilige, und göttliche Welt. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft ſind dann nur Eine zuſammenhängende Reihe, oder wenn man will, Ein Zirkel, wo auch nicht Ein Punkt fehlen darf. Auch auf dieſem Wege wird die Wahrheit gefunden, und am ſicherſten; denn wo hat die Wahrheit einen ſicheren Weg gehabt, der nicht durch das Herz gegangen wäre. Welch ein Zuſammenklang, welch eine Wechſelwirkung aller Dinge, der älteſten und der jüngſten, mit einander! Wie findet ſich in den Mißklängen und Donnerwettern der Zeit alles in Liebe zu-

ſammen, wenn ich den phöniciſchen Purpurhändler und Bernſteinſchiffer mit dem Abentheurer von Rotkaſund und Port Jackſon vergleiche; wenn ich Attila gegen Bonaparte, Philipp von Macedonien gegen Peter den Großen ſtelle; wenn ich die Hebel des Archimedes mit Franklins Blitzesſtange vergleiche, Thales Himmelsphiloſopheme gegen Newtons halte: endlich, wenn ich alles dies Leuchtendſte und Größte, was über dem großen Schutt der Zeiten noch hervorragt, mit dem zuſammenhalte und ſogar zuſammenempfinde, was ich ſelbſt thue und bin! Dann erſtaune ich, daß das, was am Euphrat und Nil, vielleicht was am Indus und Ganges älteſtens erfunden und empfunden ward, was Sokrates und Plato dachten, was Chriſtus weiſſagte und gottbegeiſtert lehrte, was Solon und Numa, Pythagoras und Charondas einrichteten und anordneten, in meinem täglichen Leben und Thun, in meinen gewöhnlichen Empfindungen und Gedanken noch übrig iſt. Nehme ich nun mich kleine Ephemeris, und ſtelle mich an den Fuß der ungeheuren Säule, und

ſtaune hinauf, oder ſtelle mich auf ihre verſchwindende Spitze, und ſchwindle abwärts — was bleibt mir übrig, als in dem Gefühl meiner Vernichtung zu vergehen, oder die tiefe Weisheit und den heiligen und verborgenen Geiſt anzubeten, der alle dieſe Schönheit und Ordnung mit ſo wunderbaren Geheimniſſen erſchuf und leitet? Mein kleines Leid verwimmert in den Harmonien des großen All, wie Mückenwimmern in dem Konzert der Amſeln und Nachtigallen, wann Frühlingsliebe und Frühlingsglück den Hain verjüngt. Wenn ich das Ganze anſehe und den tiefen Sinn, der darin webt, ſo wächſt mir der Muth, für das Allgemeine mitzuleben und mitzuſterben, und alles Andere eher zu leiden, als das Schlechte zu thun. Wenn ich das Einzelne anſehe, wenn ich die Welt an den Spiegel meines kleinen Leides und meiner kindiſchen Schrecken halte, ſo bin ich ein Sklav und ein Gottesleugner, denn ich will das große Geſetz nicht erkennen noch anerkennen, das Gott in die ganze Natur gelegt hat.

Man hat in der neueren Zeit nicht bloß da, wo über Worte gestritten und geklügelt wird, auf Kathedern und im Schulstaube, sondern auch in der sogenannten feinen und großen Welt, die aber gar oft die unfeine und kleine Welt ist, sehr lächerlich über die beiden Wörtlein Real und Ideal gestritten. Wenn bloß von dem Grund der Dinge und von dem Ursprunge des Erkenntnisses geredet wird, so mag die Frage wichtig genug seyn; aber bei dem Gebrauch der Dinge und meistens auch bei der Beurtheilung der Dinge sind diese Wörtlein wie Simsons Eselskinnbacken oder des mächtigen Schlägers Skanderbeg Degen in der Faust eines Knaben. Das große Völklein, das sich an denen rächen will, die man kurzweg mit dem Namen Philosophen und Pedanten abfertigt, spricht, ohne zu wissen, was es spricht, weil es nicht weiß, was es meint, daß es nur reale Kenntnisse, reale Dinge, reale Genüsse gebe; daß alles, was man überschwänglich und überirdisch nenne, Schwindelei, Empfindelei, oder auch Gaukelei derjenigen sei, die dadurch mehr oder etwas Besseres

ſcheinen wollen, als der große gewöhnliche Hauſe, welchen dieſe überſchwänglichen und überidealiſchen Himmelfliegler dadurch gleichſam unter ſich herabzuſetzen meinen. Die anderen dagegen, von welchen die meiſten nur mit dem geſpenſtiſchen Spuklarven großer Namen ausſtehen, bleiben wieder an den Worten hangen, ohne den Geiſt derſelben zu ihrer Schwächlichkeit herabziehen zu können; jedes zweite Wort klinge bei ihnen von dem Ewigen, Unendlichen, Abſoluten, und Idealen, und wenn man ſo unglücklich iſt, einmal von ſehr realen Dingen ſehr real zu ſprechen, ja wenn man das Wort real ſelbſt nur nennt als ein wirkliches Ding, ſo wird ihnen übel, wie den Bonzen und Talapoinen, wenn man ſie mit Kuhſchwänzen peitſcht. Dieſe ſind unſtreitig größere Sünder und Narren, als die erſten; denn ſie machen die Wiſſenſchaft zum Spott und die Philoſophie zum Gelächter, die in einem Zeitalter, das nur durch Geiſt geheilt und gekräftigt werden kann, die Mithalter der Dinge ſeyn ſollten; ſie trennen die Kunſt und das Leben, das Denken und das

Empfinden der Menſchen, und bringen eine Zwietracht oder doch eine Stockung in ihre edelſten Kräfte, daß ſie weder zum Genuſſe Muth, noch zur Entbehrung Begeiſterung behalten. Warum wäre das Zeitalter ſonſt in ganz Europa ſo lahm und matt, da doch jeder Tag, ja jede Minute und Sekunde mit Donnerſtimme nach Männern ruft, die aufſtehen und ihm helfen ſollen?

In der bewegten und handelnden Welt iſt das Reale und Ideale immer beiſammen für den Mann, der mit Kraft in ihrer Mitte ſteht und für ſeinen kleinen Theil mithält und mitbewegt. Was da iſt, was er thut, iſt auch ihm das Richtige, wie es dem tiefſten Denker iſt; es iſt das Nackteale: nur durch das Gefühl, womit es iſt, nur durch den Sinn, womit er es thut, wird es etwas Wirkliches. In dieſem Sinn ſind alle kraftvolle und thätige Menſchen von jeher Idealiſten geweſen, wenn ſie auch das Wort nie hörten noch ausſprachen. Aber faule, nichtsnutze, ſinnlichlüſterne Menſchen, deren

Sinn bloß nach Genuß ſteht, die vor jeder Arbeit und Gefahr erſchrecken, ſind und waren von jeher Realiſten, d. h. ſolche, die in dem gemeinen Miſt der Erde wühlten und von keinen edleren Trieben entzündet waren, als die Miſtkäfer und Todtengräber (ſolche, die wieder Miſtkäfer begraben,) darin zu ſeyn. — Denn nichtig iſt alles und bleibt alles, was der Menſch anfaßt und worin er wirkt, wenn er es nicht mit Geiſt und Kraft ergreift. Thut er aber dies, dann iſt ſeine That eben ſo herrlich, als ſein Werk, ſein einzeln verſchwindender Schritt durch die Welt eben ſo göttlich, als ſein ewig leuchtender Standpunkt auf einem der vielen Parnaſſe des Ruhms. Denn Ideal iſt alles, wo der Menſch ſich in dem Allgemeinen vergiſſet und zu einem innig mitfühlenden Theil der Welt und der Gottheit wird; Real iſt alles, wo der Menſch das Ganze auf ſeine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu ſeinen kleinen Zwecken erniedrigt. Deswegen iſt das Ideale hier alles, das Reale nichts. Wir meinen hier unter dem Idealen kein von dem Leben

und dem Menschenthun abgeschiedenes Gespenst; so mag das Wort als bloßes Wort hie und da durch die Schulen der Philosophen laufen. Das Daseyn, das Gefühl, die That des Menschen sind nichtig und zerarbeiten sich und verschwinden an dem Nichtigen; das sehen wir täglich an so vielen Tausenden derer, die uns ähnlich geschaffen sind. Aber was dabei aus dem Menschen heraustritt und ihn entweder mit schlechter Vergänglichkeit oder ewiger Herrlichkeit stempelt, das ist das Wirkliche und Wirklichmachende, was das Reale, das an sich nichts ist, zu einem höheren Leben erhebt. Ein solcher Heiligenschein liegt auf allem, was ein edler und großer Mensch thut, selbst schon auf allem, wo nur ein guter Mensch sich und seine Selbstsucht über etwas Fremdem vergisset. Freundschaft, Liebe, Güte, Freiheit, Vaterland sind etwas Ideales, sie beruhen auf dem Gefühl und dem Glauben an eine Geisterwelt, die nicht allen sichtbar ist. Gemein ist der Tod des Kriegers, der, in die Schlacht getrieben, mit sieht und vorwärts geht wie die andern, fällt oder siegt wie die andern;

er that nichts und litt nichts, er war selbst nichts. Das Leben selbst ist das größte Nichts ohne das Gefühl eines höheren Daseyns; und wollte Gott die, welche es durch Unwürdigkeiten zu erhalten suchen, am mildesten strafen, so müßte er sie auf Damisch im Rauch verdunsten lassen, weil sie ja von Anfang an nichts als Dunst und Rauch waren. Winkelried starb wie viele andere um ihn; aber warum ist er den Nachkommen ein heiliger Name geworden? Er starb für eine Idee, für den Glauben, daß für viele sterben Lust ist, wenn man allein nicht frei leben darf. Warum nennt man d'Aubüßon, la Valette, Zrini, den letzten Konstantin, auf den Trümmern ihrer Festungen immer größeren Muth als Gefahr kennend, mit Entzücken? Sie gaben uns einen Beweis, daß es tausend Dinge giebt, die besser sind, als das Leben, und dieser Beweis ist uns Menschen so theuer, die nicht in dieser Vergänglichkeit hängen bleiben wollen. Wer nicht sterben kann, wann Pflicht und Ehre ihn rufen, der ist der größte Realist, weil er an die ewige Herrlichkeit des Menschenge-

ſchlechts keinen Glauben hat. Daher, was einzelne Menſchen in früheren Jahren auch von Talenten und Anlagen offenbart haben, wodurch ſie ſich über die Menge aufzuſchwingen ſchienen, doch verſinkt ohne inneren Trieb ihr ſpäteres Leben ſicher in Nichtigkeit, weil nur Begeiſterung, der himmliſche Anhauch unendlicher Lebenskraft und Liebeskraft, die Bewegung erhalten kann.

Wenn man nun in der Geſchichte das Ideale, oder das große Wirkliche ſucht, ſo iſt der Maasſtab gegeben: was vom Geiſt gebohren wird, das iſt Geiſt, und was vom Fleiſch gebohren wird, das iſt Fleiſch und wird vergehen wie Fleiſch. Die hiſtoriſchen Realiſten, wie ſie ſich ſelbſt zum Theil wohlgefällig nennen, um mit ihrem Fleiß und ihrer Gründlichkeit zu prahlen, ſammeln die Leichen und Skelette, die von dem vergangenen Richtigen noch übrig ſind, und ſtellen ſie als hiſtoriſche Mumien, zierlich gereihet, neben einander, und meinen damit die unendlichen Räume auszufüllen, die zwiſchen den

Zeiten und Begebenheiten liegen. Diese Gerippe und Gebeine vergangener Säkeln können höchstens nur als Erinnerung dienen, wie man an einigen Ziegeln die Mauer der babylonischen Semiramis und an Aschenhaufen die Herrlichkeit von Persepolis finden will. Aber wer diese Todtengebeine nicht begeistern kann, der geht nur dumm und verzagt von ihnen heim. Wer aber das Große und Ewige zu glauben und zu empfinden weiß, der sieht das Bleibende in dem Vergänglichen, und findet die großen Verbindungspunkte zwischen den Begebenheiten und Geschichten, wo gemeine Augen sie nimmer gesucht hätten.

Wie man spricht von einer ewigen Jugend in dem Gemüthe und in der Kunst, dem zartesten Abdruck des Menschenwesens, einer Jugend, die durch ihre liebliche innere Kraft selbst aus Sünden immer wieder frischblühend hervorgeht; so giebt es in der Geschichte etwas, was zugleich jung und alt ist, eine gewisse Gleichheit von idealem Leben der Dinge, wo das erste Jahrhun-

dert der Geschichte sich mit ihrem letzten Jahrtausend berühren wird. Jener Geist, der alle Geister der verschiedenen Zeiten, jener Sinn, der alle Sinne der verschiedenen Völker durch die gröſste Allgemeinheit und Idealität zusammen verbindet, der nicht bloſs etwas Angenommenes, sondern das Allerwirklichste ist, möchte der Prophetengeist der Geschichte genannt werden, eine Sehergabe, die nur reinen und gläubigen Herzen verliehen ist. Man nehme zum Beispiel das erste beste Volk, das einem grade einfällt, frage zuerst, was that es? mehr noch, wie that es dieses Etwas? in welchen Zeiten ward es gethan? unter welchen Verbindungen mit andern Völkern? unter welchen Einwirkungen von auſsen her? dann frage man, wie lebte dieses Volk, und wie lebt es noch? worin war es groſs und herrlich? wie ist seine Sitte und seine Kunst? wie sind seine Mährchen und Fabeln? Wenn man dies alles und mehr noch zusammengenommen, so steigen nach einander die einzelnen Bilder gleichsam als Atomen auf, und fügen sich vor dem Gemüthe des Fragers und Anschauers end-

lich zu einem großen Bilde zusammen, das wie ein Prophetenschatten mit einzelnen ausgehenden Lichtstreifen nach allen Zeiten und Völkern hinweiset. Wer in dieser historischen Bilderſprache, in diesem idealen Finden des All in dem Einzelnen und des Einzelnen im All geübt iſt, für den wird das Leben und die Geschichte eine reiche Poeſie, woraus der erhabene Weltgeiſt, der nach seiner ewigen Nothwendigkeit alles vorherſieht und lenkt, endlich als der letzte und geheimſte Träger der Dinge hervorgeht.

Bei diesem idealischen Blick auf die Geſchichte, sei er ein Rückblick auf Vergangenes, ein Vorblick auf Künftiges, oder ein frommes Sinnen über Gegenwärtiges, wird das Gemüth gestärkt und erkrachtet, wie durch den Anblick der ewigen Bilder des Menſchenherzens in der Kunſt. Die kleinen Sorgen und Aengſten gehen in dem Großen und Unvergänglichen unter; die Leben, Thaten, und Leiden der Einzelnen werden durch das Ganze mit aufgewogen; Blüthe und Verwüſtung, Sieg und Niederlage, Tu-

gend und Laster ſtehen nur als kleine Bedeutung in der großen Unendlichkeit der Kräfte. Man verſöhnt ſich mit der Zeit und dem Schickſal, und ſieht, alles iſt nur Eines Lebens, Eines Zuſammenhanges, und Einer Entwickelung.

Will man den langen Faden der Geſchichte verfolgen von ihren Anfängen rückwärts bis auf die Zeit, worin wir leben, um gleichſam die Entſtehung des jetzigen Menſchengeſchlechts aus allen früheren Geſchlechtern zu zeigen; kurz, will man die lange Reihe der Jahrtauſende abwärts wandeln, ohne auf dem Wege zu viel anzuſtoßen und irre zu gehen, ſo betrachte man dieſe Entwickelung und Fortbildung des ganzen Geſchlechts einmal bloß phyſiſch, und behandle die Menſchengeſchichte auf eben die Art, wie der Naturforſcher die verſchiedenen Verwandlungen und Verpuppungen der Inſekten, oder die verſchiedenen Alter der Metalle und Bergarten behandelt. Man denke ſich, um durch Liebe und Haß nicht auf jedem Schritt geſtört zu werden, alle Begebenheiten und Menſchen bloß durch ein

unwillkührliches Gesetz einer geheimen Macht der Natur so bestimmt und geschaffen, daß gar keine Frage entstehen kann, warum sie grade so sind und nicht anders. Man sieht dann bloß die Wirkung und das Verhältniß der Einzelnen zum Ganzen, ohne daß von Tugend und Laster, von Hoheit oder Niedrigkeit, von Verbrechern oder Heroen der Menschheit die Rede seyn kann. Dieser Weg ist vortrefflich, um das Ideale in der Geschichte, oder die große Wahrheit des Geistes zu finden, der durch die verschiedenen Zeiten geht. Da hängt alles, die größte Begebenheit wie der größte Mensch, nur als Glied an einer langen Kette der Nothwendigkeit. Sie wirken, und mußten so wirken, weil sie nicht anders konnten. In dieser Ansicht hat Kolumbus kein Verdienst, daß er vor dem lasterhaften Rath das Ei auf den Kopf stellte, Newton keines, daß er den Apfel vom Baum fallen sah, Marat kann nicht dafür, daß er nach Blut schrei, noch Bonaparte, daß er ein Freiheits- und Kronendieb ist: sie thun ihren Dienst als die Werkzeuge einer höheren Macht. Hier sieht

man die Menschen bloß an als nothwendige Naturgeburten, alle ungeheure Revolutionen, welche die Welt verändert haben, als physische Ausbrüche, als Erdbeben, Vulkane, Wolkenbrüche, die hier etwas zerstören, um dort etwas zu schaffen. Wie der Naturforscher Krokodill und Klapperschlange, Hyäne und Tiger neben den Elefanten und das Pferd, den Hasch und den Stier stellt; wie bei ihm Taube und Falke, Weitzenhalm und Schierlingstängel arglos neben einander stehen; wie er ganz ruhig erklärt, was jedes in seinem Trieb und Gebrauch bedeutet, ohne zu ergrimmen, daß die Hyäne und Klapperschlange tückisch, der Falke und Schierling mörderisch sind: so stehen in dieser Geschichte Trajan und Bonaparte, Mahomet der Zweite und Friederich der Zweite, Gustav Adolf und Julius Cäsar friedlich neben einander, als bloße Figuren des großen Puppenspiels der Dinge, wo sie, was ihr stolzes Affecten und ihre kühne Beweglichkeit dem Zuschauer auch anders einbilden mag, doch irgendwo an einer Stange oder einem Faden mit den

Füßen feſt ſind. In dieſer Phyſik der Geſchichte ſieht man die verſchiedenen Geſtalten in dem klareſten Spiegel, inſofern ſie Theile eines groſſen Ganzen ſind; kein Trieb, keine Leidenſchaft, kein Urtheil darf hier verführen und das Aug von dem Allgemeinen auf das Einzelne ziehen. Man ſieht hier ohne Haß gleichſam die abgeſchiedenen Bilder der Dinge; die Banditendolche, die Schlangenzähne, die Bubenthaten verwunden und verletzen nicht mehr: das höchſte Tribunal der Zeit hat alles ausgeglichen. Man kann auch bei ſolchen Geſtalten ſinnend und ſelbſt wehmüthig, daß ſie ſo waren, verweilen, wobei den Mitlebenden vor Grauſen und Abſcheu ſich die Haare ſträubten und das Blut in den Adern ſtillſtand. Wie die ſtillen und trüben Thäler der Todten beim Homerus die Schattenbilder der Lebendigen ohne Kraft, ohne Liebe und Haß, und faſt ohne Sehnſucht zeigen, ſo führt uns in dieſer Anſicht die Geſchichte das ätherische Schattenſpiel ihrer indifferenten Bilder vorüber.

Ohne den Glauben und die Anſchauung die-

ſer Nothwendigkeit iſt es unmöglich, die Entwickelung und Ausbildung des Menſchengeſchlechts durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen und nicht ein Zweifler an dem Heiligſten und ein Haſſer ſeines eignen Geſchlechts zu werden; ohne ſie iſt es unmöglich, die Hieroglyphen des Schickſals zu enträthſeln, und große Karaktere, die für ganze Zeiten und Völker daſtehen, richtig zu würdigen. Denn wie ſollte man gerecht ſeyn können und nicht entweder zu viel oder zu wenig geben, wenn man nicht ſehen will, wo auch der Größte in ein allgemeines Schickſal mit eingeflochten, in einer allgemeinen Ordnung der Dinge mit eingereihet ſteht? Was Luther vollbrachte, konnte Huß nicht vollbringen, wenn er auch derſelbe Mann geweſen wäre; Marius konnte nicht Auguſt, Dumouriez und Carnot konnten nicht Bonaparte werden, auch wenn ſie es gewollt hätten: denn die Zeit und das Glück, und der Keim, der grade in der Stunde liegt, worein das Leben und die Kraft des Einzelnen zufällig geworfen werden, entſcheiden und entwickeln jedes, wie es eben wird.

Aber der handelnde und leidende Menſch fühlt in der Geſchichte etwas Anderes, das ihn verletzt oder erfreuet. Außer jener allgemeinen Kraft; wo die Menſchen nur als Bilder eines fremden Spiels bewegt zu werden ſcheinen, wo ſie zu thun und zu leiden ſcheinen, wofür ſie nicht können, gewahrt er in ſich und andern eine Selbſtmacht, welche jener allgemeinen Kraft, wie gewaltig ſie auch ſei, bis in den Tod Trotz bieten und durch eigne Freiheit eher aus dem Leben gehen kann, denn zu dulden und zu thun, was fremdem Zwange ähnlich ſieht. Dieſe Selbſtmacht des Menſchen nennt er ſein ſittliches Vermögen, den ſtolzen Willen, der nur ihm ſelbſt gehorcht, weil er will. Dieſes Willens ſich bewußt, darf er von Ehre und Schande, von Tugend und Laſter, von Güte und Bosheit ſprechen, und jeden Menſchen nach dem Maaße von Selbſtherrſchaft richten, das er in ſeiner Bruſt trägt. Dann ſpricht er: das Zeitalter öffnete dem kühnen und freien Luther den Weg, aber es lag doch in dem Luther, daß er ſein Leben edler Arbeit und großer Gefahr lieber hin-

geben, als ein fauler, dummer, und liederlicher Kuttenträger seyn wollte. Er darf sagen: König Philipp hatte dem Ehrgeiz seines Sohnes Alexander die Bahn bereitet, er hatte ihn durch die ersten Männer und die edelsten Uebungen zu einem herrlichen Mann bilden lassen; aber daß Alexander griechische Sitte und Sprache bis an den Indus und Nil trug, lag doch allein in ihm und seinem hohen Willen; er hätte auch mit so vielen andern Königen ein weichliches und dunkles Leben mit Günstlingen und Günstlinginnen durchschwelgen können, und das Schicksal hätte dieselbe Laufbahn für ihn geöffnet, die Natur denselben Alexander gemacht gehabt. Er darf sagen: Bonaparte war von der Natur zu einer großen Rolle bestimmt; jener stumme Ernst mit rastloser Unruhe, jene schnelle Kühnheit mit schlauer Klugheit, jene Verachtung alles Fremden mit eignem Vordringen vereinigt, konnten nicht in den engen Schranken eines gewöhnlichen Lebens stehen bleiben; die Zeit selbst hatte das Eis vor ihm gebrochen, was Wunder, daß er auf dem offenen Meere mit kühnen Segeln hin-

fährt, und alles zerstört und umsegelt, was ihm den Pfad sperren will? Wahr, sehr wahr; aber doch könnte dieser Mann eben so gut mäßig als unmäßig, gerecht als ungerecht, treu als hinterlistig, gütig als grausam seyn; er könnte ein großer Mensch und auch ein edler Mensch seyn: das muthen wir ihm zu kraft seines selbstmächtigen Willens, und deswegen verdammen wir ihn, wenn er es nicht ist.

Es giebt allerdings einen Fatalismus, und er läßt sich aus der Geschichte nicht wegleugnen; aber gottlob in jedem Zeitalter und unter jedem Volke hat es Menschen gegeben, die uns dabei den Trost lassen, es lebt in uns eine edlere und herrlichere Kraft, als alles, was Vorherbestimmung der Dinge und Zwang des Schicksals scheinen mag. Eine große Zeit und große Menschen berufen sich bei dem, was sie thun, am liebsten auf das allmächtige Fatum in ihrer Brust; eine kleine Zeit und feige Menschen mögten die Lehre allgemein machen, daß in einzelnen Menschen etwas so Unwiderstehliches und Schick-

salgleiches walte, daß es eine Thorheit, ja wohl ein Verbrechen seyn würde, diesem Unwiderstehlichen sich widersetzen und diesem Schicksalgleichen trotzen zu wollen. Sie rufen lauthälsig: sträube dich nicht, sondern unterwirf dich! denn du störest die heilige Weltordnung, wenn du hier nicht gehorchest. Ich bin auf diesen großen Punkt nicht umsonst gekommen. Die Dummheit, Feigheit, und Erbärmlichkeit der Zeitgenossen spricht diese abscheuliche Lehre schaamlos aus, womit ich alle Menschenwürde und Männerehre auf immer tödte; man liest sie in Büchern, man hört sie auf den Gassen, auf Kanzeln, in Palästen. Wie viele Dummköpfe, wie viele politische alte Weiber, die kein Blut sehen können — wir lieben es auch nicht — wie viele verkappte Bösewichter, die nur Neues sehen wollen, weil das Alte sie noch zügelt, heißen uns den Götzen Franzosen und den Götzen Bonaparte anbeten! „Wozu hilft der vergebliche „Widerstand, als zur Verlängerung des Elends, „und zur Vergießung von mehr Menschenblut, „das nun schon fünfzehen Jahre geflossen ist?

„Es iſt der Finger Gottes, die Vorſehung will „es: die Tapferſten müſſen die Herren werden, „und der gewaltigſte Mann muß allen gebieten. „Ihr ſehet ja, wie es gegangen iſt, wie die „Dinge und ihre Lenkung jetzt geſtellt ſind. Un„terwerfung! Unterwerfung! denn ſo iſt der „Wille der Vorſehung.“

Elendes, feiges, und verworfenes Gezücht, das ſeine Schlechtigkeit und Faulheit, ſeine Feigheit und Dummheit ſelbſt mit den höchſten Namen entſchuldigen mögte, ich will dir ſagen, was der Wille der Vorſehung iſt. Wie ſie dem Zahn der Schlange das Gift und dem Tiger die Klaue, wie ſie dem Deſpoten den Stolz, und dem Tyrannen die unruhige und blutige Seele gab, ſo gab ſie auch in jedes Menſchen Bruſt eine Kraft und ein Gefühl, daß er das Rechte thun ſoll, ohne ihre verborgenen Wege meiſtern und erklären zu wollen. Für den Schlangenzahn und die Tigerklauen giebt es Eiſen; für Deſpoten und Tyrannen Dolche und Stricke; denn ſolches Ungeziefer ſollte billig nur den ge-

meinen Tod des Stranges ſterben; für alles Böſe endlich und alles Gewaltige, das in Stolz und Uebermuth ſich zu Gottgleichheit aufrichten mögte, giebt es Kraft und Muth, giebt es mitgebohrnes Gefühl von Pflicht und Recht, die mir ſagen: ſtreite und ringe auch du, und ſollteſt du darüber verderben. Laß eine ungeheure Begebenheit, einen gewaltigen Mann mit der koloſſaliſchen Furchtbarkeit aufſtehen, daß es ſo ausſieht, ſie werden alles überwältigen und zertrümmern, laß die Vorſehung ſie ſelbſt dazu auserſehen haben: was geht es mich an? ich weiß es nicht, ich ſehe nur den Schein. Aber Eines geht mich an, Eines weiß ich, daß ich das Meine thun und eher untergehen ſoll, als mich einer fremden Kraft blind ergeben. Die Vorſehung geht mit dem All der Dinge und mit dem Menſchengeſchlecht ihren ewig dunkeln Weg, den ich nimmer verſtehen werde; aber auch in meine Hand iſt eine Vorſehung gegeben: wenn ich für das Allgemeine empfinde, handle, ſtrebe, ſo fühle ich auch in mir, wie klein oder groß ich ſei, eine Kraft, welche das Weltſchickſal ändern

kann. Deswegen muß jeder Mensch die hohe Majestät des eigenen Willens, das tiefe Gesetz des eigenen Glaubens vertheidigen, er muß sich auflehnen gegen das Unrecht, er muß der Gewalt Gewalt entgegen werfen, in den Tod muß er gehen für sein Recht der Mitregierung der Welt, und der Macht, die alles geheim regiert, die letzte Entscheidung überlassen. Wie? ich sollte vor dem Götzen Bonaparte knien und rufen: hier ist Gottes Finger! siehe, hier ist der Unbesiegliche, welcher der Herr seyn soll? Dies sollte ich thun, wenn er Gesetz und Ehre meines Volkes schändet, wenn er alles Heilige und Ewige der Menschheit banditisch entweiht, wenn er alle Freiheit auf Erden vertilgen, alles Gedankenlicht im Himmel auslöschen will? Und wäre er ein Gott und ein Engel, er darf mich nicht mit Gewalt ziehen; ich stehe auf dem Recht meiner Brust, dem höchsten, unverlierbaren Menschenrecht, meinen eignen Willen zu gebrauchen. So, in solcher Gesinnung, mit solcher Ansicht der Dinge ist jeder Sterbliche eine kleine Vorsehung auf Erden. Das Glück entscheidet

über den Ausgang, aber was der tapfere und freie Mensch so will und so vollbringt, das regiert und erhält die Welt. So trägt ein jeglicher das Ewige in seinem Kopf und in seinem Herzen; so geht jeder Gute und Hochgesinnte als eine kleine Vorsehung mit hin durch die ewige Geschichte. Nur das Dumme und Schwache wird zum Schutt, und hilft als todte Masse die Lücken füllen, welche Ruinen und Vulkane machten. Der Sinn mit seiner unvergänglichen Tugend, der Geist mit seinem unsterblichen Leben geht durch alle Geschlechter und Zeiten fort.

Weil wir von der Scherkunst der Geschichte und der Erklärung ihrer merkwürdigen Erscheinungen reden und dabei die Dummen und Feigen nicht vergessen dürfen, die uns gern den Verstand und das Leben umkehren mögten, wenn man ihnen nur die faulen Polster nicht aufschüttelt, so wollen wir einmal die französische Revolution, die auch die europäische heißen kann, mit historischem Prophetengeist betrachten, und

nach ihrer Bedeutung fragen; wir werden dabei zugleich die Bedeutung des Mannes sehen, der zur Zerstörung der Welt die Donnerkeile dieser Revolution mit gewaltigen Fäusten schwingt. Diese Revolution — das sehen wir klar — hat nicht bedeutet, was ihre ersten Beweger und Ausrufer so laut verkündigten: politische Wiedergeburt, Freiheit, Gleichheit, und Brüderschaft über die ganze Erde. Für sie sah man Narrheit, Verwirrung, Mord, und Blut, und zuletzt ergriff ein kühner Reiter die schlaffen Zügel der Regierung und spornt das gezähmte Roß nun in athemlosem Lauf als der wildeste Despot. Diese Revolution bedeutet nicht ewigen Frieden, Verbrüderung von ganz Europa, Einheit des Staats und der Religion, wie dieser blutige Despot uns einbilden will und zum Theil ihm selbst einbildet: es ist eine rasende Tollheit seines Ehrgeitzes und eine eben so rasende Verblendung seiner verbrecherischen Satelliten, oder kurzsichtiger Tröpfe, die damit ausstehen. Nein, ihre ganze Bedeutung ist zunächst geistig, im dritten Grade nur erst politisch. Diese Re-

volution soll die Verfassungen, die Sitten, und Wissenschaften auf einfachere Gesetze, das Menschengeschlecht zu einem freieren und kühneren Leben zurückführen; und das wird sie endlich thun, aber ohne Universalmonarchien und Universalreligionen, deren Abscheulichkeit und Unsinn jeder freie Mann verflucht.

Bei allen großen Begebenheiten und Erscheinungen der Welt sieht man das Zufällige zuerst und nimmt es lange für das Bedeutende. So ist es auch der französischen Revolution gegangen. Es giebt noch jetzt Leute, die sagen: wären die französischen Finanzen besser verwaltet worden, hätte Ludwig der Sechszehnte mehr Muth und Thätigkeit, der alte französische Adel mehr Tugend und Entschlossenheit gehabt, so stände Europa noch in seinem alten ruhigen Gleichgewicht, wie Friederich der Große es 1786 hinterließ. Das ist alles möglich, aber der entzündbare Keim zu einer großen Umbildung Europens mußte irgendwo Feuer fangen, und dies Feuer mußte irgendwo aufgehen, sei es auch an

einer ganz anderen Stelle und unter einer ganz anderen Gestalt, als es nun erschienen ist. Doch war allerdings die meiste Wahrscheinlichkeit, daß es in Frankreich am stärksten und ersten zünden mußte. Ich will nur noch einmal daran erinnern, was öfter gesagt ist, daß die politischen Umwälzungen, die Umstürzungen von Thronen, die Unterjochungen von Nationen, die Stiftungen neuer Dynastien bei diesem großen Bildungsprocesse das Kleinste sind. Aber weil sie den Leib der Welt und das leibliche Daseyn der Menschen so fühlbar treffen, so sind sie das Sichtbarste und Größte für die Menge, während die unsichtbare Verwandlung feiner und geheimer in dem raschen Umschwunge der erkanischen Zeit den meisten Blicken verschwindet.

Diese Revolution, wie alle größte Weltrevolutionen, hatte durchaus keinen politischen, sondern einen geistigen Stoß, und dieser geistige Stoß wird forttreiben und zerstören, bis die Welt seiner Bedeutung inne wird und in dem Sinn der neuen Bildung auf den Trümmern

und Gräueln der Verwüstung sich wieder zu sammeln beginnt. Die französische Revolution wird die dritte große Epoche des Christenthums machen. Ich erkläre damit Marat, Danton, Robespierre, und Bonaparte für keine Jünger Christi. Auch die Teufel müssen Gottes Dienst thun, in Blindheit, nicht wissend, was sie thun, noch wohin ihr Werk treibt.

Die Bedeutung des Christenthums war von seinem Anfange hohe Geistigkeit. Die Welt und der Mensch hatten ihre Unschuld verloren, sie mußten in einer höheren, mächtigeren Kraft Rettung und Reinigung gegen das Uebel suchen. Christus kam, er zeigte ihnen den Himmel und die Geister des Himmels, zeigte ihnen das Licht, das Symbol des feinsten und zartesten Lebens, zeigte ihnen das Feuer, das Symbol und Element der schnellesten Reinigung und Zerstörung. Aber die Heiligkeit der Gesinnung, die Hoheit des Gedankens, die in seiner Lehre lag, konnte wohl von dem frommen Gemüthe geahndet, nicht aber von dem unmündigen Verstande be-

griffen werden. Welche Arbeit und Uebung von Jahrtausenden, ehe der Mensch die Kräfte seines Gemüthes so geschieden, ehe er seine leibliche Schwere so vergeistigt hatte, daß er ohne Erde — denn die sündlich gewordene Erde mußte er nun zurücklassen — das Land der Geister und den Himmel erfliegen konnte! ehe er lernen konnte, das Getrennte wieder zu verbinden und das Entfernte wieder zu vereinigen in einem großen Bunde des vergeistigten und sublimirten Gemüthes!

Zart und geistig wie die Lehre Christi war, an nichts Irdischem hängend und auf nichts Irdisches hinweisend, war sie den Zeitgenossen und den Nachkommen unbegreiflich, selbst den wenigsten seiner Jünger in ihrer ganzen Erhabenheit begreiflich, worüber der große Seher oft so bitter klagte. Deswegen so viele Schwärmer und Mystiker, man mag wohl sagen, so viele Rasende und Wahnwitzige, in den ersten Jahrhunderten. Jeder tiefe und hohe Geist muß den, der seines Begriffes noch unfähig ist und

doch den inneren Beruf fühlt, ihm nachzustreben, verrückt machen. Indessen die Noth half sich auch hier. Die Welt war noch zu irdisch schwer, um durch eine solche Religion der Geister emporgetragen zu werden. Die Priester wickelten sie in einen dicken Leib der Hierarchie ein, machten sich selbst, was nicht seyn sollte, zu einer innerlichen Gesellschaft, welche Geheimnisse für sich behielt, und gaben dem Volke durch eine Unendlichkeit von Ceremonien, durch Vermittelungen des Geistigen mit dem Leiblichen, und durch andere halbe und ganze Aeußerlichkeiten das Wenige von der geistigen Götterspeise, dessen es für jetzt fähig war. Dies war weder gut noch schlecht, dies war nothwendig, und das Geistige konnte noch nicht durch eine feinere und edlere Vermittelung an die Menge ausgetheilt werden. Aber was Noth erfunden, was Noth verleiblicht und vermenschlicht hatte, das gebrauchten Schlauheit, Büberei, und Eigennutz nachher, um Schlechtes und Gemeines daran zu knüpfen, damit Priester herrschen und der Gaben der Erde genießen konnten, indem

ſie den Laien den Himmel aus der Ferne wieſen. Aber es war vergebens, den Geiſt feſſeln zu wollen; auch glückte es dem Prieſterthum nicht.

Das Chriſtenthum hatte eine ganz neue Weltepoche begonnen, die mit der alten kaum in ferner Berührung ſtand. Es entſprang, als die Zwietracht zwiſchen Himmel und Erde begann, als das entartete und ermattete Geſchlecht nicht mehr unſchuldig genießen durfte, als die Erde ihre Unſchuld verlor und der Genuß zur Sünde ward. Da ſchaueten die Verdorbenen um Heil und Troſt nach oben, und ihnen ward Arbeit auf Erden und Streben zum Himmel als Rettung gewieſen: Nicht in der That konnte jetzt mehr Beruhigung ſeyn, ſondern nur in der Geſinnung. Der Geiſt ſchwamm leuchtend über dem Leben als Feuer und Licht. Das Chriſtenthum konnte ihn aber immer nur andeutend ausſprechen vor Menſchen, die in ſolche lichte Höhe zu ſchauen noch keine Augen hatten. Doch wie es auch wieder leiblich und irdiſch verhüllt und eingewickelt ward, die geiſtige Weltbildung, wo-

durch es selbst nur so schnell herrschend geworden war, ging ihren ewigen Gang fort und wirkte geheim durch die Jahrhunderte. Selbst die rastlose Thätigkeit und das feine, politische Streben und Umschauen der Hierarchie nach allen Enden der Welt, die sie nur umfassen konnte, brachte etwas Aehnliches in alle Arbeiten und Bestrebungen der Europäer; des tieferen Sinnes zu geschweigen, der im innersten Grunde der Dinge webet und wirket und Priester und Thronen und alle Einrichtungen und Erfindungen der Menschen, wie fest sie gegründet scheinen, nur so mitwegträgt und zu seiner Zeit als Spreu in die Luft bläset.

Von dem zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert, oder bis zur Reformation, fing das Leben der christlichen Staaten an hie und da wieder in Glanz zu stehen. Reichthümer flossen mit dem Handel ein, daraus entsprang Thätigkeit, Bürgerstolz, und Freiheit; die Kreuzzüge erschuffen religiöse Schwärmerei und Ritterlichkeit, die erste lebendigere und schönere Blüthe

geiſtiger Liebe und Aufopferung. Während Mönche Buße thaten und Frömmlinge ſich kaſteiten und geißelten, ſangen ſchon einzelne Stimmen von Wein und Liebe und Luſt und Freude des Lebens. Endlich bekam das raſche und freier wandelnde Geſchlecht Künſte und Wiſſenſchaften und mannigfaltige Schönheit und Schimmer des Lebens. Alles ging vorwärts; die Hierarchie wollte nicht mit. Die Prieſter wollten ihre Unhuld und Barbarei behaupten, und legten auf alle freiere Spiele des Gedankens und der Unterſuchung einen ſchweren Bann! ſie wurden verächtlich und lächerlich. Bei der weltlichen Gewandheit in allerlei Kunſt und Spiel des Gemüthes und Witzes; bei der weltlichen Freiheit in allerlei Ueppigkeit und Schimmer des Lebens, die ſich durch bloße plumpe Strafen nicht mehr wollte zügeln laſſen; bei der Sehnſucht edlerer und kühnerer Gemüther nach einer mehr ätheriſchen Seelenſpeiſe der Religion, als verdüſterte Mönchstöpfe geben konnten, war das Zeitalter zu einer großen Revolution reif; der Auguſtinermönch Luther ſchlug

seine Thesen an, und ein Weltbrand ging in Wittenberg auf.

Dies war die zweite Revolution des Christenthums. Luther war ein außerordentlicher Mensch, der seine Zeit nicht nur mit Riesenschultern trug und erschütterte, sondern auf Jahrtausende über sie hinaus sah. Die Wirkung seiner Revolution liegt in drei Jahrhunderten ausgebreitet vor uns; aber sein Sinn von wie Wenigen ist er begriffen worden! Er faßte den Geist des Christenthums gleichsam bei seiner leuchtenden Flammenspitze, indem er ausrief: **alles im Sinn und nichts in der That.** Er führte dies mit der größten Beständigkeit der Grundsätze durch. Von seinen Nachfolgern ist diese Beständigkeit häufig Eigensinn gescholten worden, weil die Dummen ihn nicht verstanden und die Schwächlinge ihm nicht nach konnten. Er verrief den sophistischen Verstand und die pfaffische Klügelei, womit man die erhabensten Lehren des Christenthums zum gemeinen Dienst der Erde und der Sünde erniedrigt hatte. Er

éffnete zuerst das weite Land der Vernunft, wo allein der Geist sich frei bewegen kann, ohne vom Irdischen erreicht und angezogen zu werden; wo allein der Geist entscheidet und richtet, und alles Andere untersinkt. Das Recht, wornach da entschieden wird, reicht an keine irdischen Begriffe; nur von dem frommen, licht- und gottbegeisterten Gemüthe wird es im Glauben geahndet. Keine andere Seligkeit im Christenthum, als Streben nach himmlischer Reinheit; kein anderes Verdienst, als eine ewige Begeisterung der Liebe und Güte.

Welche Lehre! Es war die geistige Herrlichkeit des Christenthums, die künftig werden soll bei dem reiferen Menschengeschlechte! aber strenge sprach der Mann sie aus. Sein Leben war ein ewiger Kampf; seine Arbeit Aufräumung von Misbräuchen; seine Freude hatte er wenig, das unter seinen Augen werden zu sehen, was er mit solcher Kraft und Innigkeit empfand und wollte. Er ging hin in die Regionen des Lichts, ein großer Geist, der in seinem Zeitalter einsam

gestanden hatte. Man möchte sagen, jeder Mann, der eine neue Zeit machen sollte, muß seiner Zeit Jahrhunderte voraus gewesen seyn.

Luther hatte der Welt einen neuen Schwung gegeben, eine neue große Bildungsepoche sollte mit ihm beginnen. Aber was er gemeint hatte, geschah noch nicht. Die Welt war für seine tiefe Vernunft und seinen hohen Glauben noch lange nicht reif. Sie sollte erst durch den Verstand bearbeitet werden, und dieser Verstand sollte durch seine Arbeit und die Kühnheit, womit er an dem Heiligsten und Höchsten sich vergriff, seine Richtigkeit in solchen Versuchen beweisen. Dies hat er in drei Jahrhunderten gethan. Nachdem die Reformation das Gröbste verfeinert und das Schlechteste wegeräumt hatte, stand sie still, und der Meister der Einrichtungen und Anordnungen unten auf der Erde, der Verstand, übernahm nun die weitere Arbeit. Das heißt so viel, das Zeitalter war noch für nichts Höheres reif, und Luthers große Ansichten, seine frische Begeisterung, womit er den Sinn des ächten Christen-

thums umfaßte, wurden in Klügeleien und Sophistereien begraben; sie stehen noch als Trümmer, als herrliche Trümmer, in den protestantischen Lehrgebäuden angedeutet; aber wo ist ihr volles Leben, ihre gewaltige Herrlichkeit bis jetzt erschienen? Nirgends; denn es war nicht möglich.

Es erscheint in der ganzen Geschichte, daß die Seelenvermögen des Menschen, oder das Ganze, wodurch der Mensch Mensch ist, durch seine großen Schicksale und Revolutionen erst völlig durchgearbeitet und entwickelt seyn müssen, ehe an einen festen und glücklichen Zustand des ganzen Geschlechts gedacht werden kann. In der früheren Welt, die unstreitig die längste Epoche machen mußte, war Kindheit und Jugend: ein Keimen und Knospen, wo noch nichts gebildet und entwickelt war; es war ein glücklicher Zustand, die Welt trug sich durch Gesundheit und Unschuld. In der zweiten Epoche erscheint die Knospe, sie bricht etwas aus, Sonne und Luft reitzen und locken, lüsterne Hände und Augen beginnen ihr Spiel, die Gefahr nahet mit

dem Verderben, und es muß etwas gesucht werden zum Schutz. Hier beginnt die erste Dämmerung des Verstandes, wo der Gedanke an irdischen Dingen seine Uebung anfängt, um das Leben zu sichern und einzurichten. Die höheren Kräfte, die alle in der Tiefe der unergründlichen Vernunft eingehüllt liegen, steigen nur hie und da hervor und retten durch Ahndung, Weissagung, und Glauben das Leben vor dem Verdorren und Verkümmern, wovor kein Verstand es behüten kann. Dieser Verstand war unstreitig der Meister der Dinge durch das Mittelalter schon; aber immer noch war der Glaube an Unmittelbarkeit der Verbindung zwischen Himmel und Erde, ja der Kinderglaube der Menschen an die Erde selbst war zu groß, als daß er schon frei hätte arbeiten und wirken dürfen. Die Priester zügelten ihn und ließen ihn nicht laut noch üppig werden; vielleicht thaten sie damit der Menschheit einen großen Dienst. Luther kam, und meinte schon das Reich der Vernunft zu beginnen und des hochgeistigen Glaubens, der nur durch Vernunft möglich ist. Aber er irrte sich;

er hatte nur für den mehr irdischen Verstand arbeiten und ihn erlösen sollen.

Drei Jahrhunderte hat der Verstand nun die Welt bearbeitet, und sehr natürlich ist es, daß der Ausforung dieser Bearbeitung hat an die Franzosen kommen müssen. Sie sind von allen Europäern das verständigste Volk. So weit die Kraft, gegebene Dinge zu ordnen, zu messen, und zu wägen, geht; so weit es gilt, Instrumente und Maaße der Dinge selbst zu erfinden, so weit ist der Verstand ein sicherer Führer, und deswegen für das untere Bedürfniß des Lebens, hier zunächst auf dem Boden der Erde, der sicherste Führer, den man haben kann. Deswegen sind die Franzosen in allem, wo es auf das Gewöhnliche und Kleine des irdischen ankommt, vortrefflich. Deswegen waren sie im Mittelalter scharfsinnige Logiker und Dialektiker, und sind noch ausgezeichnet in allen den Wissenschaften, wo Scharfsinn ausreicht. Im achtzehnten Jahrhundert, wo der Verstand den höchsten Gipfel der Herrschaft erreicht hatte, waren sie deswegen

die Ersten; sie sind es noch. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird das Reich des Verstandes fallen und ihre Herrlichkeit nicht gar lange nachfolgen. — Sie haben sich und uns alle mit diesem Verstande wunderbarlich getäuscht; sie haben ihm durch ihre Leichtigkeit und Zierlichkeit eine Idealität gegeben, die sonst dem ordentlichen und Schritt vor Schritt gehenden Gesellen nicht eigen ist. Die Art Verstand, die bei ihnen esprit heißt, womit sie beides spielen und tändeln, und auch die ernstesten und tiefliegenden Dinge untersuchen, hat mächtig durch ganz Europa gewirkt und wirkt noch so. Man glaubte, mit dem Verstande endlich alles erreichen und ergründen zu können; man glaubte, seine nüchterne Klarheit könne selbst die unendliche Wahrheit fassen, mit seinem wägenden Richtscheid könne er Himmelshöhen und Herzenstiefen durchwandern, ohne zu irren. Verstand und Aufklärung waren die großen Worte des achtzehnten Jahrhunderts; sie waren allenthalben das Erste und Höchste: bei den Franzosen waren sie es am glänzendsten. Die Teutschen, die Engländer, und die andern

Völker des europäischen Centrums arbeiteten etwas schwerfälliger und ernsthafter, aber im Ganzen doch auch im logischen Sinn. Alles wollte man wissen, nichts glauben, alles erklären und begreifen, nichts prophetisch weissagen und prophetisch empfinden im höheren Sinn. Man weiß, was Voltaire und alle französische Philosophen in Philosophie und Theologie nicht bloß gepfuscht, sondern wie sie in den höchsten und heiligsten Dingen gesündigt haben. Weil diese zu groß sind, in das enge und logische Maaß des Verstandes sich einschnüren zu lassen, so wurden sie von diesen Halbköpfen als Gespenster einer kindischen und barbarischen Vorzeit weggespöttelt. Es gab keinen Gott, kein unsterbliches Leben, keine unendliche Begeisterung, kein unendliches, alle Himmel erfliegendes, Gefühl von Menschenhoheit. Nur was man wußte, war da, alles Uebrige war Traum und Hirngespinst. So sollte der Witz für das Wissen, die kalte und arme Moral für den reichen himmlischen Glauben dienen. Wie, da einmal so viel Verderben und Sünde in der Welt war, sollte

nicht alles in Elend und Herzlosigkeit vergehen? Das ist auch redlich geschehen; denn in allen Ländern hat der Verstand seine Arbeit gemacht: die teutschen Theologen haben durch ihn gewirkt, wie die französischen Encyklopädisten. So weit logisches Wissen gehen konnte, ging der Verstand mit den Menschen, und erklärte auf dem fürchterlichen Abgrund, worauf er sie stellte, alles für Wahn und Lüge, was man nicht klar beweisen und begreifen könne. So standen die Armen da in der Wüste, reich an Aufklärung, an Klarheit, und Wissen, arm an Begeisterung, an Glauben und Vertrauen: unglückliche Atheisten, die durch keinen heiligen Wahn aus dem Schlamm der Erde nach oben gezogen wurden, denen alle die Heiligthümer ein Gelächter waren, wodurch das Leben der Väter herrlich und kühn emberging. Aber sie waren stolz wie Satan vor seinem Fall; sie wollten keinen Gott und keinen Glauben mehr haben; sie wollten ein kluges und moralisches Verstandesleben (so nannten sie es wohlgefällig) sich eigenmächtig setzen. Es ging ihnen auch wie Satan und seinen Mit-

genossen; sie wurden zur Hölle verstoßen; die französische Revolution brach aus.

In dieser Revolution haben die Franzosen auf ihre Kosten und die Kosten der Welt gezeigt, wohin es führt, wenn man meint mit dem Verstande alles zu können, und wenn man keine Vernunft erkennen will. Denn wenn der heilige Wahn zerstört wird, der als eine unsichtbare Verbindung zwischen der Erde und dem Himmel steht, wenn keine Begeisterung geehrt wird, die alles von den Himmlischen empfangen und alles innigste Gefühl, alle mächtigste Kraft auf sie zurückführen will, was soll die Freoler halten? was die Elenden trösten? Wir haben die Proben gesehen in euren herrlichen Konstitutionen, in euren theophilanthropischen und vernünftigen Religionen, in euren Guillotinenwanderungen, und allen den Gräuelscenen drinnen und draußen; wir sehen sie noch alle Tage an dem, was jetzt geschieht! Jene Erstarrung und Lähmung der Welt, worin wir verderben; jene Reitzlosigkeit und Gleichgültigkeit, die immer auf ein hoh-

les Nichts hinstarrt; jene kalte Egoisterei, welche die Welt untergehen lassen möchte, wenn sie nur bestehe; jener trostlose Spott und spöttische Ernst über das Ungeheuerste und Gräulichste, was jetzt am Tage ist: was bedeuten sie anders als einen Stillstand vor dem Sturm, als eine Stokkung der Kräfte, die bald in einem rasenden Fieber den Uebergang zur Bewegung suchen wird?

Was ich oben gesagt habe, sage ich noch einmal, das Politische ist das Kleine gegen das Große der inneren Weltbildung, die sich bereiten wird; es ist nur der erste Wind, der den Staub ein wenig aufwehen muß, damit die dicke Luft sich erhelle; es ist nur ein äußerer Reiz, damit der des inneren Lebens lebendig werde. Denn so dient die Revolution, welche die Welt umkehrt und verwüstet. Wir alle wissen und fühlen es an uns selbst, in welcher Freudenlosigkeit, Mattigkeit, und Halbheit unser Geschlecht die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, gleich weit von der Einfalt und Stärke des rohen und von der Kunst und Kraft des gebildeten Menschen. Troz

alles ihres Verſtandes, ihrer Aufklärung, ihrer Verfeinerung, ihrer moraliſchen Selbſtſtändigkeit, und ihrer ſelbſtſtändigen Moral — welche ſchlechte, egoiſtiſche, freudenloſe, und kraftloſe Geſellen waren dieſe Menſchen! Welche Mögligkeit, Leben in das Todte, Friſche in das Dürre, Geiſt in das Matte zu bringen, als durch eine ungeheure Erſchütterung? Dieſe haben wir gehabt und werden wir lange haben, bis alles Alte zertrümmert und vergangen iſt, damit das Neue werden könne.

Dies ſage ich nicht als ein Revolutioniſt, noch als ein Bandit — niemand haßt ſolches Gezücht mehr als ich — ſondern als Menſch, der die Nothwendigkeit davon fühlt und einſieht. Der Todesſchlaf, worin wir Europäer lagen, konnte nur durch Donnerwetter und Orkane aufgeweckt werden; — er iſt es lange noch nicht genug — die feige Zierlichkeit und eitle Menſchlichkeit, die weinerliche Empfindſamkeit und künſtelnde Aefferei in allerlei Ding und Kunſt, womit

wir alle Freude und alle Kraft von der Erde wegtändelten und wegspielten, mußten mit der Schärfe des Schwerdts angegriffen, mit dem blutigen Geheul des Krieges aufgeschreckt werden, um zu erfahren, wie nichtig und elendig sie seien; die Prahlerei mit Bildung und Aufklärung, die mittelmäßige Sicherheit des Reichthums, der Uebermuth nichtsthuender Faulheit mußten verschwinden vor der Gewalt größerer Kräfte; endlich die ganze Künstlichkeit der Verfassungen, der Sitten, des Lebens mußte an dem blutig lichten Schein der Revolutionen mit ihrer vollen Nichtigkeit beleuchtet werden. Denn was wird dies Zeitalter nothwendig wirken müssen?

Erst wird Elend, Armuth, Jammer über den größten Theil der gebildeten Welt gehen, Millionen werden vom Schwerdt, von Hunger und Seuchen, Hunderttausende von Sorgen und Schrecken vertilgt werden. Aber auch in Mitten des Kampfes und des Dranges der Dinge werden alle lebendigsten und kühnsten Kräfte des Menschen zur Arbeit aufgerufen; in Mitten des

Kampfes wird ein kühneres, vielleicht ein wilderes Geſchlecht erwachſen, das an andere Geiſter appelliren und andere Götter anbeten wird, als die Väter thaten. Dieſes Geſchlecht wird die Naturkraft hervorſuchen für die Maſchine, den natürlichen Gott, den alten Gott der Welt, anbeten für den metaphyſiſchen, der heiligen und allmächtigen Begeiſterung vertrauen für die unheilige und ohnmächtige Verſtandeskälte. Bis auf dieſen Punkt, wo er ſeine Richtigkeit beweiſen ſollte, mußte uns der Verſtand führen und uns hülflos verlaſſen. Die Verzweifelnden und Verlaſſenen werden eine Zeitlang in hülfloſer Irre tappen, dann wird ſich ein beſſerer Führer finden, und die Welt und die Menſchheit in ſchönerem Gleichgewicht ſich umſchwingen.

Ich kann nun prophetiſch hindeuten auf das Letzte, was ich meinte, die franzöſiſche Revolution ſei ein Zeichen der dritten großen Epoche des Chriſtenthums; denn klarer freilich läßt ſich die dunkle Bildung und Geburt der Zeit nicht ausſprechen. Das Unglück wird die Menſchen ſtark,

tapfer, und gläubig machen; Glaube iſt ewig bei dem Starken, der Schwächling iſt Atheiſt. Der Verſtand hat ſeine Arbeit vollendet, er hat bewieſen, was in den irdiſchen Dingen gewußt, gelernt, und gethan werden kann; er hat bewieſen, welche Verwirrung und Verfinſterung des Geſchlechts eintreten muß, ſobald er ſich anmaaßt, auch in himmliſchen und überſchwänglichen Dingen Richter und Ausleger ſeyn zu wollen. Das Menſchengeſchlecht hat mit dem Chriſtenthum eine große, lange, und unglückliche Bahn von Lehrjahren durchgemacht; aber alte und vergötterte Irrthümer, lange und ſchlimme Vorurtheile ſind mit Einem Male nun aufgedeckt; die Kräfte der Welt und des Menſchen ſind in ſo lehrreichen und mannigfaltigen Proben einander gegenüber geſtellt und gegen einander ausgemeſſen, daß hinfort ſicherer gewandelt werden wird. Von der falſchen Ueberzeugung, daß der Menſch ſich geiſtig von der Erde und den erſten irdiſchen Geſetzen gleichſam ablöſen und befreien; daß er durch ſeine Kunſt eine gleich ſichere Kraft hinſtellen könne, als das alte Naturgebot, welchem der Eitle nicht

mehr gehorchen wollte; daß er ohne die Kindergängelbänder und Kinderwahne der früheren Alter durch eigne Herrlichkeit sein Gott und sein Licht seyn könne — von dieser falschen und unseligen Ueberzeugung wird zum Glauben zurückgekehrt werden. Die Vernunft wird künftig herrschen vor dem Verstande, die Vernunft, die heiligste Anschauung und der tiefste Glaube des Herzens an die höchsten Dinge: ein Glaube, der auf keinem Beweise ruht, als auf dem der innersten Brust, und auf allem, was die Guten und Weisen aller Alter und Zeiten empfanden und hofften, was das kindliche Menschengeschlecht unter den ersten Palmbäumen als ein lächelnder Traum umspielte, und was zu dem gebildeten und veredelten Menschen als hohe Wahrheit des Schicksals und der Geschichte tritt. Was das mündige Menschengeschlecht dann in seiner Glorie und Glückseligkeit haben wird, kann es nicht mehr verlieren, denn es weiß, wie weit es glauben und wähnen darf und wo der gefährliche Abgrund des Aberglaubens und der Raserei beginnt. Deswegen hat der Verstand seine zugleich frevelhafte und

nützliche Arbeit vollendet. Nie kann er das Höchste zeigen, was ist in der Idee und in der Wirklichkeit; — und gefehlt hat er darin, daß er es wollte — aber vortrefflich kann er das Kleine zeigen, was ist; vortrefflicher kann er alles zeigen, was nicht ist. Der Verstand ist gleichsam die kleine, die Vernunft die große Seele des Menschen; der Verstand ist des Menschen Vermittler mit der Erde und ihren Geistern, die Vernunft ist die Vermittlerin des Menschen mit dem Himmel und seinen Geistern; den Verstand als das Kleine kann der Mensch mehr begreifen, die Vernunft als das Große bleibt dem Endlichen ewig unbegreiflich. Wenn er ihre heiligen Wirkungen und Ausflüsse lebendigst empfindet, so erstaunt er vor sich selbst wie vor einem höheren Geiste, der in seiner Brust sich regt; jeder Anklang, jede Erregung der Vernunft ist wie eine Begeisterung: deswegen müssen alle Religionen, die das überschwänglichste und höchste Gut dem Menschen zeigen, auf dem Glauben einer göttlichen Begeisterung ruhen, und jede Religion, die auf Wissen ruhen will, ist ein Unding. Künftig

wird der Verſtand die Vernunft nicht in ihrem Leben meiſtern wollen, was ſein Begriff nicht umfaſſen mag; er wird ihr als Meſſer und Beſtimmer nur immer hell und klar die Erde und das Irdiſche zeigen, damit ſie in ihrem heiligen Wahn hier nicht irre gehe; denn ohne den Verſtand iſt die Vernunft auf der Erde ſo blind, als der Verſtand im Himmel iſt.

O heilige Begeiſterung meiner künftigen Geſchlechter, ſüßes Glück und ſüßer Troſt in einer Zeit, die den irdiſchen und kurzſichtigen Menſchen eben ſo viel mit geſpenſtlichen, als wirklichen Schrecken ängſtigt! kommen wird die Zeit, wo der gebildete und veredelte Menſch, der jetzt nur noch Irrthum und Elend, reiches Wiſſen und armes Leben hat, in wahrhaft geiſtiger Größe und Sicherheit als der Gott und Herr der Erde einhergehen wird; verſchwinden wird der Wahn, daß, wie der Menſch an Geiſt und Verſtand mannigfaltiger und vielſeitiger entwickelt wird, auch alle ſeine Außendinge, ſeine Verfaſſungen, Geſetze, Sitten, Genüſſe viel-

facher und künſtlicher werden müſſen. Rein umgekehrt. Damit er geiſtig frei und herrlich ſeyn könne, muß er in ſeinen Außendingen die Einfalt ſuchen und ſie zu der Wahrheit und Einfachheit der Väter zurückführen; ſeine Kunſt muß endlich Natur werden, und darin beſtehen, daß er die Künſtlichkeit nicht nöthig hat. So wie er ſelbſt zu dem kindlichen, tapfern Gefühl und zu dem friſchen, gläubigen Muth ſeiner Urgroßväter zurückgeht, ſo führt er alle Geſetze, Verfaſſungen, Sitten zur alten Einfalt zurück. Denn ſo lange alle irdiſchen und halbgeiſtigen und halbirdiſchen Dinge, ſo lange alle zufälligen Spiele und Künſteleien des Lebens, die hie und da auch was werth ſeyn können, ihn auch umhängen, wird er nimmer aus der Verwirrung herausgehen noch ſich zu geiſtiger Würde und ſittlicher Freiheit erheben.

Der große Grund aller dieſer Dinge, die werden ſollen und deren Andeutung wir in dem Sturz des Alten ſehen, wird die Religion ſeyn, d. h. erhöhete und vergeiſtigte Chriſtenthum.

So wie dem Menſchen in lichterer Geiſtigkeit, als bisher geſchehen konnte, das Ewige und Allgemeine erſcheint, wird er es leicht auch auf das Irdiſche übertragen, und durch die höchſte Kunſt, die ihm durch göttliche Begeiſterung ward, die höchſte Einfalt auf Erden hervorbringen; denn er wird verſtehen, wo er als Erdenweſen ewig gebunden ſeyn muß, und wodurch er gebunden ſeyn muß, und wo ſein mächtigeres Leben in himmliſcher Freiheit beginnen darf. Ewig wird das Chriſtenthum, wie alle Religion, einen äußeren Leib behalten müſſen. Nur Verruchtheit, die aus Aberwitz, nur Uebermuth, der aus Satansherrſchſucht, nur Atheiſterei, die aus dem Irrthum entſprang, daß der Verſtand der letzte Halter und Richter der Dinge ſei, erklärte das Aeußere und Leibliche der Religionen für Reſte der rohen und kindiſchen Zeiten des Menſchengeſchlechts, welche der mündige und reife Menſch, der im Geiſt herrſchen ſoll, wegwerfen könne und wegwerfen müſſe. Aber ich ſage, nicht bloß die Menge, ſondern jeder Menſch bedarf da, wo die innigſte

Sympathie, die ſeligſte Vereinigung, die kindlichſte Zuſammenſchmelzung mit der Natur und Gottheit ſeyn ſoll, etwas Aeußeres. Wo Religion iſt, da leuchten die Blitze der inneren Anſchauung, da herrſchet die Empfindung. Bei jeder Empfindung lehnt der endliche Menſch ſich auf das Wirkliche; nur das Spiel des Gedankens mag er in den weiten leeren Raum hineinſpielen, verſpielt es aber da ſo leicht. Was wirkt mehr, dein metaphyſiſcher, mit allen Vollkommenheiten und Herrlichkeiten ausgerechneter, Gott, oder das lichte und heilige Gefühl bei dem Morgen- und Abendroth, auf dem Gebirge, wo du die Weite der Welt überſchaueſt, am Meere, wo dir die Unendlichkeit entgegenbrauſt, bei einer menſchlichen That, wo du in dem erhabenen Drange deiner Bruſt den Erhabenſten anbeteſt? Hier nur, hier allein ſieheſt und empfindeſt du Gott. Was reißt mehr hin, die ſchönſte, friſcheſte Erzählung von dem edlen Tode eines Tapfern, der für Freiheit und Vaterland fiel, oder das lebendige Auftreten des Mannes vor deinen Augen? Deswegen ſei,

ſo lange Menſchen wohnen, eine Gemeine der Heiligen, eine äuſsere Kirche mit Gebräuchen und Weiſen, mit Symbolen und Prieſtern; aber dieſe müſſen fortgehen mit der geiſtigen Bildung des Chriſtenthums. — O ſchöne Zeit, die da kommen ſoll, du wirſt uns durch den heitern Götterglanz des vergeiſtigten Chriſtenthums zur Einfalt und Unſchuld der Natur zurückführen, in allen unſern Einrichtungen, Thaten und Werken wirſt du uns einfacher, kühner, freier machen. Die Zeit, die Chriſtus, der Liebling und Prophet Gottes, verkündigte; die Zeit, die Luther ſchon kannte, die aber ſeine Zeitgenoſſen nicht verſtehen konnten; die Zeit der Religion des Lichts wird kommen, und mächtige Begeiſterte, fromme Himmelfieger werden das verlorene und entartete Geſchlecht wieder zu den Göttern emportragen, Licht im Haupt und Gluth im Herzen wird der erhabene Menſch in Stille und Frömmigkeit einherwandeln. Dann iſt die Mitte zwiſchen Himmel und Erde, die er nun nicht mehr zuſammenbinden kann, mit Geiſtern gefüllt, die ſich zu einer langen Kette die

Hände reichen, woran der Glückliche hinauf und hinab steigt; dann erkennt der Mensch, wo sein himmlisches Leben dort oben ist, und die Sonne und Gestirne grüßen ihn freundlich und kommen zu ihm herab als seine Gespielen, und seine Gespielen aus Eden, Unschuld und Freude, sind mit dabei; dann hat er unverlierbar den Kinderglauben an die Natur und den treuen Gehorsam gegen ihr ewiges Gesetz.

Schwärme ich? Ja; denn jeder Selige und Begeisterte schwärmt. Rede ich irre? Nein; denn nie habe ich tiefere Wahrheit gesprochen. Rede ich unzeitig? Nein; denn nie habe ich etwas Freudigeres gesprochen.

Teutsche, geliebte Männer und Brüder, zu euch rede ich; euch Muth und Zorn einhauchen, euren Stolz erregen will ich; euch, die Ideen versteht, zeige ich im Spiegel der Zeit das Größte, was sich in ihr bewegt. Die Bedeutung des Größten muß erst begriffen, der höchste und tiefste Schwung der Dinge muß erst gewiesen

ſeyn, ehe man über das Kleine ſich beſinnen kann. Drei war nicht geſprochen als Wind, ſei es nicht geſprochen in den Wind! So warm wie meine Liebe für mein ganzes Geſchlecht iſt; ſo warm wie mein Herz ſchlägt für das Land, wo ich gebohren ward, für die Menſchen, in deren Sprache mein erſtes Gefühl von Freude, mein erſtes Lächeln von Gedanken ausgeſprochen iſt; ſo gewiß ich bin einer ewigen Würde und eines unendlichen Lebens meines Geſchlechts — ſo gewiß ſehe ich das Heil nach dem Unheil und die Ruhe nach dem Sturm. Ich bin mit in den Schrecken und Verwirrungen der Gegenwart, ich zürne und traure wie die anderen über Gräuel; aber ich ſehe hinaus in das goldene Zeitalter, und kann, wenn es ſeyn muß, meinen Staub mit unter den allgemeinen Trümmern begraben laſſen.

Noch einmal zeige ich euch auch ein anderes großes Zeichen der Zeit, den gewaltigen Mann, der die Bewegung der Orkane und der Wetter lenkt, welche den feſten Boden der Erde jetzt aus

den Angeln heben wollen; noch einmal zeige ich euch das ungeheure Zeichen, desgleichen, so weit unsre Geschichten reichen, nie in Europa gesehen worden ist: den Mann, welchen einige als das Wunder und Heil der Zeit mit Fingern zeigen, während Millionen ihn als den Geist der Verwüstung und Unterdrückung verfluchen. Seine Bedeutung muß in der Bedeutung des Ganzen liegen. So groß er ist, er ist etwas Einzelnes, und über die Lebendigen darf das eigene Zeitalter nicht prophezeihen. Die ungeheuren Geburten der Natur mag nur die Zukunft erklären. Geht zwanzig Jahre weiter vorwärts, vielleicht möget ihr dann Manches enträthseln; nach funfzig und hundert Jahren werden die Klugen es wissen.

Seine Bahn, eine leuchtende Bahn, liegt offen vor uns, offen auch der Wille und die Kraft des Mannes. Wenn wir nicht sagen können, ob das Schicksal etwas weiter mit ihm wollte, als einen fürchterlichen Zuchtmeister und schnellen Aufräumer des veralteten Zustandes

hinſtellen, ſo können wir nun gottlob ziemlich gewiß ſagen, was der Mann iſt und was er will. Das hat er gewieſen und wird er weiſen, bis ſein Lauf zu Ende iſt. Einige von den Zeitgenoſſen, die das Große und Bedeutungsvolle der gegenwärtigen Weltumwälzungen ahndeten, aber mit der Zeit ſelbſt Lichtvolles und Düſteres, Tolles und Weiſes, Täuſchendes und Wirkliches mit einander vermiſchten, hofften auch in dem Strudel und der Gährung des Erdbodens, das eine ganze Erde begraben hat, die ſchöne Inſel ihrer Sehnſucht, Eldorado, das Land des Glükkes, in ſeinem neuen Werden aus den Fluthen wieder aufſteigen zu ſehen, die das Alte verſchlungen hatten; ſie hofften ſelbſt das noch zu ſehen, wovon ihre Enkel vielleicht den ſchöneren Anfang, ihre Urenkel erſt das Glück und die Freude ſehen werden. Dieſe Betrogenen, worunter manche edle und fromme Herzen waren, ſehen eine kühne und mächtige Geſtalt in dem blutigen Wirbel der Zeit vortreten, die ſich ſogleich über die Häupter und Herrlichkeiten der Erſten und Größten hinausſchwingt. Sie ſehen

in seinen Thaten etwas Ernstes und Prophetisches, in seiner Kraft und Geschwindigkeit etwas Riesenhaftes und Kolossales; sie hoffen, er soll das Verworrene auflösen, das Zerrissene binden, das Wankende befestigen, und das Ueberwiegende gleichen. Sie irren sich; der Mann tritt sogleich mit der Miene eines Verächters und Vertilgers auf: man kann die Organe der Zerstörung und Erschaffung nicht zugleich in sich tragen.

Der Mann hat gehört, daß man ihn Wiederhersteller, Friedensstifter, Befreier, Gleichwäger der Staaten und Völker genannt hat. Er merkt sich die Hoffnung des Zeitalters, und will seine Meinung bestechen. Er ist klug, wie alle Italiäner, fest wie ein Insulaner, und listig wie ein Korse oder Grieche, woher dieser Korse vielleicht stammt: deswegen merkt er sich Namen und Worte, worin ein so großes Geheimniß der Politik liegt, und bethört damit lange die große Menge; Tröpfe bethört er vielleicht noch; für Kluge hat er die Larve lange abgeworfen. Seht euch um zehen und acht Jahre rückwärts, und

erſtaunt über die Thorheit und den Todesſchlaf der Völker; ja ſeht euch um nur fünf Jahre zurück, und erſtaunt, daß keiner die Gefahr merken wollte, welche in dieſer eiſernen Standhaftigkeit, dem gränzenloſen Stolz, dieſer kalten Menſchenverachtung für die Schwäche der Zeit in einem Manne lag, der die furchtbaren Mittel der franzöſiſchen Revolution in ſeinen ſtarken Händen hielt? Noch ward er der Geſetzgeber, der Befreier, der treueſte Freund, der friedfertigſte Fürſt genannt, als er raſtlos und thätig vor den Augen von ganz Europa ſchon die furchtbarſten Anſtalten zu ſeiner Unterjochung machte. Noch hat er Bundsgenoſſen, nicht aus knechtiſcher Furcht, ſondern aus dummem Wahn, als ſeine treuloſe Herrſchſucht und ſeine verderbenzettelnde Spinnenluſt ſchon die erſten Opfer verſchlungen hatte. Jetzt ſteht er da auf den Trümmern der Welt und will das Letzte verderben. Was das Schickſal noch mit ihm vorhat, ob und wann ſeine weiten Plane einmal ſcheitern werden, das können wir nicht wiſſen.

Aber wir wissen jetzt, was er ist; wir kennen ihn; er ist so stolz geworden, daß er sich nicht mehr verhüllt; der erwachsene Uebermuth spricht sich jetzt schamlos und offen vor der ganzen Welt aus. Er hat lange italisch und jesuitisch gespielt, er ist Jahre lang schlau und schelmisch um das herumgegangen, was man den edleren und höheren Geist der Zeit nennt; aber immer doch mit der Miene, daß ihn der Zwang solches Spieles verdroß. Deswegen machte er einst den milden und menschenfreundlichen Fürsten; deswegen wollte er einst Gelehrter und Künstler seyn, wenigstens der freie Beschützer freier Wissenschaften und Künste heißen: selbst zu der Zeit noch, als er alles, was Freiheit des Geistes und Philosophie ähnlich sah, schon als Ketzereien und Verruchtheiten des menschlichen Geschlechts ausrufen ließ. Endlich erinnert euch, wenn ihr länger denken könnt, als gestern, wie er einst freundlich und schmeichelnd gegen seine Bundsgenossen war; wie er selbst gegen seine Feinde einen besseren und verständigeren Sinn von Politik und Mäßigung

aussprach; wie er gar oft auf Mittel der Besserung und Wiederherstellung Europens hinwies, welche mehr als scheinbar, welche die wirklichsten gewesen wären in der Hand eines ernsten und hochgesinnten Mannes, der das Zeitalter und seine Wunden erkannt hätte, um sie zu heilen. Wahrlich hätte er ein Herkules Musagetes der Welt seyn wollen, mit welcher Allgewalt hätte der mächtige Mensch die Zeit forttragen, mit welchem himmlischen Nachschein hätte sein wohlthätiges Bild einst durch die Jahrhunderte leuchten können! Er konnte, er wollte es nicht seyn, ich sage, er durfte es vielleicht nicht seyn: mit einem rothen Blutschein soll sein Gedächtniß durch die Jahrhunderte nachscheinen.

Herrschsucht und Stolz war von jeher sein Karakter, List und Betrug seine Lust, Zerstörung sein Element. Noch schmeichelt und lügt er aus Gewohnheit, nicht mehr aus Noth. Denn oft spricht er die ganze grausame Treulosigkeit, den Wunsch des Kaligula weiland, daß die ganze Welt nur Einen Nacken haben mögte, aus, selbst

da spricht er sie aus, wo es nicht noth ist. Seine Kühnheit und Geschicklichkeit, seine List und Schlauheit haben ihm die Welt und Thronen und Völker zu Füßen gelegt. Er erklärt nun gradezu, daß er der Herr ist, und so gebietet er, zu stolz und zu sicher, um die Art dieser Herrschaft und ihr Recht zu erklären. So spricht er nun mit den unglücklichen teutschen Fürsten; so mit den betrogenen bundsgenossischen Spaniern; so spricht er, noch etwas leise, schon mit den Russen: bald wird er es so laut thun, daß sie zittern.

Man nehme, was ich hier spreche, wie man will. Schimpfen ist gemein, und ein Mann, der Wahrheit sucht und etwas Wahrheit versteht, erniedrigt sich dazu nicht. Wenn ich Bonaparten betrachte als ein nothwendiges Naturding, das so und nicht anders in die ewige Ordnung der Dinge eingeflochten ist, so beschreibe ich ihn doch, wie er ist und worin sein Leben und seine Kraft sieht. Wenn ich ihn ansehe als ein moralisches Wesen, das mit Verderben auf mich ein-

dringt, so zürne und vertheidige ich mich; im Kampf mit einem mir gleichgebohrnen Wesen steht auch mir Schicksalsrecht zu; es muß erst entschieden werden, wenigstens durch den Tod entschieden werden, wer Amboß oder Hammer seyn soll. Mag es seyn, daß er nicht anders seyn kann, als er ist, daß eine rastlose Unruhe ihn von einer Verwüstung zu der andern treibt, daß ein tiefer Aberglaube in seiner Brust ihm vielleicht sagt, daß er der gebohrne Liebling des Glückes und der auserwählte Sohn der Vorsehung zu ihren großen Verrichtungen ist — das Alles mag ich nicht entscheiden. Ich weiß auch nicht, was die Vorsehung mit dem Schlangenzahn und dem Krokodillenrachen will; aber wer wundert sich, wenn ich vor der Schlange Abscheu und vor dem Krokodill Schrecken empfinde?

Aber willst du denn annehmen, daß alles, was er that, aus schlauer Berechnung, aus arger Hinterlist von Anfang an entsprang? daß er mit der größten Verborgenheit und Beständigkeit des Karakters das Ziel schon im Auge hatte, wo

er jetzt steht? Hat er nicht vielleicht noch was Grosses im Hinterhalte, womit er endlich das Zeitalter erfreuen und trösten wird? Laß ihn einmal seine Arbeit vollendet haben, laß auch nicht den mindesten Widerstand ihn empören, vielleicht wird dann das Milde und Menschliche das Wilde und Despotische besiegen, und ruhiger wird er die Zeit und ihre tiefste Noth betrachten und beherzigen. Jetzt ist er noch der Erzürnte und Gereizte; jetzt fühlt sein Stolz noch den Stachel, allen zu zeigen, daß er von Natur wegen der Herr ist, weil alle ihn von Anfang an nicht als ihren Herrn anerkennen wollten; Haß und Rache treiben ihn noch über seine eignen Gränzen, Glück und Jugend reißen ihn noch unwillkührlich fort; alles muß seine Zeit haben zur Reife; selbst der Zeit muß man ihre Zeit geben, wie das Sprichwort sagt.

So hat man viel gesprochen und meist ohne Sinn des Menschen und der Geschichte. Wenn ich sage, daß er eisern, unergründlich, hinterlistig ist, so rede ich damit nicht von irgend einem

langen Plan, einer ſchlauen Berechnung der Zukunft. Wäre er bloß ein liſtiger Rechenmeiſter und ein Anzettler ewig neuer Entwürfe, ſo wäre er nicht ſo gefährlich. Nein, auf einer ſeltenen Haltung, auf einem unbeugſamen Sinn, und einer geſchwinden Thätigkeit ruht ſeine Liſt und Feinheit als das Kleinere. Angebohrne Größe und Geſchwindigkeit kann ihm nicht abgeleugnet werden. Dazu hat er eines von den großen Organen der Herrſchaft auf der Erde ergriffen; er iſt vollkommen böſe. Nie iſt der böſe Dämon ſo ausgeſprochen worden, als in dieſem Zeitalter. Ich ſehe auch nicht, was der gute damit anfangen ſollte; der böſe muß ihm erſt den Weg räumen. Denn wer auf Erden herrſchen und groß ſeyn will, der ſey entweder weiſe und gut im höchſten Sinn, oder liſtig und böſe in eben dem Grade. Dieſe Lehre geht durch die Weltgeſchichte. Alles Halbe und Mittelmäßige wankt in mittelmäßigen Zeiten und fällt in gefährlichen zuſammen. Ruhig und fromm aber, mäßig und edel kann dieſes fürchterliche Gemüth nimmer werden, in raſtloſer Unruhe, in unter-

sättlicher Herrschsucht wird es hinfahren, Großes thun und Kleines machen, wie alle Eroberterseelen.

Sprecht mir nicht mehr von Entwürfen für die Menschheit, von Planen eines ewigen Friedens, von Sicherung des Gleichgewichts der Welt, von Befestigung ihres Glückes in einem höheren Sinn; sprecht mir nicht mehr von einem allgemeinen Staate der Verbrüderung und Menschlichkeit, den dieser Mann stiften will; sprecht mir nicht mehr von einem hohen Gesetz der Würde und Freiheit, der Verbindung aller ersten menschlichen Kräfte zu Einer gewaltigen Centralkraft. Hirngespinste sind es, Täuschungen sind es. Wenn er und seine Schildträger in ihren Verkündigungen auch auf dergleichen hinweisen, der Tag und die That widerlegt sie. Er will solches nicht, er kann solches nicht.

Er treibt im Strom der Eroberungen hin, so wie Lust und Glück ihn führen. Er wird darin nicht still stehen. Das kann menschlich seyn; gewaltige und glückliche Männer vor ihm

haben es eben so gemacht. Die Luſt zu herrſchen war von jeher die unerſättlichſte Leidenſchaft. Er gebraucht hier die gewöhnlichen Mittel, Schmeicheleien, Verführungen, Beſtechungen, Liſten und Betrüge. Auch das kann menſchlich ſeyn; gewaltige und glückliche Männer vor ihm haben es eben ſo gemacht. Daß er umſtürzt und niederreißt, kann uns nicht wundern; die Zeit iſt reif dazu, und er thut, wie es am Tage iſt, nur ihren Dienſt. Nicht was er thut kann ihn richten — da ſteht er halb in fremder Gewalt — ſondern was er macht muß ihn richten; da muß ſein eignes Gemüth, ſein eigner Wille ſich erklären. Was geſchieht da? erſcheint da die Kraft und der Sinn eines neuen Zeitalters? erſcheint da der große, weitſehende, Gegenwart und Zukunft wägende Mann? erſcheint da der Stifter einer neuen Weltepoche? der Einrichter eines ſchöneren Zuſtandes der Menſchheit?

Nein, da erſcheint der kleine, engherzige, egoiſtiſche Mann, der wie ein liſtiger Taſchen-

dieb kurzsichtig und geitzig seinen Raub zusammenpackt, ohne an die Forderungen der Zukunft, ja ohne an ähnliche kühne Diebe zu denken, die, wenn nicht ihm, doch seinen Nachkommen wieder abnehmen können, was er nicht mit grossem Geist zu seiner Ehre und dem Glück der Nachkommen anzulegen wußte. Er thut hier das Bequemste auf die schlechteste und erbärmlichste Art, rennt grade an gegen die Zeit und ihre heiligsten Bedürfnisse, und bauet nichts als Werk der Eitelkeit und Vergänglichkeit. Ohne Ahndung von dem, was mit der Menschheit im Werden ist; ohne Achtung gegen das, was schon gethan war, ehe die Revolution mit ihren groben und blutigen Fäusten dareinschlug; ohne Scheu vor dem richtenden Geist, der durch die Geschichte wandelt — wird alles dem Geitz, alles der Herrschsucht angepaßt und geopfert. Dafür sind die Erfindungen und Einrichtungen, welche Schmeichelei und Lüge unerhört und einzig in der Geschichte nennen: eigentlich nichts als eine kümmerliche und kleingeistische Altflickerei von Altem und Neuem, eine Wiederauffrischung

des alten Tandes und des alten Prunkes, wodurch Europa jetzt verdorben iſt.

Nein nimmer, Bonaparte, wie groß und gewaltig du ſeyn magſt, nimmer wirſt du der Zukunft gebieten, und dem Rieſengeiſt, der dir unbewußt durch die Zeit dahinfährt, wie deinen Soldaten den Weg weiſen, den er gehen ſoll. Siehe! er wird zu ſeiner Zeit dein kleines Werk, das dir ſo groß däucht, mit Sturmesflügeln faſſen, und es auseinander wehen wie Spreu, daß man die Spur davon nicht mehr kennt. Vergebens ſuchſt du das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufriſchen und es für Neues zu verkaufen; vergebens ſuchſt du deinen hinterliſtigen Deſpotismus, deinen blutigen Eigenſinn, deine grauſame Verachtung aller Freiheit und Hoheit des Menſchengeſchlechts mit ſchönen Namen und neuen Tugenden zu verlarven: der Tod, der unvermeidlich in allem Alten liegt, wird auch deine Herrlichkeit vertilgen. Du, indem du nach außen hin den ſchrecklichen Dunſt des Zeitalters thuſt, machſt die letzte Reaktion der vergangenen

Zeit. Auch du und deine Arbeiten werden endlich beweisen, daß kein Verstand und keine Schlauheit hinreicht, das Allmächtige zu hemmen, was dunkel durch alle diese Gräuel, Umkehrungen, und Revolutionen geht. — So fahre denn hin in deinem unstäten und nichtigen Sinn! Wann die Arbeit gethan ist, wird die Vorsehung das Instrument zerbrechen.

Wir haben einige große und ernste Blicke in die Zeit und ihre glänzendsten Erscheinungen gethan. Sie waren nothwendig; denn, ohne die Zeit zu verstehen, weiß man weder was man leidet, noch was man thun muß. Jetzt kommen wir auf uns selbst, auf unser Land, unser Volk, und auf das künftige Schicksal von beiden. Auch für uns ist eine große Epoche eingetreten; auch für uns entsteht die große Frage, wie und wodurch unser Neues werden soll. O meine geliebten Brüder, glaubt nicht, was das feige und schläfrige Gesindel euch einbilden mögte, daß das Zeitalter seiner Entscheidung nahe ist; kaum stehen wir im Anfange. Glaubt

nicht, daß die Dinge bestehen können, wie sie nun stehen. O nein! nein! Auf längeren Kampf, auf längeres und vielfacheres Unglück, auf längere Schrecken, und, wenn ihr Männer seid, auf längere Hoffnungen seid gerüstet! Nicht in dieser lahmen Stockung, dieser seelenlosen Verwirrung, dieser despotischen Anarchie wird das Zeitalter euch stecken lassen. Aber ihr seid auch Zeitalter, ihr haltet auch das Schicksal in euren Händen; darum müsset ihr redlich das Eurige thun. Ich zeige euch denn zum letzten Mal, was Andere euch thaten, und was ihr ihnen thun müsset, was Andere mit euch wollen, und was ihr mit ihnen wollen müsset. Die Zeit wird den Sturm bringen, der euch aufschüttelt, den Mann zeigen, der euch im Sturm lenkt und zusammenhält. Was jetzt so schrecklich aussieht, als wäre es unüberwindlich wie die Hölle; was jetzt so befestigt scheint, als stände es unerschütterlich fest für alle Zeiten; was jetzt so abgemacht und geendigt scheint, als wäre es Thorheit oder Sünde, es nicht gelten lassen zu wollen — o wie anders

wird euch dann alles erscheinen! wie werdet ihr dann erstaunen, daß ihr einst erstauntet und erstarrtet vor etwas Gewöhnlichem! Eure Zeit ist noch nicht inne, sie wird kommen.

Noch herrschen die Franzosen, noch werden sie eine Zeitlang herrschen; denn die Herrschaft des Verstandes ist noch nicht geendigt; er arbeitet jetzt noch an seinen letzten Kulturäten. Aber verzaget nicht, vergesset nicht, was ihr euch selbst, was ihr der Zeit, was ihr euren Enkeln schuldig seid. In eure Hand ist es gegeben, zu erhalten, wodurch Freiheit und Herrlichkeit wieder in die Welt kommen kann. Was euch begegnet ist und was ihr jetzt leidet, ist so natürlich: kein hoher geistiger Sinn in der Zeit, kein großer Mann unter euch, keine Einheit der Macht und Herrschaft in dem Volke. Ihr waret die einzigen in Europa, die der Eitelkeit der Franzosen und dem Ehrgeiz Bonapartens den Weg zur Herrschaft sperren konnte; aber unselige Verhältnisse, traurige Irrthümer und schwächende Zwietracht haben euch dahin gebracht, wo ihr jetzt seid.

Ich halte euch noch einmal den Spiegel der Vergangenheit hin, eurer jüngſten Vergangenheit, dann laſſe ich euch in die Zukunft blicken, und ihr werdet euch ermuthigen und aufrichten.

Zuerſt frage ich: **wodurch ſeid ihr gefallen?** zweitens: **was will derjenige mit euch, der auf den Trümmern eures Staates gebietet?** drittens **erinnere ich euch an die Hülfen und Hoffnungen, die in euch ſelbſt, an die Lehren und Warnungen, die in der Zeit liegen.**

Wodurch ſind wir gefallen, wodurch iſt der Name Teutſcher den Fremden ein Hohn und den Eingebohrnen ein Aergerniß geworden? O viele, viele Plagen und Sünden könnte ich nennen, ein Buch der Schmach und des Unglücks könnte ich ſchreiben, wenn mein blutendes Herz nicht von den Gräueln wegeilte. Ich nenne euch nur Einiges; das Andre werdet ihr dann leicht finden und fühlen.

Man nennt zuerst unsere Verfassung. Nicht mit Unrecht. Wir hatten keine Einheit des Regiments, keine Einheit des Drucks gegen Fremde; wir konnten mit der Langsamkeit und Förmlichkeit, die in unserer Verfassung lag, der geschwinden Kraft der Neurevolutionirten nicht gleich geschwind begegnen; wir konnten ein Volk, das von den verschiedensten Interessen regiert und bewegt war, nicht zu Einem Gefühl für Alle begeistern. Der eine Fürst war Freund, der andere Feind der Franzosen, das eine Land führte Krieg, das andere bezahlte Zins, um in Frieden zu bleiben. So war es wenigstens im Anfange. Als aber die Seifenblasen der Revolutionsträume zerplatzt waren, als die Irrwische nicht mehr leuchteten, die zuerst so viele bethörten, da war gewiß im Volke keine Zwietracht mehr, sondern Franzosenhaß begann nun eben so allgemein zu werden, als Franzosentheilnahme in den Jahren von 1790 bis 1793 allgemein gewesen war. Aber die Schwäche der Herrscher schwächte und lähmte das Volk, und mit solchen Führern, als wir nun hatten, würden wir vielleicht bei jeder

Verfaſſung der Raub des Revolutionsorkans geweſen ſeyn, der mit über unſere Gränzen hinfuhr.

Zu dieſen Führern rechne ich zuerſt das mächtige Heer der Schriftſteller. Man weiß, was ſie in Frankreich gewirkt haben, ja was ſie zwanzig Jahre früher ſelbſt in Amerika ſchon wirkten. Ich bin nicht von denen, die den Federhaltern das Verdienſt und die Schuld der ganzen franzöſiſchen Revolution beimeſſen; weswegen die Scepterhalter eine kurze Zeit eine ſolche Angſt vor den Federhaltern hatten, daß ſie, wenn es möglich geweſen wäre, alle Buchdruckerpreſſen vernichtet hätten, um dieſes gefährliche Hornißneſt mit Einem Machtſtreiche zu vertilgen: aber wer mag es leugnen, daß eine ungeheure Gewalt bei denen iſt, welche in einem geiſtigen Zeitalter, wie das unſrige, die Wegweiſer und Dolmetſcher der Zeit ſind? Seht auf die franzöſiſchen Begebenheiten, erinnert euch der Ideen, die ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich zuerſt ausgeſäet wurden und dort

immer ihren lebendigsten Umlauf und ihre mächtigste Anziehung behielten; erinnert euch der Anwendungen derselben in den ersten Revolutionsjahren auf die Verfassungen, Gesetzgebungen, Religionen, die wechselnd an der Tagesordnung waren; erinnert euch der tausend und aber tausend Pamphlete, Flugschriften, Jahrblätter, und Zeitungen, wodurch man das Volk erleuchtete oder verwirrte, wodurch die scheußlichsten Gräuelscenen bereitet, oder der feurigste Enthusiasmus eingehaucht ward; erinnert euch, wie selbst der Despotismus, der von allem Geistigen und Freien ein gebohrner Erbfeind ist, doch durch die Schreibfedern auf seine Art zu wirken sucht. Auch bei uns — das ist meine feste Ueberzeugung — war die Rettung des Volks zunächst bei den Schriftstellern. Die Lauigkeit und Gleichgültigkeit der einen, die gemeine Buhlerei der anderen für die Fremden; der völlig todte Sinn für alles Vaterländische und für des Vaterlandes höchste Ehre und Freiheit; endlich die gemeine Feilheit und Erkäuflichkeit der meisten, die bloß Albernheiten und Er-

bärmlichkeiten trieben, als es anderer Gesinnungen und Arbeiten bedurfte — dies, dies hat uns zuerst verdorben. Jetzt fühlen sie das gemeinschaftliche Elend und die gemeinschaftliche Schmach mit dem ganzen Volke, jetzt werden sie es inne; aber es ist zu spät. Denn was haben wir gesehen? Zu der Zeit, als der große Ausbruch des Vulkans an der Seine geschah; als die Franzosen laut ausriefen, sich zu einem neuen und furchtbaren Volke machen zu wollen; als sie in den ersten Kriegsjahren schon zeigten, daß sie ein furchtbares Volk waren und Eroberer seyn wollten, da predigte der dumme und gutmüthige Köhlerglaube selbst der Schriftsteller, die zu den besseren gezählt wurden, die alte Lehre, es sei gut, daß Teutschland so ein zerstückeltes Allerlei von verschiedenen Staaten sei: so möge es auch bleiben zum Heil der Welt; Menschensinn und Geistigkeit werde durch Bürgersinn und Volksthümlichkeit erstickt: er predigte dem Volke vor, es sei unmöglich, daß sie je ein Volk, ein mächtiges und verbundenes Volk werden könnten, sie hätten dazu gar keinen

Sinn; ja er stellte dies wohl gar als etwas Schmeichelhaftes und Grosses dar, was er diesem Weltvolke sagte. Jetzt ist ihnen das Land genommen, nun mögen sie die Welt durchstreichen und ihr hohes Evangelium allgemeinen Menschensinnes ausbreiten. Andere noch ärger; sie schrieben Bücher und Jahrblätter für die Franzosen gegen ihr eignes Volk, bewunderte Bücher, und dies in teutschen Ländern und Hauptstädten; in Frankreich würde nicht allein die Regierung, sondern das Volk jeden Schriftsteller gesteinigt haben, der sich solches erkühnt hätte. Wie hat nicht Poßelts Tagsblatt, zehen anderer zu geschweigen, für die Franzosen gearbeitet! Alle Prahlereien, alle Lügen von der Seine her wurden da Wahrheiten, alle Siege der Franzosen Wunderthaten; selbst das Wahre und Wirkliche ward so vergrößert und verherrlicht, und das Eigene, das Teutsche, dabei so verschwiegen und lächerlich gemacht, daß das Volk durch die Vortrefflichkeit und Furchtbarkeit der Franzosen in der Meinung schon überwunden war, ehe es nur einen Franzosen gese-

ben hatte. Wie übrigens in den verſchiedenen Hauptſtädten der beiden großen und der vielen kleinen Staaten des teutſchen Vaterlandes bis auf den letzten Augenblick des gemeinſchaftlichen Verderbens auch mit der Feder mit einander vielfältig gekämpft und ſcharmützelt ward, wem von uns, der ſein Vaterland liebt, iſt dieſe unſelige Raſerei ein Geheimniß geblieben? Wien und Berlin und von den Kleinen diejenigen, welche dem einen oder dem andern Hofe anhingen, waren auch im beſtändigen Federkampf gegen einander, und die einen ſuchten die andern lächerlich, verhaßt, verdächtig zu machen. Nicht beſſer ging es zwiſchen den kleineren Staaten, zwiſchen einzelnen Städten, Kreiſen, Gauen. So ward noch zu einer Zeit, wo man nur das Große und Gemeinſchaftliche hätte zeigen ſollen, was alle Teutſche verband und verbinden ſollte; wo man nur auf die gemeinſchaftliche Gefahr hätte hinweiſen ſollen, die alle zuſammenhalten mußte, der Same des Verdachts, der Zwietracht, und des Haſſes ausgeſäet. O man hätte alle dieſe ſchreiben-

den Verbrecher an dem Vaterlande und seiner Freiheit als Vatermörder mit Hunden und Katzen in einen Sack packen sollen und sie versenken im Meer, wo es am tiefsten ist. Aber woher einen so großen Sack nehmen, wo ein so tiefes Meer finden, daß sie nicht darüber emporgeragt hätten?

Und jetzt, da sie nicht mehr kakeln und prophezeihen dürfen, wie sie mögten, jetzt, da der allmächtige Censor mit dem blutigen Beile über ihren Köpfen steht? — o man mögte ergrimmen, wenn man an das abscheuliche, feile, und feige Gezücht denkt! Jeder Lügner ist das abscheulichste Wesen; wer aber stehende und gedruckte Lügen sagt, der verräth eine Niederträchtigkeit und einen Hundesinn ohne Gränzen: er ist zugleich ein Hochverräther an der Menschheit, denn das Organ der heiligsten und geistigsten Mittheilung misbraucht er zu ihrer Erniedrigung und Entweihung. Und jetzt? Sie sind einmal der fertigen Handarbeit des Schreibens gewohnt; die einmal ge-

ſtellte Rädermaſchine bedarf doch ihres Reitzes, ihrer Unruh, um nicht tödtlich ſtill zu ſtehen; ſelbſt ihr Haus und Hof, ihr Weib und Kind iſt mit in die Schreiberei eingerechnet — Nun wenden ſie den Mantel, wie der Wind wehet, und machen Nutzanwendungen, Anpaſſungen, Erklärungen der Zeit, und Prophezeihungen der Zukunft, alles in dem hündiſch kriechenden oder lügneriſchen Sinn, worin ſie allein die Federn rühren dürfen. Reich iſt fürs Erſte die Aerndte.

Nachdem die Feinde die Schwächen und Gebrechen des Volkes und Landes durch Lügen und Wahrheiten genug aufgedeckt haben, ſpielen dieſe Buben die ſchändliche Rolle des Cham, und decken ihrer Mutter Schaam vor aller Welt auf. Ich leugne nicht, daß nicht Fehler und Schwächen, daß nicht Schanden und Schimpfe genug begangen und gelitten ſind; ich leugne nicht, daß es nicht wohl gethan iſt, dieſe dem Volke hinzuhalten als einen Spiegel des Garſtigen und Abſcheuſichen, damit es nach

Guten und Rechten ſich ſehnen und es erkennen lerne. Aber was thut die Menge dieſer Sünder? Sie ſchreibt für kein Volk, aus keinem Sinn der gekränkten Würde und des verletzten Stolzes dieſes Volkes, ſondern für das Hohngelächter und den Spott des Pöbels ohne Vaterland, Tugend, und Ehre ſchreibt ſie; ſie treibt, indem ſie ſich zuweilen die Miene der Wehmuth und Theilnahme giebt, Poſſen mit Unglück, das, verſchuldet oder unverſchuldet, immer zum Spaß zu ernſthaft iſt; ſie deckt mit teufliſcher Schadenfreude alle häßlichſten Gebrechen, alle ſchimpflichſten Seiten der Männer, oder vielmehr der Memmen, auf, wodurch wir untergegangen ſind, ohne daß ein heißer Zorn des Patrioten, eine blutende Verachtung des Menſchen durchſcheine. Es iſt gewiß an der Zeit, wenn es je war, mit ernſten und hohen Sachen nicht zu ſpielen; es iſt gewiß an der Zeit, die Wahrheit und Gemüthskraft erſcheinen zu laſſen im vollſten Glanze, das einzige Rettungsmittel der Gegenwart, und alſo die heiligſte Pflicht des Biedermannes. Aber wenn ich

Fehler und Verbrechen aufdecke, muß ich offenbaren, daß ich für Tugend und Recht glühe; wenn ich die Dummheit, Faulheit, Nichtigkeit Anderer schelte, muß in mir ein edler Haß gegen alles Schlechte, ein mächtiger Sinn für alles Gute seyn. Wozu diese Litaneien, die mit Pöbelgelächter endigen? wozu diese Schanden an den Pranger gestellt, damit der Pöbel zu Koth und faulen Eiern greifen könne? Wenn ihr nicht gewaltigen Zorn, brennende Vaterlandsbegeisterung, unsterblichen Haß gegen fremde Unterjocher entzünden wollet, wozu der schlechte Lärm?

Dieses spottende und hohnlächelnde Gesindel muß doch meistens etwas Geläufigkeit der Zunge und einige Gewandheit des Witzes haben, um seine Sachen anziehend zu machen. Wenig oder gar nicht bedürfen dessen die Schaar der Gänse, die nie kapitolinische Gänse für das arme Vaterland werden können. Diese sind die Anfüger des neuen Evangeliums an die Zeitbegebenheiten, die gar feine Anwendungen und Nutzen daraus

zu ziehen wissen. Diese Art gelehrter Bänkelsänger ist von jeher eine teutsche Pest gewesen; wenigstens habe ich bei keinem Volke so sehr, als bei dem meinigen, den Sinn gefunden, die verschiedensten Dinge dumm und geduldig zusammenzulesen und gutmüthigst erklären zu wollen. Laß den Satan von der Hölle herausfahren und König der Teutschen werden, sogleich werden hundert und tausend Federn in Bewegung seyn und aus allen möglichen Gründen mit Vorder- Hinter- und Mittelsätzen, ja, wo möglich, mit Hinterhinter- und Vordervordersätzen beweisen, daß es ein Glück der Welt und besonders ein Glück des teutschen Volkes ist, daß Herr Satanas ihm das Regiment über sie belieben läßt. Mit langem und professorisch wichtigen Ton tritt dies Gänsegeschlecht hin, und hängt mit seinen Moralen und Deutungen die vorübergehendsten Begebenheiten und die unbedeutendsten Zufälligkeiten und untergehenden Zeitlichkeiten auf seine Weise künstlich an einander, salbadert seinen Theil von Gelehrsamkeit, von Politik, und von Geschichte mit hinein, und

hält die ganze Erbärmlichkeit zuletzt wohl gar noch an das Zeitalter und an die ewige Vorsehung, die zum Schluß noch mit gerechtfertigt werden soll. Diese Art thut unsäglichen Schaden. Sie gehört zu den narkotischen Mitteln, die man in der Arzneikunde nicht gern vorschreibt, wenn das Fieber eben seine große Krisis machen will. Was soll man mit diesen pedantisch verständigen Schwätzern, mit diesen albernen Schaafsgesichtern mit Altenweiberglauben, mit diesen methodischen Einschläferern und gutherzigen Deutlern? Mit den Wörtlein Mäßigung, Hoffnung, Glaube, und was für herrliche Worte mehr sie dümmlich mißbrauchen; mit ihrem Händeringen und Achwehschreien über alles, was kühn und gefährlich aussieht, oder in Wort und That wirklich kühn und gefährlich ist; mit ihrer Anwendung der Worte Schwärmer, Stürmer, Enthusiast, womit sie die heißen Herzen des Vaterlandes mitleidig zurechtweisen, lassen sie selbst im Unglück und Jammer das Geschlecht nicht zur Besinnung und zum Leben kommen.

Wenn es bei ihnen steht, so wiegen sie uns mit aller ihrer gutherzigen Dummheit und zärtlichen Menschlichkeit so ganz leise in den ewigen Todesschlaf der Knechtschaft hinüber.

Verbrecherischer ist die große Zahl der Erklärer und Propheten, aber dem Volke nicht so verderblich. Zu einer Zeit, die eine Zeit allgemeiner Trauer oder allgemeines Zorns seyn sollte, wo man wenigstens schweigen, tief schweigen sollte, wenn man nicht frei und vaterländisch reden darf, tritt eine Menge von Lügenpropheten auf, und ist frech genug, französisches und bonapartisches Evangelium zu predigen. Diese Schaar gehört nicht zu den oben genannten gutmüthig schnatternden Gänsen. Nein, sie weiß bestimmt, was sie will und was sie thut. Elend genug, weil sie keine Tugend und kein Vaterland fühlen; elend genug, weil sie, ihnen selbst zur Schande und dem Vaterlande zum Unheil, auf dieses Vaterlandes Kosten unter Fremden etwas bedeuten wollen — haben nicht teutsche Männer,

und nicht bloß Tröpfe, nicht bloß mit dem Schwerdte, sondern auch mit der Schreibfeder, für die Fremden gestritten? haben sie den offensten Gräueln, den hellesten Schanden, der feigsten Niederträchtigkeit, und der frechsten Gewalt nicht einen Schein der Nothwendigkeit und Mäßigung zu geben gesucht? suchen sie nicht alle Tage noch durch Erklärungen, Deutungen, Hinweisungen darzuthun und der Menge einzubilden, daß das Schlimmste nicht so schlimm und das Gebrandmarkteste nicht so schwarz sei, als es beim ersten Anblick scheinen könnte? Und sie sind nicht bethört, nicht geblendet; sie wissen, was das Zeitalter und seine Vorrüstungen, sie wissen, was Bonaparte und die Bonapartianer bedeuten. Aber der gemeinste Sinn, Geiz, Ehrsucht, Weichlichkeit machen sie zu Schildträgern der Knechtschaft und des Despotismus. Und vollends, wenn sie sich zu Propheten erheben; wenn sie anfangen zu sprechen von den großen Zwecken der Vorsehung mit dem unsterblichen Napoleon, von seinen Planen für das Glück und

die Freiheit Teutschlands; wenn sie ihn Friedensstifter, Wiederhersteller, Liebling der Vorsehung und Held des Zeitalters nennen, und endlich in letzter Instanz immer auf das, was da kommen soll, hinweisen, als liege in der dunkeln Zukunft des bonapartischen Willens etwas viel Höheres und Edleres verschlossen, als wir jetzt in ihm sehen können — o dann mögte man diesen bündischen und füchsischen Schurken ins Gesicht speien und die Stimme verfluchen, die sie das erste teutsche Wort lallen lehrte. Diese sind unstreitig die verbrecherischesten, aber nicht die gefährlichsten Schreiber. Für den großen Haufen sind ihre Lügengespinnste und Sophistereien zu fein und treiben zu sehr gegen die Meinung an, und kluge und zugleich herzhafte und vaterländische Männer irren sie nicht. Wenn Gegenkampf mit der Feder in Teutschland jetzt möglich wäre, so würden sie ein Mittel seyn, durch Volkshaß gegen die Franzosenhelfer und gegen den Tyrannen, dem sie alle dienen, entschlafenen Gemeinsinn und gleiche Liebe des Volkes zu entflammen.

Die Mittelmäßigkeit und einige feine und schlaue Köpfe rührten sich und rühren sich noch, wenn nicht für das Vaterland, doch für das Zeitalter. Aber da in der denkwürdigen und blutigen Zeit die Dohlen und Krähen so laut und spitzbübisch krächzeten, warum verstummten die Adler? warum reinigten sie die Luft nicht von dem widerlichen Gesindel? Einige Flügelschläge, und es wäre lichter und herrlicher geworden. Aber die Großen und Virtuosen unsrer Schriftsteller haben furchtbar und verderblich geschwiegen zu einer Zeit, wo alles ihre Stimme hören wollte, wo alles ihre Stimme hören sollte. Still und stumm haben sie den Stürmen der Zeit und den Wellenbrandungen, die auch schon gegen die Ufer des Vaterlandes schlugen, zugesehen, und sind vorbeigegangen, als hätten sie das Kleinste und Unbedeutendste gesehen. Kaum ein leiser Wink, kaum eine vernehmliche Andeutung, geschweige denn ein ernstes Wort. O sie haben große Sünde begangen, sie haben eine göttliche Kraft ungebraucht gelassen, einen

heiligen Einfluß auf das Volk nicht erkennen wollen — darum werden sie nun nicht besser geachtet, als alle die andern; sie liegen mit in der allgemeinen Erniedrigung und Verhöhnung ihres Volkes. O was hätten sie thun können! Ich gedenke der schöneren Zeit meiner Jugend, als ich noch von Welt und Zeitalter nichts wußte; eben deswegen fühlte ich aber besser, was sich in dem teutschen Volke bewegte, und wodurch es in Begeisterung hätte zusammengehaucht und zusammengehalten werden können. In den 1780ger Jahren, grade einige Jahre vor dem Ausbruche der Revolution, um die Zeit, als der große Friedrich sein unglückliches Vaterland verließ, was war in dem teutschen Volke, was belebte es, was zog es zusammen? Es war ein junges, schöneres Leben, was seine besseren Schriftsteller angezündet hatten, ein allgemein werdendes Gefühl von dem, was in dem Volke liege und was es werth sei; und daher eine gewisse Annäherung und Hinneigung aller zu allen, wenigstens durch den Sinn: mehr vielleicht, als

es je vorher gewesen war. Man fing an auf den Namen Teutscher, auf teutsche Kunst und Sitte stolz zu werden, und dieser Stolz hätte gewiß ein heiliges, unsichtbares Band um das ganze Volk geschlungen und es endlich zur Einheit der Gesinnung zusammengezogen, wäre nicht die französische Revolution dazwischen gekommen. Da diese darein trat und neue ungeheure Dinge und Verhältnisse in die Welt brachte, wäre es die Ordnung gewesen, daß unsre Meister der Sprache und des Volkssinnes die Begebenheiten und Erfolge der Zeit begleitet und ihr Volk auf das Nothwendige und Wahre hingewiesen hätten. Sie hätten der stilleren und reineren Begeisterung, die in dem Volke brannte, pflegen; sie hätten, als das Freiheitsgeschrei und das Blutgetümmel bei den Nachbarn begann, mitgehen und dem Volke zeigen müssen, was frei, was tapfer, was edel, und menschlich sei; ihm zeigen müssen, welche Tugenden, welche Aufopferungen es in dieser Zeit der Gefahr und Verwirrung erhärten müsse: auch sie hätten eine Vaterlandsbegei-

sterung, einen Menschlichkeitsenthusiasmus, einen schöneren Freiheitsgeist, als jene hatten und haben konnten, in die Brüste der Teutschen hauchen müssen. Hätten sie dies gethan, hätten sie mit allen Stimmen der Weisheit und der Erfahrung, mit allen allmächtigen Zaubertönen des Patriotismus und der Seelenhoheit die Zeit aufgerufen — gewiß es stände anders bei uns. An ihnen, an ihrer Glorie, an ihrem Worte hätte das Volk, hätten selbst die Fürsten und ihre Räthe sich erkannt; Scham hätte die Schlechten und Feigen gefesselt; Ehre und Hoheit die Tapfern und Biedern begeistert. Sie überließen die heiligste Sache elenden Knechten und Halblingen, und tollköpfigen Schreiern und Verwirrern. Und wer hatte mehr Recht und mehr Beruf, des heiligen Amtes der Rather und Wächter zu pflegen, als grade sie? sie, die durch die Sprache, die Sitte, die durch den tieferen und besseren Sinn des Volkes alles sind, was sie sind? sie, die mit dem Volke die Ehren ihrer Herrlichkeit verlieren? O daß auch diese dunkel da stehen, daß diese

ihr Fürstenthum, das schönste aller, nicht behauptet haben! Klagen über das Vaterland, über die Verbrechen der Schlechten und die Irrthümer der Besten wann werdet ihr verstummen?

Auch die Herrscher und Fürsten des Volks begriffen die Zeit und sich und ihr Verhältniß in der Zeit nicht. Wir sehen noch einmal kurz, wie sie gegen einander und über einander standen.

Daß Preußen und Oesterreich als nebenbuhlende Mächte in Teutschland einander gegenüber standen, war das gröste Unglück; dies Unglück danken wir der Kühnheit und Seelengröße des unsterblichen Friederich. Im Anfange der französischen Revolution verband Wien und Berlin nicht Schrecken — denn wie lange währte es, daß man von der eigentlichen Gefahr dieser Revolution gar keine Ahndung hatte! — sondern ein königlicher Unwille, und vielleicht die Hoffnung leichter Beute verband sie. Aber was man so leicht und kurz geglaubt hatte, ward ein langes und gefährliches Spiel, und durch

Aufhetzungen der Führer Frankreichs, durch wilden Enthusiasmus der Menge, durch Uebung des Bluts und der Schrecken standen die Franzosen, die man hatte zerschmeißen und vernichten wollen, als das fürchterlichste aller Völker da. Jetzt sah man, wohin das Uebergewicht zog; der Punkt war zu blutig hell erleuchtet, als daß man ihn nicht hätte sehen sollen. Nun war wirklich durch eine gemeinschaftliche größere Gefahr, die beide endlich zu verschlingen drohte, die Zeit da, daß Oesterreich und Preußen des alten politischen Verhältnisses, welches durch einen neuen Schwerpunkt der Wagschale des europäischen Gleichgewichts sich von selbst aufhob, vergessen und für sich selbst und das Vaterland enger zusammentreten mußten. Noch hatte Frankreich bloß seine eignen natürlichen, durch die Revolution beflügelten und verquickten, Kräfte, seine eignen Hülfsmittel; noch hatten nicht alle Länder Zins bezahlt, noch hatten nicht alle Festungen Geschütz und Vorräthe hergegeben, um die Uebrigen desto leichter zu unterjochen: überdies hatten die

Revolutionsanſtrengungen, die Auswanderungen, die politiſchen Gräuel und Verheerungen aller Art es in ſeinem Innern ſchrecklich ermattet und zerrüttet. Teutſchland dagegen war unberührt, volkreich, wohlhabend durch einen langen Frieden; ſeine Ehre war noch ungebrochen, ſeine Männer waren noch nicht beſchimpft. Wenn Preußen und Oeſterreich groß politiſch hätten eingreifen können, wie ſie nachher kleinpolitiſch ſchlichen und tappten; wenn ſie das Volk, was von ihnen gemeinſchaftlich zu faſſen war, hätten faſſen können, ſo konnte teutſche Macht und teutſches Volk allein gegenwiegen, und Ehre und Freiheit wurden durch die Freiheitſchreier nicht aus Europa verbannt. Und hatte Frankreich durch die Revolution einen ſchnelleren Kriegsſchwung und eine leichtere Sammlung ſeiner Kräfte erhalten, ſo waren England, Spanien, ein Theil der italiäniſchen Staaten noch mit in dem allgemeinen Kriege gegen daſſelbe und ſchwächten ſeine Wirkung nach dem Rhein hin. Was geſchah? Preuſſen, das vielleicht leichtſinnig hineingefahren

war in dieſen Krieg, ging eben ſo leichtſinnig heraus, riß zwei Drittel der teutſchen Kräfte mit ſich in zugaffende Unthätigkeit, und überließ das Vaterland und Oeſterreich ihrem Schickſal. Dadurch gewannen die Teutſchen Preußen nicht lieber.

Oeſterreich, das in dem gefährlichen Kampf mit den wilden Revolutionsmännern endlich faſt allein geblieben, war indeſſen einige Jahre nach dem Frieden zu Baſel bis zu der Noth von Campo Formio gekommen. Ein allgemeiner Friede ſollte nun geſchloſſen und in Raſtadt ſollten die Angelegenheiten der Welt und das Schickſal Teutſchlands entſchieden werden. Was ſeitdem geſchehen iſt, liegt vor den Augen aller; aber das Geſpinſt der Unterhandlungen auf dieſem langen Kongreß, das Hin- und Herzerren der einander durchkreuzenden politiſchen Fäden, die kabalirenden Intereſſen, die Partheiungen, und Durchſtechereien der verſchiedenen Völker und Männer ſind als ein unenthülltes, wahrſcheinlich auch wenig intereſſantes Geheimniß den Augen der Welt verborgen

geblieben. Preußen und Oeſterreich hatten indeſſen wieder einige Zeit zur Beſinnung gehabt. Sie unterhandelten auch als die Hauptmächte der Teutſchen, ſprachen aber meiſtens aus dem bittenden, ſelten aus dem warnenden, die Franzoſen ſprachen immer aus dem entſcheidenden und befehlenden Ton. Während ſie nun die Sache des Vaterlandes führen ſollten, während ſie für kleine Vortheile, die ſie bei dem Frieden wünſchten, tauſend geheime und ſchwächliche Gewebe zettelten und wieder auflöſeten, hätten ſie in einem kühnen politiſchen Einverſtändniß, was die Zeit nicht allein rechtfertigte, ſondern auch verlangte, ſich nicht über Teutſchland vertragen und ſo allen ungebührlichen Einfluß der Fremden durchſchneiden können? Preußen behielt die leitende Gewalt über den größten Theil des nördlichen, Oeſterreich über den des ſüdlichen Teutſchlandes; die Fürſten wurden unterworfene Vaſallen für die Freiheit des Vaterlandes, was ſie jetzt für ſeine Knechtſchaft geworden ſind; und das geſtärkte und beſſer verbundene Volk wurde von

beiden in das Feld geführt, um den franzö-
ſiſchen Uebermuth zu bändigen. Siehe! das
wäre zugleich Tüchtigkeit und Pflicht geweſen.
Die Franzoſen hatten ihnen die Kunſt gewie-
ſen, wie man vereinigen und zuſammenſchla-
gen muß; die Zeit wies ihnen, warum ſie es
thun mußten. Die ganze Geſchichte lehrt,
wie viel beſſer das Recht der Schwerdter und
Kugeln, als das der Federn und Kapſeln iſt,
wie es das in allen Zeiten war — und dieſs
zur Zeit allgemeiner Verwirrung und Gewalt
können nicht begreifen, daß ſie über die
Schranken des kleinen Rechts und die Be-
denklichkeiten juriſtiſcher Förmlichkeiten weg-
ſpringen müſſen, damit andere es nicht thun
zu ihrem Aerger und ihrem Verderben. Das
Höchſte iſt die Gerechtigkeit, aber eine groſſe
und erhaltende Politik iſt keine Ungerech-
tigkeit.

Wenn der fromme Glaube der Völker
ſagt, daß die Regierungen und Herrſcher
ihre Macht und Herrlichkeit unmittelbar von
Gott haben, ſo iſt das freilich hundertmal
und tauſendmal gemißbraucht von Deſpoten

und Despotengesellen, aber doch liegt darin eine große Wahrheit. Der Herrscher ist nicht bloß da, dem gemeinen Gesetze seines Landes Majestät und Macht zu erhalten und die Sicherheit und den Besitz jedes einzelnen Mitbürgers darunter zu schützen, sondern zwischen ihm und seinem Volke, zwischen seinem Volke und den Völkern, zwischen seiner Zeit und der vergangenen und zukünftigen Zeit — schwebt noch ein anderes magisches und geheimnißvolles Schattenbild, das ich ein allgemeines höchstes Bild aller Gesetze nennen mögte. Dieses Bild der Majestät, oder vielmehr für die Majestät, ist der höchste Leiter und Richter der Herrscher, der zwischen ihnen und der Mitwelt, mehr noch zwischen ihnen und der Nachwelt steht. Ich spreche hier von dem Gesetze der Politik, welches als die feinste Vergeistigung des allgemeinen Zeitgeistes, als die höchste irdische Nothwendigkeit der Dinge in ihm selbst seinen Grund und sein Gericht trägt. Dieses Gesetz darf sich nie in den Begriff des Bürgergesetzes und der Bürgerrechtlichkeit verlaufen, ohne dem

Herrscher alle Kraft und Kühnheit und seinem Thun alle Hoheit und Majestät zu nehmen. Sein Kreis ist unendlich weiter, denn von ihm wird allein an Gott, an das Volk, und an die Völker, und letztens an die Nachwelt appellirt, die auch auf diesem Gebiete Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Treulosigkeit unerbittlich verdammen. Ludwig der Eilfte, Philipp der Zweite, Heinrich der Achte stehen verächtlich in der Geschichte; Heinrich der Vierte, Gustav Adolf, Friedrich der Zweite leuchten, und nicht allein wegen ihrer kriegerischen Thaten, sondern wegen Tugenden: doch wo ist der Mann, der sagen darf, diese seien immer gerecht und treu gewesen, wie Einzelne es seyn sollen? Ein Beispiel: daß Gustav Adolf bei seiner Ankunft in Pommern Stettin überrumpelte, war bürgerlich ungerecht: da darf man fremdes Gut nicht ohne Einwilligung nehmen; aber es wäre eine Dummheit und zugleich ein Verbrechen an der Welt gewesen, wenn er es nicht überrumpelt hätte. Alle politische Dummheiten sind Verbrechen. Noch ein Beispiel: Preu-

ßen, als es seinen baseler Frieden geschlossen hatte, mußte Holland besetzen und als Sicherheit fest halten; Hollands Festungen mußten sein Schutz, seine Dukaten seine Werber werden. Die Welt hätte Räuber und Bandit geschrieen; aber Preußen wäre vielleicht noch da, Teutschland und Europa wären noch frei; die Zeit, welche Kühnheiten so gern rechtfertigt, hätte diese Kühnheit lange gerechtfertigt. Nur die Reihe der Thaten und Begebenheiten eines Volkes und eines Herrschers geben uns ein Bild ihrer Würdigung nach diesem Gesetze; aber gewöhnlich ist der Geist und die Nothwendigkeit, womit etwas gethan wird, selbst unter der Menge schon so viel umherwandelnd, daß es bald entschieden wird, wo Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, wilde Eroberungskust oder kluge Sicherheit im Spiele war. Wer aber die Politik auf den kleinen bürgerlichen Maßstab herabsetzt, der wird das Kleine groß und das Große klein thun.

Oesterreich und Preußen konnten dies nicht begreifen. Hätten sie kühn zu seyn

und im großen Sinn zu nehmen gewagt, sie hätten sich vertragen können; weil sie im kleinen Stil gewinnen wollten, so brauchten sie viele Helfershelfer und konnten nicht einig werden. Dieser letzte Zeitpunkt, wo für Deutschland leicht etwas hätte gethan werden können, wenn man es mit Kraft und Verstand angegriffen hätte, war im Sommer und Herbst 1798; aber kleinliche Nebenbuhlerei, kleiner Geiz, der immer nur drei Schritt weit sieht und von Natur feig ist, selbst völlige Unkunde der Zeit, und der Gefahr, wo sie eigentlich war, trennten die beiden Staaten, die nun sich hätten die Hände zum Bündnisse bieten müssen. Auch Paul, der unterdessen den russischen Thron bestiegen hatte, kam nun mit in das kriegerische und politische Spiel von Westeuropa, wobei seine Mutter Katharine bloß die schadenfrohe Zuschauerin gemacht hatte. Die rastadter Unterhandlungen, von allen Seiten ein echtes politisches Possenspiel, zergingen, und er trat mit Oestreich und England gegen Frankreich in die Rennbahn. Dieser glück-

lich angefangene Krieg endigte unglücklich und brachte Bonaparten auf den Thron von Frankreich und an die Spitze Europas. Deutschland lag nun entwaffnet, verlassen, beschimpft da, und mußte sich bei dem Friedensschlusse fast immer aus Gnaden behandeln lassen. Das geschwächte und durch Niederlagen erschöpfte Oestreich hatte keinen einzigen Kontinentalbundsgenossen, der es ein wenig hätte halten können. Der Kaiser Paul war von ihm abgetreten und fing selbst an sich zu Bonaparten zu neigen, der den Russen sogar den Schein von Mitvermittlern des Friedens ließ. Preußen sah bloß auf kleine Erwerbe hin, die ihm der Friede geben sollte, und versäumte darüber die grossen, es hatte nie gewußt, was es durch eigne Herrlichkeit hätte erwerben können, wenn es verstanden hätte herrlich zu seyn. Man konnte in den Jahren 1800 und 1801 die folgenden Jahre sehen, die mit ihren unseligen und gräuelvollen Erfolgen und Begebenheiten nun blutig vor uns liegen: ja man konnte schon die sehen, die noch schimpf-

licher und gräuelvoller zunächst kommen werden. Deutschland ward in dem Frieden und in der Art, wie es unterhandelte und die Fremden walten ließ, erst völlig überwunden, denn der letzte Wahn von eigener Selbstkraft und Herrlichkeit mußte da verschwinden: seine ersten Mächte erschienen dabei nicht als die mitentscheidenden und mitbefehlenden, sondern als die bittenden und gehorchenden. Preußen mit 250000 Mann eines Heers, das noch einen großen Wahn für sich hatte, das sich selbst vertraute, und künftig würde vertraut haben, wenn man es nicht zur Unzeit von der Bahn gerissen hätte, wo natürlich jeder unterliegen mußte, der nicht in Uebung blieb; Preußen, damals an der Spitze von Nord- und Mitteldeutschland, damals durch eigene Stärke und fremden Glauben so gestützt, daß bei der kleinsten Bewegung auch die übrigen deutschen Fürsten, Männer, und Städte sich unter seine Fittiche gesammelt haben würden; Preußen, auch politisch durch Oesterreichs Schwäche aufgefordert, nun

vorzutreten, wo jenes zurück stehen, zu gebieten, wo jenes schweigen, zu gewinnen, wo jenes verlieren mußte, und so alles [illegible] ter sich her zu reißen; Preußen, wenn es Augen zu sehen und Ohren zu hören gehabt hätte, politisch noch mehr aufgefordert, sich jetzt an Oesterreich anzuschließen, gemeinschaftlich und redlich das Sinkende und Zusammenstürzende zu halten, kühn und fest dem unterminirenden, schmeichelnden, und treulosen, Ehrgeizigen zu begegnen, der lüstern nach den Ländern und Thronen hinlauerte. — Preußen verstand die Rolle nicht, wozu es berufen war; es wußte nicht, was es im Vaterlande bedeuten konnte und sollte; es wußte nicht, daß man in Mitten von Gefahren nur durch die Lust an Gefahren besteht. Wo war der Geist, der in einem zweimal kleineren und ohnmächtigeren Staate sich einst mit seinem gewaltigen Leben bewegte und die Enden der Welt und der Dinge umfaßte? wo war der Geist, der die Gegenwart auf seinen Riesenschultern trug und die Zukunft mit ihren Schicksalen

und Begebenheiten wie ein Knäul zusammenwickelte, und ihre Fäden abrollen ließ, wie er wollte? wo war die allumfassende, allvorhersehende, und allhaltende Kraft des unsterblichen Friederich? wo war der Stolz, der immer der erste, die Ehre, die immer die glänzendste, die Thätigkeit, die immer die weiseste seyn wollte? was war aus der Gewalt der Waffen, der Hoheit der Meinung, dem Muth des Soldaten, dem Eifer des Bürgers geworden? Alles Ebene und Windstille, wo die Zeit das Rauheste und Wildeste zum Kampf aufgerufen hatte, wo ihre fürchterlichen Erdbeben und Vulkane die weite Erde erschütterten und verheerten; alles Einbildung und Wahn, wo die gewaltigste Wirklichkeit und der reißendste Untergang zu hohem Verstand und festem Ernst auf Leben und Tod herausforderten. Ach, wie war alles todt, alt, und matt geworden! Schwächliche Gutmüthigkeit und fremden Kräften vertrauende Halbheit bei denen, welche die ersten seyn sollten; kein Aug bei den Räthen, keine Begeisterung bei den

Feldherren, kein Vertrauen bei dem Soldaten, kein Stolz bei dem Bürger. Wir sind geehrt und gefürchtet, wir sind glücklich und reich — das war das höchste Gefühl, aber auch das auf einer Lüge ruhend. Was Ehre erhalten, was Furcht erschaffen, was Glück und Reichthum herrlich machen kann, wer kannte, ja wer ahndete das? So ward aus Liebe des Friedens die Sicherheit des Friedens verspielt; bei guter Gesinnung vertraute man der Vorsehung mehr, als man ihr vertrauen darf: der Mensch als Bürger soll so stolz seyn, daß er wähnt die politische Vorsehung zu machen. Die Franzosen, der kühnen Gewalt gewohnt, griffen zu, wo die andern nicht festhielten. Bonaparte, ohne daß er schon sagen konnte: ich sitze fest auf meinem Thron und bin der einzige Entscheider der Dinge, warf schon hier das Loos über die Länder, weil man es ihn werfen ließ. Hier war es, wo er mit lüsterner Schadenfreude die Schwäche und Unwissenheit derer kennen lernte, die

ihm hätten widerſtehen können: hier war es, wo er den bröckelichten und ohnmächtigen Zuſtand kennen lernte, nicht bloß des elenden und uralten, aber deswegen nicht urheiligen deutſchen Staatsgebäudes, ſondern des allgemeinen europäiſchen Staatsgebäudes. Er hielt die blutigen Revolutionshebel in verwegenen Händen, und wer konnte von dem Kühnen und Ehrgeizigen nicht fürchten, daß er bald verſuchen werde, die ſchon erſchütterte und wankende Welt damit völlig überzuwippen? Er wußte, woher der Sturm der Zeit wehete, wohin ihre Wellenbrandung überſtürzte; und man wollte nicht fürchten, daß er Sturm und Brandung loslaſſen werde zur Verwüſtung? Wie anders wäre es geweſen, wenn Preußen mit 200000 Unterhändlern jenſeit des Fichtelwaldes und der Weſer geſtanden hätte! ach! wie anders, wenn es großmüthig, patriotiſch und klug Moreau und Macdonald, als ſie am Inn und den Alpen ſtanden, in den Rücken gekommen wäre! Doch zu ſolchen heiligen Unehrlichkeiten war man

zu ehrlich und ſorglos, obgleich franzöſiſche Treuloſigkeit und Büberei ſchon mehr als Einem Fürſten und Volke die Netze ſolcher Liſt um den Kopf geworfen hatten; wie anders, wenn es das Schwerdt gezogen und das Wort geführt hätte, wie der einzige und erſte noch unbezwungene Germanenſtaat! Wäre der Friede dann auch ſo geſchloſſen, ſeine Art wäre anders geweſen, das Volk hätte Glauben und Vertrauen behalten, den Fürſten und Männern wäre die letzte Ehre nicht ausgezogen, und ſelbſt Bonapartens Ehrgeitz hätte die Dinge anders angeſehen, weil er ſie anders hätte anſehen müſſen. Er konnte damals noch nicht ſo eingreifen, wie jetzt; unſicher und gefährlich ſtand er auf Trümmern, die durch fremdes Silber und Gold, durch den Raub aus allen Ländern erſt zu einem feſten Bau wieder zuſammengefügt werden ſollten. Aber keiner ſorgte weder für die eigene noch fremde Sicherheit, man gab ihm alles ohne Kampf hin, Holland, die Schweitz, Italien ganz, einen großen Theil Teutſchlands zinsbar, Spa-

nien und Portugal unter dem Namen der Bundsgenoſſenſchaft nicht beſſer. Mit dieſen Hülfsmitteln, die der gebietende Deſpot auswärts beſſer und freier gebrauchen durfte, als die daheim bei ſich, konnte er nun ſeinen jungen Thron ſtützen, ſein furchtbares Heer noch gröſſer und furchtbarer und ſeinen Anlauf der künftigen Jahre noch wüthender und unwiderſtehlicher machen, als alles, was man ſeit einem Jahrtauſend in Europa geſehen hatte. Hier und nirgends anderswo liegen die Niederlagen und Nöthen von 1805 und 1806, hier das Elend und die Schmach, worin Europa faſt erliegen will und erliegen wird, wenn man nicht verzweifeln und haſſen lernt, wie man ſoll; hier und nirgends anderswo liegen die Wunderthaten ſeiner Heere und Feldherren, die nie geſehenen, nie gehörten Wunderthaten des einzigen, unüberwindlichen, und unübertrefflichen Helden, den die Annalen der Weltgeſchichte zeigen. — Paris ward nun der Fokus, wohin die teutſchen Fürſten ihre

kleinen Strahlen verſammeln mußten; aber es war ein kalter Fokus: ſie ſchickten die Wärme dahin, und bekamen nimmer keine zurück. Welch eine Fundgrube war dies für die Günſtlinge und Miniſter des erſten Konſuls! Was man dem einen nahm und dem andern gab, mußte erſt ordentlich bezahlt werden, und was nach den Verheerungen und Plünderungen eines langen Krieges von Säften und Kräften und Gold und Silber noch übrig war, ward durch dieſe letzten Federſtriche der Schreiber ſicherer zu der Seine hingezogen, als durch die Schwerdthiebe der Schläger. Unterhandlungen, Geſandtſchaften, befohlene und unbefohlene Reiſen der Fürſten und ihrer Brüder und Söhne gingen nun unaufhörlich zwiſchen dem Rhein und Paris, und Franzöſiſche Hinterliſt zettelte ſchon jetzt das Gewebe ein, was nach wenigen Jahren das Vaterland als ein verwirrendes und lähmendes Netz umſchlingen ſollte. So entſchied Bonaparte eigenmächtig und ohne Widerſtand das Schickſal Teutſchlands, zog die

Menge der kleinen Fürsten in seine Centralkraft, machte die mächtigeren abhängig und biegsam durch den Raub, den er ihnen, wie es ihm gefiel, größer oder kleiner zuwerfen konnte; und als ein feiner Schlaukopf suchte er alle gegen einander aufsätzig und mistrauisch zu machen, was ihm meistens trefflich glückte. Daß er sich als Friedenbringer, Heiland, und Beschützer der teutschen Freiheit hinstellte; daß gegen Oesterreichs Herrschsucht und die in ihr laurende Gefahr gepredigt ward; daß Preußen wegen der weisen und großen Politik bis in den Himmel erhoben ward, wodurch es sich gegen die nie schlummernden Plane habsburgischen Glückes und Ehrgeitzes auf Frankreich gelehnt habe, um die Ruhe Europas und die Freiheit und Selbstständigkeit Teutschlands zu sichern — das war nur natürlich. Aber unnatürlich, himmelschreiend, gleichsam durch ein blindes und unseliges Verhängniß verschuldet war die Versteinerung in Begriffen und Vorurtheilen, welche hätten aufhören sollen. So

konnte Bonaparte über Teutſchland entſcheiden, und dem Kaiſer Paul, der als Mitvermittler der teutſchen Geſchäfte aufgeſtellt ward, mit dem Wahn ſchmeicheln, daß an ſeinem Winke das Weltſchickſal hange. Und Teutſchlands Fürſten in den unſeligen Jahren 1804, 1805 und 1806? Es iſt genug geſagt, was ſie gethan und gelitten haben; was ſoll ich in ihnen das Unglück des teutſchen Vaterlandes wiederholen? Auch ihr, teutſche Grafen, Freiherren und Edle ginget nicht in den Wegen eurer Väter, auch ihr waret verkehrt und verwandelt durch die Zeit, die alles Große klein und alles Hohe niedrig gemacht hat. Mit der kaiſerlichen Macht im Reiche war auch der Stolz der teutſchen Edlen gefallen, ſie hatten kleinen Herren dienen lernen müſſen, ſtatt eines großen; in dem Maaße wie die Verfaſſungen mehr und mehr willkührlich geworden, war die Weisheit und Würde der Männer untergegangen; ſie durften nicht mehr mitſprechen, mitrathen und mithandeln in Angelegenheiten des Volkes, das teutſche Volk

hatte keine Verfassungen mehr, in den meisten Landen ward es von Schreibern regiert, die aus ihren mürben und papiernen Seelen täglich neue Gesetze und Befehle schüttelten; mit der sinkenden Ritterlichkeit war die hohe Zucht der Kaste verfallen, es war keine Gewalt, welche Glanz und Ehre unbefleckt erhielt: ja so tief ward der Adel entwürdigt, daß die gemeinsten Menschen adliche Wappen und Rechte um Geld kaufen konnten. Es war in diesen Tagen alles gemein geworden; desto verehrlicher, die Ungemeines thaten: aber leider es waren wenige Ungemeine.

Freilich, hätten alle Edelleute gefühlt, wie sie fühlen sollten, nimmer hätte geschehen können, was wir erlebt haben. Des Adels Pflicht war, nächst den Fürsten die Ehre des Volks zu vertreten. Wahrlich kein teutscher Mann focht in dieser jammervollen Zeit gegen einen teutschen Mann, wenn kein Edelmann anführen wollte gegen das Vaterland; wahrlich wir wären ein freies und unbezwungenes Volk, wenn jeder

teutſche Mann, deſſen Stimme gehört werden mußte, im Jahr 1805 gerufen hätte: Laſſet uns aufſtehen, damit die Fremden nicht herrſchen in unſerm Lande. Und konntet ihr gleich nicht alle ſtreiten und wirken mit Kopf und Fauſt für euer Land, nimmer mußtet ihr ſtreiten und wirken mit dem Verderber gegen euer Land, nimmer mußtet ihr ihm einrichten, verwalten, bändigen, überziehen helfen, wie viele von euch thun. Freilich ihr hättet euch zuſammenſtellen ſollen, alles, was Edelmann heißt; ihr hättet euch zuſammenſtellen, das Schwerdt ziehen, und Rache und Freiheit rufen ſollen; Blut hätte fließen ſollen von Freunden und Feinden: und das Volk hätte ſeinen Zorn und ſeine Stärke gefühlt, und ihr wäret mit Ehren geſtorben, oder hättet mit Ehren gelebt. Sprecht nicht von der Geſchicklichkeit, Wachſamkeit und Macht des Feindes, was wollte er anfangen mit dem Volke? was wollte er anfangen mit dem grimmigen ſauſenden Bienenſchwarm ohne

Weiser? Ihr sagt, er hätte das Volk ärger zertreten und geschändet, wenn er euch nicht als Vermittler und Zwischenträger gehabt hätte. Ihr sprechet wahr, ihr Vermittler und Zwischenträger der Knechtschaft. Alles wäre sogleich in der tollsten Verwirrung und Wuth aufgelöst worden; aber wie hätte er ohne euch das Volk bändigen wollen, daß es nicht aufstände? wie hätte er hindern wollen, daß Grimm und Verzweiflung nicht Männer an die Spitze stellten, die zu Einem Stoß das Verlassene sammeln und das Getheilte vereinigen konnten? — Und euch, was wollte er euch thun, wenn ihr alle für Einen Mann und Eine Ehre standet? euch einkerkern, wegführen, erschießen? Das mußtet ihr dulden, ja das mußtet ihr wollen; denn das war eure Pflicht und euer Ruhm. Und glaubt mir, er that es nicht, wenn ihr alle gleichen Stolz zeigtet: ein starker Wille ist unendlich mehr, als eine starke That, er gebiehrt täglich neue Thaten. Erkannte Bonaparte diesen Willen in euch, die für dreißig Millionen die Weiser und

Führer seyn sollten, er ließ ab Teutschland unterjochen zu wollen.

Ich zeige euch ein hohes Beispiel, ein glänzendes Beispiel, das edle Volk, was hinter den Pyrenäen wohnt. Wie hat Lüge, Betrug, List und Schande hier gespielt, das Werk der Unterjochung ohne Arbeit und Blut zu vollenden! Doch standen die Spanier auf, und offenbarten den Hochsinn, den Stolz, den Muth ihrer Väter. Ohne den Adel, die Priester, die Beamten wären sie schon Sklaven. Sie stehen mit dem Fürchterlichen in einem gefährlichen Kampf. Wird das Recht das Unrecht besiegen, die Ehre die Schande? Wie das Schicksal auch die Loose der Dinge schüttelt, die Geschichte wird hier unsterbliche Namen aufzeichnen, wenn sie manche teutsche Edle brandmarken muß. Heil und Glück dir, edles Volk! Wagten teutsche Ritter und Männer Gleiches, wagten sie es auf Leben und Tod, so wäre das Vaterland befreiet und Europa gerettet.

Ich fragte oben: ihr Teutſche, was will derjenige mit euch, der auf den Trümmern eures Staates gebietet? Die Antwort kann kurz ſeyn. Ich habe genug von ihm geſprochen, genug geſprochen mit euch, zu euch, gegen euch: und er iſt es doch endlich, auf welchen alle dieſe Worte zuletzt gehen. Er hat gelogen und er lügt. Ein edler Mann ſelbſt, der die Welt regiert, kann der ganzen Welt nicht die Wahrheit ſagen: ein liſtiger Mann darf es nie. Ihr wiſſet, mit welcher Schlauheit er anfangs ſeinen verborgenen politiſchen Minengang ging. Mit dem Glücke und der Allmacht iſt er offener geworden: aber immer noch gaukelt und tändelt er mit den Zeitgenoſſen. Ich will euch denn noch einmal ganz kurz ſagen, was die ſogenannten Wunder und Geheimniſſe ſeiner Politik bedeuten. Dieſer ſchlaue, kühne, ſtolze, unruhige Mann hat den weiteſten Plan gefaßt, der ſeit den Römern in dem Haupte eines Europäers brütete, er verfolgt ihn mit der größten Geſchwindigkeit und Folge

in Grundſätzen und Ausübungen. Es ſoll nur Ein Herr ſeyn und Ein Herrſchervolk, dieſes der einzige Lebenspuls, das allmächtige Centrum der Welt. Alle andere Völker und Länder werden zerſtückelt und geſchwächt, in dem Maaße mehr zerſtückelt und geſchwächt, wie ſie entfernter vom Centrum ſind. Deswegen iſt Italien zerſtückelt; deswegen hat er die mächtigeren Staaten Teutſchlands verkleinert; deswegen zieht er jetzt gegen Spanien; deswegen wird er bald wieder gegen Rußland und die Türken ziehen, und ſo weiter, wie weit ſein Ehrgeiz und ſeine Unruhe ihn treiben, bis das Schickſal ihm das Ziel ſetzet.

Seine Art hiezu zu gelangen iſt vortrefflich; denn er iſt ein vortrefflicher Schelm. Ich brauche euch nur auf das Spiel hinzuweiſen, das er mit euch geſpielt hat und noch alle Tage ſpielt. Er hat die Großen in Teutſchland noch nicht klein genug machen können, deswegen iſt er hie und da noch mäßig gegen die Kleinen. Alte und

neue Zwietracht aussäen oder bestätigen; alten und neuen Vorurtheilen schmeicheln; alle teutsche Formen beibehalten, welche die Unbehülflichkeit und Kleingeisterei des Volkes bewahren; mit Hoffnungen und Versprechungen hinweisen auf den künftigen Frieden; mit geheimen Einrichtungen und Wohlthaten ködern, die kommen werden, wann er der Vollendung seines Planes nahet — o das versteht er als ein Meister. Aber hört mich, ich verstehe ihn: ich will euch sagen, wie es gehen wird.

Ist er fertig, hat er nichts mehr zu fürchten noch zu sorgen, so stößt er einen teutschen Fürsten nach dem andern von seinem Stuhl und setzt französische Statthalter an ihre Stellen: es wird werden, wie es unter Nero und Heliogabal war; was sage ich? es wird bleiben, wie es in Italien und Teutschland schon ist. Französische Generale, Aufseher, Zöllner, Günstlinge, Windbeutel und Abentheurer aller Art strömen von Paris aus, die groben Allemannen fein,

liederlich und arm zu machen; ſie ſuchen nur Gold in dem Lande der Grobheit und Barbarei, und fliehen dann nach der Hauptſtadt der Welt zurück, um als Menſchen leben zu können. Haben die Uebermüthigen euch nicht vor hundert und vor funfzig Jahren ſchon ſo angeſehen? und werden ſie nach funfzig Jahren euch nicht viel übermüthiger anſehen? und nicht allein anſehen, ſondern auch behandeln? Damit das Syſtem der Weltſklaverei ſich trage, muß wieder die römiſche Weiſe gelten; Spanier, Albaneſen, vielleicht Syrer und Aegypter liegen in euren Feſtungen und zügeln das ſträubende Volk; eure Jugend ſteht an der Rewa, am Helleſpont, vielleicht am Orontes und Nil, andern Unterjochten Gleiches zu thun. Wo keine Selbſtſtändigkeit und kein Stolz iſt, da iſt auch kein Geiſt und keine Liebe mehr. Ihr werdet verächtliche Sklaven ohne Sitten, ohne Sprache, ohne Wiſſenſchaft und Kunſt.

Kurz und ruhig iſt das Wort der Wahrheit; kurz und ruhig habe ich euch es hin-

geſtellt, wie der Korſe es will, und wie es ſeyn wird, wenn ihr nicht Beſſeres wollet, als er. Genug von ihm! Nun ein kurzes und wahres Wort zu euch, teutſche Männer, ein Wort der Liebe und des Glaubens auf Tugenden, die ihr nicht verloren, die ihr nur verkannt habt, auf Hoffnungen, die mehr ſind als Hoffnungen, auf Hülfen, die Wirklichkeiten werden können.

Zuerſt die kalte Sprache des Verſtandes, die ruhige Hinſtellung deſſen, was iſt, bei dem wärmſten Gefühl deſſen, was ſeyn könnte und ſeyn ſollte. Nur Eine lichte Idee gebe ich euch. O daß alle ſie fühlten wie ich! daß alle ſie ausſprächen und ausführten vor dem Volke, wie ich es will! — und ſogleich ſtehen wieder teutſche Heere am Rhein, ſtehen mächtiger und zuverſichtlicher da, als in den Jahren 1793 und 1794. Seid ihr ein aufgeklärtes und geſcheutes Volk, was ihr euch anmaaßet, ſo höret mich, ſo vernehmet mich! und kein Franzoſe wird künftig über euch hahnlächeln,

Was ihr waret und was ihr ſeid, darf nicht bleiben. Eure Vielherrſchaft wird Alleinherrſchaft, wenn ihr ſie beibehalten wollet. Das Alte iſt vergangen, ihr müſſet das Neue ſuchen. Leſet Tacitus und Plinius, und ſchämet euch! eure Väter in den Thierfellen waren viel klügere Männer, als ihr. In Zeit des Friedens und der Ruhe wohnten die Gauen jeder für ſich unter ihren kleinen Fürſten und Anführern; in Zeit des Krieges und der Gefahr wählten ſie den tapferſten der Fürſten zum Führer, der dann diktatoriſch über alle gebot. Ich frage euch: ſeid ihr im Frieden, im Glück? iſt nicht die tiefſte Noth, die gräßlichſte Gefahr nahe, Freiheit, Selbſtſtändigkeit, Namen zu verlieren? was müſſet ihr denn thun? Nicht länger dumm ſeyn, ſondern thun, was die Zeit gebietet.

Ach! ihr wollet die fürchterliche Zeit immer noch nicht begreifen; ihr waget immer noch nicht unverwandten Blickes ſo lange in ihr volles Verderben zu ſchauen, bis

Muth und Zorn auf Tod und Leben in euch erwacht sind. Will ich die Liebe und Treue schelten, wodurch ihr zurückgehalten werdet? Wahrlich nicht ich; aber sie soll euch nicht binden für den Dienst des fremden Tyrannen. Es ist eine heiligere und unverletzlichere Treue und Liebe, welche jeder teutsche Mann bei der Geburt geschworen hat, die Liebe und Treue zum teutschen Vaterlande. Diese muß euch verbinden, diese muß euch jenen stolzen Geist der Gemeinschaft einhauchen, wodurch ihr Einer für alle und alle für Einen zusammen stehen und siegen oder sterben wollet; dieser muß euch wie verzehrende Flammen auf die Geschwader eurer Plager treiben; durch diesen muß der geschändete teutsche Name wieder zu Glanz und Ehren kommen.

Ich will einmal vor euch spielen, ich will euch ein Bild hinstellen, was That seyn könnte, was schon hätte That seyn sollen, wenn die, welche für das ganze Volk denken und empfinden sollen, groß dächten

und fühlten. Ich bin denn einer der Fürſten oder Feldherren, welche jetzt auf Befehl des franzöſiſchen Deſpoten teutſche Legionen über den Rhein geführt haben *); ich ziehe denn mit ihnen durch das heilige germaniſche Land von Heſſen und Weſtphalen; die groſſen Thaten, die ſtolzen Erinnerungen, die frommen Streite der Väter ſteigen vor mir auf; die Feigheit, die Schmach, die Schlaffheit der Gegenwärtigen empören mich; ich wage ein Werk für das Vaterland, ich berufe die Führer und die Männer; mein Marsfeld iſt das Land, wo die Cheruſker, die Katten, die Sachſen, die Frieſen fochten: alſo ſpreche ich zu ihnen:

Brüder und Landsleute, wir ziehen heute über einen heiligen Boden; aber ziehen wir, fliehende Feinde zu verfolgen? ziehen wir, anrückenden Feinden zu begegnen? ziehen

*) Im Herbſt 1808. und Winter 1809. als dies geſchrieben ward, wurden viele rheinbündiſche Truppen an dem Rhein und jenſeits des Rheins zuſammengezogen, als wenn ſie nach Spanien gehen ſollten; viele gingen auch dahin.

wir, das Vaterland von einem meuterischen und zuchtlosen Gesindel zu befreien, das seinem Glücke und seiner Freiheit drohet und in die Fremde zum Tode geführt werden muß? — O stehet hier, und höret mich, höret mich, wenn ein teutsches Herz in euren Brüsten schlägt! denn hohe Erinnerungen umgeben uns hier, heilige Pflichten sprechen uns an, wohin wir den staunenden Blick wenden. Kennet ihr dies Land? kennet ihr die Erde, worauf ihr tretet? kennet ihr die Berge und die Wälder, die aus der Ferne vor eurem Blicke aufdämmern? Dies ist das Land, wo die Cherusker und Katten schlugen, wo Drusus, Germanikus, Julianus mit zertrümmerten Legionen über den Rhein fliehen mußten; dies sind die Wälder und Thäler, wo Herrmann Varus Heer vernichtete und aus den Gebeinen der Erschlagenen einen Altar der Rache aufthürmte, ein herrliches Denkmal der Freiheit; dies sind die Berge, von welchen die edlen Katten die Römer mit blutigem Schrecken zurückjagten, die Berge, wo die Franzosen, wel-

chen ihr zuziehen wollet, vor funfzig Jahren vor den Hessen und Braunschweigern flohen; dies ist die freie Erde, welche die Sachsen und Friesen dreißig Jahre mit dem Blute der Franken düngten; dies sind die Ströme und Quellen, wo der Bluttäufer Karl einst die Freiheit verhöhnte und das Christenthum entehrte. Was sage ich anders, als daß dies ein Land der Freien ist, wo edel gestritten und edel gestorben ward?

Und wir? was wollen wir? wohin ziehen wir? wozu ziehen wir? Ihr murmelt, ihr zürnet — schweigt, meine Brüder, und hört mich! Ein fremder Fürst, der Fürst des übermüthigsten, von uns gehaßtesten Volkes, heißt uns über den Rhein ihm zuziehen. Er treibt seine Legionen gegen ein tapferes, freies Volk, gegen die Spanier, daß sie seine Knechte werden; uns zieht er sich nach, zuerst, daß er uns sicher habe, dann, daß er uns brauche, überschwemmen und zerstören zu helfen, wann er die ersten großen Tyrannenschläge gethan hat. Was

erröthet, was erbleichet ihr, Männer? was sehet ihr düster mich an? Ja es ist wahr, wir heißen Bundsgenossen, aber wir sind Knechte; die Römer wollten unsre Väter Bundsgenossen nennen, aber sie verschmähten den Namen, und sie blieben Freie. — Ueber den Rhein wollen wir ziehen gegen unser Land, gegen unsere Freiheit, gegen unsere Ehre. O heilige Schatten, die diese geweihten Orte umschweben, ihr werdet uns als Furien folgen, und nie wird eine Glorie um unsere Fahnen leuchten. — Auf denn, Freunde! frisch auf zum Rhein! und Mainz und Wesel und Landau rasch berannt und genommen; dann gerufen: Freiheit und Oesterreich! dann gerufen: Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte! — Was zittert ihr? was greifet ihr an die Schwerdter? was schauet ihr die stumme Erde an? o könnte sie sprechen, ihr würdet vernehmen, was euch noch mehr beschämen würde. Ich sehe, ihr fühlet, daß ihr Teutsche seid; aber ihr kennet euch selbst nicht, ihr kennet nur den schrecklichen Mann, der

die Kraft der Welt versteint hat, um sie zu zerschlagen. Er hat euch gesagt, er ist unüberwindlich, er macht einen Spaziergang gegen die Spanier, kömmt dann wieder zu euch, und strafet jeden, der nicht die Knechtsmiene bewahrt hat. Ihr Männer, noch ein Wort und dann steinigt, zerreißt, zerfleischt mich, wenn ich euch dünke wie ein Narr gesprochen zu haben.

Ich sage euch nichts von den Sünden, Schwächen, Verbrechen der lezten zehen Jahre, ihr kennet sie wie ich; wir ständen heute nicht hier, wenn sie nicht begangen wären: aber ich sage euch, ich seid mächtiger, als ihr vor zehen Jahren waret, wenn ihr klug werden wollet. Bonaparte, der unüberwindliche Bonaparte, ist nicht so mächtig, als die Franzosen im Herbst 1793 waren: jene fürchterliche Gewalt, die damals stieß, ist nur einmal gewesen. Ihr aber, was habt ihr verloren, wenn ihr klug seyn wollet? Den Wahn habt ihr verloren, die Vorurtheile, die Zwietracht, die euch verdorben haben. Ihr habt noch alles An-

dere, wodurch ihr dem Feinde begegnen könnet: ihr habt Menschen und Eisen, ihr habt Korn und Vieh. Nur zusammen! zusammen! ruft Oesterreich auf; unterwerft euch Oesterreich als König von Germanien; strengt eure Kräfte an; braucht die reichen Hülfsmittel für euch selbst, die der Feind so listig gegen euch gebraucht hat — und bald werden eure Fahnen jenseit des Rheins wehen. Bonapartens Hülfen sind gar nicht unermeßlich, wenn er nur auf Männer träfe. Er rechnet euch sechzig Millionen vor, die er beherrscht, und beweiset euch, daß es von euch dreyßig Millionen eine Narrheit seyn würde, an dem Joche zu rütteln; er rechnet euch seine siegreichen Heere vor, seine erfahrnen Feldherren, sein Glück und seine Kunst. Jene sechzig Millionen sind da, aber sie sind nicht seine Macht und Stärke. Ihr seid mitgezählt, die nun gegen ihn ziehen sollet, die Italiäner sind mitgezählt, die Holländer, auch die Spanier, die er unterjochen will. Wahrlich diese vermehren ihm die Kraft nur scheinbar; käme ein gewalti-

ger Stoß — ihr allein seid das Volk, das ihn geben könnte — wie würden die beschimpften Völker sich rühren! Je weiter sein Umgriff wird, desto mehr Blößen bekömmt er; denn er gebraucht Heere, und wenn man es recht meint, französische Heere, die Unterjochten zu zügeln: für Spanien allein, gesetzt er bezwingt es, würde er doch immer 150000 Franzosen nöthig haben, wenn wir an dem Rhein ordentlich ansetzten. Wir hätten also nur Franzosen gegen uns, ein tapferes, streitbares Volk, aber das dann an allen Seiten gezwackt und beschäftigt würde. Sollten wir vereinte dreißig Millionen vor vereinten vier und zwanzig Millionen zittern? — Die Uebung seiner Heere, seine Feldherren, er selbst, sein Glück und seine Künste das sind allerdings große Worte; aber wenn wir gerüstet sind, frei zu leben und zu sterben, fürchtet ihr, daß die Franzosen uns unterjochen können? O verzeihet mir! ich sehe es an eurem glühenden Unwillen, daß ihr das nicht fürchtet.

Noch ist es Zeit, die letzte, die köstlich-

ste Zeit. Noch stehet etwas Wirkliches, woran wir uns anschließen können, noch haben wir einen Vereinigungspunkt unter etwas, das mehr ist als Schatten und Nahmen. Oesterreich ist noch da, ihr könnet es aufrichten und stärken; ihr könnet euch an ihm und durch dasselbe zu einem teutschen Volke erheben; ihr könnet eure Unehren abwaschen und eure Schimpfe rächen. Das Alte ist dahin; ihr könnet nicht Sachsen, ihr könnet nicht Baiern, ihr könnet nicht Wirtemberger seyn, als eigene Völkchen, ihr müsset Teutsche seyn wollen. Bleibt ihr bei dieser Thorheit, so bleibt in Gottes Nahmen Franzosenknechte, und gebt mir ein Schwerdt, daß ich darein falle und die ewige Schmach meines Volkes nicht länger sehe. — Das Alte ist dahin; ihr müsset ungerechte Vorrechte, ungleiche Ansprüche aufgeben; ihr müsset gleich arbeiten, gleich opfern für die heilige Freiheit und das liebe Vaterland. Das sei das Vorrecht der Ersten, vorderst zu stehen in der Schlacht und in dem Rath, vorderst zu stehen in rastloser Arbeit, in

schlafloser Wachsamkeit, in geschwindester Gefahr; das sei das Vorrecht der Edelsten, zu fallen als die ersten heiligen Opfer, zu fallen in des Vaterlandes glorreichem Dienst.

Ihr seid überrascht, erstaunt, erzürnt; ihr sehet mich an, als hätte ich Gräuliches und Ungeheures gesprochen. Ich kenne euch, ihr seid teutsche Männer, gute, gerechte Männer: ich ehre euer Erstaunen, eure Verwunderung, euren Zorn: aber höret mich weiter, begreifet mich, und gestehet, daß mein Zorn heiliger ist, als der eurige. Wir sollten unsrer Pflicht vergessen, unsern Fürsten absagen? rufet ihr, nein nimmer, nimmermehr! Ich kenne euch wieder, ich ehre dieses Gefühl, aber ich spreche zu eurem Verstande. Ihr seid Männer, und Männer sollen klug seyn. Was sind eure Fürsten und Herrscher? sind sie noch, was sie waren? können sie es noch seyn? wo ist die Majestät ihrer Macht und die Kraft ihres Befehls? wo ist die Ehre Germaniens und der Stolz der Freiheit geblieben? Ach, sie

ſind nicht mehr, ſie haben nur noch den Namen — auch dieſer Name wird bald nicht mehr ſeyn — und mit dieſem Namen täuſcht euch der wälſche Unterdrücker in die ſchimpfliche Sklaverei hinein. Darum ſeid gerüſtet, nicht zum Ungehorſam gegen die Fürſten, ſondern zum Gehorſam gegen das Vaterland, ſeid gerüſtet zur Eintracht, zur Liebe, und Treue, und teutſche Freiheit und Ehre werden wieder erſtehen.

Wie? will ich alles Menſchliche und Heilige aus eurer Bruſt reiſſen? will ich die reinſten Gefühle der Treue und des Gehorſams verletzen? will ich ſo viele Herrſcher, ſo viele uralte und glorreiche Geſchlechter vertilgen? Nein, das will ich nicht, das wollen wir nicht. Wir wollen die Fürſten nicht verderben, nicht ſchänden — Bonaparte hat ſie alle geſchändet, wird ſie alle verderben, — wir wollen uns und unſer Land nur einrichten, wie wir müſſen, wenn wir nicht Knechte werden wollen. Dies iſt mein Vorſchlag:

Oesterreich ist der Vereinigungspunkt, das Haus Habsburg soll herrschen; denn wir wollen einen teutschen Herrn. Aber seit dem Zweiten Friederich, dem unsterblichen Friederich, zieht das Haus Hohenzollern in Nordteutschland. Zwar ist es zerstöret bis auf den Namen; aber der Name wird gewaltig wirken, wann wir aufstehen, und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obgleich glücklicher für Teutschland nur Ein Reich wäre von der Ostsee bis zu den Alpen. Wenn wir das Land vom Feind gereinigt, unsre Festen wiedergewonnen, unsre Freiheit bestätigt haben, so richten wir uns so ein:

Oesterreich erhält Schwaben, Franken, Baiern, die Schweiz zu seinen vormaligen Besitzungen.

Preußen erhält Sachsen, Braunschweig, Holstein, Westfalen, Hessen, Mecklenburg ꝛc.

Und die Fürsten? was sollen sie denn werden? Sie werden nicht vergessen; wir

sind reich genug, sie in fürstlichen Ehren und Herrlichkeiten zu erhalten.

Die größeren gesellen wir den beiden größten Häusern zu; sie werden Fürsten von Geblüt mit allen Anrechten der Ehre und Nachfolge, und zwar nach dem Maße der Ländermasse, die sie vorher beherrschten.

Das südteutsche Herrscherhaus besteht aus folgenden Häusern, die alle Eine Familie ausmachen, mit folgendem Recht der Nachfolge: 1) Die regierende Linie Habsburg, 2) das bairische Haus, 3) Wirtemberg, 4) Baden.

Das nordteutsche Herrscherhaus: 1) die regierende Linie Hohenzollern, 2) die sächsischen, 3) die braunschweigischen, 4) die Holstein-Oldenburgischen, 5) die hessischen, 6) die mecklenburgischen Fürsten.

Die kleinen Fürsten, Grafen, und Herren bekämen in den verschiedenen Landen des teutschen Reiches ihre Abtheilungen und Schlösser als stehende Majorate, worin die Familie von Mann zu Mann folgte; sie wären eben so viele Pärs des Reichs und

ſäßen als geborne Räthe nebſt den Fürſten vom Blute den Königen zur Seite.

Sie und die Fürſten vom Blute bildeten eine Art von rathendem Körper, oder Oberhaus in dem Volke. Ihre Zahl wäre nach dem Verhältniß der Volksmenge beſtimmt: ſobald eine Pärfamilie ausginge, erhöbe der Regent eine neue Familie zur Pärie.

Auch für den kleinen Adel, wenn er bleiben ſollte, müßten ſtrengere Ordnungen und Satzungen gemacht werden. Oder wollt ihr, daß ich meine Augen verſchließe? glaubt ihr an die Möglichkeit der Verwandlung aller äußern Verhältniſſe und aller äußerlichen Rückſichten ſo ſehr, daß die Mächtigen einem Mächtigſten, einem teutſchen Kaiſer gern dienen wollen, damit die teutſche Freiheit und Ehre wieder hergeſtellt werde? — o kein teutſcher Mann will es lieber als ich, keiner will dann lieber als ich die alte Ordnung des Reiches von Kurfürſten, Biſchöfen, Fürſten, Grafen, Freiherren, Ritterſchaften, Reichsſtädten, Reichsbauren erhalten wiſſen als ich. Aber wer ſchaft mir die Lie-

be, die Treue, den Glauben, und den Gehorsam wieder, welche seit fünf Jahrhunderten mehr und mehr aus der teutschen Geschichte verschwunden sind? Solche Gewalt ist nicht in den Menschen, die ist nur in Gott und in Gottes Geist, welcher dunkel und allmächtig durch die Zeiten hinwandelt, und an welchen der redliche Mensch glaubt und wettet, wenn alles Irdische ihn verläßet.

O ein schöner Traum! werdet ihr sprechen, teutsche Männer. Aber sind wir so dumm und so schlecht, daß wir ihn nicht wirklich machen können? Ist der Versuch nicht schon tausend Tode werth? und sind tausend Tode nicht tausendmal besser, als was wir jetzt wollen? O daß wir Einen Willen, Einen Glauben, Einen Zorn hätten, wie wir Eine Sprache sprechen! es stände sogleich ein herrliches Volk da. Dann welch ein Gewimmel edler Kämpfe und Kräfte! welche Bahn geöffnet jedem freien Streben und jeder blühenden Lust! welche Bahn geöffnet jeder Kühnheit, jeder Tugend, je-

der Herrlichkeit! Dann würden wir Kunst, Sitte, Gesetz, dann würden wir Muth und Stolz haben auf den Namen Teutsche. — Soll es Traum bleiben, Männer? Entscheidet! wohin ziehen wir? und für was? Ihr entscheidet über mein Leben oder meinen Tod.

So würde ich sprechen. Wer sagt mir, was jene thun würden?

Noch einmal, teutsche Männer und Landsleute, ein Wort des tiefsten Ernstes zu euch. Soll ich alles für Aberwitz halten, was ich teutsch gedacht, soll ich alles für Gewäsch halten, was ich teutsch geredet habe? soll ich auch dies hier für Gewäsch halten? soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht aufgeben auf mein Volk? soll ich euch und mich, und alles, was wir gethan und gewirkt haben, für schlecht und verworren halten? Nein, das kann ich nicht. In unsrer Sitte, in unsrer Kunst, in unserm Leben, in unserm Dichten und Trachten ist etwas, das an die höchste Idee reicht, etwas, das in dieser Zeit zu einer hellen Flamme auf-

schlagen und uns und andere entzünden müßte, wenn die lichte, feurige Kraft in Einem Brennpunkt gesammelt werden könnte. Es fehlt uns nicht an kühnen Herzen, nicht an geistvollen Köpfen, nicht an idealen Führern; aber alles steht vereinzelt, und so erkaltet das Edelste und Frischeste in seiner starren Einsamkeit. O wenn die Ideen, die Geister, die Wünsche, die Hoffnungen, wenn die Entwürfe, die Arbeiten, die Thaten der Besten von uns zusammengreifen könnten, wie würden sie das Volk ziehen und begeistern und einen unzertrennlichen Knoten teutscher Kraft zusammenflechten! Weil wir die schönste, die unwiederbringliche Zeit verträumt und verschlafen haben, weil wir auf den großen Punkt unsrer Herrlichkeit und Stärke nicht hinwiesen, als noch kein Tyrann uns verbot, teutsch zu denken und zu reden, so bleibt uns jetzt nur die Idee einer geheimen Propaganda für das Vaterland, das stille Einverständniß und Zusammenwirken der besseren Herzen und Köpfe, daß innere Zwietracht zerstört, daß teutsche Verzweif-

lung beseelt, daß teutsche Begeisterung geweckt werde, damit die Gewalt von aussen an uns zerbreche. Alle Kraft, die in Thaten und Werken, in Worten und Gedanken, alle Gewalt, die in männlichen Grundsätzen und kühnen Ideen liegt, wirke zusammen wie in einem heiligen Bunde der besseren und freieren Männer, damit das Wort und der Sinn Teutschlands bleibe, damit der Gedanke der Einheit des großen Volkes lebendig werde. Dahin strebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unsre Söhne die Freiheit tapfer wiedergewinnen, die wir dumm hingegeben haben.

Gesindel wird schreien gegen mich, nicht das übermüthige, schindende, und überlistende Gesindel der Fremden, sondern dummes, mattes, teutsches Gesindel wird schreien über den sprudelnden Tollkopf und hirnverbrannten Fantasten, das Gesindel wird ihn des Hasses zeihen und des Ehrgeitzes, und wird ihm mit milder und menschlicher Ansicht der Geschichte, mit ruhiger Abwägung

der Dinge, mit frommer Hoffnung auf die Zukunft, mit erbaulichen Gleichnissen früherer Zeit entgegen kommen.

Schreie Gesindel! schilt mich und verdamme mich, denn Du hast Recht. Ja ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann; ich hasse innig und heiß: aber nichts hasse ich heißer und inniger, als euch faule und nichtige Gesellen, die ihr euch nicht schämt, in teutscher Sprache teutsche Schande auszusprechen. Wie sollte der Mann nicht hassen, der in der Welt etwas thun und wirken will? denn welcher Mensch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles; ich liebe meine Freiheit; ich liebe die Heiligthümer, welche die vergangenen Säkeln uns zu bewahren überliefert haben; ich liebe die Wissenschaft und das Licht, welche Despotismus von der Erde vertilgen mögte. Darum rufe ich meinen Zorn aus vor Göttern und Menschen; darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen,

gewaltigen Retter und Helfer. O euch alle, euch alle, teutsche Männer, denen eine Tugend ward, im Leben als Beispiel zu stehen für viele, denen eine Stimme ward, die mächtig durch Männerbrüste klingt, euch fordere ich noch einmal auf, fordere euch auf zum letzten Mal, daß ihr unserer bittern Noth gedenket, und des schönen Hasses gedenket, der uns allein befreien kann. Jetzt ist die Zeit da für alle Teutschen, jeden Franzosen, der ihren entweihten Boden beritts, als ein Scheusal zu vertilgen; denn das übermüthige Volk will uns unterjochen. O wenn ein Gott alle teutschen Verräther und Buben, alle Helfer und Hehler der fremden Tyrannei nähme, sie zusammen in einen Sack steckte, und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk, wie unsre Ahnen vormals, nur zu Keulen und Spießen griffe — das Franzosenungeziefer, das bei uns ist, würde bald vertilgt seyn, und neues würde nicht wieder kommen. So ist mein Haß.

Aber Du bist schlecht, Gesindel, wenn

du ſprichſt, ich ſchreie, weil ich nicht von den Erſten bin, ich ſchelte die Fürſten und die Edlen, weil ich mich groß machen mögte durch die Erniedrigung der Großen. Gott hat jeden Mann groß gemacht, der das will, was er kann. Ich bedarf keiner Purpurlappen noch Zierrathen, keiner Schlägerei mit Ehren, die keine Ehren mehr ſind, um von Vielen geſehen zu werden. Mir ward eine Sprache gegeben, und dieſe Sprache gebrauche ich, ihre Donnerkeile ſchleudere ich zu heilen und zu zerſchmettern: und darin thue ich nur mein Amt. Stolz kann ich auf den Ruin eurer Erbärmlichkeiten herabſehen, ſtolz in dieſem Ruin mit vergehen, und lächeln, wo ihr wimmert. — Aber ich brenne von Ehrgeiz. Auch da ſaget ihr recht. Ja, ich brenne von einem edlen Geiz. Das Herz, das nicht nach Unſterblichkeit lechzet, als nach dem göttlichſten Beſitz, wird nimmer Großes vollbringen. Ich liebe die Unſterblichkeit, darum liebe ich Freiheit, Licht, und Geſetz. Aber ihr, die klein denkt und richtet, wie ihr klein thut und leidet, gebt

mir ein freies, glorreiches Vaterland, und nie mag mein Name genannt werden, als in meinem Hause und bei meinen Nachbarn; gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke: und ich will fröhlich singen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt.

Fahre denn hin Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und seid gerüstet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven.

Berichtigungen.

Seite 249 Zeile 9 lies Massena statt Messena
— 170 — 1 — Teutschland st. Deutschland
— 219 — 8 — wahr st. war.

Geist der Zeit.

Dritter Theil.

Pergeret porro ire nec ultra inquireret sineretque
fata in occulto esse.

Livius.

1813.

AD BIBL.
UNIVERS.
Monac.

Natura hominibus lacrymas dedit et loquelam,
quibus distinguerentur a brutis.

Theophrast.

Universitäts-
München
Bibliothek

„Der Mensch ist sein eigener Herr und vor „bösen Zungen sicher, bis er ein Buch ge„schrieben oder ein Weib genommen hat.“ So schrieb vor mehr als zweihundert Jahren der türkische Weise Hadschi Chalfa, und seine Worte bleiben wahr bis auf diesen Tag. Auch dieses Buch wird hie und da nicht allein gerechte Tadler, sondern auch böse Ausleger haben. Dagegen bin ich gleichgültig, weil ich es seyn muß. Das aber ist mein Trost, daß Menschen, welche wahrhaftig teutsch fühlen und denken und welche die letzten zwanzig und zehen Jahre teutsch gefühlt und gedacht haben, mich keines Aufruhrs gegen die heilige Gerechtigkeit und die göttliche Ordnung zeihen werden. Ich mögte vielmehr was an mir ist jedermänniglich Gehorsam und Demuth gegen das teutsche Vaterland predigen; daß ich mich aber des Gehorsams und Dienstes für die fremden Unterdrucker sträube und alle teutschen

Männer zum Zorn und Aufstand gegen sie ermahne, das werden nur unteutsche Verräther und Weichlinge Aufruhr nennen. Allein die zierlichen Verkündiger der Schlaffheit und Gleichgültigkeit mögen der Menge gefallen. Solches Beifalls habe ich nie begehrt. Da tröstet mich der Ausspruch des Größten und Heiligsten, der je in fleischlicher Hülle auf Erden gewandelt ist; er sagt Luc. 6, 26. „Wehe „euch, wenn alle euch schön sprechen."

Ich liebe nicht allein das Meinige in erbärmlicher Eitelkeit; die Besseres und Weiseres wissen und kennen als ich, sollen mir willkommen seyn. Gern will ich allem gehorchen, was dem Vaterlande Freiheit und Heil bringt, trage es welche Gestalt es wolle. Dies bekenne ich vor Gott und meinem Volke, und daß keiner mehr glauben kann als ich, daß wir alle mannigfaltiglich irren, und daß nur Einer das Rechte weiß und macht.

I.

Was wollte und was that Bonaparte?

Wie kam er nach Rußland?

Wie kam er aus Rußland heraus?

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Nach langen und blutigen Getümmeln, die Frankreich und Europa zehen Jahre erschüttert hatten, kam im Spätherbst 1799 Napoleon Bonaparte, zu Ajaccio in Korsika von mittelmäßigen Aeltern gebohren, in Frankreich an die Regierung, und hielt die durch List und Gewalt erworbene Herrschaft mit List und Gewalt fest. Dieser Mann von einem unruhigen und dunkeln Gemüth hatte sogleich bei seinem Auftreten offenbart, was die Welt in alten und neuen römischen und italischen Menschen schon seit Jahrhunderten bewundert und gefürchtet hatte. Manche Hellsehende gewahrten früh, er werde ein großes Zeichen der Zeit werden; doch wußten wenige, wie, denn sie hatten vergessen, was alle Geschichte und Erfahrung von den Korsen meldet, daß sie das unruhigste, treuloseste, meuchlischeste Volk in ganz Italien sind, auch bedachten sie nicht, daß die

großen Zeichen der Zeit ihren Tugenden oder Lastern ähnlich seyn müssen: noch hatte die Zeit keinen Retter und Beglücker verdient, darum ging aus dem Lande der Verruchtheit, derjenige hervor, den sie zitternd den Heiden des ersten Jahrzehends des neunzehnten Jahrhunderts nennen sollten.

Bonaparte, dem alles gefiel, wodurch die geschwindeste und wunderlichste Herrschaft gegründet und erhalten werden kann, behielt alle die Einrichtungen und Erfindungen der Gewalt, Wuth, und Hinterlist bei, welche die fürchterliche französische Revolution geschaffen und gebraucht hatte; auch umgab er sich und seinen Thron mit allen klugen, ehrsüchtigen, und habsüchtigen Verbrechern und Ungeheuern, die ihm in der Tyrannei beistehen konnten; zugleich schuf er viele neue Ordnungen, wodurch die Guten geschreckt, die Bösen geschützt, die Knechte und Schmeichler gehoben wurden. Das aber sah er als das größte Ziel und als die stärkste Stütze seiner Herrschaft daheim und ihrer Erweiterung nach aussen an, zahlreichere und geübtere Heere zu haben, als alle andere Herrscher. Dieses Eine, daß er viele Söldner hätte, und daß diese Soldner alle von

seinem Winke abhingen, das war seine einzige Sorge und Arbeit; dazu verwandte er alle Kräfte seines Staates und anderer Staaten, welche durch den schrecklichen Revolutionskrieg Frankreich zinsbar geworden waren; dafür wurden alle andere löbliche und nothwendige Anstalten und Einrichtungen versäumt: die Religion, der Unterricht, die Wissenschaften, die Künste, jedes Glück, jede Freude und Freiheit der Menschen wurden der tyrannischen Willkühr geopfert. Nur zum Prunk ward Einiges behalten, was der Liebe zu Wissenschaften und Künsten ähnlich sah: Bonaparte wollte, wie Augustus, Nero, und Domitianus weiland, seine Schmeichler und Verkündiger haben. So stönte das französische Volk, immer unbeständig, gaukelisch, und sklavisch, unter einem schweren Joche; die fremden Völker zitterten, denn sie erkannten die Thätigkeit, Unruhe, und Trüglichkeit des fürchterlichen Mannes, und wurden auch durch Gräuel und Gewaltthaten geschreckt, wodurch er bei seinem Volke von Stufe zu Stufe und endlich bis zum Glanz eines neuen kaiserlichen Namens stieg. Am meisten aber schreckte die Verständigen das Gefühl und die

Ueberzeugung, wie gegen die korsische List und Wuth die meisten Regierungen und Staaten schwach und veraltet, ihre Führer nicht thätig, ihre Helfer und Träger nicht geschickt und muthig genug seyen, und wie der Strom der Meinung bei vielen Menschen noch für die Franzosen und ihren Herrn laufe.

Bonaparte hatte, als er in Frankreich die Herrschaft an sich riß, viele Länder abhängig gefunden, die er bald noch abhängiger machte. Italien, die freien Niederlande, die Schweiz, ein großer Theil der teutschen Fürsten, das schlecht regierte Spanien bezahlten ihm offen und geheim Zoll und Zins, und stärkten seine Macht und seine Heere. Dahin war es in Europa gekommen, daß alle Gerechtigkeit und alles Gleichgewicht der Staaten, welches Bonaparte und seine Anhänger lächerlich machten, aufgehoben schien, und daß nur noch zwei Länder, England und Rußland, in Selbstständigkeit und Ehre da standen. Denn gefährlicher als mit Waffen, womit er zugleich überzog und drohete, focht die italianische und französische List, und säete in allen Ländern und bei allen Regierungen Verdacht, Zwietracht,

Verrath, und Bosheit aus: die Boaschlange begeiferte zuerst den gefaßten Raub, damit sie ihn zu seiner Zeit desto glatter hinabschlingen könnte.

So wankte das alternde Europa, von so verbrecherischen und bübischen Künsten und Entwürfen umstellt und belauert, in seinen Grundfesten; nur Eines Volkes Tugend und Kraft stand mitten im Sturm, der alles wegzureißen und wegzuspülen drohete, unerschütterlich da: England ward nicht durch Pitts Tugend und Nelsons und Sidney Smiths und Hutchinsons Siege erhalten, das Bollwerk des Meeres schützte es nicht vor Ueberziehung; seine Stärke war in der uralten und stolzen Freiheit: in England stritt das ganze Volk gegen Bonaparten und seine Franzosen, in andern Ländern stritten nicht einmal die Regierungen. Mit England war nach kurzem Frieden bald wieder unversöhnlicher und Frankreich verderblicher Krieg. Bonaparte drohete eine Landung gegen England; als aber der Stolz des ganzen Volkes sich gegen ihn rüstete und waffnete, da ließ er in seinem Herzen ab von dem Entwurf, aber vor den Augen der Welt gaukelte er immer noch mit einer englischen Landung. Denn er be-

durfte eines Vorwandes, damit er ein Heer von 250000 Mann täglich in den Waffen üben und gerüstet halten konnte.

Als im Jahre 1805 England, Rußland, Oestreich, und mehrere kleinere Mächte sich gegen seine Ueberziehungen teutscher und italiänischer Staaten und gegen die weiten Plane seines unersättlichen Ehrgeizes erheben wollten, da kam es zu einem kurzen und unglücklichen Kriege, dessen Erinnerung durch Trennung mächtiger teutscher Fürsten vom Kaiser und Reich und durch teutsche Schwäche, welche die Franzosen für sich gebrauchten, ewig traurig bleiben wird. Südteutschland fiel durch diesen Krieg in Bonapartens Gewalt, Oestreich verlor das lange und ruhmvoll besessene Kaiserthum und herrliche Länder, Lüge fing an allenthalben für Wahrheit, Gewalt für Recht zu gelten. Das folgende Jahr zerschmetterte und erniedrigte Preußen: Teutschland und Italien schienen nun ganz dienstbar. Mit dem Glücke wuchs die Kühnheit des Eroberers, er trat jetzt frecher hervor, und wagte im Angesicht der Welt einen Gräuel, wodurch er untergehen wird.

Spanien war nach einem herrlichen Glanz, den es im Mittelalter und noch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert von sich gestrahlt hatte, seit hundert Jahren fast nicht mehr gehört worden; man sah die Spanier für ein entartetes, entgeistertes, abergläubisches, und verknechtetes Volk an: das Zeitalter wußte von Spanien nichts, weil Spanien von dem Zeitalter nichts wußte; die grübelnden, klügelnden, und schwatzenden Jahrhunderte waren für das Volk des Glaubens, der Fantasie, und des Heroismus nicht gemacht; Spanien schien hintenan zu seyn, weil es mit den die Zeit anführenden Völkern voran zu seyn verachtete. Die Spanier hatten im französischen Revolutionskriege nicht unrühmlich gestritten, doch keine große Thaten gethan. Sie wurden durch eine schwache Regierung gelähmt und gelähmt, am meisten durch einen schwachen Regenten, den sogenannten Friedensfürsten, welchem der König Karl der Vierte sich und alle Herrschaft übergeben hatte. Diesem Manne, der aus einem armen Edelmanne und Soldaten der königlichen Leibwache mit orientalischer Geschwindigkeit zur größten Gunst und Macht aufgestiegen

war, hatte die Natur nur Schönheit und Eitelkeit und Liebe zu allen eitlen Dingen, aber keine einzige der Tugenden gegeben, wodurch ein Staat in so gefährlichen Zeiten beschützt werden konnte. Der Neid sieht immer neben der Hoheit; neben unverdienter Hoheit steht der Haß. Der Friedensfürst, von seinem eigenen Volke verachtet und gehaßt, suchte Schutz und Haltung bei Fremden. Kaum herrschte Bonaparte in Frankreich, so sandte er seinen geschickten und geistreichen Bruder Lucian nach Spanien, daß er den politischen Boden dort untersuchte und bearbeitete, und Faden anknüpfte, die in Paris zu einem großen Seil zusammenliefen, woran man Spanien ziehen konnte, wie man wollte. Seit dieser Zeit war der Friedensfürst ganz französisch, und Spanien diente Bonaparten. Zum englischen Kriege zahlte es jährlich große Summen, und erschöpfte sich; zum teutschen Kriege schickte es 16000 Mann seiner besten Soldaten, und war überhaupt kaum anders als eine französische Landschaft. Als nach Oestreichs und Preußens Unglück Teutschland und Italien ganz dienstbar und unterwürfig schienen, da begann Bona-

parte allmälig zu offenbaren, was seine gepriesene Freundschaft gegen Spanien und seine geheimen Verhältnisse und Verbindungen mit dem Friedensfürsten bedeuteten. Gegen den Herbst 1807 rückte ein französisches Heer über die Pyrenäen, und besetzte, mit einigen Spaniern verstärkt, das englischgesinnte Portugal, dessen Beherrscher mit seiner Familie, seinen Schätzen, und den besten seiner Unterthanen in die neue Welt zog und in Brasilien seinen Sitz aufschlug. Diesem ersten französischen Heere zogen bald andere französische nach, und in Spanien ein, und viel Gaukelei klang von der Theilung Portugals, von der Wiedereroberung Gibraltars, und von einem französischspanischen Zuge gegen das jenseitige Mohrenland. Jetzt, hieß es, werde das alte Spanien in seinem Glanze wieder erstehen, die Epoche seines neuen Ruhmes und seiner Herrlichkeit sey wieder da. Das spanische Volk aber ward unruhig, gegen die bonapartischen Versprechungen wuchs der Argwohn, gegen den Friedensfürsten der Haß, gegen den alten König die Verachtung, auf den jungen Prinzen Ferdinand von Asturien

richtete sich die Hoffnung. Ja es war eine Partei, die ihn zum König machen, den alten unfähigen Herrn zur Abdankung zwingen, den Friedensfürsten zur Strafe ziehen wollte. Diese sogenannte Verschwörung ward im Keim erstickt; der Friedensfürst blieb Minister; französische Heere standen in Portugal und Nordspanien, und nahmen bei verstellten freundschaftlichen Durchzügen die beiden Hauptschlüssel Spaniens, Barcelona und Pampelona, durch hinterlistige Ueberrumpelung weg; zugleich spielten die pariſischen Schlangenkünste in allen spanischen Hofkabalen unsichtbar die Hauptrolle, schreckten den Friedensfürsten mit dem Haß des Volkes, den schwachen König mit dem Ehrgeiz seines Sohnes, und suchten es so zu karten, daß der König mit seinem ganzen Hause auch nach Amerika auswanderte, damit Bonaparte den verlassenen Thron ganz still in Besitz nehmen könnte. Aber die Unruhe, und bald der Zorn des erwachten Volkes hinderte dies: der alte König mußte abdanken, der Prinz von Asturien ward unter dem Namen Ferdinand der Siebente zum Könige von Spanien ausgerufen, der elende Friedensfürst kam in Fes-

sein. Dies geschah im Frühlinge des Jahres 1808.

Bonaparte mußte die Maske etwas umkehren; das kostete ihm nichts. Durch trügerische Unterhandlungen, durch Versprechungen, durch Schmeicheleien und Gaukeleien wußte er den jungen König aus Madrid heraus auf den Weg zu locken, daß er ihm entgegenreisete, als welcher über die Pyrenäen zu kommen versprach, damit er mit dem jungen Monarchen die gegenseitigen Verhältnisse feststellte und auch über Portugal entschiede. Kaum war Ferdinand in Vittoria angekommen, so fand er nicht Bonaparten, sondern französische Soldaten; er mußte reisen, wohin diese wollten. Bald war er in Bayonne ein Gefangner, seine königlichen Aeltern, die übrigen Prinzen, und der Friedensfürst wurden nachgeholt; die Abdankung des alten Königs ward für nichtig, Ferdinand der Siebente ward für einen Aufrührer erklärt; der alte König Karl übertrug dankbar und freiwillig — so hieß es — seinem Freunde und Befreier die Krone Spaniens und alle Majestätsrechte (die er nicht verschenken konnte), und dieser große Befreier und Wiederhersteller er-

nannte an seiner Statt seinen Bruder Joseph, den sogenannten König von Neapel, zum Könige von Spanien. Das alte Herrscherhaus ward in Frankreich in Gefängnissen oder unter genauer Aufsicht behalten.

Kaum erscholl die Nachricht, wie der König Ferdinand in Bayonne gefangen und behandelt sey, als in Spanien alles von Stolz, Wuth, und Rache entbrannte gegen den treulosen Verräther, der sich den Bundsgenossen des spanischen Volkes, den Freund des Königs, den Wiederhersteller der spanischen Ehre nannte. Der Hauptstadt gebührte der Anfang: in Madrid brach im Monat Mai der edle Zorn zuerst aus, bald war das ganze Volk gegen die Franzosen unter Waffen; nach einem langen und mörderlichen Kampf, der auf beiden Seiten viele Menschen wegriß, ward der abscheuliche Prinz Murat, der damals noch Großherzog von Berg, bald König von Neapel hieß, und den Bonaparte in seiner Abwesenheit seinen Generalstatthalter von Hispanien nannte, mit seinen raubgierigen Banditen aus der Stadt vertrieben. Nicht lange, und die französische Flotte in Cadix ergab sich;

unweit Cordova ward ein französisches Heer von 25000 Mann geschlagen und gefangen; Aufstand, Rachegeschrei, Jagd auf die Franzosen und ihre Anhänger in allen Landschaften; bald mit Bonaparten erklärter Krieg, mit Großbrittannien offenes Bündniß; Portugal von einem gelandeten brittischen Heer erobert; in Arragonien erschien der edle Palafox wie ein zweiter Eid, rief Himmel und Erde zu Zeugen der spanischen Schmach und der französischen Verrätherei, und zerschmetterte um Saragossa viele tausend Franzosen.

Europa jauchzete, Bonaparte erstaunte: über dem heitern Himmel seines Glücks thürmte sich ein schweres und schwarzes Gewitter auf. Er suchte es durch Unterhandlungen und andere Künste abzuwenden, und richtete die ungeheuren Streitkräfte, die in Teutschland standen, gegen die Pyrenäen. Die Spanier, ohne ein großes gemeinsames Oberhaupt, das allen gebot, mit zwieträchtigen Strebungen, mit ungeübten Heeren widerstanden den Hunderttausenden nicht, die Bonaparte und seine Marschälle über die Berge führten; er rückte in Madrid ein, und setzte den verjagten König Joseph wieder auf den Thron;

die Engländer schifften sich nach einer herrlichen Schlacht bei Koruna nach England ein; und er verkündigte, die elenden und unkriegerischen Banden, die gegen ihren rechtmäßigen König Joseph aufgestanden, seyen zerstreut und vernichtet, die Meuterer werden keinen Krieg mehr erregen können, ein französischer Leutnant könne jetzt die Unterjochung Spaniens vollenden.

Bonaparte hatte nicht Zeit, lange in Spanien zu bleiben; vielleicht hatte er auch nicht Lust. Er fürchtete den spanischen Stolz, und den Zorn, der gegen den fremden Ehrenschänder brannte; daher war seine Abreise aus Spanien geschwind wie eine Flucht. Die Kraft und der Muth der Spanier hatten Oestreich aus seinem Traum geweckt, worin es die Gunst des Jahrs 1807 verloren hatte; es fühlte seine alte Ehre, und beschloß seine verlorne Herrlichkeit wieder zu gewinnen: im Frühlinge 1809 erklärte es Bonaparten den Krieg. Dieser Krieg ward mit großem Ruhm und mit wechselndem Glück geführt; bei größerer Geschwindigkeit und Thätigkeit, bei

gröſserer Einheit der Entwürfe und Kühnheit der Ausführung, bei gröſserem Muth und Hochſinn das teutſche Volk mit in den groſsen Kampf zu reiſsen, hätte das Vaterland dieſen Sommer gerettet werden können. Doch werden Wagram und Eſslingen, Sterzingen und Berg-Iſel von teutſchen Männern immer mit Freuden genannt werden; die Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der braven Oeſtreicher, der Heldenmuth der Tyroler und ihres unſterblichen Feldhauptmanns Andreas Hofer, die Kühnheit und das Unglück Dörnbergs, die Tapferkeit und der Fall Schills, der Edelmuth und die Unerſchrockenheit Wilhelms von Braunſchweig, und ſo vieler andern teutſchen Männer unwürdig trauriges Geſchick werden unvergeſslich bleiben. Innere und äuſsere Verhältniſse, die unüberwindlich ſchienen, zwangen Oeſtreich im Herbſt 1809 zu einem Frieden, der ihm ſchöne Lande raubte, den Staat in Schulden verſenkte, und des armen Teutſchlands Ketten immer feſter zuſammenzog.

In Spanien war unterdeſſen der Krieg immer mit mörderlichem und unerbittlichem Haſs fortgeführt worden. Saragoſſa war gefallen, wie

vor zweitausend Jahren Numantia fiel, sein großer Held Palafox ward verwundet und krank nach Frankreich ins Gefängniß geführt, daß er dort erwürgt würde; aber mehr als 60000 Franzosen hatten vor Saragossas Mauern und in der Stadt selbst ihr Grab gefunden, und der Geist des Palafox fuhr wie ein himmlischer Blitzstrahl in alle spanischen Brüste: Gerona und Tarragona wurden beinahe Saragossa, viele Spanier wollten Palafox nachahmen, seine Erhabenheit hat kein einziger erreicht. Doch werden Don Alvarez und die Weiber von Gerona, der tapfere Julian d'Estrada in Hostalrich, der ritterliche Heraſia in Ciudad Rodrigo, und der kühne Contreras in Tarragona leuchtende Sterne der spanischen Geschichte bleiben. Nachdem Bonaparte den östreichischen Krieg schneller und glücklicher, als er hoffen durfte, geendigt hatte, überschwemmte er Spanien mit neuen Legionen, und diese erzwangen durch ihre Ueberlegenheit und durch die Zwietracht und den Ungehorsam einiger spanischen Feldherren, und durch die Unfähigkeit des Generals Arezaga die Päſſe der Sierra Morena, nahmen Kordova und Sevilla ein, und legten

ſich vor Cadix, und gelobten, binnen wenigen Monaten werden die ſiegreichen franzöſiſchen Adler auf den Wällen der berühmten Stadt ſchweben, und der engliſche Leopard werde nicht lange mehr die pyrenäiſche Halbinſel beſchmutzen. Dies geſchah im Herbſt 1809 und im Winter 1810.

Aber es waren in Spanien noch viele edle Männer, welche den Muth und Stolz des Volks aufrecht erhielten. Allen voran leuchteten der wackere Feldherr Graf Romana, der, damit er für die Freiheit des Vaterlandes ſtritte, im Sommer 1808 ſein den Franzoſen dienſtbares Heer von den fernſten Küſten der Nordſee und Oſtſee ihnen entführt und an den vaterländiſchen Geſtaden gelandet hatte, die Herzoge von Albuquerque und Infantado, die Führer Odonel, Ballesteros, Campo Verde, Mina, Empecinado, Abbadia; und in dem Volke brannte eine Zuverſicht auf Gott, eine Begeiſterung und eine Rache, die durch Gaukeleien nicht betrogen, durch Niederlagen nicht erſtickt, durch Grauſamkeiten und Hinrichtungen nicht erſchreckt werden konnten:

der ſpaniſche Krieg war ein Krieg des ganzen Volkes geworden, es war ein heiliger Krieg geworden. Auch erhob ſich in Spanien ein engliſcher Feldherr als eine neue und glänzende Heldengeſtalt, der Marquis von Wellesley, welcher dieſen Namen bald mit dem Namen Lord Wellington vertauſchte und im Jahr 1811 Herzog von Ciudad Rodrigo genannt ward. Dieſer Wellesley, Oberfeldherr des engliſchen Heers in Portugal und Spanien, war mit großen Eigenſchaften gebohren; was in der Langſamkeit Ermattendes, in der Vorſicht Bereitendes, in der Klugheit Ueberliſtendes und in der Geſchwindigkeit Vernichtendes iſt — das verband dieſer Mann mit einander: zugleich ein Fabius der Zauderer und ein Hannibal der Blitz. Aber ſein Größtes iſt, daß er mit ruhigem und freundlichem Ernſt die verſchiedenſten Völker, Engländer, Portugieſen, Teutſche, Spanier zu vereinigen und zu gleicher Tapferkeit zu entzünden weiß. Wellington hatte die Franzoſen aus Portugal heraus geſchlagen, er hatte bei Talavera eine blutige Schlacht über ſie gewonnen; er hätte im Sommer 1809 Madrid eingenommen und die

Franzoſen vernichtet, wenn die Eiferſucht und der Neid einiger ſchlechten ſpaniſchen Feldherren ſeinen kühnen Plan nicht vereitelt hätten. Als im Spätherbſt 1809 unzählige Legionen des bonapartiſchen Heers Spanien von neuem überſchwemmten, und die Unklugheit der ſpaniſchen Feldherren ſie in die ſüdlichen Landſchaften hineingezogen hatte, da konnte Wellington bei ſeiner kleinen Heeresmacht nichts anderes thun, als die Feſtungen von Eſtremadura und die Gränzen Portugals decken, durch Stellungen und Züge den Feind ermatten, lähmen, und ſchwächen, und jede ſeiner geſchwinden Bewegungen und kühnen Unternehmungen erſchweren und hemmen. Dies gelang ihm gegen eine ungeheure Uebermacht ein ganzes Jahr. Erſt im Herbſt 1810 waren die beiden nordſpaniſchen Feſtungen Almeida und Ciudad Rodrigo gefallen, Maſſena mit mehr als hunderttauſend Mann drang in Portugal ein, Wellington mit einem Heer von 40000 zog ſich feſt und geſchloſſen vor ihm zurück, ſchlug ihn im September in dem Treffen bei Buſſaco, nahm die Hülfsmittel und viele Einwohner des nördlichen Portugals mit in die ſüdlichen Landſchaften

deſſelben, und lagerte ſich in einer ſehr feſten Stellung am Tajo vor Liſſabon.

Nun poſaunten die Franzoſen die Nähe der Unterwerfung der Halbinſel, die Vernichtung oder Einſchiffung des Wellingtonſchen Heers, die völlige Erlöſung des feſten Landes von engliſchem Ehrgeiz und engliſcher Mordluſt. Das irrte Wellington nicht; er handelte nach ſeiner Weiſe: Abmattung und Beunruhigung des Feindes, Abſchneidungen und Ueberfälle ſeiner Zufuhren und Verſtärkungen, kurz unaufhörliche Bearbeitung ſeines Rückens und ſeiner Flanken. Der Winter, die Unruhe, das Eiſen, und der Hunger hatten die Hälfte von Maſſenas Heer vernichtet, Wellington jagte ihn im Frühling 1811 auf geſchwinder Flucht aus Portugal heraus, zerſtörte einen großen Theil ſeines Nachtrabs und Geſchützes, ſchlug ihn in einer Hauptſchlacht bei Fuente d'Onoro, nahm Almeida in zwei Tagen ein, und richtete die Sachen der Halbinſel wieder auf. Dieſer große und glückliche Feldherr hat Maſſena, der ſich den Sohn des Sieges nannte, im offenen Felde geſchlagen, er hat alle franzöſiſchen Marſchälle geſchlagen, die mit ihm getroffen haben;

er und die Oeſtreicher und Tyroler im Kriege von 1809 haben zuerſt den Wahn der Unbeſieglichkeit und Unüberwindlichkeit der bonapartiſchen Räuberbanden zerſtört.

Der ſpaniſche Krieg ward von Anfang an auf eine ganz eigene Weiſe geführt. Wellington, wenn er die ſpaniſchen Kräfte und Hülfsmittel hätte gebrauchen und ordnen dürfen, wie die von Portugal, würde gewaltigere Schläge haben thun können und gethan haben. Das war ihm aber unmöglich. Der verſchiedene Geiſt und die verſchiedene Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Landſchaften, die Eiferſucht der ſpaniſchen Feldherren unter einander, am meiſten der ſpaniſche Stolz, der ſich von einem Fremden nicht leiten und befehlen laſſen wollte, hinderten die Einheit der Maaßregeln und Entwürfe und ließen die ganze Kraft nicht nach Einem Punkte hinſtreben. Deswegen ward hier alles einzeln geführt und gewagt, und ſo ſchlecht die Spanier ſich oft in offenen Feldſchlachten bewährten, ſo fürchterlich waren ſie in kleinen Gefechten, Abſchneidungen, und Ueberfällen. Daher ließ Wellington geſchehen, was er nicht ändern konnte, daß faſt in

allen Landschaften Spaniens einzelne Anführer mit Schaaren von 500 bis 5000 und 10000 Mann den Krieg gegen die Franzosen auf ihre eigene Weise führten. Beunruhigungen bei Tage und bei Nacht, plötzliche Angriffe, Ueberfälle, Aufhebung von Kurieren, Spionen, und Herumzüglern, Abschneidung von Zufuhren, Verschwinden, wann der Feind sich zu machtig gesammelt hatte, Wiedererscheinen, wann er schwach war — das war der Krieg der edlen Spanier, welche Bonaparte verächtliche Banden und deren Anführer er Straßenräuber nannte. Vor allen Anführern dieser begeisterten Schaaren leuchtete der gewaltige Espaz y Mina, gewöhnlich nur Mina genannt, in Navarra, der furchtbarste und kühnste Feind, den die Franzosen in Spanien hatten; neben ihm waren in Arragonien, Soria, und Katalonien gefürchtet die Häup'er der Guerillas Villa Campo, Empecinado, Duran, Rovira, Milans, Clares; in den Bergen von la Ronda, dem Tyrol Spaniens, der muthige Valdenebro; in la Mancha Mir und Franciſquete; in Navarra Alava, Gallicien und Aſturien Langa, Sanchez, Marqueſite, Santocildes;

im Thal Roncale Renovales; in Kastilien Abril, Merino, Principe. Weil die Brust der Spanier für die Religion, für die Freiheit, für die uralte Ehre der Hispanier und Westgothen entflammt war, so waren alle kleinliche Rücksichten vergessen; das heilige Kreuz des Heils wehete voran, das Vaterland und der Name des Volkes leuchtete wie ein Heiligenschein — da empfanden die kühnen Herzen nur das Eine süße Gefühl der Rache, und setzten Habe und Gut, Leib und Leben mit der grimmigsten Erbitterung darein. Die Guerillas und ihre Anführer waren allenthalben und nirgends; Wellington that das Große und Ganze, sie das Kleine und Einzelne. Bonaparte verkündete fort und fort Siege, Einnahme von Festen, Vernichtung ganzer Heere; aber immer noch ward in allen Landschaften Spaniens ein verzweifelter Krieg geführt, Spanien ward die Löwenhöle der französischen Heere: groß zogen die Schaaren dahin, klein kamen sie zurück, in Frankreich, in Teutschland, in Italien sah man Regimenter, die 2000 und 2500 Mann stark ausgezogen waren, mit 150, 50, ja 25 Mann zurückkommen. Hier vor dem höheren

Geist und der edleren Tugend verschwand alle Kunst und Uebung, ganze Heerhaufen gingen mit Mann und Maus unter, und die Marschälle und Feldherren Frankreichs reiseten einzeln nach Paris zurück, und wurden krank gemeldet: das war eine eigensinnige Krankheit, die immer den einen nach dem andern ergrif, und die schon Kaiser Augustus in seinem kantabrischen Feldzuge kennen gelernt hatte. Europa sah hier einen lichten und großen Punkt der Freiheit.

Ja hier war es blutig hell, auf dem übrigen festen Lande knechtisch dunkel, am dunkelsten in Teutschland. Dieses große, reiche, und, wenn es hätte einträchtig seyn wollen, mächtige Land war so tief gefallen, daß viele verzweifelten, es werde je wieder aufstehen. Willkührlich und gewaltsam beherrschte, verschenkte, zerstückelte der fremde Räuber die Länder, und entschied über die Ehre und Herrlichkeit der Fürsten und Herren, die er seine Bundesgenossen nannte, die aber seine Vasallen waren. Im Jahr 1806 ward der Buchhändler Palm von Nürnberg auf das gewaltthätigste verhaftet und erschossen; 1807 traf gleiches Schicksal mehrere brave

preußische Officiere und Beamten, die ihr unglückliches Vaterland nicht hatten vergessen können: solchen müssen einst Ehrendenkmahler errichtet werden; 1809 wie scheußlich ward gewüthet! der Tyrann hatte in Spanien noch nicht genug gelernt, daß aus solcher Wuth feurige und verderbliche Rachegeister hervorgehen: Marburg, Baireuth, Wesel troffen vom Blut teutscher Männer, das Henker vergossen; und was könnten die kalten und dunkeln Kerker nicht erzählen, wenn ihnen Sprache verliehen würde! Schill, ein edler Mensch, dem aber sein Schicksal zu groß war, hatte gnädig viele gefangene französische und westphälische Officiere auf ihr Ehrenwort frei gelassen, Schill war in Stralsund mit dem Degen in der Hand gefallen, mehrere seiner wackern Gesellen gefangen; von diesen erschoß der Wütherich in Wesel zwölf Officiere, und verdammte die Knechte zu den Galeeren. Die tapfern Tyroler waren aufgestanden, sie konnten Oestreich, Teutschland, und die heilige Freiheit nicht vergessen. Aus ihrer Mitte erhob sich im Sommer 1809 ein Held, welcher der berühmteste Name Teutschlands ward: Andreas Hofer, der

Sandwirth genannt, ein geringer Gastwirth und Kaufmann aus Passeir, stieg durch seine angebohrne Tugend über Fürsten und Feldherren hinaus. Diesen Mann rief die Noth und Gefahr des Vaterlandes an die Spitze seines Volkes, und er war furchtbar in der Schlacht und gnädig nach dem Siege. Einer seiner Freunde sagte mit Thränen in den Augen ganz recht von ihm: der Hofer war nur zu liebreich, er war mild wie die barmherzige Mutter. Als ein unglücklicher Friede Oestreichs vergeblichen Kampf endigte, da ward auch für Tyrol Vergebung und Vergessung verkündigt, aber nicht gehalten; zu Hunderten wurden die wackern Männer, die vom Streit abgelassen hatten, eingekerkert, erschossen, erhenkt. Viele entflohen in andere Länder, Hofer verbarg sich auf einer verschneieten Alpenspitze: er liebte sein Land zu sehr und konnte es nicht verlassen. Auch auf dieser Alpe fand ihn die Verrätherei, er ward ergriffen, nach Mantua geführt, und als ein Aufrührer gegen Teutschlands Herrn, gegen Benaparte, erschossen. Er starb als ein Held wie er gelebt hatte. Ganz Teutschland trauerte

um den Tod dieſes heldenmüthigen und freundlichen Mannes.

Die Henker und Büttel herrſchten in dem Lande der alten Germanen, es herrſchten die Auflauerer und Späher und Zöllner und Ober- und Unteraufſeher, welche die Fremden aus den beſlecteſten Buben des eigenen Landes und Teutſchlands ausgeleſen hatten. Bonaparte hatte in ſeinen über Teutſchland ſiegreichen Jahren 1806 und 1807 Geſetze gegeben, die er Handelsbeſchlüſſe nannte, wodurch er England von allem Handel mit dem feſten Lande auszuſchließen und binnen einigen Jahren zu vernichten verſprach. Er hielt nicht Wort, England beſtand, er empörte nur die Gemüther aller Menſchen gegen ſich. Aber die geſchloſſenen Häfen, die Schleichwege, die der Kaufmann ſucht, die Vortheile, welche die Angeſtellten zu gewinnen wußten, die großen Maaßregeln, wodurch Bonaparte ſeinen Schatz füllte, veranlaßten ſo viele Bübereien, Schanden, und Gewaltſtreiche der Kleinen und Großen, daß es mich verdrießt, das Einzelne zu erzählen. Ich ſage nur das Eine, daß die in Schuldthürmen und Zuchthäuſern Geſeſſenen und mit Brand-

malen Gezeichneten häufig die Postmeister, Polizeimeister, und Zöllner teutscher Seestädte wurden.

Teutschlands Fürsten hatten sich unterworfen, sie wurden von dem gemüthlosesten und schadenfrohesten aller Sterblichen als Unterworfene behandelt. Er richtete ihre Unterthanen hin, ohne sie zu fragen; er [illegible] Testamente; seine Befehlshaber geboten in den Städten, wo sie wohnten, er theilte und tauschte ihre Lande hin und her, er setzte ihre Minister und Feldherren ein und ab; er schickte ihre Heere wohin er wollte und ließ sie gegen Oestreich und Preußen und gegen die freien Spanier streiten und aufreiben; er befleckte die ältesten Herrscherhäuser durch Vermählungen mit seinen Feldherren und Gefreundeten, die er Prinzen seines Hauses nannte. Das alles ertrug eine Geduld, die es verschmäht hatte dem Panier, des alten germanischen Adlers zu folgen.

Die sogenannten Prinzen seines Hauses hatte er zu Königen von Neapel, Holland, Westphalen, zu Vicekönigen von Italien und Herzögen von Berg und Neufchatel gemacht, er hatte sie auf gestohlene Thronen und unterdrückte Freihei-

ten geſetzt. Ihm ſelbſt aber und ſeinen Heeren behielt er allenthalben die Feſtungen und nahm auch in dem eigenen Namen oder in Frankreichs Namen viele teutſche Lande und die letzten freien Städte ein; alles teutſche Gebiet aber behandelte er ganz als das ſeinige, ja viel ſchlimmer: franzöſiſche Heere weideten darauf, und zogen wie verheerende Heuſchrecken hin und her; franzöſiſche Feldherren, Statthalter, Aufſeher, Schatzmeiſter, Zöllner geboren und ſchleppten eine Unzahl von Helfershelfern, Windbeuteln, Abentheurern, und Glückſuchern mit ſich, welche zugleich die Sitten verpeſteten und das Mark der Länder ausſogen; franzöſiſche Geſetze, franzöſiſche Liederlichkeit, franzöſiſche Sprache, ein altes Uebel in Teutſchland, kamen mit den Verheerern. So that Bonaparte nicht bloß den Städten, nicht bloß dem rheiniſchen Bunde, den er als den Anfang teutſcher Freiheit und teutſcher Glückſeligkeit pries; Oeſtreich, Preußen auch fühlten die rachſüchtige Treuloſigkeit und den hinterliſtigen Haß des Korſen: nie ſchämte er ſich der offenſten Wortbrüchigkeit.

Und er gaukelte immer fort, alle ſeine großen,

unsterblichen, und herkulischen Arbeiten seyen, daß er Europa beglücke, Teutschland befreie, und den ehrgeitzigen und blutdürstigen Einfluß Englands auf das feste Land abschneide. Sein wahrer Entwurf aber, der verwegenste, den je ein europäischer Kopf gefaßt hat, war die Schändung und Umstürzung aller Thronen, die Unterjochung und Erniedrigung aller Völker, die Vertilgung aller hohen Wissenschaft und Kunst, und aller kühnen Gedanken; der grausame Bandit wollte über Sklaven herrschen, er hatte es einmal unverholen mit den Worten ausgesprochen: ich bedarf nur Bauern und Soldaten. Diese Schande war groß, größer war die teutsche Schande, daß viele teutsche Schriftsteller, die auch Fürsten des Volkes sind, und nicht allein namenlose und ehrlose Schriftsteller, in diesem hinterlistigen und ungeduldigen Tyrannen, in diesem banditischen Mordbrenner einen großen Mann schilderten, und ihm Zeitverjünger, Weltbefreier, Stifter einer neuen Zeit zuriefen, ja, damit ihre Schande am höchsten und hellsten glanzte, seinen Namen unter die Sterne versetzen wollten. Mögen diese nichtswürdigen

Entweiher des Heiligthums der Menschheit, diese eitlen und jämmerlichen Schmeichler des Lasters, verflucht seyn in dem Gedächtniß dieser Zeit, und ausgefeßen werden aus ihrem Volke, das sie schlecht und knechtisch machen wollten.

Diese schmeichelten und fuchsschwänzten und hundeschwänzten auf das schaamloseste, und hatten Gott und ihr Volk vergessen; das Freie und Edle aber mußte verstummen: denn allem, was einer Idee, einer Tugend ähnlich sah, oder klang, hatte der große Herold des Zeitalters, der Choraget des neunzehnten Jahrhunderts einen unversöhnlichen Krieg erklärt. Es war der scheußlichste Druck der Worte und Gedanken; selbst die Gefühle und Gebehrden der Menschen waren belauert; Stummheit, Argwohn, Trauer, Verrätherei überall: die Menschen redeten an vielen Orten nicht mehr, sie lauschten kaum. Was schlecht, was bübisch, was sklavisch, was für Titel, Gold, Wohllust feil war — das fand die französische Büberei leicht heraus, und wußte es zum Verderben und zur Entehrung des Vaterlandes zu gebrauchen; das krächzete und leyerte in heiseren Tönen vom teut-

schen Parnaß herab, das verordnete in Amts- und Gerichtsstuben; das Edle und Hochgesinnte aber verstummte und versteckte sich und saß im Dunkeln, daß es nicht zum Kerker oder Richtplatz abgeführt würde; viele wackere Teutsche auch, damit sie das Elend und die Schmach ihres Vaterlandes nicht so nahe sähen, wurden landsflüchtig und lebten unter fremden Völkern oder büßten unter englischen und spanischen Panieren auf Schlachtfeldern ihren gerechten Haß gegen die Franzosen.

Als Großhüttel Bonapartens saß in dem heiligen teutschen Reiche der Marschall Davoust, welcher auch Herzog von Auerstedt und Prinz von Eckmühl heißt, in Schlachten nicht unberühmt, vom Golde und Geitz weniger abhängig, als die meisten französischen Feldherren, von Sitten roh und von Gemüth grausam. Dieser tyrannische Mann befehligte in den letzten beiden Jahren alle französischen Heere diesseits des Rheins, und errichtete eine Schaar von Auflaurern, Angebern, Spionen, und Anzettlern, vor welcher keine Tugend und Ehre sicher war. Alle Gefängnisse und viele Richtplätze des Vaterlandes

können von seinen Gräueln erzählen; das neronische Zeitalter verjüngte sich wieder: eine Thräne ward ein Verbrechen, ein Wink eine Verschwörung, ein Wort ein Aufruhr; alle tapfern und freien Männer hießen Banditen, Mordbrenner, Aufrührer, Jakobiner, alle edlere Genien wurden zu Narren und Atheisten gestämpelt, die einzige Dummheit und Nichtswürdigkeit hieß Tugend und Ehre.

Ist dies Gemählde wahr? Nein. Das Wahre läßt sich nicht mahlen. Wir sehen wie aus einem dunkeln Traum aus der nächsten Vergangenheit in die nächste Gegenwart, und erstaunen selbst über das, was wir gesehen und erlitten haben, und wollen es kaum glauben. Erst nach Jahrzehenden werden wir es beschreiben können. Doch werden unsre Enkel nicht glauben, daß wir solches erlebten. Dies war der Zustand Teutschlands in den Jahren 1808, 1809, 1810, und 1811. Die Buben und Böswichter triumphirten und herrschten schon offen; die Matten und Feigen dienten hoffnungslos und gedankenlos; viele Gute wollten schon verzweifeln; nur einige Wackere hofften: sie sahen die bodenlose Unmä-

sigkeit des Lasters, sie erkannten einen geschäftigen und Neues schaffenden Geist in dem Zeitalter, sie hielten den Kampf Englands und Spaniens gegen Frankreich nicht zweifelhaft, vor allem vertrauten sie dem Gott und der Vergeltung, die durch die Geschichte hinwandeln.

Schon seit dem Frieden von Tilsit war nächst England und Spanien Rußland das große Ziel geworden, wohin viele kluge und patriotische Teutsche schaueten. Sie wußten, Bonaparte werde den Osten Europens nicht vergessen; sie wußten, daß er offen und geheim dahin arbeitete, den letzten großen Raub auf das leichteste fassen zu können. Den Frieden mit Rußland sahen sie nur als einen Stillstand an. Seit dem Frühlinge 1810 schienen manche Andeutungen neuer Dinge zu seyn; auch an geraden und schrägen Anspielungen fehlte es nicht. Die besseren Herzen richteten sich auf und rüsteten sich; von den großen teutschen Regierungen, die schrecklich gedemüthigt und gemishandelt, doch noch nicht ganz unterdrückt waren, hofften sie Ermannung und Ergreifung günstiger Augenblicke, die mehrmals da waren: sie hofften vergebens. Das Jahr 1811

brachte die Sachen mehr und mehr auf die Spitze. Die französische Macht in Nordteutschland vermehrte sich; die Besatzungen der Oderfestungen und der Stadt Danzig wurden verstärkt; ungeheure Sendungen von Waffengeräth und Geschütz zogen unaufhörlich durch die unglücklichen preussischen Lande gegen Osten; die Heere mehrerer Fürsten des Rheinbundes wurden auf den Kriegsfuß gestellt; selbst die öffentlichen und schmeichlerischen Versicherungen, Bonaparte habe mit dem russischen Hofe nie in innigeren Verhältnissen gestanden als jetzt, deuteten auf Feindschaft und Krieg. Auch wußte man, daß Rußland sich seit einigen Jahren thätiger denn je gerüstet hatte. So kam man zum Anfang des Jahrs 1812; da rückten die französischen und verbündeten Haufen der Oder und Weichsel immer näher; Preußen mußte ein fürchterlich unglückliches Bündniß mit Bonaparten schließen; bald versprach auch Oestreich Hülfstruppen; der politische Horizont verfinsterte sich von Tage zu Tage mehr; gegen den Sommer 1812 hatte Bonaparte um die Weichsel über 350000 Mann aufgestellt, und auf Hunderten von Meilen hinter ihm wimmelte es von

Waffen und Männern. Endlich nach langen Ankündigungen erschien er selbst in Teutschland, verweilte einige Tage in Dresden, und reiste dann nach Polen ab.

Man fragt auf diesem Scheidepunkt großer Begebenheiten billig: wollte Bonaparte Krieg mit Rußland? und warum wollte er Krieg?

Unruhe, Ehrgeitz, und Habsucht ließen den fürchterlichen Mann nicht lange still sitzen. Seinen großen Entwurf, Europa in Fesseln zu schmieden, hatte er noch keinen Augenblick aufgegeben; jetzt drängten ihn Stolz und Wuth, etwas Neues zu thun und durch Glück und Sieg die Augen der Welt von seinem Unglück abzuwenden. Der spanische Krieg gerieth ihm nicht nach seinen Hoffnungen; alle seine Gaukeleien blieben Nichts, alle seine Versprechungen wurden Lügen; seine Lorbeern fingen an zu welken, er mußte sie anderswo wieder grün machen. Ein Eroberer darf den Glanz seines Ruhms nicht matt werden lassen; er muß ihn von Zeit zu Zeit durch Blut wieder auffrischen.

Bonaparte wollte Krieg, weil er ihn haben mußte; doch bot er dem Kaiser von Rußland Frieden und Unterhandlungen, theils weil er wie immer den Friedseligen spielen, theils auch, weil er durch Unterhandlungen bethören, entkräften, entehren wollte, damit der letzte Schlag ihm desto gewisser gelänge. Gern hätte er im Osten sein Uebergewicht und sein weltbeglückendes und weltbefreiendes Genie dadurch offenbart, daß er den Kaiser Alexander in Schande verwickelt, Preußen und Oestreich planmäßig in langsamer Aussaugung völlig geschwächt und entwaffnet, seine Heere an der Oder, der Weichsel, den Karpathen noch mehr gestärkt und gerüstet, und endlich nach solchem unseligen Stillstand von einem oder zwei Jahren die ganze ungehemmte Macht auf Rußland gewälzt hätte. So bot Bonaparte Alexandern den Frieden, so wollte er seine Zwiste mit ihm beilegen, so wollte er die verwickelten Angelegenheiten Europens entfädeln. Der friedselige Kaiser Alexander wollte keinen Krieg, aber er wollte mit und durch Bonaparten auch keine kurze Vergrößerung, er wollte Ehre und Recht entscheiden lassen. Da war der Krieg

ohne Worte erklärt. Um Johannis gingen die franzöſiſchen Heerhaufen über den Niemen; bald erklang es in den bonapartiſchen Erklärungen: **Kaiſer Alexander habe alle Verhandlungen und Ausgleichungen der Zwiſtigkeiten verſchmäht; er müſſe gezüchtigt werden, weil er den Tilſiter Vertrag meineidig gebrochen; Englands verderblicher Einfluß auf Rußland müſſe aufhören; Rußland ſelbſt, einem Barbarenſtaate, der nach Aſien hin gehöre, müſſen die ungebührlichen Anſprüche verleidet werden, womit es ſeit hundert Jahren die Angelegenheiten Europens mit entſcheiden wolle; Polen das großherzige und freigeſinnte müſſe wiederhergeſtellt werden. Dahin habe Rußland ſich mit ſeiner unklugen Politik geſpielt, daß es ſeiner Demüthigung, ja ſeinem Untergange ſchwerlich entgehen werde.**

So verkündigte er, vielleicht glaubte er auch ſo, obgleich ihm ein dunkles Bild von einem ſchweren Kriege vorſchwebte. Als er durch Liſt

nichts gewann, ließ er den Stolz walten, und vertrauete der Ueberlegenheit seiner Heere, und dem Glücke, das ihn so oft rettete, wann Tollkühnheit ihn zu weit vorgeschoben hatte.

Wie waren Bonapartens Heere?

Es gab eine Zeit, noch vor zehen Jahren, wo ein französisches Heer das leichteste und beweglichste war, in mancher Hinsicht auch das mäßigste und bedürfnißloseste, wiewohl sie durch ihre ganze Einrichtung auf Raub und Willkühr angewiesen waren: die Franzosen waren auch damals Banditen, aber sie waren spartische Banditen, und nicht sybaritische. Diese Zeit war vergangen. Bonaparte hatte seinen Thron auf Soldaten gegründet, er stand oder fiel durch die Gunst oder Ungunst der Soldaten, er mußte ihnen alles erlauben. In der Zeit der französischen Revolution glühete unter den Franzosen unleugbar eine gewisse Geistigkeit, welche mehrere Jahre die gemeinsten Triebe der menschlichen Natur oft unterdrückte und manche herrliche Thaten der Aufopferung und Tugend hervorbrachte. Schon damals waren freilich die meisten Feldherren, Botschafter, und Intendanten durch Geitz, Wohlust,

und Grausamkeit befleckte Räuber; aber in vielen Officieren und Gemeinen lebte ein besserer und menschlicherer Sinn. Erst seit der Held aus Korsika die Zügel der französischen Regierung ergriffen hatte, fing das ganze französische Heer an banditisch zu werden. Was die verruchtesten Gleichheitschreier und Blutsäufer Frankreichs von 1793 bis 1799 die außerordentlichen Maaßregeln, die großen Mittel, die neue Taktik der Revolution genannt hatten, das däuchte diesem großen Manne noch eine Kleinigkeit; er trieb alle Gräuel und Laster über das Maaß hinaus. Frankreich war schon soldatisch, als er es unterjochte, es ward unter ihm ganz ein despotischer Soldatenstaat. Alle Mittel des Landes, aller Raub der fremden Völker, alle Zinsen, die von außen kamen, wurden auf die Stärke und den Glanz des Heeres gewandt: dafür sänke Frankreich und Europa; Güter, Schlösser, Ehren, Titel in solcher Menge, wie nie vorher in einem europäischen Staate, wurden auf die Marschälle und Feldherren Bonapartens gehäuft. In fremden Ländern durften sie alles, weil ihr Herr durch sie alles durfte: Habsucht,

Wohlluſt, Raub, Beſtechlichkeit, gemeinſte Plünderei und Dieberei — das waren die Tugenden, womit die Helden des neunzehnten Jahrhunderts glänzten. Die meiſten von ihnen, in der wilden Revolution erwachſen und erhoben, ohne alle Erziehung und Bildung, von Krieg zu Krieg, von Land zu Land umhergetrieben, hatten in einem unſtäten Leben alle milden, menſchlichen, und göttlichen Gefühle verlernt, ſie waren plumpe, grauſame, und wohllüſtige Räuber geworden, denen recht däuchte, was ihnen gefiel, und die den attilaſchen Gott, das Schwerdt, als den einzigen Gott anbeteten. Sie waren Banditen und machten das ganze Heer zu Banditen. Genährt und bereichert von dem Raub aller Länder, die unglücklichen Einwohner, deren Bundsgenoſſen und Beſchützer ſie hießen, willkührlich beraubend und ausplünderend, zum äußeren Glanz ihres Tyrannen prächtig geſchmückt und gerüſtet, und auf das kaiſerlichſte beſoldet — hatten ſie lange ihr Kapua geſehen: die Weichlichkeit und Zierlichkeit der meiſten franzöſiſchen Soldaten war eben ſo groß, als ihr Uebermuth und ihr Stolz; es war nicht ein Heer Alexanders, es war Darius

Heer. Die Reitknechte, die Leibkutscher, die Kammerdiener, die Köche, die Bereiter und Anordner und Gehülfen jeder Weichlichkeit, die Weichlinge, die Beischläferinnen, kurz der ganze nichtswürdige und überflüssige Troß, wodurch Heere unterzugehen pflegen, machten allein ein bedeutendes Heer aus; manche Marschälle hatten funfzehn bis zwanzig Kutschen und funfzig und mehr Reitpferde hinter sich, so die übrigen Befehlshaber nach den Stufen: die Kleinen ahmten das Beispiel der Großen nach. Gewalt, Trotz, Willkühr, Unordnung, Auflösung überall; doch bei den meisten, besonders bei den Leibwächtern und der sogenannten Auswahl (troupes d'élites), der Wahn, es werde ein kurzes Spiel seyn, sie werden gegen den Herbst Petersburg und Moskau plündern und dort ihre Winterquartiere nehmen.

So war der Zustand, so die Stimmung und Gesinnung des französischen Heers; so waren schon viele Italiäner gesinnt, so viele Teutsche; was plündernd, raubend, selbstgewaltig Jahre lang mit den Franzosen umhergezogen war, das hatte die Sitte und das Gemüth besserer Völker abgelegt: die Baiern und Wirtemberger waren

faſt grauſamer und ruchloſer als die Franzoſen geworden. Das ungeheure Heer, womit Napoleon in Polen eindrang, war aus Italien, aus Frankreich, aus Teutſchland zuſammengeſchwemmt worden, es zog mit Mord, Raub, Schändung wie eine verheerende Peſt über die Länder hin, welche verbündete hießen; es zog ſchwer mit dem Raub und den Flüchen einer Welt belaſtet; noch war nicht erſchienen, auf weſſen Haupt die verderbliche Gewitterwolke ihre ſchwarze Laſt von Unheil entladen würde.

So zogen viele im übermüthigen Wahn wie zum Raube. Stellte ihnen jemand den Wechſel der menſchlichen Dinge, die Weite der Wege, die Wüſtenei vieler Orte, die Härte und Ungewohntheit des Himmels, die bekannte Streitbarkeit der Ruſſen, und andere Schrecken vor Augen, ſo ſprachen ſie mit ſchnöder Leichtfertigkeit: Ach! das kann wohl ſeyn, aber Napoleon wird es ſchon durchſetzen. Doch waren in dem Heere, das faſt eine Muſterkarte aller europäiſchen Völker heißen konnte, viele, die wider ihr Herz und ihren Willen mitzogen. Da waren gezwungen ein Häuflein

Spanier und Portugiesen, die, wo sich die Gelegenheit bot, Franzosen durch nächtlichen Mord vertilgten; da waren die meisten Italiäner, Schweitzer, Niederländer nur durch Gewalt; da fluchten die meisten Teutschen ihrem unseligen Schicksale, das sie zu einem verfluchten Tod in die Fremde forttrieb; am sträubendsten zogen die preußischen und österreichischen Krieger mit dem fürchterlichen Freunde, welcher der Welt verkündigte, **mit seinem Bündniß sey Preußens und Oestreichs Selbstständigkeit, Blüthe, und Größe besiegelt; er habe noch alle seine Freunde größer und glücklicher gemacht, England und Rußland haben die ihrigen nur verrathen und verkleinert.** Ja so groß war der Widerwille gegen den Feldzug, oder der Haß gegen Bonaparten, oder die Verabnudung eines bösen Verhängnisses, daß viele der verbündeten Krieger, ja selbst manche Franzosen ein unglückliches Leben durch freiwilligen Selbstmord endigten. Ein so zwiespältiges Heer war zusammengemischt, ein so widerwilliges sollte auf Tod und Leben für die Herrschaft eines Tyrannen streiten.

Doch that es das nachher faſt bis ans Ende mit der gröſten Tapferkeit: ſo groß iſt der Geiſt eines gefürchteten Befehls, der alles zuſammenzwingt; ſo ſchrecklich iſt die Nothwendigkeit des Krieges, wo die meiſten wo ſie ſtehen mit tauſend Fäden feſtgehalten werden; ſo weich iſt das Gemüth der Menge, ſich von jeder Gewalt, die ſie einmal treibt, treiben zu laſſen: die meiſten Sterblichen wollen ſich von der Verantwortlichkeit des eigenen Willens durch einen fremden erlöſt ſehen, und dienen gern.

Das Heer war an Männern, Roſſen, Geräth, Waffen, Geſchütz, Pracht, und Uebung das glänzendſte und zahlreichſte, das ſeit Jahrtauſenden in Europa geſehen worden (allein an Reiſigen zählte es 60000 Mann); die meiſten, die es erblickten, glaubten, es könne eine Welt erobern. So ging Napoleon im Sommer 1812 ins Feld.

Die Ruſſen, weit geringer an Zahl, und nicht auf Einem Punkt verſammelt, wollten in Polen keine Feldſchlacht liefern. Der rechte Flügel ihres Hauptheers unter dem Befehl des Oberfeldherrn Barclay de Tolly zog ſich an die

Düna herauf, der linke Flügel unter dem georgischen Prinzen Bagration ging östlich gerade gegen den Dnepr. Bonaparte zog Barclay, Davouſt Bagration nach. Man verkündigte, der Krieg werde bald beendigt seyn; schon haben die Russen ohne Schwerdtschlag Polen aufgegeben; ihre beiden Heere werden sich nie wieder sehen; Bagrations Haufen werde auf der verfolgenden Jagd faſt vernichtet werden, höchstens werden einige Trümmer davon nach Rußland entrinnen. Von allem diesen geschah nichts. Wo Bonaparte oder Davouſt die Russen auf ihrem Zuge antaſteten, wurden sie immer blutig zurückgewiesen, und die russische Artillerie und Reiterei zeigte von Anfang an in allen Gefechten ein glänzendes Uebergewicht über die feindliche. Die Generale Korf, Kutaisow, Wittgenstein, Pahlen bei dem großen, und der Hetmann Platow und General Rajewski bei dem Bagrationschen Heere hatten mit den Franzosen glückliche Gefechte, wodurch sie Zutrauen, jene Furcht gewannen. Barclay blieb nicht an der Düna

ſtehen, ſondern marſchirte ſüdlich ab gegen den Dnepr; dieſem näherte ſich auch Bagration über Miſtislaw: in den erſten Tagen des Auguſts ſtand das ruſſiſche Hauptheer um Smolensk vereinigt.

Folgender war etwa der Stand der gegenſeitigen Heere:

Am Dnepr ſtanden Barclay und Bagration mit etwa 120000 bis 135000 Mann. Dies war das ruſſiſche Hauptheer. Ihm gegenüber in der Entfernung von etwa zehen bis funfzehen Meilen lagerte Bonaparte, der auch Davouſts Heer an ſich zog, mit etwa 200000 Mann. Beide Heere hatten eine furchtbare Artillerie, zuſammen an 2000 Kanonen; die Franzoſen hatten eine dreifache Ueberlegenheit an Reiterei: dagegen waren die ruſſiſchen Reiterpferde und die ruſſiſche Beſpannung der Artillerie viel weit eſſlicher. Die franzöſiſchen Pferde fühlten den langen Weg, und daß ſie grün eſſen mußten, da die Ruſſen trocken fütterten.

An der Düna hatten die Ruſſen in der Feſtung Riga unter dem General von Eſſen eine Beſatzung von etwa 10000 bis 12000 Mann: eben nicht auserleſene Krieger. Dieſe wurden nachher

von Finnland aus verstärkt mit einem Theil des Haufens, den der General Steinheil übers Meer führte. Riga gegenüber in Kurland befehligte der französische Marschall Macdonald 20000 Mann preußischer Hülfsvölker und etwa 10000 bis 15000 Mischlinge, die aus Polen, Franzosen, und einigen andern Soldaten bestanden.

Weiter südlich an der Duna stand der Marschall Oudinot, und befehligte ungefähr 40000 Mann zusammengesetzter Truppen; er hielt die Stadt Polocz besetzt, und ihm gegenüber auf dem Pskower Wege stand der russische General Graf Wittgenstein mit etwa 30000 Mann.

Von Volhynien herauf zog der russische General Tormassow mit 40000 Mann, daß er das südliche Polen deckte gegen den Fürsten von Schwarzenberg, der die östreichischen Hülfsvölker von 30000 Mann der ausgesuchtesten Soldaten, etwa 12000 Mann Sachsen, und einige Polen befehligte.

Jenseits des Dnestrs, weit vom Kriegsschauplatz, stand in der Moldau und Wallachei unter des Admirals Tschitschagoff Befehl das Donauheer, ein auserlesenes Heer von 40000 Mann,

durch den langen Türkenkrieg gehärtet und feuerfest. Dieses Heer zog nun auch gegen Norden, da im Junius endlich der Friede mit den Türken, den die Franzosen und ihre Parthei auf alle Weise zu hindern gesucht hatten, abgeschlossen war.

Dies waren die stehenden Heere; aber bald ward ganz Rußland Ein Heer. Die Russen hatten den Uebermuth und die Verachtung nicht vergessen, womit Bonaparte und seine Franzosen von dem russischen Volke und Lande gesprochen und verkündigt hatten; sie hatten des Korsen treulose Politik lange gehaßt; sie ergrimmten von dem heißesten Zorn, als er die nahe Wiederherstellung Polens, die Demüthigung Rußlands, und seine Wiederverweisung nach Asien weissagte; sie schwuren, das solle ihm nicht gelingen. Gleich nach dem Anfange der Feindlichkeiten hatte der Kaiser Alexander aus dem Lager von Polocz an der Düna einen Aufruf *) an das russische Volk ergehen lassen, worin er ihnen erklärte, was der Feind so laut verkündigt hatte, sie und ihr Vaterland sollten der Raub der bona-

*) S. die Beilage A. x. im Anhang.

partischen Herrschsucht werden; worin er sie aufforderte, solches nicht zu dulden, sondern sich im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache zu ermannen, männiglich zu waffnen, und in allen Gränzen des weiten Reiches aufzustehen und auf den Feind zu schlagen; und worin er ihnen versprach, als ein rechter Kaiser von Rußland in dem heiligen und großen Kampfe für das Vaterland mit ihnen auszuhalten. Kaiser Alexander reiste bald darauf von dem Heere nach Moskau, und rief die alte und ehrwürdige Hauptstadt der Russen auf *), in Patriotismus und Aufopferung allen übrigen Städten und Landschaften seines Reichs das Beispiel zu geben. Und auf dieselbe Weise bereiste er viele andere Landschaften, und ermahnte und ermunterte sie. Sie aber bedurften keiner kaiserlichen Ermahnung und Ermunterung, sondern die Liebe zu ihrem Herrscher und Vaterlande und der Abscheu und Haß gegen den tückischen Feind trieben sie von selbst. Doch ward auch die Stimme der frommen russischen Geistlichkeit, die sich im ganzen Lauf

*) S. die Beilage A. 2.

des Krieges herrlich bewährt hat, ein gewaltiger Sporn zur Tugend und Tapferkeit und zu jeder schönen Hingebung *).

Seit der Mitte des Julius war ganz Rußland vom Süden bis zum Norden in einer lebendigen, wimmelnden, fröhlichen, kriegerischen Bewegung. Nicht allein aus allen Gegenden zogen gerüstete Krieger heran, nicht allein neue Reiterhaufen wurden in der Ukräne und Volhynien, und die Ergänzungsschaaren in allen Landschaften und Kreisen gebildet; nein aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, aus jedem Hause gingen Vaterlandskrieger hervor, welche vor Lust brannten in einem so heiligen Kriege ihr Blut zu vergießen. Wer in jener ewig denkwürdigen und in Europens Annalen unsterblichen Zeit Rußland gesehen hat, in dem lebt wohl ein Bild jener herrlichen Bewegung eines großen Volkes, aber matt nur wird er es nachzeichnen können **). Wohin man kam, sah man die Wege und Straßen voll Soldaten, Freiwilliger, und Landwehr; in allen großen

*) S. die Beilage A. 3.

**) S. die Beilage B.

Dörfern Fünfhunderte und Tausende, die, in der gewöhnlichen Volkstracht, wohl bewaffnet und gerüstet, entweder sich in Waffen übten oder weiter zogen; in allen Städten Versammlungen des umwohnenden Adels, der Reichen, und der Beamten, lebendige, herzliche, patriotische Versammlungen, wahre Verbrüderungen der Besseren und Edleren, die ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes legten, ihre Leute in die Kreisstadt brachten, Geld, Waffen, Kleider, Pflege für die Verwundeten lieferten. Alle Stände, alle Alter, alle Geschlechter, alle Verschiedenheiten der Gesellschaft hatte die allgemeine Liebe und der allgemeine Haß einander geglichen. Da sah man die edelste Frau einen bärtigen Bauern umhalsen, sich die rollenden Thränen abwischen, und ihm einige Silberrubel in den Hut werfen; da sah man die züchtigsten Jungfrauen an einem Wagen still stehen, worauf verwundete Krieger zurückgeführt wurden, und sie küssen und sie beschenken und sich nicht schämen; da sah man unbekannte Menschen, die sich nie gesehen hatten, einander um den Hals fallen und in athemloser Liebe schluchzen, als hätten ein paar Jugend-

freunde nach langer Trennung sich an einem fremden Orte unerwartet wiedergefunden; da sah man auf den Landstraßen ganze Reihen Wagen, hunderte und zweihunderte, und sie fuhren in einem Aufzuge einher, als ginge es zum Tanze, nicht zum Kriege: diese Wagen führten Jünglinge, jeder Wagen drei oder vier, welche sich in irgend einem großen Dorfe oder in einer Stadt zu den Waffenübungen versammelten und bald zur Schlacht ausziehen wollten; die Väter, die Mütter, die Schwestern, die Bräute begleiteten sie, mit Blumen geschmückt, die Jünglinge selbst hatten ihre Hüte und Mützen mit Blumen umwunden; auf einigen Wagen waren Saitenspieler, und alle sangen fröhliche Lieder, woran der lebhafte Russe so reich ist, Lieder in jenen tropischen Weisen, welche die Gesänge der nordischen Völker auszeichnen und welche eine süße Wehmuth zurücklassen. Dies war wie ein vaterländischer Siegesreigen.

So wimmelte Rußland von Kriegern, und solchen, die Krieger werden wollten, so war in das ganze Volk Begeisterung, Freudigkeit, und Zorn gefahren, und keiner wollte zurückbleiben

in der frommen Arbeit und Hingebung für das geliebte Vaterland. Moskau versprach 60000 Mann gerüstet und bewaffnet zu stellen, Petersburg versprach 40000; manche edle Prinzen und Grafen errichteten eigene Regimenter zu Fuß und zu Pferde; die Edlen, die Freien, die Leibeigenen, die Priester, die Frauen, die Jungfrauen — alle brachten, lieferten, opferten was sie hatten: sie wollten ihr Vaterland nicht in Knechtschaft sehen. Das Schönste aber bei diesem schönen Eifer war die Frömmigkeit und Demuth, womit jeder sich zu dem heiligen Dienste hingab: Senatoren, Männer in hohen Würden, verstümmelte und verabschiedete Officiere — alle kamen, durch ihr Herz gemahnt, und nahmen in der Landwehr jeden Rang und jede Stelle ein, wo sie nützen konnten; sie dienten nicht um Ehre und Sold, sie dienten aus Liebe und Treue, sie dienten für Gott und für die Freiheit.

Des Menschen Arm ist schwach, wenn Gott ihn nicht stärkt, und sein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Russen sind ein frommes Volk; sie verwandelten diesen gewaltigen Krieg in einen

Religionskrieg: der Glaube des Volkes, die Schändung der Heiligthümer durch die Fremden, die Gefahr des Vaterlandes entzündeten eine Begeisterung, welcher alle Mühen und Hindernisse überwindlich und Tod und Schmach süß waren. Die Kirchen, die Bethäuser, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menschen; die Krieger des Vaterlandes weiheten sich durch Gebet, zeichneten sich mit dem Kreuze, segneten ihre Fahnen mit feierlichem Gottesdienst ein, schwuren auf das Evangelium dem Kaiser und dem Vaterlande, und zogen jauchzend aus wie zu einem Triumphzuge. Ein solches Volk sollte Bonaparte unterjochen, einen solchen Geist sollte er besiegen. Was hatte er für Hülfen, nachdem die großen Heere aufgestellt waren?

Kaum waren die Feindseligkeiten begonnen, so klang es laut von der Wiederherstellung Polens und von der Verjüngung des Glanzes eines so freien, tapfern, und großherzigen Volkes; zugleich wurden in dem ganzen Großherzogthum Warschau, und in Litthauen, wo die Franzosen einrückten, Konföderationen ausgerufen und Bewaffnungen

und Ausschreibungen des waffenfähigen Volkes verordnet. Die Polen, welche, ihnen selbst und aller Welt untreu, die Freiheit nie ertragen und den Dienst unwillig dulden, ein wunderbares Volk, bei welchem die Leichtfertigkeit immer den Ernst, der Wankelmuth immer die Freiheit umfaßt, hörten den Ruf kaum, so standen viele von ihnen auf; manche auch, die unter russischen Fahnen dienten, verließen diese, als die Schlachten mörderlich wurden: viele Tausende von Abtrünnigen und Zusammenverbündeten verstärkten Bonapartens Heer. Aber die polnische Wildheit und der wankelmüthige Leichtsinn — konnten sie die russische Frömmigkeit und den festen Ernst bestehen? Außer diesen Polen, deren neben dem ordentlichen Heer des Herzogthums Warschau von 60000 Mann noch wohl 60000 andere die französischen Heerhaufen anschwellten, kamen aus Italien, Frankreich, und den Niederlanden langsamer, aus den Landen der teutschen Bundesfursten geschwinder neue Schaaren an; den ganzen Sommer gingen über den Niemen und die Weichsel Verstärkungen zum großen Heer. Aber die Entfernung der Orte, der Widerwille

der Gemüther, die Ermattung der Menschen und Pferde auf so langen Zügen konnten sie gegen die russische Nähe, die russische Begeisterung, und die russische Tapferkeit aushalten?

Napoleon war bisher nichts gelungen; wo er die Russen auf ihrem Rückzuge gegen die russische Gränze angetastet hatte, war er immer blutig zurückgewiesen; das russische Heer, an Zahl viel geringer, war frischer und muthvoller, als das französische, in welchem nur der Geist der Verruchtheit und des Raubes lebte, und dessen Menschen, noch mehr dessen Pferde die Züge von zweihundert bis dreihundert Meilen fühlten. Auch dies hatte Bonapartens Fortschritte aufgehalten, und ihn gehindert, seine Ueberlegenheit zu großen Streichen zu gebrauchen. Wie viel er auch vorbereitet hatte, und wie [illegible] und treulos er auch alle Hülfsmittel Preußens, Schlesiens, und Polens sich nachtrieb, er lernte bald, daß Polen und Litthauen nicht die Lombardei, Baiern, und Mähren war. Endlich hatte er seine Streitkräfte zusammengezogen, und näherte sich dem Dnepr, wo die beiden vereinigten Heere von Barclay und Bagration standen; den 17. und 18. August ward vor den

Mauern von Smolensk, in der Stadt, und um die Stadt mörderlich gestritten. Hier stand die russische Standhaftigkeit unbezwinglich gegen französischen Ungestüm; sie ward auf keinem einzigen Punkt erschüttert, die russische Ehre ward durch keine einzige Schwäche beschimpft. Dies war keine Schlacht, es waren Schlachten: 15000 todte oder verwundete Russen, 25000 todte oder verwundete Franzosen waren an diesen Tagen die Opfer eines unruhigen Tyrannen; daß so viel mehr Franzosen blieben, lag in den Vorzügen der russischen Stellungen und der unvergleichlich bessern russischen Artillerie. Die russischen Generale Dochteroff, Rajewsky, Prinz Eugen von Wirtemberg wurden mit großem Ruhm genannt. Dochteroff vertheidigte die Stadt Smolensk gegen den überlegenen Feind wie ein Löwe, schlug alle seine Angriffe zurück, und schmetterte 10000 Mann vor ihren Mauern nieder; er zog ungern erst zurück, als der Oberfeldherr ihm die Räumung der unhaltbaren Stadt befahl; Rajewsky focht mit 5000 Mann fast einen ganzen Tag gegen eine französische Abtheilung von 20000 Mann, zog sich in der größten Ordnung fechtend

zurück, dem Feinde immer die eisernen Spitzen weisend, und verlor viele Todte und Verwundete, aber keinen einzigen Gefangenen: so war die russische Ausdauer; Prinz Carl offenbarte bei Angriffen und Vertheidigungen zugleich die Kälte und das Feuer, die einen künftigen Feldherrn bezeichnen.

So ward hier gestritten. Die Russen zogen sich zurück gegen Dorogobusch vor der Ueberlegenheit, und in der Absicht, daß sie den Feind von seiner Centrakraft weiter wegzögen, sich selbst aber der ihrigen mehr näherten. Es war die Arbeit des Herkules, den Antäos mit seinen Beinen von dem festen Boden der Erde in die Luft aufzuwippen. Bonaparte trieb Horden auf Horden zusammen, und jagte sie durch Feuer und Blut vorwärts, er wollte nach Moskau, er hatte seinem Heere in Moskau Ueberfluß, Ruhe, Winterquartiere, Frieden versprochen.

Die französischen Soldaten hatten bei ihren Durchzügen die freundlichen und verbündeten Länder Mecklenburgs, Sachsens, Preußens ärger behandelt, als in europäischen Kriegen vor funfzig und zwanzig Jahren feindliche behandelt zu

werden pflegten. Polen ward der Bundsgenosse Frankreichs genannt, den Polen war eine neue Herrlichkeit versprochen; aber Verwüstung, Raub, und Gewalt bezeichneten alle Spuren des französischen Heers; die Einwohner Litthauens erlagen unter dem Elend des Kriegs; sie, ihre Weiber, ihre Töchter waren [illegible] und Entehrungen preisgegeben; die Wildheit der französischen Banditen und Heerumstreifer und die Habsucht der französischen Befehlshaber machte das Land zu einer Wüste; Dörfer und Flecken lagen in Asche, die Kirchen waren entheiligt und ausgeplündert, die Felder verheert; viele Menschen flüchteten sich in die Wälder, und manche vergingen vor Hunger und Angst; die Gräuel von Witepsk und andern Städten und Flecken, wie dort geplündert, gemartert, geschändet, gemordet werden, liefen den französischen Heeren als Unglückspropheten und Schreckensboten voran: sie schlugen den russischen Muth nicht nieder, sie stärkten ihn zur Rache. Smolensk gab ein erstes grosses Beispiel. Als der General Docht eff Befehl erhielt, die Stadt zu räumen, da zog er, begleitet von seinem ganzen

Strahe und von der Geistlichkeit, in die Hauptkirche, und hielt Gottesdienst; darauf ward die heilige Mutter Gottes von Smolensk, ein in ganz Rußland berühmtes und wunderthätiges Bild, nach feierlicher Anbetung vom Altar gehoben und an der Spitze des abziehenden Heerhaufens durch die Stadt abgefahrt. Die meisten Einwohner der Stadt mit Thränen, mit Gebeten, mit Wünschen für ihr Volk, und mit Flüchen gegen die Ueberzieher zogen mit dem Heere aus; die Vorräthe waren meistens zerstört, das Mehl auf die Straßen geschüttet, die Branntwein- und Weintonnen zerschlagen, damit die Feinde nichts zu leben fänden: sie fanden immer noch zurückgebliebene Greise, Frauen, Jungfrauen, Kinder genug, woran sie ihre Schanden üben konnten; hinter dem Abziehenden brannte ein Theil der Stadt, angezündet durch das feindliche Geschütz, durch unbewachte und verlassene Feuerherde, durch den Grimm einiger Bewohner, die den Feinden kein Obdach gönnten.

Bald scholl die Einnahme von Smolensk mit den in und um Smolensk begangenen Gräueln als eine Posaune des Grimms und der Rache über

ganz Rußland. Vor allen aber ergrimmte das fromme Volk über die Mishandlung der Priester, über die Verleugnung Gottes, über die Entweihung der Kirchen und Altäre, über den Raub der heiligen Geräthe und Bilder, und daß, wo Menschen jüngst noch gebetet hatten, Pferde wieherten oder ein verworfenes Gezücht in viehischen Lüsten sich walzte. Im Sinn der Wahrheit und im Gefühl des russischen Volkes erklärte ein petersburger Tagesblatt sich darüber also:

„Täglich erhält man zu Petersburg neue „Nachrichten über die barbarischen Ausschweifungen, welche die Franzosen an allen Orten „ihres Durchzugs begehen. Augenzeugen erzählen, sie haben gesehen, wie sie den Eigenthümern, in deren Häuser sie mit Gewalt eindrangen, oder dem in den verlassenen Häusern zurückgebliebenen Gesinde die Füße an den Fußboden „oder die Hände an Tischen festnagelten, damit „sie die Entdeckung vergrabenen Geldes oder verborgener Kostbarkeiten von ihnen erpreßten."

„Diese scheußlichen, bei den Heeren gesitteter „Völker unerhörten Gräuel, vor welchen selbst „die wildesten Völker zurückschaudern, werden

„der Geschichte einmal die sonderbare Frage zur
„Auflösung geben, wie in einem durch Wissen-
„schaften und Künste aufgeklärten Jahrhunderte
„mitten unter den gebildetsten Völkern sich ein
„unermeßliches Heer von Räubern hat erheben
„können, welches alle Gesetze zerbrach, alle Thro-
„nen umstürzte, alle Religionen entweihete und
„abschaffte, und nur die gänzliche Zerstörung der
„Gesellschaft zum einzigen Zweck zu haben schien.
„Dann wird man erkennen, daß, wie die Reli-
„gion alle Gesellschaften gründete, die Verach-
„tung der Religion sie allein zerstören kann.“

„Diese Barbarenhorden, welche Europa jetzt
„verwüsten, sind ein Gemisch aller Völker, zu-
„sammengetrieben durch Gewalt, entmenscht
„durch den Verlust ihrer Freiheit, ihres Eigen-
„thums, aller Gefühle des menschlichen Her-
„zens: für sie ist jedes gesellschaftliche Band zer-
„rissen, für sie ist nichts Menschliches mehr;
„aus ihrem Vaterlande, aus ihren Familien,
„von ihrem Gottesdienst weggerissen, einander
„fremd, ohne Hoffnung der Rückkehr in ihre
„Heimath, belastet mit allgemeinem Haß und
„Abscheu, und so zu einem gewissen Untergange

„fortgetrieben, haben diese Unglücklichen den „Karakter, die Sitten, die Meinungen, die Neigungen ihres Volks verloren; die Wuth der „Verzweiflung hat den gräulichen Karakter ihres „Führers in ihre Seele gegossen, er hat ihnen „jene teuflische Wuth mitgetheilt, die sich nur „des Bösen freuen kann: es ist ein korsisches „Volk geworden, von seinem heidnischen Geist ge„zeugt (proles sine matre creata), eine Brut „ohne Mutter gebohren, die sich jetzt so zeigt, „wie Seneka ihre Vorfahren während seines Exil's „unter ihnen geschildert hat: Ihr erstes Ge„bot heißt sich rächen, ihr zweites „Gebot vom Raube leben, ihr drittes „lügen, ihr viertes die Götter leug„nen." *)

Während an dem Dnepr gefochten und von dem Dnepr abwärts weiter gegen Osten zum Herzen des russischen Reiches vorgedrungen ward, waren die Augen und Ohren von ganz Rußland, ja die Augen und Ohren von ganz Europa, wenn

*) Lex prima ulcisci, lex altera vivere raptu, tertia mentiri, quarta negare deos. Senec. epigr.

ste so weit hätten sehen oder durch die bonapartischen Künste und Lügen die Wahrheit hätten durchklingen hören können, auf die ehrwürdige Hauptstadt des russischen Volkes, auf Moskau gerichtet. Von Moskau war bei den Eingebohrnen und bei den Fremden die Meinung, sie sey die Erhalterin, Pflegerin, und Schützerin des ächten Volksgeistes, in ihr sey Sprache, Sitte, Eigenthümlichkeit, Stolz, Religion des Volkes am meisten und ungemischtesten erhalten, in ihr werde sich eine Gewalt und ein Muth offenbaren, welche die Feinde erschrecken und die Freunde begeistern müssen. In Moskau führte den Befehl der Statthalter des Kaisers, General Graf Rostopschin, ein stattlicher und schöner Mann, von festem und muthigem Ansehen, in welchem Freundlichkeit und Strenge, Festigkeit und Beweglichkeit, Geist und Herz, angebohrne Klugheit und erworbene Geschicklichkeit so glücklich gemischt waren, daß er in so bedenklichen und gefährlichen Zeiten zum Volksführer geschaffen schien. Dieser Mann wußte zwei der schwersten Dinge zu erreichen, die Menschen aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen herauszureißen und auf das Unge-

wöhnliche und Außerordentliche zu richten und sie doch in den Schranken des Gehorsams und in der Zucht der Gesetze zu halten. Ganz Moskau war ein Uebungsplatz, alle Werkstätten waren Waffenschmieden geworden, das ganze Volk war an die Gedanken von Krieg, Verderben, Untergang, und Brand gewöhnt; das predigten und beteten die Popen, das befahl der Statthalter an: Moskau müsse ein großes Beispiel geben, durch Moskau und für Moskau müsse was Großes geschehen. Es war Sommer und Krieg; die meisten adlichen Geschlechter waren aufs Land gegangen, viele adliche Männer in den Krieg; manche andere reiche und angesehene Leute hatten sich aus Moskau in entfernte Landschaften gezogen. Einige Kaufleute, teutsche Handwerker, russische Handwerker, Tagelöhner, das zurückgelassene Gesinde der Großen, fast lauter Leibeigene, kurz was man anderswo mit Einem ausdrucksvollen Worte Pöbel zu nennen pflegt, war zurückgeblieben. Diese zügelte Rostopschin meisterhaft, zu gleicher Zeit den kriegerischen Geist belebend, und den unruhigen Geist, der aus allen großen Volksbewegungen hervorbrechen will, bändigend.

Dies war kein Kleines, denn der Haß gegen die Franzosen und gegen alles Französischgesinnte und Franzosenähnliche wuchs bis zu einer fürchterlichen Wuth, und drohete alle Ufer der Zucht zu durchbrechen. Rostopschin aber ging ruhig, gefürchtet, und angebetet unter seinen bewaffneten Haufen, versetzte sich ganz in ihre Sprache, *) Art, Tracht, und Ansicht, bestrafte kleine Ausschweifungen gelind, große streng, und bewies durch seinen Ernst und seine Haltung, er sey entschlossen mit ihnen gleichem Schicksal entgegen zu gehen. Das lockt den Gehorsam, das gebietet der Menge; dadurch beherrschte Rostopschin 40000 Bewaffnete. Die großen Befehlshaber, die ihm beistanden, waren die Priester: sie entflammten und mäßigten zugleich.

Von Smolensk bis Moskau sind an funfzig teutsche Meilen. Das russische Heer zog sich in langsamer und festgeschlossener Ordnung mit allen seinen Vorräthen zurück, es zog wie ein gehartnischter Mann, der kugel- und hiebfest ist, und den man nirgends ungestraft angreifen darf: auch

*) S. die Beilage C.

taſtete das franzöſiſche Heer nur, es griff nicht an. Wie das ruſſiſche Heer abzog, zogen die meiſten Einwohner der Städte, Flecken, und Dörfer ihm nach; ſie ließen den Franzoſen nur leere Orte, abgebrannte Dörfer, verſengte Felder, ſelbſt in einigen Städten flammte das Feuer auf. Ein ſo ſtolzer Geiſt brannte in dieſem Volke. Das Empfindlichſte aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge aller Orten ſich die Obrigkeiten auflöſeten; er fand es anders als in dem geduldigen Teutſchland: kein Menſch, der ihm anordnen, ausſchreiben, regiſtriren, ſpioniren, verkündigen, und das Volk verwirren, verführen, zügeln, und unterjochen half; kein Späher, kein Dolmetſcher, kein Horcher und Schleicher zu finden. Das Volk war wie ein grimmiger Bienenſchwarm ohne Weiſer; man konnte ihn zerſtreuen, verſcheuchen, tödten, aber jeder Stachel ſtach, ſo lange Leben in ihm war.

Von einem ſolchen Bienenſchwarm des Volks umſchwärmt, bei Tage und Nacht beunruhigt, mit unluſtigen Gefühlen und ſchlimmen Ahndungen waren die Franzoſen bis auf die Hälfte des Weges nach Moskau, bis hinter Wäsma

(Wiasma) gekommen; ſie fanden dort einen neuen ruſſiſchen Feldhauptmann, den Fürſten Golenitſcheff-Kutuſow. Dieſer kräftige Greis hatte den Türkenkrieg durch einen glorreichen Feldzug gegen den Großvezir im Sommer 1811 ſo gut als beendigt. Das ruſſiſche Volk erwartete von ſeiner feſten Beſonnenheit und ſeiner thätigen Liſt ſehr viel; der Kaiſer hörte und erhörte die Stimme deſſelben, ſchmückte den grauen Feldherrn mit der fürſtlichen Ehre, und ernannte ihn zum Oberfeldherrn. Kutuſow weihete ſich in der Kirche der heiligen Mutter Gottes von Kaſan zu Petersburg für ſein großes Amt ein, und reiſte zum Heere ab, wo er den 29. Auguſt anlangte und dem bisherigen Oberfeldherrn Baron Barclay de Tolly den Befehl abnahm.

Beide Heere verſtärkten ſich. Bonaparte zog viel Geſchütz und neue Verſtärkungen aus Polen und Teutſchland, auch viele polniſche Ueberläufer an ſich; zu Kutuſow ſtießen unter dem General Miloradowitſch 20000 Mann, die aus dem Innern des Reichs kamen, und die aus Moskau und den umliegenden Gegenden verſammelte Landwehr von 50000 bis 60000 Mann. Kutuſow

hatte seine Stellung genommen bei dem Dorfe Borodino, 12 Werste oder anderthalb teutsche Meilen von der Stadt Mojaisk, welche etwa 12 Meilen von Moskau liegt. Folgendes berichtete er über diese Stellung und Lage aus dem Hauptquartier Borodino den 4. September:

„Die Stellung, wo ich den Rückzug angehalten habe, vor dem Dorfe Borodino zwölf „Werste diesseits Mojaisk, ist eine der besten, „die man in einem platten Lande finden mag; „was dieser Stellung auf meinem linken Flügel „fehlt, werde ich vermittelst der Kunst zu verbessern suchen." Ich wünsche, daß der Feind uns „in dieser Stellung angreift; das würde mir große „Hoffnung des Siegs geben. Wenn ihm aber „wegen der Stärke derselben dies zu gewagt „scheint, und er gegen die Wege zu manövriren „beginnt, welche nach Moskau führen, so würde „ich bis hinter Mojaisk zurückgehen müssen, wo „alle Wege zusammenlaufen."

Kutusow saß nicht lange ruhig in dieser Stellung. Schon den 5. September Nachmittags um zwei Uhr ward sein linker Flügel unter dem Prinzen Bagration von dem Feinde mit einem

außerordentlichen Ungestüm angegriffen und das Gefecht mörderisch bis in die Nacht fortgesetzt. Von beiden Seiten wurden viele Menschen verwundet und getödtet; die Russen behaupteten ihre Stellung unerschütterlich, machten viele Gefangene, und nahmen acht Kanonen. Dies Gefecht war von Seiten des Feindes nur eine kleine Vorbereitung, eine Prüfung des Heers und Erkundung der Stellungen und Befestigungen; der folgende Tag verging mit unbedeutenden Bewegungen und Scharmützeln; der dritte Tag ward der heißeste und blutigste Tag des ganzen Feldzuges. Bonaparte hatte seine Hauptstärke gegen den linken russischen Flügel gezogen, welcher zwar durch Schanzen und Batterien befestigt, aber immer noch schwach war; der russische Feldherr hatte dies bemerkt, und seine Anstalten darnach getroffen. Den siebenten September, ehe der Tag grauete, zwischen vier und fünf Uhr frühe begannen die Franzosen, von Dunkelheit und Nebel bedeckt, mit zahlreichen Massen den wüthenden Angriff, und wurden eben so wüthend empfangen. Es ward eine Mordschlacht; 1800 bis 2000 Kanonen donnerten gegen einander, Rei-

tergeschwader, unter deren Hufen die Erde erbebte, als wenn sie versinken wollte, und Hunderttausende von Männern trafen auf einander; von beiden Seiten ward mit unglaublicher Erbitterung und Tapferkeit gestritten. Boden, Kanonen wurden genommen und verloren; Schanzen und Batterien gingen dreimal und viermal aus einer Hand in die andere; jeder Fußbreit Land ward mit Blut gefärbt; Kanonenkugeln flogen hier so dicht, als in andern Gefechten Flintenkugeln, doch bewährte das russische Geschütz auch in dieser blutigen Schlacht seine überlegene Vorzüglichkeit. Erst die Nacht endigte das Treffen, die Franzosen zogen sich 10 Werst zurück, die Russen behaupteten ihre Stellung und das Schlachtfeld. An diesem blutigen Tage wurden in beiden Heeren zwischen 70000 und 80000 Mann getödtet und verwundet; die Russen zählten über 1700 verwundete und todte Officiere und mehrere Generale, die Franzosen verloren über zwanzig Generale. Zwei Männer, welche hier auf dem Bette der Ehren starben, werden von edlen Russen lange beweint werden. Eine Kanonenkugel nahm den General Kutaisow weg: an

Jahren ein Jüngling, an Verſtand ein Greis, ein Muſter von Kenntniſſen, von Freundlichkeit, und Beſcheidenheit, führte dieſer Mann, von allen geliebt und von ſeinen Untergebenen angebetet, den Oberbefehl über das Geſchütz; eine Flintenkugel verwundete den kühnen und feurigen Prinzen Bagration am Knie, die Wunde ſchien nicht gefährlich, er ſtarb bald an ihren Folgen in einem Nervenfieber. Dies war die Schlacht bei Borodino oder Mojaisk den 7. September 1812. Es war eine Rieſenſchlacht gleich der von Wagram. Rußland jauchzte ob der Unerſchütterlichkeit und Hartnäckigkeit ſeiner Krieger; der Kaiſer ernannte den General Prinzen Kutuſow zum Generalfeldmarſchall, beſchenkte ihn mit 100000, und jeden Gemeinen, der dieſer denkwürdigen Schlacht beigewohnt hatte, mit fünf Rubeln.

Beide Heere waren durch dieſe Schlacht unglaublich geſchwächt und ermattet. Bei den Franzoſen war noch immer die Ueberlegenheit der Zahl; denn der Feldmarſchall Kutuſow rechnete ſeine zwar begeiſterte, aber ungeübte Landwehr zu einer offenen Feldſchlacht wenig brauchbar. Der Feind ſuchte indeſſen ſeine Linke zu umgehen;

viele seiner Generale waren der Meinung, man müsse vor den Mauern von Moskau noch eine Schlacht liefern: Kutusow aber wollte das Reich nicht auf das Spiel setzen, er wollte lieber eine Zeitlang von vielen getadelt als von allen verflucht werden, er wollte ganz sicher gehen, neue Verstärkungen an sich ziehen, die reichen und fruchtbaren südlichen Landschaften decken, und dann zu seiner Zeit dem Feinde zeigen, er sey noch da. Er zog mit seinem Heere in einer Haltung ab, die den Feind erschreckte und ihn über die Bedeutung des Rückzugs stutzig machte. So ging er festen Schritts durch Moskau, und lagerte sich auf der Straße nach Tula und Kaluga. Von da schrieb er seinem Kaiser den 16. September: Noch habe ich ein muthiges und tapferes Heer, der Verlust Moskaus ist nicht der Untergang des Vaterlandes *).

So kam Bonaparte den 15. September nach Moskau.

*) S. die Beilage D.

Die Nachricht, Moskau, die alte glänzende und ehrwürdige Hauptſtadt der Ruſſen, ſey in der Gewalt der Franzoſen, ſey ohne Schwerdtſchlag von ihnen beſetzt, traf auf Petersburg wie ein Donnerſchlag, ſo wie alles gewaltiger niederſchlägt, was aus der Ferne gehört wird. Die meiſten Sterblichen beurtheilen die Dinge mehr nach ihrer Liebe oder ihrem Haß, als nach den Zeiten und Orten, die auf einer Entfernung von mehr als hundert teutſchen Meilen doch ſchwer zu wägen ſind. Man hätte unter den Mauern von Moskau, man hätte in den Straßen, auf den Plätzen der Hauptſtadt eine Schlacht gewünſcht; man hätte Kutuſow und alle Feldherren, und das ganze Heer als ein ſchönes und blutiges Opfer erſchlagen und über ihre Leichen den Feind in die Stadt eingehen ſehen mögen; man hätte gern ruſſiſche Palafore und Madride gewollt. Auch das tröſtete nicht, als das Gerücht bald erzählte, Moskau ſtehe in Flammen, Moskau habe ſchon mehrere Nächte den Himmel geröthet, denn ſie glaubten, franzöſiſche Wuth habe den Brand gezündet, nicht ruſſiſcher Stolz. Die erſten Tage war in Petersburg faſt alles irre, beſtürzt oder

ergrimmt: die muthigen und tapfern Menschen zürnten, die mittelmäßigen und schwachen wehklagten, die feigen zitterten und schrien: alles ist jetzt umsonst, Friede! Friede! Ein so ungeheures Schicksal mußte die Herzen der Sterblichen gewaltig bewegen. Das erschien auch in diesem Wechsel und Getümmel der Leidenschaften, der Furcht und Hoffnung und Verzweiflung der Menschen, daß selbst in der zweiten Hauptstadt des russischen Reichs nicht allein eine matte Schaafherde von Schwächlingen lebte, die sich immer schon in den Klauen des Wolfes glaubte, sondern daß eine bübische Rotte von Franzosenfreunden sich zusammengesetzt hatte, die im Finstern ihre unsichtbaren Schlangenschliche kroch und aus der Finsterniß heraus ihr Gift unter das Volk spie. Furcht vor dem Volke und Schaam vor der Meinung der Bessern machte die meisten stumm, daß sie nicht mehr von der Liebenswürdigkeit, der Geistigkeit, der Ritterlichkeit, der Tapferkeit, der Bildung der Franzosen, nicht mehr von dem einzigen, unüberwindlichen, göttlichen Napoleon, von seinem uner-

reichbaren Genie, seinen unentdeckten Entwürfen, seinen unermeßlichen äußeren und inneren Hülfsmitteln posaunten; aber täglich und wöchentlich flogen Gerüchte und Nachrichten umher, welche selbst beherzten und muthigen Männern oft bange machten und die schwachen und gutmüthigen bestürzten und niederschlugen. Was irgend zweideutig war ward gefährlich gedeutet, der Mangel an Nachrichten von den Heeren bezeichnete immer Niederlagen, das Stillschweigen der Regierung Verzweiflung, der Wechsel einiger Maaßregeln Hülflosigkeit. Diese Nichtswürdigen hatten in sechs Wochen, höchstens gegen Weihnachten die Franzosen in Petersburg, und huldigten dem unwiderstehlichen Napoleon; sie wußten an dem Dnepr, an der Weichsel französische Hülfsheere von 50000 und 80000 Mann, die dem großen Weltbefreier gen Moskau in Eilmärschen zuzogen und alle Anstrengungen, Opfer, und Bewaffnungen des russischen Volkes vereitelten. Diese schändliche Rotte wirkte noch lange fort; ja als die Dinge sich schon ganz anders gewandt hatten, streute sie immer noch Mährchen

aus oder erklärte die Wahrheiten für Mährchen: Viktor, Augereau, Leison, und Gott weiß welche andere französische Feldherren führten jeder nicht weniger als 50000 und 60000 Mann herbei, in Polen waffnete sich jedermänniglich mit brennendem Eifer, Preußen ließ noch 30000 und Oestreich noch 40000 Mann zuziehen, und dergleichen mehr.

Diese und die Gleichgesinnten bestärkten und schwächten viele Gemüther. Der Kaiser Alexander stand vom Anfang an, selbst da noch, als den Muthigen Manches zu wanken schien, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Zuversicht da, und hielt den kaiserlichen Stolz über dem Glück und dem Unglück. Schon lange vor Moskaus Besetzung von den Franzosen waren in Petersburg Anstalten getroffen, die dahin deuteten, es sey nicht unmöglich, daß der Feind auch bis an die Ufer der Newa vordringe: man hatte ganze Pallaste ausgeraumt, man hatte viele Kostbarkeiten eingepackt, viele schon nördlicher versandt, man hatte Manches verfügt, was auch hier Verderben, Wuth, Brand, und Mord, kurz das Schrecklichste des Krieges fürchten ließ. Der Kaiser erklärte vor seinem Volke, dies sey eine

nothwendige Vorsicht, keine Furcht; übrigens stehe sein Entschluß fest wie sein Vertrauen auf Gott, jede Mühe und Gefahr, jedes Leid und Elend mit seinem Volke zu theilen, die schönsten Städte, die fruchtbarsten Landschaften dem Feinde preiszugeben, ehe denn er einen Fußbreit Land von Rußlands Gränzen abtrete oder einen schimpflichen Frieden eingehe. Eben so würdig und kaiserlich erklärte er sich seinem Volke nach dem Verlust von Moskau *). Er erinnerte das Volk seines alten Muthes und seiner weltberühmten Streitbarkeit, ermahnte es zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, wies ihm, daß daraus allein Sieg und Glück entsprießen könne, und versprach bei seinem kaiserlichen Worte, ritterlich mit ihm auszuhalten und den großen Kampf für die Unabhängigkeit und Freiheit der Herrscher und Völker durchzukämpfen.

Neben dem Kaiser glänzte durch jede Tugend, die eine Frau verherrlicht, seine Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth Alexiewna. Sie hatte auch nicht einen Augenblick den Muth und die Hoheit

*) S. die Beilage E.

einer fürstlichen Seele verleugnet, und ermunterte durch ihren Glauben auf Gott, durch den Beifall, den sie den Muthigen, durch die Verachtung, die sie den Feigen wies, allen als ein heiliges Muster vor. In einer Zeit, als bei der Sorge um Petersburg viele ihre Kostbarkeiten einpackten und flüchten wollten, hatte jemand die erhabene Frau gefragt, warum denn sie ihre Juwelen und Geschmeide nicht auch einpacke und berette? Dieser hatte die hohe Antwort empfangen: **Rußlands Kaiserin auf der Flucht bedarf des Muthes, und keiner Juwelen.** Das Volk erkannte seine Kaiserin und betete sie an.

Diese Stimmung, dieser Stolz war auch bei dem Adel. Nachdem sie sich von dem ersten Wetterschlag aufgerichtet hatten, klang es nur wieder Muth, Krieg, und Rache. Es waren Familien, die sich durch ihre Aufopferung für lange Jahre verschuldet hatten, andere, über und durch deren Güter der verwüstende Zug der Heere sich gewälzt hatte, viele, ja die meisten, die durch den Verlust der Brüder und Söhne in Schwarz gekleidet gingen; alle athmeten nur Krieg, Zerstörung, Untergang, oder Freiheit und Selbst-

ſtändigkeit, das Wort Friede war ihnen Gift, die weichlichen oder verrätheriſchen Friedensprediger waren ihnen ein Abſcheu: dieſe Feigen fühlten am ſchmerzlichſten die Verachtung der Frauen, die mit unverſöhnlichem Haß alles verſtießen, was franzöſiſch oder bonapartiſch geſinnt ſchien. Und das thaten die Ruſſen und Ruſſinnen aus den erſten Geſchlechtern des Reichs. O teutſche Franzoſenaffen und Franzoſenäffinnen, mögtet ihr euch daran ſpiegeln, und euch ſchämen, daß ihr von der Herrlichkeit und Ehre eures Volkes nichts wiſſet! Und wann einmal eine zweifelhafte Nachricht kam, wo die Sterblichen des Troſtes, eine fröhliche, wo ſie gemeinſamer Ergießung des Herzens bedürfen, wie ward über dem Vaterlande und ſeinem großen Gefühl jeder einzelne Verluſt, jede einzelne Trauer, jede ſonſt geſellſchaftliche Rückſicht vergeſſen! wie wurden alle Stände, Alter, Geſchlechter, alle ſcheidende Rückſichten vergeſſen! alle Fremde ſogleich Landsleute, alle Unbekannte ſogleich Bekannte! dann Thränen, Freudenrufe, Küſſe, Umarmungen, Mittheilungen, und Bezeugungen aller Art; wer der großen Sache des Vaterlandes und der Menſch-

helt treu schien, der war Bruder, Freund, Hausgenoß. Ich nenne euch nicht, ihr vielen Edlen, aber ich darf erzählen, was ich erfahren und empfunden habe.

Am herrlichsten und fröhlichsten aber zeigte sich das russische Volk der mittleren und unteren Ordnung. Petersburg ist eine kleine Welt von Nationen. Nächst den Russen leben dort in der mittleren gesellschaftlichen Ordnung über 40000 Teutsche: Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker; auch wohnen in Petersburg viele Schweden und Engländer, weniger Franzosen. Unter diesen Fremden waren viele wenig beseelt, es sank ihnen leicht der Muth. Die Russen aber waren durch sich selbst entbrannt; durch Smolensk und Moskau, und durch alle die gräulichen oder großen Thaten, die vom Süden zur Newa tönten, schlug das Feuer in ihrer Brust zu lichten Flammen empor: Stolz und Rache hauchten alle Seelen. Das aber war das Erhabenste, daß sie in diesem heiligen Volkskriege alles mit Gott begannen und mit Gott beschlossen; die Petersburger Te Deum waren wahre Te Deum; die großen Volksfeste, die großen Feste des Herrschers waren

waren nicht bloße prunkvolle und gaukelische Umzüge, nicht bloße Schimmer der Pracht und Majestät, wo die menschliche Eitelkeit sich neben die göttliche Größe stellt — es wurden Anrufungen, Gebete, und Danksagungen des Volkes, die theuren und hochverehrten Häupter des Kaiserhauses wurden mit dem ganzen Volke vor dem Angesichte Gottes brüderlich und väterlich zu Einer Familie, zu Einer Liebe und Gemeinschaft gesellet. Wann von der Petersburger Besatzung einzelne Schaaren auszogen, als die mit dem Kreuz des Glaubens bezeichnete Petersburger Landwehr sich und ihre Fahnen feierlich einsegnen und von ihrem Kaiser mustern ließ — welch ein großes und schönes Gewimmel von Menschen! welch eine rührende, begeisterte, andächtige Freude! welche Umarmungen, welche Bezeugungen, welche Worte und Thränen der Freude auf allen Straßen und Plätzen! Die Fenster, die Dächer der Häuser hielten die versammelten Menschen kaum, die Bäume ringsum waren voll, die Gitter und Staketen um die Häuser und Spaziergänge brachen unter ihren Lasten ein: so fröhlich als die Krieger auszogen, begleitete alles Volk

sie. Solche Augenblicke sind göttlich, denn nur durch die große Gemeinschaft und Andacht des Volkes wird der Einzelne aus seiner engen Kümmerlichkeit zum Himmel empor getragen. — Und wann eine glückliche Botschaft gekommen war von einer gewonnenen Schlacht, von Fünftausenden oder Zehntausenden von Franzosen, die das Gewehr gestreckt hatten — ehe es tagte, weckten die Menschen in ihren Häusern und Betten durch das Sausen und Brausen des Volkes draußen und durch den jubelnden Freudenklang seiner Hurras erinnert und geweckt; darauf Kanonendonner, die wimmelnde Menschenmenge ausgegossen, dann die Kirchen mit Betenden gefüllt, der Abend und die Nacht erleuchtet. Das war das Rührendste, daß diese Freude sich nicht selbst ausbrannte, daß sie durch keine Kälte ausgelöscht ward: bei 18 und 20 Grad Kälte wimmelten die Plätze und großen Gassen von fröhlichen Menschen bis gegen die Mitternacht; allenthalben Freudenklang, Saitenspiel, Tanz, Hurra und Hussa — Gott war lebendig in ihnen, Gott begeisterte sie für ihr Land, Gott gab ihnen die Freudigkeit, die Beharrlichkeit, den Sieg.

Der Haß gegen die Franzosen und gegen das Französische, der bei dem Volke seit Jahren schon still und verborgen geglommen hatte, brach jetzt hell aus. Viele Franzosen wurden verwiesen, einige nach Sibirien geschickt, wenige kaum noch geduldet: diese mußten sich hüten, bei öffentlichen Gelegenheiten oder im Volksgewimmel zu erscheinen oder das Französische zu verrathen; es wurden manche Teutsche, die das Volk für Franzosen hielt, selbst gebohrne Russen, die an öffentlichen Orten französisch gesprochen hatten, von dem Volke gefaßt und gemishandelt; die Russen wollten jetzt nur ihre Sprache hören, sie hielten, so lange das Glück des Krieges wankte oder unentschieden stand, alles Fremde verdächtig oder verrätherisch. Diese Gesinnung des Volkes erklärte sich auch laut gegen das französische Schauspiel, es wurde einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges geschlossen.

Es kamen im Herbst mehrere tausend Spanier und Portugiesen nach Petersburg aus dem Innern des Reichs, Ueberbleibsel von 15000 Portugiesen, die sogleich nach der Besetzung Portugals von den Franzosen in die Fremde abgeführt

worden, daß Je dort für ihre Ueberzieher stritten, Ueberbleibsel von der Heerschaar des edlen spanischen Grafen Romana, die, in Jütland und Fühnen gelagert, gelandet waren, die gierende Flucht übers Meer zu der alten Heimath mit ihrem Anführer zu theilen. Diese Mannschaften wurden von den Franzosen von Land zu Land mitgeschleppt und endlich in die [illegible] zum äußersten Norden getrieben; die meisten von ihnen liefen bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Russen über oder gaben sich ihnen nach kurzer Gegenwehr gefangen. So kamen Spanier und Portugiesen nach Petersburg. Die Theilnahme der Russen an diesen so lange unglücklichen und nun wieder glücklichen Menschen war die wärmste und rührendste. Wo die Spanier gingen oder standen, wo sie mit südlicher Lustigkeit mitten im strengsten Winter auf den großen Plätzen und Brücken einher hüpften und ihre heimathlichen Lieder sangen, da sammelten sich die Russen in freundlichen Schaaren um sie, begleiteten sie, redeten durch Gebehrden und Winke mit ihnen, gaben ihnen Geld, gaben ihnen Strümpfe und Stiefeln und Kleider; ja mehrere kleine russische

Kaufleute kleideten abgeriſſene und halbnackte Spanier vom Kopf bis zum Fuß in Pelzwerk: ſie hatten ihre Freunde, ihre Brüder, ihre Bundsgenoſſen gekleidet. Auch zu dem kleinen Raſſen war ein Klang von Madrid und Saragoſſa, von Palafox und Mina gedrungen, er hatte dunkel gehört, wie viel Unglück und Schande Bonaparte über Spanien verbreitet hatte; auch er hatte in Moskau und in den Statthalterſchaften von Smolensk und Moskau ſein Madrid und ſein Arragonien und Katalonien. So hatte Bonapartens blutdürſtige Unruhe Liſſabon und Madrid nach Petersburg verſetzt; ſo hatte gleiches Schickſal, gleiche Frömmigkeit, gleiche Begeiſterung den Süden und den Norden verbrüdert.

Bonapartens Rechnung war, über ſeine Feinde zu gleicher Zeit den Einzug in Moskau und Petersburg zu erzwingen, und von den beiden Hauptſtädten des großen Reichs ſeine Beſchlüſſe und Befehle und Gaukeleien und Verkündigungen ausgehen zu laſſen. Deswegen waren an der Düna unter den Marſchällen Macdonald und Oudinot zwei bedeutende Heerhaufen aufgeſtellt, welche Riga erobern, das ruſſiſche Heer ſchlagen,

und dann den offenen Weg nach Petersburg ziehen sollten. Diese Rechnung vereitelte die Tapferkeit der russischen Krieger und die Kühnheit und Geschicklichkeit des russischen Heerführers Grafen von Wittgenstein. Dieser befehligte am rechten Dünaufer 30000 Mann, hielt durch blutige Schlachten und Siege Liefland und Petersburg frei, und den guten Geist und [illegible] aufrecht, dämpfte die überlegene Macht der Feinde, und erwarb sich einen unsterblichen Ruhm.

Seine erste Schlacht, auch die erste, weswegen die Russen Te Deum sangen und erleuchteten, heißt die Schlacht von Klästitza. Wittgenstein hatte erfahren, daß Macdonald über Jakobstadt auf Ljutzin und Oudinot auf Sebesh rücken wolle, daß beide ihn so zwischen eine Zange klemmen, zermalmen, und den Weg auf Pskow oder Pleskow erzwingen wollten, welcher geradest nach Petersburg geht. Wittgenstein faßte den Entschluß, den er fassen mußte, er rückte gegen Oudinot, und griff ihn auf seinem Zuge unerwartet an bei dem Dorfe Klästitza zwischen Polocz und Sebesh. Hier ward den 30sten und 31sten Julius ein mörderisches Treffen gehalten; den zweiten Tag wur-

den die Franzosen aus dem Felde geschlagen, verloren einige Kanonen, 3000 Gefangene, 10000 Todte und Verwundete, und viel Gepäck, und zogen sich an die Düna zurück. Auch für die Russen war der Sieg sehr blutig. Wittgenstein ward dicht am Schlaf von einer Kugel leicht gestreift; er und sein ganzes Heer beweinten den tapfern Generalmajor Kulnew, einen der edelsten und kühnsten russischen Befehlshaber, welchem eine Kanonenkugel beide Beine wegriß, so daß er auf der Stelle starb. Macdonald blieb still in Kurland stehen.

Seine zweite Probe hielt er den 11. August bei dem Flecken Kochanow mit Oudinot, der mit Würtembergern und Baiern verstärkt worden war. Das Treffen währte acht heiße Stunden, dann ließ Oudinot ab, und zog sich nach dem Verlust vieler Todten und Verwundeten und 300 Gefangener in seine alte befestigte Stellung zurück.

Seine dritte Probe geschah hart unter den Mauern von Polocz, sechs, sieben Tage nach dem Gefecht bei Kochanow. Oudinot war aus seinen Verschanzungen herausgebrochen und hatte Wittgensteins Vorposten zurückgeworfen. Dieser,

welchem misfiel, daß der Feind ſich an Kühnheit gewohnte, griff ihn den 17. Auguſt in aller Frühe an; vierzehn Stunden ward auf das hartnäckigſte gefochten, Oudinot ward ſchwer in der Schulter verwundet und von dem General Gouvion St. Cyr im Befehl erſetzt, die Franzoſen wurden endlich zurückgeſchlagen und wieder in ihre Schanzen geworfen, und verloren an dieſen Tage über 4000 Todte und 2000 Gefangene. Gleich nach dieſer Schlacht zog ihnen außer den Baiern, die unter dem General Wrede in derſelben mit gefochten hatten, eine neue baieriſche Verſtärkung unter dem General Deroy zu; ſie beſchloſſen die geſtrigte Scharte auszuwetzen. Den 18. Auguſt Nachmittags um 4 Uhr griffen ſie die Ruſſen mit groſſer Uebermacht zugleich auf allen Punkten an, und ließen ein ſchreckliches Artilleriefeuer ſpielen. An dieſem Tage ward bis in die ſinkende Nacht mit unglaublicher Erbitterung und Hartnäckigkeit und noch blutiger als den vorigen Tag gefochten; erſt die Nacht riß die Streiter aus einander. Beide Heere waren fürchterlich geſchwächt, die Franzoſen gingen in ihre Verſchanzungen zurück, Wittgenſtein lagerte ſich mit ſeinem ſiegreichen Hauf-

lein um den Flecken Beloe nahe bei Sebesh, und hielt Furcht und Schrecken von der Petersburger Straße und den Petersburger Herzen ab. In dieser letzten Schlacht ward der bairische General Deroy tödtlich verwundet und starb nach wenigen Tagen.

In dieser mörderischen zweitägigen Schlacht hatten sich beide Heere über die Hälfte verblutet, und standen lange in einer Art von Waffenstillstand einander gegenüber; Wittgenstein, obgleich mit Petersburger Landwehr verstärkt, konnte die feste Stellung bei Polocz, die Franzosen konnten den Weg nach Pskow nicht erzwingen; der Krieg beschränkte sich hier auf Beobachtungen, Scharmützel, und kleine Unternehmungen. Doch wurden die Russen gegen Ende Septembers und Anfang Octobers munterer, und wagten manche glückliche Ueberfälle, Streifzüge, und Aufhebungen und Zerstörungen von Rekruten, Zufuhren, und Magazinen. In diesem kleinen Kriege thaten sich die Obersten Bedräga und Rodionow und der Oberstleutnant Repeinyn sehr hervor. Der letzte muß unter den würdigen Männern genannt werden, welche die reinste Liebe zum Va-

verlande ins Feld rief. Er hatte in früheren Kriegen schon ein Bein verloren; dies hielt ihn nicht in Unthätigkeit, er saß auf, diente zu Pferde, und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch eine seltene Kühnheit und Thätigkeit aus.

So waren neun Wochen verflossen, als zu der Zeit allgemeinen Glücks auch hier die Sache glorreich entschieden ward. Der Generalleutnant Graf Steinhell hatte aus Finnland etwa 20000 Mann frischer Krieger nach Livland geführt; mit einem Theil derselben war die Besatzung von Riga verstärkt und eine Unternehmung gegen Kurland gemacht worden, die übrigen führte Steinhell zur Unterstützung Wittgensteins. Jetzt ward zwischen den beiden Anführern ein gemeinschaftlicher Angriff auf die Franzosen bei Polocz verabredet: Wittgenstein wollte von vorn auf der Straße von Sebesh, wo er den ganzen Sommer gelagert hatte, angreifen; Steinhell ging auf die linke Dünaseite hinüber, und sollte von Djesna aus seine Bahn durch den Feind brechen und auf Polocz durchdringen. Den 18. October griff Wittgenstein die feindliche Vorderhut bei dem Dorfe Jurrewitsch an, schlug sie in einem blutigen Treffen,

welches von früh sechs Uhr bis in die sinkende Nacht währte, und zwang sie sich in die Verschanzungen um Polocz zu werfen, wo sie von dem furchtbaren Feuer aller ihrer Batterien gedeckt ward. An demselben Tage hatte Steinheil den bei dem Dorfe Bolonie in einer vortheilhaften Stellung an der Düna aufgefahrten Feind angegriffen und ihn bis auf eine halbe Meile von Polocz geworfen, wo er ihn in so großer Ueberlegenheit fand, daß er nicht weiter durchdringen konnte. Als der Graf Wittgenstein dies den folgenden Tag gegen Nachmittag erfuhr, griff er um fünf Uhr Abends die Verschanzungen um Polocz mit stürmender Hand an, und gewann sie nach der hartnäckigsten Gegenwehr. Der Feind warf sich in die Stadt, die mit einer doppelten Reihe Pallisaden umgeben war, unterhielt ein mörderisches Feuer, und zog sich unter dessen Schutz allmälig aus der Stadt, die in der Nacht erstürmt und genommen ward: um drei Uhr früh, den 20. Oktober, war Wittgenstein in Polocz. Beide Theile verloren in diesen blutigen Gefechten viele Menschen; Wittgenstein und Steinheil machten in und um Polocz an 3000 Gefangene. An diesen Ta-

gen verdiente die Petersburger Landwehr durch ihre unüberwindliche Tapferkeit unsterbliches Lob; sie focht unter ihrem trefflichen Anführer dem Senator Bibikow den ältesten Kriegern gleich, und that mit dem Bayonett im Sturmschritt Wunder. Wittgenstein wollte einen Haufen, der gegen eine feindliche Batterie vorrückte und vom Kartätschenfeuer sehr mitgenommen ward, zurück ziehen und an einer andern Stelle zum Sturm führen; sie aber gehorchten ihm nicht, sondern sprachen: wir haben bei unserm Abzug aus Petersburg dem Kaiser versprochen nie zurück zu gehen, also vorwärts! und sie erstürmten die Batterie mit großem Verlust. Da riß Wittgenstein einem von ihnen das Kreuz vom Hut, steckte es an den seinigen, und sprach: Tapfre Männer, laßt mich euren Waffenbruder seyn.

Hinter Polocz vereinigten sich beide Heerhaufen, und Wittgenstein führte den Oberbefehl. Die folgenden Tage machte man bei der Verfolgung des Feindes noch über 6000 Gefangene, und erbeutete den ganzen Troß der Baiern und alle ihre Fahnen; der General St. Cyr war ver-

wundet, das französische Heer fast aufgelöst, seine Trümmer vereinigten sich mit dem Haufen des Generals Wikter, der von Smolensk gegen Wittgenstein heranzog. Den 31. Oktober schlug Wittgenstein auch den General Wikter bei Tschaschnikovo, und trieb ihn auf Senno zurück; acht Tage später rückte er in Witepsk ein, und schlug den 14. November denselben Wikter, der ihn antastete, zum zweiten Mal. Die Zeit der Beendigung dieses Feldzugs war nah.

Die südöstlichen Landschaften Rußlands deckte mit 40000 Mann der General Tormasow gegen das zusammengesetzte Heer des Fürsten von Schwarzenberg. Hier blieb es bei unbedeutenden Gefechten und Hin- und Herzügen, je nachdem der eine oder andere die Ueberlegenheit hatte. Endlich kam im Anfang Septembers das Donauheer unter dem Admiral Tschitschagow heran, und vereinigte sich den 17. September mit Tormasow, der den Oberbefehl an Tschitschagow übergab. Jetzt war das Uebergewicht bei den Russen, und Schwarzenberg ward aus Volhynien, wohin er sich hinabgesenkt hatte, immer weiter gegen den Norden hinaufgedrängt. Tschitschagow trieb

viele zusammengerafte Polen aus einander, und rieb mehrere polnische Reiterregimenter auf. So zog er auf sehr schlechten Wegen im langsamen Zuge weiter.

Gegen Riga stand der Marschall Macdonald mit einem auserlesenen Heerhaufen, dessen schönster Theil die preußischen Hülfstruppen waren. In Riga befehligte zuerst der General von Essen, zuletzt der Italiäner Marchese Paulucci. Auch hier ward der Krieg nur in einzelnen Auszügen der Besatzung und in unbedeutenden Gefechten hingezogen, bis die Zeit kam, wo der französische Marschall für seine eigene Rettung auf die Flucht denken mußte, und der preußische Feldherr beweisen konnte, daß er ein teutsches Vaterland und eine preußische Seele hatte.

Wenn man die wenige Thätigkeit des südlichsten und nördlichsten französischen Heerhaufens und den geringen Verlust, den beide in dem Feldzuge erlitten, mit den Bewegungen und Verlusten des übrigen bonapartischen Heers vergleicht, so mögte man glauben, sie haben sich absichtlich geschont und alle heißen und blutigen Gelegenheiten vermieden. Daß Bonaparte auf diesen äußersten

Punkten grade die östreichischen und preußischen Hülfsvölker aufgestellt hatte, mögte man fast als eine Zügung Gottes ansehen, der nicht untergehen lassen wollte, woran sich teutsche Freiheit und Ehre vielleicht einmal wieder aufrichten kann.

Den 14. September, so wie der russische Hinterzug aus Moskau heraus zog, rückte der französische Vorderzug ein. Die Stadt war wie ein stummes Grab; nur hie und da zeigten sich einige Ausländer auf den Gassen und vor den Fenstern, alle Uebrigen, die in der Stadt geblieben waren, hatten sich in ihren Häusern dicht verrammelt und verschlossen. Bei diesem Zustande der Dinge hielt Bonaparte an dem Schlagbaum der Vorstadt von Smolensk. Dort erwartete er, daß die Obrigkeiten und der Stadtmagistrat ihm eine bewillkommende Deputation entgegen schicken würden. Als er von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags vergebens gewartet hatte, schickte er einen polnischen General hinein, daß er diese Bewillkommung bereitete und befähle. Dieser galoppirte durch die ganze Stadt, zum Hause des Generalstatthalters, der Polizei, kurz allenthalben hin, wo er noch einen Schatten von Behörden

oder Obrigkeiten zu finden hoffte. Endlich nach vielen vergeblichen Nachsuchungen kam er zurück, und berichtete seinem Gebieter, es sey in Moskau gar keine Behörde geblieben und die Stadt sey verlassen, bloß einige Ausländer und Gar wenige Eingebohrne finden sich noch da. Bonaparte verschob seinen Einzug; vielleicht schreckte ihn die Erinnerung von Smolensk, vielleicht hoffte er auch, man werde gegen den nächsten Tag wohl eine Bewillkommungssendung bereiten, wenn nicht von den Russen, doch von den Franzosen, Italiänern, und Teutschen, die in Moskau lebten und die er als seine Unterthanen ansah. Nichts von allem diesem geschah. Er zog den 15. September ohne Sang und Klang, ohne Trommeln, und Trompeten durch öde Gassen in den Kreml ein. Es war Nachmittags zwei Uhr, ein neblichter Tag und eine Todtenstille. Kein Hurra und Hussa, keine gaffende und mitströmende Menge, nicht einmal schlechtestes Gesindel, das in allen Ländern keinen Gott und kein Vaterland hat, bewillkommte ihn: stumm und düster zog er ein, und Verlassenheit und Unheil schienen um ihn gelagert zu seyn.

Von 350000 Menſchen, welche Moskau ſonſt ſelbſt im Sommer bewohnen, welcher viele Familien aufs Land hinaus lockt, waren kaum 30000 in der Stadt geblieben, und dieſe wenigen hatten ſich dicht in ihren Mauern verſchloſſen, und warteten in Aengſten der Gräuel, die da kommen ſollten. Aber wie viele Menſchen auch weggezogen, wie viele Schätze und Waaren und Vorräthe auch geflüchtet waren — eine Stadt wie Moskau, eine der reichſten Städte Europens, das große Herz Rußlands und der Mittelpunkt ſeines europäiſchen und aſiatiſchen Landhandels, enthielt in ihren Häuſern und Magazinen noch unglaubliche Hülfsmittel, und ein Heer von 200000 Mann hätte bei mäßigen Zuſchüſſen dort immer noch fünf bis ſechs Monate winterquartieren können. Denn viele Einwohner, die Moskau verlaſſen hatten, waren durch die Flucht ruinirt, weil die meiſten immer noch der Meinung geweſen waren, es würde vor Moskau noch eine Schlacht geliefert werden und die Franzoſen würden ſchwerlich hineinkommen. Dieſe hatten kaum Zeit gehabt, ſich ſelbſt zu retten; Waaren hatten ſie wegen Mangel an Pferden die letzten vierzehn Tage vor der

Räumung Moskaus wenig flüchten können. Die Weggehenden hatten also ihre Magazins verschlossen, ihre Habe und Schätze zum Theil verborgen, vergraben, vermauert; was die geübte französische Raubgier leicht gewittert und entdeckt haben würde. Manche wären auch im kleinlichen Geitz gern in der Stadt geblieben, und hätten sich von dem Feinde mißhandeln lassen, wenn sie die Furcht vor dem Zorn des eigenen Volks nicht hinausgetrieben hätte.

Bonaparte staunte freilich ob der stummen Leere der ungeheuren Stadt, deren leuchtende Zinnen und Thürme nur über Menschengräbern zu schimmern schienen; aber noch däuchte ihm der Besitz groß und die Hülfe unermeßlich. Auch wie Moskau war, konnte er darüber noch frohlocken. Schon seit Monaten hatte er die herrliche Stadt als den Preis so vieler Mühen und Arbeiten und Schlachten seinen räuberischen Söldnern gezeigt, als den Sitz ruhiger Winterquartiere, als das Unterpfand des Friedens, als eine reiche Mine des Geitzes und der Wohllust: was die Franzosen eine manierliche Plünderung, eine Erquickung und Erholung nach langen Anstrengungen nennen,

hätte er ihnen schon erlauben müssen. Doch wollte er dies möglichst ordentlich machen und die Stadt schonen und nicht zerstören; deswegen ließ er den größten Theil seines Heers kampiren, und rückte mit einer mäßigen Schaar in die Stadt ein. Aber alles gerieth ihm anders, als er gehofft hatte.

Schon in der Nacht vom 14. auf den 15. September, als Bonaparte in der Vorstadt von Smolensk auf die Bewillkommungsgesandschaft aus der Stadt wartete, war in der Salenka unweit dem Findelhause Feuer ausgebrochen und nach einigen Stunden gelöscht. Aber bald darauf war das Feuer auch in der Stadt an mehreren Stellen aufgegangen und nur unvollkommen gelöscht worden. Darauf brannte es am hellen Tage wieder an mehreren Orten. Die Einwohner sahen ihre Hauser mit einer unglaublichen Gleichgultigkeit in Flammen; man sah sie herauskommen, die Bilder ihrer Heiligen an die Thüre stellen, und weiter gehen. Wenn man sie fragte, warum sie das Uebel nicht abzuwenden und zu löschen suchten, antworteten sie, sie fürchten von den Franzosen niedergeschossen zu werden, wenn sie es lösch-

ten. Nur die ſtille Luft hielt den allgemeinen Brand der Stadt auf; denn die Franzoſen, da ſie die Sorgloſigkeit der Einwohner ſahen, kümmerten ſich auch nicht darum, die Flammen zu hemmen. So verbreiteten ſie ſich mehr und mehr, und in den von dem Unglück entfernten Quartieren ſprach man ſo gleichgültig davon, als man in Petersburg von einem Brand in Liſſabon oder einem Erdbeben in Caracas ſprechen würde.

So verging der Dinstag (15. Sept.) und die Nacht der Mittwoche. In der Mittwoche, den 16. September des Morgens um 9 Uhr brach mit fürchterlicher Heftigkeit ein Aequinoctialſturm los, und nun begann der eigentliche große Brand, der viele Tage dauerte. Zuerſt fieng das Feuer auf jenſeits des Fluſſes weit hinter dem Kommiſſariat, und fraß dem Winde folgend immer weiter, und loderte binnen einer Stunde an zehn verſchiedenen Stellen, ſo daß die ganze unermeßliche Ebene, die ſich mit einer unabſehlichen Häuſerreihe längs dem Fluß hindehnt, nur ein Flammenmeer war, deſſen Wogen ſich durch die Luft wälzten und Verwüſtung und Grauſen ringsum verbreiteten. Zu derſelben Zeit brach das Feuer

von neuem und mit größerer Gewalt als die vorigen Tage in der Stadt aus, vorzüglich in dem Bezirk der Buden. Dort fand es in den verschlossenen und aufgehäuften Waaren eine sehr lebendige Nahrung. Dieser Umstand, die Gewalt des Sturms, die Enge der Straßen hier, ferner daß die Flamme auch in andern Quartieren der Stadt wieder aufging, endlich der völlige Mangel an Löschgeräth und Löschanstalten machten es unmöglich, das Feuer aufzuhalten. Man sah ringsum nur Flammen, die ganze Atmosphäre über der Stadt war ein brennendes Feuergewölbe, das von umherfliegenden Funken und Bränden zischte, und die von der Hitze ausgedehnte Luft machte den Sturm immer wüthender. Nein, nie zeigte der erzürnte Himmel den Menschen ein grausenderes Schauspiel. Dieser Brand, die Angst der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten; Pferde, Rinder, Hunde, Katzen, wüthend und wild in die Flammen hinein oder aus den Flammen heraus laufend; dazu die Plünderer, Gewaltthäter, Mörder, welche Flüchtlinge verfolgten oder niederhieben, Thüren, Gewölbe, Keller mit den Kolben einstießen, durch

die Dächer und Fenster schossen: Jammer, Noth, Mord, Wuth, Zerstörung durch die Menschen und durch die Elemente überall. —

Bonaparte hatte aus den Fenstern des Kreml's den Anfängen und den Fortschritten des Brandes mit den Augen folgen und über diese größte Niederlage Betrachtungen der menschlichen Wechsel anstellen können. Als man ihm meldete, daß man in dem Kreml selbst Brandstifter ergriffen und daß auch dort an einigen Stellen das Feuer habe ausbrechen wollen, däuchte es ihm in der Stadt nicht recht geheuer und er zog in das kaiserliche Lußschloß Petrowsky außerhalb der Stadt. Es ist wahrscheinlich, daß er diesen schrecklichen Brand für eine ihm gelegte Schlinge hielt, welche die ungeheure Weite der Stadt sehr gefährlich machte. Darum zog er auch seine Truppen zusammen, und gebrauchte sie nicht, einige Quartiere zu retten, was allerdings möglich war.

Was die Plünderung Moskaus so scheußlich machte, war die methodische Ordnung, womit die Reihe an alle verschiedene Haufen des französischen Heers kam. Der erste Tag gehörte der alten Leibwache — es ist billig, daß die ersten

im Range in Wohlluſt, Gold, und Schande die Vorleſe halten — der zweite Tag war der neuen Leibwache zugeſtanden, der dritte dem Haufen des Marſchalls Davouſt; und ſo kamen alle verſchiedene Heerhaufen zur Plünderung, und die letzten waren viel wüthender als die erſten, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward. So ging es über acht Tage in regelmäßiger Ordnung, aber auch die folgenden Wochen hörte es nie ganz auf, obgleich Verbote dagegen ergingen: die Unordnung und Selbſtgewalt, und auch die Noth war zu groß. Die meiſten Soldaten waren ohne Schuh, ohne Beinkleider, und überhaupt zerlumpt und abgeriſſen; nur die Leibwache zeichnete ſich noch durch einigen äußeren Glanz aus: die andern Krieger waren zuletzt ſo buntſcheckigt und abentheuerlich gekleidet, daß man ſie nur noch an ihren Waffen erkannte. Alles war in dieſem Heer von gleicher Raubſucht und Schande gebrandmarkt. Auch die Officiere gingen wie wüthende Hunde von Haus zu Haus und plünderten wie die Gemeinen. Andere, die noch einige Schaam fühlten, begnügten ſich in ihrem Quartier zu plündern. Dies thaten auch die Generale;

sie nahmen unter dem Titel Bedürfnisse für den Dienst alles weg, was ihnen in einem Hause anstand. Hatten sie ein Haus ausgeplündert, so ließen sie sich umquartieren und fingen in der neuen Wohnung wieder von vorn an. Das ist merkwürdig, daß der Geiz bei den sonst so wohllüstigen Franzosen alle anderen Triebe besiegt hat: Geld sammeln ist dermal eher als Laster.

Diese Plünderungen und Räubereien waren nicht ohne Blut und Mord von beiden Seiten. Als Folge des Brandes und der Wuth entstand bald eine große Noth. Viele unglückliche Bewohner Moskaus sind vor Angst und Mangel in ihren verborgenen Schlupfwinkeln und unterirdischen Gemäuern, wohin sie sich gerettet hatten, umgekommen. Die Noth kam dahin, daß man sich um ein Stück Brod schlug. Vorzüglich waren ewige Kämpfe zwischen den Russen und Franzosen in den Gärten und auf den Feldern, wo Kohl und Kartoffeln standen; da ward bei Tage und Nacht mit Ueberfällen und Ueberrumpelungen um das Leben gestritten; viele wurden bei dem Raube, andere bei dem Heimtragen desselben

erschlagen, und der Tod ging unter den mannigfaltigsten Gestalten umher.

Kurz, in und um Moskau regierte in dieser ganzen Zeit Wuth und Wildheit, alle menschlichen Rücksichten vergessen, alle gesellschaftlichen Bande aufgelöst, alles den wildesten und gräulichsten Trieben der menschlichen Natur preisgegeben; die Rache kannte kein Maaß, die Gewalt keine Zügel: wo in der scheußlichsten Verwirrung alles unsicher war, wo das Leben jede Minute verloren ward, da wollte jeder des vergänglichen genießen. Zwischen den schrecklichen Flammen, die sich immer wieder erneueten, ward geplündert, gemordet, geschändet; hier sah man bei hellem Tage oder bei dem Flammenschein der erhellten Dunkelheit, was nie die Sonne als unter Zweien erblickt und was selbst die Nacht mit ihrem züchtigen Schleier verhüllt: Kinder, Jungfrauen, Greisinnen lagen als Leichen auf den Gassen, jammervolle Opfer des viehischen Soldaten; um die großen Paläste und öffentlichen Gebäude, wo viele Franzosen einquartiert waren, auf den Höfen und Straßen eine Menge todter Weiber, welche die Gewalt hineingeschleppt, die List und Wohl-

luſt hineingelockt, die Wuth getödtet hatte: die Raubthiere warfen die in ihren Armen Sterbenden gefühllos aus den Fenſtern, und gingen bald auf neuen Raub aus, ſie füllten mit dieſen Leichen und mit den Leichen der Erſchlagenen und ihrer Sterbenden alle Brunnen und verpeſteten das Waſſer; ſolchen Jammer und ſolches Wehgeſchrei der Entführten oder Geſchändeten unterbrachen nur die Gewimmer derer, die im nächtlichen Kampf auf den Gaſſen erſchlagen wurden, und das Geklirr und Geklitter der Waffen.

So ging es die erſten beiden Wochen, als der Brand und die Plünderung in Blüthe ſtanden; die heilloſe Wuth ward nicht geſättigt, ſie ermüdete nur, und ſtarb in ihr ſelbſt aus. Aber auch als Bonaparte einige Ruhe geſtiftet und die wenigen Zurückgebliebenen und Zurückgekommenen unter eine Art Schutz geſtellt hatte — auch da noch alle Nächte Schlachten, Ueberfälle, Morde, Plünderungen; viele Ausgewanderte, die alle Schlüche und Winkel der Stadt kannten, und der unverſöhnliche Haß der heimathloſen Bauern umher fielen in der Finſterniß in die Stadt, und mordeten Franzoſen und wurden ermordet; täg-

lich ward Moskaus Schutt und Asche mit frischem Blute gedüngt: man sah Ermordete, Geschändete, Verstümmelte auf den Straßen liegen; manche Leichen erschossener Russen ein Gaukelspiel der Winde an Gartengeländern, Fensterge-simsen, und Pfosten zerstörter Häuser von den Franzosen zum Spaß aufgehängt; manche Gassen und Plätze mit todten Leibern von Menschen, Pferden, und Hunden so gefüllt, daß niemand über ihre Haufen fahren, ja kaum gehen konnte. Bonaparte mußte unter Trümmern, Aschen, und Leichen wohnen.

Man hatte das Feuer in Moskau anfangs für ein zufälliges gehalten, durch die verlassenen Feuerherde, durch die alles vergessende Angst, durch die Ruchlosigkeit der Soldaten verursacht; man entdeckte bald, wie sehr es ein absichtliches war. Viele erzählen, der erste, welcher den fürchterlichen Brand den 16. September losließ, war ein reicher Mann, welcher in einer langen Gasse viele Wagenschauer hatte, worin eine Unendlichkeit von Wagen zu jedem Gebrauch aufgereihet standen; dieser hielt mit eigener Hand die Fackel daran, und zerstörte sein Gut, damit es

den Feinden nicht diente. Wie die Flammen wütheten und wie Freund und Feind sie wüthen ließen, ist oben erzählt. Ueber zwei Drittel der größten europäischen Stadt wurden in Asche verwandelt. Nur der Kreml und die nächsten Häuser umher blieben stehen, nur ein Theil der jenseits der Moskwa liegenden Häuser um und neben dem Findelhause blieben verschont, weil in jenem Umkreise Spitäler und dichter besetzte Quartiere der Franzosen waren.

So versank Moskau in Trümmer und Aschen, seine glänzenden Zinnen und Knäufe, seine prangenden Thürme, seine goldblitzenden Dome, seine Tempel und Klöster, seine Schlösser und Paläste, seine Museen und Bibliotheken, seine Ispahanischen und Schirasischen Feengärten, seine Anstalten der Kunst und Wissenschaft, die Sitze der Wohllust und Freude, die Denkmäler vergangener Geschlechter, die Arbeiten würdiger Herrscher — alles war Schutt, Staub, Moder, und Tod. Aber die Flamme, welche die Hauptstadt verzehrte und endlich in ihr selbst erlosch, brannte in den Brüsten der Russen fort, eine heilige Flamme der Rache und des Verderbens, wovor

Bonaparte und die Franzosen zitterten und noch mehr zittern sollten. Diese Flamme war durch die gläubige Geistlichkeit, durch den hundertjährigen Patriarchen Plaron, durch das große Herz von Rostopschin, und durch so viele andere großmüthige und kräftige Männer gezündet und genährt; sie brannte jetzt in dem ganzen Volke, sie konnte nicht mehr gelöscht werden. Es war nicht bloß Pöbel — wie die Franzosen sagten — es waren nicht losgelassene Mordbrenner, Missethäter, von dem tollen und mordbrennerischen Rostopschin angestellte und aufgehetzte Böse-wichter, welche das verderbliche Feuer weckten und unterhielten; es war das Herz des ganzen Volkes, es war die Hand des Edlen und des Leibeigenen, des Reichen und des Armen, welche den Himmel über Moskau mit Flammen rötheten. Dieser Nordschein ward den Franzosen eine Flamme des Unheils und der Verzweiflung, den Russen eine Morgenröthe des Heils und der Hoffnung. Nichts war diesen begeisterten Menschen mehr theuer, nicht Weib und Kind, nicht Silber und Gold, nicht Hab' und Gut, nicht Häuser

und Schlösser; sie schlugen es alles freudig in die Schanze, damit ihr Name unbefleckt, ihr Muth ungebrochen, und ihr Vaterland frei bliebe. Ich habe sie gesehen die Moskoviter, welche Bonaparte allein durch die Wuth des Böſewichts Roſtopſchin und ſeiner Banditen aus Moskau verſcheucht und zerſtreut nennt. Männer, die ganze nach Hunderttauſende, ja Millionen Rubel beſeſſen hatten, kamen in groben Kitteln, ja in Baſtſchuhen nach Petersburg und andern Städten; ſie klagten nicht, daß ihre Habe in Rauch verdunſtet war, ſie jauchzeten nur, daß die Franzoſen davon nichts bekommen hatten. Dies war bei Klein und Groß das Gefühl, der Muth, der Klang. So allmächtig iſt des Menſchen Geiſt, wenn er über dem Großen das Kleine zu vergeſſen wagt.

Bonaparte erſchoß die Ruſſen, welche in Moskau das Feuer ſchürten; dies ſchreckte ſie nicht, ſie kamen mit immer wachſender Wuth wieder. Er drohete den Bauern, die in den Dörfern daſſelbe thaten, mit Martern und Tod, er ließ mehrere hinrichten; ſie wurden den Lebendigen ein lockendes Beiſpiel. Solches — erzählte

der brave General Winzingerode — habe er in vielen Dörfern gesehen, und werde solche Seelengröße wohl nirgends so wieder erblicken. So wie die russischen Krieger wegen französischer Uebermacht ein Dorf verließen, blieben die Einwohner nicht da als dienstbare Haushalter und Hausknechte der Fremden, sondern zogen alle mit ab; die Greise, die Mütter, die Säuglinge, und Gebrechlichen saßen auf Wagen oder wurden auch sonst auf den Schultern getragen; an der einen Hand hielt der Bauer sein Weib und seine Kinder, mit der andern schwang er den Feuerbrand gegen seine Habe, und ließ Häuser, Scheunen, Hausgeräth, ja in der Eile Silber und Gold in Flammen aufgehen. So zogen sie mit dem Heere, sandten die Ihrigen in entlegene Flecken und Dörfer, sie aber fochten an der Seite der alten Krieger oder aus dem Hinterhalt der Wälder und der Trümmer ihrer Wohnungen mit unversöhnlichem Grimm. Auch hier gab Rostopschin ein großes Beispiel: er hatte in der Nähe Moskaus ein prächtiges und reiches Schloß; dieses zündete er mit eigenen Händen an, und sprach: dies Haus, worin bisher ehrliche Menschen

gewohnt haben, soll keinen Straßenräubern Obdach geben. Aehnliches thaten manche andere Edle und Herren.

Bonaparte war verführt durch seinen Wahn, der ihn verderben sollte, durch ein Vorurtheil von russischem Elend, das er mit den meisten Europäern gemein hatte, durch die Nachrichten und Verspiegelungen, die er von seinen Verräthern Caulincourt und Lauriston und von so vielen sichtbaren und unsichtbaren Boten, Zwischenträgern, Anzettlern, und Spionen bekommen hatte; er war verführt durch sein Glück, das ihm bisher, auch wo er sich und sein Heer in die zweifelhafteste Schanze geschlagen hatte, durch die Feigheit und Schwäche seiner Gegner immer herausgeholfen; er war verführt durch seinen Glauben an feile und nichtswürdige Seelen, mit welchen er die Spinnenfäden des Verderbens um Rußland werde zusammenziehen können; er war am meisten verführt durch die Blindheit eines verbrecherischen Gemüthes, welchem die eine Seite der Seele und der Welt dunkel ist: er hatte die Tugend und den Glauben noch nie in ihrer Herrlichkeit gesehen — in Spanien, dessen Stolz und

Rache der banditiſche Thronenräuber fürchtete, hatte er ſie nicht ſehen wollen, deswegen war er ſtill in Paris geſeſſen; er konnte, als ſie ſchon gegen ihn in Schlachten fechten, ſie nicht ſehen, er konnte ſie in Moskau nicht begreifen: dieſe Blindheit verdarb ihn.

Seine Helfer und Späher hatten ihm geſagt, Moskau ſey die eigentliche rechte Hauptſtadt der Ruſſen, Petersburg ſey den Ruſſen nur eine Fremdlingin, ein Gemiſch von vielen Völkern, mit fremden Sitten, Sprachen, Geſichten, Religionen, Neigungen, und Künſten, eine Schöpfung von des großen Peters eiſernem Starrſinn, der nur darin den Ruſſen mißfiel, daß er den Sitz ihrer Herrſcher an die Newa verlegte; in Moskau wohne noch der alte orientaliſche Ernſt und Stolz des ſarmatiſchen Stammes, die eigenſinnige Beharrlichkeit in alten Sitten und Gebräuchen; um Moskau und auf Moskau habe ſich alle Liebe und Treue des Volks gelagert; Moskau ſey der Sitz des Trotzes, der Unabhängigkeit, der Aufſäßigkeit; da leben alle Ruſſen, welche das Alte und Herkömmliche dem Neuen und Eingeführten vorziehen; da wohnen noch die Ge-

schlechter, welche das Andenken der Hofhaltungen der alten Czaren von Kind auf Kindeskind überliefern, welche noch nicht vergessen haben, was für Männer ihre Vorältern gewesen und daß in ihren Adern ächtes Czarenblut fließe: diesen und ihres Gleichen sey Petersburg verhaßt, und die jetzigen Herrscher dünken ihnen Fremdlingen gleich; nach Moskau ziehen sich die Mißvergnügte, viele, deren Glück zerrüttet, viele, die, durch Unglimpf oder Schicksal betrübt, von dem Glanz des Hofes und der Herrschenden nicht zu nahe beschienen seyn wollen; dieser russische Adel, diese Misvergnügten, diese zum Theil kühnen und unternehmenden Männer werden neue Dinge nicht ungern sehen, neuen Entwürfen und Ordnungen gern horchen, es werde sich in Moskau vielleicht eine Parthei bilden lassen, wodurch die russische Regierung zu allem geschreckt und gezwungen werden könne. Wichtiger als diese das Alte liebenden und nach dem Neuen lüsternen Edelleute sey die Lage des kleinen Volks dem, welcher Rußland in ihm selbst zerrütten und auflösen wolle; weigere der Adel sich, so müsse man mit den Leibeigenen anfangen; der größte Theil der russischen

Kaufleute, faſt alle ruſſiſche Handwerker, alle Bauern in ganz Rußland ſeyen Leibeigene, die ſich nach dem Augenblicke ſehnen, der ihre Ketten zerbreche; alſo die Freiheit ausgerufen, die Knechtſchaft abgeſchaft, den Prinzen und Edelmann mit dem Kaiſer, den Knecht mit ſeinem Herrn entzweiet, und ſo allgemeine Verwirrung, Mistrauen, Haß, und Zwietracht geſäet — und in Moskau müſſe Kaiſer Alexander und Rußlands Herrlichkeit untergehen.

Benaparte fand eine leere Stadt. Das erſtaunte ihn zuerſt; doch bildete er ſich ein, Roſtopſchins Wuth, vielleicht auch des ruſſiſchen Feldmarſchalls Befehl, am meiſten vielleicht die Furcht vor den Ausſchweifungen und Mishandlungen des Pöbels haben die Hauptſtadt ſo ausgeleert. Wenigſtens erklärte er der Welt ſo, und erzählte in ſeinen Berichten nach Paris: **Ordnung, Ruhe, Zucht, und Ueberfluß, die unzertrennlichen Begleiter der franzöſiſchen Heere, kehren allmälig wieder zurück, die entflohenen oder verjagten Einwohner kommen zu Tauſenden wieder in ihre Häuſer, bald**

werden zwei Drittel derselben wieder in Moskau seyn, und die Gewalt der Mordbrenner werde aufhören. Doch brannte Moskau und ward geplündert — und die Menschen kamen nicht wieder.

Bonaparte fand einige Edelleute in Moskau — „es waren keine von dem Herrenstande, die „der alten Hofhaltungen der Czaren und des „Herrscherblutes in ihren Adern nicht vergessen „konnten, die neuer Dinge und Umkehrungen des „Reichs begierig warteten" — aber er fand in ihnen keine Meuterer noch willige Diener seiner Mordanschläge gegen das Vaterland; sie weigerten sich allen seinen Freundlichkeiten und Gaben, allen seinen Anträgen und Zuflüsterungen, Friedenspropheten und Friedensbotschafter zu seyn, und ließen lieber ihren Leib mishandeln, als daß sie ihre Seele durch Verrath schändeten: mehrere russische Edelleute haben in Moskau Schutt karren, Leichen wegräumen, Paläste reinigen, Holz und Wasser tragen müssen, weil sie ihr Vaterland nicht vergessen wollten. Die Wenigen, die sich nicht allein gebrauchen ließen, sondern auch wohl antrugen, waren gebohrne Franzosen,

die den jedem Franzosen angebohrnen zusammenklebenden Judensinn nicht verleugneten: unter diesen solche, die wegen Wohlthaten und Glück, die ihnen in Rußland geworden, hätten in Treue gebunden seyn sollen, z. B. die Herren Lesseps und Bidets; es waren einige andere fremde Abentheurer, welche zum Theil mit den Franzosen ins Land gekommen und früher in Rußland gewesen waren, zum Theil sich durch französischen Witz und Gaukelei täuschen oder durch Gewalt schrecken ließen; es waren aus dem russischen Volke selbst ein paar traurige Abtrünnige und einige schwache Menschen, die sich durch Furcht und Schrecken zum Dienst zwingen ließen und unter den Fremden obrigkeitliche und polizeiliche Geschäfte verwalten halfen, elende und unbekannte Menschen, welche auf das Volk keinen Einfluß hatten. — Keinen Priester konnte der Tyrann bewegen, für ihn zu predigen und zu verkündigen, keinen einzigen Bauern bethörten seine Gaukeleien von Freiheit und Glück: was er russische Dummheit und Barbarei nannte, das begriff nichts von dem bonapartischen Heil. Ihm half nichts, daß er diejenigen, welche zu Brand und Franzosen-

todtschlag in die Stadt kamen, zu Zwanzigen erschießen ließ; andere fielen nur wüthender wieder herein, und rächten den Tod ihrer Gefährten. Er ließ aus mehreren Dorfschaften und Flecken die Aeltesten und Starosten greifen, und versuchen: zuerst Freundlichkeit und Leutseligkeit, Vorspiegelungen von goldenem Glücke, Schmeicheleien und Geschenke, dann die Aufforderung, sie sollten geloben und schwören, ihm hold zu seyn, die Orte im Gehorsam zu erhalten, und alles ordentlich zu verwalten; als sie sich dessen weigerten, und sagten, sie haben schon einem Herrn geschworen, nämlich ihrem Kaiser Alexander, und könnten, so lange er lebe, unmöglich einem andern schwören, so ergingen zuerst Drohungen, dann ward Gewalt gezeigt, und Grenadiere reihten sich mit geladenem Gewehr. Die ehrlichen Bauern blieben unerschütterlich, nahmen das heilige Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Brust, und die Augen gen Himmel gerichtet empfahlen sie sich Gott, der über allem ist. So wurden von zwanzig Aeltesten, die eingeholt waren, einige erschossen; da die übrigen unerschrocken zu gleichem Tode bereit schienen, so

Univ.-Bibl. München

mishandelte man sie, kerkerte sie ein, und ließ sie endlich laufen.

So fand Bonaparte die Russen und Moskau, eine öde Stadt, bald eine eingeäscherte Stadt, die Aschen und Trümmer und Leichen und so viel zerstörtes Glück und so viele geschändete Ehre als furchtbare Ankläger, wenn ein eisernes Gewissen vor Anklagen zittern könnte. Er war, nachdem die Wuth des großen Brandes meist erloschen war, wieder in den Kremi eingezogen, und saß darin wie in einem Gefängniß; alle Thore waren verrammelt, nur der Ausgang in die Straße Nikolski war offen, und man ließ niemand ohne Kokarde hinein. Hier lebte er neronische Wochen, und hatte auch das mit Nero gemein, daß er sich durch italiänische Sänger ergötzen ließ, die er mit falschen Papierrubeln bezahlte. Um ihn wohnend die befleckte und nichtswürdige Schaar, die er seine Marschälle, Feldherren, Prinzen, und Minister nennt; vor ihm kriechend und hündischen Dienst verrichtend einige elende Zuläufer und Glücksucher, die in ihren Herzen nirgends ein Vaterland haben; aller Muth, alle Ehre und Tugend aus der Hauptstadt entwichen, so wie er

mit der Schande einzuziehen drohete. So allein, verlassen, rathlos, und hülflos fühlte sich der unsterbliche und einzige Held und Heiland des neunzehenten Jahrhunderts in Moskau, daß er die allerelendesten Menschen zu sich holen ließ, damit sie ihm Auskünfte und Aufschlüsse gäben. Denn gehörte und herzige Menschen ließen sich so nicht locken, beide aus Klugheit und aus Vaterlandsliebe. Unter andern lebte in Moskau eine Französin, Madame Aubert, die sich durch Bereitung von Zierlichkeiten und durch Künstlerinnen der Zierlichkeit und Weichlichkeit unterhielt; diese ließ der große Mann mehrmals nach Petrovsky und in den Kreml zu sich führen *), und besprach sich stundenlang mit ihr über die Art, wie er die Bauern für sich gewinnen und durch Verkündigung allgemeiner Freiheit zu seinem Vortheil Bewegungen veranlassen könne. Natürlich schwatzte sie ihm mit französischer Redseligkeit allerlei vor, aber da sie nie eine andere Politik studirt hatte als die, Geld zu

*) Der Marschall Mortier holte sie selbst in seinem Wagen ab.

gewinnen und Betten und Kleider und Kopfschmuck schön aufzuschmücken, so konnte sie ihm über die Bauern und Leibeigenen wenig aufschließen.

Bonaparte gebrauchte in Moskau seine gewöhnliche Politik. Er bildete seinen Soldaten und den Russen ein, er werde daselbst seine Winterquartiere halten: und alle glaubten, dies müsse nothwendig Frieden bedeuten; er verbreitete, Riga sey mit Sturm genommen, Macdonald sey denselben Tag, wo Moskau genommen ward, in Petersburg eingerückt, und habe es verbrannt; der Weg von Wilna bis Smolensk sey mit unzähligen Wagen bedeckt, die dem Heer Winterkleider und andere nothwendige Vorräthe zuführen; Viktor ziehe mit großen Verstärkungen heran; den nächsten Frühling werde das französische Heer wieder eben so stark und wohlgerüstet ins Feld rücken, als bei seinem Einzug in Rußland; machen die Russen diesen Winter keinen Frieden, so werde er einen Herzog von Smolensk und einen Herzog von Petersburg ausrufen, und nur in Asien werde ein Rußland bleiben. Diese Nachrichten wechselten mit andern Gerüchten ab, die

ſich wunderbar durchkreuzten: bald hieß es, man werde die kleinen Reſte des ruſſiſchen Heers nächſtens angreifen, und in die Wolga werfen und erſäufen; dann, man habe einen großen Haufen Koſacken vernichtet, welche die Verbindung mit Mojaisk abſchnitten, man habe Mehlmagazine genommen, welche für ein halbes Jahr ausreichen, man habe Kutuſows [illegible] gänzlich geſchlagen, und den Ruſſen bleibe nichts übrig, als um Frieden zu bitten; Bonaparte werde ihnen denſelben unter nicht zu harten Bedingungen bewilligen, damit er ſeinen großen Plan der Befreiung Griechenlands, der Eroberung Konſtantinopels, des feſten Beſitzes von Aegypten, und endlich des allgemeinen Friedens deſto geſchwinder ausführen könne.

Dieſe und andere Mährchen und Lügen flogen wie die Schneeflocken im Winter umher. Es liegt in dieſer Lügentaktik eine Kunſt, womit die Franzoſen und Bonaparte, während ſie mit der thätigſten Wachſamkeit der Wahrheit allen Zugang verſperren, oft große Dinge ausgerichtet haben. Es galt hier, nicht allein ſein unzufriedenes und murrendes Heer mit fröhlichen Aus-

sichten zu trösten, sondern den russischen Geist und Muth niederzuschlagen und zu verpesten, und diese Muthlosigkeit und Pest so auf Petersburg rückwirken zu lassen. Dafür war es am meisten berechnet. Auch glaubten selbst viele Russen endlich den Gaukeleien, und der größte Theil seines Heers glaubte, theils wegen der dicken Unwissenheit der meisten Befehlshaber und Officiere, theils wegen der hohen Meinung, die sie von seinem Genie und Glück hatten, welchen bisher fast alles gelungen war. Dazu kam der Eigennutz, diese einzige Seele jener gemeinen und schändlichen Buben; sie vergaßen darüber oft ihre baarfüßigen und abgerissenen Soldaten und die kalten und nassen Herbstnächte und die langen Wege hinter ihnen, und unterhielten sich ganz lustig von künftigen Herzögen, Grafen, und Baronen, und welche Schlosser und Güter in Polen und Rußland würden verliehen werden. Außer dem Eigennutz waren manche andere, welche den Gebieter haßten, auch viele teutsche und italiänische Officiere, bloß durch die Gewohnheit an ihn gebannt, und durch jenes fatale Etwas, das durch den Geist der Menge zuletzt fesselt und versteint

und weswegen Soldaten so leicht bloße Maschinen werden. Sie klagten, sie schimpften, und doch bewunderten sie und gehorchten. „Er wisse „alles, er sehe alles vorher; scheine es auch noch „so schwierig, er werde es schon durchführen.“

Bonaparte hatte vergebens Friedensanträge erwartet, er trug ihn selbst an auf verschiedenen Wegen, unter andern zweymal durch Lauriston, den er unter dem Titel von Gefangnenauswechselung an Kutusow schickte; immer vergebens. Nun beschloß er neue Schreckmittel zu gebrauchen. Er ließ mit der größten Sorgfalt alle Nachrichten, die nur beizutreiben waren, über die Verschwörung Pugatscheffs aufsuchen; vorzüglich war er auf eines seiner letzten Manifeste begierig, worin er über die Familien oder die Familie, die man auf den Thron setzen könnte, Aufschlüsse zu finden hoffte. Alles umsonst; wie viele Menschen man auch befragte, keiner wußte von diesem Manifest, und Pugatscheff war überhaupt lange schon ein todter und verschollener Name. Man wandte sich darauf an die in Moskau wohnenden Tataren, und suchte sie zu empören oder wenigstens als Empörer zu gebrauchen; man

ſchlug ihnen vor, ſie ſollten nach Kaſan und in die Krimm gehen, ihre Landsleute zur Unabhängigkeit und zum Aufruhr auffordern, und würden die Franzoſen auf halbem Wege ihnen entgegenkommen finden. Auch dies war nichts. Wahrſcheinlich erwartete Bonaparte hievon, und von dem größeren Gerüchte, das er von dieſen Dingen tönen ließ, auch nichts weiter, als daß es die Regierung in Petersburg zum Frieden ſchrecken ſollte.

Es ſcheint, dieſer Friede, und der Gedanke, er habe ihn zugleich mit dem auch menſchenleeren und eingeäſcherten Moskau erobert, ſaß feſt in ſeiner Seele; er bildete ſich immer noch ein, hier müſſe er gewonnen und Rußland durch trügeriſche Unterhandlungen gefaßt und beſchimpft werden. Hierin war er wirklich blind, ja wahnſinnig; was ihm nach dem Gewinn Einer Schlacht ſo leicht geworden war, der Umſturz der preußiſchen Monarchie, was er in Wien zweimal erobert hatte, die Verkleinerung Oeſtreichs — das hatte ihm wegen Moskau einen Wahn befeſtigt, worauf er bei allen Unwahrſcheinlichkeiten immer noch rechnete. War ein ſolcher dunkler Friedenswahn nicht in

Bonaparten, so ist die Faulheit und Ruhe unbegreiflich, womit er eine unersetzliche und unwiederbringliche Zeit auf den Trümmern einer Stadt verfaß, die keine Stadt mehr war. Er war der versteckte König Pharao, er sollte die Wahrheit des russischen Sprichworts bestätigen: Gott ist groß und Rußland.

Kutusow hatte sich meisterhaft gestellt. Er schwenkte sich durch Moskau rechts ab gegen Süden, daß er die Straßen nach Kaluga, Tula, Orel, und nach den andern südlichen Landschaften, den reichsten und fruchtbarsten von ganz Rußland, deckte. Er nahm seinen Stand am rechten Ufer der Nara, bei dem Kirchdorfe Tarutina, wo er sein Lager verschanzte; und von hier und dem benachbarten Letaschevka datirte er mehrere Wochen seine Berichte. Hier strömte ihm der Ueberfluß aus den südlichen Landschaften ungehindert zu; hier stießen mehrere Regimenter Fußvolk, Landwehr, 24 neue Kosackenregimenter vom Don, viele wiederhergestellte Kranke und Verwundete, viele freiwillige Bauern zu ihm: er stand in dem Mittelpunkt der russischen Stärke; Bonaparte hatte

in Moskau keine Stärke gefunden, er hatte sich sogar — wenn wir die Oder als einen solchen Mittelpunkt annehmen wollen, was sie nicht ist — über zweihundert teutsche Meilen von der seinigen entfernt. Sehr verständig gab Kutusow seinem Heer in einem Befehl *) vom 12. Oktober über sein Verfahren und über seine und des Feindes Lage Auskunft. Damals erinnerten sich viele Russen wieder des Wortes: der Verlust von Moskau ist nicht der Untergang des Reichs. Von Tarutina und Letaschevka aus lähmte seine Geschicklichkeit alle Bewegungen Bonapartens, drängte ihn in und um Moskau immer enger zusammen, und plagte seine Pferde und Menschen von Tage zu Tage mehr mit Mangel und Hunger.

Bonaparte, der ganz Europa mit dem Anfange seiner außerordentlichen Siege und gewaltigen Thaten betäubte und den Ueberfluß von Moskau, den blühenden Zustand seines Heers, die Schwäche und

*) S. die Beilage F.

Verwirrung Rußlands, die Flucht und Zerstreuung der russischen Heersmacht, und die Nichtigkeit und Verächtlichkeit der Landwehr und des Aufgebots posaunte, fühlte sich in Moskau unbehaglich festgehalten, und sah immer noch vergebens nach Frieden aus. Nach Petersburg konnte er nicht hinunterlaufen: da schnitt er sich ganz von seiner Verbindungslinie mit Polen und Teutschland, und von allen seinen Verstärkungen und Zufuhren ab, die ihm von dorther kommen mußten, und zog sich überdies beide das siegreiche Heer von Wittgenstein und das mächtig angeschwollene von Kutusow, nach; weiter gegen Osten auf Wladimir und Jaraslaw ging er nur weiter in sein Verderben, denn über Kasan und den Ural konnte er sein Heer nicht zu Hause führen; er mußte also stracks gegen Westen den Weg, welchen er gekommen war, wieder zurückziehen, oder auf den Feldmarschall rücken, ihn schlagen, und sich zu dem fruchtbaren Süden und von da zu der Ukräne und Volhynien und Podolien eine Bahn brechen: welches beide wegen der Nähe des Feindes, wegen der Streitbarkeit des russischen Heers, und wegen der trefflichen

Stellung Kutusows sehr schwer war *). Man sah seinen Berichten, seinen Verkündigungen, seinen Einleitungen, und Anträgen, die er von Zeit zu Zeit machte, wohl an, daß er in unschlüssiger Verlegenheit seine bedenkliche Lage fühlte, woran er durch die kürzeren Tage, den wachsenden Mangel, und die immer übermüthigere und kühnere Dreistigkeit der russischen Partheigänger und Bauern recht unangenehm erinnert ward. Seine Truppen hatten weder bei Tage noch Nacht Ruhe, und wurden von allen Seiten von einer zahlreichen leichten russischen Reiterei umschwärmt und am Einsammeln von Futter und Lebensmitteln gehindert. Im Norden seines Heers von Moskau bis Mojaisk stand der kühne und thätige General Winzingerode, den sein Haß gegen Bonaparte und die Franzosen immer hinführte, wo gegen sie gekriegt ward. Dieser deckte mit einem fliegenden Haufen die Straßen von Petersburg, Jaraslaw,

*) S. Rückzug der Franzosen zweite Auflage. S. 35 S. Diese kleine sehr lehrreiche, von einem ausgezeichneten Officier des russischen Generalstabs Herrn von P. herausgegebene Schrift ist hier und an mehreren Stellen benutzt.

Wladimir, Dmitrieff, und hielt nebst seinen Unterbefehlshabern, den Obersten Benkendorf und Ilowaiski und den Oberstleutnanten Tschernosubow und Prendel die Franzosen unaufhörlich im Athem. Gleiches thaten im Süden und bis auf die Straße von Mojaisk und Gschat die Generale Korf, Dorochow, der unternehmende Generalmajor Ilowaiski 20, die Obersten Prinz Wadbalsky und Seslavin, der Oberstleutnant Dawidoff, und der Artilleriehauptmann Figner. Fast täglich wurden 200 bis 500 Gefangene eingebracht. Bei dieser Jagd auf die französischen Herumstreicher und auf einzelne Haufen thaten sich auch die Bauern sehr hervor; sie zogen aus zu Fuß und zu Roß, sie lagen in den Hohlwegen und Wäldern im Hinterhalt, sie beschlichen, aller Wege und Stege kundig, die Sicherheit und Stille der Nacht, und büßten ihre gerechte Rache in Franzosenblut. So wurden viele Tausende von Franzosen vertilgt.

Fünf Wochen hatte Bonaparte in Moskau gesessen. Den fünfzehnten September war er eingerückt, den siebenzehnten Oktober zog er ab, und ließ nur eine schwache Besatzung von etwa 7000 bis 9000 Mann zurück. Aber die Wuth über so viele

getäuschte Hoffnungen mußte ein glänzendes Denkmal hinterlassen. Den Abend der Abreise kamen der Marschall Mortier und Herr von Lesseps, der das Amt eines Präfekten von Moskau verwaltet hatte, zum Herrn von Tutalmin, Direktor des Findelhauses, und empfahlen der Menschlichkeit der Russen die französischen Verwundeten, die sie in diesem Hause zurückließen, und versprachen auf ihr Ehrenwort, der Stadt bei ihrem Abzuge nichts Leides zu thun. Sie logen; gegen acht Uhr ging im Kreml Feuer auf, bald darauf nahe am Thor von Kaluga, wo sie herauszogen, und im Kommissariat. Der Brand im Kreml griff immer weiter um sich, das Schloß war niedergebrannt, und das Feuer leuchtete weit über die Stadt. Anfangs war Furcht und Schrecken allgemein, bald aber beruhigte man sich, weil man bezweifelte, das Feuer könne sich nicht außerhalb des Umfangmauern des Kremls verbreiten. So verging die Nacht, und der Morgen weckte die Menschen durch ein neues Schrecken; in Zwischenräumen von einer halben Stunde flogen zwischen 4 und 6 Uhr früh fünf unter den Kreml gelegte Minen auf, und zerstörten viele Gebäude, Kirchen, Thürme, und den

Schmuck der prächtigen Mauern und Zinnen. Kaum war es Tag, so eilte alles auf den Kreml zu. Man fand seine Thore verrammelt; das einzige etwas freie war das, welches zur steinernen Brücke führt, aus welchem die Franzosen ihren Rückzug gemacht hatten; aber die Trümmer, und die Flammen, die man noch sah, hinderten den Eingang. Bald erschienen die ersten Kosacken, und mit ihnen eine Menge Bauern, welche alle zurückgebliebene und herumstreifende Franzosen aufsuchten; sie fanden ihrer viele in den Straßen und den Häusern, und stießen sie ohne Erbarmen nieder oder warfen sie in die Kloake der Häuser. Diese Zerstörung des Kremls geschah die Nacht und den Morgen des achtzehnten Oktobers, welcher ein Freitag war.

Gegen diese treulose Wuth stehe der Edelmuth eines Russen hier als ein glänzender Gegenschein. Im Findelhause hatte mit den verwundeten Franzosen ein verwundeter russischer Officier gewohnt. Dieser ging an jenem denkwürdigen Morgen zu den Franzosen hinein, und rief ihnen mit seinem Arm in der Binde zu: **Soldaten, ihr seyd alle meine Gefangene, das Heer ist abge-**

zogen, ich fordere euch zur Uebergabe auf. — Wie? wie? wir wollen uns nicht ergeben; zu den Waffen! Und in der That verlaſſen einige dieſer Unglücklichen ihre Betten, kleiden ſich an, und wollen herausgehen. Herr von Krivtſoff (ſo heißt der brave Ruſſe, Officier bei den Leibjägern) ſtellt ihnen die Gefahr vor, die ſie laufen, wenn ſie ſich draußen zeigen; es iſt ihm unmöglich, einige zurückzuhalten, die niedergemacht werden, ſo wie ſie auf dem Hofe erſcheinen. Da ergeben die andern ſich zu Kriegsgefangenen. Ihr Schutzengel geht in den Hof hinab, und den Koſacken und der Menge entgegen, und ſagt zu dem Koſackenofficier: Ich erkläre Ihnen, daß die hieſigen verwundeten Franzoſen meine Gefangenen ſind, keiner hat das Recht, ſie anzurühren. Man beſteht auf ihrer Auslieferung; nach einigem Wortwechſel will der Koſack Gewalt gebrauchen; Herr von Krivtſoff ſtellt ſich vor ihn, giebt ſeinen Namen und Rang an, und begehrt Gleiches von ihm, damit er ihn verantwortlich machen könne. Dieſer Schritt wirkt, die Koſacken und der Pöbel zerſtreuen ſich, die Verwundeten ſind gerettet. — So erhielt die Güte und der

Muth dieses Mannes einigen Tausenden das Leben; Bonaparte hatte alles gethan, damit das russische Volk sie seiner gerechten Wuth aufopferte.

So verging dieses herrliche und in Europa einzige Denkmal von halb italiänischer, halb orientalischer Bauart durch eine unnütze Wuth. Der Kreml war keine Festung; Bonaparte schwächte durch seine Zerstörung nicht die russische Macht, er zerstörte blos ein Gedächtniß der russischen Geschichte, die ehrwürdige Wohnung der alten Czaren, und ein schönes Denkmal der Kunst. Auch das Schloß Petrovsky ließ er bei seinem Abzuge anzünden, und ein Theil davon brannte ab. Schon früher hatte er das vergoldete Kreuz des Thurms von Iwan Weliki, den Adler des Thors von Nikolski, und den Sankt Georg vom Senat abnehmen lassen. Von dem Kreuz von Iwan Weliki erzählt man sich Folgendes: Ein polnischer General, der die russische Geschichte gut kannte, sagte einmal zu Bonaparten, es sey unter den Russen eine Sage, daß, so lange das Kreuz auf dem Thurm von Iwan Weliki stehe, kein Franzose nach Moskau kommen würde. Man nahm denn das prophetische Kreuz ab, damit man aller Welt

beweiſe, man ſey in Moskau geweſen. An dieſem Kreuz und den andern Zeichen ſollten die Pariſer ihre Augen ergötzen und ihren Witz in Aufſchlüſſen und Vergleichungen üben, und die immer und umſonſt zum Dienſt fertigen teutſchen Schriftſteller ſollten Schmeicheleien daran hängen und lange hiſtoriſche Herleitungen und Hinleitungen darüber ſchreiben. Alles dies ward eingepackt, und ſollte in die Räuberhöle Paris wandern, die ſo viele Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft aller Länder verſchlungen hat. Aber Gott wollte es anders: weder dieſe heiligen Zeichen noch eine andere in Moskau bäbiſch gemachte Beute blieben in den Händen des Feindes.

Der kühne Wirſingerode hatte bald nach Bonaparts Abzug einen Einfall in Moskau gemacht, [illegible] Da die Franzoſen flohen, und er Wuth und Gemetzel hemmen wollte, ſo winkte er den Feinden mit dem Schnupftuch, daß er mit ihnen ſpräche. Sie antworteten ihm durch höhniſche Zeichen, und er ritt mit ſeinem Adjutanten dem Rittmeiſter Prinz Narischkin auf ſie zu. Siehe! da erſchien die gewöhnliche franzöſiſche Hinterliſt: plötzlich

ſprengten einige franzöſiſche Reiter von der Seite her auf ihn ein, fingen ihn, und führten ihn fliegend weg. Dies iſt franzöſiſche Treue. Bonaparte hatte ihn dem Tode beſtimmt, Gott befreiete den braven Degen für die gerechte Sache *). Ganz Rußland freuete ſich über ſeine Rettung, wie es ſich über ſeine Gefangenſchaft betrübt hatte.

Bei dem Abzuge von Moskau ſagte Bonaparte zu ſeinen Soldaten: „Ich werde euch in die Win„terquartiere führen, finde ich die Ruſſen auf mei„nem Wege, ſo werde ich ſie ſchlagen, finde ich „ſie nicht, deſto beſſer für ſie.“ O er fand ſie, oder vielmehr ſie fanden ihn. — An demſelben achtzehnten Oktober, wo er dieſe Worte ſagte, ließ der ruſſiſche Feldmarſchall den ſogenannten König von Neapel Murat 12 Meilen von Moskau bei Tarutina überfallen; der General Bennigſen jagte ihn in die geſchwindeſte Flucht: er verlor 38 Kanonen, eine Ehrenfahne voll gewonnener und nicht gewonnener Schlachtennamen, 2000 Gefangene, und eben ſo viele Todte — Bonaparte zog auf der alten Straße von Kaluga, in der Abſicht, die Ruſſen zu

*) S. die Beilage G.

ſchrecken und zu einer falſchen Bewegung zu verleiten, damit er einen Vorſprung gewinnen und durch eine noch nicht verheerte und aufgezehrte Gegend ſeitwärts der großen Straße von Smolensk zum Dnepr ziehen könnte; denn dahin mußte und wollte er zurück. Unerwartet fand er bei dieſem Verſuche den ruſſiſchen Feldmarſchall bei Malojaroslavetz, wo den 24. Oktober ein heißes Treffen gehalten ward, das alle ſeine Liſten und Plane vereitelte. Er mußte den Weg nehmen, den er ſelbſt verwüſtet hatte, Kutuſow warf ihn auf die große Straße von Smolensk, und nahm für ſich und ſein großes Heer den Weg links derſelben, wo Lebensmittel und Futter in Fülle waren und wornach Bonaparten vergebens gelüſtet hatte. Den 26. Oktober trat das franzöſiſche Heer über Borovsk und Wereja nach Mojaisk ſeinen Rückzug an; Borovsk und alle Dörfer, wodurch es zog, ſteckte es in Brand, auch Malojaroslavetz war in Feuer aufgegangen. Dieſer Krieg ward mit Flammen geführt; aber Flammen der Rache blitzten auch hinter dem Verderber her: ihm folgten 20 Koſackenregimenter unter dem Hetman Platow und etwa 35000 Mann unter dem General Miloradowitſch

als Vorderhut des großen Heers. Jetzt riefen die Russen und ihr Feldherr den Fliehenden das Siegeshurra nach, und saßen ihnen mit den Pferdehufen auf den Fersen und mit den Eisen in den Rippen. Kutusow lobte sein Heer und Gott in einem Heerbefehl vom letzten Oktober; Kaiser Alexander dankte seinem Volke aus seinem Schlosse in Petersburg den 15. November *): beide konnten jetzt einstimmig rufen: Groß ist Gott.

Die nächsten französischen Magazine waren in Smolensk, funfzig teutsche Meilen von Maloja-roslawetz, von wo Bonaparte auf die wüste große Straße von Moskau nach Smolensk zurückgewiesen ward; hier, im Mangel an allem, im Spätherbst, von grimmigen Soldaten, von grimmigeren Bauern verfolgt, sollte das Heer seinen langen Rückzug halten; dahin hatte es derjenige gebracht, der sich von seinen Schmeichlern den größten aller Feldherren nennen läßt. Jetzt sollte seine höchste Glorie oder seine volle Schande beginnen; er sollte beweisen, ob er die unermeßlichen, übermensch-

*) S. die Beilage H.

lichen Fähigkeiten und Hülfen in sich hat, die seine Knechte ihm beilegen.

Es währte nicht lange, so stieg *) Mangel und Elend in dem französischen Heere zu einer fürchterlichen Höhe; Ordnung und Zucht lösten sich auf; die verhungernden Menschen waren nicht mehr bei den Fahnen zu halten; wild und wahnsinnig gleich reißenden Thieren gingen sie längs der Straße auf Raub aus, und plünderten und verwüsteten alles, was auf dem Zuge nach Moskau noch ganz geblieben war. Aber auf diese Unglücklichen lauerten allenthalben Tod und Verderben; die beutelustigen Kosacken waren nicht faul, die rachgierigen russischen Bauern stürzten aus Wäldern und Schlüchten, die für sie und Weiber und Kinder Wohnungen geworden waren, über die Einzelnen und Zerstreuten her, und mordeten sie ohne Erbarmen. So wurden ihrer täglich viele Hunderte erschlagen. Glücklich diese ersten, daß sie die Fülle des Elends und der Schande nicht miterlebten. Der gräßliche Hunger begann nun, die Pferde starben zu Tausenden, die Menschen zu

*) S. die Beilage 1.

Hunderten; das Fleisch der gefallenen oder erstochenen Pferde war ihre Speise. Weil die Pferde mangelten, wurden täglich viele Wagen, viel Troß verbrannt; schon blieben Kanonen stehen und wurden Gewehre weggeworfen; das übrige Gepäck und Geschütz zog so schnell es gehen konnte bei Tage und Nacht, die Nacht mit Laternen, welche nebst den Sternen des Himmels nur Scenen des Gräuels beleuchteten.

Schon hatten die Generale Platow und Orlow Denisow, einer der kühnsten Kosackenanführer, viele tausend Franzosen gefangen und niedergemacht, als den 3. November der General Miloradowitsch den feindlichen Hinterzug, den der Marschall Davoust befehligte, bei Wiasma einholte, anariff, und nach einem hartnäckigen Widerstand in die Flucht schlug; gleiches that Platow bald darauf dem Vicekönig von Italien bei Duchowtschine unweit Dorogobusch, und nahm ihm seine ganze Artillerie ab. Die Franzosen verloren in diesen Gefechten über 10000 Mann und über hundert Kanonen. Doch die Kanonen, die stehen blieben oder vergraben wurden, rechnete man nicht mehr, so wie die Tausende von Menschen und Pferden, die

auf der Straße durch Hunger, durch die Lanzen der Kosacken, und die Spieße und Sensen der Bauern fielen. Der Mangel und Hunger nahm täglich zu, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger; dazu der Winter mit früher bitterer Kälte. Die Menschen hatten keine Pelze, die Pferde hatten keine Hufeisen. Nichts hatte der größte aller Sterblichen, an den das Schicksal von Hunderttausenden geknüpft war, vorgesehen noch vorbereitet. Hunderte von Menschen starben vor Hunger, Frost, und Ermattung; neben ihnen stürzten die Genossen ihres Unglücks, ie Pferde; Reiterei war bald gar nicht mehr, außer ein paar Leibregimentern, die gespart waren; die Kanonen blieben stecken, weil die mageren und unbeschlagenen Thiere nicht ziehen konnten; die Gewehre wurden weggeworfen, weil die erfrornen Hände sie nicht tragen konnten; Leichen waren die Wegweiser des großen und unüberwindlichen Heers, das versprochen hatte, Europa von Rußlands verderblichem Einfluß zu erlösen und die Künste und Wissenschaften des Abendlandes gegen die asiatischen Halbbarbaren zu vertheis

digen. Der Rückzug bis Smolensk hatte Bonaparten an 60000 Mann gekostet, Getödtete, Gefangene, Verhungerte, und Erfrorne, nebst 400 Kanonen, und einem großen Theil des Trosses, der den Raub von Moskau führte.

In Smolensk waren noch Magazine, aber Ordnung und Gehorsam waren schlecht: sie kamen dem flüchtigen Heer wenig zu Gute; es mußte eilen, daß die Russen ihm den Weg nicht abschnitten; Bonaparte machte es um viele Wagen, die verbrannt wurden, um viele Pulverkarren, die in die Luft flogen, und um viele Herrlichkeiten, die er den Kosacken mißgönnte, leichter; doch fand Platow nach seinem Abzuge von Smolensk noch einen unermeßlichen Treß und 120 Kanonen: überdem waren viele Kanonen von den Franzosen vergraben oder in Ströme und Bäche versenkt, damit der Feind sie nicht fände.

Bonaparte floh mit den Trümmern seines Heers, von welchem über ein Drittel die Waffen weggeworfen hatte und welches fast ohne Reiterei und mit wenigen Kanonen einherzog, von Smolensk eilends auf Krasnoi. Hier traf der Feldmarschall Kutusow, der ihn eingeholt hatte, auf

ihn. Er war den 16. November in Krasnoi eingerückt, den 17. ward er von Kutusow angegriffen. Bonaparte leitete anfangs selbst das Gefecht, und seine unglücklichen Soldaten schlugen die Frontangriffe der Russen tapfer genug zurück; als sie aber ihre rechte Flanke umgangen sahen, da wurden sie weich, und ihr Herr warf sich aufs Pferd, und sprengte außer Athem seinen Leibwachen nach, die er nach Lady schon einige Meilen vorausgeschickt hatte. Er übergab den Befehl an Davoust, der das Treffen fortsetzen, und den Marschall Ney, der den Hinterzug von Smolensk heranführte, aufnehmen und unterstützen sollte; aber die Sache war bald geendigt, Davoust folgte seinem Kaiser in gesperrter Flucht und ließ seinen Marschallstab und das Heer und Ney im Stich; 9000 Mann streckten das Gewehr, und mit ihnen fielen 25 Kanonen und viele Fahnen und Adler in die Hände der Sieger.

Den Tag nach der Schlacht bei Krasnoi zog denn auch der Marschall Ney mit der Hinterhut von etwa 15000 Mann heran. Er kam von Smolensk, wo er die alten Wälle und Basteien noch in die Luft gesprengt hatte, und meinte Bonaparten und

das französische Heer in Krasnoi zu finden. Er erstaunte, als er gewahrte, daß es Russen waren; doch hielt er sie nur für einen kleinen streifenden Haufen, und stürzte wüthend darauf, daß er sich durchschlüge. Das gelang aber nicht, weil es nicht gelingen konnte. Ney ahmte Davoust nach, und ritt davon; von allen seinen Soldaten entkamen kaum ein paar hundert, 11000 Mann wurden gefangen, die übrigen waren getödtet. Bei diesem Haufen war kein einziger Reiter, und er führte nur 20 Kanonen.

Bonaparte war wegen Ney sehr besorgt, daß er gefangen oder getödtet sey, und rief einmal über das andere: „sollte ich zwei Millionen geben, „ich thäte es gern Ney zu lösen.“ Ney hatte sich nicht aufgehalten. Diese Marschälle und Feldherren wie nichtswürdig, wie feig mit dem Leben und mit der Ehre! Ja wenn nur einer mit den unglücklichen Kriegern, die er führte, im Felde geblieben oder ehrlich gefangen wäre! So der herrliche Kaiser — wie viele Hunderttausende hat er seiner Wuth geschlachtet, bloß damit sein Leben sicher sey! und wie rechenmeisterisch abscheulich hat er sie ausgegeben! Zuerst die Teutschen, Polen,

Italiäner, Schweitzer, Holländer, dann die Franzosen; seine Leibwächter hatte er noch gar nicht angerührt, sie hatten in dem ganzen Feldzuge noch keinen Schuß gethan, sie sind bloß für seinen Leib und sein Leben da; davon gehört aber seinem Heere nichts — alles für den Kaiser, der Kaiser für keinen, nicht einmal mit einem menschlichen Gefühl, einer Thräne, geschweige denn mit einem Tropfen Blut. So rechnet er, und die Völker und Menschen wollen nicht rechnen lernen. Wahrlich, sie verdienen, daß er sie wie Thiere treibt und wie Thiere schlachten läßt.

Nach diesen glorreichen Tagen des 17. und 18. Novembers feierte Kutusow den Abend des zweiten Siegestages ein stolzes Fest. Unter den Tropäen waren mehrere prächtige Ehrenfahnen; diese ließ er, daß er die Sieger von Krasnoi ehrte, in das Lager der russischen Leibwächter tragen und vor jedem Regimente tief zur Erde neigen: Bonapartens Sterne waren von den russischen ausgeschienen. Neben dem Stolz war im Heer des Feldmarschalls die Freude der Beute. Diese war unermeßlich; der Raub aus allen Ländern fiel in die Hände der Kosacken, viel auch, was in Mos-

kau erbeutet worden; mancher Kosack, ja mancher russische Bauer hatte des Goldes so viel, daß er dem ersten besten den er traf ganze Hände voll zuwarf; die Kosacken schickten viele Wagen voll köstlichen Geräthes in ihre Wohnsitze an dem Don. Das aber darf nicht verschwiegen werden, daß sie alles Silber und Gold, was den Kirchen und Klöstern gehört hatte, mit der größten Gewissenhaftigkeit auslasen und zurückgaben; auch das nicht, daß sie zum Glanz heiliger Orte und Bilder viele Pud *) Gold und Silber verehrten.

Ich habe von Schlachten erzählt, von französischen Kriegern, die noch fechten konnten und mit dem Eisen in der Hand erschlagen oder gefangen wurden. Aber neben diesen wie viele Tausende, die vor Hunger und Frost starben! Zum Theil nackt und mit abgerissenen Kleidern, auch die bestgekleideten alle dünn und sommerlich bedeckt, wie sollten sie die russischen Oktober- und Novembernächte aushalten! Des Tages marschiren, des Nachts unter freiem Himmel liegen, und Regen, Schnee, Frost dulden, dabei von magerm und

*) Ein Pud macht 40 Pfund.

widerlichem Pferdefleisch leben, das vielen so zum Ekel ward, daß sie lieber freiwillig verhungerten, einige kannibalisch sogar Menschenfleisch aßen *) — das überstieg die menschlichen Kräfte. Sie sanken zu Hunderten und Tausenden hin, und starben wie die Fliegen im November; wie Schatten der Unterwelt blau, bleich, sinnlos wanderten sie umher, ohne Sprache, ohne Bewußtseyn und Gefühl; die Kosacken und Bauern ließen solche ruhig gehen: sie waren schon todt. Man sah die Elenden über die gestürzten Pferde herfallen, oder die lebendigen abstechen, und sich um die magern Stücken reißen. Man fand des Morgens in Scheunen und Ställen, hinter Wänden und Zäunen oft zehen und zwanzig, wie Schweine auf einen Klumpen gedrängt, damit sie sich erwärmten, ohne die Lust oder das Geräth sich Feuer anzumachen, in den tiefen Todesschlaf gesunken;

*) In der Gegend zwischen Dorogobusch und Smolensk fanden die Russen mehrere Franzosen um einen Topf voll Menschenfleisch. Dies ist bestätigt durch das Zeugniß ehrenhafter Männer, unter welchen der wackere General Korff genannt wird. Wir wollen es lieber nicht glauben.

ähnliche Todtenversammlungen fand man entschlafen um ein erloschenes Feuer; um todte Pferde lagen fast immer todte Menschen, die Hand hielt oft noch das Messer, womit sie ein Stück Aas hatte schneiden wollen, oder einen benagten Knochen, worum der kalte Tod sie zusammengeklemmt hatte; allenthalben, wo an den Straßen etwas Wärmendes und Schützendes war, ein Strohhaufen, ein Heuhaufen, ein altes Gemäuer, ein Backofen, der Rest einer verbrannten Scheune, oder eines abgedeckten Schuppen — da konnte man Leichen suchen. Bei diesen traurigen Opfern der Verwesung war alles menschliche Gefühl dahin; wie die Raben fielen die Lebendigen über die Todten her, und plünderten sie, und balgten sich um ihre Lumpen, die jetzt das Köstlichste waren; sie saßen auf verreckten Pferden, auf Leichen ihrer Genossen, die sich eben noch an demselben Feuer gewärmt hatten: das Gräßliche war für dieses Unglück kein Gräuel mehr. Ein russischer Officier, der vom Heer nach Petersburg reisete, hört abendlich in einem Walde am Wege etwas wimmern, steigt ab, und geht auf die Stimme zu. Er findet einen Heuhaufen, worin etwas wühlt und

winselt; er ruft, ein ganz nackter Franzos kriecht heraus; er wirft ihm seinen Mantel um, und da noch eine leise Stimme aus dem Heu ächzt, so fragt er ihn: bist du allein? Nein, antwortete jener, unser sind drei, der eine ist gestorben, und der zweite will eben verscheiden, denn er hat den Brand in beiden erfrornen Füßen. Der mitleidige Offizier eilt schnell von dem Grausen weg, nimmt den Nackten ins nächste Wirthshaus mit, läßt ihn baden und kleiden, und übergiebt ihn frommen Leuten zur Pflege. Ein Kurier fährt im Schneegestöber durch eine ganze Schaar solcher hülflosen Verlassenen, die selbst der Haß der russischen Bauern nicht mehr anrührte; sie schreien zu Himmel und Erde, er möge sie mitnehmen, nur zu Menschen nehmen, daß sie sich noch einmal wärmen und dann sterben können; barmherzig nimmt er einige auf — sogleich stürzen alle, die noch so geschwind herankommen können, auf den Schlitten, und zerreißen den Mann fast; er hat Eile, er muß sie alle herunterwerfen, und so jagt er weiter. In diesen Tagen des größten menschlichen Jammers sah man Menschen, die vor wenigen Monaten noch frisch und blühend und in Jugend

und Wohllust schwelgend gewesen waren, die Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um ein Stücklein Brod als um die größte und köstlichste Gabe flehen; man sah die jüngst noch so trotzigen und übermüthigen Leib, Leben, alles was sie hatten oder vielmehr nicht hatten anbieten, ja ewigen treuen Knechtsdienst geloben, wenn jemand sie mitnehmen und erretten wollte: es nahm sie keiner mit.

Auch die Gefangenen, die noch gehen konnten, gingen fast alle in einen gewissen Tod. Auf ihnen lastete der schwere Fluch des Ungeheuers, das sie über die Weichsel und den Dnepr getrieben hatte, und der schwere Zorn des Volks, das sie hatten unterjochen wollen, dem sie Dörfer und Städte verbrannt, Weiber und Kinder geschändet, Kirchen und Altäre entheiligt, Gräber und Denkmäler verwüstet hatten: daß zwei Millionen Russen Hab und Gut, daß viele Hunderttausende Ehre und Leben verloren hatten — das machte die Rache süß; die Rache ist von Gott und Natur geboten, wenn ein Volk das andere unterjochen und schänden will. Ein Reisender sah etwa 50 französische Gefangene durch einige zwanzig mit Piken bewaffnete Weiber

geleiten; — ſo waren die Tyrolerinnen in ihrem letzten herrlichen Kriege das Geleit der Gefangenen und die Beſatzung der Orte — eines dieſer Weiber ſtieß einem matten Franzoſen, der lahm nachhinkte, mit einer verkehrten Miſtgabel in die Seite; der Mann, den dies jammerte, bat das Weib menſchlich zu ſeyn; da ward ſie wüthend, und rief: hab' ich meinen Mann nicht vor meinen Augen ermorden ſehen? haben ſie mein Haus nicht angezündet? und hieb ihm mit der ſcharfen Seite der Miſtgabel ſo lange auf den Kopf und trat ihn dann ſo lange mit den Füßen, bis er todt war. — Ein Koſack führte mehrere Gefangene, ihn traf auf dem Wege ein Bauer, und fragte, was ein gefangener Franzoſe koſte? — Dieſer antwortete ihm, ſie dingten, und der Bauer empfing ſeinen Raub. Er band ihn an einen Baum, und handelte nun mit dem Koſacken, daß er ihm die Lanze liehe; auch darüber wurden ſie eins. Kaum hatte der Bauer die Lanze, ſo fuhr die Wuth in ihn, und er durchbohrte ſeinen unglücklichen Sklaven mit ſechs Stichen; bei dem erſten Stich ſprach er: dies iſt für die heilige Mutter Gottes von Smolensk, bei dem zweiten: dies

ist für Moskau, bei dem dritten: dies ist für meinen ermordeten Vater, bei dem vierten: dies ist für meinen Bruder, bei dem fünften: dies ist für meine geschändete Tochter, bei dem sechsten: dies ist für mein verbranntes Haus. So oder auf ähnliche Weise offenbarte sich der Franzosenhaß, der durch die natürlichsten und edelsten Gefühle für die Religion, das Vaterland, die Gefreundten angefacht war, und so kamen viele Hunderte um. — Außer diesem Haß verdarb die Gefangenen die schreckliche Jahreszeit und das rauhe Klima; sie wurden alle weiter gegen Osten und Norden geführt, zogen also immer grimmigerer Kälte entgegen, und wurden auf einem Wege von hundert bis hundertfunfzig Meilen immer abgerissener. Dazu kam, daß sie durch öde Orte zogen, auf Straßen, die durch Schlachten, Heereszüge, Brand, und Verwüstung menschenleer und beimathleer waren. In Gegenden, wo viele tausend Russen, aller ihrer Habe beraubt, sich kaum des bittersten Mangels erwehrten, mußten viele Fremde natürlich vor Hunger sterben. Wenn sie aber nicht verhungerten, so erfroren sie; die Wohnungen der

Menſchen lagen in Aſche, ſie mußten oft unter freiem Himmel ihr Nachtlager nehmen, und ſich von ihren um die Feuer erſtarrten Geſellen ohne Thränen ſcheiden: ihr Elend hatte keine Thränen mehr. Auch wo noch Dörfer waren, ſcheuten die Lebendigen dieſe Halbtodten, und wollten ſie nicht in ihre Häuſer aufnehmen, denn ſie brachten die Peſt mit. So lagerten in der Nähe von Nißnei-Novogrod, ungefär hundert Meilen von Smolensk, an 7000 Gefangene zwei Tage lang im ſtrengſten Winter unter offenem Himmel um angezündete Feuer, wo die eine Seite des Leibes Gluth, die andere Eis hatte; jeden Morgen fand man 500 bis 700 Erfrorne: dieſe ſchichteten die Lebendigen als eine Mauer auf, wohinter ſie ſich legten, daß ſie vor den ſchneidenden Nordoſtwinden Schutz hätten. Die wenigen dieſer Unglücklichen, die endlich an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten, ſtarben meiſtens bald in den Spitälern; ſie trugen den Keim des Todes in der Bruſt, und kein Gott hätte ſie retten können: man ſah Menſchen, bleiblaue Pferdefleiſchfreſſer, ſo ausgehungert und aller kräftigen Speiſe unfähig, daß ſie nach dem Genuß von einigen Löffeln Suppe oder einigen

Wissen Fleisch plötzlich wie erstickten; viele aßen und tranken des Abends recht gut, legten sich gleich andern Gesunden in warmen Zimmern nieder, und lagen des Morgens todt auf der Streu. Das ist gewiß, daß von allen französischen Soldaten, die im Herbst und Winter gefangen sind, im Frühling nicht mehr der zehnte Mann, vielleicht nicht der funfzehnte leben wird.

Dieses schreckliche Schicksal, die warnende und richtende Hand des gerechten Himmels, machte hie und da alles gleich: Obersten, Hauptleute, andere Befehlshaber, ihres Geldes beraubt, von ihren Kleidern entblößt, waren gegen den Hunger und die Kälte nicht sicherer, als die Gemeinen; sie blieben wie sie auf dem Wege liegen, sie fielen wie sie um die Wachfeuer und in den Scheunen und Häusern hin, ihnen erfroren wie diesen Hände, Nasen, und Füße. Ein vornehmer russischer Officier fährt durch Witepsk, und wird mit großer Heftigkeit von einem Bedienten angerufen, der ihn bittet, zu alten Bekannten zu kommen. Er tritt in ein Zimmer, woraus ihm der Dunst eines faulen und abscheulichen Gestanks entgegenstinkt. Es war ein kleines schmutziges Loch, und kein

Zimmer. Da ſieht er bleich, mager, mit den Zügen des Jammers zwei junge ſächſiſche Officiere, zwei Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion, Söhne aus zwei großen Familien. Er erkennt ſie anfangs nicht, ſie müſſen ihm ſagen, daß er ſie in Dresden geſehen, und wer ſie ſind: ſo ſehr waren ſie verwandelt. Der Arzt ſagt, dem einen werde wohl eine Hand, dem andern wahrſcheinlich beide Füße abgeſägt werden müſſen. Der Officier bittet ihnen mit Empfehlungen und Geld, und weinend fährt er weiter. In Wilna, in Grodno, an mehreren Orten, durch welche nachher Napoleons und der Franzoſen ſchimpfliche Flucht ging, waren in manchem Zimmer drei, vier, fünf franzöſiſche oder teutſche Officiere in ſolchem Zuſtande zuſammengepaßt; einige ſtarben, andern verfaulten die Glieder; die Lebendigen waren ſo entkräftet, daß ſie die Leichen nicht herausſchaffen konnten, ſie lagen Stundenlang, Tagelang neben ihnen, bis ſie ſelbſt Leichen wurden.

Gerecht iſt Gott. Er hat die Hülle der Schande zerriſſen, er wird ſie zerreißen. Die Gerechtigkeit und die Ehre werden wieder in ihrer alten Majeſtät glänzen; das Verbrechen wird erſcheinen

ſchwarz und ſcheußlich, wie es iſt; Napoleon wird von allen geſehen werden, wie er war und wie er ſeyn wollte, und ſeine Freundſchaften und Bündniſſe wird man von ſich weiſen, wie man Unglück von ſich weiſt, ſeine Zeichen und Ehren wird man von ſich weiſen, wie man Schande von ſich weiſt: Ehrenlegionäerne werden bald allen Europäern bedeuten, wofür die Heuler Katakumens *) ſie ſchon dieſen Sommer nahmen.

Gerecht iſt Gott! Hört es, bepurpurte und unbepurpurte Tyrannen! hört es, alle ihr Feigen und Feilen! hört es alle, ihr Buben, Weichlinge, und Verräther! hört es und zittert! Zwanzig Jahre iſt er ſichtbar und vernehmlich unter den Menſchen umhergewandelt, und hat gewieſen, daß er noch der alte Gott iſt, daß er ſtraft und ſtrafen muß, wann der Sünde und des Frevels zu viel wird — ihr ſeyd blind und taub geweſen, und habt euch verſtecket und euch in Ungerechtigkeit und Weichlichkeit immer tiefer verſenkt, daß ihr ſein Angeſicht nicht ſähet. Jetzt kömmt er mit Donnern und Blitzen und zerreißt die Decken und

*) S. die Beilage K.

Hüllen aller Schanden und Gräuel; das Weltgericht ist da, die Bösen werden bestraft werden, und die Gerechten werden in Freiheit blühen. Selig aber sind die, welche von Eitelkeit und Geitz ungeblendet blieben und ihre Seelen von Lüge und Verrath unbefleckt erhielten.

Dies war der erste Aufzug des bonapartischen Rückzugs; der zweite fängt bei Krasnoi an, und geht bis zur Beresina. Dies ist eine Entfernung von ungefähr 26 Meilen, der halbe Weg zwischen Smolensk und Wilna *). Bonaparte war mit seiner Leibwache, und den kleinen Krümlein der übrigen Haufen, die sich noch daran gehalten hatten, spornstreichs weiter gelaufen, und hatte einen bedeutenden Vorsprung vor dem russischen Heere gewonnen, welches durch die Gefechte mit Davoust und Ney den 17. und 18. November und durch die immer wachsende Schwierigkeit der Verpflegung sehr war aufgehalten worden. Er athmete wieder freier; auch gab ihm das mildere Wetter wieder Hoffnung, und die Anschließung an die Haufen

*) S. den oben erwähnten Rückzug der Franzosen und die Beilage L.

von Viktor und Dombrovsky und an die Trümmer der Oudinetischen Soldaten. Diese waren an 35000 Mann stark, hatten ein sehr zahlreiches Geschütz, und waren durch Märsche und Hunger nicht so mitgenommen, als was er führte. Aber er mußte eilen, denn das Heer des Admirals Tschitschagow drang über Minsk herauf, und Graf Wittgenstein senkte sich von Tschasnik herunter. Beide sollten einander den Arm reichen und den Feind in die Mitte nehmen. Die meisten erwarteten an der Beresina einen zweiten Tag von Krasnoi, einige wohl gar die völlige Zerstörung des bonapartischen Heeres, und Bonapartens Gefangenschaft oder seinen Tod. Er vereinigte sich mit den oben erwähnten 35000 Mann, stellte Viktor gegen Wittgenstein, und die Polen gegen Borissow, wo Tschitschagow stand, und schlug den 25. November eine Brücke nahe bey Sembin, wo der Uebergang geschehen sollte. In den französischen Soldaten war durch den Hunger und Frost kein Herz mehr, die Hälfte selbst der Leibwächter war ohne Gewehr, und bei dem bloßen Namen Rus und Kosack zitterten diesen Unüberwindlichen und Fürchterlichen alle Gebeine. Dieser Uebergang über die Brücke geschah

von Anfang an mit der größten Unordnung und Gewaltgewalt; der Stärkere drängte den Schwächeren, der Schlechtere den Besseren, viele wurden ins Wasser geworfen und ertranken oder erstarrten. Wartenstein hatte Viktor geschlagen und die ihm entgegen geworfene Abtheilung des französischen Generals Partonneaux von 7000 Mann und 5 Generalen gefangen genommen; er jagte Viktor nun gegen die Beresina, und Tschitschagow trieb Dombrowsky auf das Hauptheer zurück; diese drängten an den Seiten, von hinten zogen der Hetmann Platow und der Generalleutnant Kutusow heran. Als alle diese Schrecken und Gerüchte mit Kanonendonner naheten, da löste sich alles in die wildeste Verwirrung und Flucht auf, Geschütz, Troß, Reiterei, Fußvolk — jeder wollte der erste seyn: es war ein Kampf um das Leben, nicht mehr um Ehre. Hier stieß der Freund den Freund, der Gemeine den Befehlshaber zu Boden oder ins Wasser, die Stehenden schritten über die Niedergeworfenen hin, bis sie den Geist ausbauchten: so wurden viele zertreten, manche von Pferden zerstampft, viele auch von Kanonen geröbert; von denen, welche über das Eis entrinnen wollten oder gar den

nicht breiten Strom zu überschwimmen versuchten, erstarrten und ertranken die meisten. In die Flüche und Bitten und Gewimmer der Brücke, in das Aechzen und Rufen der Erfrierenden und Versinkenden klang endlich, als die Russen die Brücke und beide Ufer zu beschießen begannen, noch ein fürchterlicher Kanonendonner, der in dem dichten Walde, wo man sich ängstigte und irrte, schrecklich widerhallte und durch die Splitter zerschmetterter Tannen viele Franzosen verwundete und tödtete. Bei diesem Gefechte schossen einige Jägerregimenter der französischen Leibwachen das erste Mal ihre Gewehre in diesem Kriege ab. An und um die Brücke verloren die Franzosen an Todten, Erfrornen, und Gefangenen noch 5 000 Mann und fast ihren ganzen Troß und viel Geschütz. Hier und in den Gefechten der vorigen Tage blieb größtentheils der letzte übrige Rest von Moskau, Wagen, Kirchengeräth, Silber, Pelzwerk in den Händen der Sieger. Bonaparte hatte an 60000 Mann gegen die Beresina geführt, er brachte kaum 40000 hinüber. Fürst Schwarzenberg rettete ihn durch eine Seitenbewegung und hielt die Hälfte des Tschitschagowischen Heers fest.

Der dritte Aufzug des Rückzugs geht von der Beresina bis zum Niemen und von da weiter in Preußen hinein *). Dieser Rückzug war nichts als eine Jagd längs der großen Straße; Schlachten und Gefechte hatten ein Ende, Gott schlug die Franzosen, denn er schickte eine neue gewaltige Kälte über sie, welche sie vollends verdarb. Zucht, Gehorsam, Ehre, alles, wodurch der Befehl gebietend und der Dienst unterwürfig ist, war hin, alles Menschliche, alle menschliche Rücksichten und Gefühle hörten auf und erfroren, fast alle warfen jetzt die Waffen weg, die meisten hatten weder Stiefeln noch Schuh, sondern Decken, Tornister, alte Hüte, Stücken Tuch um ihre Füße gebunden; jeder hatte das erste beste, was er gefunden, damit er eine Hülle mehr gegen die grimmige Kälte hätte, sich um Kopf und Schultern gehängt: alte Säcke, zerrissene Strohmatten, frisch abgezogene Häute; glückselig, die ein Stück Tuch oder Pelzwerk erbeutet hatten! Da sah man die abentheuerlichsten Verkleidungen, die je für einen Maskenball erdacht worden sind, Küraſſiere mit einem übergeschlage-

*) S. den Rückzug der Franzosen.

nen Weiberrock, Leibhusaren in einem Priestermantel, Jäger in Rabbinentalaren, alle Farben, alle Trachten, alle Völker wanderten auf der Straße von der Beresina nach Wilna. Das Elend war übermenschlich, wie der Uebermuth übermenschlich gewesen war, zur Erholung, zur ordentlichen Speisung und Verpflegung fehlte Ordnung und Zeit: die Kosaken und die andern leichten Reiter des russischen Heers jagten heiß hinterdrein. Dies war kein Zug von Weltbesiegern mehr, dies war ein stummer, trauriger Leichenzug, ja ein Leichenzug, wie ihn die Hölle halten würde, denn auf Erden war ein solcher nie gesehen worden. Stumm wie das Grab war die französische Lebendigkeit, gedankenvoll der Leichtsinn, demüthig der Trotz, nur einzelne Seufzer und Flüche und der matte Tritt der Gehenden wurden gehört; wenige Pferdehufe und einige knarrende Karren unterbrachen die einförmig düstere Stille: die Menschen und Pferde stürzten, die meisten Kanonen des noch ziemlich ansehnlichen Geschützes, das über die Beresina gegangen war, blieben stehen, der Troß, die tausend Prachtwagen und Kutschen Bonapartens und seiner Marschälle und Feldherren waren

lange schon von den Kosacken genommen oder in der Verzweiflung ihrer Erhaltung unterwegs zerschlagen und verbrannt. Noch hatte Bonaparte seinen Wagen, den er sorgfältig wie einen Schatz hütete und den er in der großen Angst bei der Beresina eigenhändig mit über die Brücke geschoben hatte. In diesem saß er wie der Teufel auf seinem höllischen Thron, und sah die Verwüstung umher; vornauf und hintenauf saßen einige Generale, und ein kleines Reiterhäuflein auf erbärmlichen Pferden geleitete seinen langsamen Gang. Er spricht davon selbst also: „Unsere Reiterei hatte solchen „Mangel an Pferden, daß man die Officiere, die „noch ein Pferd hatten, vereinigen konnte, um „vier Schwadronen, jede von 150 Mann, daraus „zu bilden. Die Generale thaten dabey Hauptmanns- und die Officiere Unterofficiersdienste. „Dieses heilige Geschwader unter dem „Befehl des Generals Grouchy und dem Oberbefehl des Königs von Neapel verlor den Kaiser bei „allen Bewegungen nicht aus den Augen.“ Dieses heilige Geschwader, das den heiligen Napoleon beschützte, war der Rest von 60000 Reitern, die im Sommer über den Niemen gegangen

waren; es war binnen wenigen Tagen auch Reiterei zu Fuß, so wie zwei prächtige Regimenter neapolitanischer Leibwächter auf apulischen Hengsten, welche dem Kaiser nahe vor Wilna entgegenkamen, oder entgegenkommen wollten; denn am Tage ihres Ausmarsches aus der Stadt war 22 Grad Kälte, halb erstarrt zogen die armen Südländer zum Thor hinaus, und nach wenigen Stunden konnte schon der dritte Theil der ganzen Schaar halb todt zur Stadt zurück mit erfrornen Händen, Füßen, und Nasen; die übrigen begleiteten Bonapartens letzte Flucht durch Polen, und wurden mit ihren Pferden durch Winter und Ermattung aufgerieben. Welch ein Anblick auf der Straße zwischen der Beresina und Wilna! Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Officiere und Soldaten in dumpfer und stummer Betäubung neben einander her; den Leibwachen half nichts, daß sie in allen Schlachten geschont waren. Gott schonte diese größten Verbrecher und Henkersknechte des Tyrannen nicht; wenn von Marengo und Austerlitz, von Eylau und Wagram, von Talavera und Lissabon einige übrig geblieben waren, so hatten sie in ihren letzten langen Näch-

ten Zeit, über den Wechsel der menschlichen Dinge, und über jenes unendliche Wesen nachzudenken, welches früher oder später alle Schanden bestraft; sie waren jetzt den schlechtesten gleich geworden, sie unterschieden sich von ihnen in nichts mehr, sie waren zerlumpt, verhungert, entwaffnet, wie sie unglücklicher als die, welche in den ersten Schlachten umkamen oder gefangen wurden; sie sollten sich auf der langen Flucht in allem Unglück und Schimpf spiegeln, die je über ein Heer verhängt sind, und dann vergehen. Alle Ordnung, alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf Kosack brachte ganze Reihen in kurzen Trab, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Kosacken gefangen. Dieses jammervolle Schicksal hatten auch die meisten noch übrigen Baiern, die gegen ihr eignes teutsches Vaterland lange unselig [illegible], die in diesem Kriege immer tapfer gefochten und grausam verheert hatten; ihrer wurden auf dieser letzten Flucht über 2500 in verschiedenen Gefechten gefangen und erschlagen. — Der Weg, den das Heer zog, zeichnete sich mit Leichen, und jedes Nachtlager glich den nächsten Morgen einem Schlachtfelde; so wie einer vor Ermattung hin-

stürzte, fielen die nächsten über ihn her, und rissen ihm, noch ehe er todt war, seine Lumpen ab, daß sie sich damit behängten; in und hinter den Häusern, Scheunen, Zäunen, ja in Gerippen von gestürzten Pferden suchten die Frierenden Schutz; Häuser und Scheunen wurden verbrannt, und selbst Bonapartens nächtlicher Aufenthalt ward mehr als einmal von solchen angezündet, die trockenes Holz zum Feuer abreißen oder sich selbst darin lagern wollten; auf jeder Brandstätte lagen Haufen von Todten, die aus Mattigkeit den wachsenden Flammen nicht hatten entfliehen können. Die ganze Landstraße wimmelte von Gefangenen, auf die niemand mehr achtete, und hier sah man unerhörte Scenen des Gräuels, die dem, welcher sie bloß hört, unglaublich vorkommen müssen, und die selbst dem, der sie mit erlebte, nach Jahren wie ein Traum dünken werden: von Rauch und Schmutz ganz schwarz sahlichen sie wie dunkle Geister der Schattenwelt unter ihren todten Gefährten umher, bis sie hinfielen und starben; mit bloßen Füßen, in welchen der Brand schon war, humpelten manche auf dem Wege noch bewußtlos fort; andere hatten schon Sprache und Besinnung ver-

loren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname röfteten und verzehrten oder sich selbst Arme und Hände benagten; manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz heranntragen konnten: diese saßen auf ihren todten Gefährten dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum, und erloschen, wie dieses erlosch; in insektenartiger Bewußtlosigkeit krochen sie der Wärme nach ins Feuer und verbrannten und winselten wie wimmernde Fliegen im Licht; andere krochen ihnen nach und verbrannten sich wie sie. Je näher Wilna, desto heftiger die Kälte, desto dichter die Gräuel, und die Leichen. Der General Loison hatte aus Königsberg dem Heer, das sich noch immer das große nannte, 10000 Mann meistens teutsche Jünglinge als Verstärkung zugeführt; diese kamen Bonaparten 7 Meilen vor Wilna bei Osmiana entgegen, damit sie seinen Rückzug deckten; sie waren in vier Tagen ohne das geringste Gefecht durch Märsche und kalte Nachtläger bis auf 3000 Mann zusammengeschmolzen, und diese wurden vor Wilna theils

zusammengehauen, theils gefangen. Das Schicksal der Neapolitaner ist oben schon gemeldet.

Eine Vorsicht ist bei diesem schrecklichen Unglück und diesem völligen Vergessen aller Vorsicht zu loben, und sollte von allen, welche mit Franzosen Krieg führen, nachgeahmt werden, die Wachsamkeit ihrer Kriegspolizei, daß man überall, wo französische Soldaten standen, bis dahin auch nicht das Geringste von der Vernichtung der bonapartischen Heeresmacht erfahren hatte. Wilna, der Mittelpunkt der neuverbündeten Landschaften und der Sitz aller französischen Behörden und fremden Gesandten, war unter eine vorzügliche Aufsicht gestellt und ward am längsten in Unwissenheit erhalten. Zwar liefen einzelne schlimme Gerüchte von verlornen Schlachten und von dem schlechten Zustande des französischen Heers, aber der Herzog von Bassano und Graf Hogendorp, die dort den Befehl führten, widersprachen diesem so ausdrücklich und hielten eine so zuversichtliche Miene, daß alle ganz treuherzig an die Wahrhaftigkeit der bonapartischen Heerbefehle und Berichte glaubten. Man erschrack zwar bei der Nachricht, das Donauheer habe Minsk genommen und ziehe gegen Bo-

ziſſow; jedoch wurden die Gemüther wieder ruhiger durch die Erzählung der Wilnaer Zeitung, daß der Marſch jenes ruſſiſchen Heers ganz in dem Plan Napoleons liege und eine Tſchitſchagow gelegte Falle ſey. Doch da bald darauf alle Boten vom Heere ausblieben, ſo ward man wieder unruhig. Nachdem man zwölf Tage aller Nachrichten entbehrt hatte, ſchickte der Herzog von Baſſano einen jungen Polen, als Weibsvolk gekleidet, dem Heer entgegen. Dieſer kam nach fünf Tagen zurück, und brachte zur Freude aller Franzoſen und Franzöſiſchgeſinnten die Poſt mit, welche die Zeitungen ſogleich verbreiteten, er habe den Kaiſer an der Bereſina gefunden, in der beſten Laune von der Welt, und im Begriff, den General Tſchitſchagow anzugreifen, der vollkommen in die ihm gelegte Falle gegangen ſey; der Kaiſer habe übrigens nur die eine Hälfte ſeines Heers bei ſich, die andere habe er bei Smolensk zurück gelaſſen *). Den 2. December ward das bonapartiſche Krönungsfeſt in Wilna mit großen Freuden, mit Tanz

*) Darin log er nicht, nur erzählte er den Leuten das Wie dieſer Zurücklaſſung nicht.

und Erleuchtung gefeiert. Auf dem Ball zeigte Bassano den fremden Gesandten an, der Kaiser sey glücklich über die Beresina gegangen, habe Wittgenstein und Tschitschagow völlig geschlagen, und werde nächstens in Wilna eintreffen. Aber die Wahrheit mußte endlich heraus: schon den folgenden Tag raunte eben dieser Bassano den Gesandten ins Ohr, sie mögten sich nach Warschau begeben. Sie packten ein, und reisten, und Verwirrung und Getümmel und Angst und Flucht aller, die ein böses Gewissen oder Furcht vor wilden Auftritten in der Stadt hatten, war allgemein. Den 4, 5, 6. December wurden auf den nächsten Stationen von Wilna viele Pferde todt gefahren. Den 7. brachte endlich Bonaparte selbst die große Gewißheit; aber er hütete sich sehr sich zu zeigen und schlich sich still durch die Stadt; den 8. floh er weiter, ohne daß in Wilna ein Mensch seine Anwesenheit, ohne daß seine Leibwachen seine Flucht in den ersten Tagen erfuhren. Wie ein nächtlicher Dieb mit einem bösen Gewissen schlich er sich durch Teutschland. Noch fand er keine rächende Hand, die ihn erschlug; Gott bewahrte ihn noch für ein herberes Schicksal auf. Dies

war seine dritte glorreiche Flucht. Die erste geschah aus Aegypten im Sommer 1799, die zweite aus Spanien im Winter 1808, die vierte, hoffentlich die letzte, erwarten wir noch. Man muß den Mann daran erinnern, der sich den Unwiderstehlichen und Unüberwindlichen nennt.

Wilna war in der wildesten und buntesten Verwirrung, und der Maskenball des französischen Heers zog auf in ihr; der Befehl dieses Heers, das sich das große Heer nannte, war dem Marschall Ney übertragen. Nach und nach erschienen auch die übrigen Marschälle, Könige, und Prinzen, zum Theil eben so buntscheckig ausstaffirt, als die Soldaten, einige auch mit schwarzen erfrornen Nasen, der König von Neapel unter andern in seiner windbeutelischen Manier, mit bunten Shawls umwickelt und mit einem großen Kartenfecke in der Hand, pfeifend und tanzend, als sey es eine Karnevalslustbarkeit. Vom 7. bis 9. December zogen die Franzosen in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt, und füllten alle Wege um die Stadt und alle Straßen der Stadt mit Leichen und Sterbenden. Als den 9. endlich der Ruf Ruß und Kosack erscholl, da begann die wil-

beste Flucht, die völligste Auflösung, der Pöbel gesellte sich zu den anrückenden Russen, selbst den Juden wuchs der Muth, aus Begier der Beute und der Rache gegen die bonapartischen Leibwächter, von welchen sie am ärgsten waren gemishandelt worden. Der kühne und geschwinde Oberst Tettenborn, den sein Haß gegen die Franzosen aus östreichischem Dienst in den russischen geführt hatte, und der Generallieutenant Kutusow waren die ersten, die in Wilna einrückten. Da sogleich überall Geschrei, Plünderung, Gefangennehmung, und Niedermetzelung der Franzosen; die Juden und Judenbuben überall an der Spitze, auf die Franzosen und ihre Anhänger weisend und sie aus den Häusern heraus den Kosackenlanzen entgegenstoßend; ja als den folgenden Tag außerhalb der Stadt gefochten ward, saßen sie mit der ihnen eigenen schreienden Lebhaftigkeit an die fliehenden Leibwächter, erschlugen einige hundert, und machten mehrere Hunderte zu Gefangenen.

So wechselt Gott die menschlichen Dinge und bestrafet den Uebermuth; Juden sollten endlich diejenigen niedermachen und zu ihren Füßen um Erbarmen flehen sehen, welche sich in ihrem stolzen

Wahn die Weltbezwinger nannten. Auch Folgendes gehört hieher: Als bei dem Lärmgeschrei, die Kosacken zeigen sich auf den Anhöhen, alle Franzosen im Schrecken die Flucht ergriffen, versuchte der Prinz Berthier die Fliehenden aufzuhalten und den Feinden etwas entgegen zu werfen; mit Mühe sammelte er endlich 60 Grenadiere, die noch Waffen hatten, und stellte sich an ihre Spitze; das mußte der Mann thun, welcher sich so viele Jahre nur mit der Organisation von Heeren beschäftigt hatte, die ganz Europa zittern machten: Bonaparte mußte durch Teutschland reisen wie ein Leutnant, Berthier hier den Dienst eines kleinen Unterleutnants thun. Die Stadt Wilna bekam an diesen Tagen des Gräuels das Ansehen einer Mördergrube, das sie noch viele Wochen *) behielt. In der Eile des Durchzuges blieb die Stadt von Plünderung und Brand verschont, die erste seit Moskau, welche auf der Straße des großen Heerzuges der Verwüstung entging. Die Russen erbeuteten unermeßliche Magazine, die Kosacken und Juden unzählige Dukaten; gefangen wurden in

*) S. die Beilage M.

Wilna 7 Generale, 240 Officiere, 9517 Gemeine, und 5139 Kranke, die auf den Landstraßen und Straßen Sterbenden und Gestorbenen wurden nicht gezählt. Bonaparte entkam mit ungefähr 40000 Mann über die Bereſina, Loiſon führte ihm 20000 Mann zu, einige Tage ſpäter zogen ihm drei neapolitaniſche Leibregimenter entgegen, zwei zu Pferde und eines zu Fuß: das macht ungefähr 55000 Mann. Von dieſen vergingen über 25000 Mann und der größte Theil des noch übrigen Geſchützes und Troſſes vor und um Wilna.

Auf dem Rückzuge von Moskau bis Wilna tödteten oder fingen die Ruſſen an 120000 Mann, worunter allein 50 Generale, und nahmen gegen 900 Kanonen.

Die Trümmer des Heers wurden von Wilna nach Kowno oder Kauen noch ziemlich heiß von den Koſacken gejagt, welche ihre letzten Kanonen nahmen, mehrere Tauſende fingen oder niederhieben, und über die auf dem Wege liegenden Sterbenden und Ermatteten wegritten, ohne daß ſie ihre Lanzen in ihrem bleichen Blute färbten. Nachher ging die Verfolgung langſamer, theils weil keine große Beute mehr zu machen war, denn die

Reichsten waren voran geflohen, theils auch weil die lange Jagd Menschen und Pferde außerordentlich ermüdet hatte.

Ueber den Niemen entkamen kaum 25000 Mann, ohne Pferde, ohne Kanonen, ohne Gewehr, ohne Kleider und Schuh, nicht Menschen, sondern Gespenster, nicht Soldaten, sondern Bettler. Fast alle humpelten, zerrissen und in allen Farben und Lumpen der Welt gekleidet, mit Knotenstöcken in den Händen, auf den Straßen Preußens umher, und führten die große Tragikomödie des bonapartischen Heerzugs nach Moskau durch das Verhängniß Gottes an denselben Orten auf, wo sie vor einem halben Jahre so prächtig und trotzig durchgezogen waren. So gingen sie durch Gumbinnen, so durch Königsberg, so die wenigen letzten durch die andern preußischen Städte gegen Danzig und gegen die Weichsel, und Tod und Plagen und Seuchen wanderten mit ihnen durch die Orte. Die meisten starben unterwegs oder bevölkerten die Lazarethe und bald die Kirchhöfe; wenige Tausende von Hunderttausenden, unter deren Fußtritten und ihrer Rosse Hufen die Erde noch vor wenigen Monaten fast versinken

wollte, kamen bis zur Weichsel: auch sie trugen den Tod in der Brust, und nur Einzelne werden Frankreich wieder sehen, und die Gräuel erzählen, die sie gethan und erlitten haben.

Voran diesen abentheuerlichen Schauspielern, die ein Weihnachtskarneval des wechselnden Schicksals aufführten, zogen die Marschälle und Feldherren, dann die Obersten und Officiere, so wie jeder an Range der höchste war oder von dem nach Moskau mitgeschleppten oder dort erbeuteten Raub der Länder am meisten gerettet hatte; langsamer kamen die Kleineren und Gemeinen in einzelnen Haufen von 10 und 20 bis zu 100 und 500 Mann nach. Die Marschälle und Prinzen ohne Bediente, ohne Trabanten, ohne Vorreiter und Anmelder und Vorbereiter, auf ärmlichen Bauerschlitten schlichen sie still durch die Städte und Orte; wie verändert von jenen, die im Sommer mit 20, 30 Wagen, 50 und 100 Reitpferden, und Gott weiß wie vielen Leibhelducken und Leibwächtern durchgezogen waren! Hier sah man in Gumbinnen und andern Städten einen Marschall, der sonst mit donnernder Stimme und geschwungenem Säbel befeh-

len hatte, ganz klein um ein Stückchen und Süppchen, ganz artig um ein paar Pferde bitten, und sich bescheiden hinter dem Ofen auf einen Stuhl niederducken, oder auf eine Streu werfen. Ja dahin war es gekommen, daß mehrere von diesen übermüthigen Satrapen sich aus Furcht vor der gerechten Rache der Einwohner aus den ihnen angewiesenen Häusern heimlich wegschlichen, und, als seyen sie kleine Officiere oder Diener der Herren, sich anderswo für Geld einquartierten: man sah den Marschall Viktor in Gumbinnen sein Haus verlassen und mit einem Strohbündel unter'm Arm flehend vor der Hütte eines armen Schuhmachers erscheinen, und ihm einen Dukaten bieten, daß er ihn hinter seinem Ofen auf dem Fußboden schlafen liefe. Da lag der Marschall auf Stroh; dachte und träumte er nicht von Schanden und Missethaten, die er und seine Banditen in Spanien, Teutschland, und Polen begangen hatten? O ein Marschall von Frankreich hat keine so kleinliche Gedanken; Er dachte an die verlorne Beute, an die gestürzten Pferde und an die verbrannten oder von den Kosacken genommenen Wagen.

Uebrigens kam trotz dieser fürchterlich nackten

Wahrheit auch in dem schrecklichen Unglück der Geist der Lüge und Gaukelei, jener teufliſche Geist, wodurch Bonaparte ſo groß und furchtbar geworden iſt, mit allen ſeinen Liſten und Künſten noch mit dieſen Marſchällen nach Gumbinnen und Königsberg. In Gumbinnen und der Gegend ſagten ſie Verſprach, Quartier, und Verpflegung für 100000 Mann des großen Heers an, und beſtimmten hinter einander die Tage, an welchen dieſe Hunderttauſend in Abtheilungen jede von 25000 Mann eintreffen würden: andere Hunderttauſend, erzählten ſie, würden um die Weichſel zwiſchen Warſchau, Poſen, und Thorn ihre Winterquartiere beziehen und ſich für neue Arbeiten des nächſten Feldzuges einige Monate erholen und ergänzen; ja als ihre letzten Reſte über die Weichſel gelaufen waren, gab der ſogenannte König von Neapel einen offenen Heerbefehl aus, der durch ganz Teutſchland, Italien, und Polen verbreitet und verkündigt ward und wodurch er den einzelnen Heerhaufen und den Kolonnen dieſer Heerhaufen ihre Standorte und Verſammlungspunkte anwies. — O hätte die ruſſiſche und polniſche und preußiſche Erde reden können, ſie würde verkündigt ha-

ben, wo dieſe Heerhaufen unbegraben liegen und verwittern. — So bethören ſie immer noch, ſo bethört ihr Gebieter, und hat bethört, und wird bethören: die Dummen glauben aus Wahn, die Feigen aus Furcht — ſie ſehen die untergegangenen Heere, aber ihnen däucht, Bonaparte könne durch einen Fußtritt aus ihren Gebeinen ſogleich wieder Hunderttauſende ins Leben ſtampfen; und die Buben und Verräther, deren heimlich und offenbar leider zu viele ſind, verkündigen das bonapartiſche Evangelium und ſprechen dem Volke von ſeinem einzigen Genie, von ſeinen unerſchöpflichen Schätzen, und von ſeinen unendlichen Hülfsmitteln.

Eine Schande, die ſchändlichſte aller Schanden, verläugneten die franzöſiſchen Großherren, Großmarſchälle, und Soldaten bis auf den letzten Augenblick nicht: den ſchnödeſten und ſchaamloſeſten Geitz, und eine Habſucht, die allein über jedes Unglück erhaben war. Murat, der Großherzog von Berg hieß und jetzt König von Neapel heißt, ergötzte ſich auf der Flucht in ſeinen Nebenſtunden mit dem Einſchmelzen des Goldes und Silbers, das er in Kirchen und Klöſtern und in

den Heiligthümern *) der Familien von den Bildern und Altären gebrochen hatte; Loison, lange in Königsberg als Oberbefehlshaber, erlaubte sich jedes niederträchtigste Mittel der Gewalt, des Betrugs, der Bestechlichkeit, ja der Bettelei, Geld zusammen zu bringen; Macdonald, den man für einen der menschlichsten und großmüthigsten der französischen Feldherren hielt, hat in Kurland wie ein gemeiner Knecht gestohlen und geplündert; selbst der Generalintendant Dumas, der vielen Teutschen eingebildet hatte, als lebe eine edlere Seele in ihm, hat sich durch mehrere Züge der Gemeinheit befleckt. Geitzig und nichtswürdig, wie die meisten von ihnen in diesem Kriege ihr Leben zu retten suchten, haben sie am ersten getrachtet, ihr Gold und Silber zu flüchten: früher als jene letzten Abgerissenen, kamen doch einzelne französische Generale, Obristen, und Stabsofficiere an, von welchen die Bedienten verriethen, die Pferde, welche ihre reichbeladenen Kutschen zogen,

*) In Rußland hat jede gute Familie ihre Heiligen und Hausgötter in zierlichen Bildern mit gediegenem Gold und Silber eingefaßt.

ſeyen von den Kanonen abgeſpannte Artilleriepferde oder geſtohlne Reitpferde; unter den zerriſſenen Soldaten trugen doch mehrere noch Säcke, die ſie von Moskau her glücklich mitgeſchleppt hatten, Säcke voll geſtohlnen Kirchenſilbers, köſtlichen Geſchmucks und Geſchmeides, und auserleſener Zobelpelze: dieſe Eine Laſt war ihnen unter allen Laſten nicht zu ſchwer geworden; mancher ſteuerte in Königsberg und an andern Orten ſein herrliches, viele tauſend Thaler werthes Rauchwerk aus, und erzählte ganz gleichgültig, wie an dieſer und jener Stelle ein erfrorner Gefährte neben ihm hingefallen war: ſolche Ungeheuer macht der Geiz. Wirklich entführten viele noch unermeßliche Schätze; das iſt ein Troſt der Guten, daß ſie ihrer nicht lange genießen werden.

Dieſe Elenden, die ohne Kraft, ohne Waffen, ohne Muth, ja die meiſten ohne Hoffnung, nicht einherzogen, ſondern krochen, hätten der leichte Raub der Bauern von Maſuren und Litthauen werden können; dieſe hätten gerechte Rache nehmen können für ſo viele begangene Gräuel des Jahrs 1807, für ſo viel Elend, ſo viele Mishandlungen, Plünderungen, Erpreſſungen, Diebſtähle, und

Morde, die sie im Sommer 1812, als sie ihre Bundsgenossen genannt wurden, von ihnen litten: schimpften damals nicht alle Franzosen auf sie, auf ihr Heer, und auf ihren König? plünderten sie nicht ihre Häuser, verheerten ihre Felder, trieben ihre Heerden weg? stahlen sie nicht aus dem einzigen Lande Preußen allein an 80000 Pferde? Die lebendigen Masuren und tapfern Letten hatten wohl Lust, zuzuschlagen und ihre Hände in dem Blute und Golde ihrer Räuber zu waschen; ein Wink eines Beamten — und kein Franzose wäre lebendig vom Niemen zur Pregel gekommen. Kein Beamter winkte. Was würden die Franzosen in solchem Falle, was alle andere Völker gethan haben? — Eben so treu und gutmüthig die Einwohner. Die Männer mit erfrornen Füßen und Händen, mit verstümmelten Gesichtern und Nasen, statt des Glanzes der Waffen Stöcke, statt der prächtigen Kleider Lumpen tragend — diese elenden Verbrecher mit und ohne Sterne der Ehrenlegion, keiner mit einem Stern der Ehre im Herzen, brachten zu dem Andenken der früheren Unthaten und Uebel noch Seuchen und Pesten mit, welche viele tausend Bewohner Preußens wegraffen

sollten; demüthig, als wenn sie vorher freundlich gewesen, zutraulich, als wenn sie Zutrauen verdienten, kamen sie in den Städten zu ihren alten Wirthen, und diese, alles vergessend, selbst der bedrängten Zeit vergessend, nahmen sie mitleidig und gütig auf, pflegten ihre Wunden, stärkten ihre siechen und ausgehungerten Leiber, retteten die Gefangenen vor dem sichern Tode in Hospitälern und dem gerechten Zorn der russischen Sieger, die ihnen bald nachrückten. O ihr treue und redliche, nur zu treue und redliche Teutsche, könnt ihr denn nie ergrimmen? könnt ihr aus dem Vergangenen, ja aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige nicht lernen? Wie klein, wie unterwürfig, wie furchtsam im Winken und in Worten waren diese letzten Franzosen in den ersten Tagen ihrer Flucht bei euch! und als sie sich nur ein paar Tage gewärmt und gespeist und besonnen hatten, und die Kosacken nicht mehr heiß in den Ohren und Fersen fühlten, wie sogleich wieder übermüthig und trotzig? sagten euch die wenigen von ihnen, welche noch nach Danzig und Berlin entlaufen konnten, beim Abschiede nicht höhnisch: „Wir kennen euch Preu„ßen wohl, ihr liebt uns nicht; wartet nur! wir

„werden im Sommer mit einem großen Heer an „der Weichsel stehen, diese elenden Russen, die „sagen, sie haben uns besiegt, schlagen, und euch „züchtigen, wie ihr es verdient?“ Glaubt ihr, die werden anders seyn, die ihr jetzt in ihrem Elende tröstet und heilet? Ihr wärmt nur Schlangen, die erstarrt sind; wie sie das Blut wieder fühlen, beißen sie ihre Wohlthäter.

Will ich die Freundlichkeit und Thätigkeit an euch schelten, brave Preußen, und die Menschlichkeit zu einem Verbrechen machen? Nein, wahrlich nicht. So überschwänglich ist die Fülle des Elends, daß ein Stein Thränen weinen und ein dummer und stummer Stock Töne gewinnen könnte; ich will nicht, daß ihr die Menschen hasset, aber die Franzosen sollet ihr hassen: ihre dumme Eitelkeit, ihr schändlicher Geiz, ihre Verachtung teutscher Treue und teutschen Volkes — ihre ganze Verruchtheit und Nichtswürdigkeit soll eure Güte und Liebe nicht länger misbrauchen.

Bonaparte entfloh nach Paris, ohne Pomp, ohne Heer, ohne Verkündigungen und Vorbereitungen, still wie ein Dieb in der Nacht kam er an. Sogleich eine Menge Lügen, Gaukeleien, Entstel-

lungen und Verdrehungen der Wahrheit, Bemäntelungen und Verschleierungen seiner Schuld und Tollheit; endlich in dem 29. Bericht von dem großen Heer eine Art Sündenbekenntniß, worin vom Winter und Wetter und Glatteis viel, von der Schärfe des russischen Glaubens und Schwertes wenig; auch daß die Pferde zu Tausenden gestürzt, die Kanonen stehen geblieben; über die Menschen selbst eine gewisse Dunkelheit geworfen: Bonaparte stellt sich, als wenn er nur Pferde bedürfe, und läßt sich nicht merken, daß zugleich Kanonen und Gewehre, Menschen und Thiere, Reiter und Fußvolk untergegangen sind; bald liest man Schmeichelei und Fuchsschwänzerei mit der sogenannten großen Nation, väterliche Fürbitten für das theure und heilbringende Haupt und die zarte Jugend Sr. lallenden Majestät des Königs von Rom, erdichtete und erheuchelte Bittschriften, Danksagungen, freiwillige Opfer, Entzücken, Freudenthränen, Begeisterung, und Wonne in ganz Frankreich und aus ganz Frankreich an den Helden und Wiederhersteller und für den Helden und Wiederhersteller; neue politische Giftmischungen der Lüge nach der großen bonapartischen Manier, Verkündigung von Wiederher-

stellung des Pabstes und der Kirche, von Beruhigung und Befriedung Europens. Was Trug und Lug in einem Sterblichen ausbrüten und erfinden mag, das zeigt dieser Virtuos der Lüge jeden Tag.

Verhöre und lüge, Bonaparte, brauche Menschenfänge und Menschenlisten, so viel du willst — du wirst Gott und die Geschichte nicht betören; sie haben dich bestraft, sie werden dich bestrafen, deine Stunde hat geschlagen — du wirst fallen. Gott hat dich gestraft durch das Laster und die Verruchtheit, die dich und deine Feldherren blind und wahnwitzig ins Verderben treiben, durch die Standhaftigkeit, die er dem Kaiser von Rußland, durch den Muth und die Streitbarkeit, die er dem ganzen russischen Volke in die Brust blies, durch den strengen Winter, den er ungewöhnlich früh und heftig über dich und dein Heer verhängte. Du solltest endlich zittern lernen vor einer Allmacht, womit du immer gegaukelt und woran du nie geglaubt hast; den Wölfen und Raben und Kirchhöfen sind die Heere geopfert, womit du die Welt erobern wolltest; du bist zurückgesunken auf den Punkt, von wo du vor 13 Jahren ausgingest, und

mit Schande zurückgesunken. Ich will dich nicht an alte und unzählige Verbrechen erinnern, ich rechne dir nur vor, wie viel Menschenglück und Menschenleben deine wilde Mordlust und deine unersättliche Herrschsucht allein in diesem Sommer 1812 ermordet hat. In deinen Heeren hast du 400000 Soldaten zerstört, außer diesen wenigstens 100000 zum Heer gehörige und das Heer begleitende Menschen jedes Alters und Geschlechts; in den russischen Heeren sind durch Krankheiten, Wunden und Eisen wenigstens 200000 Soldaten und Menschen umgekommen: dies macht 700000 Menschen. Rechne ich dazu die friedlichen Bauern und Bürger von Teutschland, Polen, und Rußland, welche auf dem verwüstenden Zuge deiner Heere und in den brennenden Städten und Dörfern getödtet, verstümmelt, verbrannt, verhungert, und geschändet sind; rechne ich die Tausende, welche die Pest wegrafft, wohin deine gefangenen und fliehenden Heere kommen, so sind 500000 Menschen nicht zu viel: dieser einzige Feldzug kostet an anderthalb Millionen Menschen das Leben; wie viele Millionen Leben und Glück er im Keime vertilgt, das kann keiner berechnen.

Hast du je so gerechnet? hast du hieran je gedacht? Nein nicht so, wie Menschen rechnen und denken; in deiner Brust ist kein Funke von menschlichem Gefühl. Daß du gewissenlos, grausam, und wahnsinnig so viele Hunderttausende, die dich ihren Feldherrn nannten, hingeopfert hast, das hat dich noch keinen Augenblick gegrämt. Das grämte und betrübte dich einige Wochen, daß du beschimpft fliehen mußtest; so lange warst du traurig, als du noch fürchten konntest, gefangen oder erschlagen zu werden. Nach der Beresina machtest du wieder den Gleichmüthigen, ja den Leichtsinnigen, scherztest mit den Amaliedern des heiligen Geschwaders, aßest, trankest, und schliefest wie immer, und reisetest gesund nach Paris: die Leichen, die um dich her lagen, waren für dich nur todte Leiber, ihre Geister beunruhigten deine Träume nicht, für ein eisernes Gewissen steigen keine Gespenster und Schatten aus der Hölle empor. — Du bist entronnen, du wirst frische Menschenhaufen zusammentreiben, du wirst die blutige Arbeit wieder von vorn beginnen. Zittre! es lebt ein Gott, Gott hat dich zerschmettert, Gott wird dich zerschmettern. Der Kaiser Napo-

Leon Bonaparte hat aufgehört Europa zu regieren; er und seine schändlichen Großvesire und Boschas sind vom Schicksal nur aufgespart, daß sie sich vor der ganzen Welt in ihrer vollen Nichtswürdigkeit spiegeln und am langsamereu Feuer der Schande gebraten werden. So ist Gottes Gericht.

So verging durch die Verworfenheit und die Verblendung eines einzigen Mannes in sechs Monaten die frischeste Blüthe von Frankreich, Italien, Teutschland, und Polen, und wurden viele tausend Kinder Waisen, viele tausend Weiber Wittwen, viele tausend Aeltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß ist das Schicksal, so unerhört die Niederlage, und so unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: siehe! hier ist Gott, dies ist Gottes Finger. Jenes Dunkle und Unbegreifliche, jene unendliche Macht über und in uns, die aus den Wolken und aus den Herzen blitzet, die wir Vorsehung, Schicksal, Vergeltung nennen, die vielnamig und vieldeutig in immer gleich furchtbarer Nähe und Ferne uns umgiebt, hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen hat: Schuld und Unschuld,

Sünde und Irrthum, die Getriebenen und die Treiber, die, welchen Gewalt gethan ward, und die, welche Gewalt thaten und thun wollten — alle hat Ein Verhängniß gefaßt und zerschmettert. Es scheint, des Verbrechens war mehr als der Unschuld; doch wir wollen sagen: dunkel sind die Wege des Herrn und kein Sterblicher mag sie richten noch meistern. Hier bei dem so großen Elend, daß der Haß selbst seinen Stachel verliert und der Zorn entwaffnet wird, hier wo der Trotz stumm und der Stolz demüthig ist, wo die wilde Tigergrausamkeit und Wolfsgierigkeit als ein modernder Staub im Staube liegt, werden wir ermahnt, versöhnlich zu seyn. Hier hinkt der Küraſſier ohne Roß, ohne Schwerdt, fast ohne Blut und Leben, die gefrornen Füße mit Bast und Lumpen umwunden, der Küraſſier, der vor sechs Monaten dem armen Bauer in Masuren das letzte Brod *) nahm, es spaltete und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzschuhen einherging; dort trägt einer, der grausam nach fremdem Gut griff,

*) Ist wörtlich wahr.

die Stumpen der abgelöſten Hände umwunden und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich um ein Stücklein Brod und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienſt, welcher der Wittwe den letzten Biſſen verſchlang und dem Säugling die Milch in der Mutter Bruſt verkümmerte; dort liegt ein andrer, der ein Wolfsrachen der Wohlluſt und des Geizes war, [illegible]zend und erfrierend am Wege und hört die Wölfe ſchon die Zähne über ſeinem Gerippe fletſchen; hier ſtreckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Waltens und Vergeltens erinnerten, ſpottend zurief: Pah! was iſt euer Gott für ein Ding? die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geſchwind von dem elenden Leben löſe; dort in der letzten Todesnoth will einer beten, der ſonſt nur fluchte, aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf ſeinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: ſo ſchrecklich wird die Verruchtheit geſtraft *). So wimmert, ſo

*) Ein Prediger in Königsberg an der Sackheimer Kirche geht mit ſeinem Bedienten und einer Magd, die einen Korb mit Wein und Butterbröden tragen, in dieſe Kirche, daß er die unglücklichen darin

sterbet ihr, so lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichsel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des stolzen Philipps Eskorial und des unsterblichen Friederichs Sanssouci, die Rudolfs von Habsburg Kaisersitz und Moskwas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Thräne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten, und Raben krächzten, und Hunde bellten, und Menschen fluchten. —

So hat Gott gerichtet, so wird Gott richten.

---

quartierten französischen Gefangenen und Verwundeten labe. Was sieht er bei seinem Eintritt in die Kirche? Am Altar einen sterbenden Franzosen liegend, der die Augen und Hände zum Himmel richtet, und um ihn mehr als zwanzig seiner Gesellen, die ihn mit den schändlichsten Liedern betäuben und von Zeit zu Zeit in ein wildes Gelächter ausbrechen. Die dies im Unglück thun konnten, wie waren sie im Glück!

Anhang

von

Beilagen.

A.

1. Manifest Sr. Maj. des Kaisers Alexander.

Wir von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen ꝛc. ꝛc.

Der Feind ist über unsre Gränzen gegangen, und dringt mit seinen Waffen weiter in das Innere Rußlands vor, und hofft durch Gewalt und List die Ruhe dieser großen Macht zu erschüttern. Er hat den tückischen Entschluß gefaßt, den Ruhm und das Glück des Reichs zu zerstören; mit Falschheit im Herzen und mit trügerischen Worten auf den Lippen bringt er dem Volke Fesseln und Ketten.

Nachdem Wir Gott um Hülfe angerufen, setzen Wir diesem wütherischen Feind unsre Heere entgegen, die von dem heißen Verlangen brennen, ihn zu zertrümmern, ihn zu vernichten, und die ihrer Rache entrinnenden Trümmer aus unsern Gränzen herauszuwerfen. Wir gründen eine gerechte Hoffnung auf den Muth und die Stärke Unserer Soldaten; indessen können und dürfen Wir Unsern treuen Unterthanen nicht verhehlen, daß die unter seinen Fahnen vereinigten Stärken verschiedener Mächte groß sind und daß seine tolle Kühnheit die thätigste Wachsamkeit fordert.

Also ungeachtet des gerechten Vertrauens, das Wir auf Unsere Heere haben, halten Wir es durchaus nothwendig, in dem Innern des Staats neue Stärken zu versammeln, die dem Feind ein neues Schrecken einflößen und zugleich eine zweite Vertheidigungslinie zur Unterstützung der ersten bilden, und Hab und Gut, Weib und Kind von allen und jeden gegen jeden Angriff schützen können.

Schon haben Wir die Stadt Moskau, die erste Hauptstadt Unsers Reichs, aufgefordert, und Wir fordern jetzt alle Unsere treuen Unterthanen und weltlichen und geistlichen Gemeinheiten auf, und laden sie ein, durch einen allgemeinen und einmüthigen Aufstand mit Uns gegen alle hinterlistigen Anschläge und Entwürfe des Feindes zu wirken. Der Feind finde überall auf seinen Schritten treue Kinder Rußlands, die ihn mit aller ihrer Macht in den Staub treten und zermalmen, ohne auf seine Gaukeleien und Lügen zu horchen. Er finde in jedem Edelmann einen Pojarskoi, in jedem Geistlichen einen Palitzin, und in jedem Bürger einen Minin *).

*) In der unglücklichen Periode der falschen Dmitri im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts retteten diese Namen Moskau und das Vaterland. Noch sind sie jedem Russen heilig.

Adel, du wareſt in allen Zeiten der Vertheidiger des Vaterlandes, heilige Synode, und du, ruſſiſche Geiſtlichkeit, durch eure inbrünſtigen Gebete haben wir immer Gnade und Heil auf das Reich herabgerufen; Völker Rußlands, heldenmüthige Enkel der tapfern Slavonen, dies wäre nicht das erſte Mal, daß ihr den Bären und Tigern, die ſich auf euch ſtürzten, die Zähne ausbrächet. Vereinigt euch alle, tragt das Kreuz in dem Herzen und das Eiſen in der Hand — und keine menſchliche Gewalt wird euch beſiegen können —

Wegen der Bildung und Anordnung dieſer Stärken iſt dem Adel aller Statthalterſchaften die Sorge überlaſſen, die Leute zu verſammeln, welche er zur Vertheidigung des Vaterlandes hergeben wird, und den Befehl darüber unter den Edelleuten zu wählen. Die Rollen über ihre Zahl ſollen nach Moskau geſchickt werden, wo der Oberbefehlshaber des Ganzen [illegible] werden ſoll.

Im Lager vor Polotz den 18. Julius 1812.

Alexander.

2. An Unſere Stadt und erſte Hauptſtadt Moskau.

Der Feind iſt mit groſſen Streitkräften in Rußlands Gränzen eingedrungen; ſeine Abſicht iſt,

unser geliebtes Vaterland zu verderben. Obgleich die russischen von Muth glühenden Heere bereit sind, ihm entgegen zu gehen und seine Vermessenheit und seine arglistigen Anschläge zu zermalmen, so macht Unsere zärtliche Fürsorge und Unsere väterliche Liebe zu Unsern treuen Unterthanen es Uns doch zur dringenden Pflicht, sie von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen, damit der Feind von Unserer Saumseligkeit und Sorglosigkeit keinen Vortheil ziehe. Daher, da Wir die Absicht haben, im Innern des Reichs neue Kräfte zu sammeln, um die Vertheidigung gänzlich zu sichern, so wenden Wir Uns zuerst an die alte Hauptstadt Unserer Ahnherren, an die Stadt Moskau. Sie ist immer die erste aller russischen Städte gewesen, sie goß aus ihrem Schooße immer tödtliche Macht gegen den Feind aus, und wie das Blut unaufhörlich zum Herzen strömt, so eilten die Söhne des Vaterlandes aus allen benachbarten Städten ihr zu für die gemeinschaftliche Vertheidigung.

Nie gab es eine dringendere Nothwendigkeit als jetzt: die Sicherheit des Altars, des Throns, und des Reichs machen sie zu einem ausdrücklichen Gebot. Es erfülle sich also das Herz des hohen Adels und aller andern Stände des Staats mit dem Geist dieses heiligen Krieges, der von Gott und Unserer christlichen Kirche gesegnet ist. Dieser gemeinsame

Eifer versammle jetzt neue Streitkräfte, und so müssen sie von Moskau bis zu den äußersten Enden dieses weiten Reiches fortwachsen. Wir werden nicht säumen, Uns selbst in die Mitte Unsers Volks zu dieser Hauptstadt zu begeben und darauf zu den andern Orten Unsers Reichs, um Rath zu halten, und die Bewaffnungen zu leiten, sowohl diejenigen, die schon fertig dem Feind ein Bollwerk entgegen werfen, als auch die, welche jüngst organisirt sind, damit Wir unsre Feinde allenthalben, wo sie nur erscheinen, niederlegen.

Mögen die Uebel, die sie uns zudachten, auf ihre Häupter fallen, und möge das von der Sklaverei befreiete Europa den Namen Rußlands preisen!

Alexander.

Im Lager vor Polocz den 18. Julius 1812.

3. Pastoralinstruktion der heiligen Synode der russischen Kirche.

Die heilige Synode, welche die geistlichen Geschäfte des Reichs aller Reußen verwaltet, durch die Gnade, die Gabe, und die Macht, welche Gott und unser Herr Jesus Christus uns gegeben haben, allen Gläubigen der russischen Kirche unsern Gruß.

Seitdem die französische Nation, durch das Hirngespinst der Freiheit verblendet, den Thron der

Monarchie und die Altäre des Christenthums umgestürzt hat, hat die rächende Hand des Herrn sich sichtbarlich schwer auf sie und darauf durch sie und mit ihr auf die Völker gelegt, die ihre Verirrung am meisten nachgeahmt haben. Auf die Gräuel der Anarchie sind die Gräuel der Unterdrückung gefolgt; ein Kampf entsprang aus dem andern, und selbst der Friede gab keine Ruhe. Russlands Kirche und Reich, bis hieher durch Gott gerettet, sind größtentheils nur mitleidige Zeugen und Zuschauer der fremden Leiden gewesen, als wenn Gott sie grade dadurch im Vertrauen auf die Vorsehung hätte stärken und sie mit desto mehr Muth für den Augenblick der Prüfung bereiten wollen.

Russen! dieser Augenblick der Prüfung ist gekommen. Ein herrschsüchtiger, unersättlicher Feind, der alle Eide bricht, der die Altäre vernichtet, der zugleich eine giftige Tücke und eine verruchte Grausamkeit athmet, greift unsre Freiheit an, bedroht unsre Herde, und streckt aus der Ferne nach den Schätzen der Tempel des Herrn eine gierige Hand aus.

Demnach ergeht unser Aufruf an euch, Kinder der Kirche und des Vaterlandes, ergreift die Waffen und den Schild, erhaltet den Glauben und die Treue eurer Väter, bringt dem Vaterlande mit Dank die Güter dar, die ihr von ihm habet, schont

euer zeitliches Leben nicht für die Ruhe der Kirche, die für euer ewiges Leben und eure ewige Ruhe sorgt. Erinnert euch der Tage des alten Judäa, der Tage euer Altvordern, die im Namen Gottes sich muthig in die Gefahren stürzten und rühmlich darüber triumphirten.

Dieser Aufruf ergeht von uns an euch, glänzende Männer, welche Macht oder Rechte zu einer besondern Achtung unter euern Mitbürgern habt; öffnet durch das Beispiel eures Muths und eures edlen Eifers denen den Weg, deren Augen auf euch gerichtet sind. Möge der Herr aus eurer Mitte neue Josuahs erwecken, welche die Vermessenheit Amaleks bändigen, neue Richter, welche Judäa erlösen, neue Maccabäer, welche viele Könige des müthigten und Israel durch ihre großen Thaten verherrlichten!

Dieser Aufruf ergeht vorzüglich an euch, Hirten und Diener der Altäre. Nach dem Beispiel Moses, der am Tage der Schlacht gegen Amaleck seine zu Gott gerichteten Hände nicht senken wollte, stärkt die eurigen durch das Gebet, bis der Arm des Feindes gänzlich seine Kräfte verloren hat. Flößet unsern tapfern Vertheidigern eine feste Zuversicht ein auf den Herrn der Heerschaaren; ermuthiget durch das Wort der Wahrheit die schwachen Seelen, die den Verführungen des Betrugs

preisgegeben sind; belehret sie alle durch das Wort und die That, kein Eigenthum zu schonen als das des Glaubens und des Vaterlandes; und wenn jemand von den Kindern Levi, der noch nicht in die Verrichtungen des Heiligthums eingetreten ist, vom Verlangen nach Schlachten brennt, segnet ihn im Namen der Kirche, und laßt ihn seinem Triebe folgen.

Wir ermahnen euch denn jedermänniglich im Namen unsers Herrn, euch aller Nichtswürdigkeit, aller Ausgelassenheit, und aller Unordnung zu enthalten, die den Zorn Gottes auf die Völker herabziehen können, und im Gehorsam gegen die rechtmäßige von Gott verordnete Obrigkeit zu bleiben. Wir empfehlen euch die Uneigennützigkeit, die Liebe des Nächsten, und die Eintracht: Ihr werdet dadurch die Wünsche und die Erwartung des Gesalbten des Herrn, Alexanders, erfüllen, der sich an uns seine treuen Unterthanen wendet.

Die Kirche, von den ungerechten und antichristischen Absichten des Feindes überzeugt, wird unaufhörlich den Herrn in aller Demuth anrufen, daß er die Tapferkeit und den Heldenmuth unserer glücklichen Streiter krone, und daß er denen, die in der Vertheidigung des Vaterlandes ihr Leben verlieren, ein unvergängliches Glück verleihe. Von Gott kömmt Heil und Ruhm. Dieses Wort des

Propheten sey künftig, wie es vormals war, die Stärke und das Kriegsgeschrei der Russen.

B.

Ich sende Ihnen hiebei, theure Freundin, eine kleine Beschreibung meiner Reise von Prag nach Petersburg. Sie ist möglichst kurz gerathen; die Thaten, die jetzt geschehen, sind so groß, daß die beschämten Worte sich der Kürze und Schlankheit befleißigen müssen.

Den 14. Julius 1812. früh um 5 Uhr fuhr ich aus Prag ab, und war der Sancho Pansa eines Don Quirote, der in Handelsgeschäften nach Lemberg und Brody reisen wollte. Weil man mir den Paß verweigerte, so unterhandelte mein Freund mit ihm, daß er mich als seinen Sancho mit auf den seinigen setzen ließ. Ich hielt ihm die Reise frei, und er mir den Leib sicher. Es giebt jetzt viel verbotenes Gut in der Welt, nur nicht das, was Gott verboten hat. Ich spielte meinen Sancho recht gut, doch zuweilen etwas verdrüßlich über den unlustigen Pfahl, den ich mir hatte ins Fleisch stecken müssen. Indessen es war Sommer, und die Natur tröstete den armen Sancho, der freilich in einer sehr kahlen Wirklichkeit und nicht in Träumen seines Vicekönigthums lebte; auch war das Land, wodurch

wir reisten, fruchtbar und anmuthig, besonders Mähren und Olmütz und das östreichsche Schlesien, und waren in Mähren viel schönere Weiber und Mädchen als in Böhmen, wo die Schönheiten eben nicht wimmeln.

Und ich fuhr hinnen weiter durch Gallicien. Und das Land war ein Paradies der Natur, voll lieblicher Hügel, Walder, Wiesen, und Wasser, eine allmalige Absenkung der Karpathen zur sarmatischen Ebne; aber das Volk gefiel mir nicht. Und ich ward fast ungeduldig und ingrimmig, den Schmutz, die elenden Hütten, die Juden, und die Bettler so dick ausgesäet zu finden. Ich war langsam gereist wegen des vielen Regens und wegen des Magens der Wiener Küche, woran mein Begleiter litt. Den 23. Julius kaufte ich mich mit 15 Dukaten über die gesperrte Gränze, und schlief die Nacht schon zu Radziwiloff im Hause des russischen Postmeisters und Hofraths Herrn von G., eines sehr freundlichen Mannes.

Und als ich den 24. Julius eben reisen wollte, da kam der russische Legationsrath Graf B. aus Wien, und der griechische Kaufmann S., und der Marquis de F., ein ausgewanderter Franzose, der von grausamer Begierde brannte, das Blut bonapartischer Franzosen zu vergießen — und wir besprachen uns, und machten Reisegesellschaft. Wir

mußten aber von der gewöhnlichen Straße abweichen und große Umwege machen, weil die Feinde bis Mohilew und Polocz vorgerückt waren; und diese Umwege und Mangel an Pferden auf den kleinen Posten beflügelten die Reise gar nicht. Die russischen Polen und Juden waren besser als die östreichischen; aber sie prellten uns: wir mußten ein schlechtes Mittagessen mit 2 bis 3 Thalern bezahlen. Und sie entschuldigten sich mit dem Kriege; doch waren alle Lebensmittel erzwohlfeil.

Und ich nannte Volhynien ein herrliches reiches Land, und ich sah fruchtbare Felder und Auen voll silbergrauer Rinder und trefflicher Pferde; und auch die Menschen waren hier menschlicher und reinlicher, als die vorigen Polen. Auch sah ich hier Bienenstöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumstämmen, und Bäume des Waldes sah ich 10 und 15 Ellen über der Erde angebohrt, und Bienen hineingepflanzt, und Thüren und Klappen davor gemacht.

Die Ukraine däuchte mir noch besser, und auch die Menschen gefielen mir mehr; und es nahm der Schmutz ab, so wie wir weiter gen Osten fuhren. Und ich nannte Kiew mit ihren Domen und Thürmen und Kuppeln, die von Gold glänzten, eine halb orientalische Stadt; und ihre Lage und die Höhen über dem Dnepr und der Strom selbst däuch-

ten mir recht schön; und so grüßte ich die Wiege des russischen Staats mit Freuden. Die Sonne ging aber auf, als wir einfuhren. Und wir quartierten uns in einem hübschen Hause bei einer glatten und blanken Jüdin ein, und tranken Kaffee und aßen zu Mittag, und mußten jeder über einen Dukaten bezahlen.

Das Land hinter Kiew war immer noch reich, und wurden wir nun der Juden mehr los, wiewohl ihrer hier noch diesseits des Dnepr wohnen. Und die Russen gefielen mir weit mehr, als die Polen. Wir trafen hier Dörfer von Roskolniken, und nette Häuser und reiche Bauren, und reinliche, starke, und schöne Menschen, und sehr schöne Pferde, und Rinder, die zu Tausenden auf unübersehlichen Wiesen weideten. Und die Roskolniken, eine russische Sekte, sind sehr sauber und fromm und treu, und sie glauben verunreinigt, was Andersglaubende zu nah berühren. Wir aßen mit Löffeln Milch aus einem schönen hölzernen Napf von Master: das that ihm nichts: da ich aber nachher Wasser hineingoß und meine Hände darin wusch, so ward die Hausfrau traurig, und schlug es in Stücken.

Hier zwischen Kiew und Czerniasow bekam ich besonderer Franzosenfreund den Franzosen auf meinen Wagen, weil er mit den andern Gefährten in

Zank war, und der Zank die Reise aufhielt; und er klingelte mir mit französischer Redseligkeit von den Entbehrungen künftiger Thaten die Ohren voll, und von einem Kosackenregiment von lauter Eisenfressern, das er aufrichten wollte. Lustiger aber als seine plapperige Gesellschaft war mir das Kriegsleben auf der ganzen Straße, die vielen tausend Wagen voll Speise für das Heer, die Heerden von Ochsen und Pferden, die Züge von Kosacken und Rekruten, die nächtlichen Wachtfeuer und das Gewimmel und der Gesang dabei. Wir fuhren von Kiew bis Smolensk fast immer wie in einem Heer oder Feldlager. So ließ sich die oft unlustige Gesellschaft, viele Hitze, viel Staub, schlechte Abspeisung, ein Warten von 5, ja zuweilen von 10 Stunden auf Pferde, und selbst die blutige und hungrige Unverschämtheit russischer Fliegen und Flöhe ertragen.

Doch fanden wir an vielen Orten recht freundliche und gastfreie Menschen, russische Kaufleute in kleinen Städten, die uns mit gütiger Gewalt zu sich holten und mit dem herrlichsten Thee labten, russische Edelleute in den Postdörfern, die uns mit patriarchalischer Gastlichkeit in ihre zierlichen Säle führten und uns mit Speise und Trank erquickten; auch wurden gegen Smolensk der Juden immer weniger. Doch ward der Boden auch wei-

niger fruchtbar, so wie wir jener Stadt näher kamen. Und mir gefielen die russischen Fuhrleute und ihre geschwinden Pferde, und ihre Lebendigkeit, und ihre Gespräche mit den Pferden, und ihr unaufhörlicher Gesang, und ihre Gabe, alle Winke und Gebehrden der Menschen sogleich deuten zu können, wenn sie auch kein Wort ihres Mundes verstehen — Und ich kam den letzten Julius früh um 6 Uhr in Smolensk an, bestäubt wie ein gegypter Acker, heiß wie ein getriebenes Pferd, voll Läuse und Flöhe wie ein polnischer Pelz, und hungrig, wie ein lappländischer Vielfraß.

Und es dauerte wohl lange, und ward fast Mittag, ehe wir bei dem ehrlichen teutschen Italiäner Simon Giampa ein Stück Brod und einige Flaschen Wein erhaschen konnten; ein Zimmer und ein paar gebratene Händel gewannen wir erst den Abend. Denn es war Krieg, und die ganze Stadt war wie ein Lager, und rings um die Stadt lagen 125000 Mann, und hatten sich die Generale Barclay und Bagration bei Smolensk vereinigt. Daher das wimmelnde Bienengeschwärm in der Stadt, besonders in den Gasthöfen.

Und es war eine Lust, die russischen Völker hier wie in der schönsten Musterkarte zu sehen, die vom Eismeer und die vom Ural her und die im Jenisei ihre Rosse tränken, auch schöne Tataren aus der

Kabarda und aus der Krimm, ſittliche Koſacken vom Don, Kalmücken mit platten Naſen und ſchiefen Beinen, und häßliche Baſchkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber der luſtigſte Anblick war mir, die Freudigkeit des Heers und die Trefflichkeit der Reiterei und des Geſchützes zu ſehen, und dachte ich bei mir: dieſe werden den Franzoſen ſchon Arbeit machen.

Auch das war eine Freude, daß ich viele wackere teutſche Degen hier fand, die aus Haß gegen den böſen Tyrannen zum ruſſiſchen Heer gegangen waren; und ich traf ſehr liebe Bekannte, und ward mit den andern bald bekannt.

Ich reiſte den 5. Auguſt früh um 2 Uhr aus Smolensk zur ſelben Zeit, als das vereinigte ruſſiſche Heer über den Dnepr den Franzoſen entgegen ging. Meine alten Gefährten waren ſchon nach Petersburg abgereiſt. Ich ſaß bei einem braven teutſchen Offizier in dem Wagen, der auch nach Petersburg und von da ſogleich wieder ins Ehrenfeld der Schlachten ziehen wollte. Und wir fuhren auf der großen Straße von Moskau durch ein ebenes mittelmäßiges Land, und kamen den folgenden Morgen um 9 Uhr in der Stadt Wäsma oder Wiasma an, die einzige und zwanzig Meilen von Smolensk liegt.

In Wäsma hatte ich einen ſchönen Tag. Dort

hatte sich der Adel aus der ganzen Gegend versammelt, und mehrere Tausende russischer Bauren waren eingezogen, die für das Vaterland fechten wollten. Mitten in dem Gewimmel und Jubel dieser fröhlichen Menschenmenge hielten einige dreißig Wagen, welche Verwundete ins Innere des Landes führten. Ich aß Mittag bei dem Polizeipräsidenten, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft des Adels versammelt hatte; auch waren mehrere verwundete russische Officiere mit am Tisch. Welch ein schöner Mittag! wie glühte und sauste und brauste der lebendigste Geist für das Vaterland in diesen Menschen! Welche Freude, welche Innigkeit, welche Herzlichkeit, welche Thränen und Umarmungen und Wünsche für ihr Volk und ihre Freiheit! Wer nur den Haß gegen die Franzosen bekannte, der war hier Bekannter, Bruder, und Freund. Und dann auf den Gassen und Plätzen — wie war alles in Einer Liebe und Treue entbrannt! wie beschenkten die Edlen und die Bürger die Männer der Landwehr! wie beschenkten sie die Verwundeten! wie wurden diese Krieger des Vaterlandes mit Gaben überschüttet! wie wurden sie von Alt und Jung, von Vornehm und Gering, von Weibern und Jungfrauen begrüßt, umhalst, geküßt! — O ich mußte weinen, daß ich solches in Deutschland nie gesehen hatte. —

Wir fuhren erſt den folgenden Morgen von hier, und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem freundlichen Städtchen Gſchat an, weil mein Oberſt ſeinen Wagen kalfatern laſſen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen, und hatte mich auf einer grünen Wieſe hinter einem Heuhaufen gelegt; eine dichtlockige Birke wehete über mir, und ich ſchaute ſinnend und träumend in die Welt hinein. Siehe! da tönte Muſik in mein Ohr, die immer näher und heller ward, und bald rollten mir über hundert Wagen vorüber, die auch Landwehr führten. Die fröhlichen Jünglinge ſangen, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wagen klangen vorauf, die Väter, die Mütter, die Schweſtern, und Bräute begleiteten die jungen Krieger, und das Ganze zog wie eine fantaſtiſche Hochzeit mit Blumen und Spielen vor mir vorüber. Brave Jugend, du ziehſt zum Krieg wie zum Reigen, aber es iſt kein Hochzeitball; viele von dir werden die Stelle nicht wiederſehn, wo ſie gebohren wurden, aber um ihre Gebeine werden keine Flüche ſchallen. Solche Züge und Bewaffnungen fand ich nachher in allen Dörfern und auf allen Wegen.

Ich ſchied hier von meinem Oberſten: er fuhr von Gſchat ſtrax auf Petersburg, ich mit einem

Officier der Teutschen Legion, der sich unterwegs zu uns fand, nach Moskau.

Ich sah die Wunderstadt nur zwei Tage, und habe sie also nur mit meinen Augen sehen können. Es ist ein volles Erstaunen, wenn ein Fremdling in Moskau einfahrt, und gewiß muß er die ersten Wochen seines Aufenthalts in diesem Erstaunen bleiben. Ich hatte nicht Zeit diese Probe zu machen. Die größte Stadt in Europa mit einer schönen Lage, mit dem Anhauch und der Art des Orients, mit Gärten und Pallästen, die an die Bilder von Dehli und Ispahan erinnern, mit einer Unendlichkeit von Kirchen, Klöstern, und Heiligthümern, und alle diese wieder mit einer Unendlichkeit von vergoldeten Thürmen, Thürmchen, und Knäufen; dann der wunderbare Kreml mit seinen goldenen Thoren und Zinnen und Thürmen; dazu das Geklingel und Geläute von hundert Glocken, und ein Rasseln von Rädern, und Tosen und Wimmeln von Menschen, welche die große Zeit, worin wir leben, alle aus den Häusern getrieben hatte. Ich habe Moskau gesehen — mehr kann ich nicht sagen — ich habe den kühnen Grafen von Rostopschin zweimal gesehen und gesprochen, und bin drei Stunden in seinem Pallast gewesen in dem wimmelnden Gedränge der Herrlichkeit von ganz Moskau und der Gegend umher, die sich den Mittag

des Tags meiner Abreise bei ihm versammelte, daß sie den ersten Sieg Wittgensteins über Oudinot mit Gesang und Gebet in der Domkirche feierte; ich habe das Volk gesehen, und seinen Geist und seinen Muth und seine Frömmigkeit: und das war doch des Schönste und Beste, was ich in Moskau sah.

Ich fuhr über Twer und Novogrod nach Petersburg durch ein reiches und schönes Land, und ich sah große schöne Dörfer und nette Bauernhäuser von zwei Stock, mit hellen Fenstern und bemahlten Gesichtern und manchem zierlichen Schnitzwerk und mancher bunten Beblümung; und mir gefielen die hübschen hölzernen Häuser wohl. Auch erschien drinnen und draussen an Wohnungen, Menschen, und Geräth Reinlichkeit und Wohlstand. Und ich sprach bei mir: die Russen sind keine Polen und die russischen Herren sind keine Menschenplager wie die polnischen, und zu mir selbst sagte ich: du hast dich über Rußland auch in Vielem geirrt.

Und in den Dörfern und auf den Wegen war bis Novogrod noch immer das die Waffen übende Menschengewimmel und die Züge von Kriegern; und waren für ihr Vaterland und für Gott alle fröhlichen Muthes. In Twer aber besuchte ich mit meinem Gefährten traurige Krieger, teutsche, italiänische, französische Gefangene, und ich verfluchte den, welcher sie in die Fremde getrieben. Und

zwischen Twer und Novogrod begegnete ich vielen Hunderten solcher Unglücklichen von allen Nationen: Spaniern, Portugiesen, Teutschen, Italiänern, Schweitzern, Franzosen, und sie wurden einem unbekannten und bösen Schicksal entgegen geführt — und ich weinte und ergrimmte in meinem Herzen.

Und ich sahe das alte berühmte Großnaugardt, von welchem das [illegible] Sprichwort einst gesagt hatte: Wer will streiten wider Gott und Großnaugardt? (Novogrod) und es schien mir nicht so groß und gewaltig. Und weiter hinter Novogrod ward die Gegend bald flacher, wilder, sumpfiger, und einförmiger; und den vierten Tag nach meiner Abreise von Moskau fuhr ich dem anmuthigen Sarskozelo vorbei, und bald sahen meine verwunderten Augen die Neva und das neue Palmyra an ihren Ufern.

Ich hatte diesen Weg von mehr als hundert teutschen Meilen in vier Tagen gemacht. So schnell fährt man in Rußland. Und diesen Weg, den Gott vor allen Wegen in der Welt mit Knüppeldämmen gesegnet hat, war ich in einer Telegga gefahren, einem niedrigen Wäglein auf vier Rädern, wo man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält. Die Rippen thaten mir weh nach dieser soldatischen Fahrt, aber ich befand mich wohl, und dachte: deine

Brust und dein Athem werden, wenn der liebe Gott es will, noch wohl einige Jahre aushalten.

C.

Der Statthalter von Moskau Graf Rostopschin an die Bewohner von Moskau.

(Aus dem Hauptquartier jenseits Gjuli und Mojaisk.)

Unsere Vorderhut ist zu Gjuli; die Stellung, welche unsere Truppen einnehmen, ist eine der stärksten, und da will der Prinz Oberfeldherr (Kutusow) eine Schlacht liefern. Unsre Stärke ist jetzt der feindlichen gleich und binnen zwei Tagen werden wir 20000 Mann mehr haben. Aber während unsre Soldaten, welche Russen sind, für die Vertheidigung der Kirche Gottes, ihrer Häuser, ihrer Weiber, ihrer Kinder, und der heiligen Orte, wo ihre Vorältern ruhen, streiten, schlagen unsere Feinde sich nur für Raub und Speise: sie sind **den als Straßenräuber.** Solche fürchtet nicht, und wären ihre Stirnen fünf Finger breiter und ihre Leiber fünf Köpfe höher; Eine gewonnene Schlacht wird sie alle zerstreuen, und **dann erinnert euch, wie man sie nannte** *).

*) Ein unübersetzlicher russ. Ausdruck der Verachtung.

Ihr wisset, daß ich alles erfahre, was in Moskau vorgeht; aber der gestrige Vorfall ist nicht löblich und verdient eine Zurechtweisung. Zwei Fremde *) kommen, um Geld zu wechseln, und das Volk beginnt sie tapfer abzubürsten; einer von ihnen wird vielleicht davon sterben. Man hat sie für Spione gehalten; man hätte sie vor den Richter stellen sollen. Dies geht mich an, und ihr wißt, ich würde meinem eigenen Bruder nicht verzeihen. Und ist es eine Heldenthat, einen winzigen und spillerigen Franzosen und einen Teutschen in seiner schmierigen Paruke durchzuwalken? Eine schöne Lust sich die Hände zu beschmutzen! Die sich solchen Ausschweifungen überlassen, verfechten bei Gelegenheit ihre Sache schlecht. Glaubt ihr, es sind Spitzbuben und Spione, wohlan! führt sie zu mir; aber schlagt nicht sogleich zu, und entehrt die Russen nicht. Die französischen Heere müssen wir bezwingen und uns nicht mit diesen Elendigkeiten beschäftigen.

Man hat uns Verwundete zugeführt. Sie sind in den Palast Golowin **) gebracht. Ich

*) Das Wort Njemetz bedeutet im Russischen einen Teutschen, endlich aber jeden Ausländer.

**) einer der schönsten und größten Paläste Moskaus, dessen Bewohner sich als ein großer und heldenmüthiger Patriot bewiesen hat.

habe sie gesehen, ich habe sie gespeist, ich habe ihnen Betten gegeben. Sie haben für uns gestritten; verlasset sie nicht, besuchet sie, und besprecht euch mit ihnen. Ihr speiset ja selbst die Verbrecher, und diese sind die Unterthanen des Kaisers und unsere Freunde — wie könntet ihr sie vergessen?

D.

Des Feldmarschalls Fürsten Kutusow Bericht an S. M. den Kaiser, aus dem Dorfe Gilino, den 16. Sept.

Nachdem glorreichen aber blutigen Siege, den E. K. M. Heer den 7. Sept. gewann, glaubte ich die Stellung vor Borodino verlassen zu müssen, und ich habe E. M. meine Gründe gemeldet. Natürlich war das Heer durch diese Schlacht sehr mitgenommen, und in dieser Lage näherten wir uns Moskau; und alle Tage hatten wir kleine Gefechte mit der feindlichen Vorderhut, aber auf diesem kurzen Wege fand sich keine vortheilhafte Stellung, noch eine allgemeine Schlacht zu liefern. Die Haufen, die zu unserm Heer stoßen sollen, sind noch nicht angekommen, und der Feind hat zwei neue Kolonnen, die eine auf dem Wege von Borovsk und die andere auf dem Wege von Zwenigorod abgeschickt, in der Absicht, meinen Hinterzug von Moskau her zu bearbeiten.

Bei dieser Lage der Dinge durfte ich keine Schlacht wagen, deren Verlust den Untergang des Heers und die Plünderung und Verbrennung Moskaus verursacht haben würde. In diesen bedenklichen Umständen hielt ich mit den vorzüglichsten Generalen, deren einige doch ganz anderer Meinung waren, vorher einen Kriegsrath, und entschloß mich den Feind in Moskau einrücken zu lassen, deren Schätze und Zeughäuser und fast alle Güter der Krone und der Einzelnen früher schon gestüchtet und deren Bewohner fast alle weggegangen waren.

Ich wage E. M. unterthänigst vorzustellen, daß der Einzug der Feinde in Moskau nicht der Untergang Rußlands ist. Im Gegentheil, ich habe mit dem Heer eine Bewegung auf dem Wege von Tula gemacht, die mich in Stand setzt, die Hülfsmittel unsrer gesegnetsten Landschaften zu decken; jede andere Richtung hätte mich davon getrennt, so wie von der Verbindung mit den Heeren Tormasoffs und Tschitschagoffs.

Allerdings gestehe ich, daß die Aufgebung der Hauptstadt eine empfindliche Wunde ist; aber ohne zwischen dieser Begebenheit und den großen Vortheilen, die aus der Erhaltung des Heers in seiner Ganzheit entspringen werden, zu wanken. Jetzt trete ich mit der ganzen Stärke der Linie in Wirk-

samkeit, vermittelst deren ich von dem Wege von Tula und Kaluga an die ganze Wirksamkeitslinie des Feindes, welche von Smolensk bis Moskau läuft, durch meine Partheien abschneiden, und dadurch alle Hülfen hemmen werde, welche das feindliche Heer in seinem Rücken erhalten könnte: und da ich ihn also an mir festbanen, hoffe ich ihn zur Räumung Moskaus und zur Veränderung seiner ganzen Operationslinie zu zwingen.

Dem General Winzingerode habe ich befohlen, sich auf dem Wege von Twer zu halten und auf dem Weg von Jaroslaw ein Regiment Kosaken zu stellen, um die Einwohner gegen die feindlichen Streifpartheien zu schützen.

Da ich jetzt alle meine Truppen unweit Moskau beisammen habe, so erwarte ich den Feind festen Fußes, und solange E. M. Heer und sein so ruhmvoll bekannter Muth und Eifer noch lebt, kann der Verlust Moskaus ersetzt werden und ist nicht der Untergang des Vaterlandes. Uebrigens geruhen E. M. huldreichst zu erwägen, daß die Aufgebung von Moskau eine nothwendige Folge der Aufgebung von Smolensk ist.

E.

Kundthuung auf Befehl Sr. M. des Kaisers Alexander.

Mit jener innigen Betrübniß, wovon jedes Kind des Vaterlandes durchdrungen seyn muß, macht man hiedurch bekannt, daß der Feind den 15. September in Moskau eingerückt ist. Aber dieser Vorfall muß die große russische Nation nicht niederschlagen; vielmehr müssen alle für Einen schwören, sich mit einem noch brennenderen Muth zu entflammen, und wo möglich mit einer neuen Festigkeit und mit der unzweifelhaften Zuversicht, daß alle Uebel und Verluste, die der Feind uns zufügt, endlich auf seinen Kopf zurückfallen werden. Nicht über unsere Streitkräfte triumphirend oder sie schwächend hat der Feind sich Moskaus bemächtigt; der Oberbefehlshaber, nach gehaltenem Rath mit den vornehmsten Generalen, hat es nöthig gefunden für einige Zeit zu weichen, um dann durch die sichersten und mächtigsten Mittel den vorübergehenden Triumph des Feindes in seinen unvermeidlichen Untergang zu verwandeln.

Unstreitig ist es jedem Russen schmerzhaft zu hören, daß Moskau, die erste Hauptstadt des Reichs, den Feind in ihrem Schooße hat; aber er hat sie von ihren Reichthümern und ihren Einwoh-

nern leer gefunden. Der vermeſſene Eroberer ſchmeichelte ſich bei ſeinem Einzug in ihr der Herr von ganz Rußland zu werden und den Frieden wie es ihm gefiel vorzuſchreiben; aber er hat ſich in ſeinem thörichten Wahn betrogen: ſtatt daſelbſt Mittel der Herrſchaft zu finden, wird er nicht einmal Mittel des Unterhalts haben. Die Vereinigung unſerer Streitkräfte, die ſich in dem Umkreiſe von Moskau alle Tage vermehren, wird ihm alle Wege abſchneiden, und täglich die einzelnen Haufen vernichten, die er zur Beitreibung von Lebensmitteln ausſchickt, bis er inne wird, daß die Hoffnung, durch die Einnahme von Moskau die Gemüther zu erbittern', leer war, und er ſich alſo mit den Waffen einen Ausgang bahnen muß.

So iſt ſeine Lage. Er iſt mit 300000 Mann in unſer Land eingedrungen, ein zuſammengerafftes Gemiſch aller Völker, die ihm folgen und dienen, nicht aus Liebe zum Vaterlande, noch aus Liebe zum Ruhm, ſondern durch eine knechtiſche und ſchändliche Furcht. Die Hälfte dieſes Heers, das kein gemeinſames Band hat, iſt theils durch die ſiegreichen Waffen unſrer braven Soldaten, theils durch Ueberlauf, Krankheiten, Elend vernichtet. Mit dem Reſt iſt er in Moskau eingezogen.

Gewiß frohlockt er in ſeinem Stolz ob der tollen Uebereilung, womit er ſich in den Schooß Ruß-

lands und selbst seiner ältesten Hauptstadt geworfen hat; er wird daher Gelegenheit nehmen sich zu brüsten und zu prahlen; **aber das Ende krönt das Werk.**

Dies ist das Land nicht, wo der erste Schritt seiner Vermessenheit in alle Gemüther Schrecken gießt und die Krieger und das Volk zu seinen Füßen niederbeugt. Rußland ist nicht an Erniedrigung gewöhnt; es wird die Nation nicht dulden, es wird seinen Glauben, seine Gesetze, seine Freiheit, sein Eigenthum nicht verrathen; es wird alles bis auf seinen letzten Blutstropfen vertheidigen. Der allgemeine Eifer, welchen das Volk in allen Statthalterschaften gezeigt hat, und die freudige Bereitwilligkeit, womit es der freiwilligen Bewaffnung gegen den Feind beigetreten ist, beweisen augenscheinlich, wie stark und unüberwindlich unser von dem muthigen Geist seiner treuen Kinder umgebenes Vaterland ist.

Niemand sey also verzagt! Dies ist der Augenblick nicht; wann alle Stände des Reichs nur Muth und Festigkeit athmen; wann der Feind mit seinen Truppen, die täglich zusammenschmelzen, sich so fern von seinem Lande und in der Mitte eines unzähligen Volkes von wilden Heeren umlagert findet, deren eines ihm die Stirn bietet und die andern drei ihm den Rückzug abschneiden und alle seine

Hülfen auffangen; wann Spanien das Joch abgeschüttelt hat, womit er es bedrohete, und vielleicht bald in seine eigenen Landschaften fällt; wann der gröſste Theil Europens, das durch ihn verheert, verwüſtet, ihm wider Willen dienſtbar iſt, mit Ungeduld auf den Augenblick wartet, wo es ſich ſeinem eiſernen Scepter entziehen kann; wann ſein eignes Land vor Verzweiflung knirſcht, der Ströme franzöſiſchen und fremden Blutes, das er unaufhörlich vergieſst, kein Ende zu ſehen.

Bei dieſem Zuſtande von allgemeinem Elend des Menſchengeſchlechts wird das Volk nicht auf ewig berühmt ſeyn, welches nach Erleidung aller vom Kriege unzertrennlichen Uebel durch ſeine Ausdauer und ſeinen Muth nicht nur ihm ſelbſt eine bleibende und unſtörbare Ruhe erkämpfen, ſondern ſie auch den andern Völkern verſchaffen wird, und ſogar den Völkern, die gezwungen wider daſſelbe ſtreiten? Es iſt ſüſs und eines groſsen [illegible] würdig, das Böſe mit Gutem zu vergelten.

Allmächtiger Gott, wirf barmherzige Blicke auf die im Gebet knieende ruſſiſche Kirche; gieb deinem treuen und für die Gerechtigkeit bewaffneten Volke Kraft und Beharrlichkeit, gieb ihm den Sieg über ſeine Feinde, daſs es ſie niederlege und durch ſeine eigne Befreiung den Königen und Völkern die Unabhängigkeit und Freiheit wiedergebe.

F.

Kutusows Heerbefehl aus dem Hauptquartier Leraschevka, den 12. Oktober 1812.

Das Heer befindet sich schon über acht Tage in dem Dorfe Tarutina am rechten Ufer der Nara, und bleibt in einer vollkommenen Ruhe, die seine Kräfte vermehrt. Die Regimenter werden vollzählig erhalten vermittelst der Truppen, die aus verschiedenen Statthalterschaften ankommen und die durch den General von der Infanterie Prinzen Labanoff Rostovsky errichtet sind. Die Rekruten werden im Lager geübt, und bezeugen die lebendigste Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen. Unsere Reiterei ist durch den Ueberfluß an Futter und durch die Güte des Wassers im besten Zustande. Die Verpflegung ist auf solche Weise eingerichtet, daß das Heer an gar nichts Mangel leidet; die Wege sind mit zahlreichen Zufuhren bedeckt, welche aus den reichsten und dem Heere nächst liegenden Statthalterschaften kommen. Alle Tage kommen wiederhergestellte Officiere und Soldaten zu uns. Da die Kranken und Verwundeten sich im Schooß ihres Vaterlandes befinden, so erhalten sie von ihren Verwandten und Freunden die erwünschteste Pflege.

Die Unordnung der Streitkraft des Feindes erlaubt ihm nicht, gegen uns Etwas zu versuchen. Die weite Entfernung seines Landes beraubt ihn aller Art Hülfe; seine Verforgung mit Lebensmitteln wird von Tage zu Tage schwieriger, und die Gefangenen sagen einstimmig aus, daß ihr Heer kein anderes Fleisch als Pferdefleisch hat und daß das Brod bei ihnen noch seltner ist. Der völlige Mangel an Futter setzt ihre Reiterei und Artillerie in den kläglichsten Zustand. Der größte Theil dieser Reiterei ist in den früheren Schlachten zerstört, und vorzüglich an jenem für die russischen Waffen so glorreichen siebenten September; was davon übrig ist leidet den größten Mangel, weil unsere Streifvartheien den Feind von allen Seiten umschwärmen und nichts zu ihm kommen lassen. Der Feind, von Noth gedrängt und so eingeengt in seinen Mitteln, kann nur vermittelst großer Geleite, die von unsern Partheien immer geschlagen werden, einen Versuch nach außen machen. Unsere stärksten Sendschaften sind auf den Wegen von Mojaisk, Petersburg, Kolomna, und Serpuchow; und selten vergeht ein Tag, wo man nicht 300 und mehr Gefangene einbringt. Auch die dem Kriegsschauplatz nächstwohnenden Bauern vernichten dem Feind vielen Schaden.

Die Russen, die sich unter den Völkern zu

allen Zeiten durch Liebe für ihre Herrscher ausgezeichnet haben, arbeiten jetzt mit einem unbeschreiblichen Eifer an der Zerstörung des Feindes, der die Ruhe ihres Landes anzutasten gewagt hat. Die Bauern voll patriotischen Eifers machen unter sich Bewaffnungen; sie stellen Schildwachen aus auf den Höhen und Thürmen, um die Annäherung des Feindes zu melden, und sobald er erscheint, [illegible] Die Bauern versammeln sich von allen Seiten, stürzen sich wüthend auf die Plünderer, und ziehen sich erst nach ihrer Zerstörung aus dem Treffen. Wann sie einige Gefangene machen, so führen sie sie ins Lager. Alle Tage kommen einige ins Hauptquartier, und bekommen Gewehre und Patronen. Das Verlangen dieser ehrwürdigen Bauern, der wahren Söhne des Vaterlandes, wird jederzeit nach Möglichkeit befriedigt, und man giebt ihnen Waffen und Pulver und Blei. An verschiedenen Orten vereinigen sie sich durch einen förmlichen Eid für die gemeinsame Sache, und bestimmen schwere Strafen für die Feigheit oder Verlassung des einen von dem andern.

Die Hand des Allmächtigen, welche den Gerechten schirmt und den Verbrecher straft, offenbart jetzt ihren Zorn gegen unsere Feinde. Wir erhalten eben die Nachricht, daß die Spanier und

Engländer die Franzoſen gänzlich geſchlagen, und Madrid wieder genommen haben. Alſo ſind unſere Feinde allenthalben geſchlagen, ſie kommen an dem andern Ende Europas um, und hier gräbt man ihre Gräber in unſerm Vaterlande.

G.

Der General Winzingerode war, ſobald Fürſt Schwarzenberg in Paris das Bündniß abgeſchloſſen hatte, aus öſtreichiſchem Dienſt in den ruſſiſchen getreten, worin er früher mit großer Ehre geſtanden war; ſein teutſches Herz und redlicher Haß gegen Bonaparte und die Franzoſen trieb ihn immer hin, wo gegen dieſe geſtritten ward. Als er auf eine bübiſche und franzöſiſche Weiſe in Moskau gefangen worden, ward er in der Stadt Wereja unweit Moſaisk vor Bonaparten geführt. Dieſer ſah ihn wüthend an, und ſuhr unhöflich und in der Stellung und Gebehrde eines gemeinen Knechts mit mehreren wilden Worten heraus, und ſagte endlich: **Ich finde Euch allenthalben; man wird Euch thun, wie Ihr verdient** — Freilich, antwortete Winzingerode kalt und ſtolz, **ich habe meine Laufbahn mit dem Kriege gegen die Franzoſen begonnen und ſeit zwanzig Jahren ihre Kugeln um mich pfei-**

sen hören; ich bin lange auf den Tod gerüstet. — Ihr seyd ein Unterthan des Königs von Westfalen, und der wird euch strafen. — Ich bin als ein freier Rittersmann des freien teutschen Reichs gebohren und habe keinen andern Herrn verehrt, als Teutschlands Kaiser; einen König von Westfalen kenne ich nicht, der ist jünger als meine Anwesenheit an der Stätte meiner Geburt; als ich dort lebte, war an ein Königreich Westfalen und einen König von Westfalen noch nicht gedacht. — Wüthend brach Bonaparte nun wieder aus, und sprach endlich die letzten Worte: Euer Schicksal ist voll, man führe ihn ab! — Winzingerode sah es der Stellung und Miene mehrerer umstehender Marschälle und Befehlshaber an, daß sie den Wütherich an Mäßigung und bei so vielen in Rußland gefangenen Generalen an die Vergeltung erinnern wollten; aber die Furcht, ja das Schrecken hielt sie stumm, bleich gleich einer Kalkwand standen die Knechte um ihn, und zitterten. Bei der Abführung ließen mehrere von ihnen Winzingerode nicht undeutlich merken, der sogenannte König Hieronymus werde ihn gleich nach seiner Ankunft hinrichten lassen; schon sey jemand vorausgeschickt, damit

ein neues Geſetz gegeben würde, kraft deſſen er erſchoſſen und die Schändlichkeit entſchuldigt und bemäntelt werden könnte. Gott wollte den tapfern teutſchen Mann erhalten.

Schon waren die Gefangenen (Winzingerode und Prinz Nariſchkin ſein Adjutant) bis Minsk gekommen und verzweifelten an jeder Möglichkeit von Befreiung. Siehe da erſieht Winzingerode, den nur drei Gensdarmen begleiteten, eines Morgens früh in der Ferne einen Koſacken, bedenkt ſich keinen Augenblick, und ſchreit überlaut aus ſeinem Wagen heraus. Der Koſack ſprengt mit gefällter Lanze heran, bald zwei andere aus dem Walde, dann noch acht. Die Gefangenen ſind befreit, die drei Franzoſen flehen um ihr Leben, Winzingerode rettet es ihnen.

Auch hier iſt Gottes Finger, der in dieſem Kriege ſich ſo viel und ſo ſichtlich gewieſen hat. Dies war das erſte Mal, daß der Wagen, worin Winzingerode und ſein Gefährte geführt wurden, hinter dreißig, vierzig Wagen, mit welchen er ſonſt zuſammen auf der Straße zog, durch den Durſt und die Sorgloſigkeit der Gensdarmen zurückblieb. — Die elf Koſacken gehörten zu dem fliegenden Häuflein des Generaladjutanten Oberſten Czernicheff, der ſich durch Wald, Sumpf, und Ströme ſo weit vorgedrängt und hinabgeſenkt hat-

te, damit er zwiſchen den beiden Heeren von Tſchitſchagoff und Wittgenſtein eine nähere Gemeinſchaft und Verbindung der Märſche und Pläne ſtiftete. Auf der Straße von Minsk war mehrere Tage patrullirt, immer umſonſt, man hatte nichts gefunden noch erbeutet. Schon war Czernicheff in vollem Abzug aus dieſer Gegend, er ermahnte die Koſacken noch zu einer letzten Parade, ſie hatten dazu auch nicht die geringſte Luſt; zornig befiehlt er endlich die letzte Nacht einem Aeltesten mit zehn Mann aufzupaßen, und dieſe befreieten Winzingerode. —

II.

Wir von Gottes Gnaden Alexander der Erſte, Kaiſer und Selbſtherrſcher ꝛc. ꝛc. thun kund:

Aller Welt iſt bekannt, wie der Feind in unſere Gränzen eingedrungen iſt. Keine der von Uns genommenen Maaßregeln konnte die Bande des Friedens unzerriſſen halten, keine der von Uns gebrauchten Sorgen, die verwüſtende Geiſſel des Kriegs aus all Unſrer Macht abzuwenden, hat die böſen Entwürfe dieſes hartnäckigen Feindes ablenken können. Mit trügeriſchen Betheurungen von friedſeligen Abſichten dachte er unaufhörlich auf Krieg. Endlich, nachdem er ein mächtiges Heer verſammelt, und es mit öſtreichiſchen, preuſiſchen

ſächſiſchen, baieriſchen, würtembergiſchen, weſtfäliſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und polniſchen Legionen angeſchwellt hatte, welche alle durch Zwang und Gewalt mit ihm verbunden waren, iſt er mit dieſer Menge Soldaten und einem unermeßlichen Geſchütz in den Schooß Unſers Landes vorgerückt. Mord, Brand, Verwüſtung bezeichneten ſeinen Zug. Das geplünderte und verheerte Eigenthum, die verbrannten Städte und Dörfer, Moskau in Flammen, der unterminirte Kreml, die entheiligten Tempel und Altäre Gottes, kurz alle ungeheuerſten Gräuel und die wildeſten Grauſamkeiten haben endlich durch ſeine Handlungen die Schwärze der Geſinnungen offenbart, die er lange in ſeinem Herzen verhehlte. Die Macht, der Segen, und das Glück des ruſſiſchen Reichs erregten in ihm eine immer beſtehende Furcht und Neid. Eine faſt allgemeine Herrſchaft genügte ihm nicht, ſo lange Rußland noch blühend und glücklich blieb. Voll dieſer Furcht und dieſes eingewurzelten Haſſes gegen daſſelbe grübelte er in ſeinem tiefſten Herzen über allen den Tücken, die er gebrauchen könnte, ſeiner Macht den Todesſtreich zu geben, ſeine Reichthümer gänzlich zu zerſtören und über ſein geſegnetes Gebiet eine allgemeine Verwüſtung zu verbreiten. Er hatte ſich geſchmeichelt durch ſeine lügneriſchen Verſprechungen die

Treue der Unterthanen gegen ihren Herrscher zu erschüttern, die Religion durch Entweihung der Heiligthümer zu erniedrigen, und die Sitten des Volks durch alle erdenklichen Laster und Verruchtheiten zu verpesten. Auf diesen Hoffnungen hatte er sein Zerstörungssystem gegründet, und so stürzte er gleich einer alles umkehrenden Windsbraut über Rußland her. Die ganze Welt wandte die erstaunten Blicke mit Grausen auf die Leiden unsers Vaterlandes, und glaubte in Moskaus Flammen ihre Sicherheit und Unabhängigkeit untergehen zu sehen. Aber stark und mächtig ist Gottes Gerechtigkeit: der Triumph des Feindes war kurz. Bald durch Unsere muthigen Heere und Unsere tapfere Landwehr von allen Seiten gedrängt, erkannte er endlich, daß er seine abentheuerliche Tollkühnheit zu weit getrieben hatte, und daß es ihm gleich unmöglich war, den Muth der Russen durch seine drohenden Streitkräfte niederzuschlagen, noch ihre Treue durch seine arglistigen Versprechungen zu erschüttern, noch ihre Festigkeit durch gräuliche Barbareien zu schwächen. Da mußte er fühlen, daß sein Verderben unvermeidlich war. Nach vielen vergeblichen Versuchen, da er seine zahlreichen Scharen allenthalben geschlagen und aufgerieben sah, suchte er mit einigen Trümmern durch eine übereilte Flucht seine Person und sein Leben zu sichern. Er

entrann aus Mo'au mit eben ſo groſſer Beſtürzung und Niedergeſchlagenheit, als er ſtolz und übermüthig eingezogen war. So flieht er, läßt ſein Geſchütz, ſeinen Troß im Stich, verbrennt ſeinen Kriegsvorrath, und opfert alles auf, was der Geſchwindigkeit ſeines Laufs nicht folgen kann. Tauſende von elenden Flüchtlingen fallen und ſterben täglich. Eine ſolche Rache verhängt Gott über die Entweiher der Heiligthümer. Wenn wir mit väterlicher Zärtlichkeit und mit lebendiger und brünſtiger Freude im Herzen dieſe groſſen und ruhmvollen Thaten Unſrer lieben und treuen Unterthanen erwägen, ſo bringen Wir zuerſt dem Geber und Quell aller Tröſtungen, dem allmächtigen Gott, den innigſten Dank. Darauf bezeugen Wir feierlich und im Namen des ganzes Vaterlandes Unſern treuen Unterthanen, Rußlands ächten Söhnen, Unſre aufrichtige Dankbarkeit. Durch die gemeinſame Vereinigung ihres Eifers ſind die Feinde gänzlich erſchöpft, und die meiſten von ihnen getödtet oder gefangen worden. Alle haben in dieſer Sache gehandelt; Unſre braven Krieger haben den Feind allenthalben geſchlagen und zerſtört; der ritterliche Adel hat nichts verſäumt, die Kräfte des Landes zu vermehren; der achtbare Kaufmannsſtand hat ſich durch jede Art Opfer hervorgethan; und das Volk insgeſammt, Bürger und Bauern,

haben sich durch Beweise einer Treue und Vaterlandsliebe, die nur der russischen Nation eigen sind, ausgezeichnet. Freiwillig sind sie in die so schnell gebildeten Landwehren getreten, und haben darin denselben Muth und dieselbe Standhaftigkeit gewiesen, als die kriegsgeübtesten Soldaten. Ihre nervigten Arme zerhieben die Reihen der Feinde mit derselben Kraft, womit sie wenige Wochen vorher die Ackerfurchen rissen. So sind vor Polocz und an verschiedenen andern Stellen die zur Verstärkung des Heers des Grafen Wittgenstein geschickten Druschinen *) von Petersburg und Novogrod erschienen. Außer diesen Landwehren haben Wir aus den Berichten des Oberfeldherrn und der anderen Generale mit der größten Freude gesehen, daß in verschiedenen Statthalterschaften, und namentlich in denen von Moskau und Kaluga, die Bauren sich von selbst bewaffnet, sich Anführer ernannt, und statt sich von den Aralisten des Feindes verführen zu lassen, alle seine Gewaltthaten mit einer heroischen, der alten Märtyrer würdigen Standhaftigkeit erlitten haben. Oft haben sie sich mit einzelnen abgeschickten Haufen vereinigt, und sie bei den Erkundungen und Anfällen unterstützt. Man hat gesehen, wie die Einwohner vieler Dör-

*) d. h. bewaffnete Schaaren.

ſer ihre Weiber und Kinder in den Wäldern in Sicherheit brachten, ſich bewaffnet zuſammenthaten, auf das heilige Evangelium ſchwuren ſich einander nie zu verlaſſen, und mit einer unglaublichen Herzhaftigkeit die Angriffe des Feindes aushielten oder ihn ſelbſt mit einem unbeſchreiblichen Muth anfielen, ſo daß viele Tauſende unter ihren Streichen gefallen ſind, oder als Gefangene, erſt durch Weiber, das Leben als eine Gnade mitleidiger Menſchlichkeit ſelbſt von denen empfangen haben, die ſie zu plündern und zu verheeren gekommen ſind. Ein ſolcher öffentlicher Geiſt, eine ſo ſeltene Feſtigkeit in dem ganzen Volke ſichern ihm einen unvergänglichen und von Geſchlecht zu Geſchlecht bis zu den letzten Urenkeln fortſchreitenden Ruhm. Auf dieſer Tugend des Volkes geſtützt, Wir, nebſt der heiligen Kirche, der heiligen Synode, und der geſammten Geiſtlichkeit, mit gerechter Zuverſicht auf die Hülfe Gottes, zweifeln Wir nicht, daß wenn Unſer nie ruhender Feind, der Schänder der Tempel, auch nicht gänzlich unter dem ſiegreichen Arm der Ruſſen erliegt, er doch durch die tiefen Wunden, die er empfangen hat, ſo erſchöpft werden wird, daß er ihre Kraft und Macht auf immer fürchten wird. Uebrigens ſehen Wir es als eine heilige Pflicht Unſers Herzens an, dem tapfern, treuen, und frommen ruſſiſchen Volke hiedurch öffentlich

und feierlich Unſern gerechten Dank zu bezeugen.

Gegeben zu St. Petersburg den 15. Nov., das Jahr der Gnade 1812 und das zwölfte Unſerer Regierung.

Alexander.

I.

1. Auszug aus einem Briefe, geſchrieben auf dem Marſch nach Jelna, 32 Werſt über Dorogobuſch hinaus, den 9. Nov. 1812.

Wir haben 15 Grad Kälte, die Erde iſt mit Schnee bedeckt, aber nichts hält das Heer auf, welches mit Geſchwindigkeit und mit ſeinem ganzen Troß dem Feinde folgt, der täglich ſeinen Troß, ſeine Kanonen, ſeine Kranken, ſeine Marodeu im Stich läßt, um ſeine Flucht zu beſchleunigen. Man muß die Dinge geſehen haben, um an ihre Möglichkeit zu glauben. Auch meinen die franzöſiſchen Generale, welche gefangen worden, Napoleon habe einen großen Fehler begangen, mehr als 100 Artilleriestücke zu behalten; es wäre beſſer geweſen, 500 Kanonen wegzuwerfen, um mit dem ganzen Heer nach Smolensk zu gelangen: ſtatt daß er in den Gefechten, die er hat beſtehen müſ-

sen, und bey den täglichen Scharmützeln, worin er verwickelt ward, die Hälfte davon verloren hat. Auch ist seine Reiterei nebst den Bespannungen zusammengeschmolzen, während die russische Reiterei und ihr Fuhrwesen in voller Frische ist, während 20000 Kosacken ihm in der Stirn und im Schweif auf allen Straßen schwärmen, während jeder Bauer ein offener und entschlossener Feind ist. Dieses nicht übertriebene und selbst von französischen Officieren entworfene Bild muß auf das Gemüth von Napoleons Verbündeten einen fürchterlichen Eindruck machen. Sie werden die Trümmer jenes zahllosen Heers zählen, welches in Rußland einen vandalischen Einfall gethan hat; sie werden Gott wegen des vergossenen Bluts verantwortlich seyn, womit der Russe die Entweihung seiner Kirchen und Mord und Raub abzuwaschen hat. Alle Berechnungen des Kaisers Napoleon und der neuen Philosophie sind gescheitert in der Anwendung, die man davon auf das russische Volk machen wollte. Nie hat ein Volk sich kühner, treuer, hingegebener gezeigt, und die Leiden, welche der Krieg ihm verursacht hat, haben ihm die Vortheile seiner alten Lage nur fühlbarer gemacht. Europa wird zu gleicher Zeit jene schaamlosen Berichte über das französische Heer schätzen lernen, wo die Lüge mit der Verläumdung, das Lächerliche mit dem Unwahrscheinli-

lichen wetteifert. Rußland hat schon Trophäen erbeutet, die es über seine vorübergehenden Verluste trösten; jeder Tag giebt neue Erfolge. Gestern hat ein feindlicher Haufe zu Dorogobusch Stand halten wollen; er ward mit Nachdruck angegriffen, und nach einem kurzen Gefecht haben sich 800 Mann, nebst 4 Kanonen ergeben. Die Vorderhut, welche auf der großen Straße von Dorogobusch zieht, war gar nicht dabei, und das Hauptheer (Kutusows) setzte seinen Flankenmarsch fort. Die Berichte der Heere sind seit dem 18. Oktober nur Aufzählungen von der Menge Kanonen und Fahnen, die genommen sind, und der Gefangenen und Getödteten, die der Feind verloren hat; sie machen eine solche Reihe, als noch kein Krieg geliefert hat. Man muß indessen noch anmerken, daß zu den Unfällen, welche die Kriegsoperationen über das französische Heer bringen, noch ein sehr schlimmer Umstand kömmt, nemlich, daß es von einer Krankheit geplagt wird, welche die erfahrensten Aerzte ein Auszehrungsfieber genannt haben.

2. Auszug aus einem andern Briefe vom 10. Nov. 1812.

Jetzt sind es sechzehn Tage, daß wir den Feind unabläßig verfolgen. Größere Drangsale hat wohl kaum ein Heer erfahren, als das französische.

Von dem Tage an, da es Moskau verließ, kein Brod und kein Futter, und seit acht Tagen strenger Frost mit Sturm und Schneegestöber; dabei fast tägliche Gefechte und täglicher Verlust; der Rückzug selbst auf einer Straße, die schon früher verheert und verwüstet war. Die Straße ist besäet mit todten Pferden und Menschen und zerbrochenen und verbrannten Wagen; alle Pferde sind angeschnitten, manche bis auf die Knochen abgeschalt; alle Wälder sind voll von französischen Herumzügiern, welche die Bauern auf die grausamste Weise ermorden; ganze Schaaren Feinde kommen, legen die Waffen nieder, und bitten um Brod. Gott, wie die Menschen aussehen! Vor Hunger und Kälte halbtodt, in Lumpen, viele baarfuß in dem Froste; auf einer Strecke von einer halben Meile habe ich 15 Erfrorne gesehen. Man muß die Leute reden hören, wie sie schimpfen auf den großen Mörder, und welche Verwünschung sie von dem Heer machen. Die Hülfstruppen sind fast alle geopfert, auch ganz besonders die Reiterei; von den beiden preußischen Reiterregimentern bei dem Heer sind kaum 150 Mann übrig, von den beiden sächsischen noch 9 Mann; die Polen alle zusammen betragen keine 6000 Mann mehr; die Baiern sind fast gänzlich vernichtet, die Dalmatier und Italianer und Spanier und Portugiesen eben so; und so alle, alle, bis

auf die Leibwächter, die bis jetzt noch nicht im Feuer waren und die er sich vorsichtig als einen Nothpfennig aufgespart hat. Doch auch sie leiden vom Hunger und verlieren durch Ermattung täglich viele Leute. Wenn man alles zusammenrechnet, so ist Napoleons Verlust seit vier Wochen ungeheuer: das Gefecht bei Tarutina gegen Bennigsen kostete ihm 21 Kanonen und gegen 4000 Mann, das bey Malojaroslawetz am 24. October wenigstens 2000 Mann; in Mosaisk blieben 4 Kanonen, 180 Munitionswagen, und alle Kranken zurück; der Tag bei Wiasma kostete ihm einige Kanonen und wenigstens 2000 Mann — ferner waren auf dem Wege dahin über 40 Kanonen genommen, über 4000 Mann gefangen und viele hundert von den Bauern erschlagen, mehrere hundert Pulverwagen in die Luft gesprengt, und unendlich viel Troß verbrannt. Seit Wiasma hat noch ein Hinterzugsgefecht Statt gehabt ausser den täglichen Gefechten, worin die Franzosen wieder bedeutend gelitten haben, so daß am 7. Nov. ihr Verlust weit über 100 Kanonen und 25000 Mann betrug. Eben trifft die Nachricht ein von einem Vortheil, den Platow errungen, indem er eine feindliche Kolonne von 3700 Mann gefangen, 60 Kanonen, und einen ganzen Zug Troß genommen hat. Wir gehen mit dem Heer immer links seitwärts von der Straße,

und hindern ihn, irgendwo Stand zu faſſen ꝛc. ꝛc. Wie weit das ſo gehen mag, weiß der Himmel; daß aber das halbe franzöſiſche Heer darauf geht, iſt ſehr wahrſcheinlich.

K.

(Aus einem ſpaniſchen Journal.)

Vorſtellungen an Don Ludwig Laſey, Oberbefehlshaber in Katalonien, gerichtet von den Henkern jenes Fürſtenthums wegen des Befehls jenes Don Ludwig, der ihnen andeutete, die Ehrenlegionſterne Bonapartens und den Orden der eiſernen Krone zu tragen.

Gnädiger und fürtrefflicher Herr!

Joſe Falſet, Vicente Cau, Pedro Rear, Nicolas Paris, in ihrem Namen und im Namen aller Nachrichter der hohen Gerechtigkeit und aller öffentlichen Ausrufer, haben, tief betrübt durch den von E. Exc. den 12. Mai erlaſſenen Beſchluß, die Ehre, ehrerbietigſt vorzuſtellen, daß ſie ſich ſchmeicheln, zu einer ſo ehrenrührigen Maaßregel, die ſie den größten Böſewichtern gleich ſtellt, keine Veranlaſſung gegeben zu haben. Wir befleißigen uns, jeder in ſeiner Sphäre, gute Spanier und

rechtliche Männer zu seyn. Als ehrliche Leute haben wir keine Handlung, kein Verbrechen begangen, die unsern Karakter beflecken könnten. Gegen uns als gute Spanier hat E. Exc. keine Klage erhalten, daß wir die Urtheilsprüche der rechtmäßigen Regierung nicht beständig vollstreckt und ihre Befehle kund gethan haben. Darauf beschränken sich unsere Geschäfte, und wir haben unsere Pflichten gegen die Gesetzhöfe erfüllt. Die Franzosen können nicht sagen, daß wir ihnen gehorcht haben, denn sie sind oft genöthigt gewesen, unter den Missethätern einen Vollstrecker ihrer Befehle zu suchen, und in Ermangelung öffentlicher Ankläger haben sie die Pfarrer gezwungen, am Fuß der Altäre ihre verruchten Befehle kund zu thun.

Aber selbst wenn wir bald den Franzosen bald den Spaniern dienten, (was bei unserer Denkungsart unmöglich ist) welch eine unendliche Kluft wäre noch zwischen ihrer Verfahrungsart und der unsrigen! Ihr Diktum geht nur auf das Böse, sie geben ihm Gesetzeskraft, und zwingen, dem Gesetz zu gehorchen. Wir machen es bekannt und zwingen nicht zu seinem Gehorsam. Vergleicht man den Henker mit dem Franzosen, so ist der Unterschied noch handgreiflicher. Der erste bringt nur einen Missethäter vom Leben zum Tode, der nach gesetzlichem Verzöge eines Verbrechens überführt ist; die

Franzosen stehlen, tödten, morden, und zeigen ihre mit dem Blut der unschuldigen, von ihnen geschlachteten, Opfer gefärbten Kleider als Trophäen.

E. Exc. wird hieraus leicht abnehmen, wie hart es für uns sein würde die Zeichen der Ehrenlegion und der eisernen Krone zu tragen, womit Bonaparte diejenigen belohnt, die sich am meisten durch ihre Verbrechen auszeichnen.

Wir flehen also E. Exc. unterthänigst an, den Beschluß vom 12. Mai zu widerrufen, und zu befehlen, daß die Zeichen der Ehrenlegion und der eisernen Krone nur von den Missethätern getragen werden, wenn man sie zur Hinrichtung führet.

Maureas den 25. Mai 1812.

L.

Auszüge aus Briefen.

a. Den 24. November, mein General, kamen wir (das Hauptheer unter Feldmarschall Kutusow) am Dnepr an, blieben den 25. zu Kopis, und gingen den 26. über den Fluß. Diesen Tag marschirte das Heer nach Staroselje, einer kleinen Stadt 12 Werst vom Dnepr auf dem Wege nach Tolozin. Den 27. veränderte das Heer, statt seinen Zug auf Tolozin fortzusetzen, seine Richtung, und nahm

den Weg auf Kruglo nach Jaunen hin. Den 28. blieb das Heer in derselben Richtung und machte an 40 Werst; (beinahe 6 teutsche Meilen) den 29. 23 Werst in eben der Richtung. Die Veränderung der Richtung geschah auf die Nachricht, Napoleon habe Tschitschagoff und Wittgenstein zuerst etwas vorgemacht, sey dann umgewendet, und scheine die Absicht zu haben, unter Borissow über die Beresina zu gehen; man hoffe, ihm auf dem Wege, (den er einschlagen konnte) zuvorkommen und ihm dadurch den Weg nach Minsk versperren zu können. Alle Hoffnungen, womit man sich gewiegt hatte, das ganze französische Heer durch die Umzingelung vermittelst der Heere Tschitschagoffs und Wittgensteins zu vernichten, schienen einen Augenblick durch die Nachricht verschwunden, die wir gestern vom General O. erhielten, daß Napoleon Wittgenstein etwas vorgemacht und ihn so geschreckt habe, daß dieser jeder angreifenden Bewegung entsagt habe, und daß er hinter dem Aufzug einiger Bataillone, die Wittgenstein fest hielten, links abgeschwenkt habe und 16 Werst über Borissow ganz nahe bei Tschitschagoff über die Beresina gegangen sey; Tschitschagoff habe von dieser Bewegung nichts gewußt, und habe die Gelegenheit entschlüpfen lassen, den Feind in einer Enge auf dem rechten Ufer der Beresina zu zerstören, einer solchen Enge, daß der

Feind daselbst nur drei Mann hoch hatte marschiren können. Diese Nachricht gehörte nicht zu den guten, alle Welt ward darüber betrübt; es war besonders verdrüßlich, daß unser Heer sich von den Orten entfernt hatte, wo die großen Schlage gethan werden sollten. Der Himmel war uns indessen gnädiger gewesen, als wir geglaubt hatten; diesen Morgen kamen Schlag auf Schlag gute Nachrichten an. Die erste mit einem Kurier von Tschitschagoff meldete, daß Napoleon noch nicht über die Beresina sey, daß man alle seine Uebergangsmittel zerstört und ihn so gut umringt habe, daß es nicht unmöglich sey, daß man ihn selbst fange. Die zweite gute Nachricht kam vom General Sacken, und meldete, die Oestreicher seyen zurückgedrängt. Die dritte endlich war von Wittgenstein, und meldete, er habe Viktor angegriffen und geschlagen, und 7500 Mann nebst 5 Generalen haben kapitulirt, und er mit Platow vereinigt und in genauer Verbindung mit Tschitschagoff, werde Napoleon selbst sogleich angreifen, und hoffe glückliche Resultate. — Das große Genie Napoleons erscheint nach allem diesem sehr klein, denn die Unfälle sind der Probierstein der ächten Größe; man muß gestehen, daß er auf diesem ganzen Rückzuge, der von Anfang an so schlecht organisirt war, daß man nimmer einen großen Feldherrn hinter den Vorhängen

vermuthen konnte, sehr wenig Mittel entwickelt hat.

b. Borissow den 30. Nov. 1812.

Bonaparte ist mit etwa 40000 Mann durch. Er ist durch ein Loch durchgedrungen, wo er gerade am ersten hätte verloren seyn müssen. War der Punkt von Sombin, der sich nur anderthalb Meilen von Tschitschagoffs Stellung bei Borissow befand, nur mit 10000 Mann besetzt, so war es unmöglich, ihn zu durchbrechen, und jeder andere Weg war damals zu spät; in 24 Stunden hätte der Hunger herrischer geboten, als der Gebieter Napoleon, und das Aeußerste wäre geschehen. Er ist wüthend gewesen vor dem Uebergange, hat alle um sich her gemishandelt, und Sorge und Angst haben in sichtbaren Spuren auf seiner Stirn gewohnt. So wie die Brücke fertig und die ersten Truppen hinüber waren, heiterte er sich auf, behandelte jedermann freundlich, ließ sich zu essen geben, und sagte: Voila, comme on passe un pont à la barbe de l'ennemi. Er hat sich übrigens selbst damit beschäftigt, seinen Wagen über die Brücke zu führen, welcher auch so ziemlich der einzige ist, den man gerettet hat. Bei allem dem hat er hier Haar lassen müssen. Graf Wittgenstein hat ihm in zwei Tagen etwa 11000 Gefangene abge-

nommen, deren 7000 mit 5 Generalen sich durch Kapitulation ergaben, weil sie abgeschnitten waren. Ueberhaupt kann ihm der Punkt der Vereinigung zwischen 15000 und 20000 Mann gekostet haben, nebst dem sämmtlichen Troß. Oesterreichs Heer unter Schwarzenberg hat auch an der Vereinigung mittelbar durch seine Bewegung vorwärts zu seiner Rettung viel beigetragen, denn Tschitschagoff hatte deswegen nur 24000 Mann an der Vereinigung. Er hat diese Rettung um Oestreich wohl verdient.

Sie haben keinen Begriff von dem Anblick, welchen die Landstraße giebt. Tausende von todten Menschen und Pferden liegen auf derselben, Sterbende wimmern in den Gebüschen, und gespenstergartige Menschen ziehen in Haufen vorüber, und schreien und jammern nach Brod; sie schleppen sich in Lumpen, an welchen man mit Mühe erkennt, daß es französische Soldaten sind; fast keinen sieht man mehr, der noch ein menschliches Ansehen hatte.

c. Mein General.

Seit gestern sind wir in Wilna. Die Stadt ist weder verbrannt noch geplündert worden, Dank der Eile, mit welcher der Feind gezwungen war durchzuziehen; denn Napoleons Befehle wollten ausdrücklich, sie hartnäckig zu vertheidigen. — Man kann unsere jetzigen Operationen eine Franzosenjagd längs

der großen Straße nennen; folglich haben ſie wenig Intereſſantes für die Kriegskunſt, weil es nicht mehr auf Manövres ankömmt, ſondern auf das Laufen und Verfolgen. Aber dieſe Jagd iſt allerdings die denkwürdigſte Jagd, ſeit die Welt Welt iſt; diejenigen, welche nicht Zeugen dieſer Begebenheiten geweſen ſind, werden einmal Mühe haben ſie zu glauben. Die Plagen, welche ſeit dem Anfang des Rückzugs auf dem [illegible] Heere liſſen, haben ſeitdem in einer furchtbaren Fortſchreitung zugenommen, und ſind in dieſem Augenblick zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß man anfängt mit dieſem verruchten Heer Mitleid zu haben und ſich über die Strenge zu verwundern, womit der Himmel ſo viele Verbrecher beſtraft. Ohne Kanonen, ohne Reiterei, meiſtens ohne Gewehre, iſt es nicht mehr ein Heer, es iſt eine Horde von Elenden, die ſich retten und die nur noch zuſammenhalten, um der Ausplünderung zu entgehen. Napoleon, gezwungen den Einwohnern Wilnas wenigſtens einige Truppen zu zeigen, die ihnen eine Art Zuverſicht einflößen konnten, hatte ſeine Leibwachen dahin gerichtet. Aber dieſe Auswahl des Heers hatte keine beſſere Miene als die andern Truppen; mit Lumpen bedeckt gaben die Soldaten das närriſcheſte und lächerlichſte Schauſpiel von der Welt, denn, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen, hatten ſie das erſte

Beste, was zu finden war, sich um den Leib ge-
hängt, Weiberröcke, Tücher, und Schwals von allen
Farben, Stücken Pelzwerk, Strohmatten, Uni-for-
men statt der Mützen auf dem Kopf, Priesterman-
tel und Judenpelze ꝛc.; die meisten hatten die Schuhe
verlassen, oder vielmehr die Schuhe hatten sie verlassen,
und sie marschirten, die Füße mit Stücken Tuch, mit
Filz von zerschnittenen Hüten, mit Fellen ꝛc. um-
wickelt. Sie hatten fast alle irgend ein Glied er-
froren, und mehr als zwei Drittel hatten ihre Ge-
wehre weggeworfen, und marschirten als Wanderer.
Einige frische Bataillone von teutschen Truppen ver-
suchten die Minsker Vorstadt zu vertheidigen, aber
sie wurden bald in der allgemeinen Flucht mit fort-
gerissen. Damit das Lächerliche nicht ohne Schimpf
wäre, so stürzte der Pöbel von Wilna sich nebst den
Juden auf diese jüngst noch so übermüthigen Leib-
wächter, und tödtete und fing ihrer eine große Zahl.
Bei dem Lärmgeschrei, daß die Kosacken sich auf
den Anhöhen zeigten, sah man den Prinzen Ver-
thier sich selbst an die Spitze von 60 Grenadieren
stellen, die er kaum hatte zusammenbringen können,
und sie ermuntern gegen den Feind zu marschiren;
derselbe Mann, welcher seit so vielen Jahren sich
nur mit der Organisation von Heeren beschäftigt
hatte, die ganz Europa zittern machten, that hier
den Dienst eines kleinen Unterleutenants, und ihm

ward widerwillig genug gehorcht. Napoleon verließ Wilna Sonntags den 6. December, von funfzehn polnischen Lanzenreitern und von vierzehn Soldaten der neapolitanischen Leibwache geleitet. Man hatte seine Flucht seinen Leibwachen verhehlt; erst bei ihrem Abzuge von Wilna erfuhren sie dieselbe. Alle Magazine von Wilna fielen unberührt in unsre Hände. Endlose Verwünschungen folgten jenem Heer, gegen welches der Himmel Gerechtigkeit geübt hatte. Die Einöde, welche sich zwischen Wilna und Kowno befindet, verbunden mit der gewaltigen Kälte, die heute ist, wird ihrer noch Tausende tödten; und wenn die Jagd immer im gleichen Zuge geht, so scheint es unwahrscheinlich, daß ein einziger dieser Unglücklichen an der Weichsel ankömmt. — Der Himmel scheint zu wollen, daß dieses verruchte Heer durch Elend und Ermattung ganz und gar erliege und daß es seinen Schimpf und seinen Untergang von der Moskwa bis zur Weichsel zum Schauspiel gebe. Dieses ganze ungeheure Verhangniß daucht mir ein Traum, und in manchen Augenblicken glaube ich nicht daran. Was ist denn der Stolz der Menschen? was sind ihre bestbegründeten Berechnungen? Ein Augenblick stößt alles um, und ein zwanzigjähriger Ruhm verschwindet vor dem Schimpf und der Schande eines einzigen Umschlags.

M.

Grodno den 16. Jan. 1813.

Ein paar Worte an Dich, lieber Freund. Ob alles zu schreiben was ich auf dem Herzen und Gewissen habe, fehlt mir die Zeit. Wir fuhren Abends den 5. Januar aus Petersburg, und waren den folgenden Abend in Pskow, wo wir unsern lieben Grafen Ch. sehr krank fanden. Das, und das dunkle Wetter, die kurzen und dunkeln Tage, die dunkle Zeit, und die dunkeln Scenen des Jammers, wodurch wir fuhren, machten mir das Herz fast dunkel: ein in Pskow gestohlner Mantelsack mit allerlei lieben Sachen war zu dieser Dunkelheit kaum eine Zuthat.

Unser Weg ging von Pskow auf Druja, wo wir über die gefrorne Düna fuhren, und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Dieses Land ist von Natur arm, der Krieg hat es noch ärmer gemacht. Wir fanden viele zerrissene, abgedeckte und zerschlagene Häuser, die Gemäuer und Brandstätten, immer häufiger, je näher wir Wilna kamen. Auch die armen Kreaturen fühlen den Krieg. Mir fiel auf dieser Reise mehrmals der Scherz ein, den wir voriges Frühling sprachen, als wir von Breslau nach Grüneichen fuhren und die magern Pferde und Kühe am Wege grasen sahen: auch diese armen Thiere fühlen Napoleon den Tyrannen und die Heulieferungen und Vorspanne

für die Franzosen. So abgemagert und abgetrieben waren die kleinen litthauischen Pferde, daß wir an jedem Hügel stillhalten und sie sich verschnaufen lassen mußten; und doch fuhren wir in Schlitten. Dies verspätete unsre Reise wenigstens um zwei Tage. Man konnte über das, was man sah und hörte, gehörig nachdenken — Was sahen wir? Den zweiten, dritten und vierten Tag unserer Reise begegneten uns immerfort einzelne Transporte von Gefangenen, die weiter nach dem Norden gingen. Welch ein Anblick, zerrissen, erfroren, blaubleich, unglückliche Pferdefleischfresser, scheinen sie kaum noch Menschen. Vor unsern Augen starben ihrer. Kranke waren auf Schlitten zusammengepackt; so wie einer starb, warf man ihn seitwegs in den Schnee: vor einem Postkruge, wo wir anhielten, verschied vor unsern Augen ein badenscher Hauptmann, den sie von Geusau nannten; auf der Streu, die ihnen die Abende in den Dörfern, wo sie rasteten, gemacht wurde, fand man jeden Morgen viele todt; an der Straße lagen die Leichen hie und da, wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben; wir sahen sie, zum Theil mit blutigen Köpfen — Denn auch Erschlagene hatte es — als gräßliche Wegzeichen an Bäumen aufgestellt: sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna, auch der Unkundigste hätte schwerlich irre gehen können. Diese Unglücklichen, die Todten und die Lebendigen, waren fast alle

— Teutſche. — O meine Gefühle und Gedanken, und die Flüche und Gebete, die mein Herz ausſprach! Sie kennen ſie, mein Freund.

Wir fuhren den 11. Januar ſpät in Wilna ein — der Mond beſchien Todtengebeine, unſre Schlitten rollten über Leichen durch die Vorſtadt.

Den folgenden Tag gegen Nachmittag ging ich aus, die Stadt zu erkunden. Sie kam mir wie eine tartariſche Hölle vor; allenthalben ein ſcheußlicher Schmutz, ſchmierige Juden, unglückliche Gefangene, die in Lumpen, zum Theil ohne Hände und mit erfrornen Naſen, umherſchlichen, und dem Mitleid eine Gabe abbettelten; und alle Straßen in Rauch gehüllt, denn faſt vor jedem Hauſe hatte man Haufen von allerlei brennbaren Sachen angezündet, die Peſtluft der vielen Lazarethe und Seuchen zu zerſtreuen, und dieſe Haufen kämpften Tag und Nacht. Auf den Straßen hie und da franzöſiſche Kokarden, beſchmutzte Federbüſche, zerriſſene Hüte und Chakos liegend, und in der Demuth des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderem Aufzuge mit ihnen durch Wilna ſtolzirt waren. Ich ging aus dem Thore hinaus, und ſchlenderte ein paar grauenvolle Stunden durch die Vorſtädte, die nach Wilkomirz und Kowno führen. Welche Gräuel! Jene Leichen, die ich in der Stadt geſehen, immer dichter liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, todte

Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses großen Elendes; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster, und Oefen, manche nur Brandstätten; unter diesen gräulichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Reconvalescenten umherschleichend, und hie und da am öden Gemäuer, zum Tode verdammt, und, weil es nicht mehr ziehen konnte, von seinem Herrn verlassen, in sich zusammengekrümmt und frierend ein armes Pferd stehend oder kümmerlich einige Strohhalme auflesend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete, und ihn etwas fragte: es war ein Brabanter und Oberchirurgus eines Lazareths französischer Gefangenen, die in einem geistlichen Stifte quartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen, und wandte mich zurück. Er sagte mir, er habe von 2000 Lazarethisten täglich 50 bis 80 Todte. Das wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadtthore näher kam, begegneten mir 50 bis 60 Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den Gassen wegräumte; sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren dürr wie Zaunholz, und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirft man ins Wasser des Stroms) schlechte Speise geben; das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen ha-

ben, die Fußstriche ihrer wandernden Aemsigkeit sieht, so auf vielen Leibern in der Haut die Läusestraßen gezeichnet waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genähret und erzogen und endlich in der Blüthe ihres Lebens durch einen wilden Tyrannen von ihren Aeltern und Gefreundeten weggerissen wurden — so viehisch, ohne alle Zucht, Kopf unten, ja mit an der Erde schlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Achtung für das Auge sonst verhüllt, fortschleifen zu sehen. Doch sättigten meine Augen sich an dem Jammer, und ich ging durch den hölischen Dampf der Stadt traurig auf mein Stübchen.

Den 13. Januar war schönes, helles, und nicht zu kaltes Winterwetter; mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadthore hinaus längs dem kleinen Fluß Wilia hin, woran die Stadt liegt. Vor dem Thore wieder das Alte, viele französische Troßwagen und Kanonen, öde und verwüstete Häuser, Hüte, Mäzgen, Kokarden, Leichen, gestürzte Pferde am Wege; man hatte die Leichen meist weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfosten und in Gräben waren einzelne vergessen worden. Rührend war es mir, wie ein Gefangener, der bleich und krumm vor mir her hinkte, und aussah wie einer, der eben

aus dem Lazareth entlassen war oder bald hinein wollte, an einer solchen Leiche stehen blieb und sie betrachtete, ja mit seinem Stocke berührte: so sieht der Mensch in sein Schicksal. Während dieser bei der Leiche seines Kameraden und ich bei beiden stand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Priester und Trauergefolge in Schwarz gekleidet begleiteten mit frommer christlicher Weise einen Sarg und seinen Bewohner zur Gruft; unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Schutt und Leichen fort. So verschieden steht dem Menschen das Ende. Ich ging darauf weiter, und ließ den Leichenzug langsam hinter mir her singen. Unwillkührlich kam ich in ein großes Gebäude hinein, das mit seinen Stuben und Ställen und dem Rest von zierlichen Oefen und Tapeten verrieth, es habe sonst ganz stattliche Bewohner gehabt; alles drinnen zerrissen und zerschlagen, viele Fußböden angebrannt, viele Scherben von Töpfen und Knochen von gespeistem Fleisch, viele Reste von Monduren, Ueberhosen, Hüte, Mützen, Federbüsche, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kamin eine halbgebratete Leiche; ihr armer Bewohner, der nun vor Gott die Gräuel der Zeit anklagt, kroch vielleicht der Wärme nach, wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Besinnung, und starb so an und in den Flammen. Mir begann zu grauen, als hätte ich bei lichtem Tage Gespenster gesehen, und ich ging nicht, ich lief aus den öden Mauern — Diesen Abend sah ich in der Stadt noch das größte

Scheusal. Ich war ausgegangen, das Menschengewimmel, ankommende und durchziehende russische Landwehr, und auch die polnischen Bauern und Juden zu sehen — siehe da lockte mich Gesang zu sich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Thor, über welchem ein feierlicher Gottesdienst gehalten wurde. Diesem hörte ich einige Minuten zu, und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Thore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich sah zuerst nur die Kirche, dann die obern Fenster, oder vielmehr die Luken ohne Fenster eines ringsum die Kirche laufenden Gebäudes, das einem Kloster oder Kollegium ähnlich sah. Wie ich näher hereintrete, was sehe ich? Leichen auf Leichen gethürmt, an einigen Stellen so hoch, daß sie bis an die Fenster des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tausend Leichen, ein ganzes ausgestorbenes Spital; in dem ganzen Gebäude kein Fenster, kein Mensch — nur ein Hund schnoberte an einer Thüre. Daß diese Leichen hier lagen, wunderte mich nicht; sind nicht unser Schlitten in einem Schuppen von Müllers Gasthause in der Teutschen Straße auf einem mit seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen? So groß ist das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

Hier in Wilna ist eine Unendlichkeit von Juden, die auch nicht die nettesten sind. Die Juden haben sich in diesem Kriege sehr russisch gezeigt, und sind mit den Polen nicht abgefallen, weil die gepriesene

polnische Freiheit ihnen nicht die Sicherheit des Besitzes gab, deren sie unter dem russischen Scepter genießen. Sie sind den Franzosen von Anfang an aufsätzig gewesen, und haben sich trotz des Reitzes des Geldes nicht viel zu Spionen gebrauchen lassen. In Wilna haben sie bei'm Einmarsch der Russen tapfer gegen die Franzosen mit gestritten, und so keck hinter sie drein gejagt, daß sie mehrere Hundert gefangen und erschlagen haben. Die Beute, die sie hier von den Weltplünderern gemacht, und die Dukaten und Waaren, die sie von den Kosacken eingewechselt und eingetauscht haben, sollen unermeßlich seyn.

Ich fuhr den 14. Abends aus dem Minsker Thor des Weges nach Grodno. Der Mond beschien ein Leichenfeld; da lagen auf einer Halbenmeilenlänge Erfrorne und Erschlagene in Haufen von 30 und 50 Menschen, da lagen um und neben todten Pferden immer 2, 3 Leichen, da rutschte unser Schlitten noch über Menschengebeine. Dies war über fünf Wochen nach der Wiedereinnahme Wilnas durch die Russen. So nahm ich ein grauenvolles Gedächtniß von Wilna mit.

Das Land zwischen Wilna und Grodno ist viel fruchtbarer und bebauter, als das zwischen Pikow und Wilna; auch ist der Krieg mit seiner Verwüstung nicht so über diese Straße gewandelt. Grodno ist ein ganz nettes Städtchen. Ich bleibe hier nur einige Stunden, und dann ins Kaiserliche Hauptquartier. Lebe wohl.

II.

Was haben die großen Mächte jetzt zu thun?

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; ich sage: die Weltgeschichte ist auch das Herzensgericht. Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Thaten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt. Doch — wird man sagen — sind großherzige Menschen vor kleinherzigen untergegangen, freie Völker von knechtischen unterjocht, die Tugend von dem Laster überwunden. Ich leugne die einzelnen Fälle nicht, obgleich sie sich durch die Geschichte selbst schwerlich zu einem Gemeinschluß verbinden lassen. Man hat so oft nur das Einzelne herausgehoben und gemeldet und

das Ganze nicht sehen können oder nicht erzählen wollen.

Erstlich zeigt die Geschichte Herzen, die für diese Welt zu groß sind und nur mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern auf Sonnenbällen stehen: Seher, Propheten, Helden, wie man sie nennen will, fassen sie die kleine Erde mit einem Umfang der Gesinnung und That, der sie durch seinen weiten Ring durchfallen läßt, weil der heilige Wahn Größeres zu halten meinte, als hier ist. Enge und geitzige Seelen fangen den schönen Raub auf, den ein Stärkerer und Kühnerer aus seiner faulen Schwere aufhob, und lachen sein, als habe er die Lage nur verrückt, nicht verändert. So dünken geitzige Tyrannen sich über großmüthigen Helden, so spottet der Klügler des Begeisterten, der Wisser des Sehers, der Pharisäer Christi; sie rufen einstimmig: *siehe, sie sind rasend.* Eine so erhabene Raserei durchschneidet den gewöhnlichen Weltlauf, und auf sie scheint unser Wort *die Weltgeschichte ist das Weltgericht* nur von fern anwendbar; sie steht überhaupt nicht unter dem Weltgericht, sondern unter dem Himmelsgericht: man

muß die Erde an die Millionen Sonnen, den Menschen an den Gott halten, man muß den himmlischen Glauben, den ahndenden Wahn des Herzens als Richter setzen, und das Wunder wird deutbar werden, wie Wunder gedeutet werden können; denn Leben und Geschichte, die es wirklich sind, lassen sich überall nicht begreifen, sie lassen sich nur glauben. Solche höhere Geister, als die, worauf wir hier hinspielen, kommen von Zeit zu Zeit als Erscheinungen auf die Erde, damit wir der Nichtigkeit und Vergänglichkeit auch dessen erinnert werden, was der Sterbliche sein Herrlichstes und Bestes zu nennen pflegt: sie sollen auf der Erde mit den göttlichen Kräften so spielen, daß gezeigt werde, alles Irdische sey nur Spiel. Sie haben ihr Leben vollkommen erfüllt und den Kranz ihrer Glorie gepflückt, wann sie von der Bahn treten. Der schwarze Prinz nach so vielen Siegen und Thaten schwand zu Bordeaux im Siechthum dahin, nie schmückte die Krone von England sein glorreiches Haupt: dieses größte Ebenbild ritterlicher Tugend hatte genug bewiesen, daß es auf Erden etwas Größeres giebt als Königskronen; Karl

der Zwölfte, dieses großherzige Kind, dieser Achilles in einer Zeit, die wahrlich keine Heldenzeit mehr war, ward in der Mitte seines Laufs ermordet: er hatte die Größe des Heldenthums, das in ihm selbst seine Genüge hat, genug offenbart, er gehörte nicht in das Zeitalter der Klügler und Spötter — auch hat er nur Verspötter und keinen Homer gefunden; Milton ward blind, und sang sein verlornes Paradies; Tasso, der liebliche und fromme Sänger Jerusalems, ward für einen Narren gehalten, und saß im Narrenhause; Christus der Herr, der einige Sohn Gottes, hatte auf Erden nicht, wohin er sein Haupt legen mogte, und ward gekreuzigt. Diese alle stehen wie eine größere Welt in der kleinen Welt, und dehnen das enge Gefäß derselben und das enge Urtheil der Meisten so aus, daß sie zerspringen müssen. Sie wandeln als Schatten einer höheren Welt vorüber, für sie giebt es kein irdisches Glück noch Unglück, und nichts von dem, was die Dummen geschichtliche Vergeltung nennen.

Zweitens sind in der Geschichte Epochen, wo nur allgemeine Begrabnisse von Völkern und Zei-

ten gefeiert zu werden scheinen, wo die alten Dinge im Großen umgegossen, ja weggegossen werden, damit neue Dinge werden können. In solchen Epochen scheint nichts mehr gerechnet zu werden; sie sind einer Waldrodung gleich, wo man die jüngsten und frischesten Bäume wie die abgestorbenen und verfaulten abhaut und das Feuer darüber gehen läßt, weil neues Land für den Pflug bereitet werden soll; jede Tugend, jede Kraft scheint mit der Erstorbenheit und Nichtswürdigkeit zugleich niedergetreten und weggeräumt zu werden. Ich sage **scheint**; denn anders ist es gewiß nicht. Wann einem Volke oder Völkern solches geschehen soll, dann liegt gewiß der geschwinde Todeskeim in allen Menschen, die in solcher Zeit unter ihnen gebohren werden. Es ist mit solcher Tugend und Kraft, von welcher man dann zu sagen pflegt, **sie verdienten eine bessere Zeit**, wie mit so vielen Jugendblüthen, die als blitzender Genius und tiefe Anlage zu edlen Künsten selbst aus verdorbenen Geschlechtern hervorzugehen, aber frühe zu verwelken pflegen; dem ganzen Boden des Volkes fehlte die Festigkeit und tiefe Fruchtbarkeit, worin die Wurzeln des Lebens

sich verborgen befestigen und hinabsenken können, und auch das Einzelne, was allerlei Großes zu können und zu wollen scheint, hat dann mehr Schein als Wahrheit: es ist nicht fest gegen den Sturm und nicht ausdauernd in der Arbeit. Wann also diese Begräbnisse der Zeiten und Völker da sind, so beweisen Geschichte und Erfahrung, daß die Mehrheit todt und selbst das Lebendigscheinende krank ist; denn tückisch und ungerecht ist die Natur nicht, nie hat sie Zeitalter und Geschlechter weggeräumt, welche frisch und lebendig waren. Wo der schaffende und bildende Geist oben schwebte, dahin strömte die Herrschaft; der faule Schutt ward völlig zu Staub zermalmt, und die rohe und wilde Masse der Völker, die ohne geistige Triebkraft doch nur Dünger der Menschheit ist, ward unterjocht oder ausgerottet.

Diese Lehre gilt für das Ganze, für die Menschheit und für die Völker: Griechenland ward Rom dienstbar, weil es abgestorben war, Gallien und Hispanien, weil in ihnen keine Triebe und Keime zu weltbildenden Geschlechtern lagen. Auch die Germanen schienen rohe Barbaren zu seyn, aber sie waren innerlich ein lebendiges, geistiges, freies,

und bildendes Volk; an ihnen gewahrte Rom zuerſt ſeine Veraltung und Abſterbung, und zerflog durch ihre Kraft zuletzt in Trümmer.

Dies ſind die gewöhnlichen Kreiſe, in welchen die Geſchichte umlauft: die göttliche Gerechtigkeit, daß oben liegt, was oben liegen muß. Doch durchſchneiden außerordentliche Begebenheiten und Menſchen dieſe Kreiſe zuweilen gleich Kometen, aber ſie ſcheinen und drohen nur wie Kometen und Meteore, leuchten eine kurze Zeit, und erlöſchen und verſchwinden dann. Durch einen außerordentlichen Reitz des religiöſen oder politiſchen Fanatismus fährt in Völker oft eine Spannung gleich der Spannung eines Wahnſinnigen oder Fieberkranken, welche alles vor ſich niederwirft; oder auch irgend ein glänzendes Ungeheuer von ſeltener Kraft bemeiſtert ſich eines Volkes ſo, daß es in zehen Jahren die Kräfte verbraucht, welche auf funfzig, vielleicht auf hundert und funfzig, Jahre hätten vertheilt werden ſollen. Aber dieſe gewaltſame Spannung wird nachher Ermattung, dieſer tyranniſche Misbrauch der Mittel eines Volks wird gewöhnlich ein politiſcher Tod; ja wann ein Einzelner im

Volke über alle so gewaltig emporsteigen und vorleuchten darf, so ist auch das gewöhnlich schon ein Zeichen des nahen politischen Todes. Nur das Stätigfortschreitende, das im ganzen Volke Lebende und Webende ist das Bleibende, und also auch das Erhaltende und Bildende. Wo bloß wilde Kräfte walten, da ist zuerst Zerstörung, zuletzt Tod.

Ich sprach vorher bei den meteorischen, oder größten und außerordentlichsten Menschen von der geschichtlichen Vergeltung der Dummen. Es giebt so viele Menschen, die kein Leben und keine Geschichte ahnden lernen, die mit einem engen und geitzigen Gemüth und Urtheil sogleich ärndten wollen, was sie gesäet haben, ja die sogar da ärndten wollen, wo sie nicht gesäet haben. Diesen geht es wie Kindern, die eine Blumenzwiebel oder ein Sprößlein in die Erde stecken, sie drei, vier Tage jede Stunde ängstig begießen und begucken, und ungeduldig am fünften Tage wieder herausreißen, weil die Zwiebel noch keine Blume getrieben, das Reischen noch nicht die Höhe eines Baums erreicht hatte. Das Leben ist des Lebens Lohn, die

Geschichte ist ihre eigne Vergelterin. Die meisten der Sterblichen, welche bescheiden und kräftig in ruhiger Arbeit fortwandeln, entdecken in der Kraft der Jahre fast immer den Sinn und die Tugend des Lebens, und wirken ohne Furcht irdischer Wechsel, ohne Furcht des Todes, der für sie kein Tod ist, in einem fast glückseligen Daseyn fort: sie haben das unvergängliche Leben und die unvergängliche Menschheit vor Augen, und so wie sie muthig auf Kind und Kindeskind gleichsam hinüberspringen, und das Ziel immer Jahrzehende, ja in der Idee Jahrhunderte, weiter hinausrücken, werden sie auch in den vergangenen Jahrhunderten wiedergebohren; sie sehen, ja sie durchleben was war und was seyn wird, die Vergangenheit und die Zukunft. Diese sind Menschen und Geister, und beherrschen deswegen die leibliche Welt und die Leiber. Sie ärndten täglich den Lohn ihrer Arbeiten, weil sie ihn nicht wollen; das Schicksal giebt ihnen alles, weil sie mit ihm nicht dingen noch hadern.

Die aber mit ihrem Herzen und Geschick täglich oder wöchentlich die Tagelohnsrechnung abschließen wollen, werden an ihnen selbst, an dem

verborgenen Lauf der Welt, und an der Gerechtigkeit Gottes irre. Sie zerschneiden durch die einzelne Berechnung jede ihrer Thaten und ihr ganzes Leben, trennen immer auf, und knüpfen immer wieder an, verknüpfen zuletzt nichts mehr, und sehen nichts verknüpft, klagen das Schicksal, klagen sich und die Welt an, erblicken überall nur Elend, Verwirrung, und Zufall, und schreien, weil sie keine Tugend haben: auf Erden wird die Tugend nie belohnt. Sie sehen in dem plötzlichen Sturz der Größe, in dem Untergange der edelsten Menschen nur eine Tücke des Verhängnisses oder ein blindes Ungefähr, und das Höchste, was sie finden, ist ein historischer Zirkel von Einem zum Andern, vom Guten zum Schlechten, und vom Schlechten zum Guten, und nichts weiter. Wer in seinem Einzelnen immer befangen ist, der sieht in dem Leben und in der Welt auch alles einzeln, Gott wird verdunkelt, Gerechtigkeit ausgelöscht, und wilder Zufall regiert. Diese todten und eigensüchtigen Menschen bringen den Tod in alles und ermorden die Freude und Herrlichkeit des Lebens und die Tugend und den Muth der Menschen.

Der einzelne Mensch, die einzelne That und Begebenheit, seyen sie auch die außerordentlichsten und glänzendsten, sind nichts, und erzeugen das Nichts; das Glied soll in der Kette ziehen, der Mensch mit seinem Thun und Wirken soll sich in die lange Reihe der Geschlechter fügen: so ziehen, so bedeuten sie. Diese Reihe der Säkeln und ihres fortwirkenden und fortbildenden Lebens muß auch suchen, wer über die Dinge richten will. Wenn ein großes Glück oder Unglück irgendwo geschieht, wenn die herrlichste Kraft irgendwo zerschmettert, die größte Tugend irgendwo von dem Laster besiegt wird, so soll er den Schein von dem Wesen scheiden, und nicht den kurzen Augenblick, sondern die lange Zeit sehen. In dieser langen Zeit wird Viriathus Tugend nicht ermordet, Palafox Heroismus nicht eingekerkert, Numantia und Karthago leben noch in ihren Trümmern. Der Geist allein ist das unsterbliche Leben, das Leben der Geschichte; der Geist wandelt als der unsichtbare Strom der Tugend durch die Geschlechter fort und weht wie ein Frühlingswind mit allverbreitender Fruchtbarkeit die Samen der Tugend über die Länder und Völker. So sind

Regulus und Hannibal und Mithridates und Kato und Andreas Hofer und Moses und Solon in ewiger Thatenfülle fortlebend, sie erhalten die Säkeln. Ihnen ist ihr Leben vergolten durch das, wodurch Arbeit und Mühe allein vergolten werden kann, durch die unsterbliche geistige Gluth, die als der zarteste Nektarschaum der Götter unsichtbar und überschwänglich von den edleren Seelen aller Länder und Völker geathmet wird. Dies ist die große Vergeltung der Geschichte. Wer im Leben Großes wollte, wird nie eine andere wünschen.

Aber selbst dieses leibliche, irdische, elendige Leben, das den kleinen Seelen das ganze Leben scheint, hat fast immer seine geschichtliche Vergeltung. Der Muth, die Freudigkeit, die Standhaftigkeit, der Glaube an den ewigen Gott und an die ewige Menschheit, womit ein kühner und freier Mensch in die Bahn tritt und sich die verschlossene Bahn öffnet, erhalten täglich ihren Lohn durch das innere Bewußtseyn und durch das stolze Gefühl, auch er bereite gleich den Göttern selbstmächtig seinen Weg; das Unglück kann einen solchen nicht zermalmen, Noth und Tod kann ihn

nicht ſchrecken, weil dieſe Geſpenſter der Schwächlinge ihm leere Schatten ſind: das Einzige und Schwerſte, wodurch auch der Tapferſte oft traurig inne wird, daß er als Menſch der Erde ſeinen Zins bezahlen muß, iſt die fremde Nichtswürdigkeit und Feigheit, die ſich als Schutt in ſeine Bahn legt, und ſeine Ruhe oft in Unruhe, ſeinen Gleichmuth in Zorn verwandelt. Die guten und tapfern Menſchen, die mit frommer Beſonnenheit unter dem großen Schickſale hinwandeln, werden aus tauſend Zeichen ihres Lebens bekennen, daß auch dieſe kleine Vergeltung, wovon hier die Rede iſt, ſelten fehlt; und bei ſo vielen, die obenan ſtanden oder ſtehen, deren Häupter höher ragen und die Blitze des Verhängniſſes mehr auf ſich locken — erſcheint es nicht ſichtbar, daß ihre Tugend und Tapferkeit außer dem größten innern Lohn, dem Gefühl der Lebenswürdigkeit, auch mit dem belohnt ward, was die Menge Glück und Sieg nennt? Ich nenne Rom nach Cannä, Athen nach Verbrennung ſeiner Hauptſtadt, Ferdinand den Zweiten in Wien belagert, ich nenne Wilhelm den Dritten von Nassau-Oranien, und Friederich den Zweiten von

Preußen. Diese und so viele andere große Männer und Völker siegten, weil sie sich nie besiegt glaubten.

Wenn aber die Menschen das große Bild Gottes verloren haben, wenn die Glorie und das Heldenthum von Feigheit und Weichlichkeit, die sie Menschlichkeit und Bildung nennen, abgelöst sind, wenn die Gerechtigkeit den Zorn und die Ehre den Stolz abgelegt hat, dann nistet das kleine einzelne Leben sich bei Hoch und Niedrig, in Schlössern und in Hütten ein, und alle mögten dieses kleine Leben, dessen Gebeine doch einmal zu Staub werden, zu dem längsten, ja zu einem unsterblichen machen, weil sie des Unsterblichen nicht würdig sind. Ein solches Geschlecht ist nicht fröhlich, muthig, noch fromm, es lebt überhaupt nicht mehr. Diese wollen immer die kleinste Vergeltung der Stunde haben, und deswegen ahnden sie die große Vergeltung des Lebens nie, und erhalten nicht einmal die Vergeltung der Minute. Diese kleinlichen Menschen haben jetzt gelebt, und leben noch, und bilden sich noch ein, sie verwalten und erhalten die Welt; und ist doch weder Freude noch Muth noch Frömmigkeit in

ihnen. Sie bilden sich ein, wenn sie im Unglück die Hände zusammenschlagen, und in kalter Hitze einmal an das denken, was über den Sternen waltet, daß sie beten; und sie jammern und verzweifeln dann, weil Gott, der nicht ihr Gott ist, ihnen nicht sogleich hilft, und entschuldigen ihre Erbärmlichkeit mit dem allgemeinen Weltlauf, mit einem allen Menschen übergewaltigen Verhängniß, und mit der Vorherbestimmung Gottes. Gottes große Vorherbestimmung, seine ewige Bestimmung der Geschichte und der Menschen, daß sie nach ihrem Gewissen für das Rechte und Tüchtige arbeiten und streben und bis in den Tod, ja durch den Tod ewige Thaten thun sollen, wollen diese Matten nicht erkennen.

Ich rede hier von mir und von meiner Zeit, und von den Menschen, die darin leben. Haben wir in selbstgefälliger Besonnung unserer Vortrefflichkeit nicht tausendmal von uns selbst gesagt, und sagen es alle Tage, wie wir gutmüthig, sittlich, gebildet, gerecht, menschlich sind, weit mehr, als unsere Vorfahren weiland? Hat man nicht gesagt, wie wir in aller Tugend und Löblichkeit

und Freundlichkeit weit über unsern rohen und groben Vätern stehen? hat man nicht tausendmal bedauert, daß so viele Güte und Milde und Treue, als bei allen jetzt blühe, untergehen müsse durch das fürchterlichste Ungeheuer von Lastern und Verbrechen, welches die europäischen Jahrbücher je geschändet hat? hat man nicht auf das schaamloseste die schändliche Lehre ausgesprochen: es sey also Gottes Verhängniß, alles solle mit Gewalt umgekehrt und verändert werden, Widerstand sey hier unmöglich, ja sündlich, und verlängere und vermehre das Elend der Welt? denn es gebe Zeiten, wo der Mensch, der die Geschichte verstehe, von dem vergeblichen Kampf ablassen müsse. So predigte ein entartetes und verkümmertes Geschlecht den unwürdigsten und ungöttlichsten Fatalismus und wollte seine Nichtswürdigkeit und Gottlosigkeit zum Schicksal erheben.

Nein wahrlich, die so sprachen und dachten, wußten nicht, was Gott und Schicksal und Menschlichkeit sind. Sünden und Gebrechen haben auch in unsern Vätern geherrscht — sie sind das Erbtheil der menschlichen Natur — aber diese

Menſchen erkannten und fürchteten Gott und die Ehre, und deswegen verſtanden ſie zu leben und zu ſterben. Die Bildung, die Güte, die Gerechtigkeit, und Menſchlichkeit, welche laut der Wehklage des Tages von dem Gräuel der Zeit beſiegt ſind, waren nur Nichtigkeit und Gaukelei, und kein Gott beſchützte das, worin kein Gott lebte. Nach dieſer unheiligen Deutung und Vordeutung der Geſchichte und ihres dunkeln Lebens wären wir Europäer alle ſchon Sklaven und ſähen dem traurigſten Elend unſerer Enkel entgegen, weil Gott es ja wollte, daß der Eine Erwählte aus Korſika über alle der Herr werden ſollte. Die feſte Gottesfurcht, die ernſte Treue, die zornige Gerechtigkeit — eure weinerliche iſt keine — war von uns gewichen; die Furcht vor dem Tode war gröſſer, als die Furcht vor der Schande; die Luſt an der Nichtigkeit des Lebens war mächtiger, als die Sehnſucht nach der Unſterblichkeit des Lebens — deswegen ſind wir ſo unglücklich und beſchimpft worden, als es heut am Tage liegt, und Glück und Sieg, ja die Geſchichte hat ſich von uns zu beſſeren Völkern gewendet. Die Weltgeſchichte iſt das Herzensgericht,

wir haben den verdienten Lohn unſrer kleinen Herzen empfangen.

Schon haben Gott und die Geſchichte ihre ewige Herrlichkeit offenbart; ſie werden ſie auch an uns offenbaren, wenn wir was treu, was gläubig, was ſtolz, und edel iſt, walten laſſen, und wieder zu den Sternen ſchauen, und mit den alten Germanen ſprechen: wir fürchten nichts als Gott. Eure Lehre und eure Schande, elende Verkehrer des Schickſals und feige Deutler der Geſchichte, hört es, Entſchuldiger jeder Feigheit und Bemäntler jeder Unwürdigkeit, hört es, alle ihr Weichlinge und Schwätzer von Bildung und Menſchlichkeit und Herrlichkeit eures Zeitalters, hört es, nichtswürdige Propheten und Ausrufer Bonapartens — eure Lehre und eure Schande liegt im Staube, im Staube durch Gott, und durch ſeine Gerechtigkeit, welche der Tugend beiſtand, wo ſie war. Hört es, und ſchämt euch der Schande: Saragoſſas Trümmer; das Blut, das in Gerona und Tarragona floß; das unſchuldige Blut ſo vieler treuen und frommen Spanier, das Henker vergoſſen; das Blut, das die Felſen Tyrols färbte

und in den Thälern der unbezwungenen Alpen das Wehegeschrei der Wittwen und Waisen ertönen ließ; die Flammen, die aus den Tempeln und Palläſten der ehrwürdigen Moskwa gen Himmel ſchlugen, ja die Flammen der Gebete der tapfern Ruſſen, die im alten Glauben für ihre Religion und ihr Vaterland aufſtanden — dieſe haben euren Helden, euren Heiland, euren unbezwinglichen Weltherrſcher, euren Liebling der Vorſehung vernichtet: Gott der Herr hat gerichtet für ſie und durch ſie. Gott wird ferner richten, durch Blut die Schande wegwaſchen, und aus Noth und Krieg Gerechtigkeit und Frieden erblühen laſſen.

Groß, allſichtlich den Augen der Sterblichen, wie ſeit Jahrtauſenden nicht, iſt das Weltgericht geweſen, groß und gewaltig wird es ſeyn. Wie Erdbeben, Stürme, und Vulkane Länder verſchlingen und neue wiedergebähren, ſo liegt in dem dunkeln Schooße dieſer vulkaniſchen und orkaniſchen Zeit eine ungeheure Geburt, die da werden ſoll. Umſonſt ſind ſo viele Zeichen und Wunder nicht geſchehen, umſonſt zittern die geiſtigen Bewegungen der Welt und der Gemüther nicht mit

einer so unglaublichen Lebendigkeit und Geschwindigkeit. Auf Neues müssen wir gerüstet seyn, auf Neues müssen wir die Menschen rüsten; wie es seyn wird, wie es werden wird, das liegt unter dem Schleier der Zukunft, das liegt in Gottes Schooß und Hand. Vor dieser größten Gewalt der Dinge, vor diesem unbekannten und unbegreiflichen Lenker und Beweger der Zeiten falle auch ich in den Staub, und bekenne, wie ich nichts bin und nichts weiß. Aber das Aeußere, was gezeigt und gedeutet werden kann, zeige und deute ich den Menschen, wie ich es sehe. Die Zeit ist so ernst und ihre Bestimmung ist so hoch, daß ich die Wahrheit nicht drehen und wenden will nach dem Winde, den Gunst und Gewalt wehen. Alle Künste sind zerronnen in dieser Zeit, alle Listen sind nichts geworden, nur Wahrheit und Gerechtigkeit sind bestanden, wo sie waren. Selig sind die Herrscher, welche Gott fürchten und die Völker ehren! sie werden in Glorie herrschen und Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden stiften; große Verwandlungen sind in der Zeit, sie werden Revolutionen für die, welche die Gespenster von Revolutionen fürchten, die nirgends

sind. So heilig ist die große Sache der Menschheit und Freiheit, für welche die kräftigen Arme und Herzen jetzt in den Kampf gerufen werden, daß jeder Schatten von Furcht und Schmeichelei brandmarken würde. Ich sage es vorher, und mögen meine Worte nicht kassandrisch werden! es wird alles umsonst seyn, so viele schöne Arbeit, so viel edles Blut wird umsonst verschwendet und vergossen seyn, wenn die Herrscher, bei welchen die Entscheidung des Augenblicks steht, sich nicht zu der Höhe der Gesinnung und des Glaubens an Gott und an die Völker erheben wollen, unter welcher das Laster mit allen seinen Schlangenlisten und Satanskünsten im Staube kriechen muß. Will man immer nur das Kleine und Geitzige, so wird das Zeitalter durch die schrecklichsten Revolutionen umgewälzt werden und erst lange hinter unsern Gräbern wird wieder eine neue Welt erstehen.

Das große Ziel und der Mittelpunkt aller politischen und kriegerischen Arbeiten und Künste ist nothwendig da, wo das große Uebel der Zeit sitzt, nämlich in Frankreich. Wie die französische Revolution und später der französische Konsul und

Kaiser Frankreich zu diesem Uebel der Zeit gemacht haben, gehört nicht hieher, und ist anderswo genug erzählt worden. Auch das ist kein Geheimniß, wodurch Italien und Teutschland und die Vereinigten Niederlande und die Schweitz so leicht das Spiel französischer Raubsucht und korsischen Ehrgeitzes geworden sind: durch die zwietrachtige Vielherrschaft, die, ohne gemeinsames Band, einzeln zu schwach, überlegener Macht und List unterliegen mußte und unterlegen ist. Italien und Teutschland, in mancherlei kleine Herrschaften, Freistaaten, Fürstenthümer, und Königreiche vertheilt, mogten einst ein Zeitalter haben, wo diese Zerstückelung der Entwickelung und Bildung ihrer Bewohner und der ganzen Menschheit heilsam war; aber dieses Zeitalter ist lange vergangen. Wie vielerlei Herrlichkeiten man auch aufrechnen mag, die dadurch selbst in späteren Zeiten noch hervorgebracht oder erhalten seyn sollen, so hat doch diese Zerstückelung beide Länder in den letzten drei Jahrhunderten nur ohnmächtig und unglücklich gemacht.

Italien und Teutschland sehnen sich des schändlichen und blutigen französischen Joches

los zu seyn; aber kein einziger verständiger Mann in diesen Ländern sehnt sich wieder nach dem alten Zustande, ganz so wie er im Jahr 1790 war, weil er in den letzten zwanzig Jahren seine Unhaltbarkeit und Unheilbarkeit zu sehr begriffen hat, als daß er das Alte wieder begehren sollte. Beide Länder wünschen größere und festere Einheit der Verfassung, weil diese allein sie gegen neue Ueberfahrung und Unterjochung sichern kann. Ich sage die Sache, wie sie ist; die Wahrheit bedarf keiner Umschweife. Die Stiftung eines allgemeinen Reichs ist das größte Unglück, das dem in ihm herrschenden Volke und allen Völkern, die darunter stönen, nur widerfahren kann; die Stiftung eines allgemeinen Reichs in dieser Zeit konnte nur der wüste Traum eines Tyrannen seyn, dem Mord und Trug gefiel: denn bei den verschiedenen Strebungen und Geistern, die jetzt wach sind, liegt seine Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit sonnenklar vor Augen. Freie Staaten und Völker sollen nach Gottes Willen einander unabhängig gegenüber stehen; sie werden einander auch gegenüber stehen. Das ist das größte Unglück, was einem Volke begegnen mag, wenn es von

lauter kleinen und abhängigen Staaten umgeben iſt; dann erliſcht in ihm aller edle Wetteifer der Tugenden und Kräfte, und es wird zuletzt ſelbſt nichtig und knechtiſch. Dies iſt Lehre der Weltgeſchichte. Der Menſch von dem größten und edelſten Gemüthe wird zuletzt gemein, kleinlich, und weichlich, wenn er mit lauter gemeinen, kleinlichen, und ſchlaffen Seelen lebt. Wünſchenswerth iſt ihm, daß er habe, womit er kämpfe; wünſchenswerth iſt den Völkern, daß ſie haben, womit ſie ſich meſſen. Seit hundert und hundertundfunfzig Jahren haben ſich in Europa große Staatenmaſſen gebildet, die vor zweihundert und dreihundert Jahren noch nicht ſo mächtig waren; dieſe haben die Sicherheit und das Glück der kleinen Staaten und auch der verbündeten Staatskörper, die ihre Kräfte nur träg und einzeln fortſtoßen konnten, von Jahrzehend zu Jahrzehend wankender gemacht und endlich ganz umgeſtoßen. Von den bedeutenden und herrſchenden Ländern Europens ſtehen Frankreich und Rußland als gewaltige Monarchien da, England als eine durch Freiheit und Reichthum blühende und durch das Meer und den Stolz ſeiner Bewohner ver-

theidigte monarchiſche Republik; Spanien arbeitet an einer fürchterlich ſchweren Wiedergeburt; Italien und Teutſchland liegen zerriſſen und geſchändet. Dieſe beiden letzten Länder ſcheinen zum Raube beſtimmt zu ſeyn; es ſcheint nur darauf anzukommen, wer den Raub endlich faſſet und feſthält.

Es iſt kein Zweifel, wäre Bonaparten der vorige Sommer gelungen, hätte er Rußlands Streitkräfte vernichtet und zerſchmettert, ſo würde er in Teutſchland bald ſein Werk vollendet haben: bald hätte man von teutſchen Fürſten nicht mehr gehört, und franzöſiſche Marſchälle und Statthalter hätten ihre Stellen eingenommen. — Nun entſteht bei dieſer Betrachtung natürlich die Frage: Iſt es denn nothwendig, daß Teutſchland und Italien als eigene Staaten beſtehen? könnten nicht Rußland und Frankreich ſich in die ſo leicht dienenden Länder theilen? könnte ſich nicht beiden gegenüber ein lebendiges politiſches Leben europäiſchen Gleichgewichts halten, wozwiſchen England, mit der einen

Hand auf die pyrenäische Halbinsel, mit der andern auf die Halbinseln und Inseln Skandinaviens gestützt, immer den mächtigen Vermittler und Dämpfer spielte? könnte nicht auch so, wenn Rußland z. B. bis an die Elbe und den Fichtelberg herrschte und das Uebrige unter Frankreichs Gewalt bliebe, Glück, Ehre, Freiheit, Wissenschaft, Kunst, kurz menschliches Leben und Streben bestehen?

Ich will die Möglichkeit nicht sogleich leugnen, obgleich ich erinnern muß, daß die Weite der Länder, die Verschiedenheit der Völker und Himmelsstriche, und die entgegengesetztesten Neigungen und Strebungen wohl ein Gemisch erzeugen würden, das von Glück und Gerechtigkeit gleich weit entfernte. Aber das Größte ist, daß Rußland und Frankreich den Raub, der vielleicht leicht zu haschen wäre, nicht lange würden festhalten können. Denn sie sollen wohl bedenken, und alle sollen es bedenken, die an der Erlösung der Zeit gezweifelt haben und noch zweifeln, daß nicht Feigheit und Unwürdigkeit die Italiäner und

Teutschen in ihre traurige gegenwärtige Lage gebracht hat, sondern allein die zwitterhafte und schwächliche Vielherrschaft. Hatten Frankreich und Rußland die teutschen Herrscher erst weggeschafft, dann nur Eine Ersatzung jener beiden, Eine Gunst der Gelegenheit — und die Teutschen würden sich losreißen und befreien: so allmächtig ist die Gewalt der Sprache und Sitte, die ein Volk zusammenbinden. Auf solche schändliche Theilung kann und wird nicht gedacht werden; aber wäre ihr Gedanke möglich, so habe ich den Erfolg vorhergesagt. Derselbe Erfolg würde seyn, wenn — was nun nicht mehr geschehen kann — Bonaparten gelänge ganz Teutschland endlich völlig zu unterjochen und die Geschlechter der Fürsten in Festungen, Klöstern, und Kerkern einzumauern und zu vertilgen: funf, hoechstens zehen Jahr Elend und Schande, dann Aufruhr, blutiger Krieg, ein teutscher Hermann in solchem Getümmel von Gott erweckt, und bald wieder Auferstehung des Volks und Wiederaufrichtung des Reichs der Teutschen.

Gefährlich ist es, Teutschlands Raub zu fassen, gefährlich wird das Wagstück, womit sie

haben frevеln wollen, den Franzoſen werden; wann der Haß reif und der Tag der Rache da iſt, werden ſie die alten Germanen und ihre mächtigen Arme wieder jenſeits des Rheins fühlen. Da alſo Bonaparte, den Gott geſchlagen hat und ſchlagen wird, den Raub nicht mehr halten kann, und Kaiſer Alexander von Rußland keinen Raub begehrt, ſo wollen wir zuerſt einmal mit unſern Gedanken ſpielen, und ſehen, ob beide Länder den übrigen Staaten Europens unbeſchadet nicht jedes für ſich in ihrer Ganzheit zuſammenverbunden werden könnten.

Von Italien zuvörderſt iſt es gar keine Frage. Dieſes herrliche Land, von 16 bis 20 Millionen Menſchen bewohnt, iſt von der Natur eben ſo feſt umſchloſſen und von Fremden abgeſchloſſen, als die groſſe pyrenäiſche Halbinſel. Zwiſchen den Alpen und dem Meer könnte es nebſt ſeinen ſchönen Inſeln ein glückliches und ſtattliches Königreich bilden, ſtark genug, Teutſchland oder Frankreich zu widerſtehen, wenn eines von dieſen es erobern wollte, nicht ſo ſtark, daß Frankreichs oder Teutſchlands oder gar des jenſeits des Meers liegenden Hiſpaniens oder der Levante Sicherheit

von ihm zu fürchten hätte. Florenz oder Neapel wäre der Königssitz; der Pabst würde in seinem Kirchenstaate wiederhergestellt, und regierte ihn frei: doch hielte er immer 30000 Mann gerüstet, Bundesvölker des Königreichs Italien, sobald es von Fremden angetastet würde.

Setzen wir auch Teutschland unter Einem Herrn verbunden, so wäre es weder England noch Frankreich noch Rußland gefährlich: jeder dieser Staaten könnte ihm einzeln widerstehen; selbst den nordischen Brüdern, welche im schlimmsten Fall England immer mit Schiffen schützen würde, wäre seine Macht ungefährlich, vorzüglich — was die Zukunft hervorbringen wird — wenn die skandinavischen Staaten vereinigt werden. Teutschland, von der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen, ist unter dem Scepter Eines Herrschers noch nicht stärker als Frankreich und nicht so stark als Rußland. Als ein Bollwerk zwischen beiden und als ein Schildhalter skandinavischer, hispanischer, und italiänischer Freiheit würde es wohlthätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäischen Lebens das wüthende und zerstörende Zusammen-

stürmen des Westen und Osten unsers Welttheils hindern. Zu dieser erhabenen Rolle ist das teutsche Volk offenbar bestimmt, und wird sie einst spielen. Es ist auch geschickt dazu, weil es ein mäßiges Friedensvolk und nicht gleich den Franzosen nach der Eroberung fremder Länder lüstern ist. Unter Einem Herrn seine Lande in Freiheit beherrschend würde es das Glück und die Rechte der Fremden nimmer stören, sondern Frieden stiftend und Gerechtigkeit und Kunst und Wissenschaft pflegend durch kriegerische Tugenden gefürchtet, durch stille Tugenden geliebt seyn.

Teutschland in den angegebenen Gränzen als Ein Staat wäre nicht stärker als Frankreich, wenn man die physischen Hülfen und Kräfte rechnet. Wenn man dem alten Frankreich — wie wir seine Gränzen wieder zurückgeführt denken — etwa 22 bis 24 Millionen Einwohner giebt, hätte Teutschland vielleicht 4 bis 6 Millionen Menschen mehr: eine Verschiedenheit, die kein Uebergewicht giebt; denn ein Volk von 15 bis 20 Millionen Menschen, wohl geordnet und regiert, kann sich wohl gegen eine Welt vertheidigen. Aber dafür hätte

Frankreich in seiner Lage eine große Stärke voraus, welche diese Ueberzahl an Menschen leicht aufwiegt. Sieben Achtel von Frankreichs Gränzen sind durch Meere und Gebirge so gedeckt, daß man sie bei jeder nur mäßigen Vertheidigung und Rüstung fast unzugänglich nennen kann; nur ein Achtel, die Nordgränze zwischen Dünkerken und der Spitze, womit der Jura bei Basel hinabläuft, ist zugänglicher und muß durch künstlichere Vorrichtungen geschirmt werden. Von Teutschland dagegen liegt über ein Drittel offen, seine ganze Ostgränze gegen Dalmatien, Ungarn, und Polen, und ein Theil seiner Südwestgränze gegen Frankreich. Ich brauche nicht mehr zu sagen, ich brauche auf andere Gefahren künftiger Zeiten nicht einmal hinzuweisen: jeder Einsichtige begreift die Ausgleichung der Kräfte von selbst, da auch die physischen Hülfsmittel beider Länder sich ungefähr gegenwiegen würden. Von den sittlichen und geistigen Hülfsmitteln der beiden Völker aber, von ihren Tugenden und Lastern, ihrem Fleiß oder ihrer Faulheit, ihrem Freiheitssinn oder Sklavengeist darf hier nicht geredet werden, da das in diese Berechnung gar nicht eingeht.

Doch genug dieses Traums, der vielleicht auch seine Täuschungen hat, und zur Wirklichkeit zurück. Weil wir diese Wirklichkeit sogleich ins Auge faßten, so faßten wir auch Italien und Teutschland zuerst. Sie sind der große Punkt des Tages, in ihnen ruht Frankreichs zermalmendes Uebergewicht; sie müssen befreiet und so eingerichtet werden, daß sie nicht so leicht überzurennen sind, wie in unsern Tagen geschehen ist.

Starkung und Zusammenziehung dieser beiden Länder zu größerer Einheit — das allein kann den überfließenden Uebermuth Frankreichs wieder in seine Ufer dämmen. Die Mächte, bei welchen das Heil Europens jetzt am meisten steht, sind England und Rußland durch die Ehre, die sie bewahrt und erneut haben, und durch das Glück, welches Gott ihnen verliehen hat. Kaiser Alexander will nicht erobern, er will befreien; England kann auf dem festen Lande nichts Glücklicheres und Größeres gewinnen, als gleichgewichtige und selbstständige Staaten. So treffen Edelmuth und Vortheil in Einem Punkt zusammen. Beide werden also thun, wodurch Europa befreit und Frankreich auf seine alte Macht zurückgebracht wird;

ſie werden bei Teutſchland und Italien die kleinen Anſichten und Rückſichten vergeſſen, und die Welt in dem großen Karakter ſich geſtalten laſſen, welchen der große Geiſt von ihnen verlangt, der unſichtbar und von den meiſten unvernommen doch unter den Trümmern und blutigen Aſchen lauſcht, womit die Welt ſo dick bedeckt iſt.

Bonaparte iſt nicht mehr furchtbar der Freiheit Europens, vielleicht noch eine kurze Zeit furchtbar im Kriege. Sein Ruhm, ſein Glanz, ſein Wahn ſind zerronnen, und kommen nimmer wieder. Gottes Hand lag ſchwer auf ihm, und wird auf ihm liegen, bis er nicht mehr iſt. Bonaparte iſt gefallen, und wird fallen, und allen erſcheinen, wer er iſt, und dann mit den Beflecktesten ſeiner Helfer vergehen. Aber mit Bonaparten ſterben die Franzoſen noch nicht, mit ſeinem Uebermuth und Trotz iſt der franzöſiſche Uebermuth und Trotz noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrſucht des gaukeliſchen Volkes eingeſchläfert. Die Franzoſen haben viel durch ihn gelitten, aber die Welt litt mehr durch die Franzoſen als durch ihn; er hat ihrer Büberei und Treuloſigkeit, womit ſie immer nach den Ländern

und Gütern ihrer Nachbarn gelüstete, nur die Krone aufgesetzt. Sie werden auch nach ihm seyn, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig auch nicht das Geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen; aber thörigt ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Fall ruhig werden, ja daß sie — was sie nie waren — ein mäßiges und gerechtes Volk seyn werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind. Auch sind die Franzosen und Bonaparte nicht so leicht besieglich, als einige sich einbilden, am wenigsten durch bloß irdische Waffen besieglich: erst wenn man die himmlischen Waffen gegen sie zückt, wird man sie besiegen. Welche sind diese himmlischen Waffen?

Ich deutete sie oben schon an. Sie heißen Glaube an Gott, Glaube an das Volk, Glaube an die unvergängliche Ehre.

Nicht das gewöhnliche Soldatische, nicht die gewöhnlichen Berechnungen und Künste menschlicher Klugheit, nicht auf das geschickteste zusammengesetzte und gebrauchte physische und mechanische Hülfsmittel und Kräfte werden die Fran-

zosen besiegen: Bonaparte und seine Franzosen sind glückfest gegen die kleine Gesinnung; sie müssen fallen durch die hohe Gesinnung. Diese hohe Gesinnung heißt Zuversicht auf Gott, Liebe und Treue zum Vaterlande, und der Stolz, für die Ehre zu leben und zu sterben; diese hohe Gesinnung heißt Glaube an die Tugend und an das Volk. Nur wenn man dem teutschen Volke mit dem edelsten Sinn den großen Gott und die unsterbliche Pflicht zeigt; wenn man die Namen Vaterland und Ehre zu seinen heiligsten Namen macht; wenn man was von Kraft und Frömmigkeit und Hochsinn in ihm lebt mit in den großen Kampf ruft und edel walten läßt, wie es in so gefährlichen Zeiten walten soll, wenn man die uralte, französische Argliſt und Tücke gegen das teutsche Reich mit allen tausend Namen und Farben ausspricht, womit sie ausgesprochen werden muß; und wenn dies alles nicht mit frömmelnder Gaukelei, sondern mit reiner Wahrheit gefühlt, gethan, und ausgesprochen wird — nur dann ist die Gewißheit da, daß der teutsche Name von den tückischen Nachbarn wieder mit Zittern genannt und gehört werden wird.

Auch zeige man dem Volke durch die Art des Krieges, daß ein heiliger Ernſt in den Gemüthern iſt und daß etwas Großes und Ungeheures geſchehen ſoll. Thut man dies nicht, ſo tödtet man die lebendigen Geiſter des Muthes und Zorns in der Geburt; denn ſo viel hat auch der Kleinſte im Volke begriffen, daß gegen Ungeheuer geſtritten wird und daß nur mit einem ungeheuren Willen und mit ungeheuren Kräften der Streit glorreich hindurchgeführt werden kann.

Erſtlich alſo geſchehe nichts halb, man nehme das ganze waffenfähige teutſche Volk, und wälze ſeine zerſchmetternde Laſt auf den Feind. So kömmt durch die Menge den Freunden Zuverſicht und den Feinden Schrecken, allen teutſchen Streitern aber ein gemeinſamer Geiſt, der von jeher herrlicher gekämpft und fürchterlicher geſiegt hat, als alle Künſte der Feldherren und aller gemeſſene Prunk der Paraden.

Zweitens brauche man der größten Geſchwindigkeit. In allen Dingen gilt der Spruch: was du in zwei Stunden thun kannſt, thu nicht in zwei Wochen; am meiſten gilt er im Kriege. Wie die Stürme durch die geſchwinde

Zuſammenrollung der Wolken Donner und Blitz in ihrem Schooße zünden, ſo ſchüret die geſchwinde Bewegung unſre friſchen Geiſter zu dreifacher Flamme, und laßt die faulen und waſſerigen ſich nicht auf die feurigen werfen. Durch dieſe Geſchwindigkeit, ja ſelbſt durch die Gaukelei dieſer Geſchwindigkeit, worin ſie immer Meiſter waren, haben die Franzoſen die größten Heere beſiegt und die Thore der ſtärkſten Feſtungen zerſprengt.

Drittens brauche man, ſo lange die Sache ſteht wie heute, keiner verderblichen Schonung und Gnade, keiner vergeblichen, ja gefährlichen Halbheiten. Nach ausgefochtener Sache mag man ſchonend und gnädig ſeyn. Jetzt iſt Folgendes noth:

Rußland und England, und die beiden größten teutſchen Staaten, Oeſtreich und Preußen, (die hoffentlich beitreten,) erklären gleich anfangs, mit der ganzen vollen Kraft des teutſchen Volkes ſolle für das ganze volle Glück Teutſchlands jetzt gegen Frankreich gekämpft werden; demnach ernennen ſie einen gemeinſchaftlichen Ausſchuß für die Verwaltung der teutſchen Ange-

legenheiten und für die kräftigste und geschwindeste Führung des Kriegs.

Sie fordern alle Fürsten des Rheinbundes nun, da der Tag der Rettung erschienen ist, zum Abfall von dem Zerstörer Teutschlands und zur Theilnahme an dem Kampf für die Freiheit auf.

Alle Fürsten, welche ferner mit den Franzosen halten und bis ans Ende gegen die Freiheit und Ehre ihres Volkes und Vaterlandes fechten wollen, werden im Angesicht des teutschen Volks ihrer Lande und Ehren verlustig erklärt; sie können bei den Fremden, die ihnen besser gefallen als die Eigenen, leben und sterben, und sich dort ihre Jahrgelder holen. Denen, die über den Rhein zu den Fremden entweichen, wird ein kurzes Ziel gesetzt; kommen sie binnen demselben nicht zurück, so werden sie angesehen, als die Teutschland und teutsche Rechte meiden wollen. So muß das Gute von dem Bösen und das Kranke von dem Gesunden gesondert werden; denn anders kömmt Heil und Sieg nicht.

Viertens strafe man im Namen Gottes und der ewigen Gerechtigkeit, was das Land verrathen hat oder ferner verrathen will. Hier hieße Gnade Wasser in die Flammen gießen, welche die Franzosen verderben sollen. Die gehandelt haben und getrogen und gefrevelt haben für die Franzosen und für die französische Herrschaft, die den teutschen Namen gewissenlos und ehrlos geschändet und verachtet haben, die die Ankläger und Verspötter jeder teutschen Gesinnung und Tugend gewesen sind, werden gerichtet, wo man sie findet, oder, wenn sie entfliehen, als Vaterlandsverräther geächtet und auf ewig verbannt und verflucht aus ihrem Volke. Die durch Reden und Schriften gesündigt haben, die den Ihrigen die Franzosen als ein edleres und die Welt bildendes und befreiendes Volk, die Napoleon als einen göttlichen Heiland, als den Helden der Menschheit, als den Stifter und Befreier Teutschlands aus kleinlichem Geitz oder versteckter Büberei verkündigt haben — diesen scheere man das Haar ab, wie man gemeinen Missethätern thut, lasse sie die Urfehde schwören, und treibe sie über den Rhein zu ihren Freunden, welchen sie die Herr-

schaft über ihr unglückliches Vaterland gegönnt haben. Dort mögen sie sich den Gnadensold holen, dort mögen sie französisch plappern und das französische Evangelium predigen, wahrlich noch zu glücklich, wenn sie wie der weiland König Dionysius der Zweite von Syrakus durch das Fibellesen mit französischen Buben ihr verächtliches Leben fristen können.

Auch strafe man, sobald die verbündeten Heere zu dem Rhein gekommen sind, jeden teutschen Edelmann und Befehlshaber oder Beamten, der dann noch für die Franzosen streitet und arbeitet, als einen offenbaren Verräther des Vaterlandes, der entweder die Fremden liebt oder an seinem Vaterlande verzweifelt. In beiden Fällen darf er in diesem Vaterlande nicht leben.

Auch halte man strenges Gericht über die bonapartischen Jahrgelder und Ehrenzeichen. Jeder Teutsche, der französisches Jahrgeld genoß, werde ohne Ausnahme aus dem Reiche verbannt, denn er empfing dies schnöde Geld nur, weil er das Vaterland verrathen hatte oder verrathen wollte. Alle Jahrgelder und Güter, welche französischen Marschallen, Senatoren, und Ministern

oder andern Helfern und Heblern der franzöſiſchen Tyrannei in Teutſchland verliehen ſind, werden ſogleich nach der Beſetzung der Lande beſchlagen und zum Beſten des Staats zurückgenommen. Wer ſolche Güter, Lehen, und Anweiſungen von Franzoſen kaufte, der verliere ſie ohne Nachrechnung, weil er an den Beſtand der Schande glaubte und fremdem Glücke mehr vertraute als einheimiſcher Tygend.

Die Ritter vom Stern der bonapartiſchen Ehrenlegion und der eiſernen Krone müſſen ihre Zeichen abliefern, und ſchwören, ſie wollen ſie nimmermehr tragen. Gut wäre es, daß man, damit das Volk ſich freue und des Franzoſenunheils und Franzoſenhaſſes gedenke, dieſe Zeichen als unſelige und verfluchliche Unglückszeichen in einem öffentlichen Freudenfeuer verbrennte.

Dieſe Strafe der Böſewichter und Verräther und die Wegſchaffung des franzöſiſchen Unheils iſt nothwendig, damit das Volk Vertrauen faſſe zur gerechten Sache und zur Gerechtigkeit Gottes. Denn das iſt der höchſte Muth und Lohn der Guten, daß die Böſen geſtraft werden. Laßt man allen Schmutz und Verrath im Volke, ſo

wird er und sein Anhang immer noch im Finstern arbeiten und mit tausend und zehntausend Fäden unsichtbare Spinnengewebe des Truges und der Hinterlist ausstellen und zu seiner Zeit seinen Raub belauern; er wird immerfort viele verpesten und vergiften, Unglück und Unheil brüten und prophezeihen, und Glück und Sieg missdeuten. Auf diese Weise äußerlich durch verborgene Schlangenkünste und durch das gelähmte Vertrauen und den erkälteten Muth des Volkes wird diese schwarze Rotte immerfort ein fressender Krebs im Vaterlande bleiben; verderblicher wird sie innerlich seyn. Es ist ein heiliger Wahn der Ueberlieferung und Geschichte, welchen das gemeinste Leben bestätigt, daß Unheil Unheil brütet und Schande Schande leckt. Deswegen lebten in besseren Zeiten fromme und gerechte Menschen nicht gern mit einem Böswicht und Verräther unter demselben Dache oder auf demselben Schiffe. Das ist Gottes herrliche Gerechtigkeit, daß sich das Glück nimmer bleibend an Schande noch die Ehre an Feigheit gehängt hat. Wird der Abscheu und Abschaum des teutschen Volkes nicht aus ihm vertilgt, so wird Sieg und Glück nimmer um seine Panière schwe-

ben noch Freiheit je wieder ſeine Hütten bewohnen.

Zeigt man einen ſolchen Ernſt gegen die Franzoſen und ihre Beförderer und Anhänger, eine ſolche Kühnheit und Geſchwindigkeit in Entſchluß und Ausführung; offenbart man einen ſolchen heiligen Zorn für die Gerechtigkeit und die Ehre, und weiſet man künftige Stärke und Einheit der teutſchen Verfaſſung aus der Ferne; wirkt man durch alles, was Menſchen zu großen Thaten und Tugenden entflammen kann, durch Religion und Pflicht, durch Wort und Schrift, durch Beiſpiel und That edel, frei, und lebendig — dann, und allein dann, wird das Recht das Unrecht beſiegen, denn dann tritt es mit der unbeſieglichen und allmächtigen Majeſtät des Rechts auf und macht das brave teutſche Sprichwort wahr: Recht muß doch Recht bleiben.

Das nächſte große Ziel dieſes mit ſolcher Würde und Hoheit der Geſinnung begonnenen Krieges iſt die Befreiung und Wiederherſtellung Italiens und Teutſchlands und die Einſchränkung des franzöſiſchen Uebermuths an dem Rheinſtrom. Dort beginnt die Arbeit des Kriegs, vielleicht eine

lange und schwere Arbeit, die aber gethan wer-
den muß, wenn man nicht bei Halbem stehen
bleiben und nach einigen Jahren die Franzosen
wieder da sehen will, wo sie eben gewesen sind.
Den Rhein darf das unruhige und eroberungslustige
Volk nimmer als Gränze behalten; denn welche
Klauseln und papierne Eidschwüre und Verschrei-
bungen man auch an einen Friedensschluß hängen
und von wie vielen Bürgen und Zeugen man ihn
auch mit unterschreiben lassen mag — die natür-
liche Gewalt wird immer stärker seyn, als die
künstliche, wenn die Grundlage des Friedens nicht
eine sichere ist. Der Rhein mit seinem Knie in
fremder Hand drückt grade auf den Nacken
Teutschlands, und wird nicht weniger drücken,
wenn man auch gelobt und bedingt, er solle mit
weicher Wolle und Seide umwulstet werden.
Wenn Frankreich den Rhein und seine festen Stel-
lungen besitzt, so ist das Niederland und die
Schweitz, und also auch der größte Theil von
Oberitalien gradezu von ihm abhängig, so liegt
ihm das übrige Teutschland bis an die Elbe und
den Böhmerwald offen, und es mag ungestraft
hineinbrechen, und streifen und ziehen, so weit es

will; zu ihm aber darf ungeſtraft kein Heer nur bis an den Rhein, geſchweige denn über den Rhein kommen. Will man alſo den Franzoſen das Uebergewicht in der That entwinden, und nicht bloß zum Schein, ſo müſſen Teutſchlands alte Gränzen wiedergewonnen werden; dann werden die beiden Völker, die Teutſchen und die Franzoſen, in gleicherem Verhältniß einander gegenüber ſtehen, und gegenſeitige Furcht wird die Marken beſſer bewachen und das Gleichgewicht und die Ruhe Europens beſſer bewahren, als alle Bullen und Diplome, deren ewige Verſicherungen und Gelobungen immer nur durch die Degenſpitze recht getragen werden. Die Teutſchen wollen nur ihr Gebührliches wieder, die Menſchen ihres Landes und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig dem Vierzehnten und Funfzehnten und in der letzten franzöſiſchen Raubzeit entwendet worden ſind. Dieſe uralte germaniſche Gränze ſteht an dem Vogeſus, dem Jura und den Ardennen durch Art und Sprache des Volkes unverkennlich und unverrücklich feſt, und nichts Franzöſiſches, welches ſie nur verderben würde, ſoll von Teutſchen je begehrt noch genommen werden.

Dies hier Geſagte bedarf gar keiner weiteren Erläuterung noch Erörterung. Wer nur die erſte beſte Landkarte anſieht, verſteht, was ich ſagen will; wer nur die erſten Linien der Kriegsgeſchichte von Julius Cäſar bis auf Türenne, Villars, Pichegrü, Moreau, und Napoleon geleſen hat, verſteht die phyſiſche und politiſche Nothwendigkeit der Herrſchaft, welche vom Rhein über die benachbarten weſtlichen und ſüdweſtlichen Länder ausgehen muß.

Aber — mögte jemand einwenden — fallen wir hier nicht aus dem Regen in die Traufe? Nehmen wir nicht den Franzoſen ein Uebergewicht, und legen es ſogleich in die Hand des Teutſchen, der es eben ſo misbrauchen wird, als jene? Ich antworte: Nein! nein! die Fälle ſind verſchieden, und paſſen nicht; es iſt hier nicht die Rede von einer Stellung, oder von einem Lande, die als ein Zankapfel zwiſchen zwei gleich mächtigen Völkern in der Mitte liegen, ſondern erſt mit dem Rhein und ſeinen verlornen Landen wiegt Teutſchland Frankreich gleich. Der Rhein iſt ein uralter teutſcher Strom, die Lande umher ſind teutſch, und waren teutſch, und ſind es noch in den letz-

ten Jahrhunderten geweſen, und Europa iſt nie unter Teutſchlands Uebergewicht zermalmt worden. Erſtlich ſind die Teutſchen von jeher ein eben ſo friedſeliges als tapferes Volk geweſen und nie auf Eroberungen fremder Länder und Zerſtörungen anderer Völker ausgegangen, außer in den Zeiten allgemeiner Verwirrungen und Umwälzungen, die man gewöhnlich die Epoche der Völkerwanderung nennt, wo durch ein gewaltſames Gedränge der Menſchen und des Schickſals die meiſten Völker aus ihren Sitzen getrieben wurden und wieder andere Völker trieben. Im Mittelalter, im zehnten, eilften, und zwölften Jahrhundert, welche Macht war bei dem teutſchen Volke und bei ſeinen Kaiſern! doch blieben die kleinen Gränzſtaaten von Ungarn, Polen, und Dänemark neben dem gewaltigen teutſchen Koloß in eigener Freiheit ruhig ſitzen. Und in den letzten Jahrhunderten, wo bei manchen günſtigen Gelegenheiten die Macht gar nicht fehlte, haben Teutſchlands Herrſcher nicht immer mehr gearbeitet, fremde Anfälle und Eingriffe zurückzutreiben als ehrſüchtigen und raubluſtigen Krieg in die Gränzen der Nachbarn zu tragen? Ja, war dies

nicht schon das Gemüth des teutschen Volkes in der Zeit, worin Tacitus und andere Geschichtschreiber die Tugenden unserer gerechten und tapferen Altvordern beschrieben? Sie stießen fremde Gewalt zurück, aber stießen keine Gewalt gegen andere vor; erst durch die Ränke und Neckereien und herrschsüchtigen Eroberungsversuche der Römer wurden sie auch zu Streitereien und endlich zu Eroberungen gelockt. Der Mann wetzt den Mann, und das Eisen wetzt das Eisen.

Von dieser Seite also ist keine Gefahr. Die französische Unruhe ist nie mit dem Eigenen zufrieden; die teutsche Gerechtigkeit bauet gern nur auf dem heimischen Boden. Teutschland mit dem Rhein hat allerdings auch einen großen Einfluß auf die Schweitz, und muß ihn haben, weil erst dieser Einfluß ihm gleiche Stärke mit Frankreich giebt. Es gewinnt auch einen großen Einfluß auf Oberitalien, aber keinen alleinherrschenden. Es theilt diesen Einfluß immer mit Frankreich; besitzt aber Frankreich den Rheinstrom nebst seinen übrigen Gränzen gegen Italien, wer will ihm dort die Oberherrschaft streitig machen?

Alſo ein geſchwinder, tüchtiger Krieg gegen Frankreich, und dieſen Krieg auf das geſchwindeſte und kräftigſte über den Rheinſtrom hinausgetrieben, und nicht eher das Schwerdt in die Scheide geſteckt, als bis alle Menſchen der teutſchen Zunge, die bis in Lothringen, Elſaß, Lurenburg, und Flandern hinein wohnen, von der franzöſiſchen Herrſchaft erlöſt und wieder zu dem teutſchen Reiche gebracht ſind — dies iſt die Aufgabe und das Ziel. Löſt man dieſe nicht und trachtet man dahin nicht, ſo iſt nichts gethan, und Gott hat den Teutſchen umſonſt ein Glück geöffnet, das er ihnen, wenn ſie faul ſind, wieder nehmen wird.

Wir wollen alſo annehmen — was Gott gebe! — daß die Franzoſen völlig gedemüthigt, daß ſie aus Italien herausgetrieben, daß ſie der eroberten und erſchlichenen teutſchen Lande wieder beraubt werden, was ſoll man mit Italien und Teutſchland machen? Ich nehme hier an, Rußland und England, und die großen Staaten, welche beiden etwa beitreten, haben die volle Gewalt der Entſcheidung, und können beide Länder ziemlich willkührlich ordnen und einrichten. Dies

ist eine bloße Voraussetzung, die als solche neben so vielen andern Voraussetzungen stehen bleiben mag. Wie die Menschen meinen und wünschen, gerathen die Geschichten und Begebenheiten selten, aber ungefähr kann man doch darauf hinweisen, welchen Gang das Zeitalter nehmen wird und nehmen soll.

Will man das Alte wieder machen, wie es war, so begeht man eine Sünde und eine Thorheit zugleich: eine Sünde, weil man das Todte für etwas Lebendiges gelten lassen will, eine Thorheit, weil man die Frucht so vieler Siege dadurch wieder vernichtet. Denn nach wenigen Jahren wird Frankreich mit den kleinen Staaten Italiens und Teutschlands wieder dasselbe Spiel spielen. In jenen kleinen Königthümern und Fürstenthümern, wenn man sie nicht durch eine festere und mehr zwingende Ordnung zusammenbindet, liegt immer zu viele Schwäche, als daß sie sich der Ziehkraft des nahen und mächtigen Frankreichs erwehren könnten. So wie der Sonnenball viele kleine Himmelsbälle um sich tanzen läßt, die aus seinem Bann nicht heraus können, so allmächtig ist der herrische Zug einer großen

Macht und die dienende Nothwendigkeit kleiner Staaten.

Ueber Italien sage ich nichts weiter, ich habe mich darüber schon erklärt. Sobald man dem italiänischen Volke eine freie und selbstständige Verfassung und einen eignen König zeigt, sobald man es versichert, daß Fremde in Italien nicht herrschen und mit einzelnen Räuken und kleinlichen Vortheilen nicht mehr mit ihm spielen sollen, so wird dieses Volk ein treuer Bundsgenoß der Kämpfer für die Gerechtigkeit und ein ächter Feind der Franzosen seyn; ein neuer Geist und Adel wird in dasselbe fahren, und Italien wird wieder anfangen eine große und glänzende Geschichte zu haben. In Italien ist die Aufgabe leichter zu lösen als in Teutschland, weil die Franzosen alle die kleinen Herrschaften und Staaten schon zerstört haben, und nach ihrer Vertreibung aus den Gränzen des Landes nirgends eine genug bedeutende Macht daselbst ist, welche den Bestimmern des künftigen Schicksals von Italien große Hindernisse entgegensetzen könnte.

Schwerer ist es mit Teutschland, ja tausendmal schwerer und verwickelter, wenn man alle

Zusammenstöße ablenken, alle Rücksichten betrachten, alle Hindernisse wägen, und alle verschiedenen Vortheile schonen und vereinigen will. Dann wird nichts Kluges geschehen und nichts Festes gebildet werden, sondern der erste politische Sturmwind wird das aus Papier gebaute Puppenwerk wieder umblasen. Wenn jemand sagt: das Zeitalter großer Monarchien ist gekommen, das vielherrische Teutschland muß demnach seine Lande und Fürstenthümer in einer mehr monarchischen Einheit zusammenbinden, so werden viele sogleich einwenden: Aber wer giebt euch das Recht, mit dem Degen oder mit der Feder so viele kleine Fürsten mit Einem Male auszustreichen? haben sie nicht dasselbe Recht des Daseyns als Rußland, Oestreich, England, und andere Staaten? kann diese bis jetzt bestandene und bestehende Vielherrschaft unter Einem Oberhaupte nicht wieder vereinigt und so zusammengebunden werden, daß sie gegen jeden Angriff von innen und auf-

sen sicher steht? warum etwas vernichten, was man nur zu bessern hat? warum etwas ausrotten, was man nur zu heilen braucht? und zwar etwas, wodurch der teutsche Karakter als ein ganz eigener in der Geschichte da steht, in Verfassungen vielartig und vielseitig zu seyn, wie er in seinen geistigen Anlagen ist? Die bundsgenossische Verfassung ist ächt teutsch, und muß bleiben, und die Kleinherrschaft und Vielherrschaft, welche tolle Enthusiasten jetzt auf einmal zerstören wollen, ist die Mutter aller Freiheit und Gerechtigkeit gewesen, und hat in Teutschland jene allgemeine Bildung und weite Wissenschaftlichkeit erzeugt, wodurch es bis diesen Tag gepriesen wird.

Ich antworte hierauf mit ein paar leichten Federstrichen, denn sollte ich über alles Lob und allen Vorzug, die man dem verbündeten teutschen Kaiserreiche wohl beigelegt hat, mich ausbreiten, so könnten meine Antworten und Bemerkungen

bloß auf und über die erwähnten Punkte ein weites Buch werden.

Wohl wäre es verrucht, so viele (wenn auch die kleinsten) Fürsten mit dem Degen oder mit der Feder auszustreichen. Wiewohl dies früher, und auch in unsern Tagen geschehen ist, so wäre es doppelt abscheulich, wenn ein teutscher Mund einen solchen Gräuel auszusprechen wagte. — Aber damit der Einwurf und Vorwurf richtig beantwortet werde, müssen wir zuvor fragen: **sind diese Fürsten noch wirklich herrschende und regierende Fürsten? bestehen sie überhaupt noch? und wodurch sind sie geworden, was sie sind?** Dies sind Fragen des Rechts und der Geschichte, und nur aus diesen beiden Quellen kann der Bestand der Dinge hergeleitet und erklärt werden.

Was wir jetzt Teutschland nennen, was vor zwanzig Jahren noch den Schein eines eigenen Staates hatte, und in den jüngsten zehen Jahren auch den letzten dünnen Schimmer dieses Scheins verloren hat, entstand als derjenige Staat, von dessen Wiederherstellung hier geredet wird, zwischen den Jahren 840 bis 1170 und 1200, im

Zwischenraum welcher Jahrhunderte die östlichen und nördlichen Gränzen an den Ungarn, Polen, und Dänen hin fester bestimmt wurden. Das teutsche Volk bestand aus dem hohen Adel, aus der Geistlichkeit, und aus den Freien; die Knechte hatten in der Versammlung des Volks weder Stimme noch Ehre. Die Teutschen wurden nach ihren ursprünglichen und uralten Gesetzen, Herkommen, und Sitten regiert, und hatten einen herrlichen und allgebietenden Oberherrn, welcher König, und, seit Italien mit Teutschland verbunden worden, Kaiser von Teutschland genannt ward. Dieser Herr befahl mit großer Gewalt, und sein waren alle Rechte und Herrlichkeiten, die man mit Einem Namen Königsrechte oder Majestätsrechte zu nennen pflegt. Anfangs hatte Teutschland erbliche Kaiser aus dem Hause Pipins von Herstall, welche nach Pipins Urenkel, Kaiser Karl dem Großen, gewöhnlich die Karlinger heißen. Als dieses Geschlecht auf dem teutschen Throne ausstarb, wählten die Teutschen sich Kaiser ihres Volks aus einem anderen Stamm, doch so, daß sie stillschweigend eine Art Erblichkeit anzuerkennen schienen. So herrschten fünf Kaiser

aus dem Sächsischen, so vier aus dem Salischen Hause hinter einander, so später die Vettern der Salier, die Hohenstaufen. Die Völker erkennen gern an, was jeder Einzelne früher oder später erkennen lernt, daß das Leben nichts Unruhigeres und Gefährlicheres hat als die freigelassene Wahl und Willkühr, und daß nur das glückselig ist, was die wohlthätige Nothwendigkeit eines Gesetzes gebunden hat: von der Wahl liegt die Freiheit am weitesten, weil die sich immerfort wiederholende Willkühr durch die Unstätigkeit, die sie in der Liebe und Gesinnung erzeugt, der Sklaverei am nächsten steht.

Fürsten und alte verehrte Geschlechter hat Teutschland von jeher gehabt. Erbfürsten in den hohen Reichsämtern hatte es nicht, aber die Kaiser schienen seit den Saliern Erbkaiser werden zu wollen. Bald fügte es Teutschlands Unglück so, daß die Fürsten erblich und die Kaiser gewählt wurden. Seit dieser Zeit Unruhe, Aufruhr, Schwanken der Verfassung und aller teutschen Verhältnisse hin und her; von Jahrhundert zu Jahrhundert Minderung und Schmälerung der kaiserlichen Macht, Vergrößerung und Erhöhung der fürstlichen; alle kaiser-

lichen Herrlichkeiten und Güter beraubt, verschenkt, verpfändet und verkauft; zuletzt der Kaiser als Kaiser der ärmste und ohnmächtigste Fürst in Teutschland: nur im Wahn des Namens noch eine Bedeutung von Macht. Doch bestand Teutschland durch allgemeine politische Weltverhältnisse, und durch angeborne Tugend, Treue, und Tapferkeit, die in dem edlen Volke nicht so leicht untergehen konnten.

In der früheren Zeit waren die, welche nachher Reichsfürsten genannt wurden, nur Dienstmannen und Amtleute des Kaisers. Teutschland hatte alte Fürstengeschlechter, welche auf besonderen Stammgütern wohnten, die sie mit denselben Rechten und Pflichten besaßen, wie jeder freie germanische Mann seine Güter und Höfen besaß; aber diese alten Geschlechter hatten gar keine persönlichen Vorrechte. Unter diesen waren Fürsten, welche die Kaiser mit Gütern beliehen hatten, welche aber keine einzige der Hoheiten und Vorrechte ansprechen durften, die sie sich später zueigneten. Alle Würden und Aemter aber hingen zunächst an des Kaisers Willkühr, weil er der Kaiser und Herr war über allen

und weil das Volk Schwerdt und Scepter ihm nicht umsonst zum Schutz und Zorn in die Hand gegeben hatte: die Herzoge, die Grafen, die Markgrafen, die Landgrafen, die Pfalzgrafen, die Erzbischöfe, die Bischöfe, und Aebte waren Beamte, die der Kaiser, wenn sie gegen ihn und das Reich verbrachen, einsetzte und absetzte, und diese wurden nicht ausschließlich aus Fürstengeschlechtern, sondern aus allen freien Männern Teutschlands genommen, so daß jemand ein sehr hoher Beamter und doch eines wenig berühmten Geschlechts seyn konnte.

So war es unter den Karlingern, so unter den Sachsen. Unter den ersten Saliern versuchten einige Fürsten was kaiserliche Gnade war als ein Recht zu behaupten. Die Kaiser zeigten ihnen die Kaisergewalt, stießen die stolzesten Aeltesten in den Staub zurück aus der Herrlichkeit, die sie ihnen verliehen hatten, und erhoben die kleinsten Jüngsten dazu; ja viele hohe Aemter besetzten sie gar nicht, damit sie zeigten, von ihnen hange es ab, wie das Reich verwaltet werden solle, wenn es nur gerecht verwaltet werde. Gegen dieses hohe und edle Kaiserhaus glühete der Haß der

alten Geschlechter und brach unter dem Jüngling Heinrich dem Vierten in hellen Flammen aus, die der Pabst in Rom schürte. Dieser empörte und beschützte die Fürsten gegen ihren Herrn und Kaiser. Die teutschen Fürsten sahen ihren Kaiser, den Sohn eines gewaltigen Herrn, den Enkel so vieler Könige, den herrlichsten Herrscher des Abendlandes, unter den Mauern von Kanossa vor dem stolzen Hildebrand gleich einem gemeinen Missethäter im brennenden Winter knieen, und frohlockten der geschändeten Ehre; sie setzten Gegenkaiser, die untergingen; sie empörten zuletzt seinen eigenen Sohn, der von seinem Vater und von Gott verflucht ward, daß sein Geschlecht mit ihm erlosch. — Eben so herrliche Kaiser waren die Hohenstaufen, ihr Schicksal war nicht glücklicher. Mußte nicht der große Friedrich Rothbart sich vor dem Pabst demüthigen in Venedig, weil teutsche Fürsten dadurch größer zu werden schienen, daß ihr Herr erniedrigt wurde? mußte nicht der unbesiegliche Friedrich der Zweite seinen von ihnen aufgewiegelten Sohn Heinrich im Kerker sterben lassen? ließen sie es nicht mit Freuden geschehen, daß der letzte Sproß der Hohenstaufen

in Neapel auf dem Blutgerüste von Henkerhand ungerächt hingerichtet ward?

In dieser langen Zeit von Ungehorsam und Verwirrung und in dem Zwischenspiel und der Zwischenhetzerei der Päbste hatten sie die Künste gelernt, wodurch sie das angefangene Werk vollenden konnten. Zwanzig Jahre lang hatte Teutschland gar keine Kaiser, als solche, die bloß mit dem Namen aus der Ferne gehört wurden, wie Alfonsus von Kastilien und Richard von England. Was sah man da? überall Begründung der Fürstenmacht, und Willkühr und Plünderung und Zerstückelung des Reichsguts und der Reichshoheit, oder vielmehr des Kaiserguts und der Kaiserhoheit. Als die Schrecken der beiden gewaltigen Häuser, welchen die Vasallen oft noch kniefällig hatten gehorchen müssen, mit ihren letzten Sprossen vergangen waren, da hieß die Fürstenklugheit, schwache und ohnmächtige Herren auf den Kaiserstuhl zu erheben, Sorge für Teutschlands Ehre und Freiheit; da hießen die Bullen und Urkunden, wodurch sie sich im Besitz bestätigten und befestigten, Teutschlands Freiheitsbriefe, als wenn Teutschland im elften und zwölf-

ten Jahrhundert unter dem gewaltigen Schirm des kaiſerlichen Adlers nicht eben ſo frei und glücklich geweſen wäre, als in den folgenden Jahrhunderten bei der kaiſerlichen Ohnmacht und bei der zerriſſenen und zerreißenden Zwietracht der ſelbſtmächtigen und vom Reiche gewachſenen Vaſallen. In dieſen Jahrhunderten ließen die Fürſten ſich den unbeſtimmten und ſchwankenden Beſitz und ſeine Rechtmäßigkeit mehr und mehr verbullen und verbriefen, und hinfort ward Recht und Freiheit genannt, was früher Aufruhr und Meuterei geheißen hatte. So ändern ſich die Dinge und ihre Zeichen und Namen, und ſelbſt Liebe und Haß wechſeln, und nichts bleibt in menſchlichen und irdiſchen Dingen beſtändig.

Doch wollte bei dieſem Zuſtande der Angelegenheiten Teutſchlands der gnädige Gott das brave teutſche Volk nicht verlaſſen, und erweckte in Südteutſchland durch ein ſeltenes und faſt wunderſames Zuſammentreffen vieler Umſtände und Begebenheiten in den habsburgiſchen Erzherzogen von Oeſtreich und Herzogen von Burgund ein mächtiges Herrſcherhaus, welches die teutſche, einem ſchwachen Fürſten endlich nicht mehr be-

gehrliche Kaiserwürde mehrere Jahrhunderte fast ununterbrochen getragen hat. Ohne dieses Haus und ohne das Gewicht, welches es in die Wagschale der europäischen Geschäfte legen konnte, hätte die schlecht verbandene teutsche Vielherrschaft das Vaterland schon damals im Osten den Türken und im Westen den Franzosen zur Beute machen müssen.

Jetzt begann die Reformation Luthers, etwas, das man nicht tadeln kann, weil es eine nothwendige Geburt des Zeitalters war und von Gott kam und nicht von den Menschen. Diese Reformation, welche auf eine völlige Umwandlung der alten Begriffe und Gedanken und auf ein ganz neues Leben und einen neuen Zustand hinarbeitete und gerade in unsern Tagen ihre Arbeit scheint vollendet zu haben, löste viele Staaten auf, und machte auch das lose Band, welches den Kaiser und die Fürsten zusammenhielt, noch loser. Sie beschleunigte die Auflösung, welche in Teutschland schon war, vielleicht um einige Jahrhunderte; sie die einzige Ursache derselben zu nennen, ist dumm und ungerecht. In dieser Zeit wagten teutsche Fürsten schon Bündnisse mit

den Fremden gegen Kaiser und Reich, und alle Tage erschienen neue Bedenklichkeiten und Gefährlichkeiten. Jetzt säete auch die Religion Zwietracht aus. Mit blutendem Herzen gedenkt ein treuer Teutscher nur der unseligen Zeit unter des herrlichen Maximilians des Zweiten schwachen Söhnen, der Ränke der Jesuiten, der blutigen Aufruhre und Bekehrungen in Böhmen, Oestreich, und Steiermark, der unweisen und grausamen Frömmigkeit der großen Herren von Oestreich und Baiern, Ferdinands des Zweiten und Maximilians, und der Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit, und Unfähigkeit der mächtigeren protestantischen Fürsten, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts regierten.

Ich spreche von dem dreißigjährigen Kriege, einer Plage und Schande, welche Teutschland der Schlaffheit und Verblendung derer, die hätten anführen sollen, und dem wilden, ungehorsamen und abentheuerlichen Geist einiger Fürsten und Herren verdankte, die keinen Gott kannten als ihren Degen, und kein Vaterland, als wo sie mit ihren verheerenden Reitergeschwadern lagerten. Auch hier ward die Religion hineingeschoben,

und das teutsche Volk durch das Heiligste und Ehrwürdigste, was der Mensch hat, gegen einander aufgewiegelt und bewaffnet. Das Volk glaubte, was die Anführer nicht glaubten. Darin waren in dieser traurigen Zeit einige katholische Fürsten ehrwürdiger, als die protestantischen, daß sie wirklich mit der Religion des Herzens, jene nur mit der Religion des Mundes in den Kampf zogen. Dieser jammervolle Krieg brachte eroberungslüsterne Fremde ins Vaterland, die auch nur mit teutschen Kräften und Männern Teutschland verwüsteten und erniedrigten. Das war das Schimpflichste, daß zu Münster und Osnabrück, in denselben Orten, wo einst die Weltherrscher Roms vor den Germanen gezittert und über ihren erschlagenen Legionen die Wehklage geheult hatten, das Schicksal der Enkel dieser Germanen von zwei Weibern entschieden ward. Anna von Oestreich herrschte in Frankreich kaum, wo Erschöpfung, Unruhe, bald Aufruhr war: sie gebot in Westfalen allmächtig; Christina, des großen Gustav Adolfs Tochter, herrschte in Schweden leichtsinnig und verschwenderisch über ein kleines tapferes, aber armes Volk, Enkel

der alten Gothen: die Frau, welche in ihrem Heere nur 20000 gebohrne Schweden und keinen Pfennig Geld hatte, half Teutschlands Loose vertheilen. Das geschah durch teutsche Zwietracht und Gleichgültigkeit, die kein Vaterland mehr erkannten, die sich für den eigenen kleinen Vortheil an die Fremden hängten, und ihnen ihre Heere, ihr Land, und ihre Ehre verkauften. Darum geboten Anna und Christina.

Doch entging Teutschland der Gefahr völliger Schändung und Unterjochung, oder wenigstens der Zersplitterung seines Gebietes auch diesmal wieder durch die Gnade Gottes. Das war ein großes Glück, daß die Türken in dieser ganzen Zeit keinen kriegerischen Kaiser oder Vessir hatten, welchem gegen Westen zu stürmen gelüstete; daß die Franzosen noch mit den Vorarbeiten der despotischen Monarchie beschäftigt waren, die bald nach diesem Kriege Europa ängstigte; daß der kühne und gewaltige Gustav Adolf, der gewiß große Entwürfe des Ehrgeitzes in seinem Herzen rollte, den dritten Herbst nach seiner Landung auf teutschem Boden bei Lützen erschlagen ward.

Traurig iſt die Erinnerung an die Unterhandlungen von Münſter und Osnabrück, und an den Frieden und die Verfaſſung, welche ſie gebahren, an den ſogenannten Weſtfäliſchen Frieden. Hier gebehrdeten ſich alle, als ſeyen der Himmel und die himmliſchen Dinge, der Glaube und die Religion das Einzige, was in ihren Herzen und Gedanken lebe, aber bei den meiſten war Eigennutz und Herrſchſucht größer, als Gerechtigkeit und Vaterland. Schon damals bezahlten die Franzoſen Beſtechungsgelder, und Schweden und Teutſche empfingen ſie: die Schweden empfingen auch noch von Teutſchen. Ich ſage nichts von dem neuen Rechte, wodurch ſo viele teutſche Stifter und Herrlichkeiten hier vernichtet wurden, nichts von der trügeriſchen Gier, womit nach des Reichs Gütern und Ländern getaſtet ward; in Münſter und Osnabrück wurden die teutſchen Pacta conventa abgeſchloſſen und beſiegelt, die Schwäche und Zerriſſenheit des Reichs ward beſtätigt, und polniſche Verwirrung, Ungehorſam, und Unglück wurden dort zu Geſetzen geſtämpelt. Was gleich nach Luthers Tode die Fürſten von Sachſen und Heſſen gegen Kaiſer Karl den Fünf-

ten wagten; wodurch Moriz von Sachsen mit Frankreich gegen Kaiser und Reich bald offen frevelte; was man unter Rudolfs schwacher Regierung mit dem König Heinrich dem Vierten von Frankreich, was man bald darauf immer kühner mit Richelieu und Dänemark und Schweden gegen den Kaiser und das Reich angezettelt hatte, was aber immer noch mit einer Art Scheu und Schaam entschuldigt und mit einem Anstrich von bösem Gewissen gethan ward — das ward jetzt als freies Recht gestämpelt und von tausend Stimmen als die rechte und ächte Freiheit Germaniens gepriesen und verkündigt. Jeder teutsche Fürst ward durch den Westfälischen Frieden fast ein selbstherrschender Gebieter in seinem Lande, ihm ward das eigenmächtige Recht des Kriegs und Friedens zugestanden, und mit seinen Mitständen des Reichs oder mit fremden Mächten Bündnisse und Verträge zu schließen, unbeschadet — hieß es — den Pflichten, womit jeder dem Kaiser und Reiche verbunden sey. Aber wer sollte den Proceß führen? wer sollte untersuchen und entscheiden, wie weit diese Pflichten gehen und worin sie bestehen? wer sollte bei solchem Zugeständniß die mächtige-

ren Glieder des Reichs in Ordnung halten? Der eigene Wille ging geschwind, der allgemeine faul; der Verbrecher gegen Kaiser und Reich handelte, der Rechtforderer sollte erst untersuchen, warum und wie er handelte. Das ist allein zu bewundern, daß Teutschland bei diesem Unglück nicht früher untergegangen ist. Aus der Uebung ließen die teutschen Fürsten dieses Recht nicht leichtlich kommen, da sie es schon gebraucht hatten, ehe es ihnen zugeschrieben war. Frankreich hatte diese sogenannten Fürstenrechte besonders gefördert und beschützt; Frankreich benutzte sie zuerst für sich. Der treulose und herrschsüchtige Ludwig der Vierzehnte hatte in allen seinen Kriegen gegen Teutschland und gegen die übrigen Nachbarn teutsche Fürsten zu Bundsgenossen, und zwar meistens nur katholische Fürsten, z. B. die Bischöfe von Cölln und Münster, und die bairischen Kurfürsten. Dies sage ich nur, damit man im Eifer für das Alte Luther und die protestantischen Fürsten nicht ungebührlich beschuldige. Dieses Uebel lag nicht im Protestantismus, es lag in der ganzen teutschen Verfassung tief gewurzelt; der Protestantismus hat es höchstens etwas früher, als

sonst geschehen wäre, zur Anwendung bringen helfen.

Seit dieser Zeit ging es mit der teutschen Freiheit reißend vorwärts und mit dem teutschen Glück und der teutschen Macht reißend abwärts. Jede Kaiserwahl beschränkte die Kaiserherrlichkeit und erweiterte die Fürstenrechte; der hohe Wahn von dem Gehorsam gegen Kaiser und Reich und von der Gewalt und Majestät des Kaisers über allen schwand mehr und mehr; die mächtigen teutschen Fürsten stellten sich immer mehr neben den Kaiser gleichsam als seines Gleichen, und thaten und verhandelten mit den Eigenen und mit den Fremden, wie es ihnen gefiel; für sie gab es kaum ein Gesetz der Gerechtigkeit mehr, das sie zwingen konnte, höchstens wurden sie durch das Gesetz politischer Schicklichkeit lose gehalten; sie durften fast ungestraft alles durch die teutschen Gesetze und gegen die teutschen Gesetze; nur gegen die Kleinen war in der Verfassung gesetzlicher Zwang und Strafe, weniger Schutz und Schirm für sie. Diese Kleinen, die geringeren Fürsten und Herren, der teutsche Orden, die Reichsritterschaft, die Reichsstädte, die Bisthümer und

Stifter waren daher auch die einzigen, die noch mit rechter Liebe und Treue an Kaiser und Reich hingen.

Was soll ich von dem achtzehnten Jahrhundert reden und die traurig lange Geschichte teutscher Zwietracht und teutscher Unglücks erzählen? was von Frankreichs schlummerlosen Kabalen und Anzettelungen? von Baierns zweimaligem und dreimaligem Spiel mit den Fremden? was von den jammervollen inneren Kriegen von 1740 und 1757, welche zur Verwüstung und Schändung des Vaterlandes alle fernsten Völker auf den teutschen Boden lockten? Endlich der französische Revolutionskrieg, welcher Teutschlands Verderben und die Eroberung teutscher Lande offen im Munde führte; die Demüthigung, Entwaffnung, und Zerreißung des Vaterlandes; die Friedensschlüsse zu Luneville und Regensburg, und wie wieder Fremde über des Vaterlandes Lande und Würden entschieden und das Alte mit einer neuen Verzierung aufschmückten, die sie eine Verfassung Teutschlands nannten und worunter sie wie hinterlistige Schlangen in ihren Löchern lauerten. Was aus diesen Friedensschlüssen und ihrer Ver-

faſſung geworden iſt, der völlige Abfall und Ungehorſam vieler Fürſten, die Zerſprengung des alten heiligen Reiches, das Unglück des Rheinbundes, die Unterjochung Teutſchlands, die unſeligſte Verwirrung und Zerrüttung aller Dinge, und unglaubliches und unbeſchreibliches Elend der Menſchen — das liegt friſch und blutig vor unſern Augen, und es bedarf nicht beſchrieben zu werden, was wir empfunden haben und empfinden.

So iſt es ergangen, und ſo geht es, und noch ſind da, die uns ſagen, Teutſchland müſſe ſeine Verfaſſung wieder haben; die Vielherrſchaft ſey das Palladium teutſcher Freiheit und teutſcher Bildung, und müſſe bleiben; der Teutſche wolle keinen großen Staat, er tauge dafür nicht, bündiſch, genoſſiſch ſey ſein Sinn, einen Eidgenoſſenſtaat unter einem ſchwach gebietenden Oberhaupte wolle er wieder haben.

Oben ſchon habe ich mich über das erklärt, was dieſe Gerechtigkeits- und Freiheitsprophetен

unter teutſcher Verfaſſung und teutſcher Freiheit verſtehen, nemlich die Selbſtgewalt der größeren Fürſten gegen Kaiſer und Reich und gegen die Kleinen, und das bedrieſte Recht, gegen Reich und Volk jeden beliebigen Augenblick in offenem Kriege und Aufruhr zu ſeyn. Die alte Verfaſſung Teutſchlands aus dem zehnten und eilften Jahrhunderte könnten wir uns wohl gefallen laſſen, wenn das Alte je wieder jung werden könnte. Aber würden die Fürſten es ſich gefallen laſſen, gegen den teutſchen Kaiſer wieder in das Verhältniß geſtellt zu werden, wie ſie unter den Sächſiſchen und Saliſchen Herren ſtanden? Wahrlich nimmermehr. — Die Geiſter ſind nicht wieder zurück zu gewöhnen, auch nicht wieder zurück zu verſöhnen, als von fern; einmal gebrochene Liebe und Treue läßt immer einen bittern Stachel im Herzen, und der großgezogene Ungehorſam wird durch Zucht kein Gehorſam wieder. Auch die Zeiten laſſen ſich nicht wieder zurückführen; was vergangen iſt, iſt auf ewig vergangen. — Oder ſollen wir die ſpätere Verfaſſung wieder nehmen, die von Friedrichs des Zweiten und Konrads des Vierten von Hohenſtaufen Tod bis auf die Refor-

mation und den dreißigjährigen Krieg? oder die des Westfälischen Friedens? oder gar die des Luneviller Friedens, die sogleich mit Ungehorsam und Abfall begann? — Das nennen die Menschen Verfassung, was gar keine Verfassung ist, ein seltsames Ding, was allein teutsche Redlichkeit und Bravheit so lange zusammengehalten hat und was ohne diese dem Vaterlande schon viel früher das ganze jüngste Unglück gebracht hätte. — Ja selbst wenn Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit und Gehorsam gegen das Vaterland die größesten wären, wenn der Geist der Hingebung und Aufopferung für das Vaterland auch plötzlich wie durch ein Wunder alle Herzen ergriffe, die alte Gestalt des teutschen Reiches, wie sie in den letzten Jahrhunderten war, hat eine solche Langsamkeit und Hülflosigkeit in der Gefahr, eine solche Ohnmacht und Unfähigkeit, die Kräfte desselben kühn und rasch zu gebrauchen, daß Teutschland auch bei dem besten Willen der Glieder seines Leibes, bei dem Stande der jetzigen Weltverhältnisse, bald wieder in derselben Lage seyn würde, woraus wir es erlöst wünschen. — Oder soll man endlich etwas ganz Neues stiften, den unseligen

Rheinbund vertilgen, und eine neue teutsche Eidgenossenschaft bilden, die in allen ihren Theilen besser zusammenhängt und der ausübenden Gewalt und überhaupt der Ausführung der Beschlüsse mehr Geschwindigkeit und Schnellkraft giebt? Freilich Entwürfe und Plane sind da genug zu machen, aber welcher Gott soll das Abtrünnige, Entgeistigte, und Entreutschte wieder zu der verlornen Liebe und Treue binden, so daß fest zusammenhalte, was in ihm selbst keinen Halt hat? Solches wird durch Bullen und Briefe und beschwornes und besiegeltes Papier nicht fest; durch eine solche papierne Umkleidung und Ausschmükkung der teutschen Schäden würde man das Uebel nur verlarven, und seine Plage würde gleich einer übergeheilten Wunde bald wieder ausbrechen.

Und die Ungerechtigkeit gegen diese Fürsten, die Vernichtung ihrer wohl hergebrachten Rechte und Herrlichkeiten, und Anderes, worüber man schreien würde? Ich frage nur Eins: bestehen ihre Rechte und Herrlichkeiten noch? tragen sie noch die Majestät des Befehls? sind sie noch Fürsten? Zwar hat Napoleon sie zu allein-

herrſchenden, unumſchränkten Herrſchern erklärt; aber wo iſt die Heiligkeit ihrer Perſon, die Unverletzlichkeit ihrer Herrſchaft, die Majeſtät ihrer Gewalt? die unglücklichen Fürſten wiſſen wohl, wie ſie herrſchen und gebieten, ſie ſelbſt fühlen am beſten, wer ſie ſind, und wer ſie bald ſeyn würden, wenn ihrem großen Beſchützer ſeine gigantiſchen Entwürfe gelängen. Wahrlich ſie müſſen ſich jeder teutſchen Verfaſſung freuen, die ihnen Antheil an der Majeſtät des Reiches, eine hohe und heilige Ehre in ihrem Volke, und ihren Söhnen und Enkeln nach ihnen für alle Zeiten die Hoffnungen und Rechte glänzender Herrſchaft ſichert.

Und die im teutſchen Karakter tief gegründete Anlage und Neigung zu verbündeter Eidgenoſſenſchaft, alſo die Nothwendigkeit der Eidgenoſſenſchaft?

Die viel berufene und auch viel geprieſene Eidgenoßlichkeit des teutſchen Volkes, ſeine urgebohrne und eingebohrne Fähigkeit und Liebe zu einer bündiſchen Verfaſſung iſt demjenigen, der die Entwickelung der Völker und die Schöpfung

und Umwandelung ihrer Verfassungen nur mit einem flüchtigen Auge betrachtet hat, wahrlich fast etwas Lächerliches. Es ist eben so abgeschmackt, aus dem, weil etwas ist oder auf eine bestimmte Weise ist, die Nothwendigkeit des Seyns und zwar eines solchen bestimmten Seyns zu folgern, als aus dem Nichtseyn eines gewissen Zustandes die Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit zu einem solchen Zustande zu schließen. Bei slavischen Völkern beginnt der Anfang ihrer Geschichte gewöhnlich mit Einherrschaft, bei freigesinnten mit Vielherrschaft. So wimmelte das alte Griechenland, Italien, und Hispanien von einer Unendlichkeit kleiner Könige, Fürsten, Freistaaten, und Freistädte, bis größere Bildung, gewaltiger Zusammenstoß der Kräfte, und der rastlos fortschreitende Gang der Zeit mehr Monarchien oder Monarchienähnliche Verfassungen erzeugte. Eben so war es die nächsten Jahrhunderte vor und nach unsers Heilands Geburt mit unsern Vorfahren, den Germanen. Blieb es so? Nein. Doch hätte es bleiben müssen, wenn die Germanen zu keiner andern Verfassung von der Natur bestimmt gewesen wären. Die Spanier, die Engländer, die

Schweden haben Einherrſchaft gewonnen. In früheren Zeiten hatten ſie auch Vielherrſchaft und kleinere Bundsgenoſſenſchaften unter Einem Herrn oder mehreren Herren; ſie gehorchen jetzt einem Könige. Und wagen wir es dieſen unſern Brüdern Tapferkeit, Freiheit, Stolz, Ehre, und Glück abzuſprechen? O daß wir die ihrigen hätten! Auch bei Teutſchland und bei den Teutſchen iſt gar keine Naturnothwendigkeit, daß ſie durchaus in einer bündiſchen Verfaſſung leben müſſen, und daß jede andere, die Gott oder Menſchen ihnen geben könnten, ein Verbrechen ſey. Die Nothwendigkeit war nichts weiter als eine politiſche. So läßt ſie ſich hiſtoriſch weiſen. Teutſchlands und Italiens Schickſal und Verfaſſung und ihr letztes Verhängniß ſind in Rom beſtimmt, der Pabſt und die Kirche haben ſie gemacht: die zuſammenzwingende Kraft des Kaiſers und die auseinander reißende Kraft der römiſchen Kirche haben die italäniſche und teutſche Vielherrſchaft bis auf eine Zeit verlängert, wo faſt alle andere germaniſche Stämme monarchiſche Staaten geworden waren. Ohne den Pabſt würden die Herzoge von Mailand und Savoyen und die Fürſten von

Sachſen, Baiern, und Heſſen eben ſo verſchwunden ſeyn, wie die von Bretagne, Guienne, und Burgund in Frankreich und die von Katalonien, Valencia, und Leon in Spanien verſchwanden. Jene politiſche Nothwendigkeit hat ſeit Jahrhunderten nicht mehr gewirkt wie vormals, und nur die Eiferſucht der umwohnenden Völker, und ein aus ihr erwachſenes Syſtem, das ſie Syſtem des Gleichgewichts nannten, hat Teutſchland gröſtentheils und Italien zum Theil noch in dem Zuſtande von Aehnlichkeit einer Verfaſſung erhalten, woraus mit dem erlöſchenden Wahn von dem abendländiſchen Kaiſer und mit dem ſinkenden Anſehen des Pabſtes Leben und Geiſt, oder — was daſſelbe iſt — das Gleichgewicht der Kräfte entflohen war. Jetzt da die Zeit ein neues Syſtem erſchaffen, und ein neues Gleichgewicht Europens bauen will, iſt der völlige Umſturz des vorigen Italiens und Teutſchlands eingetreten. Wie man es auch anfange, nimmer wird man ganz wieder erneuen und aufbauen können, was ſeinen Glauben und ſeine Religion verloren und verleugnet hat wie die teutſche Verfaſſung.

Und die wohlthätigen und herrlichen Folgen und Früchte der sogenannten bündischen Verfassung Teutschlands?

Da nennt man zuerst die Vielseitigkeit und Vielartigkeit des teutschen Volks, seine Anlage, sich alles Fremde anzueignen, alles Fernste zu verstehen, kurz alles zu vernehmen, anzuerkennen, und zu würdigen wie kein anderes Volk. — Man nennt eine schöne Eigenschaft der Teutschen, um welche, wenn sie allein aus einer Verfassung, wie die teutsche Verfassung war, entspringen konnte, man wohl eine solche schlecht verbundene Unvollkommenheit ertragen mogte. Aber diese Vielseitigkeit und Vielartigkeit der Teutschen entspringt keineswegs aus dem Vielerlei und Allerlei der Herrschaften und Verfassungen und Staaten, die in der großen Herrschaft, Verfassung, und Staat mit eingeschachtelt liegen, sondern aus der weltbildenden und geistigen Anlage des Volks, welches gerade dieser Geistigkeit wegen als die blühende und glühende Seele Europens von Gott in seine Mitte gesetzt

worden iſt. Dieſe ſchöne Vielſeitigkeit, dieſes treue und offene Herz, und dieſes liebende und verſtehende Gemüth für alle Zeiten und Völker und Länder, dieſe Gabe ahndender Weiſſagung und Auslegung, dieſe Demuth und Frömmigkeit, womit der Teutſche alles Schöne und Gute auch der Fremden empfängt, erkennt, und verehrt, wird eine andere Verfaſſung, als die vergangene war, ihm nicht nehmen; auch in einem feſter umſchloſſenen und gehaltenen Staate wird er nie verſtocken und erſtarren im kleinlichen Stolz und in eitler Genüge auf ſeine Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit. Das hindert ſeine angebohrne geiſtige Beweglichkeit, und bei ſeiner Lage im Mittelpunkt auch die ſtete Reitzung und Reibung, die er von den andern Völkern empfängt, welche ihn nie einſchlafen laſſen werden. Daß aber dieſe Reibung nicht länger die des fremden Eiſens und Joches bleiben möge, das wünſcht mit mir wohl jeder redliche Teutſche. Gern aber wollen wir von unſerer ſogenannten teutſchen Art etwas abdingen laſſen, weil ſie nicht ganz die Art unſerer Väter iſt, welche wie Pulver aufflogen, wann die heiligen Klänge Vaterland und Freiheit erſchall-

ten. Uns thut es sehr noth, daß wir aus der Bildung des Einzelnen und dem Gefühl für das Einzelne, worin die meisten Teutschen in den beiden letzten Jahrhunderten sich im kleinlichen Glücke verkleinert und verkümmert haben, uns wieder zu der Bildung und dem Gefühl des Allgemeinen erheben, daß wir wieder auch eine äußere Gestalt und Würde eines Volks bekommen. Süß ist die fröhliche Genüge des Herzens, die fromme Genüge des häuslichen Glückes, und der Teutsche wird sie nie verlieren; aber süßer ist das stolze Gemüth, welches zuerst nach hoher Glorie und unbeflecktem Glanz des ganzen Volkes hinausblickt und diese beschirmt wissen will, ehe es sich das Recht zugesteht an seinem Herde mit Weib und Kindern und Freunden das eng umschlossene Glück zu genießen. Durch die große Zeit, worin wir leben, und durch Gott, der mit uns ist, werden wir dieses höhere Gefühl männlicher Tugend wieder gewinnen, und dann erst werden wir unsere Bestimmung, ein Weltvolk zu seyn, ganz und würdig erfüllen.

Die Vielherrschaft beförderte die Freiheit und Denkfreiheit, zügelte

den Uebermuth, und schreckte die Ungerechtigkeit durch eine Oeffentlichkeit der Rede und Schrift, die durch sie allein möglich war, weil man in dem Gebiet des einen Herrn durfte, was unter dem Scepter des andern bestraft ward, und weil die Fürsten die Meinung ehren und fürchten lernten. Von der teutschen Freiheit und was sie den Fürsten bedeutet hat, ist eben genug gesprochen; wie die Vielherrschaft die Denkfreiheit gefördert hat, mögte man dankbar gern erkennen, wenn man nicht wüßte, daß sie auch in freien Monarchien bestehen kann. England hat immer eine größere Denkfreiheit walten lassen, als Teutschland, Schweden eine so große, als die besten teutschen Staaten; und doch haben beide Länder einen gebietenden König über allen und keine regierenden und unabhängigen Fürsten noch freie Reichsstädte und Republiken. Galt denn die politische Freiheit bei der teutschen Vielherrschaft so allgemein? galt sie durch die heilige und öffentliche Stimme des teutschen Volkes und seiner erlauchtesten und besten Männer? wurden nicht viele teutsche Staa-

ten schon fast willkührlich und ohne alle ständische Vertretung und Mitberathung regiert? und wo noch Stände berufen wurden, waren sie viel mehr als leerer Schein? Dies hier Gesagte soll man keineswegs als eine Anklage der Regierungen deuten; es war allmälig nothwendig aus der Zeit so geworden. Mit dem Verfall der alten Formen und Ordnungen und mit der schwindenden Ehrfurcht vor dem Reiche und vor der kaiserlichen Majestät, war auch der Stolz und Hochsinn des Adels und Volkes lange schon gesunken, welche zwischen dem Gesetz und der Willkühr vormals eine wohlthätige Schranke aufgeführt hatten. Verkauften nicht zu derselben Zeit, als die gepriesene Aufklärung alle Offenbarung wegklügelte, alle Religion wegspöttelte, und alles göttliche und menschliche Heiligthum enthüllte und entweihte, teutsche Fürsten Tausende ihrer Unterthanen nach dem Kap, nach Amerika, und nach Indien, daß sie für schnödes Geld erschlagen würden? Dies geschah im achtzehnten Jahrhundert öffentlich in dem Lande, das die freien Germanen seine Ahnherren nannte; dieser Negerhandel ward bei der sogenannten freiesten teutschen Verfassung

ohne Scheu getrieben. Auch hat es an willkührlichen Gewaltstreichen einzelner Fürsten, an eigenmächtigen Verhaftungen, Strafen, und Ueberziehungen nicht gefehlt, die bei der Verfassung des einherrischen Englands und Schwedens nimmer hätten geschehen dürfen. Daß in dieser Vielherrschaft nicht noch Schlimmeres geschah, dankte man wahrlich nicht der gepriesenen Verfassung, die zum Befehlen, Handeln, und Strafen so wenig Kraft hatte, sondern uralter teutscher Mäßigkeit, Gerechtigkeit, und Freimüthigkeit, die sich mitten im Verfall und Verderben im Volk erhielt und die gottlob in vielen Fürstengeschlechtern noch nicht erloschen war.

Und die allgemeine Bildung und Wissenschaftlichkeit, welche die vielen Herrschaften, Hauptstädte, und Hofhaltungen in Teutschland gebohren haben sollen? — Das hat man gepriesen als die goldne Mittelmäßigkeit der Dichter, worin es sich so wohl leben lasse, daß in Teutschland nicht eine einzige große Stadt, ein einziger Mittelpunkt allen Geist, alles Leben, und alle Bewegung des Ganzen zu sich reiße und verschlinge;

daß die Säfte des Staats durch ſeinen ganzen großen Leib mehr gleich vertheilt ſeyen; und daß daher eine glückliche Miſchung und Verbreitung nicht allein der leiblichen, ſondern auch der geiſtigen Kräfte entſtanden ſey, die man nirgends ſo erblicke, als in Teutſchland. Ich will das alles verſchlingende und verzehrende Leben von London und Paris gerade nicht loben; aber was aus einer politiſchen Mittelmäßigkeit, wenn ſie nicht durchaus eine bäuerliche und demokratiſche iſt, wie die der kleinen Schweitzerkantone und Tyrols und Norwegens, Herrliches und Glänzendes hervorgehen ſoll, weiß ich nicht. Auch habe ich in Teutſchland davon wenig geſehen. Selbſt wenn Teutſchland Einen Herrn hätte, könnte und würde es in den einzelnen Landſchaften, wie jetzt iſt, wohl Hauptſtädte haben als Sitze der Regierungen und Obergerichte, und in andern Orten Univerſitäten, Gymnaſien, Bibliotheken, und andere Bildungsanſtalten. Wie eine Sammlung von bunten und gebückten Hofdienern und Lakeien, von einigen Officieren, Hofmarſchällen, Kammerherren, Jägermeiſtern, und Gehennſchreibern, die ſich Herrlichkeiten beiteln laſſen, von einigen

Hofjunkern und Kammerfräulein und Zofen, deren gröſste Fertigkeit in der Regel iſt, ausländiſche Geckereien zu treiben und ſich franzöſiſch zu zieren und zu plappern — wie die ganze Elendigkeit der kleinen teutſchen Hofhaltungen je Leben und Bildung hat verbreiten können, verſtehe ich nicht; ſie hat faſt immer nur gedient, verderbliche Ausländerei und leere Ziererei zu nähren und die beſſeren teutſchen Fürſten und Männer zu entteutſchen. Wenn an dieſen teutſchen Höfen die rechte teutſche Art, und Bildung, und Geſinnung geweſen wäre, es hätte in den letzten zwanzig Jahren wohl hervorſpringen müſſen, wo die Zeit ſo laut nach teutſchen Helden und Rettern rief. Daſs nichts dergleichen hervorgeſprungen iſt; das iſt das Gottesurtheil gegen die wohlthätigen Folgen, die man uns preiſet.

Ich will das Bild einmal umkehren, und nur ein paar Flecken daran zeigen; dann mögen die Verſtändigen urtheilen.

Unglücklicher Teutſcher, ſo unglücklich biſt du, daſs du ganz vergeſſen haſt, wer du geweſen biſt, und nun dein zerriſſenes und dunkles Elend wohl gar als eine ſtattliche und glänzende Glückſeligkeit

preiſeſt. O wenn du fünf Jahrhunderte, ja nur drei Jahrhunderte dich zurückleben, und fühlen und ſeyn könnteſt, wie deine Vorfahren fühlten und waren — nicht hier würde das Lob und die Freude ſeyn. Als der heilige Wahn von Kaiſer und Reich noch blühete, als die kaiſerliche Hofhaltung und die Kaiſertage und Reichstage noch alles überſtrahlten, und auch die erſten Fürſten neben der herrlichen und heiligen Perſon des Höchſten und Erſten nur als Diener erſchienen, da wareſt du noch ein Volk, ein mächtiges, ſchöpferiſches, ehrwürdiges, und gefürchtetes Volk; da glühete noch teutſche Ehre und Treue in deiner Bruſt, und die großen Namen Vaterland und Freiheit belebten dir den Puls mit geſchwinderen Schlägen; da hatteſt du noch Stolz für die Eitelkeit und Muth für die Wichtigkeit; du fühlteſt dich groß, und wareſt groß, und wirkteſt und dachteſt groß, und die Fremden nannten deinen Namen mit Achtung und Furcht; da gehörten Volk und Adel und Fürſten noch Einem großen Lande und Herrn an, und die Gedanken und Gefühle flogen ihren Adlerflug, und das Kleine und Einzelne durfte das Große und Allgemeine

nicht feſſeln. — Aber als die Kleinigkeit und Einzelnheit der kleinen Fürſtenthümer und Herrſchaften mehr und mehr durch Geſetze begründet und abgeſchloſſen ward, als die Fürſten und Herren ſich zu groß dünkten, an großen Tagen gemeinſchaftlich zu erſcheinen und mit dem Kaiſer über des Reichs Geſchäfte zu rathſchlagen, und ſich dagegen in ſelbſtdünkelnder Größe mit erborgter Majeſtät und kleinlichen Flittern des Hofprunks und mit blankem Schein der Paradeplätze umgaben, da ward alles einzeln dienſtbar und knechtiſch, und das Vaterländiſche, Hochgeſinnte, und Stolze ward mehr und mehr vergeſſen. Bald dann entſtand das neue Elend, daß Teutſche, nicht mehr verſchämt, ſondern frech, nicht mehr auf fremdem, ſondern auf teutſchem Boden, gegen Teutſche, ja daß ſie gegen den Kaiſer von den Fürſten ins Feld geführt wurden und ſich im Brudermord erwürgten. Dieſer wiederholte Brudermord, wie alle große Sünde, hinterließ immer eine dumpfe und betäubende Verſtockung, und ſchändete und verdunkelte dem Volke das ſchöne und herzliche Gefühl von gemeinſamer Liebe und Treue gegen ein großes und heiliges Bild, das

mit vielen Namen Kaiser und Reich, teutsche Freiheit, Teutschland, Vaterland, verschieden genannt und doch von allen verstanden ward. Aus dem großen teutschen Volke wurden kleine Völkchen, an Verfassung, Regierung, Gesinnung, Liebe, und Haß allmälig ganz verschiedene, ja feindselige Völkchen, die in einander den gemeinsamen Stamm kaum noch erkannten. Diese Bruderkriege von Abel und Kain gewann Teutschland durch seine Vielherrschaft, und das gewann es, daß seit dem dreißigjährigen Kriege fast je alle zwanzig und dreißig Jahre die Heerhaufen der fremdesten und fernsten Völker über seine Gränzen gelockt wurden und sich in denselben auf seine Kosten blutig herumtummelten. Ich nenne nur Ludwigs des Vierzehnten Kriege, den spanischen Erbfolgekrieg, den Krieg um das Erbe von Habsburg, den siebenjährigen Krieg, durch teutsche Waffenherrlichkeit traurig berühmt, endlich den Revolutionskrieg, und das Unglück und die Zerreißung des teutschen Vaterlandes in den letzten acht Jahren, und daß wir beschimpft und unterjocht, ohne Sicherheit und Gegenwehr, uns haben von Fremden plagen und

unſere unglücklichen Kinder zu Hunderttauſenden in die Fremde treiben und dort ermorden laſſen müſſen, und allen den zu gräßlichen Jammer, mit deſſen Erinnerung ich teutſche Herzen hier nicht verwunden will. — Und der enge und kleinliche Geiſt und die kleinlichen Vortheile und Rückſichten und Geſchäfte der kleinen Fürſten, und die Pedanterei und Ziererei ihrer kammerlichen Hofhaltungen — wie viele der herrlichſten Kräfte und fliegendſten Genien Teutſchlands haben dieſe an ſich gezogen und dem Vaterlande entwendet und verdorben! denn wie mag groß werden und bleiben in Thaten und in Gedanken, wer das Kleine immer als etwas Großes anſehen und thun muß, und bei welchem das Erhabene und Erbärmliche einander ſo nahe ſieht, daß man an der einen Seite des Mannes den Küchenmeiſter mit dem Küchenzettel und an der andern den Feldmarſchall mit dem Stabe zu ſehen glaubt? — Und dieſe Vielfürſterei, wie ſie die einen Genien in dem Dienſt und der Arbeit des Kleinen und Eitlen verknechtet und verkümmert, ſo läßt ſie den andern gar keinen Halt: ſie können nicht achten, was kleinlich iſt, und werden durch kei-

nen großen Thatenglanz und Liebesreitz der erhabenen Idee eines Volkes und Vaterlandes in das Leben und in seine liebliche Fülle gelockt, sondern gaukeln mit Schattengespenstern, wohinter nicht einmal Schatten stecken, tändeln mit Träumen und Idealen, die weder im Himmel noch auf Erden sind, und vergeuden in solcher öden Träumerei und Spielerei himmlische Anlagen und Kräfte, die ihnen und dem teutschen Vaterlande sonst unsterbliche Glorie und Freude gebohren haben würden. Daher nirgends so viele wüste Metaphysiker, wimmernde Mystiker, im Schlaf wandelnde und nach dem Heil tappende Adepten als in Teutschland; daher bei dem Mangel eines allgemeinen teutschen Lebens- und Liebesgefühls das Unstäte, Ungebildete, und Gestaltlose des Teutschen in dem Leben und in der Litteratur; daher das Allesbeginnen und Nievollenden, das Vieleswollen und Nichtskönnen des jetzigen Teutschen: unsere Väter wurden in vielen Arbeiten und Künsten Meister genannt, wir gebehrden uns alle, als müssen wir ewige Lehrjungen sein und bleiben. — Diese zersplitterte Vielherrschaft, die uns den Stolz und die Gemeinschaft Eines Volkes

und Einer Herrschaft nahm, hat uns eine so lächerliche Eitelkeit und knechtische Freundlichkeit und Gefügigkeit, kurz eine so wunderbare Aehnlichkeit mit Allem und mit Nichts gegeben, daß wir den fremden Völkern fast verächtlich erscheinen. So ist das Volksthümliche und Eigenthümliche des tapfersten, geistigsten, schönsten, und kräftigsten Volkes verwischt und hat allen äußeren Ernst und Glanz verloren, daß die Teutschen andern Völkern fast wie bunte aus den verschiedensten Gewändern und Farben zusammengenähete Zierlappen vorkommen. Man hat uns **Weltmenschen, allgemeine Philosophen, Kosmopoliten** genannt, und Wunder gemeint, wie sehr man uns mit diesen Namen lobte. Man hätte uns die Juden des neuesten Europa nennen sollen, denn wie die Juden sind wir umher verstreuet und ihnen fast gleich geachtet; nur daß die Juden in ihrer ewigen Physiognomie noch mehr Stärke und Karakter verrathen, als die jetzigen Teutschen. Diese äußere Nichtigkeit und Gestaltlosigkeit, kurz dieses breite und weite Alles und Nichts, was in uns erscheint, und die daraus fließende Verach-

tung tragen wir unschuldige Urenkel der herrlichsten Väter, weil in Stuttgardt, München, Cassel, Dresden, Hannover, ja weil in den meisten kleinen und großen Städten des Vaterlandes Hofhaltungen waren und sind, welche unsere angebohrne Herrlichkeit so geviertelt und gefünftelt und zuletzt so vertändelt haben, daß fast nichts übrig geblieben ist. — Wie? wenn zu dieser Verachtung, die uns von Fremden widerfährt, noch der Haß kömmt? wenn wir als die Sklaven und Schergen eines wilden Tyrannen so lange in der Fremde herumgetrieben werden, bis die edleren Völker uns ihre Flüche und Verwünschungen nachschicken? Dann nehmen wir wahrlich einen zu traurigen Abschied aus der Weltgeschichte. Wir wollen ihn nicht nehmen, wir werden ihn nicht nehmen: das verbirgt uns das Zeitalter und die Geschichte; aber wir würden ihn nehmen, wenn es bliebe, wie es ist, oder würde, wie es war.

Doch damit ich zeige, daß nicht blinder Zorn meine Worte treibt, und daß mir alles recht ist, was dem lieben Vaterlande Sicherheit, Stärke, und Freiheit giebt — noch einen schönen Traum von einer teutschen Eidgenossenschaft, der dem

Volke gefallen könnte, den Fürsten schwerlich gefallen wird: bloß ein Skelet, wovon nur die großen Knochen zusammengefügt sind. Ich zweifle aber, daß die Zeit Athem haben und daß ihre Mattigkei. Tugend gebähren wird, diesen Traum je wirklich zu machen.

Wir nehmen an, Deutschland erwählt und erkennt wieder einen Kaiser aus seinen eigenen Fürsten.

Diesem Herrn wird eine viel größere Majestät und Gewalt gegeben, als die Kaiser in den letzten Jahrhunderten gehabt haben. Er ist der Oberrichter und Oberfeldherr in einem viel weiteren Sinn, als die spätern Kaiser es gewesen sind.

Die Fürsten bleiben Regierer ihrer Lande unter folgenden Bedingungen:

Ihnen bleiben ihre Lande, wie sie dieselben im Jahr 1792 vor dem Anfange des französischen Revolutionskrieges besaßen.

Sie sind die ersten Richter und Verwalter ihrer Lande, auch die Feldherren ihrer Heeresmacht; doch schwöret das Heer zuerst dem Kaiser und Reiche, und dann ihnen.

Für jedes Land iſt beſtimmt, was es an Feſtungen, Waffen, Kriegsgeräth, Kriegsvorrath, und Mannſchaft zum Dienſt des Reichs immer geordnet und gerüſtet haben muß.

Haben Kaiſer und Reich Krieg erklärt, ſo verwalten der Kaiſer und ſeine beſtellte Feldherren die Heeresmacht ganz allein, und verfügen darüber, wie Bonaparte in den letzten Jahren über die Kriegsmacht ſeiner Vaſallen verfügt hat; denn ohne Einheit des Kriegsbefehls iſt teutſche Freiheit nicht mehr denkbar.

Uebrigens muß in ganz Teutſchland die Kriegsmacht auf Einen Fuß eingerichtet ſeyn; auch müſſen die früheren teutſchen Kriegseinrichtungen und Kriegsübungen wieder erneuet und ſolche Ordnungen geſtiftet werden, daß das ganze Volk ein waffengeübtes und kriegeriſches Volk werde, wie die alten Teutſchen noch vor zweihundert und dreihundert Jahren waren.

Die Lande behalten jedes ihre beſonderen Einrichtungen und Geſetze, wie ſie nach alter teutſcher Weiſe vor der letzten allgemeinen Gewalt und Umkehrung waren; alles Neueſte und Franzöſiſche wird ausgetilgt als eine Erinnerung an

die letzte Schande: neue mögen ſie ſich ſelbſt nach teutſcher Art in teutſcher Freiheit ſtiften.

Es iſt gut und nothwendig, daß ſo ſehr als möglich das Beſondere und Eigenthümliche bleibe in jeder Landſchaft und jedem Gebiete; Eigenthümlichkeiten und Oertlichkeiten ſind die tiefſte und feſteſte Wurzel aller Freiheit; wer ſie ausrottet und ſogenannte allgemeine papierne und metaphyſiſche Geſetze giebt, rottet die Freiheit ſelbſt aus. Durch teutſche Geſinnung und Sprache, die jetzt wieder lebendig werden, und durch die großen Reichstage und andere löbliche Einrichtungen wird ſchon ein allgemeiner Geiſt erwachen, unter welchem das Beſondere glücklich beſtehen kann.

Die Stände vom Adel, Städten, und Bauern werden allenthalben, wo ſie nicht mehr gelten, wiederhergeſtellt, und rathſchlagen über die Geſchäfte; der Fürſt iſt nur ihr Haupt und Vorſitzer, gleichſam ein Oberſtatthalter des Kaiſers und Darſteller und Verwalter der Majeſtät und Gerechtigkeit.

Die Religion wird äußerlich und innerlich wieder in ihre verlorne Würde eingeſetzt.

Dem Adel wird ein höherer, festerer, und mehr geschlossener Rang geordnet; er soll wirklich Adel seyn.

Damit die Fürsten Teutschland und Vaterland und den Stolz ihrer Majestät wieder fühlen lernen, damit Fürsten und Volk sich innigst an einander binden, und damit die Herrlichkeit und der Glanz des heiligen teutschen Reiches erscheine und in allen Herzen lebendig werde, ordne man Folgendes:

Alle Söhne der Fürsten und der Edelsten des Herrenstandes werden als gebohrne Kinder des Vaterlandes angesehen und erzogen. Es wird eine große Anstalt gestiftet, deren Wächter erlesene Männer sind, die durch große Thaten oder Werke ihre Würdigkeit offenbart haben: Feldherren, Minister, Staatsmänner, und andere Ehrmänner des Volks. In dieser Anstalt müssen die hochgebohrnen Knaben vom zehnten bis achtzehnten Jahre erzogen werden, dort müssen sie teutsche Geschichte, teutsche Tugend, und teutsche Sprache lernen, sie müssen ihr teutsches Vaterland über alles lieben und ehren lernen, und in

allen leiblichen und geistigen Uebungen sich für ihren hohen Beruf vorbereiten.

Der teutsche Reichstag wird wieder eingerichtet, ernster und fester, und zugleich leichter und beweglicher, als die abgestorbenen Reichstage der letzten Jahrhunderte waren, und das lebendige und muthige Wort muß künftig mehr gelten, als die todte und zaghafte Schreibfeder.

Je alle drei Jahre erscheint der Kaiser in Person auf dem Reichstage, und dann müssen auch alle Fürsten erscheinen, und seine und ihre und des Volkes Majestät zeigen und verherrlichen, wie es weiland geschah. Das bindet die Herzen, reitzet die Seelen, wecket die Kräfte.

Es versteht sich, daß der Kaiser und die Fürsten, wann ihnen beliebt und die Zeit so gebietet, sich außerordentliche Tage beramen mögen, wo sie sich versammeln und berathen.

Oeffentliche Spiele für alle Teutsche werden gestiftet und mit dem größten Glanz je alle drei oder fünf Jahre gehalten. Der König und die Für-

ſten ſitzen dabei vor, das Gedächtniß herrlicher Thaten und Menſchen wird gefeiert, alle Künſte und Tugenden wetteifern mit einander, u. ſ. w.

Solche und ähnliche Einrichtungen könnten viele noch erdacht und verordnet werden, welche das zu ſehr zerſpaltene und zerriſſene Volk wieder zuſammenzögen; auch das würde es nicht trennen, wenn in ganz Teutſchland Eine Münze und Ein Maaß und Gewicht gültig gemacht würde, und die innern Land- und Stromzölle, Geleit- und Durchzugsgelder, und andere dem Gemeinen ſchädliche Plackereien aufgehoben würden, welche eben ſo verhaßt als drückend ſind.

Alljährlich reiſen Kaiſerliche Großboten (Missi Regii) durch alle Lande Teutſchlands, und unterſuchen, was die allgemeine Sicherheit, Gerechtigkeit, und Heersmacht des Reichs angeht, und berichten an den Kaiſer und an den Reichstag.

Damit Gunſt dieſes höchſte und wichtigſte Amt nicht unwirkſam mache, werden über ganz Teutſchland zuerſt in weiteren, dann in immer engeren Verſammlungen von den Ständen erleſene Män-

ner gezeigt und vom Kaiser und Reichstage bestätigt, etwa 100 bis 150 Männer, welche für die verschiedenen Zweige der Geschäfte die erforderliche Geschicklichkeit und für das Vaterland und die teutsche Ehre und Redlichkeit das rechte feste und treue Herz haben. Aus diesen wählt der Kaiser für die verschiedenen Kreise und Bezirke des Reichs jedesmal beliebig die Großboten, welchen er Sendschaften auftragen will.

Bei großen und geheimen Verbrechen, bei gefährlichen Anschlägen ehrsüchtiger und unruhiger Männer, bei Stämpelungen und Anzettelungen teutscher Fürsten mit Fremden — kurz bei allen geschwinden und großen Dingen und Gefahren ernennen Kaiser und Reich aus dieser heiligen Auswahl vaterländischer Männer einen außerordentlichen Ausschuß von Zwanzigen; was drei Viertel von ihnen beschließen und entscheiden, das gilt, und wird plötzlich vollzogen.

Für Halssachen und Ehrensachen werden die alten natürlichen Strafen und natürlichen Gerichte nach früherer teutscher Art wieder eingerichtet.

Es iſt Grundſatz, daß jeder teutſche Mann von ſeines Gleichen gerichtet wird, die Geſchwornen ſind ein Sproß altgermaniſcher Freiheit. Gegen große Verbrecher, wann Beweis fehlt, gilt öffentliche Anklage vor dem Kaiſer, Forderung eines feierlichen und heiligen und mit Gottesdienſt, Gebet, Schwur auf das Evangelium begonnenen Zweikampfs, der vor dem Kaiſer und vor ritterlichen Biedermännern in geſchloſſenen Schranken gehalten wird.

Ein allgemeines teutſches Oberreichsgericht für alle Lande wird mit dem Anſehen und der Majeſtät verordnet, wie es eines ſo großen und herrlichen Volkes würdig iſt; auch werden die Geſetze des Vaterlandes durchgeſehen und der Grundverfaſſung des Reiches, dem Gemälde des Volkes, und dem Geiſte der Zeit angepaßt. Ihr Entwurf und ihre Abfaſſung geſchieht nicht mit franzöſiſcher Geſchwindigkeit, Leichtfertigkeit, und Gewiſſenloſigkeit, ſondern mit teutſcher Bedächtigkeit, teutſchem Ernſt, und teutſcher Gewiſſenhaftigkeit. Vor allen aber verbinde man das heilige richterliche Amt, als welches ein höchſtes Amt

von Gott im Himmel iſt, wieder auf das innigſte mit der Religion, und ſtelle ſeine großen Feierlichkeiten und Handlungen unmittelbar mit Weiſen und Ceremonien der Kirche zuſammen.

Doch zuviel. O Traum! wohin? wohin?

Vieles kann werden und wird werden, was niemand ahndet. Das aber iſt gewiß, welche Verfaſſung Teutſchland auch erhalte, eine bündiſche und eidgenoſſiſche, oder eine andere, ſie wird und muß in feſterer und mehr monarchiſcher Einheit zuſammengebunden werden, wenn das Elend und Unheil, worüber wir weinen und jammern, nicht alsbald wieder da ſeyn ſoll. Ob einer oder mehrere Herren ſeyn werden mit den Namen Kaiſer, Könige, Kurfürſten, u. ſ. w.; wer das höchſte Haupt über allen, der Mittelpunkt und Vereinigungspunkt des Ganzen ſeyn wird; wie die Verhältniſſ. der Fürſten zu dem Oberhaupte, zu einander, zu dem Volke, und zu den Völkern ſtehen werden — das hängt von Gott und ſeiner letzten Entſcheidung der Dinge und nicht von Menſchen und menſchlichen Künſten ab.

Wir ſpielen und träumen noch einmal wieder, und ſetzen irgend eine idealiſche Majeſtät, einen Oberherrn, der jetzt nirgends erſcheint, welchem alle Lande gehorchten und welchen alle verſchiedenen Stämme des Volks erkenneten. Unter einem ſolchen Oberhaupt in einer freien und ſtändiſchen Monarchie könnten wir die Fürſten auf eine Stufe ſtellen, welche höher ſtände, als was ſie jetzt ihre Majeſtät nennen.

Sie würden nach dem Alter und nach der Würde ihrer Geſchlechter und nach der Größe und Wichtigkeit der von ihnen beherrſchten Länder in einer fortlaufenden Linie unter dem Herrſcherhauſe geordnet, und hießen und wären des heiligen teutſchen Reichs gebohrne Herren, und wären auch ihre Häuſer mit großer Majeſtät des Reichs bekleidet, und alſo hochverehrlich und heilig zu achten, faſt wie die Majeſtät des höchſten Herrn und Kaiſers über allen.

Dieſe Häuſer würden immer durch den Aelteſten des Geſchlechts dargeſtellt, z. B. Sachſen durch den jetzt ſogenannten König, Heſſen durch den Landgrafen von Heſſencaſſel. Unter dieſem Ael-

teſten reiheten ſich wieder die einzelnen Linien, und er wäre ihr Haupt, ihr Vertreter, Beſchützer, und nächſter Gebieter.

Alle dieſe ſonſt herrſchenden Geſchlechter trügen den Namen und die vollen Ehren von Kaiſerlichen und Königlichen Hoheiten.

Sie wären geborne Fürſten und Herren im teutſchen Reiche und Volke, und durch die hohe Ehre und den geheiligten Glanz dieſer Würde, die äußerlich mit der größten Strenge und Zucht aufrecht erhalten würde, ſtellten ſie zugleich die Majeſtät des Kaiſers und Volkes dar.

Nach der Ordnung, worin ſie unter dem Herrſcherhauſe gereihet ſtänden, wären ſie des teutſchen Reiches Erbfürſten, ſo daß, wie eine Linie erlöſche, die nächſte in der Herrſchaft folgte. Demnach wären ſie alle Prinzen vom Hauſe und Blute des regierenden Herrn.

Die Regierung der Lande, worin ſie ſonſt Fürſten hießen, würde ihnen abgenommen und unter den Befehl des allgemeinen Oberhaupts geſtellt. Doch behielten ſie als Abtheilung für ihren Unter-

halt und für die geziemende und fürſtliche Tragung ihrer Würde alle Schlöſſer und Herrengüter (Domänen) der von ihnen ſonſt regierten Lande mit vollem Eigenthumsrecht.

Als ſo hoch geſtellte Fürſten wären ſie des teutſchen Volkes und Herrſchers gebohrner Senat und Geheimer Rath.

So für das Vaterland beſtimmt und auf das ganze große teutſche Vaterland als auf ihre Ehre und ihr Erbtheil hingewieſen, von allen kleinlichen Rückſichten, Aengſten, Eitelkeiten, und Nichtigkeiten einer engen und kümmerlichen Herrſchaft erlöſt, mit wirklich größerer Hoheit und herrlicherem Glanz in der neuen Ordnung als in der vergangenen, würde eine Kraft, ein Stolz, und ein Hochſinn in ihnen wieder erwachen, welche durch die Kleingeiſterei und Kleinmeiſterei der Vielherrſchaft lange erloſchen ſind; ſie würden die Wonne fühlen, in einem großen Volke die Erſten zu ſeyn, und Helden und Genien aus ihrer Mitte würden den uralten Ruhm und Namen Germaniens wieder verherrlichen, ſobald Heſſen und Sachſen und

Baiern und Hannoveraner nicht mehr als Völker gehört würden.

Auch die kleineren Fürsten und Grafen und Herren des teutschen Reichs, soweit sie an Ehren alt und an Gütern reich und mächtig sind, werden erhalten. Ihre Schlösser und Güter aber werden für untheilbare Majorate erklärt, so daß immer der Aelteste des Geschlechtes die Darstellung der Ehre und des Namens und eine Würde und Stimme im Volke hat, die Jüngeren des Hauses aber ohne alle persönlichen Rechte bloß zum Mittelstande oder Volke gerechnet werden.

Die Prinzen vom Blut und diese geringeren Geschlechter von teutschen Fürsten und Herren bilden den hohen und einzigen Adel des Volkes; ein kleiner und armer Adel ist kein Adel. Wollen der Herrscher und das Volk einen Mann wegen großer und seltener Tugenden und Verdienste zum Adel erheben, so müssen sie ihn mit Gütern so begaben, daß er mit adlichem Stolz und ritterlicher Freihergigkeit leben kann und auch äußerlich über das Kleinliche und über die kleinliche Sorge erhoben ist. Da der Adel bloß auf Schlössern und Landgütern

begründet seyn muß, so muß diese Begabung in Grundstücken bestehen, die jährlich wenigstens 15000 Rthaler eintragen.

Wie und ob eine Art Verdienstadel und Rangadel auf Lebenszeit und andere Auszeichnungen mit Ehren und Ehrenzeichen seyn und eingerichtet werden sollen, das wird von dem Geist des Herrschers und Volkes und von der Ordnung und Verfassung des Staats, die sie stiften werden, abhangen. Der kleine Adel aber wird überhaupt zur Mittelklasse des Volks und zu den Grundbesitzern gerechnet, und hat gar keine persönliche Vorrechte der Geburt und Vertretung, sondern genießt nur die Ehre, welche er sich zu erwerben strebte, und den Ruhm, welchen edle Vorfahren ihm überlieferten und welchen er zu behaupten verstand. Soll dieser kleine Adel wieder zu Ansehen gelangen, so müssen auch für ihn strengere Ehrengesetze eingeführt werden; und muß er nur für ehrenwerthe Thaten und glänzende Verdienste verliehen, und der in den letzten Jahrhunderten auch in Teutschland eingerissene Unfug abgeschafft werden, daß ein jeder Lump für 50 oder 100 Dukaten einen

Adelsbrief kaufen und den geſtohlnen Glanz alter Geſchlechter an ſich reißen mogte.

Wenn nun Teutſchland auf dieſe oder auf andere Weiſe monarchiſcher wird, ſo verſtehen wir eine geſetzliche Monarchie, und keine deſpotiſche. Jede Landſchaft entſcheidet und regiert ihre Angelegenheiten nach alter teutſcher Weiſe durch Landſtände, welche aus dem Adel, den Prälaten, den Landleuten und Bauern, und den Bürgern beſtehen. Aus dieſen Landſtänden werden wieder einzelne Boten gewählt zu großen und allgemeinen Reichstagen, wo über die Geſchäfte des ganzen Reichs berathſchlaget wird. Ob dieſer engere Ausſchuß der einzelnen Landſchaften zeitlich oder bleibend verſammelt und ſitzend ſeyn ſoll, ob er aus den obgenannten vier Ständen oder aus zwei aus ihnen zuſammengeſetzten Kammern, die einander bearbeiten und gegenwiegen, beſtehen ſoll, das wird der Rath und die Weisheit der Beſten, der Wille und die Nothwendigkeit der Zeit, und die Neigung und Eigenthümlichkeit des Volks entſcheiden. — Falls man zwei Kammern beliebt, ſo entſteht die Frage, ob nach der Aehnlichkeit Eng-

lands und ſo vieler älteren Staaten die eine Kammer nicht aus gebohrnen, die andere aus gewählten Mitgliedern beſtehen ſolle. Die metaphyſiſch politiſche Vernunft will freilich von gebohrnen Vorrechten auf etwas durchaus nichts wiſſen, aber die Erfahrung lehrt, daß, wo jedes dritte oder ſechste Jahr alles erneuet und gewechſelt wird, oder erneuet und gewechſelt werden kann, der Sinn der Menſchen nicht bloß ein neuer, ſondern ein neuerungsluſtiger wird, und ſo lange immer friſche Umwälzungen der Dinge und Verfaſſungen heckt, bis die Sklaverei und Tyrannei ausgebrütet iſt. Ich würde, damit ein wohlthätiges und das Alte liebendes und beſchützendes Gewicht der Schwere im Volke wäre, dafür ſtimmen, daß die eine Kammer, gleichſam der Senat oder Rath der Alten, eine gebohrne wäre, d. h. daß alle Prinzen des Reichs und vom Blute, und eine Auswahl der Familienhäupter des Adels, und die Biſchöfe und Erzbiſchöfe des Volkes durch Geburtsrecht und Würdenrecht ihre Mitglieder wären. Die andere Kammer, die das Volk im Ganzen oder die Gemeinen verträte und darſtellte, könnte dann das Lebendige und Beweg-

liche und Flüchtige, was auch in einem kräftigen Staatsleben iſt, als den politiſchen und geiſtigen Strom des ganzen Volks auf jene Kammer der Fürſten und Magnaten loslaſſen, und in wohlthätiger Wechſelwirkung und Gegenwirkung könnten beide einander ſo reitzen und bearbeiten, und zwiſchen zu träger Faulheit und zu unruhiger Beweglichkeit jenen ſchönen Mittelweg ſchaffen, worauf das Gleichgewicht des Lebens und des Staates allein würdig und glückſelig ruhen kann.

Wenn nun Teutſchland durch den allmächtigen Gott, durch den Beiſtand ſeiner hohen Verbündeten, durch die Wiedervereinigung ſeiner Herrſcher, und durch den Muth und die Treue ſeines Volks das franzöſiſche Joch zerbrochen und ſeine uralten Gränzen wiedergewonnen hat, ſo fragt ſich, in welches Verhältniß ſeine vormaligen Landſchaften, die ein unglücklicher Aufruhr einſt von ihm abgeriſſen hat, nemlich die Schweitz und die Vereinigten Niederlande, mit ihm treten ſollen, und wie es mit ſeinen Landſchaften Pommern und Schleswig-Holſtein, die

Schweden und Dänemark als teutſche Leben regieren, gehalten werden ſoll? Das und vieles Andere liegt dunkel im Schooße der Zukunft.

Ich habe mit Träumen geſpielt, die vielleicht immer Träume bleiben; aber ich habe auch Wahrheiten gezeigt, welche Gott und die Geſchichte beſtätigt haben. Ich ſage noch einmal: hoch fliegt der Flug der Zeit, Gewaltiges und Außerordentliches trägt ſie viel in ihrem Schooße; hoch alſo und gewaltig ſollen auch die Herzen und Gedanken der Menſchen fliegen. Großmüthiger und menſchenfreundlicher Kaiſer Alexander, freies und ſtolzes England, und ihr des Vaterlandes mächtigſte Herrſcher, bei welchen nächſt Gott das Glück oder das Weh der Zukunft ſteht, blicket mit der größten und erhabenſten Geſinnung über das Schickſal der Völker und Länder, laſſet euch das Einzelne, das Jämmerliche, und Eigennützige nicht ziehen noch blenden — und aus dem chaotiſchen Europa wird wieder eine fröhliche und gerechte Welt erblühen. Vertrauet Gott, der die erſten und letzten Enden aller Dinge hält, laſſet ſeinen

Strom der Zeit brauſen, wohin ſein verborgener Lauf will; vertrauet der Treue und Liebe der Völker, wohin ſie ſtreben; zittert nicht vor leeren Revoluzionsgeſpenſtern, damit ihr keine Revolutionen machet, ſondern ſtellet Ehre, Freiheit, und Seelenhoheit voran; erfüllet die ewigen Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre, und überlaſſet das Uebrige Gott. Er wird es wohl machen.

III.

Was müſſen die Teutſchen jetzt thun?

Und meine Freunde sprachen oft zu mir: was frommt dir die vergebliche Arbeit? was willst du Wind mit Netzen fangen und Danaidenfässer füllen? Dieses Geschlecht ist nicht zu bessern noch zu bekehren; laß den blutigen Degen das Werk vollenden, er wird so aufräumen, daß aus dem Schutt und aus den Aschen und Gebeinen der Erschlagenen ein neues Leben und neue Ansichten und Hoffnungen erblühen werden. Was willst du Kleiner und Armer auf deine Schultern das Weltschicksal legen mit einer Liebe und mit einem Haß, die dich verzehren und erdrücken müssen? Du hast Spiele und Träume genug; so geh denn hin, und spiele und träume mit den Bildern deines Herzens, wie so viele andere thun; zieh dich in einen stillen Winkel, in irgend ein verborgenes Thal, und baue dir dort eine bunte fantastische Welt, die das Eisen keines Eroberers beunruhigen und das Gebot keines

Staatsministers vernichten kann. Träume und dichte das Gute, thu es, wo du kannst, und laß die wilde Welt ihren wilden Lauf rennen, wie es ihr gefällt, und bilde dir ein, sie sey nicht deine Welt, das Volk, worunter du lebst, sey nicht dein Volk, das ganze Außenleben sey überhaupt nur eine gaukelnde Erscheinung, ein Fantasiespiel für die Edleren und ein Lügenspiel für die Bosen, das einzige Glück leuchte und wehe über ihr in den Sternen, und in den Herzen, die sich von ihr erlöst haben.

Und ich hörte und vernahm die tröstenden und warnenden Worte dieser lieben Freunde, und fühlte, wie treu sie es meinten mit mir, und wie wahr sie redeten; denn auch ich hatte die Vergänglichkeit und Trüglichkeit aller irdischen Dinge und wie in einem dunkeln und unbegreiflichen Glauben und Wahn und in überirdischen und überschwänglichen Träumen die einzige Glückseligkeit sey, durch das Leben und durch mein Herz lange gelernt.

Und es war in mir nicht allein eine unbezwingliche Liebe zu einem spielenden und fantastischen Leben, sondern ich fühlte auch mit allen andern Sterblichen die gemeine und irdische Seele, die im

Blute oder doch tief unter der Bruſt ſitzt, und immer ermahnt, von dem kurzen Leben und den vergänglichen Freuden auch mein Schärflein zu nehmen. Dieſe ermahnte auch mich, und erinnerte mich ſo vieler Vortheile, welche andere hatten, weil ſie ſich ſtill und geſtiſſen in die Zeit fügten; und ſie wußte Entſchuldigungen und Beſchönigungen genug, und bewies mir mehr als einmal, ich ſey ein Narr und Wahnwitziger. Und da in mir ein Haß war, der mich unter franzöſiſcher Herrſchaft im teutſchen Lande nicht ruhig und geduldig leben ließ, ſo wies ſie mir germaniſche Länder und Völker, wo ich wohl leben mögte, wo die verwandte Art, Sprache, und Sitte, und die Biederkeit und Treue der Menſchen den Verluſt des Vaterlandes, wo ich gebohren war, wohl heilen und beſſern würden. Und ich gaukelte mir ſelbſt vor, was dieſe wohllüſtige und lüſterne Seele ſprach, und ich dachte bei mir: wann es hoffnungslos wird, nimm dich und die Deinigen, und zieh über das Meer, wo auch nach dir freie Geſchlechter wohnen werden. Und der Zufall fügte, daß ich über das Meer kam, und mehrere Jahre dort lebte, und Menſchen und Land gefielen mir

ſehr wohl, und hätte ich glücklich ſeyn können, wenn ich die Erinnerung des vergangenen Lebens hätte auslöſchen können. Aber wenn ich Teutſchlands und der teutſchen Menſchen und der Tiefe der teutſchen Sprache und des teutſchen Gemüthes gedachte, ſo ward mir immer bis zu Thränen wehmüthig um das Herz und ein ſehnſüchtiges Heimweh ergriff mich. Und in dieſer Fremde lernte ich zuerſt recht, worin das Leben des Menſchen beſteht, nemlich in ſeiner Liebe, und lernte ich auch, was das teutſche Volk werth ſey, wie geiſtig, wie treu, wie bieder, wie fromm, und erſchien mir der Spiegel ſeines innerſten Gemüthes hell aufgedeckt; und erkannte ich auch ſeine Geſchichte, beide die vergangene und die zukünftige. Denn die Liebe lehret den Menſchen alles, und iſt keine Meiſterin außer ihr. Und ſeit dieſer Zeit faßte ich den feſten Vorſatz, nimmer in einem andern Lande zu leben, und nach Gottes Willen da zu ſterben, wo die Gebeine meiner Väter begraben ſind.

Und ich habe mich oft gefragt: Reizt dich nicht irgend eine verſteckte Eitelkeit, treibt dich nicht irgend ein verhüllter Wahn, der doch ein Kind der Lüge iſt? willſt du nicht etwas Beſonderes vor-

ſtellen oder etwas gewinnen durch deine Art? Denn du weißt wohl auch durch deines eigenen Herzens Erfahrung, wie der Menſch ſich und ſeine Fehler künſtlich vor ihm ſelber verſtecken kann. Und ich konnte mir auf dieſe Fragen antworten, daß kein ſchlechter und eigennütziger Trieb mich zu den Worten zwingt, welche viele Menſchen tolle und tollkühne Worte nennen, ſondern daß mein beſtes Herz mich dazu treibt. Und es ſind viele andere Neigungen und Strebungen in mir, die mich luſtiger beſchäftigen und wo ein Wahn von Ruhm und Lohn mich auch lockt und wo die Blutſeele mehr mitſpricht als hier.

Und ich habe mich oft gefragt: biſt du nicht vielleicht ein wahnwitziger Narr? leiden deine Augen nicht etwa an einer Krankheit, daß du die menſchlichen Dinge und Thaten anders ſehen mußt als alle andere? Denn ich fühlte wohl, wie ich die Dinge und das menſchliche Leben ganz anders betrachtete und empfand als die meiſten, und wie ich mir nicht alles ſo zur Freude und Beruhigung deuten konnte, als ſie. Und ich zog mein Leben vor Gericht, und erwog in mir ſtrenger als ſonſt, was

mich in der Welt denn eigentlich am meiſten bewege, und warum es mich bewege.

Und ich fand mich in allen andern Dingen der Menge gleich, und ſah, wie ich ihnen nicht unleidlich war wie ein Narr, noch lächerlich wie ein Sonderling, ſondern wie ſie mich gehen ließen und handeln wie ihres Gleichen, und mich liebten und mir vertrauten wie anderen Menſchen; und ich ſchloß daraus, daß ich nicht wahnwitzig ſey. Und ich fand auch, daß Geitz und Ehrſucht nicht aus mir redeten, und daß ich ſelbſt und die mit mir auf derſelben Stufe des bürgerlichen Lebens Stehenden dabei wenig mitſpielten, daß ich vielmehr mich und die auf dieſer Stufe und auf den Stufen darüber Stehenden größtentheils als die wenig heilbaren und wenig nützen kaum noch der Lehre und Warnung werth halte, als die da in Dummheit und Gleichgültigkeit verſteckt ſeyen; daß mich auch die gefallene Herrlichkeit der Herrſcherhäuſer, die erloſchene und vergeſſene Ritterlichkeit und Hochherzigkeit des Adels, und die weggeklügelte und weggetändelte Tugend und Redlichkeit des Mittelſtandes, deſſen Theil ich bin, nie ſo ſehr betrübt habe, als das Elend und die Erniedrigung des

Volks. Ich habe Unglück gesehen, ich habe es erlebt, es hat mich kaum zu Thränen gerührt; aber wo ich des Volkes gedachte, wo ich das Volk erblickte, und wo sein großes Gefühl mich ergriff, da habe ich immer in meiner tiefsten Seele weinen müssen. Wenn ein großes Menschengewimmel sich vor mir bewegt, wenn eine Schaar von Kriegern mit fliegenden Fahnen und klingenden Trommeln und Pauken vor mir vorüberzieht — da fühle ich, daß mein Gefühl und Thun nicht ein leerer Wahn ist, ich fühle das unvergängliche Leben, den ewigen Geist, und den ewigen Gott; ich sehe die Wahrheit und das Leben vor mir wimmeln und hinziehen in diesen Menschen, die allein durch ihr Herz und durch den scheuen und dunkeln Glauben an den unbekannten Gott und das gerechte Verhängniß so sicher und so gehorsam einherwandeln; ich sehe die Geschichte mit dem goldenen Strom der Jahrtausende vor mir hinrollen, und was würdig, was groß, was hehr, und was herrlich war in meinem Volke und es künftig seyn wird, erscheint mir in seinen hohen Gestalten und erklärt mir die Gegenwart durch die Vergangenheit und durch die Zukunft. Ich bin eigensüchtig und sündlich gleich

andern Menschen, aber in diesem hohen menschlichen Gefühle bin ich sogleich von allen Sünden erlöst, ich bin nicht mehr der einzelne elendige Mensch, in bin in dem Volke und in Gott. Dann, in solchen Augenblicken, verschwinden auch die Zweifel über mein Leben und über den Beruf des Lebens. Ich habe in der Nothwendigkeit meines Gemüthes mein Recht, und dieses Recht meiner Liebe und meines Hasses will ich gebrauchen, weil ich muß.

Auch das hat mich getröstet bei dem Tadel der Andersmeinenden und dem Hohngelächter der Anderesfühlenden, daß ich diesem Volke, dieser durch den Glauben an das Unvergängliche unter einem dunkeln Schicksal so treu hinwandelnden Menge nie so toll und wahnsinnig gedäucht habe, als die alles überlegenden, wägenden, erklärenden, und deutelnden Menschen mich finden. Ich habe viel mit dem Volke gelebt, mit Bauern und Bürgern, und in einfältiger und treuer Rede mich viel und oft über das ergossen, was das Leid oder Heil des Tages genannt wird; und sie haben meine Worte nicht allein vernommen, sondern auch geliebt. Gleiches ist mir mit der Jugend widerfahren, die

mich immer beſſer begriffen und empfangen hat, als die graue und vornehme Weisheit jener alles zu allem deutenden und alles in allem findenden Deutler und Würdiger der Dinge.

So rede ich denn allein für die, welche einfältigen Gemüthes und jugendlichen Gefühls ſind; wenigſtens rede ich aus ihrem Geiſt und aus ihrer Liebe: denn in ihnen allein iſt alles Große und Gute, und auf ihnen ruhet die Hoffnung des Gröſseren und Beſſeren. Die meiſten aber der Jetztlebenden aus den ſogenannten beſſeren Klaſſen, ſo wie die meiſten derer, welche nicht fern von dem funfzigſten Lebensjahre oder darüber hinaus ſind, ſehe ich am mildeſten an als Verknöcherungen oder Verſteinerungen, die für das Alte erkaltet ſind und für das Neue nicht erwärmt werden können, und die das Zeitalter nicht tragen kann, weil ſie es nicht tragen können.

Aber die Verruchtheit, über ein ganzes Geſchlecht ſo den Stab zu brechen und mit einer ſo ſchneidenden Ungerechtigkeit abzuſprechen? Wie? was meint ihr, die ihr mir dies entgegenwerfet? Glaubt ihr denn, daß ich nicht von mir mitſpreche, daß

ich mich beſſer halte als andere, daß ich nicht weiß, wie wir Sterblichen in gewiſſen Zeiten der Verblendung und Verſtockung alle Ein Schickſal und Eine Verkehrtheit theilen müſſen? Ich verurtheile und verdamme niemand; Gott, das Zeitalter, eine Gewalt, die mächtiger iſt, als wir alle, das ſind die Verurtheiler und Verdammer, und die haben uns in unſerer traurigen Nichtigkeit und Elendigkeit hingeſtellt. O die Teutſchen, die ſich die Gelehrten und Gebildeten nennen, welch ein wunderliches Volk ſind ſie! wie wandeln ſie in überirdiſchen und unterirdiſchen Wahnen dahin, als wären ſie von einem fremden Planeten plötzlich auf die Erde hinabgeſchneiet! wie gebärden ſie ſich auf dieſer Erde wie einer, der nächtlich auf einem Schneefelde oder im Walde verirrt iſt, und ſehen immer eitel Geſpenſter und Geiſter und Träume, wo alle andere Völker das Irdiſche mit tüchtigen irdiſchen Fäuſten anfaſſen und die wilden und elementariſchen Kräfte der Welt und des Menſchen nur für das anſehen, was ſie ſind! wie deuten, erklären, und beweiſen ſie mit tauſend ſchönklingenden Worten, was die Erde und das Leben ſeyn ſoll, aber erfaſſen und begreifen nie, was ſie ſind und ſeyn

können! Und dann, wann's recht erbärmlich geht, ſagen ſie uns obenein noch zum Troſt, die teutſchen Naturen ſeyen für das Irdiſche zu vornehm und ungemein und überfliegen das Niedrige und die gemeinen Geſchäfte des Lebens durch ihre angebohrne Hoheit.

Nein! rufe ich, nein! ihr verſchanzt euch hinter dem ganzen großen und ehrwürdigen teutſchen Volke, und braucht es zur Decke neurer Erbärmlichkeit; ihr nennt eure Plattheit Tiefe, eure Dummheit Hoheit, auch wo ſie die platteſten und dummſten ſind. Niemand verehrt mehr als ich die bewegliche Geiſtigkeit, das tiefe Gemüth, und den himmeldurſtigen Hochſinn des germaniſchen Volkes; aber wo ſind dieſe bey den Vielen, die ſich die Schildhalter und Darſteller des teutſchen Geiſtes und Genius nennen? Niemand kniee tiefer als ich im Staube vor jener beſcheidenen Stille und frommen Demuth des teutſchen Gemüthes, womit es was im Himmel und auf Erden iſt in ſeine Liebe hineinziehen will; aber wo iſt die Stille und Demuth bei dieſer eitlen, ſchnatternden, und plappernden Schaar, die ſich die Ausleger der Zeit und Wegweiſer der Vorſehung nennen?

Ich sage, wie es ist:

Der Mensch, welcher eine ernste und heilige Liebe im Herzen trägt, welchen eine innigliche Sehnsucht nach irdischer oder himmlischer Erkenntniß treibt — der mag das Breite und Weite und Allbehagliche eurer sogenannten Wissenschaft nicht, die wie Wasser über alles hinfließt und nirgends tiefe Ströme reißt. Sein Ernst, weil er ihn hat und nicht damit gaukelt, fasset das Leben, was zugleich ein leichtfertiges und ernsthaftes Ding ist, in irgend einem Punkte fest an, und mag es an keinem andern fassen.

Der Demüthige und Stille, welcher von Eitelkeit und Klügelei nichts weiß, hat in seinem Herzen und Glauben die Deutung und das Verständniß aller Dinge; die Wahrheit steht einfach vor ihm; und einfach und mit einfachen Hebeln zu bewegen und zu tragen sieht er die Welt und das Leben: er will nur Eines, und kennt nur Eines, und liebt nur Eines, und ist darin glückselig.

Der Redliche und Tapfere fühlt hier auf Erden nur Ein Recht, Eine Tugend, und Ein Gewissen; er hat, wie der Wind von einer andern Seite her wehet, nicht sogleich tausend neue Ansichten und

Einsichten und andere Rechte und Gewissen, wie diese Allsüger und Allsäglichen, die sich, wann's Noth thut, sogleich die Nacht zu Licht und den Teufel zu Gott zu deuten wissen.

Aber der Eitle, der Eigennützige, der Feige? Der ist freilich wie ein in Stücken geschlagener Spiegel, worin man denselben Gegenstand zu gleicher Zeit in tausend verschiedenen Farben und Gestalten erblickt. Hier beginnt das Reich der Klügler, der Deutler, der Ausleger, und der Anwender und Unwender jedes neuesten Evangeliums der Stunde, jenes unselige ewig schnatternde und ewig kakelnde Gänsegeschlecht, das aber, weil es von der Religion keines Evangeliums etwas weiß, so laut schwärmet und toset.

Aber die Vielseitigkeit des geistigen Menschen, vorzüglich die gepriesene Vielseitigkeit des so geistigen Teutschen, die gleich dir und andern grämlichen Träumern und unberufenen Meisterern des Zeitalters nicht bloß in Einer erstarrten Ansicht und Einem unverrücklichen Gefühle stehen bleibt, sondern sich mit Weltenliebe und Weltengeist über die kleinliche Volksliebe und den engen Volksgeist hinausschwingt? kann sie dafür, daß du starrblind

und ſtarrherzig biſt? ihre Poeſie, ihre Liebe, ihre Menſchheit iſt wohl hochfliegender, als die deinige; aber freylich Haß, dieſe Tugend deiner bäuriſchen Natur, kennt ſie nicht.

Ja die göttliche, die himmliſche Vielſeitigkeit der Geiſter, dieſe heiligſte Allliebe, dieſes überſchwängliche Allleben, die ſich wie eine luſtige und reiche Frühlingsfluth der Blüthen und Farben und Töne über alle Zeiten und Geſchlechter ergießen — o ich kenne und erkenne dieſen tiefen Strom der Seligkeit; ich weiß wohl, was das Spiel der Liebe und Poeſie bedeutet; ich kenne wohl die Menſchheit, die eine Menſchheit iſt; ich kenne wohl die Freiheit jener überſchwenglichen Welt, wo kein Laſter, keine Sünde, kein Haß mehr iſt — aber wie wenige Menſchen erheben ſich zu dieſem lichten und hohen Daſeyn! und dieſe wenigen, wie oft müſſen ſie für die Erde und für die Bedürfniſſe und Geſchäfte der Erde aus dieſem Daſeyn heraus! Ja, es giebt einen großen Allſpiegel der Dinge, wo ein jeglicher, welchem Gott eine Fülle von Herz und Liebe gab, für ſein kleines Lebensbild ein Pünktchen findet, das ihm der Mittelpunkt wird, worin auch die Myriaden verſchiedener Ge-

ſtalten der anderer Leben in klaren Bildern wiederſcheinen müſſen; aber dieſe Vielſeitigkeit iſt zugleich die größte Einſeitigkeit: denn ohne dieſe Einſeitigkeit müßte die einzeln an das Irdiſche geknüpfte Seele vor überſchwänglicher Seligkeit wie ein Tropfen im Ocean in dem Meer der Seelen verſchwimmen und vergehen. — Und die Vielſeitigkeit der Poeſie? Da nennt ihr himmliſche Kinderſpiele, die nicht von dieſer Welt ſind und die ihr nicht verſtehet. Doch auch dieſer Vielſeitigkeit ihr Einſeitiges und Einfaches abzuſehen, taugen eure von Eitelkeit beherten Augen nicht, die immer nur nach der Seifenblaſe ſchauen, und nicht nach der Sonne, die ſie ſo farbenluſtig macht.

Aber die rechte und ächte geiſtige Vielſeitigkeit hat immer ihre feſte und geſchloſſene Einſeitigkeit; ſie iſt am meiſten einſeitig, wo ihr euch ſo wundervielſeitig und allliebend und alllebend gebärdet, nemlich in irdiſchen Dingen; ſie liebt und haßt auf Erden recht irdiſch, damit ſie in den Lüften des Himmels der reinſten Liebe und der geiſtigſten Freiheit von aller Begier genießen kann. Eure Weltenliebe und euer Weltengeiſt, euer Weltbürgerſinn und

eure Allgemeinheit, womit ihr wie mit Wunderdingen prahlet, sind Dinge, die ihr nicht habet, noch verstehet; eurer Sinne Taubheit, eurer Herzen Leerheit, und eures Wissens Nichtigkeit — diese erfanden hochklingende Worte, die eurer Gebrechen Mäntel seyn sollen. Wenn eure Väter wieder auferständen und euer Thun sähen und eure Worte hörten, die biedern, einfältigen, frommen, geistreichen, und kunstreichen Menschen — wahrlich sie würden ihre windbeutelischen und klügelischen und geschwätzigen Enkel wie ein Geschlecht von Lügnern und Weichlingen zerschmettern. Denn wir, wir hochgebildete, vergeistigte, seraphische, und himmelstürmende Menschen was haben wir gethan, gemacht, erfunden, was mit den Thaten und Werken und Künsten unserer Väter verglichen werden dürfte?

Hier, hier, wo ihr jauchzet und prahlet, hier in dieser übermüthigen Einbildung eurer Vortrefflikeit sitzt Teutschlands schlimmstes und tiefstes Uebel, ein schlimmeres, als was die Franzosen uns bringen wollten und bringen konnten; hier ist eine Verwirrung der Gemüther, eine Lähmung und Unterjochung der Geister, welche tausendmal ver-

derblicher iſt, als die Unterjochung der Leiber. Heiliger Born teutſcher Tiefe und Höhe, gläubige Demuth, unendliche Sehnſucht, alles umarmende Liebe, auch dich, oft zu fantaſtiſche Fantaſie meines Volkes, euch verehre ich; aber die Allgemeinheit und Vielſeitigkeit der Propheten des Tages, die ihre Leerheit und Untugend gar zu einer Fülle und Tugend der Teutſchen erheben wollen, die verachte ich je und je.

Unſere Väter waren ſtill, ernſt, fröhlich, nachſinnend, und in ihrer Liebe und in ihrem Urtheile ſehr einſeitig; wir ſind flatterhaft, leichtfertig, wüſt, und träumeriſch, und in Liebe und Urtheil gaukeliſch und wankeliſch geworden. Und das nennen wir die Höhe der teutſchen Bildung und die erhabene und weite Anſicht Gottes und der Geſchichte. Es iſt wahr, einige träumen und wandeln wie im Traum, und wiſſen nimmer, was ſie thun und was ihnen geſchieht, aber die meiſten ſpielen in bewußter Eitelkeit und in matter Dummheit und liebloſer und gottloſer Gleichgültigkeit ſo hin, und ſtämpeln ihr ungöttliches Weſen obenein noch zu etwas Großem. Schlecht ſind wir, feig, und dumm, zu arm für die Liebe, zu lau für den

Zorn, zu matt für den Haß, alles umfaſſend, und nichts haltend, alles wollend, und nichts könnend; und ſo in unſeliger Mitte zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und hangend, ſehen wir uns und die Erde unter uns vergehen, und kakeln und orakeln aus unſerer neblichten Höhe, daß ſie vergehen müſſen, und warum ſie vergehen müſſen. In dieſer traurigen Gleichgültigkeit und Gottloſigkeit und Volksloſigkeit, die ſie Vielſeitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geſchichte unſerer beiden letzten Decennien.

Friſchauf denn, Haß! muthiger, lebendiger Wind in die Segel der Seele, wehe, blaſe, brenne! ja donnere und zerſchmettere, wenn du kannſt! Du biſt mein Glück und mein Stolz, du biſt mein Schirm und meine Stärke. Friſchauf Liebe! Athem der Gottheit und Seele der Welt! du mein Schild und mein Troſt in Noth und Tod. Kommt, heilige beide, und ſeyd meine Geſellen durchs Leben, und ſeyd heute die Kraft meines Herzens, daß ich dem Volke alles auslege und verkündige, wie es iſt und wie es ſeyn ſoll. Kommt und zückt alle Schwerdter und Spitzen, welche verwunden und tödten können; ſchießet alle Flammen und Blitze,

welche verzehren und zerſchmelzen können, aber zuletzt zückt auch den Wunderſpeer, deſſen Berührung ſogleich die Wunden heilt, die er ſchlug, ſchießt auch die ſchöne Flamme, welche die Schäden, die ſie brannte, zugleich wärmt und kühlt. Laß ſie mich verdammen mit euch, laß ſie mich allen wie einen Wahnwitzigen zeigen, wenn nur dieſes Gefühl lebendigen Lebens mir bleibt, wenn nur dieſe Liebe zu meinem Volke mit dieſem Haſſe gegen die Fremden und ihre Helfer zugleich brennet. Ich will lieber untergehen durch eure zermalmende Gewalt, als täglich die matten Tode der Knechte ſterben.

Was mußt du jetzt thun, teutſches Volk?

Alles zu ſagen thut nicht noth. Ich will dir nur Einiges auslegen; dann wirſt du auch das Uebrige verſtehen, und Gott, von welchem die Gedanken und Thaten der Menſchen zuerſt und zuletzt kommen, wird es dir zuletzt weiter offenbaren, und dir aushelfen, daß du nicht gar untergeheſt.

Zuerſt verachte und haſſe dieſe vielſeitigen Schwätzer, dieſe Alldeutler und Allklügler. Sie ſind deine größte Peſt, und beſchwatzen dich zur

Thorheit und Dummheit und Knechtschaft. Ich zeige sie dir nach ihren Arten und Graden, damit du sie erkennen, und die Träumer und Schwächlinge belächeln, die Buben und Verräther bestrafen kannst.

Es ist eine wunderbare Zeit, worin wir gebohren sind. Wenige Menschen sind besonnen und kräftig, die meisten, auch viele gute, gehen in neblichter Irre umher. Das verdanken wir zum Theil dem Unglück, daß wir alles Gefühl und allen Stolz und Muth eines großen Volks verloren hatten und unter so vielen kleinen Fürsten und Herren von dem großen und hohen Leben auf das kleine und niedrige gerichtet wurden. Zum Theil aber liegt es auch dunkel in der Zeit, daß, wann etwas Neues und Außerordentliches werden soll, die Herzen der Menschen erstarrt und verstockt werden.

Manche der Allseitigen sind unschuldig. Viele der ersten und edelsten teutschen Geister und Genien, weil ihnen die hohe und begeisternde Idee eines großen Vaterlandes, und eines großen Volkes fehlt, und weil ihre stolze Liebe sich an die einzelne Elendigkeit, die jede kleine und große teutsche Hauptstadt zeigt, nicht binden kann, verlassen diese Erde und ihr Volk ganz und tändeln

und ſpielen mit Träumen, Geſichten, und Ideal-len, die ihnen erhabener dünken, als dieſes Leben, weil das vereinzelte und verkleinerte ihnen im Staube zu kriechen oder nur mit flitterhaftem Bettelprunk zu flunkern ſcheint. Und dieſe, die dem Vaterlande heilbringende und erhaltende Helfer und Träger hätten werden können, wenden ſich von ihm und von der Erde und von ihrem heiligen Dienſt, und verachten alles irdiſche Wirken, weil ſie die Glorie und Majeſtät des Lebens in Thaten nie erkannt haben. Daher die Unendlichkeit von Mondſüchtigen und Myſtikern und Schwärmern in Teutſchland, und das ganze zahlloſe Heer von flatterhaftigen und läſternen Gauklern, welche die Adepten und Eingeweiheten machen und den höheren Geiſtern nachſpielen, aber in welchen kein Ernſt und keine Liebe iſt.

Manche von jenen Allſeitigen ſind dumm; denn weil die Teutſchen das geiſtreichſte und idealiſcheſte Volk Europens ſind, ſo müſſen ſie auch die dummſten und albernſten Menſchen unter ſich haben — denn ſo ſtehen die Gegenſätze der Natur — und in der That ſie haben ſie. Kein Volk in der Weltgeſchichte hat eine ſolche Legion des Nachbeter- und

Nachäfferreichs gehabt als die Teutſchen. Jede teutſche Nachtigall erweckt ſogleich das Geſchrei von tauſend Krähen und jeden Unkenton begleiten zehntauſend Froſchkehlen. Daher das Unheil, daß, ſobald ein ſtrahlender Gedanke, eine kühne Anſicht irgend eines Dinges hervorſpringt, die quäkende und krächzende Menge ſogleich toſt, und nicht eher abläßt, als bis ſie dieſelben zur Gemeinheit hinabgeſchwatzt hat. Jene teutſche Allgemeinheit des Geiſtes, die wir anbeten, iſt durch dieſe zur Gemeinheit, jener fromme Weltbürgerſinn zum ſchnatternden Judenſinn erniedrigt, ja die Teutſchen ſelbſt ſind dadurch faſt in Allerweltjuden verwandelt. Das haben dieſe Leyerſpieler jeder Töne, dieſe feilen Bänkelſänger geſungen und geklungen, daß die Teutſchen keinen zornigen Gott, keine heiße Liebe, keinen kühnen Haß, keinen brauſenden und begeiſterten Wahnſinn mehr haben, daß ſie kein Leben mehr haben; daß ſie gegen ihre Feinde demüthig, gegen ihre Freunde gleichgültig, gegen alle Welt und alle Menſchen gütig und gerecht, nur gegen ſich ſelbſt immer grauſam und ungerecht ſind; daß ſie dies ganze matte und nichtige Leben ohne Saft und Kraft, ohne Sinn und Seele, ohne

Wildheit und Stolz, daß ſie dies träumeriſche, fiſchige, und froſchige Leben ertragen können. Und ſie klügeln und gaukeln ſich jede Stunde noch vor, auch wenn man ihren Rücken zum Steigbügel und ihren Nacken zum Schemel macht, wie glückſelig, menſchlich, edel ſie ſind. Geht es ihnen glücklich und ſiegreich, ſo beweiſen ſie ſogleich, Sieg und Glück könne nicht lange bleiben, alſo herrſche der Wechſel aller irdiſchen Dinge; geht es ihnen unglücklich und knechtiſch, ſo erinneren ſie, welche Tugenden das Unglück entwickele und wie fromm und demüthig die Knechtſchaft mache; kurz, für alle Farben und alle Geſtalten, für alle Verſchiedenheiten und alle Aehnlichkeiten immer Entſchuldigungen, Verſchönerungen, Beleuchtungen, und Anſichten, die bemänteln, erklären, deuteln, und drehen, was alle andere Sterbliche als Glück oder Unglück, Tugend oder Laſter geradezu ſegnen oder verfluchen. Ja kömmt der ſchwarze Teufel aus der Hölle, und ſagt ihnen, ich will euer gnädiger Herr und Kaiſer von Teutſchland ſeyn, ſie haben die nächſte Stunde einen Stammbaum fertig, worin ſie ſein Recht zum teutſchen Thron und die angebohrne Milde und Gerechtigkeit ſeines Gemüthes

beweisen, und worin sie darthun, er sey von weißen Aeltern gebohren, zeige schon weiße Flecke und Streifen an seinem Leibe, und werde zur Freude seiner glückseligen Unterthanen binnen kurzem ganz weiß seyn.

Höhne und verspotte ich? Nein, wahrlich nicht: so ist nicht die Empfindung meines Herzens, und das Gefühl der Zeit, worin wir leben. Unsere Nichtigkeit und Dummheit ist so groß, wir rühmen uns unserer Väter und ihrer Art und Tugend; aber solches war bei unsern Vätern nicht und konnte ihnen nimmer widerfahren, weil sie Gott und die Liebe im Herzen trugen.

So elendig und dumm sind die meisten derjenigen, die sich zu Deutern und Verkündigern der Zeit aufwerfen und das arme Volk zweifelhaft, zaghaft, und verwirrt machen. Aber viele auch sind Böswichter und Buben, die aus bewußter Ehrsucht und Eigennutz, aus Furcht und Schmeichelei das Schlechteste und Schändlichste predigen und das Grausamste und Tyrannischeste entschuldigen, und was alle edle und freie Völker vom Anbeginn der Welt verflucht und verabscheut haben, zum Segen und Heil der Zeitgenossen deuten wollen.

Haben nicht teutſche Männer Napoleon Bonaparte, den hinterliſtigſten, treuloſeſten, herrſchſüchtigſten, und grauſamſten aller Tyrannen, die je die Geſchichte gemeldet hat, den Weltbefreier und Weltbeglücker, den Stifter und Wiederherſteller teutſcher Freiheit und Glorie, den Verjünger und Träger des Zeitalters, den Heiland der Erde, das Rüſtzeug der Vorſehung, den Anführer und Ausführer neuer Herrlichkeiten genannt? haben ſie ihn nicht einen großen, gütigen, menſchlichen Helden genannt? Dies iſt nicht bloße Träumerei und leerer Wahn, dies iſt nicht Lug und Trug des Herzens, Verkehrtheit und Erkaltung des ganzen Gemüthes. Die ſolches thun konnten, hatten kein teutſches Gefühl in ihrer Bruſt, ſie fühlten den heiligen Zorn für die Gerechtigkeit und Freiheit nicht mehr in ihren geitzigen und verdeoten Herzen. Denn wie konnten Teutſche dies? Teutſche, die nichts ſind und nichts können, wenn ſie nicht redlich, treu, und wahrhaftig ſeyn wollen, und wenn ſie Redlichkeit, Einfalt, Wahrheit, und Güte nicht als die Tugenden obenan ſtellen, die bei ihnen zu dem Namen großer Mann berechtigen? Hätten Italiäner und Griechen Bonaparten gelobt, ihnen

könnte vielleicht verziehen werden — nimmer einem Teutschen, denn er wollte gerade die Tugend verderben, wodurch sein Volk allein herrlich seyn kann: er hatte kein teutsches Herz, und wollte die teutschen Herzen verführen. Darum sollte er nimmer leben unter Teutschen, die allein durch Redlichkeit und Treue etwas seyn können. — Und haben sie, diese Allerweltmenschen und Allerweltgeister, nicht alle Hinterlisten, Schanden, und Gräuel entschuldigt, wodurch ihr unglückliches Volk entehrt worden ist und wodurch der tückische Wälsche uns zu Knechten und Gesindel erniedrigen wollte? haben sie nicht für alles Aergste und Bübischeste Namen, Gründe, Entschuldigungen gehabt? Als die Franzosen sagten: der Rhein ist die natürliche Gränze zwischen Frankreich und Teutschland, da war nichts natürlicher; als die alte teutsche Verfassung, welche keine mehr war, durch die in Paris geschmiedete, welche keine werden sollte, abgelöst ward, da war diese neueste das Meisterstück eines Europens Glück und Freiheit wägenden und ordnenden Genius und stand als sein Denkmal für lange Zeiten; als das Jahr 1805 alles umstieß, und den gepriesenen

Rheinbund ſtiftete, der eine neue teutſche Eidgenoſſenſchaft betitelt ward — o welche Glorie begann da für Teutſchland! welch ein Glück für Europa! wie heilſam, wie glückſelig war es für den Frieden und die Pflege und Entwickelung aller Künſte und Wiſſenſchaften Europens, daß Frankreich, Italien, Teutſchland allmälig eine Einheit würden, und daß das edelſte und höchſte der drei Völker die Seele in den dreien würde! als Spanien und Portugal angetaſtet und durch den unverſchämteſten Gräuel überzogen wurden, da konnte Europens Glück nicht beſtehen, ſie ſeyen denn bonapartiſch; als Holland verſchlungen, als das nordweſtliche teutſche Küſtenland an der Nordſee und Oſtſee für franzöſiſches Land erklärt und beſetzt ward, da war auch die Nothwendigkeit dieſes Unrechts eine heilige Nothwendigkeit, da war die Oſtſee ſogleich eine natürliche Gränze Frankreichs, Holland eine Landanſpülung (warum nicht Landanſpielung?) der franzöſiſchen Ströme; doch daß erſt mit Englands Demüthigung und Untergang das volle Heil und die volle Freiheit unſers Welttheils kommen könne, das beweiſen dieſe Allezeitfertigen auch mit Bonaparten und für Bonaparten. Iſt eine

Schande, ein Gräuel, ein Verbrechen, iſt die dünkelſte That, welche die Hölle je ausbrüten konnte, von teutſchen Propheten und Schriftgelehrten je ungeprieſen geblieben? iſt eine Geburt des Abgrunds der bonapartiſchen Seele geweſen, die ſie nicht als etwas Göttliches und Erhabenes vorherverkündigt haben? haben ſie nicht aus Allem Gift zu ſaugen verſtanden, die Treue und das Herz des Volkes zu vergeſſen? haben ſie nicht ſelbſt die Zukunft vorausgenommen und aus ihren werdenden Geburten geweiſſagt und orakelt, damit ſie das Elend und Drangſal des Augenblicks durch Bonaparten zu Heil und Glück deuteten und die düſtre Schande zu lichter Tugend verklärten. Freilich Gott im Himmel, der Höchſte und Ewiglebende, verklärt alles, auch das Böſe, und wird auch durch das Böſe verklärt; aber den Sterblichen verklärt allein die Gerechtigkeit und Wahrheit, und zeigt, wem er angehört.

Und dieſe, teutſches Volk, wollen die hellen Sterne deiner Gedanken und die treuen Propheten deines Willens ſeyn? dieſe ſind deine vielſeitigen, allgebildeten, allliebenden, das Gute und Schöne aller Zeiten und Völker wägenden und verſtehenden

Menſchen? diese können Gott und die Welt und die Vergangenheit und die Zukunft auslegen? diese verſtehen die alten und neuen Geſchichten und haben die Gabe der Weiſſagung und Offenbarung? diese leiten dich mit milder, frommer, und tapferer Geſinnung deiner Beſtimmung und Größe würdig entgegen? Schon hatten ſie Bonapartens Reich, dein Unglück und deine Vernichtung unter einem ſchlechteren Volke, und ihre ganze neue Weltordnung und das große bonapartiſche Zeitalter auf unerſchütterlichen Säulen gegründet und gereihet. Was ſollen ſie jetzt prophezeihen und orakeln, da Gott, den ſie nicht kennen, dazwiſchen tritt, ihren Götzen in den Staub zermalmt, und Ehre, Freiheit, und Menſchlichkeit wieder aufrichtet? O kennet ſie nicht, höret ſie nicht, betrachtet ſie als Verrückte oder als Verworfene, die euch und eure Ehre, und die Ehre eurer Väter, die mehr iſt, als die eurige, im Angeſicht der ganzen Welt verhöhnt und befleckt haben. Ja Verachtung und Fluch treffe alle Teutſchen, die bonapartiſches und franzöſiſches Evangelium predigen und predigten! Kein Galgen iſt ſo hoch, und wäre es ein Hamansgalgen, woran ihre Schande ſichtbar genug hinge.

Sie haben nichts, womit ſie ſich entſchuldigen und retten mögen. Nicht in dunkler oder zweideutiger Nacht trat das blutige Geſpenſt des Todes verhüllt einher; am hellen Sonnenlicht zeigte es ſich in vollſter Unverſchämtheit, und die Augen der Einfältigen und Redlichen konnten ſeinen hölliſchen Urſprung ſogleich erkennen: alſo daß niemand an ihm irre werden konnte, der nicht ſchon an der Redlichkeit irre geworden war. Auch kannten ſie die Geſchichten und die Völker: ſie hätten ihr Volk und ſeine heilige Beſtimmung kennen und ehren ſollen; ſie wußten alle großen und unſterblichen Thaten und Worte der vergangenen Jahrhunderte und Menſchen auswendig, aber dieſe konnten in den Nichtswürdigen keine große Seele erwecken: aus elender Eitelkeit, aus ſchnödem Geiz, aus händiſcher Kriecherei haben ſie geſündigt. Hätten ſie ein menſchliches Gewiſſen gehabt, ſie hätten es nicht gekonnt; hätten ſie ein teutſches Gefühl gehabt, ſie hätten es nicht gekonnt. Unglück und Knechtſchaft haben viele Völker geſchändet, keines iſt durch die Schande der Rede und Schrift ſo entehrt worden, als das teutſche Volk. Und die Worte bleiben und die Schriftzüge erliſchen nicht, aber Ein Glück tilgt viele Unfälle, Ein Sieg viele Niederlagen aus.

Es ist nur Eine Wahrheit, Eine Tugend, Ein Gewissen: so recht und einfältig hat Gott das Menschenherz geschaffen. Vor ihm hat der Geringste im Volk keine Entschuldigung, wenn er das Böse thut, und der Hochgestellte sollte Entschuldigung haben? Sie haben gesündigt durch ihre bösen Herzen; sie haben sich das Licht verdunkelt, damit ihr Gewissen nicht erröthete; sie sahen und erklärten die Dinge so vielseitig und vielfarbig, weil sie das Rechte und Wahre nicht gerade anschauen und erkennen wollten. Sie empfangen mit Recht Verachtung und Verstoßung als den Lohn ihrer Bubenlisten, womit sie sich und andere bethört haben.

Diese deine überklugen, übergebildeten, tausendseitigen und tausendgestaltigen Menschen, die sich deine Führer und Weiser nannten, waren Fürsten in dir, teutsches Volk; denn keine Gewalt ist mächtiger und keine Majestät peinlicher, als die Gewalt und Majestät der Rede und Schrift. In der Sprache gab uns Gott die himmlische Vernunft und in der Schrift den unsterblichen Geist. Wenn also die Fürsten der Rede und Schrift Buben und Söldner und Frohner geworden sind, wenn sie sich zu Sklaven fremder Sklaven erniedrigen, wenn sie

jede Stunde, so wie der Wind anders in die Segel bläst, Farben, Gestalten, Gesinnungen ändern — dann haben sie ihre Majestät verwirkt, und werden zu dem Gewürm in den Staub hinabgestoßen, über welches sie als die höchsten und muthigsten Adler hätten hinausfliegen sollen. Vieles wechselt und wandelt das Leben hin und her, Manches auch darf auf der beweglichen Fluth des Augenblicks wanken und rollen; aber an der Einheit der That und der Gesinnung erkennt man die Tugend des Mannes.

So sind diese deine Führer und Weiser mit der Schreibfeder. Auch deine Führer mit dem Scepter hat das Unglück der Zeit gefaßt und verkleinert, ihre Herrlichkeit liegt erniedrigt, sie sind ohne Herrschaft und Macht.

Dir sind fremde Sitten, fremde Gesetze, fremde Rechte, ja fremde Sprachen aufgedrungen; Fremde sind in deinem Lande die Plager, Henker, und Nachrichter; sie treiben deine Jugend wie das dumme und stumme Vieh in ihren Schlachten fort; sie verhaften, verweisen, brandmalen, ermordm dich ohne Scheu und Schaam: wo ist das teutsche Land, das von solcher Gewalt nicht befleckt wäre?

keine Stadt und kein Dorf, kein Haus und keine Hütte, nicht der gastliche Tisch, nicht der heilige Altar, nicht das Geheimniß der Freunde, nicht die Verschwiegenheit des Ehebettes — keine Stätte, kein Winkel in deinen Landen, uraltes und heiliges Germanien, ist vor den Verräthern und Plagern sicher; was frei, stolz, und großherzig ist, wird von Schergen und Anklägern umlauert; jeder teutschen Tugend und Kraft sind Späher und Auflauerer und Bluthunde gestellt; auf jedes erhabene Gefühl und auf jeden freien und göttlichen Gedanken wird für den fremden Tyrannen eine scheußliche Jagd gemacht; jede Kühnheit soll erstummen, jeder Stolz zittern, jede Tugend kriechen; wir sollen verlernen, daß wir teutsch gesprochen und gedacht haben, in fremdartigen Tönen sollen wir unsern Treibern schmeicheln, und unser Elend und unsre Schmach als eine neue Herrlichkeit preisen lernen; du, Teutscher, bist ein unglücklicher Sklav, deine Kinder sollen gefühllose und bewußtlose Sklaven seyn. Das ist die große Arbeit und das hohe Ziel des Mannes, der sich Beschützer von Germanien nennt. So dient das Land der herrlichsten Freiheit, so ist die Ehre unserer Väter erniedrigt.

Aber auch du, teutſches Volk, biſt ſchlecht geworden, und mußt anders werden, wenn Gott dich aus der Schande erlöſen ſoll. Du biſt nicht mehr das biedere, einfältige, mäßige, beſcheidene, und feſte Volk, als welches deine Vorfahren geprieſen wurden. Du haſt zu viel mit fremden Götzen gebuhlt, haſt dich dem Ausländiſchen und Ungeſchickten zu ſehr angehängt, und der Art und Sitte deines Landes vergeſſen; du liebſt und ehrſt das Einheimiſche und Teutſche nicht vor allem Andern; du fürchteſt Gott und die Gerechtigkeit nicht über allen irdiſchen Gewalten; du haſt deine Frömmigkeit in Gleichgültigkeit, deinen Ernſt in Leichtſinn, deine Redlichkeit in Tändelei verwandelt; du weißt vielerlei und kannſt vielerlei und klügelſt und ſchwatzeſt vielerlei, doch die feſte Geduld, die ſtille Beſcheidenheit, die treue Beſtändigkeit, und ſo viele andere Tugenden, die ſonſt teutſche Tugenden hießen, ſind mehr und mehr von dir gewichen. Vieles davon hat die Zeit verſchuldet, das Meiſte die unglückliche Zertheilung des Reiches, der Mangel an Einem Gefühl, Einem Stolz, und Einer Ehre des ganzen teutſchen Namens, und die traurige Entzweiung und Auflöſung der alten heiligen Ver-

hältniſſe, welche in den verfloſſenen Jahrhunderten zwiſchen dem Kaiſer und dem Reiche beſtanden. In den letzten Tagen haben dich die Mishandlungen und Schändungen der Fremden, und alle erdenkliche Gaukeleien, Verſpiegelungen, und Verrätherein von Jahr zu Jahr ſchlechter gemacht: viele fingen ſchon an mit ihren Ketten zu ſpielen, und ſuchten ſie ſich hie und da blank und bequem zu machen; du wareſt auf dem Wege, ein banditiſches und räuberiſches Volk zu werden, wie die ſind, welche ſich deine Herren nannten. Dein großer Held, dein unſterblicher Heiland und Befreier, der einzige, der unvergleichliche, der göttliche Napoleon Bonaparte hat deine Söhne zu Räubern und Dieben geſtämpelt; er hat deine Waffen in den Brüſten deiner Brüder färben, er hat dich bis zu den äußerſten Enden Europens, die deinen Vätern nur als Mährchen klangen, er hat dich nach Spanien und Rußland hinausgetrieben, er hat durch dich die Freiheit unterdrücken, die Ehre ſchänden, die Tempel und Altäre entweihen, die Städte und Häuſer verbrennen, die Geſetze und Rechte vertilgen laſſen. Du biſt von freien Völkern verflucht und verab-

ſcheut, weil du für den Böſen das Böſe gethan haſt. Wahrlich wäre ihm das Werk ſeines argen Herzens gelungen, hätte der allmächtige Gott mit dem Donnerſtrahl der Rache nicht drein geſchlagen, du wärest binnen wenigen Jahren in ein Volk von Räubern und Sklaven verwandelt.

Was kann dich erlöſen, teutſches Volk, was kann deine beſchmutzte Ehre wieder weiß waſchen? was kann dich wieder als den ächten Sprößling der edlen Germanen in der Weltgeſchichte hinſtellen? O nichts als der Glaube an Gott, der Glaube an deine Väter, der Glaube an teutſche Redlichkeit, und die gemeinſame Liebe und Treue gegen das ganze Vaterland.

Teutſcher Menſch, fühle Gott wieder, vernimm und fürchte, was ewig bleibt, und du vernimmſt und fürchteſt auch dein Volk; du fühleſt in Gott wieder die Ehre und Würden der Väter, ihre herrliche Geſchichte verjüngt ſich wieder in dir, ihre feſte und tapfere Tugend blüht wieder auf in dir, das ganze teutſche Vaterland ſteht wieder in dem erhabenen Heiligenſchein der vergangenen Jahrhunderte vor dir. Dann, wann du ſolches fühleſt und fürchteſt und ehreſt, dann weineſt du, dann bejam-

merſt du, dann zürneſt du, daß du ſo elend und ſchlecht geworden wareſt; dann beginnt dein neues Leben und deine neue Geſchichte. Die Zeit iſt gekommen, wo du durch unbeſchreibliche Plagen und Drangſale, durch unnennbare und unerhörte Gräuel und Schanden erkennen ſollteſt, daß nur Eintracht dich retten kann, wie Zwietracht dich verderben hat. Vertilgt ſey auf ewig der Haß, verſtummt der Spott, erloſchen jede Fehde und jeder Groll, welche den einen Teutſchen gegen den andern entzweiet, welche die teutſchen Schwerdter mit Bruderblut gefärbt haben! Von der Nordſee bis zu den Karpathen, von der Oſtſee bis zu den Alpen, von der Weichſel bis zur Schelde muß Ein Glaube, Eine Liebe, Ein Muth, und Eine Begeiſterung das ganze teutſche Volk wieder in brüderlicher Gemeinſchaft verſammeln; ſie müſſen es fühlen lernen, wie groß, mächtig, und glücklich ihre Väter waren im Gehorſam gegen Einen teutſchen Kaiſer und Ein Reich, als die vielen Zwietrachten ſie noch nicht gegen einander verhetzt, die vielen Klügler und Schwätzer ſie noch nicht verwirrt, die vielen Memmen und Buben ſie noch nicht verrathen hatten; ſie müſſen ſich nach einer glücklichen und ruhmvollen

Eintracht sehnen, und Gott der Herr wird ihnen helfen, wenn sie es redlich meinen und thun; über den Trümmern und Aschen ihres verwüsteten, zertretenen, verbrannten, und verheerten Vaterlandes müssen sie sich weinend die Hände reichen, und beten und schwören, alle für Einen Mann zu stehen und zu streiten, bis das heilige Land befreit ist.

Teutsche, nicht an dem Kleinen, Einzelnen, und Elendigen dürfet ihr hangen bleiben, nicht die besonderen Rücksichten, Vortheile, und Verhältnisse dürfet ihr sehen; dann bleibet ihr ewig der Spott der Völker, das Spiel der Fremden, und die Knechte der Franzosen. Das Große und Ganze, das, was euer teutsches Gemeingut und eure teutsche Gemeinehre ist, das, wodurch ihr alle Teutsche heißet und wodurch eure Vorfahren ein glorreiches und freies Volk waren — das müsset ihr arbeiten und streben, das müsset ihr lieben und sehnen, das muß euer Ziel und euer Stolz seyn, das muß euch zu Einer Kraft vereinigen gegen eure Dränger, und die Vereinigten ewiger und fester zusammenhalten, als Eidschwüre und Verträge halten können.

Wann nun dieses Brüderliche, Gemeinsame, und Teutsche wieder in dir athmet und glühet,

teutſches Volk, dann muß auch Zorn und Rache in dir athmen und glühen, dann mußt du auch den heiligen und von Gott und Natur gebotenen Haß gegen deine Unterdrücker walten laſſen; der Name Franzos muß ein Abſcheu werden in deinen Gränzen, und ein Fluch, der von Kind auf Kindeskind erbt. Hinweg mit dem mattherzigen Mitleid, mit der erbärmlichen und weinerlichen Halbheit, die ſich den Teufel gefallen läßt und die Hölle anmuthig findet! Geſchieden werde das Fremde und Eigene auf ewige Zeit! geſchieden werde das Franzöſiſche und Teutſche! nicht durch Berge, nicht durch Ströme, nicht durch chineſiſche und kaukaſiſche Mauern, nein durch die unüberſteigliche Mauer, die ein brennender Haß zwiſchen beiden Völkern aufführt.

Denn was haben die übermüthigen und argliſtigen Franzoſen dir nicht gethan? wie haben ſie nicht gegen dich gefrevelt? wie haben ſie dich nicht betrogen? wie haben ſie dich nicht verhöhnt, geplagt, geſchändet bis dieſen Tag? und du könnteſt gefühllos bleiben bei Gräueln und Schanden, ob welchen ſich die Gebeine deiner Väter im Grabe umkehren und die ſtummen Steine Sprache gewin-

nen könnten? und du wolltest immer noch nicht verstehen, wie der Frevel bestraft werden muß, daß sie sich unterstanden haben, dich unterjochen zu wollen?

Wähntest du nicht, es sey dir ein Lob, wann die französischen Marschälle und Hauptleute dir vom Ebro und Dnepr schrieben, wie sie sich wieder nach deinen Häusern und Tischen und Gelagen sehnen? wenn sie dir schrieben, wie es in Dresden und Cassel und Königsberg und Hannover weit stiller und lustiger wohnen sey, als in Madrid und Moskau und Saragossa und Sevilla? Du gutmüthiges Schaaf küssest den Wolf, der dich zerreißet, leckest dem Tiger die Klauen, der dich verschlingt; du hörst dich von den eitlen und übermüthigen Fremdlingen jeden Tag dummes teutsches Vieh nennen, und meinest, sie rühmen die Tugend der Sanftmuth und Geduld an dir.

Entschuldigtest du nicht ihre Gräuel, und bemäntelteſt ihre Wohllust und ihren Geitz mit dem, was du Zierlichkeit und Artigkeit an ihnen nennest? nahmst du deine Henker nicht in deine Genossenschaft und Gesellschaft auf, und hieltest dich hoch geehrt, wenn sie dir einbildeten, du schnatterest

ſo gut franzöſiſch und trageſt dich mit ſo viel Anmuth, als ſeyeſt du an den Ufern der Seine oder Loire gebohren? ja gabeſt du ihnen deine Weiber und Töchter nicht hin? haben ſie nicht viele deiner ſchönſten und reichſten Jungfrauen entführt, weil du dieſe die Dränger nicht als eine Peſt der teutſchen Sitten verabſcheuen lehrteſt?

Gebährdeteſt du dich nicht, als ſeyeſt du wieder kindiſch geworden und habeſt die erſten Begriffe verlernt? als habeſt du keine Worte, keine Gedanken, keine Geſetze? äffteſt du, je drängender die Schande ward, nicht mit immer knechtiſcherer Gefliſſenheit das Franzöſiſche und Bonapartiſche nach? ward in vielen Landen nicht alles, auch das Kleinſte, nach bonapartiſchen Muſtern und pariſiſcher Knechtſchaft geſchaffen, mit Namen, mit Scheinen, mit Gaukeleien, mit Verlarvungen des Elends und ſeiner Bedeutung, die dich zugleich als ein dummes und ein ſchlechtes Volk hinſtellten?

Schämteſt du dich nicht — o ſchäme dich, daß du dich ſchämteſt! — ſchämteſt du dich nicht deiner heiligen und herrlichen Sprache, und lalleteſt mit ſelbſtgefälliger Eitelkeit die gurgelnden und ſchnarrenden Töne deiner Plager nach, die vor dem hohen

Donnerklang deiner Rede und der göttlichen Tiefe deiner Gedanken von Gottes und Natur wegen hätten im Staube kriechen müſſen? O dies iſt dein ſchlimmſtes Uebel, hier ſitzt es tief gewurzelt, hier ward dir die Peſt der Knechtſchaft vorlängſt eingeimpft; dieſe Aefferei muß verflucht werden in deinen Gränzen.

So tief biſt du gefallen, ſo ſehr haſt du deine Geſchichte vergeſſen, ſo wenig weißt du, wer deine Väter waren und wer du ſeyn ſollſt; ſo lau, ſo matt, ſo feig, ſo ganz ohne Blut, Seele, und Liebe biſt du. Selbſt vor der Schlangenhaut zitterſt du noch, da die Schlange todt iſt; für dich hat Wellington mit ſeinen Spaniern und Engländern keine Siege erfochten, für dich hat Gott und das Schwerdt der Ruſſen die Hunderttauſende nicht vertilgt. Das macht, weil du deinen Stolz und deine Ehre vertändelt und verbuhlt haſt, weil du das Eigene und Vaterländiſche verachten und das Fremde und Ausländiſche bewundern gelernt haſt.

Wahrlich, ich ſage dir, zu lange, zu lange wandelteſt du in dieſem Irrthum und Unglück. Auf! ermanne dich! faſſe dir eine teutſche und männliche Zuverſicht, und ſieh über das Kleine

hinweg, und du wirſt das Große gewinnen. Nicht mehr dieſer wäſſerigen und weibiſchen Gefühle! nicht mehr dieſer Gleichgültigkeit und Erbärmlichkeit! was ſie Menſchlichkeit nennen, das iſt keine Menſchlichkeit, es iſt die nichtswürdige Geduld eines Sklaven; Gott hat Zorn und Rache geboten, wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat, und den Frevel zerſchmettern und die Tyrannei vertilgen heißt keine Sünde. Darum haſſe und liebe, belohne und ſtrafe! oder du bleibſt ein verächtliches Volk. Verfluche und verbanne aus dir die franzöſiſchen Sitten und Moden, und die lüſterne und leichtfertige Sprache, welche alle edelſten Keime deiner Tugenden ſeit Jahrhunderten verwüſtet hat. Dies Geſchnatter müſſe verſtummen in den Sälen deiner Fürſten und in den Kammern deiner Frauen! denn es hat dir den einfältigen Sinn verdrehet und die teutſche Liebe in deinem Herzen erkältet. Verfluche und verbanne aus dir alle Schmeichler und Ausrufer und Verkündiger für Bonaparten und die Franzoſen, und vertilge die Buben und Verräther, wie man Otterngezücht vertilgt; denn die jene preiſen, verachten dich, und die ihnen Glück wünſchen, wollen dich in der Schande der Knechtſchaft erhalten.

Aber Worte befreien nicht, fromme Gedanken erlösen nicht, Gott giebt Glück und Ehre faulen Träumern nicht. Arbeit und Noth, Gefahr und Blut — alle eure Kräfte müsset ihr drein setzen, einen großen schweren Kampf müsset ihr kämpfen, teutsche Männer, wenn ihr wieder ein Volk werden wollet. O wenn der rechte Zorn für euer Vaterland und eure Ehre euch beseelt; wenn ihr gegen eure Ueberlister und Bedränger von der Rache glühet, die auf Leben und Tod streitet und Sieg oder Untergang will; wenn ihr bei der Erinnerung des französischen Hohns und Uebermuths, bei dem Anblick eines französischen Denkmals, ja bei dem Anblick eines französischen Zeichens und dem Klange eines französischen Wortes vor Ingrimm eurer Seelen zittert — o freuet euch! dann habt ihr das Siegel der Erlösung und das Unterpfand der Freiheit für lange Zeiten. Wenn dieser Haß gegen eure Peiniger und Schänder und gegen die Verderber eurer Tugend der Entzünder eurer Gedanken und der Erwecker eurer Thaten ist; wenn er euch wieder zurückführt zu der vergessenen Einfalt, Treue und Redlichkeit eurer Väter, wenn ihr ihn als das Palladium eurer Freiheit und Tugend mit der

ersten milden Milch der Lehre und Unterweisung euren Kindern und Enkeln einflößet — freuet euch! die Franzosen werden künftig mit Beben vor euren Gränzen stillstehen.

Aber, teutsches Volk, damit dieser glückselige Haß werde und bleibe, dazu bedarfst du Krieg, heißen, blutigen, gemeinsamen Krieg aller Teutschen gegen die Ueberzieher. Nur ihr Blut kann die Schande abwaschen, die euch befleckt; nur Blut kann die Ehre erwecken, die euch unterging; nur in einem solchen gemeinsamen Kriege können durch verbrüderten Stolz und Muth die Bande wieder geknüpft werden, die von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr gelöst und in unsern Tagen endlich völlig zerrissen wurden; nur in einem solchen Kriege, wenn ihr ihn mit Gott und mit frommer Treue beginnet und führet, könnet ihr lernen, wie hoch teutscher Geist, teutsche Tugend, und teutscher Muth über wälschen Tand und Lug und Trug emporfliegen kann.

Gott hat das Verbrechen gerichtet und die Verruchtheit gestraft, Gott hat die Bahn der Ehre und Freiheit geöffnet; gehorchet ihm, betretet sie. Schon streiten die Spanier in das fünfte Jahr für

ihr Land und ihr Recht gegen den Thronenräuber, der sie unterjochen wollte; sie ließen ihren Heeren das heilige Kreuz der Religion voranwehen, sie setzten ihre Zuversicht auf Gott — sie sind unbezwungen. Auch die Russen haben durch ihr Recht, ihre Tapferkeit, und ihren Glauben obgesiegt; in fünf Monaten sind durch ihr Schwerdt, durch Gefangenschaft, Frost, Eis, Schnee, und Hunger an die 400000 Feinde verschwunden. Das hat Gott für sie gethan, weil sie an Gott glaubten. Teutsche Männer, eure Väter fürchteten Gott und hatten aller Dinge Anfang und Ende in Gott; eure Väter waren frei und glücklich. Wenn Gott und Vaterland euer Feldgeschrei, wenn Gerechtigkeit und Glaube an Tugend, wenn die Sehnsucht nach unsterblichen und himmlischen Dingen der Gedanke eurer Seelen wird — dann werden Sieg und Ruhm euch krönen, dann werdet ihr freier und herrlicher seyn, als eure Väter waren. Aber ohne Gott, ohne die hohe Gesinnung und den demüthigen Stolz auf euer Vaterland und eure Treue, ohne innige Liebe zu euren Sitten, zu eurer Sprache, und zu eurer Freiheit, bloß mit dem Vertrauen auf menschliche Hülfen und Stärken, werdet

ihr der Fremdlinge nimmer Meiſter. O einen einzigen frommen Fürſten, von Gott mit Kraft und Weisheit zum Helden gerüſtet, einen frommen Fürſten an deiner Spitze, teutſches Volk, der das Panier der Tugend und Gerechtigkeit gegen die Bosheit und Tyrannei erhöhe — und der Teufel ſollte zittern, und ſeine Trabanten ſollten erblaſſen vor der Allgewalt der Tugend. Zeit, du haſt vieles gebohren, du wirſt auch einen ſolchen Helden gebähren — und dann wird das Vaterland gerettet ſeyn.

Dieſer heilige Krieg auf Leben und Tod muß geführt werden, bis du deine alten Gränzen wieder gewonnen haſt: denn keine deiner Brüder darfſt du in franzöſiſcher Knechtſchaft laſſen; er muß mit dem hohen Stolz und Zorn geführt werden, die das Vertrauen und Bewußtſeyn teutſcher Tugend und Herrlichkeit über franzöſiſchen Trug und Tand für ewige Zeiten befeſtigen. Dann erſt möget ihr und mögen eure Kinder und Kindeskinder in eurem Lande glücklich und ſicher wohnen.

Dies, und nichts Anderes iſt noth; dies denke, ſinne, thue! und thu es mit voller Geſchwindigkeit und voller Seele.

Wahrlich es werden viele falſche Propheten und Verkündiger aufſtehen in dieſen Tagen, welche Liche lügen in ihren Worten und Falſchheit meinen in ihren Herzen; dieſe weiſen dir tauſend Bedenklichkeiten und Zweifel, gaukeln dir tauſend und zehntauſend Gefahren und Abgründe vor, worein du fallen kannſt: als wenn du nicht im tiefſten Abgrunde lägeſt; dieſe wollen dich betören und verblenden und verwiren, deswegen ſollſt du ihnen nicht glauben.

Es werden die Matten und Feigen kommen, die ohne Arbeit glücklich und ohne Blut frei ſeyn wollen; dieſe werden ſprechen: **bis zum Rhein iſt des teutſchen Landes genug, das andere koſtet zu viel Gefahr und Blut, darum mögen wir es den Franzoſen laſſen**; dieſen ſollſt du nicht glauben: denn wenn du nicht wiedergewinneſt, was des teutſchen Landes jenſeits des Rheins liegt, ſo haſt du dieſen großen Krieg umſonſt begonnen und geführt.

Es werden aufſtehen, die unter ſchönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter ſchönen Namen von teutſcher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinlocken und hineingaukeln

wollen; die dir mit den heiligen Worten Milde, Menſchlichkeit, Chriſtlichkeit das ſtolze Herz brechen wollen, daß du lieber dieneſt, als herrſcheſt; die dir ſelbſt den Verrath und die Lüge lieblich machen wollen, als habe die Schlange dir nicht tödtlich in die Ferſe gebiſſen. Siehe ſolche ſind unter ſcheinbaren Vorwänden Ausſäer der Zwietracht und Lähmer deines Zorns und deiner Macht.

Es werden fuchsſchwänzen und ſchmeicheln und lügen, die bloß die weltliche und nicht die göttliche Majeſtät fürchten, die nicht für die unvergängliche Wahrheit und Gerechtigkeit reden, ſondern nur immer die Herrſchaft des Augenblicks ſehen, und zwar nicht die idealiſchen Bilder der Herrſcher, ſondern die einzelnen Namen, welche jetzt Namen ſind, und alle kleinen und großen Zufälligkeiten, die ſich an dieſe Namen hängen. Dieſe elenden Schmeichler können keine Prieſter der Freiheit und Tugend ſeyn, ſie binden immer den Geiſt an den Leib und die Seele an das Glück, und kleinlicher Geiz und feile Furcht herrſcht ihnen über der Seele und dem Muth.

Auch wird deine alte Peſt nicht fehlen, teutſches Volk, jenes kakelnde und ſchnatternde Ge-

ſchlecht der Vielſeitigen. Kaum wird dein Schwerdt roth ſeyn von dem Blute deiner Peiniger, ſo werden ſie Mäßigung! Mäßigung! ſchreien, und dir mit Halbheit und Jämmerlichkeit die Seele füllen wollen; ſie werden nicht mehr wiſſen, was dir von jenen Schändliches und Gräuliches widerfahren iſt; ſie werden deine Noth und die Noth deiner Kinder und deine teutſche Liebe und Treue ſogleich wieder vergeſſen, und dir an jenen tauſend Herrlichkeiten beleuchten und zeigen, weswegen du ſie ehren und lieben ſollſt: denn von der rechten Liebe und dem rechten Haſſe, von der Tugend und von Gott wiſſen ſie nichts.

Ja es werden aufſtehen dumme Tröpfe und verkappte Buben, die auch für das glänzende Ungeheuer des Tages predigen wollen, die den Fall eines ſo großen Kaiſers und die Zerrüttung ſeiner weiten Entwürfe darſtellen als eine erhabene Tragödie des Verhängniſſes, das einen Helden zerſchmettere, nicht als das Gericht Gottes, das einen Böſewicht ſtrafe; die, wenn er hinfahren ſollte, für die Ruhe, das Glück, das Gleichgewicht, und die Freiheit Europens tauſend Gefahren weiſen; die ſeine

Schanden noch immer zu Ehren und ſeine Gräuel zu Großthaten mahlen; die verkündigen, jetzt habe er durch Gott Milde und Mäßigkeit gelernt, und werde die Völker nicht mehr mit dem blutigen Schwerdt, ſondern mit dem friedſeligen Scepter weiden: denn in ſeiner Bruſt rollen ſich jetzt ganz andere Gedanken von den Völkern und Verfaſſungen, von der Freiheit und von der Kirche, und es würde das größte Unglück für die Welt, mehr noch für Teutſchland ſeyn, wenn er dieſe erhabenen und kaiſerlichen Gedanken nicht wirklich machen könnte. Dieſe werden dir das Herz rühren wollen für eine Natter, deren leere Giftblaſe ſich immer wieder füllen wird.

Schlimmer und gefährlicher werden andre bezahlte und unbezahlte Gaukler und Verräther dich durch den Glauben entzweien wollen, ſie werden veraltete Wahne und Meinungen und böſe Vorurtheile wieder erwecken, damit ſie dir den freudigen Muth erkälten und lähmen und deine Kraft zerhadern und zerreißen. O Teutſche, laſſet euch nicht irren und verführen! Der alte Irrthum, der unſere Väter ſo traurig und blutig entzweiete, ſey auf ewig ein Irrthum geweſen! jene Unterſchiede und

Zwiſte ſeyen auf ewig vergangen! Einmüthigkeit der Herzen ſey eure Kirche, Haß gegen die Franzoſen eure Religion, Freiheit und Vaterland ſeyen die Heiligen, bei welchen ihr anbetet! Wahrlich ich ſage euch und verkündige euch, der alte Pabſt und der alte Luther ſind lange todt, und ſtehen in der früheren Geſtalt nimmer wieder auf; mit einem neuen und lebendigeren Geiſt, mit einem höheren Athem des Lebens muß die Welt und das Chriſtenthum wandeln; einer neuen Kirche und eines neuen Heils warten wir; die chriſtliche Kirche wird wieder Ems werden, aber nicht durch Prieſterſtreite und Degenklingen und Kabinettsbefehle, ſondern durch die ſtille und mächtige Gewalt der Zeiten, und durch den Geiſt, welchen Gott vom Himmel ſendet.

Wehe dir aber, wenn du das Geringſte glaubeſt von dem, was dieſe dir predigen! und dreimal wehe dir, wenn du geitzig und kleinmüthig abläſſeſt von dem Kampf, ehe denn er durchgeſtritten iſt. Eines gilt und Eines iſt noth, daß du ruſeſt: Zuſammen! zuſammen! für Recht und Freiheit! für Gott und das Volk! zu den Waffen! zu den Waffen! gegen

die Wälſchen, die Franzoſen, die Tyrannen! Dieſen Klang laß in deinen Thälern und Bergen, laß von deinen Thürmen und Feſten ertönen, und verſammle deine tapfere Jugend unter den Fahnen der Einmüthigkeit und Gottſeligkeit. Laß in den Staub verſinken, was verſinken muß; laß modern, was durch die lange Zeit verfault iſt; laß ab von der unſeligen Dummheit und Stumpfheit, womit du ſo lange nicht haſt begreifen wollen, daß dein Leben, deine Verfaſſung, dein ganzer Zuſtand nicht mehr ſind, wie ſie vor zwanzig Jahren waren, und daß ſie nimmer wieder ganz ſo ſeyn können; laß ab von der äffiſchen und ſündlichen Vorliebe für das Fremde, von der ſchwächlichen und eitlen Buhlerei mit dem Ausländiſchen; ergreife die Wahrheit, ergreife die Redlichkeit und Treue deiner Väter, ergreife das Glück, welches Gott dir geben will, ergreife die neue Zeit, aber die neue teutſche Zeit, und nicht die neue franzöſiſche Zeit: wahrlich dieſe kann keine neue Zeit werden, die Franzoſen ahnden nichts und wiſſen nichts von dem Geiſt und dem Gott, die durch dieſes Zeitalter hinwandeln.

Auf! teutsche Menschen! auf! teutsches Volk! einst so ehrwürdiges, tapferes, und gepriesenes Volk! auf! fühlet die große zu lange vergessene Brüderschaft! fühlet die heiligen und unzerreißlichen Bande desselben Blutes, derselben Sprache, derselben Sitten und Weisen, welche die Fremden haben zerreißen wollen; fühlet und ahndet jenes Unendliche und Erhabene, was im Schooß der Tage verborgen schlummert, jene lichten und mächtigen Geister, die erst aus einzelnen Meteoren herausblitzen, die euch aber bald aus allen Sonnen und Sternen leuchten werden; fühlet die neue werdende Geburt der Zeiten, den höheren, frischeren Athem des geistigen Lebens, und lasset euch nicht länger durch das Nichtige und Kleine bethören und verwirren. Nicht mehr Katholiken und Protestanten, nicht mehr Preußen und Oestreicher, Sachsen und Baiern, Schlesier und Hannoveraner, nicht mehr verschiedenen Glaubens, verschiedener Gesinnung, und verschiedenen Willens — Teutsche seyd, Eins seyd, wollet Eins seyn durch Liebe und Treue, und kein Teufel wird euch besiegen.

Auf! teutsche Menschen! bei so heiliger Sache und so herrlichen Hoffnungen, auf mit dem kühn-

ſten Stolz und dem reinſten Herzen! es verſtumme jeder Geitz und Ehrgeitz! es erröthe jede Hoffart und Herrſchſucht! es verſinke jeder Unterſchied und jede Schranke! Ein Bruderherz, Eine Bruderliebe ſchlage in den Pulſen des ganzen teutſchen Volkes! keiner ſey der Erſte und keiner der Letzte, keiner ſey der Oberſte und keiner der Unterſte, jeder ſey zum heiligen Dienſt und zur treuen Arbeit für das Vaterland willig, gehorſam, demüthig. Hinweg jede Eitelkeit und Einbildung! hinweg jeder unſelige Haß und Neid, der den einen Stand gegen den andern entzweit hat! hinweg alle die leeren Anſprüche und ungerechten Forderungen der einen über die andern! Darin allein laſſet uns alle ſtreben und ſtreiten und wetteifern, welcher im Dienſte des Vaterlandes der Frommſte, Gehorſamſte, und Demüthigſte ſeyn möge!

O wenn dieſer Gehorſam, dieſe Frömmigkeit und Verleugnung für das Vaterland und das heilige teutſche Reich wieder auflebt; wenn, was Geiſt, was Muth, was Seelenhoheit hat, was in Worten entflammend, in Geſinnungen begeiſternd, in Thaten gewaltig iſt, im teutſchen Volke hervortritt; wenn der Kampf gegen die Franzoſen mit dieſer

Einmüthigkeit, Tapferkeit, und Demuth geführt wird; wenn die Hoffnungen auf Gott, auf das Vaterland und auf die Wiederherstellung des teutschen Reichs und Kaiserthums alle Herzen freudigen und beseelen — welche Herrlichkeit Teutschlands wird dann leuchten, welche Helden und Sehrmänner werden erstehen, welche erhabene, seit Jahrhunderten schlafende Tugenden und Kräfte werden wieder erwachen! Wie zusammengerollte Donnerwolken den Blitz und nach ihm den Segen des Himmels, den Regen, erwecken, so werden Teutschlands vereinigte und zusammengerollte Kinder in der Schlacht den Blitz der brennenden Seelen, die segenreiche Fruchtbarkeit der teutschen Treue, die göttliche Kraft der Begeisterung erwekken. In diesem schönen und blutigen Getümmel, in diesem gewaltigen Gedränge der Empfindungen und Gedanken, der Arbeiten und Strebungen wirst du lernen, teutscher Mensch, was du bist und was du seyn sollst, und nach dem tapfer ausgestrittenen Streite wird Gott dir helfen, daß du das Vaterland so ordnen und einrichten magst, daß es ein löbliches, gerechtes, und freies Land bleibe für ewige Zeiten. Denn nur aus der Arbeit erwächst

dem Menschen der Verstand und aus der Mühe die Weisheit.

Teutscher Mensch, du bist kein Mörder, kein Bandit, kein Bluthund. Memmen und Tröpfe, oder Buben und Verräther sind es, welche Gefahren in dir zeigen, welche die Kaiser und Könige vor dir warnen, welche vor französischer Freiheit und Gleichheit warnen, und daß man mit dir nicht in vaterländischen Gefühlen und edlen Worten sprechen solle, daß man dir zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen nicht in die Hände geben solle. O diese Warner und Händeringer kennen dich nicht, und wollen dich nicht kennen, sie wissen nicht, was die Geschichte von dir sagt, welche doch der helle Spiegel eines Landes und Volkes ist. Französische Freiheit und Gleichheit, französische Wildheit und Grausamkeit hat dir und deinen Vätern nimmer gefallen: du liebst die Sklaven nicht, du liebst die Tyrannen nicht. Du bist ein treues, dankbares, gehorsames, und stilles Volk, welchem unschuldiges Blutvergießen nicht gefällt; deswegen willst du nicht und kannst du nicht wollen, daß alles Alte zerstört und zermalmt werde, wie jene Rasenden in Paris vor zwanzig

und funfzehen Jahren thaten; du willst vielmehr alle theure Namen, alle ehrwürdige Erinnerungen, alle löbliche Ordnungen und geliebte Eigenheiten, die nur erhalten werden können, gern erhalten. Aber fügen wirst du das Alte in die Gestalt des neuen Geistes, der jetzt herrschen soll, ordnen wirst du das zerrissene Vaterland und Reich zu Einheit und Kraft, stellen wirst du dich gleich einem geharnischten Mann unter die Einheit der teutschen Liebe und Treue, und nie wieder wird teutsches Bruderblut deine Waffen färben; von dir thun wirst du die kleinen Gedanken und die kleinen Rücksichten, damit die große und allgemeine Liebe das so lange, o zu lange zerrissene Vaterland verbinden und heilen könne; von dir thun wirst du alles eitele, äffische, prunkende, und ausländische Wesen, und dich und die Deinigen des alten teutschen Ernstes und Biedersinnes ermahnen; von dir thun wirst du alle Weichlichkeit, Elendigkeit, und Zierlichkeit, die sie mit einem prahlerischen Namen Humanität nennen: siehe die Tapferkeit und Frömmigkeit und Redlichkeit ist die teutsche Humanität oder Menschlichkeit, durch die mürben Herzen aber ist die Gerechtigkeit vergangen und durch

die weibiſchen und zieriſchen Gefühle die Frömmigkeit und Tapferkeit geſtorben.

O teutſches Volk! in welchen Zeiten bin ich gebohren! was empfinde, ſehe, und erlebe ich! Deine Schwätzer werden Thäter werden, deine Träumer werden als Helden ſterben; verwehen wird der trübe Staub und die ſchmutzige Aſche, die über deiner Tugend lag; zerſtieben wird die papierne Weisheit der Klügler und das papierne Regiment der Schreiber; zerſtieben werden die papiernen und metaphyſiſchen Geſetze und Verfaſſungen mit den papiernen Männlein vor der höhern Gewalt, die in dir glühen und blühen wird; ſtolzer Muth, feſter Verſtand, bewußte Freiheit, demüthiger und chriſtlicher Gehorſam gegen Geſetz, Vaterland, und Herrſcher, alles Heldenthum, aller Geiſt, alle Glorie werden ſich um dich ſammeln, wenn du aushältſt, und glaubeſt, daß Gott mit dir iſt und mit dir ſeyn will. Es liegt die Welt in chaotiſchen Trümmern, es kämpfen alle Elemente, alle Kräfte, alle Geiſter mit einander, es ſind Zeichen und Weißagungen großer Thaten und ungeheurer Geburten — glaube, ſie ſind für dich! Zwanzig Jahre, und wir haben Jahrhunderte

durchlebt; zwanzig Jahre, und die sichtbare Gottheit der Geschichte und Vergeltung ist täglich unter uns gewandelt und hat sich in den außerordentlichsten Wechseln fürchterlich herrlich gezeigt. Nicht vergebens hast du solche Brandungen und Orkane, nicht vergebens solche Erdbeben und Vulkane der Zeit gesehen; nicht vergebens ist auch dein unglückliches Vaterland mit ihren feurigen Aschen und blutigen Lavaströmen überschwemmt worden. Glaube, diese Zeit ist deine Zeit, ihr Gott und ihr Geist sind dein Gott und dein Geist, und du wirst den leuchtenden Reigen des beginnenden Jahrhunderts anführen.

Ich habe Frankreich gesehen, das wüthende, verruchte, und bluttriefende Frankreich, ohne Freiheit, ohne Gott, ohne Tugend; Frankreich ist durch einen Tyrannen gestraft, schon modert das Gebein seiner meisten Henker und Mörder, die Gebeine der übrigen werden in kurzen modern. — Ich habe Spanien gesehen, die verzehrende Rache, den brennenden Zorn, den leuchtenden, blitzenden, feurigen Muth, das Schwerdt und das Kreuz in gleichem Verein, Numantias Stolz, Saguntus Trotz mit ihren heiligen Todten wieder erstehend,

und Saragoſſas friſche Trümmer, Gerona's und Tarragona's blutige Mauren, und Palafox dich, und Contreras dich, und eures ermordeten Lebens rächende Geiſter — und ſie ſind nicht bezwungen, die edlen Streiter, ſie athmen noch frei, und ſchaffen aus blutigem Kampf ſich herrlicheres Leben. — Ich habe Rußland geſehen, ich ſah die unter dem heiligen Kreuze wimmelnden Jünglinge, ſie jauchzeten zum Streit wie zum Ringen, ich ſah die an den Altären knieenden Greiſe und Frauen und Jungfrauen, ich hörte deine Aſchen, heilige Smolensk, deine Flammen, ehrwürdige Moskau, rötheten den Himmel meiner Bruſt; ihr Freien, ihr Tapfern, ihr Unſterblichen, bringt mich in euren Himmel mit empor! — Ich habe Teutſchland geſehen, der Germanen Land, das heilige Land, das freie Land, wo Herrmann mit Römerleichen bedeckte das Feld, wo der Vogler auf die Hunnen die Wölfe und Raben lud — ich ſah ſein Scepter gebrochen, ſein Schwerdt verhüllt, oder mit dem Blute der Brüder geröthet, tief ſenkte der doppelte Adler der Fittiche Kraft. Da hielt ich den Fluch oft ſchwer von der Lippe, den Dolch oft ſchwerer vom Herzen. Doch wirble du Staub!

doch toſe du Schlacht! doch brauſe du Flamme der fliegenden Zeit! Ich werde dich ſehen, mein heiliges Land, mit Sieg bekränzt, mit Freiheit bekränzt, ich werde hören deines Adlers klingenden Flug; ich ſehe dich ſchon, ich höre ihn ſchon, auch wenn mein Staub mit dem Staube der Erſchlagenen verfliegt, von Geſtirnen werd' ich mein Germanien ſehen.

Glühend ſind dieſe Worte, weil die Bruſt glühend iſt; raſend heißt den höhnelnden Spöttern und den laurenden Buben, wenn die Seele über die Lippen fließt; Blößen auch giebt, wer ſein Herz giebt, nur der Lügner und Schmeichler ſinnt ſeine Schwächen zu decken. Die gewaltige Zeit, worin wir leben, ſchüttelt die Großen und die Kleinen; wann Orkane wehen, dann fühlen auch die niedrigſten Sträuche, daß es Winde giebt. Dieſe gewaltige Zeit berechtigt jeden redlichen Mann zu reden und zu warnen, und zu zeigen, woher die Donnerwetter und Orkane ziehen: oder zündet der Blitz etwa nur, wenn man den Menſchen die geladenen Wetterwolken zeigt? So glaub-

te der Aberglaube; wir glauben wenig, deswegen ſollen wir erkennen. Sollen wir ſchlafen auf dem rauchenden Vulkan? ſollen wir ſtilliſtehen auf der ſinkenden Eisſcholle? wird es beſſer, wenn wir träumen, daß es vortrefflich iſt? O nein! nein! nein! Feſt ins Aug' blicken ſollen wir der großen Zeit, ihre Furchtbarkeit und ihre Herrlichkeit ſollen wir verſtehen, damit wir uns zu ihrer Höhe erheben und ihren heiligen Willen vollbringen können. Sie wird ſtoßen den, der ſich nicht rühren will; ſie wird zerſtoßen den, der gegen ſie anrennen will; ſie wird ihre Gewalt thun, weil ſie die gewaltige iſt. Sie meint dich, teutſches Volk, edles, tapferes, treues Volk! du biſt der Geiſt und die Seele der neuen Geſchichte, du biſt mit Redlichkeit und Freiheit geadelt, du haſt viele Tugenden, nur nicht die Tugend, dich ſelbſt zu erkennen: das mußt du, das ſollſt du, denn Gott will dich erretten.

Warum rede ich zu dir? weil ich dich liebe und verehre, weil ich erkannt habe, was du werth biſt neben den Beſten, ja über den Beſten? An den fernſten Küſten deiner weiten Gränzen gebohren wie leicht hatte ich es, für die Fremde die

Flügel zu lichten! sie haben mich immer zurückgetragen zu dir, ich konnte meine Liebe nicht verlassen, ich konnte die Sehnsucht nach dem Vortrefflichen nicht vergessen. — Warum rede ich streng und scharf zu dir? weil es mir ein Gräuel ist, daß du ein zwieträchtiges und brudermörderisches Geschlecht bleiben sollst, weil es mir ein größerer Gräuel ist, daß du ein verächtliches und sklavisches Geschlecht werden sollst. — Warum schelte ich? weil ich deine Treiber, die Franzosen, innigst hasse, weil ich ihre teutschen Helfershelfer und Affen hasse. Sie sind zu keinem Herrschervolke gemacht, aber ein Verderbervolk könnten sie werden; und sie haben es immer werden wollen, und sind es oft gewesen. Nicht in Bonaparten steckt das größte Unheil des Tages: in ihnen, in ihnen.

Ich bin ein Demokrat, ein Jakobiner, ein Schwärmer, ich will alles umkehren und neu machen werden diejenigen sagen und verklagen, welche recht gut wissen, wie viel Gift für gewisse Ohren in dunkeln und allgemeinen Namen liegt. Sie lügen, sie die wirklich neue Menschen sind: weil sie das Alte nicht verstehen,

iſt ihnen auch das Verſtändniß des Neuen verſiegelt; ſie lügen: ich will mehr Altes, als ſie. Ich will wieder die alte Freiheit, die alte Tugend, die alte Ehre, die alte Tapferkeit, die alte Treue der Germanen: die wollen ſie nicht; ich will ein herrliches und mächtiges und teutſches Volk und Reich, und kein franzöſiſches und bonapartiſches: das wollen ſie nicht; ich will Lüge und Tyrannei vertilgt und Wahrheit und Gerechtigkeit herrſchend haben: die kennen ſie nicht, und können ſie alſo nicht wollen; ich will gern erhalten, was erhalten werden kann, aber ſie ſollen mir das Todte nicht als lebendig, noch das Verfaulte als blühend zeigen. Bin ich ein Verbrecher, wenn ich zeige, was liegt und was liegen wird? bin ich ein Böſewicht, weil ich rathe, den Schutt und Schmutz wegzuräumen, damit die Straßen und Bauplätze rein werden? bin ich ein Hochverräther, weil ich ſage, die alten Geſtalten des teutſchen Reiches ſeyen vergangen, und neue müſſen werden? bin ich ein Aufrührer und Unruheſtifter, weil ich alle Teutſchen ermahne, treu, einträchtig, und brüderlich zu ſeyn, und mit den Unterdrückern nicht länger gegen das Vaterland zu ſtehen? bin ich ein

Verkleinerer der Größe und ein Schänder der Herrlichkeit, wenn ich weise, daß die Größe Knechtschaft und die Herrlichkeit Schande ist?

Ich bin ein Barbar, ein Heide, ein Unchrist, werden sie sagen und verklagen, solchen Haß und solche Erbitterung predige ich. Ich antworte ihnen: keiner werfe den ersten Stein auf seinen Nächsten; aber ich glaube ein eben so guter Christ zu seyn, als sie. Gott hat Freiheit gewollt und geboten, Tyrannei und Sklaverei ist nicht von Gott, noch ist das kleine und sklavische Gemüth von Gott, das sich in gutmüthiger Schlaffheit jede Erniedrigung gefallen läßt: sonst wären unsere gepriesenen Altvordern und unsre ritterlichen und fürstlichen Männer des herrlichen Mittelalters die größten Barbaren gewesen. Ich will Haß gegen die Franzosen, damit Teutschland künftig sicher sey, ich will die Franzosen in Teutschland vertilgt wissen, weil sie mein Vaterland unterjochen wollen. So weit soll gehaßt und gekriegt werden, und recht mit voller Seele. Wo die höhere Liebe und Menschlichkeit, wo die Christlichkeit und Göttlichkeit meines

Geſchlechts, kurz wo der groſse Bund der Völker und die allgemeine Menſchheit beginnt, das weiß ich ſo gut als ſie, und vielleicht beſſer als ſie. Ich erlaube dagegen den Franzoſen, mich eben ſo zu haſſen und todt zu ſchlagen in ihrem Lande, wenn ich dahin als ein Eroberer kommen will. Freiheit der Völker einander gegenüber, edler Wetteifer, ſtolzes Gleichgewicht der Kräfte das gefällt Gott, das hat Gott geſchaffen, das iſt Gottes Welt.

Ich bin ſtolz, ich maaße mir an, Geſetze zu geben und Verfaſſungen zu entwerfen, werden ſie ſagen und verklagen. Wie? ich? Sie lügen. Ich weiß wohl, wer Geſetze giebt und neue Verfaſſungen entwirft; es iſt Gott im Himmel, der mein unglückliches und braves Volk und mein durch die gröſsten Erinnerungen und Tugenden geheiligtes Vaterland nicht verlaſſen wird; es iſt Gottes unſichtbare Nothwendigkeit, der tiefſt im Innern der Welt und der Geſchichte wirkende und webende Geiſt der Zeiten; es iſt jenes Unbekannte, das, lange im ganzen Volke umrollend, endlich als der Wille, mehr als die Noth deſſelben hervortritt und das Unver-

meidliche vollendet. Aber ich weiſe, was von dem Alten vergangen iſt, und wo etwas Neues werden muß, wenn wir Teutſche nicht der Spott und der Fluch Europens werden wollen; ich weiſe auch auf Möglichkeiten hin — mehr weiſe ich nicht. Wie könnte ich Kleiner und Armſeliger mich unterwinden, für alle zu denken und zu rathen? Nein! nein! aber Geiſter durfte ich ausſenden, damit die Geiſter wach werden, damit die Zeitgenoſſen nicht im unfruchtbaren Erſtaunen die unwiederbringliche Zeit verlieren, ſondern begreifen, daß leere Träumerei, thörigte Sehnſucht nach dem Veralteten, und kindiſche Liebe des Todten nichtig iſt und nichtiges Elend gebiert.

Ich bin ein Verkleinerer der Hohen, ein Ausſäer von Zwietracht, ein Prediger des Ungehorſams werden ſie ſagen und verklagen. O teutſche Menſchen, daß ihr meine Seele ſehen könnter! ihr würdet ſehen, wie unſchuldig ich bin. O ich darf meine Gebete nennen, ich darf meine Thränen nennen, die ſüßen und bitteren Thränen, die ich oft geweint habe, wenn ich mir die Tugend und die Herrlichkeit wünſchte, welche kindlich und demüthig vor dem

ganzen teutschen Volke stehen und sagen könnte: ich mögte die Gluckhenne seyn, die alle teutsche Menschen wie ihre Küchlein unter ihrer warmen Liebe versammelte; ich darf mich auf die Worte berufen, womit ich ermahnt habe und ermahne, alles was in teutscher Zunge redet, gleich Brüdern zu lieben und zu behüten, womit ich gewarnt habe, von jenem kleinlichen und unseligen Geist abzulassen, welcher die eine Landschaft gegen die andere empört, das eine teutsche Völkchen gegen das andere geharnischt hat; ich darf mich auf mein Gefühl berufen, womit ich fröhlich meinen letzten Blutstropfen hingeben will, wenn er ein Bindungsmittel teutscher Liebe und Treue werden kann. Wie? ich wollte die teutschen Fürsten verstoßen und vertilgt wissen, wie der korsische Kaiser sie vertilgen würde, wenn ihm sein verbrecherisches Werk gelänge? Nein, ich will, daß sie des Vaterlandes Söhne und Männer, daß sie teutsche Fürsten seyn sollen an Ehren und Gesinnungen, und nicht die erniedrigten Vasallen eines fremden Despoten. O teutsche Menschen! alles wird mir lieb und theuer seyn, was euch glücklich, frei, und mächtig machen

kann, jede Verfassung, jede Ordnung, und Gestaltung eures Reiches und Landes; ich bin nicht für Eines nur blind und besessen, ich weiß, in wie mannigfaltigen Gestalten Gerechtigkeit und Freiheit bestehen kann, wann Tugend und Redlichkeit obenan stehen und wann die Liebe die Mängel versöhnet: aber das Wahrscheinlichste habe ich zeigen müssen. Gott und die Zeit bringen immer das Beste, sie bringen oft Anderes, als die Besten und Weisesten meinen und rathen; Gott und die Zeit werden uns helfen. O ich habe noch nie an Gott verzweifelt, noch nie an der Tapferkeit und Gerechtigkeit verzweifelt, wodurch mein edles Volk sich wieder aus dem Elend und der Schmach erheben wird, worein ein unabwendbares Verhängniß, veränderte Weltverhältnisse, die Unkunde des Zeitalters, die Unwissenheit und Feigheit einiger Memmen und der Trug und die Hinterlist einiger Verräther es gestürzt haben. Mir schwebt der Glaube und das Bild einer teutschen Verfassung vor, einer so freien, gerechten, kriegerischen, und menschlichen Verfassung, daß sie durch die stille Gewalt ihrer Vortrefflichkeit endlich alle verschiedensten teutschen Stämme anziehen und in einer Einheit

verbinden könnte, welche Schreibfedern und Degenklingen nie erzwingen werden. Große Arbeiten, herrliche Thaten, Bewußtseyn der Kraft, Besonnenheit der Tugend, Erkennung der leeren Träume und Hirngespinste unsrer Tage über Verfassungen und Gesetzgebungen werden einen solchen teutschen Geist erwecken und einen so kräftigen und gediegenen Verstand der irdischen und politischen Dinge erhellen, daß alles, was ich geredet und geschrieben habe, als Nichts erscheinen wird. Wann solches geschieht, und es mich verdrießt, daß ich wie ein Thor erfunden werde; wenn ich dann nicht als der Frohlichste und Gehorsamste erscheine, dann verdammet mich, dann scheltet mich einen Aufrührer, und nicht jetzt.

Menschen machen diese Zeit nicht, Gott macht sie und wird sie machen; Gott ist unter uns der gnädige, der teutsche Gott, er wird uns Weisheit und Kraft geben, das Rechte zu thun und das Würdige zu beschließen, oder Europa versinkt auf Jahrhunderte unter Vergessenheit und Staub. Wenn ich vor Gott und meinem Volke nicht demüthig bin, wenn meine Seele von Eitelkeit und Habsucht brennt, wenn mich nach unschuldigem Blut

und ungerechtem Gut gelüſtet, wenn ich nicht Frieden ſtiften, ſondern Zwietracht ſäen will — dann müſſen meine Sinne ſo erblinden und meine Ehre ſo erſtumpfen, daß ich denen diene und die verehre, welche ich jetzt verabſcheue. Größere Verfluchung kenne ich nicht. — Laß alles Wahn und Narrheit werden, laß mich mit dieſen Worten als den größten Narren und Thoren erſcheinen, ich kann es wohl dulden; denn Eitelkeit trieb mich nicht, ſondern die Liebe meines herrlichen Volkes. Eitel iſt des Menſchen Herz, eitel ſind ſeine Gedanken und fliegen wie Spreu im Winde dahin; aber aus treuer Bruſt klangen meine Worte, und geſegnet ſey mir, wer es mit dem teutſchen Vaterlande redlicher meint, als ich!

Geiſt der Zeit.

Vierter Theil.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin, 1818.
Bei G. Reimer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Natura hominibus lacrymas dedit et loquelam,
quibus distinguerentur a brutis.

BSB

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Was soll man über Politik schreiben und über politische und lebendige Dinge? Die Welt ist des Rufens Klagens Klingens und Läutens übersatt; darum hilft es zu nichts. Die es vernehmen sollten und das allgemeine Leid bessern könnten, nehmen es leicht und lassen es in ein Ohr hinein und aus dem andern wieder heraus gehen. Darum, damit du einen Trost des Unmuthes habest und für dein flüchtiges Daseyn etwas Würdiges schaffest, wähle dir die große Vorzeit oder die Vergangenheit unsers herrlichen Mittel-

alters. Da bist du frei und ruhig und kannst das Freie und Bleibende fassen und vielleicht auch darstellen. Was haschest du nach dem Aal, der jetzt in jeder Hand so leicht zur Schlange wird?

So sprechen und warnen die Freunde. Ich aber antworte: Es ist unziemlich, in allgemeiner Noth und Verwirrung der Einzigruhige seyn und sich gebärden zu wollen, als sey alles gleich und recht; noch unziemlicher aber ist es, des eigenen Vortheils oder gar des eigenen bischen Ruhms — ach! der eitlen Eitelkeit! — zu sehr zu denken.

Warum schreibe ich denn aber? meine ich viel auszurichten? Mit nichten. Sondern darum, daß ich durch ruhige Betrachtung und Wägung der Dinge in mir und in andern den Glauben stärke, wenn

ich hie und da durchſcheinen laſſen kann, daß dieſer Stillſtand der Gegenwart, welcher vielen ein Tod däucht, kein Tod iſt.

Man hat oft geklagt, meine Sprache renne zu ſehr ohne Athem fort. Hier ſind nun Abſchnitte und Ueberſchriften genug, zum Theil nur Anſpielungen und Bruchſtücke, wie die räthſelhafte Zeit anſpielig und bruchſtückig iſt. Doch wem ich ein lebendiges Saitenſpiel im Herzen erregen kann, der wird wohl der Amphion werden, der die einzelnen Steine ſich zu Einem Bau zuſammenſpielt.

Uebrigens will ich mich gebärden, als ſey ich noch jung, als ſey ich noch, wie ich vor zwanzig und fünfzehen Jahren war; ich will mit der Unſchuld um mich ſehen und meine Geſichte und Anſichten ausſprechen, als gebe es weder Vorrichter

noch Nachrichter von Büchern und Bücherschreibern. Das bischen Leben der Sterblichen ist ja so kurz und vergänglich, und wer alles bedenken will, der hat nimmer Zeit, das zu bedenken, weswegen es allein der Mühe werth ist, aus dem Mutterschooße auf diesen Planeten zu fallen. Zwei Verse aus dem Sophokles, die ich meinem ersten politischen Schriftchen vorgesetzt, scheinen mir hier jetzt noch am rechten Orte zu stehen. Hier sind sie:

Wem Furcht vor jemand seine Zunge schließt,
Däucht mir der Jämmerlichste nun und immer.

Bonn, den 6ten des
Wintermonds 1818.

Inhalt.

I.	Vorwärts und Rückwärts. . .	Seite 1
II.	Teutschland.	6
III.	Verfassung und Preßfreiheit. . .	76
IV.	Orden, geheime Gesellschaften. .	201
V.	Die teutsche Wehrmannschaft. .	223
VI.	Ueber teutsche Art und über das Wälschthum bei uns.	296
VII.	Das Turnwesen.	365
VIII.	Unsere Sprache und ihr Studium. .	397
IX.	Ein Wort über das jetzige teutsche Gelehrtenwesen: auch Zeichen der Zeit.	453
X.	Denkmäler Feste Spiele. . .	477
XI.	Vom Mysticismus und Einigem, das sich daran hängt.	491
XII.	Das Alter, die Jugend. . .	571
XIII.	Schluß.	601

I.

Vorwärts und Rückwärts.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Teutschlands schärfster kühnster Degen,
Und auf schlüpfrigblut'gen Wegen
Schritt der alte Held so sicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die korsische Hyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum soll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der stolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts! ist ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und schlechtes Zeichen,
Worob Muth und Lust erbleichen
Und erstarrt des Herzens Welle.

Rückwärts schleichen Satans Schliche,
Wann er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts schleichen feige Schlangen,
Wann sie lauschen Todesstiche.

Rückwärts tasten Krebsesscheeren
Für den Mord und Spinnenfüße,
Wann im luftigen Verließe
Sie die Fliegen winseln hören.

Rückwärts — o die feigen Seelen! —
Nein, nicht Namen sollst du nennen:
Wo sie mit dem Schwarzen brennen,
Mag der Schwarze sie erzählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget frisch und freudig,
Vorwärts! hauet scharf und schneidig,
Vorwärts! schreitet kühn und sicher.

II.

Teutschland.

Aber von welchem Teutschland sprichst du? wird man mich mit Recht gleich zu Anfange fragen, wenn man die Ueberschrift ansieht. Ich antworte: Ich spreche von dem gegenwärtigen Teutschland und von den Furchten und Hoffnungen dieses gegenwärtigen Teutschlands, wenn es mit der Zeit Schritt hält und nicht wie ein fauler Gaul, dem man einmal vor den Kopf schlug, kopfscheu wird und sich nicht anfassen lassen sondern immer zurücklaufen will. Wie ich aber davon spreche, das mögen die wenigen Worte, die unter dieser Ueberschrift stehen, schwerlich erklären sondern das muß aus allen Ueberschriften, welche dieses Buch enthält, zusammengelesen werden. Ich bin keiner der Hasen, die aus Furcht vor dem Wolf Fuchs und Jagdhund den Rücksprung machen; ich bin keiner der Heuchler, die ihnen selbst und andern was einbilden, damit sie das Reich der Dummheit

und Finsterniß desto ungehinderter treiben und fördern können; ich bin keiner der eitlen Träumer und gutmüthigen Thoren, die da meinen, man könne die Zeit in längst vergangene Jahrhunderte zurückführen, von welchen sie sich ein buntes liebliches Gedicht, einen idealen Traum machen, der hoch in den Lüften über aller möglichen Wirklichkeit schwebt.

Manche schelten mich wohl einen Unzufriedenen und Unruhigen. Ich will auch nicht sagen, daß ich mit allem zufrieden und über alles ruhig bin, wobei andere sich so glückselig und friedselig gebärden. Ich bin ruhig gewesen, zufrieden gewesen zum Theil in meinen Jünglingsjahren, als wir alle den jämmerlichsten Todesschlaf schliefen. Damals in den Jahren 1780 und 1790 waren die meisten Deutschen zufrieden reich wollüstig und faul. Wenn ich jene Zeit und ihren Zustand und ihre Gesinnung lobte, würde ich eine Faulheit und Elendigkeit loben, welche in den letzten zwanzig fürchterlichen Jahren gottlob mit dem eisernen Besen des Krieges und des Unglücks weggefegt sind. Das war kein Glück und keine Tugend, daß ich damals zufrieden und

ruhig war; und meine jetzige Unruhe und Unzufriedenheit ist mein Glück. Und soll ich es rein aussprechen, so halte ich das Jahr 1818 viel herrlicher und glücklicher, als das Jahr 1618 (Anfang großen Unheils) und 1718 und 1760, 1770, 1780, 1790, welche viele uns immer als Jahre der Glückseligkeit jetzt zu loben wagen. Damals waren wir arm und elend in aller unserer Sicherheit, damals hatten wir alles verträumt und verschlafen, wir hatten kein Vaterland kein Teutschland keine Ehre keinen Ruhm keine Hoffnung keine Zukunft — nichts nichts hatten wir als ein gemeines Leben. Jetzt haben wir die hohen Gedanken wieder gewonnen, wir haben ein Vaterland wiedererobert, wir haben wieder ein Vaterland erlebt, Teutschland, Teutschlands Ehre und Freiheit ist wieder ein Klang und ein Gefühl geworden, und in Zorn und Haß, in Liebe und Freude sind Millionen teutscher Herzen für das Unvergängliche und Ewige bewegt.

Doch muß ich den Hasen oder Schlangen oder Füchsen oder Schöpsen und wie sie weiter heissen, welche unter dem Titel die gute alte Zeit immer das Schlechteste und Faulste

loben und wieder zurückwünschen, diesen Rückschreitern und Rückschleichern und Rückmausern muß ich in etwas anderer Gestalt, wie die Gegenwart es eben giebt, noch einmal einen Spiegel der Vergangenheit hinhalten, den ich oft schon gezeigt habe. Wenn ich mit ihnen eine ferne Vergangenheit preise als eine teutsche Herrlichkeit, die einst war, so wird doch jedem einleuchten, daß sie wie sie war nimmer wieder Gegenwart werden kann; und wenn ich die nächste Vergangenheit, die drei letzten Jahrhunderte, in ihrer Abgestorbenheit, Nichtigkeit und Mattigkeit noch einmal wieder aufführe, so werden sie sich schämen müssen, dahin zurückzuwollen, wohin niemand zurück darf, der es mit dem Volke und Vaterlande treu meint.

Teutschland entstand in der christlichen Zeit als ein eigener Staat um die Mitte des neunten Jahrhunderts, wo das große aus zu fremdartigen Theilen zusammengesetzte Frankreich, dessen letzter und leuchtendster Gipfel Karl der Große gewesen war, in mehrere Königreiche und Herrschaften zerfiel. Es rang ein Jahrhundert mit der Nichtigkeit des verweichlichten und entarteten Hauses der Karlin-

ger, mit der eigenen Unbehülflichkeit, die aus dem Untergange des Alten und dem Verfall der alten stolzen heidnischen Freiheit entsprang, und mit den fürchterlichen Schwärmen von Normannen Avaren Magyaren Slaven, welche es verheerten und entkräfteten. Unter den trefflichen Kaisern aus dem Sachsenstamme, unter Heinrich dem Vogler und seinen Nachfolgern, gestaltete es sich im Innern und vertrieb oder bezwang die fremden Räuber und Ueberzieher größtentheils. Unter diesen Sachsenkaisern und den Saliern und Hohenstaufen war das Reich herrlich gewaltig und strahlend von Macht und Ruhm. Dies war das christliche Jugendheldenalter der Teutschen. Doch herrschten die Sachsenkaiser und die beiden ersten Salier durch Glück und Eintracht gewaltig über Volk und Fürsten; die letzten Salier und die großen Hohenstaufen stritten ihr Lebenlang mit den Fürsten und dem Hohenpriester der abendländischen Christenheit in Rom einen langen und verzweifelten Kampf, wodurch die hohen Geschlechter untergingen und mit ihnen Teutschlands Macht. Die Fürsten wurden die Besitzer der Lande des Reichs; der Kaiser ward in ein hohes leuch-

tendes Götterbild über allen verwandelt, in einen Kalifen von Bagdad, der einst auch so enden sollte unter Sultanen, welche die Länder beherrschten; und von Rom aus gebot der angebetete Hohepriester auch als Fürst dieser Welt über Europa und über Teutschland. Dies ist die Zeit von der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts bis zum Jahr 1500: über fünfhundert Jahre, fünfhundert glückliche Jahre Teutschlands, wo im schönen waidlichen Streben und Leben und in einem gewissen mäßigen Gleichgewichte der Dinge viel Herrliches sich entwickelt und gebildet hat. Die Zeit des Glanzes der römischen Hierarchie oder vielmehr der europäischen Theokratie, die, wenn sie gleich seit dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts in ihrem Kern schon den Tod trug, doch in ihren äusseren Wirkungen immer noch frisches Leben erhielt und zeigte. So steht eine uralte Eiche des teutschen Hains, ein Kastanienbaum des Aetna innen im Marke hohl und faul, die doch noch Jahrhunderte aus frischen Aesten und Zweigen Blätter und Blüthen treiben.

Wir glauben, was geschehen ist, mußte geschehen, und es war das Beste, was wer-

den konnte; denn wir glauben an Gott und an eine göttliche Weltregierung. Wie durch die Geschichte eine große lange Reihe, gleichsam ein glänzender Lichtstreif des Himmels, geführt, wie die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Dinge dargethan und aus Gott gebohren gezeigt werden kann, hat Bossuet und Herder geistreich und Johann Müller genialisch gezeigt. Aber wenn wir auch preisen, was einst mächtig und kräftig lebte und wirkte, wenn wir auch den Finger Gottes in den Dingen zeigen und den großen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen von Geburt und Leben bis zu dem endlichen matten Tode verfolgen, so ist uns doch auch das erlaubt, zu fragen, ob unter andern Ergebnissen und Entwickelungen nicht auf andere Weise dasselbe oder doch Aehnliches hätte werden können. Es war einst eine Zeit der Einseitigkeit und des Vorurtheils oder des geblendeten Partei- und Sektenhasses, wo man in der Hierarchie und in dem Priesterthum und Mönchthum immer nur das Faule Böse und Unheilige aufsuchte, was sich auch den heiligsten Dingen anhängen muß, die in menschliche Hände

gerathen, und wo man die großen und wohlthätigen Folgen derselben gar nicht anerkennen wollte. Nun ist eine andere Zeit gekommen, welche die Einseitigkeit zu den entgegengesetzten Spitzen treibt, wo alles, was Europa jemals Herrliches und Schönes gehabt hat, alles, was im Mittelalter Großes und Anmuthiges gethan geschaffen und gewirkt worden, in nichts Anderem seine Quelle haben soll als im Priesterthum und Ritterthum: Priester und Ritter sollen alles in allem gewesen seyn, alles in allem gemacht haben. Nennte man uns statt ihrer, die wir allerdings für eine schöne Blüthe jener Vergangenheit halten, das innere geheime lieblich und liebend wirkende und schaffende Christenthum, so würden wir anbetend ja sagen. Ja so weit gehen einige in ihrer Vorliebe für das Teutsche und Germanische, daß sie behaupten, Teutschland sey die eigentliche Mitte und Seele der Hierarchie, in Teutschland sey sie zuerst geboren und gepflegt. Das ist aber völlig ungeschichtlich und unwahr; Teutschland ist nur eine kurze Zeit ein solcher Mittelpunkt gewesen, als die Sachsenkaiser und die zwei ersten Salier die

römische Kirche auch weltlich beherrschten. Ja wir dürfen Angesichts der besseren und frommen teutschen Zeitgenossen kühn behaupten, daß, hätten die Päbste in Mainz oder Magdeburg oder Würzburg mitten unter den Teutschen gesessen, das ganze äusserliche Christenthum, die sogenannte christliche Kirche, eine ganz andere Gestalt haben würde, als sie diesen Tag hat. Freilich von manchen würdigen und frommen Päbsten, auch von den Gregoren und Innocenzen, ist die Hierarchie in einem tiefen und christlichen Sinn gefaßt worden, aber Kunst und List und weltliche Rücksichten und ach! leider auch weltliche Lehren menschlicher Klugheit, die den göttlichen Dingen ewig hätten fremd bleiben sollen, haben sich italiänisch immer zu sehr mit eingemischt. Die Hierarchie hatte in Rom, wo die Lehren hoher Staatsbildung und eines weiland auch theokratischen römischen Senats nie ganz ausgestorben waren, in Rom, unter dem Volke, das durch Besonnenheit und Verstandesklarheit eines der größten Völker der Geschichte gewesen; einen bequemen und sichern Sitz gefunden, und mit römischem Geist hat sie sich viele Jahr-

Hunderte in ihrer Gestalt behauptet, wo die Teutschen etwas ganz anderes gewollt und aus ihr heraus gebildet haben würden. Das aber darf man sagen, daß die teutsche Innigkeit und Redlichkeit, die teutsche Treue und der teutsche Glaube die alte Kirche Jahrhunderte lang gestärkt und gehalten, ja erhalten haben. Ohne Teutschland wäre ihr Glanz früher vergangen, und die Teutschen und die übrigen germanischen Völker haben allerdings aus dem christlichen Priesterthum und Ritterthum Blüthen getrieben wie keine andere Völker der neuen Welt. Aber eben aus diesem Teutschland, weil es so innig liebte und glaubte, schuf die Reue und der Zorn über die Sünde zuerst den großen Zwiespalt, der bis auf unsere Tage dauert und sich so nicht ausheilen und vernarben wird, als viele meinen: gewiß nicht so in Lust, sondern in recht tiefen Schmerzen und Wehen, wie bei neuen Geburten der Dinge das Weh und die Wonne beisammen sind.

Man preiset und hat gepriesen, was in jenen fünf glücklichen Jahrhunderten in dem geliebten Vaterlande Schönes gewirkt und erblühet ist. Man zeigt da wieder die Prie-

ſter und den Adel und hie und da auch die Freiheit und den Flor der Städte; die große Ueberſchrift bleibt aber immer die Hierarchie. Das will ich auch preiſen und geſtehen, aber es war auſſerdem noch viel Anderes mit dabei, was nicht vergeſſen werden muß, damit man das Eine nicht überſchätze und das Andere verſchweige. Ich muß einen flüchtigen Blick werfen auf die äuſſere Lage der Dinge, wie ſie in jenen geprieſenen fünf Jahrhunderten ſtand.

Zuvörderſt bekenne ich denn, daß allerdings in der Tiefe des Chriſtenthums die Keime lagen, aus welchen Teutſchland in jener Epoche ſo liebliche Blüthen trieb, deren Glanz und Schönheit wir wohl anſtaunen aber nicht mehr erſchaffen können. Der Hierarchie müßten wir nun allerdings jene Herrlichkeit danken, wenn ſie dieſelbe allein geſchaffen hätte. Aber Hierarchie — äuſſere Ordnung Zucht und Macht der Kirche — und Chriſtenthum ſind jedem Chriſten, zu welcher Sekte er ſich auch bekenne, immer ſo verſchiedene Dinge geweſen als Leib und Seele und Himmel und Erde, wiewohl er weiß, daß Leib und Seele zuſammen nur

einen vollkommenen Menschen und Himmel und Erde zusammen nur eine vollkommene Welt machen können. Wo das Germanische war, im höchsten Norden, bis zu Norwegens Schneebergen und Islands öden Küsten, und im tiefsten Süden, in Hispanien und Italien, hat es allein jene Blüthen einer neuen jugendlichen christlichen Welt hervorgelockt; andere Völker, z. B. die Ungern und Polen, haben wohl auch das römische Christenthum empfangen, und mit demselben schöne Sitte und Zucht, aber jene gewaltige Kraft in That Kunst und Werk haben sie daraus weder saugen noch entwickeln können. Ich berufe mich hier auf die Geschichte.

Aber auch diejenigen, welche zugestehen, daß zwischen Hierarchie und Christenthum, zwischen äusserer und innerer Kirche ein himmelweiter Unterschied ist, behaupten doch, die Hierarchie habe Teutschland die Muße und Ruhe gegeben, in so vielen Jahrhunderten so herrlich und friedlich zu leben und zu wirken, sie sey überhaupt die Erhalterin und Friedenstifterin unsers Welttheils gewesen, seit ihrem Verfalle seyen Unordnung und Gewalt mächtiger geworden als Zucht und

Recht, und wir seyen endlich in einen Zustand hineingerathen, wo wir uns gar nicht mehr zu helfen wissen; und wir müssen uns wieder etwas Aehnliches schaffen. Der heilige Bund, eine gleichsam von Gott gekommene Begeisterung der erhabensten und mächtigsten Herrscher, sey eine Einleitung dazu und ein großes und heilverkündendes Zeichen der besseren Zukunft.

Wir leugnen das nicht ganz, aber jene weite Ausdehnung können wir der Behauptung nicht zugestehen, worin gewisse Lobpreiser sie aufstellen. Häufig hat die Hierarchie Frieden gestiftet und streitende und einander zerreissende Kräfte versöhnt und beruhigt, oft mit Gott und im allerchristlichsten Sinn, aber oft auch mit der Welt und mit dem Sinn des Fürsten dieser Welt hat sie Unheil und Zwietracht entflammt, z. B. als sie in Teutschland die Fürsten gegen die Kaiser aufwigelte und die Macht des Reiches in ihren Grundfesten zerspaltete. Wir wollen uns nicht blind machen lassen durch thörigte und ungeschichtliche Darstellungen und Ansichten, welche vor dreißig Jahren für ein Mährchen gehalten wären und in

welchen Protestanten und Katholiken jetzt wundersamlich genug zusammentreffen. War nicht Italien während dieses ganzen Zeitraums in unaufhörlichen kleinen und großen Erschütterungen von Kriegen und Fehden um Herrschaft und Besitz? Italien, wo die Hierarchie ihren Sitz hatte? ja die heilige Roma selbst, wo sie saß? Zerarbeiteten sich England und Frankreich nicht zwei Jahrhunderte in den fürchterlichsten Kriegen um Länder und Herrschaft? war nicht eben solche Wuth, mit Verjagungen Entthronungen Königsmorden und Unterjochungen begleitet, in Schweden und Dänemark? hat die Hierarchie den Krieg der weissen und rothen Rose in England beigelegt und die Gräuel in Neapel und die schrecklichen Kämpfe zwischen Polen und den Teutschen Rittern? Ach! leider nicht. Wo Keim zu Händeln und Kriegen war, da entwickelte er sich auch damals, nur daß das Christenthum und seine himmlische Lehre hin und wieder die wilde Wuth der trotzigen Herzen milderte und bändigte. Auch auf unser Vaterland hat diese Lehre der Menschlichkeit und des Friedens auf diese Weise wohlthätig und freundlich

beseligend gewirkt. Aber was es während jenes angegebenen Zeitraums am meisten im Frieden erhalten hat, was Muße und Athem und Macht und Lust und Freude gegeben hat, so Großes und Schönes zu schaffen und zu wirken, lag auch noch in andern Ursachen, und die will ich nun kurz anführen.

Das Stillwirkende Stillsinnende und Stillbetrachtende, das Innige Freundliche Christliche, das die Lehre des göttlichen Erlösers in sich aufnehmen und zur Gestalt der neuen Welt ausbilden konnte, das allgemein in dem Karakter und Gemüthe der Germanen Liegende ist oben schon angespielt und angedeutet als der große Urkeim, ohne welchen alle die Herrlichkeit nimmer hätte werden können.

Dies konnte Teutschland entwickeln, als die blutigen Kämpfe mit den Päpsten und mit Italien aufgehört hatten. Italien war größtentheils frei geworden; Burgund größtentheils verloren, wenigstens so weit, daß es mit Gewalt nicht mehr behauptet werden konnte und sich nach und nach meistens dem Reiche entzog; der Pabst war der Sieger geblieben und der teutsche Kaiser in einen Herrn

verwandelt, der mehr Glanz und Majestät als Macht und Gewalt hatte; die Fürsten waren in Teutschland die Landesherren und bei den Städten war in dieser Zeit der Reichthum und die Stärke. Das Aeussere der teutschen Dinge trug sich durch das Gemüth die Mäßigkeit Tapferkeit und Redlichkeit des Volkes in glücklicher Mittelmäßigkeit, und die kleinen inneren Kämpfe waren oft mehr Belustigung und Erregung des Lebens als Unglück und Unheil. Teutschland war damals der mächtigste Staat, weil alle andere europäische Staaten klein und meistens noch unordentlich und unzusammenhangend waren. Aber diese Macht beruhete nicht allein auf innerer Weisheit oder Würdigkeit sondern mehr auf äusserem Glücke und auf den allgemeinen Verhältnissen der damaligen Welt.

Teutschland und Italien waren der Mittelpunkt des Gewerbes und Handels der westlichen Welt, ehe Ostindien und Amerika wiedergefunden oder entdeckt wurden. Was Portugal Spanien Niederland England Frankreich später in verschiedenen Zeiten und Wechseln theils allein theils getheilt besessen haben und zum Theil noch besitzen, das be-

faßen diese beiden glücklichen Länder damals fast allein. Italien goß fast alles, was es zur See aus dem Osten brachte, zu Lande in Teutschland aus, und dieses vertheilte es weiter gegen Norden und Westen. Polen Rußland Skandinavien England Schottland Nordfrankreich hingen zu jener Zeit in Hinsicht des Handels von der teutschen Hansa ab, und Köln Straßburg Augsburg Nürnberg Frankfurt Erfurt Magdeburg Braunschweig Lübeck Danzig Riga Großnaugard Ghent Brügge und viele hundert große und kleine Städte Teutschlands besaßen die Schätze der Welt und in ihnen mannigfaltige Hülfen und Reitze zu einem schönen kunstreichen und fröhlichen Leben. Dazu noch die volle Jugendkraft einer ungeschwächten Sinnlichkeit und Fantasie. Und Friede und die Möglichkeit einer ruhigen Entwickelung blieb, als die andern Völker alle in ihnen selbst beschäftigt oder ohnmächtig waren.

Italien, schwächer an sich, war in viele kleine Staaten zerspaltet, welche gegenseitige Eifersucht und die römische Politik nicht mächtig werden liessen, und konnte diesseits der Alpen keinen Druck haben. Keime und

Erinnerungen der alten vergangenen Welt und die zertheilenden Grundsätze Roms schwiefen dort seit dem zwölften Jahrhundert eine Menge kleiner Staaten, von der freiesten Republik bis zur zwingherrischesten Tyrannei, welche an das alte Griechenland erinnerten und ihrer Form nach zum Theil mehr heidnisch als christlich waren.

Frankreich und England, diese sonst so reichen und mächtigen Länder, zerrissen sich wechselseitig und Teutschland sah zu.

Ungarn, von einem bunten Vielerlei von Völkern bewohnt, war ein zu junger Staat an Leben und Streben, dem es fast noch an Wurzeln fehlte, schwach durch seine Lage, und bei Keimen innerer Schwäche und Kränklichkeit auch ohne jene äusseren Bildungsreitze und Thatenreitze, wodurch ein Land dem andern gefährlich werden kann. Als das oströmische Reich in Konstantinopel sich immer mehr vor den Türken neigte und endlich im Jahr 1453 von ihnen zerstört ward, da zitterte Ungarn für sich selbst, geschweige daß es andere hätte zittern machen können.

Polen, endlich nach langen Kämpfen mit Litthauen verbunden, schien mächtiger,

als es war. Lange Zeit war es kaum den Teutschen Rittern gewachsen, welche das Angstgeschrei eines Herzogs von Masovien weiland gegen die heidnische Uebermacht zu Hülfe gerufen hatte, viel weniger konnte es dem teutschen Reiche gefährlich werden. Dieses unglückliche Land hatte schon damals fast nur freien Adel und leibeigene Knechte und fast gar keine Städte und keinen Mittelstand, woraus die Macht und die Kraft und Würde eines Volkes und Freiheit Gesetz Wissenschaft und Kunst immer erblühet sind.

Der uralte germanische Norden, (Schweden Dänemark Norwegen) das Land der kühnen Abentheurer Ritter und Helden, das Land der alten Sagen und Götter, zerriß sich in innerlichen vergeblichen Kämpfen und war arm schwach und ohnmächtig. Teutsche Kaufleute beherrschten seine Städte und seinen Handel.

England und Frankreich hielten einander in jenen Kämpfen fest, deren ich schon erwähnt habe. Doch ging Frankreich gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts aus diesen blutigen Uebungsspielen gewaltig hervor, und hinfort sollte Teutschland führ

len, welchen Nachbar es an den Abkömmlingen der unruhigen Gallier und wilden Franken hatte.

Spanien und Rußland waren in diesem Zeitraum für Teutschland fast wie auswereuropäische Länder anzusehen. Das erste kämpfte um Herrschaft und Christenthum noch immer seine großen Mohrenkämpfe fort und das zweite schüttelte eben gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts die lange Schande des traurigen Mongolenjoches wieder ab, das es seit dem Einbruch der Söhne und Enkel des Dschingiskan in Europa getragen hatte.

Wir wollen nun aber gegen unser Teutschland nicht ungerecht seyn. Teutschland hatte freilich keine Einheit und keinen Nachdruck der Herrschaft, keine große Macht, die sich leicht bewegen und drücken und erdrücken konnte, aber Gerechtigkeit Tapferkeit und Ehre waren bei Fürsten Rittern und Volk und Reichthum Glanz Gesetzlichkeit und Kunst blüheten in den Städten. Die Fremden nannten es das blühendste gerechteste und mächtigste Land der Christenheit, unerschöpflich an Männern und Schätzen, und sie hatten Recht.

Glückselig, wenn ein solcher Zustand immer dauren könnte und wenn Teutschland immer in der Lage gewesen und darin geblieben wäre, wo es keinen Reiz gehabt hätte, andere Völker anzugreifen und zu verletzen, aber immer die Macht, jeden Angriff und jede Verletzung der Fremden zurückzutreiben und zu strafen. Aber leider war es wahr, des großen Pabstes Gregor des Siebenten Werk hatte nur zu gute Früchte getragen, Teutschland war in sich zerspaltet und zerrissen und der Kaiser war nur ein schönes aber ohnmächtiges Bild der Majestät über vielen kleinern Majestäten, die oft nicht dem allgemeinen Willen folgen sondern ihren eigenen Willen haben wollten. Bei aller seiner innern Herrlichkeit und Trefflichkeit, bei allen löblichen und preislichen Künsten und Tugenden eines braven und edlen Volkes war das Reich wehrlos und unbehülflich: es konnte seine Kräfte nicht sammeln. Die Liebe war noch ganz, aber die Herrschaft war zertheilt, und diese mußte zuletzt auch die Liebe zertheilen. Und wer will leugnen, daß nicht schon damals viele teutsche Fürsten für ihr eigenes und vergängliches Kleines ein wärmeres Herz

hatten, als für das gemeinsame Große, das ihren Seelen vor allen zuerst immer als ein Unvergängliches hätte vorschweben sollen? Wir berufen uns hier auf die Geschichte.

Die Schweiz, eine Landschaft des Reichs und ein festes Bollwerk gegen Süden und Westen, durfte sich eigenmächtig von demselben lossagen und endlich ganz losreissen, ohne daß alle sie zuerst mit Liebe und dann mit Gewalt und Strenge genöthigt hätten, der großen Reichsgenossenschaft in Gehorsam und Treue zu dienen. Was sie gegen Dränger und Zwingherren wagte, mußte allen gefallen; wo sie von dem Reiche los oder gar gegen das Reich frei seyn wollte, da mußten alle sie strafen.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kam der Delphin von Frankreich Ludwig mit den Armagnacs oder den schwarzen Banden und fiel ins Reich ein. Die Teutschen hatten den einzigen leidigen Trost, daß sie sie nachher Arme Jacken (Gesindel, Gensen) schimpften, wie viele Kettenhunde und Jagdhunde später Melac und Tiras (Düras) und zu unsern Zeiten ähnliche Diebs- und Hasenfeinde Marat und Napoleon gerufen werden

und auch wohl noch mit dem ältern Schreckensnamen des Großtürken, Sultan. Wie gräulich hausten diese Armen Jacken damals im Sundgau und Elsaß und Lothringen! Und was that das teutsche Reich? Man schickte unterhandelte bat drohete seufzete klagete und endlich heulte und jammerte man. Wer so viele verschiedenartige Töne aus demselben Munde von sich giebt, macht keinen Eindruck der Furcht und des Schreckens. Jene Gräulichen durften ungestraft dannen ziehen. Das war der teutsche Riese in seiner Kraft, die er damals wirklich innen und aussen hatte. Aber wo war das hohe Vaterland der früheren Jahrhunderte und die heilige Liebe und der heilige Zorn dafür? Keiner wollte geschwind und frisch für das Ganze heran und die Macht war schon ein Schein, weil die Kraft selbst in der Gefahr schwer vereinbar war. Daher durften von dem schwachen Reiche einzelne Theile immer geplündert abgerissen und beschimpft werden. Es ging schon damals, wie es in den späteren Jahrhunderten gegangen ist.

Bald stand nun Karl der Kühne von Burgund auf. Er beherrschte etwa sechs Millionen Seelen, Teutschland zählte dreißig und

herrschte dem Namen nach von den Ardennen und der Schelde bis zur Neva und zum Ladoga. Vor diesem Fürsten, der auch sein Mann war, zitterte das Reich an allen Gliedern und vielen däuchte schon damals der Untergang und Umsturz unvermeidlich. Dies war die Zeit des schwachen Friedrich des Dritten von Oesterreich, der späterhin darum oft schlecht und faul genannt worden, weil er an Landen und Leuten nicht mächtig war. Wie der Burgunder dem Reiche und dem Kaiser in Westen that, so thaten die Ungarn und ihr kriegerischer und unternehmender König Matthias Korvinus ihnen an den Ostgränzen. Es erschien, daß die kaiserliche Würde ohne bedeutende Stamm- und Hausmacht ihres Trägers meistens nur noch ein idealischer Schimmer der Vergangenheit war, dessen Licht immer schwächer ward, je näher man ihm kam.

Max der Erste, Friedrich des Dritten Sohn, gewiß eine rechte Krone der Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit, so daß von ihm geschrieben und gesungen ist, in ihm habe der letzte teutsche Kaiser gelebt, ward durch seine Gemalin Gebieter über große Länder. Er war Kaiser von Teutschland, Herzog von Burgund

und Niederland, Erzherzog von Oestreich, und hatte aller Tugenden und Herrlichkeiten Fülle und treue Liebe des teutschen Namens und der teutschen Ehre. Und doch wie wenig hat er ausrichten können mit dem Reiche und für das Reich! hat er nicht allenthalben kläglich erscheinen und endigen müssen, wo er mit Teutschen für Teutschland ins Feld zog! So gegen die von Venedig; so mit den trotzigen Schweitzern, die schon damals mit den Franzosen gegen uns buhlten und die er wieder zum Gehorsam ziehen wollte; so in Italien, wo Teutschland in seinen Landen und Städten die Fremden ungehindert schalten und walten ließ. Die Teutschen waren nie alle da; und wenn nur ein Drittel gewollt hätte, die Welt hätte zittern müssen. Aber seit den Tagen des großen Rothbarts hatte das Reich in eigennütziger und selbstsüchtiger Faulheit gelegen, und ist auch nimmer ganz wieder daraus zu erwecken gewesen, als etwa später einigemal durch große Türkennoth und durch die gefährlichere Franzosennoth unter Ludwig dem Vierzehnten. Aber auch damals hat es nie seine volle Kraft daran gesetzt.

In dieser Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine, besonders, wo es der äussern Ehre und Sicherheit des Reichs galt, in dieser Unbehülflichkeit Starrsucht und Wehrlosigkeit Teutschlands schon in der Zeit des höchsten Glanzes der Herrlichkeit, wo noch alle Fremde an die Furchtbarkeit und Unbezwinglichkeit des Volkes glaubten, lag eine dunkle und unglückschwangere Bedeutung für die Zukunft: die schlechten Zeiten mußten kommen, weil das Volk sie verdient hatte. Denn wer, wie mächtig oder schwach er sey, Schimpf duldet und Frevler nicht straft, über den muß nach ewigen Gesetzen die unvermeidliche Strafe verhängt werden.

Es kam das Zeitalter Karls des Fünften und Franz des Ersten und Solymanns und Kolumbus und Martin Luthers und so vieler anderer ausserordentlicher Männer, und mit ihnen so viele ganz neue Entwickelungen Strebungen und Umwälzungen der Welt und aller ihrer Verhältnisse. Von aussen und innen sollte die Welt verwandelt werden, darum traf so viel Ausserordentliches und Ungeheures zusammen, worin die Reformation freilich als das für unser Vaterland Bedeutendste oben schwimmt.

Jetzt nach dem Ablauf von drei Jahrhunderten, da der trübe Strom der Zeit sich von der strudelnden und brausenden Gährung immer mehr erheitert und durchsichtigt hat, können wir wohl sehen, daß das schöne und häßliche lustige und unlustige Spiel, was damals begann, nicht von Menschen war sondern von Gott oder von der tiefsten Nothwendigkeit der Dinge. Ein Zeitalter war vergangen, ein neues sollte werden.

Ueber die Reformation will ich hier allbekannten Tadel oder allbekanntes Lob, je nachdem jeder sie haßt oder liebt, nicht zum dritten vierten Male wiederholen. Viele haben es ihr zum Hauptvorwurf gemacht, sie habe das alte Reich zerstört. Aber wir haben dieses Reich ja unkräftig und unbeweglich und mit nicht genug gebietender Macht an der Spitze gesehen, seitdem das Haus der großen Hohenstaufen erloschen war. Was durfte nicht drei und zwei Jahrhunderte vor der Reformation schon geschehen? In welchem Zustande der Verwirrung und Auflösung empfing Rudolf von Habsburg das Reich! wie durften Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, Ludwig der Baier und Frie-

drich von Oesterreich darum hadern! wie stan-
den Günther von Schwarzburg und Karl von
Luxemburg gegen einander! wie der Letzte
früher gegen Ludwig den Baier! wie durfte
dieser Karl von Luxemburg mit den Gütern
und Ehren des Reichs feilschen! wie durfte
es unter Friedrich dem Dritten und Max dem
Ersten ungestraft verhöhnt und beschimpft und
an seinem Besitz geplündert und verringert
werden! War es denn ein Wunder, daß
selbst der mächtigste Fürst der Christenheit,
Karl der Fünfte, nur mit den Teutschen nichts
anfangen, nicht einmal die Türken mit ihnen
bändigen konnte? Freilich Hader und Zwie-
spalt hat die Reformation genug gebracht, nicht
allein in Teutschland sondern in allen Län-
dern der Christenheit. Doch es lag nicht allein
in diesem Hader, den die Religion in die
Welt brachte, es lag in der Selbstgewalt dem
Ungehorsam und der Gleichgültigkeit, daß die
Türken beinahe zwei Jahrhunderte Teutsch-
lands Schrecken seyn konnten, deren Druck
aus so ungeheurer Weite her doch nie ein voller
Nachdruck seyn konnte. Auch haben sie gewöhn-
lich mit nicht größeren Heeren als 60000 und
70000 Mann Ungarn und die Nebenlande er-

obert, selten mit größeren gegen die Teutschen gefochten; nur ein paar Mal sind sie mit Hunderttausenden gekommen. Aber sie schrieen Allah als Feldgeschrei, und wir durften in unserer mattherzigen Sündhaftigkeit nicht einmal Gott rufen.

Von dem dreißigjährigen Kriege und dem kalten Haß und der bittern Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und der trostlosen Verwirrung der Gemüther, welche das schreckliche Feuer angezündet und genährt haben, will ich nichts sagen. Nach diesem zu jammervollen Kriege, worin Frankreich als Anzettler und Ueberlister aller schon eine Hauptrolle gespielt hatte, lag das vormals so reiche prangende und von Menschen Freude und Kunst wimmelnde und blühende Teutschland da voll Schmach und Wunden, die es nie wieder ganz geheilt noch gebessert hat. Nun kamen die Franzosen mit ihrem augustischen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und beschimpften plünderten und zerrissen uns Ehre Vaterland und Gut ein volles halbes Jahrhundert, und wir konnten die immer wiederkehrenden Recken und Schänder nicht strafen. Ja als sie von Eugen und Marlborough durch Waffen ge-

demüthigt waren, betregen sie das Reich in den Unterhandlungen doch wie immer um die Früchte seiner Siege; denn darin war es immer unmündig rathlos und hülflos, und ist es geblieben bis diesen Tag.

Es ist eine alte Anklage gewesen, und man hört sie jetzt oft wieder von solchen, welche gewisse protestantische Regierungen, besonders Preussen, verhaßt machen wollen, die evangelischen Fürsten seyen bei jeder Gelegenheit immer am ersten vom Reiche abfällig und dem Kaiser widerspänstig und ungehorsam gewesen, die katholischen Fürsten hingegen, vorzüglich die Stifter und Reichsstädte und Reichsritterschaften, das seyen die Festen und Getreuen gewesen, worauf das Reich sich habe verlassen können. Diese Anklage wird von der Geschichte Lügen gestraft. Kaiser Leopold und Karl der Sechste haben in allen ihren Kriegen, die zum Theil nur Hauskriege waren — doch auch viele Kriege, die ihrer Natur nach Reichskriege waren, hat der Ungehorsam Hauskriege gescholten — grade die Protestanten zu den geschwindesten und sichersten Helfern gehabt. Ich muß auch die andere Schattenseite zeigen, damit wir die alte Schuld,

die nun vergessen werden soll, gegen einander aufgehen lassen und desto fester halten in der neuen Versöhnung. Wollte nicht wenige Jahre nach dem dreißigjährigen Unglück, als alle die Wunden, welche uns Richelieu und Mazarin geschlagen, noch frisch bluteten, der Erzkanzler des Reichs und Erzbischof zu Mainz, ein Schönborn, durch französisches Geld bestochen, das Reich auf die Franzosen und ihren König Ludwig den Vierzehnten bringen? trug nicht der unruhige Bischof von Münster, Bernhard von Galen, die Waffen gegen das Reich? sind etwa die Händel wegen des Kardinals Ego von Fürstenberg, der freilich ein rechter Ego war und nur sein Ich und nicht das Reich sah, schon vergessen? und auf welchen Seiten sind die Erzbischöfe von Köln und Trier und die mächtigen Kurfürsten von Baiern so oft gestanden gegen das Reich und gegen das Haus Oesterreich? Wollt ihr das breit lesen, so blättert ein wenig in den Reichstagsverhandlungen und Reichstagsbescheiden des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, oder schlagt euren Flassan nach: der stellt es euch unverholen dar, wie französische Boten und Späher mit Geld-

fäckeln in der schönen Pfaffengasse umherreiseten und welche noch stehende Schlösser von wälschem Sündengelde erbaut sind. O sie haben uns ganz andere Schlösser und Denkmäler niedergerissen!

Und nun bedenke man noch die Brände, die wieder im Innern unter uns selbst aufgingen und deren Frucht gewöhnlich nichts war als Asche, womit jetzt der Wind der Vergessenheit spielt. Der dreißigjährige Krieg ward seinem Ursprunge nach doch noch um etwas geführt, obgleich er zuletzt ein kaltes und grauses Balgen um Nichts schien. So brannte in Teutschlands Eingeweiden der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg, wo Teutsche gegen Teutsche zu traurig ins Feld zogen und einzelne Namen groß machten aber keine Thaten; denn die gerechte Geschichte verdammt unerbittlich als Unthat, wo der Bruder über dem Bruder Ruhm gewinnen wollte. In ihr wird z. B. der ganze siebenjährige Krieg, dessen Klang ein halbes Jahrhundert so laut gewesen, endlich ein leeres Mährchen; nur der Eine Mann, der ihn vollendet hat, Friedrich von Preussen, wird daraus übrig bleiben, nicht,

weil er auch gegen Teutsche focht, sondern durch die ungeheure Gemüthskraft und weil er ein Spiegel und Licht seines Zeitalters war, woran die Bedeutung eines Jahrhunderts sich erklären läßt.

Wie wir zuletzt gefallen sind, in den Jahren 1795 und 1801 und 1805 1806 und 1809, gefallen, weil jeder einzeln stehen und sich einzeln durch die fürchterliche Wellenbrandung der Zeit hinsteuren wollte, und wie wir wieder aufgestanden sind in den Jahren 1813 1814 und 1815 — der Jammer und die Wonne sind die jüngsten und leben noch frisch in den meisten teutschen Herzen. Wir haben mit Gott und mit dem Eisen das Land wiedergewonnen und die alt gepriesene teutsche Treue und Tapferkeit hat sich wieder auf das glänzendste erwiesen. Wir hatten auch die alten Gränzen des Reichs wiedergewonnen, und hätten sie nehmen können, wären wir bei den Unterhandlungen nicht hülflos und verlassen gewesen wie immer. Da sind wir von den alten listigen Reichsfeinden wieder wie die Betrogenen ausgelacht und das wird leider auch wohl künftig so seyn. Reineke Fuchs hat seine Galgenbuspredigt wie ein Meister gehalten

und den Königen Nobel die Herzen entwendet. So ist das nothwendige Verhängniß einer Eidgenossenschaft, und so ist es der teutschen Eidgenossenschaft schon manche Jahrhunderte ergangen. Ein Feldherr kann durch eine große Willenskraft viele tausend Beine und Fäuste auf zwölf vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden wohl zu Einem Schritt und Schlag machen für eine gewaltige That; aber daß zwei bis drei Dutzend Köpfe und Herzen, die einander nicht untergeordnet sind, durch Ein großes Herz und Einen großen Kopf Monate ja Jahre lang wie Ein Kopf und Ein Herz nach Einer Richtung hin dringen und wollen, das wäre das wunderbarste aller Wunder, die je gehört worden. Wo viele Herren sind, da macht die Anwendung der Regel des Tiberius und Machiavelli Theile und herrsche wenig Mühe.

Wie Teutschland in den jüngstvergangenen Jahren eingerichtet oder vielmehr größtentheils liegen geblieben ist, wie Napoleon es zugeschnitten hatte, das weiß ein jeder. Das alte Reich ist nun endlich ganz vergangen, sein letzter Schatten, sein heiliges Gespenst, mögte ich sagen, ist nun todt. Eine Menge

großer und kleiner Staaten, alle mit monarchischer Selbstgewalt, die sie Souveränetät nennen, ausgerüstet, liegen in Einem Kreise neben einander und sollen durch ein loses Band zusammengehalten werden, das bis jetzt in nichts weiter als in Ideen besteht, welche unentwickelt und unerklärt in dem Teutschen Bunde, der in Frankfurt am Main sitzt, eine verkörperte Darstellung haben.

Wird dieser Teutsche Bund dem Reiche und Volke die Kraft und Einheit geben können, die der Kaiser die letzten Jahrhunderte nicht mehr geben konnte? wird dieser unmöglich machen, daß teutsche Schwerdter künftig gegen Teutsche gezückt werden? wird dieser die Liebe geben, daß, wenn Einer angegriffen und verletzt ist, alle sich angegriffen und verletzt fühlen und in treuer Brüderlichkeit zusammeneilen, den Angriff und die Verletzung zu strafen? wird dieser uns drinnen Gerechtigkeit Sicherheit und Frieden, draussen Achtung und Furcht verschaffen können? wird dieser das zu lange Getrennte und Zerrissene durch eine unsichtbare Gewalt der Gesinnung verbinden können? So haben viele mit Liebe, manche auch mit Spott gefragt.

Wir wollen nicht verkennen, wie viel bei der Hülflosigkeit und Losheit unsers Zustandes allein der Name und die Idee eines Teutschen Bundes werth ist, stände dieser Bund, bis sich etwas Festeres gestalte, auch zwanzig und dreißig Jahre bloß auf dem Papiere oder in der Luft; und so wollen wir der erhabenen Wiener Versammlung danken, daß sie uns wenigstens das gegeben hat. Wir wollen auch dankend und lobend anerkennen, daß die meisten der Männer, welche die Teutsche Bundesversammlung leiblich darstellen, eine preiswürdige vaterländische Gesinnung und Liebe offenbaren. Aber ob sie die Idee, welche das teutsche Volk von einem Teutschen Bunde hat, werden entwickeln und erklären können und dürfen, daran zweifle ich sehr. Eben jene Erklärung und Entwickelung scheinen aber die einen eben so sehr zurückzuhalten und zu fürchten, als die andern sie begehren und hoffen, und ich glaube, daß wir vor dieser Entwickelung wieder in Krieg und Getümmel verwickelt und verwirrt sind. Mögen diese nur Herzen von 1813 und 1814 finden! Dann hat es keine Noth, die Entwickelung wird dann zu

ihrer Zeit wohl kommen, wie sie werden kann und wie Gott sie will. Möge es nur schleichenden Verfinsterern und bangen und feigen Miskennern und Misdeutern der Zeit mit Ueberfluß von napoleonischer Polizei und Späherei und Durchstecherei nicht gelingen das vaterländische Leben und Streben wieder ganz abzukälten!

Es ist so leicht, den Unzufriedenen zu schelten, den, der etwas als unvollkommen tadelt, der Empörung und des Aufruhrs gegen Gottes heilige Ordnung zu zeihen. Nach meinem Gefühle und nach meinem bischen Kenntniß von Geschichte und nach meiner Erfahrung der Völker und des Menschenherzens kann ich Teutschlands politischen Zustand nicht als einen solchen loben, worin Eintracht Kraft Lebendigkeit und Geschwindigkeit zu Rath und That wäre. Ich kann nicht begreifen, wie die Teutsche Bundesversammlung den teutschen Kaiser ersetzen kann, wie ein Staat vieler Staaten bestehen kann ohne irgend eine mächtiger zwingende Gewalt als die Gewalt der Idee — und dieser armen Idee vollends, worauf man, wie sie sich nur blicken läßt, als auf

eine Brandstifterin, Thronenräuberin und Volksverwirrerin laute Schalljagd macht. Ich will ja so gern glauben und hoffen wie die andern; aber gleich den jungen Hühnern und Putern mich vor dem Habicht blind machen, indem ich den dummen Kopf, daß er nicht sehe, zwischen die Beine klemme, wie sie ihre dummen Köpfchen, wann sie ihn erblicken, unter das Gras stecken, das halte ich mit andern Biederleuten für etwas Erbärmliches, und wenn auch Männer mit langen Staatsparuken sich solcher wohlfeilen Beruhigungsmittel nicht schämten.

Sage ich damit: Man soll diese Ordnung nicht anerkennen, man soll sich dagegen empören? Nein, das sage ich nicht. Vielleicht kann auf eine Weise und durch eine Wendung der Dinge, die mir und vielen andern noch verborgen ist, etwas Festes und Starkes daraus hervorgehen. Nur gegen das, was von Anfang an schlecht ist und immer schlecht bleiben muß, soll sich jeder empören und alle Waffen und Kräfte des Leibes und Geistes dagegen gebrauchen. So etwas war die sogenannte große alle Völker in Einem Bunde und unter

Einer Obhut leitende und verbindende Weltordnung Napoleons; so etwas wird das Joch eines fremden Volkes immer seyn. Große Veränderungen und Verwandelungen der Welt und der Völker macht Gott, macht der bewußtlose und begeisterte Trieb der Zeiten und Völker; sie geschehen immer als Nothwendigkeit, als ein unendliches keiner irdischen Macht bezwingliches Muß. Wer sie machen will, wer darin spielen und meistern will mit seinen Entwürfen und Ränken, der macht solche und endet so, wie wir in unsern Tagen das Spiel an der Seine gesehen haben, wo der Tigeraffe Willkühr immer aus der blutig gräßlichen Larve des Verhängnisses hervorguckte. Die Jahre 1809 und 1813 waren solche Epochen, wo Teutschland politisch verwandelt werden durfte und konnte. Da haben auch viele Teutsche gehofft, gewiß die stillesten und frommsten und keine neuerungslustige und umkehrungssüchtige, daß Anderes geschehen und kommen würde, als geschehen und gekommen ist. Es hat jenen Jahren nur ein großer teutscher Führer und Meister der Zeit gefehlt, und weil Gott keinen solchen Meister gegeben hat,

so sage ich, es ist Gottes Wille, daß es nicht anders geworden ist, als es heute ist; mir selbst aber sage ich, daß ich diesem Willen gehorchen und im frommen Glauben an ihn und an mein Volk der Entwickelung der Zeiten warten soll, doch vorwärts strebend mit der Hoffnung und mit dem Geiste und nimmer rückwärts, wie so viele wollen und noch mehrere sich gebärden aus Furcht vor der Zeit, worin sie leben. Dies ist die Lehre des Christen für die Vergangenheit; für die Gegenwart muß er glauben, daß er sie auch machen helfen kann: denn sonst glaubte und strebte er für nichts.

Wie man fröhlich erkennen muß, daß die Gefühle für das liebe Vaterland bei den meisten Teutschen in den letzten Jahren inniger und lebendiger geworden sind, so darf man sich doch auch nicht verhehlen, daß die Begriffe über das politische Wohl und Weh desselben und über das, was dieses Zeitalter geboren hat und dasselbe bis zum Jünglingsalter und zur Mannskraft erziehen und gestalten kann, die allerbuntesten und verwirrtesten sind. Diese Verwirrung ist bei einigen Verwirrung der Bosheit, bei andern

Verwirrung des Irrthums. Die meisten jedoch, wenn sie auch nicht wissen, was sie wollen und was die dunkle Zukunft in ihrem Schooße träat, gehen im Glauben auf Gott rüstig vorwärts und lassen sich durch das Mordgeschrei und den Feuerlärm links und rechts nicht irre machen.

Verwirrung der Bosheit ist bei denen, deren kleinem Sinn und kleinem Muth die Zeit und ihre Gewalt zu mächtig ist. Diese schreien: Weg mit eurem neuen Teutschland, mit eurer Teutschheit, eurer Landwehr, mit eurer Preßfreiheit und euren Verfassungen! zurück! zurück! damit wir die Frömmigkeit, den Gehorsam, die Ruhe und das Glück der guten alten Zeit wieder bekommen. Sie meinen die schlechte Zeit von 1500 bis 1790, die schlechteste Zeit, welche Teutschland je gehabt hat: sie meinen Bequemlichkeit und Faulheit, Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland und gegen alle politischen Dinge, blinden Gehorsam unter dem Stock, Frohnpflichtigkeit, Leibeigenschaft, Kantonwesen, und andere Sauberkeiten. Diese Art kennt man daran, daß sie immer

klagt: diese Zeit räsonnire zu viel. (Ich muß hier schon in das schlimme wälsche Wort beissen.) Was diese an den Höfen der Fürsten und in Regierungen und Polizeien und in allerlei Verschwärzungen und Verdunkelungen und Durchstechereien vermögen, das thun sie redlich. Doch ist ihnen auch hier die Zeit zu mächtig: sie füllen mit Tropfen ein, und sie laufst in Eimern aus. Sie werden endlich doch am leeren Fasse stehen.

Verwirrung des Irrthums ist bei vielen andern, welche bei aller guten Gesinnung in ihrer Zeit doch wie im Traum wandeln und durch das viele Wilde und Ungeheure derselben so erschreckt werden, daß sie ihr Treffliches und Tröstliches nicht rein erblicken können. Diese weisen nicht zu dem letzten oder vorletzten Jahrhundert Teutschlands zurück, sondern nehmen gleich einen Anlauf, der über vier fünf Jahrhunderte wegsetzt. Auf das dreizehnte vierzehnte Jahrhundert weisen sie hin und sprechen: Dahin müßt ihr wieder zurück, teutsches Volk: sonst seyd ihr verloren. Der Weg vorwärts, wie ihr athemlos fortstrebt, geht nur immer mehr

ins Wilde und Wüste, und zuletzt ins volle bodenlose Verderben. — Sie mahlen uns und sich jenes Zeitalter, das schon in grauer Dämmerung weit hinter uns liegt, noch viel herrlicher, als es war; sie schildern uns Pabstthum Priesterthum Ritterthum Kunst Dichtkunst Sitten und Leben mit so lieblichen Farben, daß uns allerdings nach der Herrlichkeit lüstet, und daß uns, wann wir unsere Zeit anblicken, zu Muthe wird, als sähen wir den kalten und erkältenden und erstarrenden Medusenschild. Aber wäre die Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit und Hoheit jener Vergangenheit auch wirklich so herrlich gewesen, als sie sie schildern, wäre auch alles Gold, was gleisset, ihr Treiben und Wollen ist eine Geburt des Wahnes und muß wieder Wahn gebären. Von diesen, von welchen einige es gewiß herzlich treu meinen, kann man doch sagen, daß sie ihre Zeit nicht erkannt haben, daß ihr ganzes Herz nicht in Gott und in dem Volke ist, wie es seyn sollte. Denn wäre es in diesen, so müßten sie auch klar sehen, was nun in dieser Zeit, in welcher wir leben, werden kann und werden soll; fühlten sie

innig und ganz aus der Freude und aus der Noth des Volkes, sie müßten die Welt und ihre Nothwendigkeit anders begreifen. Ueber die Geschichte und wie die Gegenwart die Vergangenheit gebrauchen soll, ist von jeher genug gesaalbadert und wird jetzt mehr als je gesaalbadert; ich will die breite Saalbaderei nicht mit neuer Zuthat vermehren. Die Zeit läßt sich so wenig in die Vergangenheit zurückführen, als ein erwachsenes Kind in Mutterleib ja nur in seine Wiege zurückkehren kann. Aber wie wir jedem Mann, wann er die Blüthe des Jünglings und die Reife des Mannes erreicht hat, die schöne spielende Unschuld wünschen, die noch um die zarten Blumenträume und Gesichte der Kindheit schweben kann, so preisen wir den schönen Reitz glücklich, der so viele teutsche Herzen zur Liebe und Bewunderung des teutschen Mittelalters zieht und die vergessene Kunst und Frömmigkeit und Biederkeit der Väter wieder aus dem Grabe weckt als ein Gegengift gegen wälsches Unheil und flaches Leben und Treiben und Künsteln der nächsten Vergangenheit. Hehre Bilder des Lebens, hohe Tugenden, sicheren Weg des

Rechten und Einfältigen, teutschen Sinn, teutsche Sitte und Art und Kunst das mögen sie da schöpfen und mit dem zusammengiessen, was in diesen Tagen das Blühendste Feurigste und Lebendigste ist. So mag Gegenwart und Vergangenheit sich verbinden und die Gestalt der neuen Zeit vorbereiten; und nicht anders. Wer jenes nun doch schon längst verschollene und begrabene Leben als ein Lebendiges wieder unter die Lebendigen stellen wollte, wäre in einem traurigen Irrthum; er würde das Leben, das er stärken wollte, durch den Tod tödten. Mein jene Zeit des dreizehnten vierzehnten Jahrhunderts, jene begrabene Herrlichkeit schafft und bauet kein Sterblicher wieder. Hofft er nicht, daß diese Zeit sich fortschreitend in ihr selbst aus eigenem Lebenskeim entwickeln kann, so lasse er doch ab von solchem leeren Spiele mit dem Vergangenen, das so gespielt weder ein geschichtliches noch ein philosophisches Spiel heissen kann, und begrabe sich und seine Hoffnungen weinend unter den Trümmern der Zeit.

Wenn einige geklagt und auch wohl gescholten haben über den unsichern und losen

Zustand des Vaterlandes, als worin für die Zukunft äusserlich wenig Gewähr für Glück und Ehre sey, so haben viele Andere ganz keck erwiedert: Jetzt sey ein viel festeres gleicheres und haltbareres teutsches Wesen, als seit dem Untergange der mächtigsten Kaiser des Reichs, seit dem Jahre 1250, gewesen. Eben jener wunderbare Kaiser, wie er seit Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern in der Luft stand, eben daß man einen Herrn und doch keinen Herrn hatte, das war das Unglück und die Schwäche des Vaterlandes, das war die Saat der Zwietracht und des Hasses, da wollte der eine immer unabhängiger seyn als der andere, der eine weniger thun als der andere, und deswegen stand das Reich verlassen da und keiner that und diente, wie er sollte. Nun sind alle gleich, stehen alle auf Einer Linie, sehen alle keinen großen Namen keine Person, die sie entzweien könnten, sondern das Eine ewige zugleich sichtbare und unsichtbare Vaterland die Eine ewige zugleich sichtbare und unsichtbare Ehre und Selbständigkeit des Reichs: sie sehen offenbar nun

etwas Idealischeres und Geistigeres. Nun werden alle zusammenhalten müssen, weil bei Zwietracht zugleich der Untergang da wäre, da sie des äusseren Halters und des äusseren Halts entbehren.

Andere preisen auch das als ein großes Glück des heutigen Teutschlandes, daß es kein öffentliches, kein allgemeines Gut mehr darin giebt, welches seit den Hohenstaufen schon gleichsam als herrenloses Gut betrachtet und von den Gewaltigen und Fürsten nach und nach verschlungen war. Die letzte hungrige Zeit habe gottlob alle Bisthümer und Stifter und Reichsstädte und reichsunmittelbare Ritterschaften aufgefressen bis auf vier noch übrige Reichsstädte, welche zusammen doch nur einen mäßigen Bissen ausmachen. Die Fürsten werden bei Angriffen der Fremden hinfort mehr zusammenhalten und fester und treuer alle für Einen Mann stehen müssen, weil man sich vormals bei dem einzelnen Unglück oder der einzelnen Schlechtigkeit immer auf das allgemeine Gut verlassen konnte, wovon demjenigen, welcher von dem Seinigen verloren hatte, die Entschädigung ausgeworfen werden konnte. Bei fünf-

tigen Kriegen und Eroberungen werde nun aber nothwendig auch um das Daseyn und um die Herrschaft fürstlicher Familien gespielt werden, es werde mehr um die eigne Haut gespielt werden, denn von dem Reiche sey nichts mehr abzuschneiden. Daher müsse natürlich größere Treue Standhaftigkeit Tapferkeit Liebe und Hingebung des Einen für Alle und Aller für den Einen folgen.

Selbst solche giebt es, die es glücklich finden, daß England mit seinem Hanover so mächtige Wurzeln in uns hineingetrieben hat, daß selbst Dänemark bei uns noch vermehrt ist. Sie würden es auch ja wohl erwünscht finden, wenn Rußland und Frankreich — das sind ja recht mächtige Helfer — unter dem Titel des Besitzes irgend eines teutschen Landes Mitglieder des Teutschen Bundes hiessen. Man erinnere sich, was Frankreich schon bei den Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück vor hundertundsiebenzig Jahren gern werden wollte, als Schweden als Herzog von Pommern und Bremen teutscher Reichsstand ward, und wie man sich dieses französischen Wunsches damals nur mit Noth erwehrte. Sie sagen, je mehr

die großen Häuser, welche Europa beherrschen, mit Teutschland innerlich verbunden sind, deſto sicherer wird das Land vor Umkehrungen und Zerstörungen seyn und den Frieden im Innern bewahren; diese fremden Herrscher, dann unserm Vaterlande und seiner Wohlfahrt so nah verwandt, werden zwischen den verschiedenen Staaten und Fürsten Teutschlands schon das Gleichgewicht erhalten, von welchem für das große Gleichgewicht Europas so viel abhangt. Und viele andere hohe und tiefe politische Weisheit kramen sie aus, wie denn manche Teutsche der Natur sind, daß sie mehr als alle andere Völker jedem Dinge und Verhältnisse, und wäre es der Teufel selbst, gelegentlich sein Nützliches und Vollkommenes ablauschen und andern erklären und auslegen können; so daß die Armen über allem dem Lauschen und Schauen und Betrachten und Erwägen und Schätzen der Dinge selbst nie zum Nutzen und zur Vollkommenheit gelangen können.

Jene Ersten, welche den jetzigen idealischen Teutschen Bund preisen, sprechen etwa so, als wenn man einem reissenden Strom den letzten Deich wegnähme und spräche:

Nun gottlob, daß auch diese Arbeit vollbracht ist; jetzt hat der wilde Herrscher der Ebene gar keinen Zügel mehr; er sieht ja, wie fromm wir ihn halten, und wird ja recht fromm seyn und unsre Felder und Wiesen künftig nimmer wieder verheeren. — Oder trauen diese Menschen jetzt auf einmal der Idee so Gewaltiges zu, daß sie fast ohne alle Leiblichkeit das Leibliche verbinden und zusammenhalten soll? trauen sie teutscher Liebe und Treue so Ungeheures zu? Ich mögte das auch gern — aber — — —

Die Zweiten sprechen aus einem Grunde, der mehr irdischen Boden hat und also zuverlässiger scheint, wo von irdischem Glücke und irdischem Besitz die Rede ist. Aber auch dieser Grund hat mehr Schein als Wirklichkeit. Giebt es in einer Gesellschaft von Fünfen und Zehen nicht leider zuweilen einen Dummen und Treulosen, der das Glück der Gesellschaft verräth oder verspielt? und sollte das nicht noch mehr unter Zwanzigen der Fall seyn? Bezeugt die Geschichte denn, daß wir immer so redlich gewesen und durch die Fremden ja mit den Fremden und in ihren Reihen streitend von den Eigenen

nie haben gewinnen wollen? Ich spreche hier nicht bloß von der Gesinnung sondern noch mehr von der Einsicht. Redlichkeit ist immer die größte Einsicht und beste Klugheit der Sterblichen gewesen, des Einzelnen wie des Herrschers; jetzt wäre Redlichkeit mehr als je die Einsicht teutscher Fürsten, also treue Liebe und festes Zusammenhalten bis in den Tod. Denn was künftig mit Fremden in unredlichem Geheimniß gezettelt wird, das muß als verderbliches Netz nothwendig die Spinne bestricken. Aber jene hohe Einsicht, ihr lieben Freunde, welche eben die hohe Tugend der Fürsten ist? Wohin hat nicht Napoleon mit uns gaukeln können! und wohin hätte er weiter gaukeln können, wenn der zu ungeduldige Mann die rechte Tyrannengaukelei verstanden hätte! Wir können ihm nicht genug danken, daß er sein eignes Werk zerstört hat, oder Gott, daß er ihn verstockt hat, daß er es zerstören mußte.

Und die Dritten? Ueber dies Glück oder Unglück — je nachdem jeder es empfindet und ansieht — daß die Fremden so mächtig in uns sitzen und noch mehr Lust haben sich in uns

zu sehen, liesse sich allein ein dickes Buch schreiben. Dieselben Menschen, die es priesen und als einen großen Weg Gottes wiesen, als die Franzosen uns besaßen, die damals in dem Völkergemisch eine große europäische Christenthumsepoche, einen ewig merkwürdigen Fortschritt der Weltbildung zur höhern Menschlichkeit weissagten und den ewigen Frieden und das glückselige Schlaraffenleben desselben den Faulen und Feigen im Hintergrunde zeigten, müssen ja auch die Einkehr der Engländer und Dänen bei uns und wenn noch andre Lust dazu haben glückselig und vortrefflich finden. Was haben sie nicht gefabelt, als Napoleon die Welt beherrschte und seine erhabenen Verbrüderungsentwürfe und Bundesanstalten der Welt ausposaunte! Damals ermahnten und trösteten sie die Teutschen, nicht zu trauren, wenn auch ihre Volksthümlichkeit und das teutsche Reich auf immer unterginge; sie hätten ja die hohe Bestimmung, die große Mischung und Zusammenverlebung der Völker einzuleiten und die stolze Idee eines wahrhaft christlichen Staatenbundes mit verwirklichen zu helfen. So sind auch jetzt, welche uns das Unglück und die Ohnmacht als ein Glück zeigen

und behaupten, Teutschland müsse etwas Größeres und Menschlicheres darstellen als eine abgeschlossene Volksthümlichkeit, die überhaupt mehr ein Wahn des Heidenthums als ein Recht des Christenthums sey; Teutschland sey das Herz des Welttheils und zu diesem Herzen müssen sich natürlich alle Völker drängen. Auch sey das teutsche Volk offenbar zu einem allgemeinen Volke bestimmt; so habe Gott ihm von Anbeginn das Gemüth gestellt und das Verständniß erleuchtet.— Das alles, mit allerlei zierlichen Weltansichten und frommen Betrachtungen verbrämt, sieht auf dem Papier auch ziemlich gut aus, wenigstens für die Einfältigen; aber in der Wirklichkeit wissen wir, was es uns bedeutet. Sie drängen sich zu uns, zu dem Herzen Europas, wahrlich nicht bloß, damit sie sich an unserer Liebe erwärmen, sondern öfter, damit sie uns unser frischestes Leben abzapfen; sie wollen in unsre Geschäfte mit hinein, damit wir nie eine stolze selbständige Gemeinschaft werden können. Mit welcher Eifersucht belauschen sie nicht jeden Athemzug eigenen Lebens und Wollens in uns, wovon nun gottlob doch wieder einige Spuren sind! wie beherrschen und

belauren und bespähen sie die Geister, die sich in uns regen, und verklagen sie bei unsern Fürsten als die gefährlichsten und verbrecherischesten! Natürlich werden sie uns die Schläfrigkeit immer als teutsche Mäßigkeit, die Unterwürfigkeit als den christlichen teutschen Karakter und als teutsche Biederkeit deuten; was bei ihnen an der Seine und Themse Freiheit heißt, wird bei uns Empörung heißen; was ihnen Stolz und Hochsinn klingt, bei uns Ungehorsam und Zügellosigkeit klingen. Und wollen wir uns darüber wundern? — Ihre Hülfen und warum sie uns helfen und alle die herrlichen Lockungen und Versprechungen kennen wir nun über dreihundert Jahre. Und was von hohen Weltplanen der Vorsehung mit uns Teutschen und von höherer Ansicht des Christenthums in diesen politischphilosophischen Mischmasch mit hineingeschmatzt wird, das verstehen wir endlich auch zu würdigen. Das steht aber fest und ist die einzige teutsche Ansicht und Einsicht: Man muß stolz frei unabhängig bei sich seyn, nicht der Aeffling Schützling und Mündel der Fremden, damit man als Volk den hohen Beruf der Mensch-

heit und des Christenthums erfüllen könne.

Dabei also bleibt es, nach der Lehre der Geschichte der Welt und der Geschichte des Menschenherzens ist Teutschlands äusserer Zusammenhang und äusseres Zusammenband loser denn je, ja so los, daß diejenigen, welche sich vor dem Volke darüber aussprechen und die Mittel angeben und gebrauchen sollen, wodurch in den germanischen Staatenbau Festigkeit und Beständigkeit kommen könne, grade diese Punkte immer umgehen, aus Scheu, glaube ich, oder aus einem geheimen Grauen, daß etwa dann allen erscheinen mögte, was sie, wäre es möglich, ihnen selbst und allen gern verbärgen. Und sollen wir unsere Meinung noch einmal aufrichtig sagen, so loben wir es freilich, daß in der teutschen Bundesversammlung in Frankfurt wenigstens die Idee einer teutschen Gemeinschaft lebendig erhalten wird; aber daß, wie die Dinge und Verhältnisse unsers Vaterlandes und Europas gegenwärtig stehen, auch bei dem besten Willen ein so festes Band um die verschiedenen Staaten Teutschlands geschlungen werden könne, daß drinnen Freiheit Glück und Friede, draussen Beweg-

lichkeit Geschwindigkeit und Wahrhaftigkeit da sey, daran zweifeln wir. Wir würden daran zweifeln, wenn auch bei allen teutschen Regierungen der beste Wille und die helleste Einsicht dessen wäre, was allen noth ist. Wenn wir nun auch den guten Willen nicht bezweifeln dürfen, so offenbart sich der Mangel an Einsicht bei vielen nur gar zu sehr.

In den allgemeinen Bestimmungen, die im Frühlinge 1814 in Paris entworfen und im Herbst und Winter 1814 und 1815 weiter entwickelt wurden, ist ausgesprochen „die teutschen Staaten sollen unabhängig seyn." Obgleich dabei auf die Idee eines gemeinsamen teutschen Wesens und eines gemeinsamen teutschen Vaterlandes hingewiesen ist, so haben sich die meisten Regierungen das Wörtlein nur zu gut gemerkt und es auf die völligste Selbständigkeit und Unabhängigkeit gedeutet. Wenn ich ein paar löbliche Ausnahmen abrechne, so will fast jeder kleine Staat, und zählte er nur 200,000 und 300,000 Seelen, als ein in sich geschlossenes und verschlossenes Ganzes da stehen und seinen Namen auch mit in die Weltgeschichte hineinstehlen, die aber solche leichte Spreu immer

unbarmherzig zurückgestäubt hat. Man könnte es allenfalls verzeihen, wenn Preussen und Oestreich ihre Namen neben dem Namen Teutschland noch als bedeutend nennen; aber soll man nicht lächeln, wenn Wirtemberger Badener Hanoveraner Mecklenburger als eigene selbständige Völker sich brüsten und den Namen Teutsche unter sich setzen? Ja so weit sind die Kleinstaaten in der verblendeten monarchischen Thorheit gegangen, daß wer vom teutschen Volke und von teutscher Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit spricht nicht bloß als ein altfränkischer Narr ausgelacht sondern hin und wieder fast als ein Empörer und Verbrecher verfolgt wird. Es ist so ein dunkles Gefühl in ihnen, daß Teutschland erst vergessen werden müsse, damit Nassau Mecklenburg Baden u. s. w. genannt werden dürfe. Darum haben fast allenthalben die Hof- und Politeizeitungen stehende Artikel, wo über die sogenannte neue Teutschheit und Teutscheléi und Teutschwuth, wie sie es betiteln, hergefahren wird. O wäre die alte geblieben! sie dürften dieser neuen nicht so spotten.

Wenn man dies thörichte Streben und Treiben so ansieht, wie selbst die kleinsten

teutschen Staaten in monarchischer Verblendung in der Trennung vom Ganzen ihren Stolz und ihr Daseyn suchen, so weiß man nicht, ob man mehr lachen oder weinen soll. Können denn diese Kleinen und Schwachen nicht begreifen, daß grade der Name Teutschland, die Idee von Teutschland, der letzte Rest von Teutschheit, daß, was in allen Teutschen als Liebe Treue und Gehorsam, kurz als teutscher Geist und teutsche Art, lebt webt und liebt — daß grade das, und das allein, ihr dünnes und zerbrechliches Leben sichert? Diese sollten Mittelpunktssucher seyn, und sie sind Mittelpunktsflieher. Man mag das Gebet wohl über sie ausrufen: Vater, vergieb ihnen! denn sie wissen nicht, was sie thun. Wie sie sich aus dem heiligen Mittelpunkte des Volkes reissen und aus einzelnen Gauen und Bezirken Teutschlands Völker und Reiche machen wollen, wie sie ihr leichtes Leben, das so wenig Athem hat, von der Nabelschnur des großen heiligen Reiches lösen und sich aus eigener Kraft zu entwickeln und zu erhalten meinen, arbeiten sie auf das trefflichste vor den Fremden, welche auf Eroberung und den mächtigeren Eigenen, welche auf Verschmel-

zung lauschen könnten. Sie müßten grade, wäre es möglich, sie müßten heut und immer mit rastloser Sorge alle teutsche Funken, die noch unter der Asche glimmen, zu lichten Flammen des Muthes der Begeisterung und Liebe aufblasen; sie müßten sich als die unverdrossenen und unerschrockenen Pfleger des teutschen Geistes und der teutschen Tugend allen voranstellen, damit sie, wenn sie überhaupt bestehen können, durch die Lebendigkeit Herrlichkeit und Majestät des Ganzen bestänben. Aber was zürnen wir für sie über sie? Sie müssen ja wohl so arbeiten, wie sie thun, sie müssen ja wohl einem dunklen Verhängniß in die Hand arbeiten, damit Teutschlands Schicksal erfüllet werde, das dann aber ganz anders ausfallen wird, als sie meinen.

So liegt Teutschland da, noch rings mit den Trümmern und dem Schutt des Alten umgeben, zum Theil durch diese Trümmer und diesen Schutt an freier Bewegung gehindert und gehemmt, zwischen der Liebe zum Alten und der Furcht vor dem Neuen schwebend und wankend, äusserlich gleichsam in einem matten und todten Stillstande erscheinend, während es innerlich gährt und

sprudelt. Seine Feinde freuen sich, sie meinen, es sinke in sich zurück, es sinke in die Jahre 1780 und 1790 zurück, wo es bei der allgemeinen Gleichgültigkeit und Starrheit so leicht der Raub jedes Angreifers ward. Auch viele seiner Freunde scheinen der Jahre 1813 und 1814 und 1815 vergessen zu haben und stimmen mit ein: Nein, mit uns ist es aus, wir sind ohne Rettung verloren, unser Schaden ist unheilbar; wir können uns noch wohl zuweilen mit den Waffen aufraffen und gleich Männern gebärden, aber an politischer Weisheit und Tüchtigkeit sind wir so arm, bei allem unserm Vielwissen so dumm, daß wir aus dem zerfallenen Reiche nichts mehr bilden können. Und wie soll Teutschland bestehen mit seinen vielen Herren und vielen Willen, die sich in der Zeit der Noth und des Getümmels wie eben so viele Wirbelwinde begegnen und einander zerhadern werden, zumal wenn die Fremden, die mit darin sitzen und ihr leidiges Spiel mit hineinspielen, den äolischen Schlauch der Zwietracht öffnen? Wie soll dieses zertheilte und zerrissene Land sich halten in der Klemme zwischen den beiden mächtigsten Monarchien Europas, zwischen Frankreich und Rußland,

die beide gewaltig kriegerisch und eroberungslustig sind? Zwar weist man auf die Verhältnisse zwischen den Herrschern auf den heiligen Bund und seine geheimen Zwecke und auf manche andere Erscheinungen des Tages als auf gewaltige politische Trostgründe hin; aber dergleichen Trost täuscht den nicht, der die Geschichte und die Menschen kennt; und schon die einzige Einwendung gegen diese Tröstungen wäre genug, daß alle Fürsten und Kaiser und Könige eben so sterben wie wir andere und daß die Besten oft die Schlechtesten zu Nachfolgern gehabt haben. Es ist hienieden kein sicherer Verlaß als auf Gott und auf die eigene Stärke und Tugend.

So trostlos und hoffnungslos sehen viele die Lage des Vaterlandes an und haben ausser diesen beklagten und beseufzeten Gebrechen und Gefahren noch viele andere Gebrechen und Gefahren und Gespenster und Schrecken der Zukunft, die wir auch wohl kennen und die in den letzten Jahren genug ausgesprochen sind. Wir sehen mitten in dieser Verwirrung und Dunkelheit doch ein schönes helles und heiteres Licht, das uns, wann wir verzweifeln wollen, tröstet und aufrichtet. Jener herrliche

Geist, der in den Jahren 1813 und 1814 blitzte und leuchtete und das Vaterland aus Schande und Elend riß, ist noch da, er schwingt sich unsichtbar fort, er glühet und wehet im Stillen und Verborgenen, wie viel Wasser und Schmutz gewisse gestiftene Diener der Furcht und Feigheit auch darauf giessen, damit sie ihn ersticken. Jenes Heiligthum von Kaiser und Reich, was zwar immer noch seine stillen und frommen Verehrer und Anbeter hatte, was aber die letzten Jahrhunderte zur Wonne des Himmels und der Erde keine Blüthen und Flammen mehr hervortreiben konnte, ist auf eine andere Weise wieder da: die unsichtbare und heilige Idee von Volk Freiheit Vaterland Teutschheit, die, eben, weil sie unsichtbar ist, allenthalben lebt webt und wirkt, blüht und glüht zu allmächtig in allen teutschen Herzen, als daß die schlechteste irdische Gewalt, die eben, weil sie nur Irdisches will, auch die Erde verlieren muß, die leichtgefiederten und mächtig waltenden Geister fassen könnte. Bei dieser schönen Gesinnung und Stimmung im Volke, die grade durch ihre Stille und ihren Gehorsam auch gegen das Widerwärtige und Feindselige inneren Kern

und feste Gediegenheit verkündigt, bleibt es nun freilich die unerlaßliche Pflicht eines jeden, dem in das Herz und den Mund eine Kraft gegeben ist, woraus Trost Ermahnung und Warnung für viele hervorgehen kann, daß er im Vertrauen auf Gott die heiligen Flammen schüre und die schönen Hoffnungen nähre.

Und es sagen auch die Frommen: Lasset die Welt gehen, wie sie will, Gott hat sie so viele Jahrtausende regiert und erhalten, er wird sie auch ferner regieren und erhalten. Bei allen den politischen Sorgen und Klagen und Anklagen und Schriften und Geschwätzen kömmt doch nichts heraus. Seyd nur redlich, seyd nur fromm, hofft und trauet nur auf ihn, so wird euch das Andere alles von selbst zufallen.

Und wir stimmen ihnen bei, nicht in ihrer Sorglosigkeit der irdischen Dinge — denn Gott hat uns die Vernunft gegeben, daß wir die Erde nach seinem Bilde verwalteten, daß sie ein Reich der Freiheit und Freude werde, er hat uns das Gebot gegeben uns gegen das Unrecht zu wehren und das Böse zu strafen — sondern in ihrem Glauben. Wir sagen denn

auch zu den Teutschen: Bleibt ihr nur fromm redlich gerecht mäßig und tapfer; dient ihr nur in Gehorsam und Geduld dem Unvermeidlichen und Verhängnißvollen, was über euch gekommen ist, aber gebt nie das höchste Streben und die muthigste Hoffnung auf; nehmt ihr nur demüthig und dankbar hin, was Gott euch als Glück beschert; gebt ihm immer allein die Ehre und den Sieg, und nicht euch und eurer List und Kunst — so werdet ihr nicht als Spreu unter den Völkern zerstoben werden, so werdet ihr nicht ausgelöscht werden aus den Büchern der Geschichte. Denn Gott ist ein gnädiger Gott und ein gerechter Gott, und er kann die Verhältnisse der Völker und Teutschlands Schicksale wohl so wenden, daß einst Freude wird, was jetzt Trauren ist.

Aber schließlich muß ich hier wieder an Eines erinnern, woran ich schon mehrmals erinnert habe, und was jedem einfällt, der die gegenwärtige Lage der Dinge politisch betrachtet. Wenn wir zehen Jahre Frieden behalten, wenn nicht Pesten und neue unbekannte Seuchen kommen und aufräumen, so überfüllen manche Länder Europas, namentlich Teutsch-

land Frankreich und Italien, ſich leicht mit Menſchen. Von dieſen drei Völkern geht der Teutſche am leichteſten in alle Welt und auch in die Neue Welt. Aber der Abfluß nach dieſer Neuen Welt kann ſich einſt auch ſperren und hat ſich für die Franzoſen ſchon größtentheils geſperrt, welche dort nur noch einige Beſitzungen haben. Wo ſoll denn aber die wimmelnde und unruhige Volksmenge Frankreichs hin, welche ſich nicht einzeln ſo über alle Welt verfließt wie die teutſche? Wo muß ſie hin und wo will ſie hin? Nach Teutſchland! nach Teutſchland! Das ſagen uns die Franzoſen unverholen ſelbſt, und wir wüßten es wohl, auch wenn ſie es nicht ſagten. Das iſt unſere Ausſicht. Wir zittern und zagen davor nun eben nicht — das iſt nicht noth, wenn wir einträchtig und brüderlich zuſammenhalten — aber Freude iſt bei dieſer Ausſicht einer ewigen Balgerei um nichts auch nicht. Chriſtlich und politiſch müſſen wir denn auf ein anderes Feld hinblicken, auf welchem Europa ſeinen Menſchenüberfluß auf eine edlere Art verwenden kann. Nicht immer nach Weſten ſondern nach Oſten muß einmal wieder geſchaut werden, Europa muß wieder nach dem alten Geburts-

lande zurückblicken. Hier ist eine schöne und große Aufgabe für den heiligen Bund. Europa muß einmal wieder auf Asien und Afrika zurückfließen und durch Christenthum und Menschlichkeit jene Länder verjüngen, die in der gräulichsten Barbarei verfault oder verwildert sind. Da ist die Barbarei, ein herrliches Land, da ist Aegypten und Syrien, Kleinasien und Griechenland mit seinen reizenden Inseln. Wenn diese große Sache der Menschheit im Sinne eines christlichen Kreuzzuges aufgefaßt und ausgeführt würde, wenn europäische Heere und Flotten vorangingen und zuerst die Festungen und Häfen besetzten, und wenn Kolonien immer lustig nachzögen, so könnten Afrika und Asia wieder christlich und Europa auch von dieser Seite zugleich verherrlicht und befriedet werden. Wie leicht die Ausführung wäre, hat Aegypten gezeigt, welches ein französischer Feldherr mit 30,000 Mann in wenigen Wochen eroberte und sich so fest darin setzte, daß es ihm nur durch Europäer wieder abgenommen werden konnte.

Hier würde Menschenblut menschlich und christlich und für hohe und heilige Zwecke vergossen werden. Aber die Politik, der Eigen-

nutz, die Eifersuchten und andere Suchten der verschiedenen Mächte? Wie leicht es auch wäre, wenn alle redlich wollten, doch wird es durch freie christliche Uebereinkunft nicht zu Stande kommen. So klingen einem tausend trostlose Stimmen entgegen. Aber eben daß das Schwere das Großpolitische und Großchristliche zu Stande komme, dazu ist ja der Heilige Bund, und das muß ja sein Name bedeuten.

III.

Verfassung und Preßfreiheit.

Es iſt viel Getümmel Lärm Geſchrei und Verwirrung in der Zeit, Klage der Zweifelnden und Freude der Hoffenden, Jauchzen oder Wehgeheul, Jammer der Verwundeten und Beſiegten und Jubel der Friſchen und Siegreichen; und darunter ſpielt und ſchreit und jauchzet und jubelt und heult und flucht und horcht und lauſcht und kriecht und ſchleicht und läuft und rennt ein gedungenes unter mancherlei Larven und Masken verkapptes immer erſcheinendes und immer wieder verſchwindendes Geſindel, das die Verwirrung noch vermehren ſoll. Das kann ja nicht anders ſeyn, wo eine vergangene Zeit zu Grabe gegangen iſt oder doch zu Grabe gehen ſoll und eine neue durch die Wehen der Verwandlung geboren werden und die Stelle jener einnehmen ſoll. Daß dieſem wirlich ſo ſey, wird keiner leugnen, am wenigſten ein ſolcher, den viele beſchuldigen, er gehöre mit zu den Schreiern und Verwirrern. Aber was ſagen

gewisse Leute über das Geschrei und die Verwirrung? welche Folgerungen ziehen sie daraus? Jene Gewissen meine ich, welche den alten Moder und die faule Leiche der Vergangenheit einbalsamiren und aufrichten und verzieren mögten, als ob noch Leben in ihnen wäre, damit wir alle des langsamen Todes daran mitverfaulen und mitverwesen?

Diese Gewissen sagen ungefär Folgendes: (Sie sagen es immer wieder, und deswegen müssen wir Oftgesagtes leider auch wieder sagen.)

In allem diesem Gelärm und Geschrei und Getümmel, das einem anfangs vorkommen könnte, als gehe es aus dem ganzen Volke hervor, ist gar keine allgemeine Noth noch ein allgemeiner Trieb, der es hervorbringt, sondern bloß einzelne Schreier und Verwirrer spielen ein so täuschendes Spiel, daß sie einem oft dünken können, als seyen es Millionen Stimmen und Herzen, die zugleich erklingen. Diese Schreier haben das Feuer angezündet, das uns zu verzehren droht, sie haben die Flamme angeblasen, welche uns auf eine höchst gefährliche und ungesetzmäßige Weise von der Tyrannei Na-

poleons und der Franzosen befreit hat, sie haben die Lehre von der Landwehr und dem Landsturm aufgebracht, und schreien nun überlaut von Preßfreiheit und ständischer Verfassung und Volksvertretung. Noch zieren sie sich zuweilen mit einigen menschlichen Scheinen, sie wollen aber im Grunde nichts anders, als was die Marats und Barreres und Fouchés einst wollten, Umkehrung aller göttlichen und weltlichen Ordnung, Umsturz aller Thronen, Aufhebung aller Ungleichheit der Stände, Erniedrigung des Adels und Erhöhung des Pöbels. Wie gefährlich aber diese Bande ist und wie mächtig ihre Grundsätze täuschen und blenden, erhellt wohl am besten daraus, daß sie selbst vielen Männern der höheren Stände, die sie doch verderben will, eingebildet hat, sie meine es ehrlich, sie habe ein Vaterland und eine würdige Einrichtung und Ordnung des Vaterlandes vor Augen.

Zahlreich ist diese zusammenverschworne Bande nun freilich nicht. Das teutsche Volk ist zu treu und rechtlich und bei der weisen gerechten und milden Regierung seiner Fürsten zu glücklich, als daß es auf das leere

Schellengeklingel sonderlich achten sollte; aber eben, weil sie zusammenverschworen ist, kann sie unter immer neuen Gestalten und Verkleidungen und Erscheinungen viel zahlreicher dünken, als sie ist. Und so ist es ihr gelungen, daß sie vielen vielen die Augen voll Sand gestreuet hat, daß sie die wahre Lage der Dinge, den wahren Zustand des Vaterlandes, das wahre Bedürfniß die Zeit nicht mehr, wie sie sind, wahrnehmen können, sondern hie und da in ein Geschrei mit einstimmen, das ihnen gar nicht von Herzen geht und wovon sie die Bedeutung und die tiefe Bosheit gar nicht ahnden. Das hat diese Bande aber mit allen Banden gemein, welche unter schönen Scheinen und unter der Losung Vaterland und Freiheit verbotenes Spiel treiben, daß sie dem Volke und der Jugend schmeichelt und der letzten besonders einbildet, sie sey viel edler fester ernster teutscher männlicher züchtiger und gelehrter als die, welche jetzt Männer und Greise sind, in ihrer Jugend waren, sie sey berufen das auszuführen, wozu jenen der Muth und der Schwung und Flug der Gedanken und Gefühle fehle, Ein großes mäch-

tiges Teutschland und Ein großes herrliches teutsches Volk zu machen.

Aushängeschild ist, wie es von jeher bei allen Solchen war, Noth und Gefahr des Vaterlandes, schlimmste und gehässigste Schilderung der Gegenwart und glänzende Ausmahlung der Zukunft, kurz Uebertreibung aller Dinge und Heraustreiben der Menschen aus den Gränzen der Mäßigung und Ruhe, damit sie auf der Jagd nach dem unmöglichen Schein des möglichen Wirklichen das Glück und die Stille der Gegenwart, den Gehorsam und die Treue gegen die Obrigkeit und die Geduld und das Vertrauen auf Gott verlieren. Darein tönen denn die hohen Klänge der Zeit von Menschenrechten und Bürgerrechten von Verfassung und Volksvertretung von Geistesfreiheit und Preßfreiheit, alles in der heissen und heftigen Sprache einer verwirrten und tollen Einbildungskraft, damit die Spannung und Wildheit der Gemüther, woraus diese elenden unwissenden und pöbelhaften Menschen ihr Heil hoffen, immer verblendeter und toller werde.

Das ruhige und mäßige mit seinem Zustande zufriedene und glückliche teutsche Volk nimmt daran, wie gesagt, zwar wenig Antheil, zumal da dies Geschrei gar nicht aus einem allgemeinen Willen und einer allgemeinen Noth hervorgeht sondern nur der ewige Lügenkukuksgesang einiger Wenigen ist, aber doch könnte es auf die Länge verführen, wenn man keine Dämpfer dagegen anbrächte. Die süße Musik von Herrlichkeiten, wie sie nie unter diesem Mond gesehen worden, und von Hoffnungen, welche hienieden immer ein Traum bleiben müssen, kitzelt endlich doch die Ohren, welche sie täglich hören. So sind allerdings Gegenstände, die vor zwanzig Jahren kaum unter einigen Staatsmännern und Gelehrten Teutschlands etwa ein halbes Stündchen verhandelt wurden, hie und da schon in den Schenken und auf den Jahrmärkten Volksunterhaltung geworden. Man hört jetzt leider Schuster und Schneider in Teutschland über Polizei Preßzwang Verfassung Landstände und hundert andere Dinge sprechen, von welchen ihre Väter und Großväter glücklicher nicht einmal die Namen wußten. Aber obgleich es dahin gekommen

ist, daß Groß und Klein davon schwatzt und daran Theil zu nehmen scheint, so sitzt es doch gar nicht im Volke fest, es ist ihm nur so angeschwatzt und angegaukelt. Jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeit. Der stille ernste tiefsinnige und in sich gekehrte Teutsche will und mag das Laute und Oeffentliche gar nicht, er ist auch von Natur unbehülflich und ungeschickt zu öffentlicher That und Rede. Alles das überläßt er, damit er seinen Geschäften Gewerben und Studien obliegen und seiner häuslichen Freuden genieſſen kann, der Weisheit und Gerechtigkeit der Regierungen und der stillen und geheimen Verhandlung der Dinge, wodurch die Welt sicher geführt und sein Glück und sein Friede mit bewahrt und beschirmt wird. Die neue Lehre ist nicht seine Lehre; sie spukt gottlob nur in einigen verbrannten Köpfen und verruchten Herzen. Was sollte der Teutsche, der stille ordentliche mäßige Mensch, zum Beispiel mit der so gepriesenen Preßfreiheit anfangen? Die gehört einem rauhen unruhigen und groben Volke wie die Engländer. Wie sollte er sich je an die Unanständigkeit gewöhnen, daß einige übermüthige Pamphletisten seine wür-

digsten Staatsmänner Minister und Gelehrten lächerlich machen, daß ein jeder Käsekrämer und Schwefelstickenhändler ihre verehrten Bilder dem Pöbel zur Ergötzung in Verzerrungen in seinem Laden ausliegen und verkaufen dürfte? Und eine Verfassung und Volksvertretung mit öffentlichen Verhandlungen und öffentlicher Rede was sollte die dem Teutschen? Wollt ihr denn das liebe stille geduldige und gehorsame Volk gar verderben? wollt ihr denn alle milden und häuslichen Tugenden, weswegen die Teutschen von jeher gepriesen wurden, aus ihren Herzen rotten? wollt ihr aus stillen frommen gottseligen Menschen unruhige freche verwegene Gesellen machen? Dann gebt ihnen in Gottes Namen Landstände und Verfassungen und freies Stadtrecht und eigene Polizei, die sie gar nicht wollen, die nur einige Wenige wollen für verbotene Zwecke und verderbliche Plane des Ehrgeizes und der Habsucht.

Und wenn wir auch zugestehen wollten, was wir nach unserer Ansicht und Ueberzeugung nicht können, daß das Volk wirklich dergleichen wünsche und verlange, was sie

Stände und Verfassungen nennen, daß es wirklich mit den Herzen mit in dem Geschrei von Preßfreiheit und Verfassung sey, immer kann doch kein Mensch klug daraus werden, was es denn eigentlich begehrt und will. Da sind so viele Meinungen und Entwürfe als Köpfe und Herzen; es ist, als wenn Ost und West und Süd und Nord mit einander kämpften und Ordnung zusammenblasen sollten; es rennt und läuft und schreit und lärmt und wünscht und hofft ja alles wild und richtungslos durch und gegen einander, und so groß ist die Verwirrung der Begriffe Ansichten Entwürfe Wünsche und Forderungen, daß diejenigen verrückt wären, welche sich mit einem so verworrenen Haufen hinsetzten und eine neue Weltordnung stiften wollten. Wo keiner weiß, was er will, da will er im Grunde nichts, und du sollst dich hüten das blinde und unbändige Thier, dem so leicht Hörner wachsen können, ohne Zügel laufen zu lassen. Darum, ihr Fürsten, wenn ihr aus Gnaden auch Stände einrichten und Verfassungen geben wollt, um Gottes willen nur jetzt nicht! nur in diesem überspannten, überreitzten und ver-

wilderten Zustande nicht! Macht die Völker erst wieder zahm, laßt die Gemüther sich erst wieder sänftigen, die Geister sich abklären und erhellen. Jetzt könntet ihr durch solches, was ihr doch als ein wohlthätiges Geschenk meintet und verliehet, einen Brand unter die Völker werfen, den ihr nachher nicht zu löschen vermögtet.

Ueber die ersten Aussprüche jener Gewissen, über eine gewisse zusammenverschworne Bande teutscher Jakobiner, womit sie seit einigen Jahren das Volk unterhalten haben, will ich nichts weiter sagen, da schon zu viel darüber gesagt ist, und da mir von ihnen die Ehre widerfährt, daß ich mit dazu gerechnet werde, und ich also in meiner eignen Sache das Wort zu nehmen schiene, was Verdacht und Haß mit sich hat. Doch will ich mit der unschuldigen Keckheit, womit sie ihre Behauptung aussprechen, die Gegenbehauptung zurückgeben, daß die gute Mehrheit des Volkes glaubt, daß jene sogenannte zusammenverschworne Bande keine Jakobiner sind und nichts Jakobinisches noch Verderbliches sondern etwas Teutsches Freies und Ehrliches wollen, aber daß grade

in jenen Gewiſſen das ſchleichende und giftige Jakobiniſche wohne, woraus nothwendig Erbitterung Haß Hetzereien und Anklagen, Kälte und Mistrauen zwiſchen Fürſten und Volk, kurz das vieldeutige und vielnamige und inhaltſchwere Ding, was der Jakobinismus heißt, geboren werden müſſe. Eine Anklage iſt der andern werth, und wir kennen einander zu gut, als daß ich mit geheuchelter Freundlichkeit den unheilbaren Schaden zudecken ſollte. Es iſt ein Glück, daß es in Teutſchland nach zweihundert Jahren einmal wieder zu dem Leben gekommen iſt, daß von politiſchen Feindſchaften die Rede ſeyn kann.

Aber über die beiden letzten Ausſprüche muß Einiges gegengeſagt werden.

Man hört jetzt von vielen Seiten, beſonders in den öffentlichen Blättern, die im Namen der Regierungen und Polizeien unter das Volk ausgelaſſen werden, die Preßfreiheit dünke dem teutſchen Volke etwas Wildes und Widerliches, ſie ſey ſeinem ganzen Karakter etwas Unnatürliches und Verderbliches; auch mit dem Verlangen und der Bitte um Verfaſſungen und Stände ſey es ihm gar nicht ſo Ernſt, als gewiſſe Leute

vorſtellen: es befinde ſich unter der Obhut weiſer und menſchlicher Geſetze und unter dem Schirm milder und ſanfter Regierungen zu glücklich, als daß es etwas Neues und Anderes nur wünſchen könnte. Beide Behauptungen ſind eine Lüge, ſo wie das eine Lüge iſt, daß der Wunſch und das Verlangen nach dieſen hohen Gütern eines freien und braven Volkes bloß in dem Wortgeklingel einiger wenigen Schreier und Schriftſteller rundläuten und ſonſt wenig gehört werden. Nein; wenn diejenigen, welche das Volk regieren, auch das Volk kennten, wenn ſie dahin kämen, wohin ſie kommen ſollten, dahin lauſchten, wohin ſie lauſchen ſollten, ſo würden ſie anders darüber urtheilen. Es iſt in den letzten Jahren über dieſe Gegenſtände freilich viel geſchrieben und verhandelt worden, ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit iſt gottlob in viele Herzen durchgedrungen, aber doch waren die meiſten Schriften und Bücher, welche die Teutſchen über politiſche Dinge bis jetzt zu Tage gefördert haben, meiſtens der dunklen Natur und in einer ſo gelehrten unlebendigen und unvolklichen Sprache verfaßt, daß das Volk

wahrlich wenig davon gelesen hat. Und doch hat ein jeder die große Glocke der Zeit schlagen hören, und weiß wohl, wer an dem Glockenstrange zieht; ja der einfältigste und ungebildetste Bauer und Bürger empfindet und versteht und spricht aus, was in allen Menschen als Wunsch und als Bedürfniß lebendig ist; ja wer nicht schreiben und lesen kann, versteht es doch und spricht es aus. Dahin ist es bei uns gottlob gekommen, so weit ist ein öffentlicher Sinn, ohne welchen ein Volk als Volk nichts ist, erwacht, daß der Bauer und Handwerksmann jetzt richtiger fühlt, worauf es in der Zeit ankommt und was das Vaterland und die Welt bedarf, als vor zwanzig und dreißig Jahren der Gelehrte und Edelmann. Was so aus allen herausklingt, ohne daß es hineingebracht ist, was so allen ohne Lehre offenbart wird, das liegt viel tiefer, als Bücher- und Polizeiminister tasten können, das kömmt von einer gewaltigeren Macht, als die etwa in ein paar hundert Schreibfedern sitzt. Und sie werden sie fühlen müssen, wenn sie sie nicht erkennen wollen. Auch ist dem Teutschen bei dem Ruf und Klang von Ver-

faſſung und Ständen und öffentlicher Verhandlung der Dinge um ſein friedſeliges gehorſames Gemüth um ſeine ſtillen und häuslichen Tugenden und ſeinen milden und demüthigen Karakter nicht ſo bange, als jene Gewiſſe gewiſſen Andern einbilden mögten. Er weiß jetzt, nachdem er Jahrhunderte in einem faſt matter und trüben Zuſtande, in einer ſtarren Lähmung ſeiner feurigen und geiſtigen Kräfte verträumt hat, daß es noch eine höhere Aufgabe des Lebens giebt, als in mattherziger Zufriedenheit und Sorgloſigkeit der Dinge auſſer ihm mit Weib und Kindern hinter dem Ofen zu ſitzen und die Hände über einander zu kreuzen; er weiß jetzt, daß er der ſtillen und ſanften Freuden der Menſchlichkeit Liebe und Freundſchaft, daß er der ſchönen Häuslichkeit deſto friſcher und würdiger genieſſen wird, je friſcher und würdiger er drauſſen gewandelt und mit andern für und um Recht und Ehre gekämpft und geſtritten hat; er weiß, daß derjenige noch kein wilder und frecher Frevler und Barbar iſt, welcher auf Vaterland und Freiheit und auf vaterländiſche Geſetze und Ordnungen ſtolz iſt.

Die Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, ſagen die Gewiſſen, und wer nicht weiß, was er will, der will eigentlich nichts, und ſeine Leidenſchaften und Wünſche laufen in das Wilde und würden alles verwildern und zerſtören und das Oberſte zu unterſt kehren, wenn man ihnen Raum gäbe. — Auch hier wird das arme Volk wieder belogen. Was ſie wollen, das wiſſen ſie recht gut, ſie wollen eine geſetzliche Verfaſſung, ſie wollen feſte Landſtände und geregelte Einrichtung und Vertretung dieſer Stände. Dies iſt das Was, worüber vom Rhein bis zur Oder und Weichſel nur Eine Stimme iſt; aber über das Wie ſind die Stimmen allerdings ſehr verſchieden, und da hört man die zwieträchtigſten und zum Theil die wunderlichſten und verworrenſten Anſichten Urtheile und Meinungen, aus welchen aber immer mehr Unkunde und Unverſtand der politiſchen Einrichtungen und Verhältniſſe als böſer Wille hervorgeht. Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen und dieſe Unkunde der politiſchen Dinge iſt in Teutſchland die allernatürlichſte, wo alle ſonſt beſtandene politiſche Ordnungen über

einander geworfen und zerrüttet sind und wo in vielen Landschaften seit lange keine ständische Verfassungen mehr waren. In dieser Verschiedenheit und Verworrenheit der Menschen über das Wie der künftigen teutschen Verfassungen finden die Ankläger und Weissager teutscher Umwälzungen und Jakobinerklubs den Grund, warum aus der Verwirrung nur noch größere Verwirrung werden müsse; auch warnen sie die Fürsten, nur jetzt nichts Neues zu machen noch zu bewilligen, das Volk sey noch nicht reif dazu, die Geister seyen noch zu lebendig und unruhig. Man setze dabei alles aufs Spiel, und könne nichts dadurch gewinnen noch bessern.

Ich kann kaum einen Namen aussprechen, der für solche Beschuldigungen des teutschen Volks, wo man Aufruhr Brand Mord und Todtschlag im Hintergrunde zeigt, schlimm genug wäre. Die Wünsche des Volks haben sich allenthalben laut und unverhohlen aber bescheiden ausgesprochen; und wo kann man Aufruhr und Gräuelthaten zeigen? Ja so ruhig und sanftmüthig ist dieses gute Volk, daß es selbst damals, als

in manchen Landen alle Bande zwischen Unterthan und Obrigkeit zerrissen waren, als es eine Zeitlang ganz frei war seinem Triebe zu folgen, nicht aus den Schranken des gewohnten Gehorsams getreten ist und selbst gegen seine Frevler und Plager solche Thaten nicht gezeigt hat. Ich meine den ewig denkwürdigen Herbst des Jahrs 1813. Hat sich in der Altmark im Magdeburgischen Braunschweigischen Hessischen in Westfalen solches begeben? sind damals Herren Minister Beamte — nicht wahr, sie waren alle als würdige Männer geehrt und geliebt? — zerrissen ermordet erhängt verbrennt? sind damals im Jubel der jungen Freiheit, wo alles im Taumel durch einander ging, blutige Ausschweifungen eines Zorns begangen, der gereizt genug war? Und was am dürren Holze nicht geschah, das sollte nun am grünen geschehen? O daß sie sich schämen könnten mit ihren elendigen Verleumdungen und Einflüsterungen und Einschüchterungen schwacher Seelen!

Also matt lahm dumm und stumm taub und blind sollen wir wieder werden? unser entsetzliches Leid und unsre unendliche Wonne

der letzten fünfzehen Jahre sollen wir wieder vergessen? zu dem faulen nichtigen gleichgültigen und auf nichtige und gleichgültige Dinge und Genüsse gerichteten Leben sollen wir wieder zurückdämmern, weswegen diese Ankläger die Zeit der Jahre 1770 und 1780 so glückselige und friedselige teutsche Zeiten nennen? Wann wir zu der Elendigkeit heruntergekommen sind, daß niemand mehr an ein Teutschland an ein Vaterland noch an Gesetzlichkeit und Verfassung denkt, dann mögen die Fürsten uns gefahrlos aus Gnaden Verfassungen geben. Aber antwortet uns ehrlich: Sollten sie sie wohl geben, wann keiner sie will und verlangt? Und was würde das für eine Verfassung werden, wo derjenige Theil, der sie erleuchten und beleuchten soll, dumm und blind und ohne alle Liebe und Leben wäre? Zu jedem Handel gehören zwei sagt ein gemeines Sprichwort.

Man hat in unsern Tagen wohl mit zu großer Allgemeinheit gesagt: Gegebene Verfassungen sind keine Verfassungen und haben nimmer Freiheit und Gesetzlichkeit geschaffen; aber für die Regel hat man gewiß Recht. Die Geschichte ist die Offenbarung Gottes und der

Völker, und dieſe lehrt uns freilich, daß die beſten Verfaſſungen meiſtens im Gedränge von großen Kämpfen und Gefahren oder wenigſtens in ſolchen Zeiten geworden ſind, wo nach großen beſtandenen und durchgeſiegten Gefahren, im Gefühle großer Thaten und Werke, welche Menſchen vollbracht hatten, alle Gemüther auf das Höchſte gerichtet und geſpannt waren, kurz wo die Geiſter lebendig und wach waren. Denn Gott giebt den Menſchen das Glück ſelten im Traum, obgleich die Frommen ſagen: Gott giebt's den Seinen im Schlaf. Wir haben jetzt grade eine ſolche Zeit großer Thaten und Gefahren durchlebt; darum ſind auch die Sinne und Geiſter noch auf etwas Hohes gerichtet, darum wollen alle das Würdige Feſte und Geſetzliche, wodurch die Gegenwart Ruhe und die Zukunft Stärke bekomme: ſie wollen das Morſche Knechtiſche Willkührliche verbannt, ſie wollen den ſchweren papiernen Tand, worunter alle Geiſter in der ſtummen Geheimnißkrämerei der Regierung und Verwaltung ermatten, durch ein lebendiges Leben weggeblaſen wiſſen; ſie wollen, was ſie als ihr Recht und ihre Pflicht und als die unabweisliche Forderung der Zeit

ansehen. Noch ist Fluth und Gluth in den Herzen, noch ist der Muth frisch, die Hoffnung grün, das Streben edel, noch sind alle hohen Schwünge der Jahre 1813 und 1814 nicht ausgeschwungen: jetzt könnte noch etwas Lebendiges und Tüchtiges werden.

Man wirft denen, welche so sprechen, immer die Gefahren entgegen, welche die Staaten bei neuen Schöpfungen laufen. Ich würde vielleicht mit diesen Warnern einstimmig seyn, wenn die ganze Welt nicht schon neu geworden wäre, wenn die meisten Staaten nicht ihnen selbst unbewußt von neuen Kräften getrieben und regiert würden. Aber wie die Sachen nun stehen, muß früher oder später diese gefahrvolle Arbeit, wenn sie eine solche ist, doch begonnen werden, und vielleicht dann, wann man auf den Trümmern neuer Gefahren treibt. Lächerlich genug führen die Gegner von Verfassungen und Warner der Fürsten und Minister immer die zum Theil recht abgeschmackten und übertriebenen Forderungen und Theorien von Verfassungen an, welche in Büchern und Pamphlets rundlaufen und welche allerdings für diesen untermondlichen Planeten meistens unstatthaft und unausführbar sind;

sie weisen dabei darauf hin, viel Tolleres und Verrückteres würde noch zum Vorschein kommen, wenn nun aus den verschiedenen Klassen des Volks wirklich Abgeordnete erwählt würden, welche mit der Regierung über die Einrichtung und Anordnung der Dinge rathschlagen sollten. Diese Verkehrtheiten und Ausschweifungen der Gedanken und Ansichten haben aber nicht so sehr in einem bösen oder verworrenen Herzen ihren Grund, als in der Lage Teutschlands, wo es den politischen Ideen bei ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit eben in der Wirklichkeit zu sehr an einem festen Punkte fehlt. Die meisten Menschen in Teutschland wissen recht gut, worauf es ankömmt und was sie bei den Verhältnissen und dem politischen Zustande des Reichs fordern können. Das werden sie mit Mäßigkeit bitten und mit Gehorsam und Treue empfangen. Sie wollen nur, was ihre Väter zum Theil recht glücklich gehabt haben, Landstände, doch so, daß ausser dem Adel und den Städten auch noch die jetzt zur vollen Freiheit mündige Bauerschaft und hie und da auch die Priester und der gelehrte Stand daran Theil haben. Es kann bei uns auf keinen

französischen Prunk und keinen englischen Stolz abgesehen seyn; wir wollen nur das Nächste, das Nothwendige.

Es ist scherzhaft zuweilen auch ärgerlich zu sehen, wie das, was die politischen Theoristen zum Theil über alles Mögliche ja weit über diesen Planeten hinaustreiben, wie die Ausschweifungen und Verrücktheiten metaphysischer und metapolitischer Ideen über Staat und Staatsverfassung andere Leute in der entgegengesetzten Richtung über die Linie hinausschnellt und wie sie, was jene zu weit aus der Majestät der Idee und des ursprünglichen Rechts folgern, bloß aus der Majestät der Gewalt und des Besitzes herfliessend gefolgert wissen wollen. Da klingt es immer Gnade und Gnade und alles aus Gnaden und nichts aus einem Rechte oder aus einem Rechte und einer Uebereinkunft geschlossener Vertragsverpflichtung, ja die Lehre von einem Vertrage zwischen Regierenden und Regierten, von einer Stellvertretung des Volks, von Rechten, die auch der Kleinste von dem Größten fordern könnte, heißt eine Lehre der Verruchtheit und Verworfenheit, allein von der Philosophie der drei letzten Jahrhunderte gebohren und in der

Geſchichte nirgends Grund noch Beleg habend. So hat ſich beſonders ein Herr von Haller, ein Berner Hochmögender mit ſeiner hochmögenden berner Gelehrſamkeit in zwei Büchern breit ausgelegt, deren er noch mehrere verſpricht, von Gott berufen, wie er von ſich rühmt, aller philoſophiſchen Schwindelei über Verfaſſungen auf immer ein Ende zu machen und Europas Heil und Frieden auf unerſchütterlichen Gründen zu befeſtigen. Dieſer Mann, der die höchſten Namen auf das frechſte mishandelt, der ſeine Gegner auf jedem Blatte der Verwirrung der Begriffe und Verfälſchung der Geſchichte beſchuldigt, leugnet, damit er ſeiner dicken Lehre Halt gebe, mit einer unbegreiflichen Frechheit ſelbſt alle Geſchichte ab und ſpielt mit dürren Worten aus: Glück und Gewalt ſey alles, Gnade ſey für Recht, Gnade könne der Regierte und Unterthan von dem Herrſcher nur bitten, Verträge in dem neuen Sinn zwiſchen Regierern und Regierten Fürſten und Unterthanen, auf Ideen von Staat und ſogenannten getrennten Gewalten gegründete Staaten habe es nie gegeben. Wie dieſer machen es noch viele andere und ziehen auch das Chriſtenthum und die erhabene

Lehre christlicher Demuth und christlichen Gehorsams und christlicher Hingebung und wie diese Erde mit ihren Gütern und allem Troz und Stolz darauf ja ein vergängliches Nichts sey, immer mit hinein. Mir däucht aber, diese Lehre sollten sie nicht den Elenden dieser Welt predigen, welche ihre schwere Bedeutung genug fühlen, sondern den Mächtigen und Gewaltigen, damit diese die Gnaden wirklich christlich geben.

Solche breite Saalhaderei und Pänkelsängerei, die keinen höheren Standpunkt hat als die gemeinste Wirklichkeit, und eine frömmelnde und heuchlische Anwendung des Christenthums und unserer heiligen Bücher, wo man recht Unchristliches und Ungerechtes meint, anzuhören, ist eben so ekelhaft langweilig, als die überschwänglichen Luftsprünge und Luftflüge solcher anzusehen, die von irdischen Dingen und von politischer und irdischer Schwere derselben auch gar keinen Begriff haben. Es mag wahr seyn, daß es keinen Urvertrag giebt, wie gewisse Ueberfliegende und Ueberschwängliche ihn meinen, aber Anfangsverträge zwischen Fürsten und Völkern zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, nicht aus

Gnaden verliehene und aus Mitleid zugestandene sondern aus Macht und Recht erzwungene und auf Siegeln und Eiden gegründete Verträge, giebt es seit den ältesten Zeiten genug und hat es immer gegeben, wo Freiheit und Stolz des Menschengeschlechts geblüht haben. Stände und Regierung, Fürst und Unterthan sollen keine feindselige, keine widerstrebende Kräfte seyn, sie sollen mit einander streben, hier auf Erden ein Reich der Zucht und Gerechtigkeit zu schaffen, ein Ebenbild jenes himmlischen Reichs, das sie im Glauben und in der Liebe ihres Herzens schauen. Aber wo Streit um Recht oder nur wo Bitte um Recht ist müssen beide nothwendig als einander-gegenüberstehend als gegen einander arbeitend und wirkend gedacht werden, wie sie es ja auch in der That sind. Auf das sogenannte ursprüngliche und kindliche Verhältniß der Gnade haben sich wenigstens solche Völker nie verlassen, die auf Selbständigkeit und Freiheit etwas hielten. Doch bleibt der Herrscher Herr und Fürst von Gottes Gnaden, daher ist seine Gnade und Majestät, nicht bloß daß er gewaltig sey sondern daß er öfter gnädig seyn soll als

gewaltig. Schön mag die Unschuld solcher Zeiten gewesen seyn, die so glücklich waren, daß die Menschen alles aus Gnaden empfingen und als Gnade annahmen. Wir leben nicht in solcher Zeit. Uns ist so schwere Noth Arbeit und Gefahr beschieden gewesen und ist es bis auf diesen Tag, daß wir nach den Gründen des bürgerlichen Zustandes, nach all unserm Wohl und Weh, und nach Verhältnissen Pflichten und Rechten der Fürsten und Volker haben fragen müssen. Schadet dies der Majestät der würdigen Fürsten und Herrscher? Keinesweges. Was probehaltig ist, darf solche Untersuchungen nicht fürchten. Unendlich ist die angestammte Würde des Herrschers, tief ist die angebohrne Ehrfurcht der Völker vor dem, was Gott erhöhet hat: von dem gerechten frommen tapfern Herrn empfangen die Unterthanen alles so gern als bloße Gnade und werden es immer so empfangen. Des Königs und Herrschers ist Gnade und Majestät. Das erkennet das glückliche Volk so gern, das erkennt auch jeder andere als ewigen Grundsatz. Denn der Herrscher soll Gottes Ebenbild auf Erden seyn. Aber auch von der Majestät des Gesetzes,

das nicht bloß immer ein Herrscher gegeben sondern das die Menschen, als sie den Herrscher erwählten oder ernannten, oft zwischen ihm und sich als Richtschnur gesetzt haben, ist immer geredet worden und daß der König nur als höchster Träger Halter und Vertreter (nicht Zertreter) des Gesetzes seine Majestät und den erhabenen Abglanz des göttlichen Ebenbildes habe. Wo von Volksmajestät zu viel geklingelt wird, da steht es allerdings nicht wohl; doch soll der berner Hochmögende das Volk darum nicht einen matten blinden dummen und verächtlichen Haufen schelten, eine Sammlung elender und hülfloser Personen.

Wir haben auf das Glück jener Unschuld hingespielt, wo die Völker gar nicht an Rechte und Gesetze denken sondern nur im milden Sonnenschein und Sonnengefühl der Liebe und Gnade leben. Das ist freilich die höchste Idee eines göttlichen und königlichen Regiments auf Erden. Aber die Geschichte zeigt uns leider selten so unschuldige Zeiten, wo die Völker sich wie die Kinder im Blumenfrühlingsschein der Gnade ergehen können. Gewöhnlich ist Mattigkeit, was man Glück

seligkeit, Gleichgültigkeit, was man Liebe, Knechtschaft, was man Friedseligkeit der Zeiten und Völker zu nennen beliebt. Jenes Mittelalter, worauf uns die Herren immer hinweisen, welche unsern Trieb und Streit um Verfassungen als einen Frevel und Aufruhr der gegenwärtigen Zeit schelten, jenes Mittelalter, das sie nicht kennen, war eben, weil es ein schönes lebendiges Alter war, ja grade im ewigen Kampf und Streit um Recht und Freiheit befangen, und oft auch in einem recht blutigen Streit, und verließ sich keineswegs auf die bloße Unschuld der Gnade, sondern legte alles, was es erkämpfte und erstritt, recht fest unter Brief und Siegel. Aber freilich weil die innere Ordnung so tüchtig abgemarkt war durch Vertrag und Gesetz, weil fast nichts der Willkühr und willkührlichen Deutung und Behandlung überlassen war, so war es da ruhiger, wo unsere Unruhe und Freiheitsliebe sich bis jetzt fast allein offenbart: es flogen damals in der Luft nicht so viele leichte und dünne papierne Schneeflocken und hell aufschimmernde und leicht zerplatzende Sternschnuppen überstiegender Ideen von Gesetzgebung und Staatsver-

faſſung unter einander. Das würde aber auch bei uns größtentheils aufhören, die Luft würde rein werden, wenn der Erdboden rein wäre: oben würde es heiter und ruhig werden, wenn unten alles tüchtig eingerichtet und befeſtigt wäre.

Jene übertreibenden Lobredner des Alten und Vergangenen und Tadler und Ankläger des Neuen und Werdenden brauchen faſt alle Einen Kunſtgriff, den ſie mit jedem Sachwalt gemein haben, der eine ſchlechte Sache führt, die er auf gradem und ehrlichem Wege durchzubringen verzweifelt. Sie werfen nun alle Gebrechen und Verbrechen der Zeit, alle ihre Laſter und Unarten, alle Ausſchweifungen und Verkehrtheiten in Begriffen und Thaten, ja alles Abgeſchmackteſte und Abſcheulichſte, was von franzöſiſchen Umkehrungsmännern hie und da als ewige Wahrheit ja als Grundgeſetzbuch eines freien und hochſinnigen Volkes ausgeſprochen iſt, auf die Lehre vom Vertrag und Stellvertretung und ſtellen ſie dar als nothwendige Folgen und Geburten dieſer Lehre. Armer Martin Luther, wie beſtehſt du, wenn man ſo gegen dich ſchließt, ja du armer Jeſus Chriſtus,

Sohn Gottes und Heiland der Welt, wie bestehst auch du, wenn du verantworten sollst, was verrückte und verworfene Menschen aus deiner himmlischen Lehre zuweilen erklärt und wozu sie sie gemisbraucht haben? Das muß man freilich zuerst eingestehen, daß die irdische Unvollkommenheit es mit sich bringt, daß gewissen Gütern auch gewisse Uebel folgen, so daß jede Tugend irgend ein Laster als nächsten Gränznachbar neben sich wohnen hat, damit sie durch den Satan immer an Gott und durch die Hölle immer an den Himmel erinnert werde. So haben die Strebungen und Aufwallungen der Freiheit auch bei den gerechten und gehorsamen Völkern natürlich immer gewisse Erscheinungen mit sich, welche als Gebrechen menschlicher Natur ans Licht kommen müssen, wann große Ideen und ungeheure Begebenheiten das ganze Geschlecht auf das lebendigste bewegen und erschüttern. Aber viele von euren Beschuldigungen kennten wir euch bitter zurückgeben, viele Gebrechen ja viele Laster und Greuel der letzten Vergangenheit und, wenn ihr wollt, auch noch der Gegenwart gehoren grade jener Zeit an, sind grade Nachgeburten jenes fau-

len gleichgültigen und ungöttlichen Zeitalters, das nun gottlob vergangen ist und das ihr uns so gern als ein goldenes Zeitalter des Gehorsams des Friedens der Gottseligkeit und Glückseligkeit anpreiset.

Und wenn jene Unschuld der Zeiten, wohin die begeisterten Priester und Propheten der politischen Gnadenlehre uns Verirrte zurückzuführen versprechen, wirklich gewesen wäre, wie sie in den Geschichten der gefallenen Menschheit nirgends erscheint, sie ist nun einmal vergangen und kömmt nie wieder. Mag vormals Manches auf Herkommen und Gebrauch und stiller Uebereinkunft beruht haben und durch Gewohnheit und Glauben getragen seyn, wir leben in einer andern Zeit und das Unsrige muß aus Einsicht geboren und auf Gesetzen gegründet werden. Mögen jene Heilsprediger, die sich gegen die sogenannten politischen Verruchtheiten und Irrlehren erheben, das herrliche Alte oder das schlechte Alte meinen, es ist gewesen, wie die alte Zeit gewesen ist, und kömmt, wie sie es meinen, nimmer nimmer wieder ins Leben. Die alte Zeit und das Alte ist vergangen und die neue Zeit und

das Neue ist da oder kömmt herbei, und keine irdische Macht mag ihren Lauf hemmen oder ihren Strom dämmen. Diese neuen Prediger sind, wie die Jesuiten im sechszehnten Jahrhundert gegen die Reformation waren, das Werk aus Gott geht seinen Weg, wenn man auch Menschenwerk hemmen und zertrümmern kann; und jede neue Zeit ist eine wunderbare Geburt aus Gott und auch die bedeutendsten Menschen darin sind doch nur kleine und unbedeutende Spieler. So soll man, im höheren Sinn das Kleine und Erbärmliche vergessend und auch mit dem Schlechten und Ungeheuren sich versöhnend, die Zeit betrachten, worin wir leben, und man wird auch in ihr Glauben und Hoffnung und die nie verlassende und versäumende Liebe des himmlischen Vaters finden. Weder ist das Alte so herrlich und überschwänglich noch das Neue so scheußlich und niedrig, als jene unberufenen Ankläger und Warner es finden und darstellen. Was alle Menschen bewegt und erregt, was alle Herzen in ihren tiefsten Tiefen erschüttert, was selbst die sonst so matten und gleichgültigen Teutschen zu politischen Menschen hat

machen können, das ist nicht bloß frevelische Machäfferei des blutigen Schauspiels, das uns die Leute an der Seine aufgeführt haben, das ist nicht bloß die metaphysische oder jakobinische Geburt einiger Sprudelköpfe Schwärmer und Umkehrer, nein es ist das volle eigenste Leben der Zeit, es ist die Zeit selbst, es ist das Verhängniß der Welt und ihrer innigsten Noth. Weil das Alte verfallen ist, weil die alten Gestalten und Gerüste der Dinge vermodert sind und nirgends mehr halten und tragen, weil bei dem elenden Flickwerk von Altem und Neuem Todtem und Lebendigem, was man so gemacht hat und noch alle Tage macht, alle sich unbequem und unglücklich fühlen, kurz - weil sich nichts mehr hält und trägt, weil es ist, wie nach einem Erdbeben und Brande, wo mitten im größten Unglück die Brandstifter und Diebe und Mörder mit darein spielen — darum ist allen Menschen, auch den stillsten und frommsten, so bange und beklommen, darum ist dieser Wunsch diese Bitte diese Forderung ja dieses Geschrei um Verfassung um einen gesetzlich bestimmten und festen Zustand, der die blinde und dumme Willkühr

verbanne, ein wahres Nothgeschrei, ein Geschrei der Welt, und also eine Stimme Gottes. Selig der Fürst, welcher die Noth nicht Frevel und das Nothgeschrei nicht Aufruhr nennt, welcher sich nicht thörigt stämmt gegen die allmächtige Zeit! Der wird in Gerechtigkeit und Freude herrschen und den Abend seiner Tage sich vielleicht noch im stillen Glanze vergolden sehen, da der Morgen und Mittag voll Sturm und Gewitter war.

Und bei allem diesem Geträtsche und Geklätsche der Dummheit und des Eigennutzes hin und her mögen diejenigen, bei welchen die Macht jetzt ist, wohl bedenken, durch welche Künste und Tugenden diese Macht nur behauptet werden mag; sie mögen bedenken, welche schwere Verantwortung sie auf sich laden gegen sich selbst und gegen ihr Volk, wenn sie nicht das Würdige und Gebührliche thun, und vor allem, wenn sie das gegebene Wort nicht halten. Denn jeder Lüge folgt unausbleiblich das Unheil und das Unglück auf der Ferse. Und können wir ohne Landstände ohne feste und geordnete Verfassung bestehen? können wir bei der

Verworrenheit Unbestimmtheit und Bangigkeit, worin jetzt in Teutschland alles unter einander liegt und mit blinder wurmartiger Gährung und Unzufriedenheit gleich einem aufgeregten Bienenschwarm oder Ameisenhaufen durch einander und gegen einander summt und saust und fliegt und kriecht, den Gefahren der Zukunft begegnen? Ist denn noch irgendwo in Europa die alte Zeit? sind denn noch die alten Verhältnisse bei den andern Völkern und bei unsern Nachbarn, da gewisse Leute predigen, bei uns müsse alles wieder zurück, und zu dem Alten zurück? Haben wir nicht den Franzosen für die lange Pein, womit sie uns so gräulich zerplagt, mit dem Schwerdt in der Hand eine Verfassung errungen und verbürgt? haben nicht selbst die Polen, ein Volk, von welchem viele gezweifelt haben, ob es für die Freiheit tauge, eine Verfassung bekommen? Und wir? wir Teutsche, die Enkel der freien und hochherzigen Germanen? Und wir? — Uns will man in dummer Geistlosigkeit hinstrecken wie die todten Klötze, während alle andere Völker in der lebendigsten Zeit gewinnen, wodurch Geist Muth und

Stolz und die immer allmächtige und wunderthätige Ueberlegenheit der Idee entwickelt wird? Nein ihr Gewaltigen, wenn ihr nicht in Blindheit und Verstocktheit dahinfahren und untergehen wollet, so betrachtet die Zeit und betrachtet euch selbst und das Schicksal der Völker in ihrem ernsten Spiegel. Hier ist kein Frevel der Menschen, hier ist die Noth Gottes. Wenn bei dem ersten Sturm Teutschland nicht wieder aus einander fallen soll, wenn die Reichsfeinde nach einer oder zwei gewonnenen Schlachten vom Rhein nicht wieder bis Wien und Berlin ungestraft sollen marschiren dürfen, so muß uns eine geistige Kraft gegeben werden, ein Stolz auf eine edle Freiheit und eine Zuversicht auf Gesetz und Recht, welche die Menschen freudig in den heiligen Tod fürs Vaterland treibt. So allein können wir sicher stehen, wann vom Osten oder Westen Gewitterwolken sich gegen uns herwälzen. Das teutsche Herz wird die Pfänder seiner höchsten Liebe dann immer einlösen, es wird beweisen, daß es seine Heiligthümer zu vertheidigen weiß.

Auch um Preßfreiheit bittet das Volk; ja auch darnach schreit es als nach einer Noth. Warum? Weil die Freiheit und Gerechtigkeit als die höchsten irdischen Ideen nie ohne Herrschaft der Idee haben bestehen können und also in einem solchen Zeitalter, als das unsrige ist, ohne Ideenherrschaft immer nur ein leeres Hirngespinst oder eine politische Gaukelei seyn werden. Die Generalgewaltiger der Polizei und die Herren der Presse, d. h. diejenigen, welche allein eine Preßfreiheit üben, nemlich zu pressen, lächeln freilich über die Bitte wie über das Geschrei und über die Ansprüche der geistigen Freiheit und finden es sehr wunderlich, wie die dummen Menschen den Zustand nicht als den behaglichsten, anmuthigsten und freiesten loben, wo die Regierung die meisten Sorgen des Lebens für sie übernimmt die Landstraßen sicher die Märkte voll die Wirthstafeln wohl besetzt die Schauspielhäuser und Ballsäle frei von Zank und Balgerei die H... häuser — kurz wo sie ihnen alles eben und bequem macht, daß sie mit Weib und Kindern ein gar gemächliches geruhiges und gottseliges Leben führen mögen und nichts wei-

ter zu bedenken haben, als wie sie mit ihrer Arbeit und ihrem Gewerbe auf die leichteste und geschwindeste Weise das Meiste gewinnen und es dann auf das lustigste und angenehmste geniessen und verzehren wollen. Diese Lehre, die sie uns recht liebenswürdig vorhalten, scheint wirklich nicht ganz uneben, aber sie hätte vor dreißig und fünfzig Jahren mehr Verehrer gefunden als jetzt. Jetzt zweifeln die Meisten an ihrer Wahrheit, ja sie zweifeln gar daran, ob es mit dem höchsten Zweck der Sicherheit und des Wohllebens, womit jene sich brüsten, auch so ganz aufrichtig gemeint sey.

Es hat auf dieser Welt immer zwei große Partheien gegeben, die sich in Ansicht und Ausübung der Dinge himmelweit von einander unterscheiden. Die Ersten sagen: Das Erste und Nothwendigste dieses Lebens ist, daß man satt sey, und das Zweite, daß man sich dieses Sattseyns freue. Die Zweiten sagen: Das Sattseyn ist allerdings das Erste und Nothwendigste dieses armen Erdenlebens, aber nicht, damit man sich des Gefühls dieser Sattheit freue sondern damit man die zweite Nothwendigkeit dieses Da-

seyns erfülle, damit man auch die himmlische Welt der Ideeen, die im Menschen niedergelegt ist, erspähen und erkunden könne. Jene Ersten mögten mit der obigen Beschreibung der Polizei schon zufrieden seyn — sie wollen ja nur als Mastvieh in das fette Gras dieser Erde getrieben werden — die Zweiten würden sich höchlich dagegen empören, weil sie nur in dem Genuß setzen, was die gemeinen Genüsse verachten lehrt, weil sie nur in den geistigen Gütern und in dem geistigen und idealischen Streben des Menschen seine Würde und Bestimmung erblicken und verehren. Daß die Polizei mit holsteinischer und mecklenburger Wirthschaft die Erde gern zu einer großen Fettweide einkoppeln und die Menschen als Mastochsen drein treiben und wiederkäuen lassen mögte, das wollen wir ihr verzeihen. Sie ist bloß auf das Irdische angewiesen, und in so fern sie uns gesunde Luft gesundes Wasser gute Butter fettes Fleisch gutes Brod wohlfeilen Wein Sicherheit auf der Landstraße und dergleichen sehr liebe und unentbehrliche Lebensgüter verschafft und erhält, wollen wir ihr danken, daß sie da ist. Aber dagegen müssen wir

uns allerdings aus allen Kräften sperren und uns mit allen möglichen Einreden verwahren, daß sie nicht auf ein Gebiet überschweifen wolle, wo sie nimmer heimisch werden darf. Alle Welt würde O je! schreien: wenn ein Metzger, der Kälbern und Hämmeln sehr gut die Feiste abzufühlen versteht, bei Universitäten oder Gymnasien als Vorsitzer der Prüfungsgesellschaft angestellt wurde und dort wie ein Gall die geistigen Organe herausstasten sollte; und wir sollten nicht lachen, wenn in unsern Staaten solchen, welche die kleineren Bedürfnisse der Erde besorgen und sich so oft in dem untersten Kreise mit den gemeinen Trieben und Nöthen der menschlichen Gesellschaft beschäftigen müssen, die Wache und Hut der höchsten und heiligsten Dinge übergeben würde?

Doch ich wollte über die Preßfreiheit sprechen, und ich bin unwillkührlich über ein anderes Uebel gerathen, das ihr ganz nah liegt ja unter welchem sie eben liegt. Die Vortheile und die Nothwendigkeit der Preßfreiheit sind von so manchen Seiten erörtert und beleuchtet, daß ich sie hier nicht wieder aufzuzählen brauche. Auch wäre es eine un-

nütze Mühe und hieße wahrlich Wasser zum Wein tragen, da alle Welt sie lange kennt und versteht. Lieber will ich etwas über die Klemme sprechen, in welcher sie sich dermalen in Teutschland noch befindet und über die möglichen Nachtheile und Gefahren, die sie etwa haben könnte und die ihre Gegner, wie mir und den meisten däucht, immer viel zu hoch anschlagen.

Sie ist in Teutschland in der Klemme, wie Teutschland selbst in mancherlei Klemmen ist, worüber man vor den Leuten weder sprechen mag noch darf. Wenn ja hie und da ein Fürst und Minister sich ihrer annimmt, wenn ja hie und da ein Lichtlein für sie aufgeht, gleich läuft eine erschrockene und bleiche Menge mit der fürchterlichsten Feuerangst und Feuerlärm hinzu und gießt volle Wasserströme darüber aus, daß das Lichtlein erlöschen oder im trüben Mittelglanz zwischen dem hellen und dunklen Element kümmerlich fortglimmen muß. Wir wollen unsere Meinung ehrlich aussprechen. Wenige Regierungen giebt es in Teutschland, welche die Preßfreiheit aus reiner Liebe dulden würden, aber doch schämen sie sich und gebärden sich

vor den Leuten, als liege es nicht an ihnen, daß sie nicht im vollen Glanze über ganz Teutschland leuchte. Diesen letzten kömmt nun die äussere Politik zu Hülfe, zum Theil auch die innere. Sie sagen dem Volke: Wir sind aus Pflicht und Ueberzeugung die wahrsten Freunde der Gedankenfreiheit und des geistigen Lebens und Webens, wir bei unserer gerechten und freiherzigen Verwaltung könnten durch die Preßfreiheit nur gewinnen; aber der Druck von aussen und innen, der auf uns zurückwirkt, die Schonung, die wir den Ansichten der verbündeten Höfe und benachbarten Kabinette schuldig sind, machen uns die Vorsicht und Behutsamkeit nothwendig; wir müssen günstigere Zeiten abwarten. Haben sollt ihr die Preßfreiheit gewiß, aber sie euch jetzt schon zu geben wäre unklug und würde uns mit vielen Mächten auf eine unangenehme und vielleicht gefährliche Spitze stellen können.

Diese Ablehnungen und Entschuldigungen wegen Vorenthaltung des ersten Geschenks des Himmels sind nicht ohne Grund. Obgleich jeder einsichtige Freund des Vaterlandes innig überzeugt seyn muß, daß Teutsch-

land nur durch geistige Freiheit, nur durch einen hohen und idealischen Schwung der Geister gerettet werden und das ersetzen kann, was ihm an irdischer politischer Gediegenheit abgeht, so muß er, wenn er die wunderliche Zusammensetzung der teutschen Staaten betrachtet, schon gestehen, daß es einige giebt, die ihrer Natur nach, wenn sie ihr unnatürliches und kümmerliches Leben behaupten wollen, ewige Feinde geistiger Lebendigkeit und idealischer Freiheit seyn müssen; und er darf sich also nicht wundern, wenn diese bei jeder freien Aeusserung des Zeitgeistes, bei jeder frischen und muthigen geistigen Erscheinung Weh und Zeter schreien und jakobinische Umkehrungen Mord Brand und alle Gräuel der Wildheit weissagen. Auch über die Fremden darf er sich noch weniger wundern. Sie müssen ganz einverstanden seyn mit unsern Polizeien und Büchergerichten und den Verschneidungsanstalten, die man Censuren nennt, welche die lebendige und muthige Zeit so gern wieder in den alten matten und gleichgültigen Schlaf versenken mögten. Ihnen könnte nichts erwünschter seyn, als daß uns die letzten zwanzig Jahre

mit allen ihren ungeheuren Leiden und Freuden endlich wie ein dunkler Traum verschwebten und daß wir in den Jahren gepriesener teutscher Ordnung Sittlichkeit und Herrlichkeit, in den Jahren 1740 und 1760 wieder erwachten. So ist leider die Politik der Staaten gegen einander fast immer gewesen, schadenfroh und feindselig ja unchristlich und heimtückisch, selbst diejenigen Güter einander nicht gonnend, welche das Christenthum doch jedem versprochen ja als den höchsten Preis und die höchste Aufgabe des kurzen irdischen Lebens geboten hat. Einige dieser fremden Staaten, die bei uns leider immer als die Herren mitspielen und mitsprechen wollen, können ihrem Wesen nach das Freie und Kühne und die Herrschaft der Ideeen nicht leiden, welche ihnen zu viel Dunkles und Barbarisches beleuchten würden; andere ahnden in uns eine Macht und Herrlichkeit, die sie gern nicht aufkommen liessen und deren gewissen Tod sie in dem Streben gewisser Leute bei uns entdecken, welche jede Idee als einen Feuerbrand von Umwälzungen und Umkehrungen verschreien und verketzern: versteht sich, wenn diesen ge-

wissen Leuten ihr dummes und dunkles Streben gelänge und sie dem entfesselten teutschen Riesenjünglinge wieder einbilden könnten, wie sie ihm manches Jahrhundert eingebildet haben, daß er ein abgelebter kraftloser kindischer Greis sey.

So ist allerdings die Klemme, aber nicht so groß, daß die Ablehner und Entschuldiger eine volle und genügende Entschuldigung hätten. Wenn sie den hohen und edlen Muth hätten, das Edle und Hohe zu wagen und die nothwendig mitfolgenden Uebel und Unbequemlichkeiten zu dulden, von der Gesinnung und Liebe des ganzen großen Volkes getragen und gehalten, würden sie fremde und einheimische Widersacher der Freiheit abweisen und zurechtweisen können. Aber freilich das müßte auch in einem solchen Stile geschehen, der öffentlich seyn und von jedermänniglich vernommen werden dürfte.

Nun von den Gefahren und Nachtheilen der Preßfreiheit:

Wenn man auch zugestehen wollte, die Preßfreiheit sey etwas Nützliches ja Vortreffliches, so scheinen diejenigen, welche sie jetzt

verlangen, doch mehr ihrem eigenen vielleicht ihrem bösen Willen zu folgen als das Ganze und was dem Ganzen ersprießlich ist im Auge zu haben. Die Zeiten sind zu stürmisch und wild gewesen, Furcht und Hoffnung Zorn und Haß und alle gewaltigen Leidenschaften sind zu sehr in Bewegung gesetzt, als daß die Menschen dieses Geschenk, wenn es ein Geschenk ist, mit Anstand und Maßigung gebrauchen sollten. Wir haben es ja schon in einzelnen Proben gesehen. Unbeschränkte Preßfreiheit erlauben hieße jetzt allen wilden Leidenschaften den weitesten Kampfplatz einräumen, alle Partheien nähren, die schon Lust haben einander zu zerreissen, und neue Partheien erschaffen, ja die wenigen klaren und hellen Ideeen, das bischen Vernunft und Mäßigkeit, die noch in den Menschen sind, in dem chaotischen Strudel der Kämpfe und Streite, die dann entstehen würden, vollends begraben. Haben wir noch nicht Umkehrung und Verwirrung der Begriffe und Gemüther genug, so würden wir dann die Fülle bekommen. Gebt nur die Preßfreiheit, und ihr gebt die geschwindeste Einleitung zu den fürchterlichsten Umwälzungen.

Univ.-Bibl. München

Was wir schon gesehen haben, wird dann täglich allgemeiner werden. Hoch und Niedrig Klein und Groß Berühmt und Unberühmt Edel und Niederträchtig Tugend und Laster wird in dem blinden und wilden Hader so unter einander gemischt und verwirrt werden; alle Achtung und Ehrfurcht vor den erhabenſten Staatsmännern würdigſten Gelehrten und glänzendſten Verdienſten wird verſchwinden und alles Ehrwürdigſte und Heiligſte wird der Schadenfreude und dem Gelächter des Pöbels ungeſtraft preisgegeben werden. Alle Mäßigkeit aller Anſtand wird aufhören, und wer wagt, die Folgen davon zu berechnen, wenn endlich alle Begriffe verwirrt, alle Gefühle für Ehre und Schande abgeſtumpft ſind, wenn keinem mehr daran gelegen iſt, vor dem Volke als ein rechtlicher und würdiger Mann zu gelten? O dieſe geprieſene Freiheit, die billiger Frechheit heiſſen ſollte, wohinaus wird die uns führen?

Und das ſoll man vor allen andern Dingen beherzigen, den größten Schaden, welchen die Preßfreiheit anrichten würde, ſie würde uns entteutſchen, ſie würde uns zu einem andern Volke machen. Das Mäßige das

Sanfte das Stille das Milde das Sinnige, kurz was in einem höheren Sinn das Sittliche Wissenschaftliche und Philosophische heissen könnte, würde durch dies Unwesen bald untergehen, und mit ihm die schönsten und stillsten Tugenden, die selbst die Fremden immer als einen Vorzug an den Teutschen geehrt haben. Unruhige wilde trotzige stolze Gesellen würden wir werden voll Ehrgeiz Ungehorsam und Rauheit. Man klingelt uns immer vor: Wir Teutsche sind nicht genug politische Menschen, dazu muß uns die Freiheit der Rede und Schrift machen. — O welche Menschen würden wir werden, wenn politische Menschen so sind!

Und das Christenthum und die alte teutsche Frömmigkeit und die Demuth, die erste christliche Tugend? Wer diese höchsten und größten Güter der Seele zu schätzen weiß, wer weiß, was unbewußte Liebe und Unschuld sind, wer diese Liebe und Unschuld auch zwischen den Herrschern und Beherrschten als das höchste aller Dinge achtet, der wird uns durch eine ungebührliche Gedankenfreiheit nicht in einen demokratischen Trotz hineintreiben lassen, der Heiden in Athen und

Rom wohl einmal geziert haben mag, der aber christlichen Staaten ewig fremd bleiben sollte. Die Preßfreiheit aber hat vor allem noch das Schlimme mit sich, daß ihre Vergehungen gewöhnlich eine Straflosigkeit mit sich führen, welche keinem andern Verbrechen zu Theil wird. Die sich auf Kniffe und Pfiffe der Wörter und Gedanken auf eine gescheidte Einkleidung und Verkleidung der Ideeen und auf eine geschickte Vermäntelung und Verblümung und Umblümung des Persönlichen verstehen, werden dem Richter fast immer entrinnen. Ein gefährliches Beispiel von Gesetzlosigkeit. Deswegen findet man auch in vielen Staaten die Preßfreiheit zu unzulässig, weil es so schwer ist, Gesetze zu finden, die sie zügeln und ihre Verbrechen zur Strafe bringen. So daß diese Anstalt, die man als eine Pflegerin und Nährerin hoher Gemüther und großer Gedanken und Gefühle preist, gar leicht auch die gefährlichste Pflegerin und Nährerin aller Tücke und Bosheit und des hämischesten und giftigsten Hasses wird.

Diese und ähnliche Gründe gegen die Preßfreiheit, zum Theil mit den allerschönsten Moralien aufgestutzt und mit den allerchrist-

lichsten Ausrufungen und Seufzerlein verziert, kann man alle Tage hören und lesen. Es würde sich auch wenig oder nichts dagegen sagen lassen, wenn das Böse in der menschlichen Natur so überwiegend wäre, als solche es darstellen, und wenn das teutsche Volk so leicht in das politische Springen, und Galoppiren oder gar ins Fliegen und Ueberfliegen zu bringen wäre, als es ihnen däucht oder als sie andern einbilden wollen und sich vielleicht nicht einbilden. Aber wir meinen das hat sich, und die unsre jüngsten Geschichten und unsers Volkes Karakter kennen werden dreimal mit uns rufen: das hat sich.

Was den Grund betrifft Jetzt nur nicht! alle Leidenschaften sind zu aufgeregt, die Welt ist noch zu wenig befestigt, alle Verhältnisse liegen noch unbestimmt und unentwickelt unter einander; jetzt, wo alles so brennbar ist, nur diesen neuen Feuerbrand nicht noch hineingeworfen!, so kann man ihn grade umkehren und sprechen: Nicht in Zorn und Haß nicht in Untreue und Ungehorsam noch Lust an Wildheit und Umwälzung liegt die Gährung der

Gemüther und die Unzufriedenheit der Menschen, sondern eben darin, daß es immer nur klingt: Jetzt nur noch nicht! Wann soll denn das wirkliche Jetzt eintreten? So haben die Teutschen nun in vier Jahren gefragt. Denn daß sich durch Nichts nichts setzen und entwickeln läßt, daß aus Nichts nichts werden kann, das wissen sie wohl. Wie soll die Welt sich befestigen? wie sollen die rechten Verhältnisse sich finden und entwickeln und endlich bestimmen, wenn der Flug des Geistes nicht reitzend und belebend über dem chaotischen Stoff hinschweben darf? wenn die Einsicht und Tugend und Kraft der Besten nicht zu Hülfe gerufen wird? Gebt uns nur Preßfreiheit, fangt nur endlich an Verfassungen und Stände einzurichten, so werden jene verworrenen und tollen Begriffe und Träume über Staat und Gesetzgebung, worüber ihr klagt, jener endlose und spiegelfechtische Krieg aller gegen alle, jenes dumme Geschrei der Schriftsteller, wovon ihr nur gern das dümmste laut werden lasset, sich endlich selbst schlichten und stillen. Sobald hier unten auf der festen Erde etwas Festes gemacht worden, werden die leeren Plänkeleien

und Scharmützel droben in den Lüften, die freilich meistens ein Krieg um nichts sind, von selbst ernstere und würdigere Gefechte werden. Denn wo Freiheit und Leben seyn soll, muß immer Krieg der Geister seyn. Das dürfen wir aber gegen alle Anklage kühn behaupten, daß diese in Teutschland keine Umwälzungen machen werden; dazu ist, wie sie mit Recht bemerken, des teutschen Volkes Karakter zu kühl mild und mäßig. Nur ein entsetzliches Leid, nur die finsterste Nacht der Knechtschaft und Willkühr, worin auch keine Hoffnung bliebe, daß es je wieder licht werden könne, nur eine schimpfliche Unterjochung durch Fremde, wo das scheußlichste Unrecht schon alle Ordnung zerrüttet hätte, könnte in Teutschland solches hervorbringen; oder auch, wenn diejenigen, welche jetzt allein die Preßfreiheit haben, diese so gebrauchen wollten, daß dem Teutschen um den Untergang seines geistigen Besitzes bange würde, da könnte der fürchterliche Druck einen noch fürchterlicheren Gegendruck veranlassen.

Was wir schon gesehen haben, wird dann täglich allgemeiner werden. Ja was wir schon gesehen haben? was

ist es denn? Einzelne Pamphlets, die sich um Persönlichkeiten drehen, wodurch einzelne Staatsmänner oder Beamte und Gelehrte beleidigt und gemishandelt oder auch nur öffentlich hingestellt sind? — Das ist freilich unvermeidlich, wann Preßfreiheit da ist, ja es ist nothwendig mit der Preßfreiheit verbunden. Wo Freiheit ist, muß, wer öffentlich auftritt, sich auch öffentlich behandeln und verhandeln und mitunter wohl mishandeln lassen. Diese Stärke des Gemüthes, diese Tugend muß er haben. Mag er das nicht, so setze er sich in der Werkstatt hin und nähe Schuhe und Röcke, oder an den Zahltisch und ziehe Rechnungen aus, statt daß er Heere befehligen oder Staaten einen neuen Rock anmessen will — oder er treibe den Pflug ins Feld und pflanze seinen Kohl, statt daß er durch Bücher unterweisen und strafen oder gar glänzen will. Ich nannte die Geduld des Oeffentlichen eben eine Gemüthsstärke, eine Tugend. Die freien Völker des Alterthums hielten sie für eine der größten Tugenden, die einen Biedermann schmücken können; sie haben es vielen hoch angerechnet, daß sie in ihrer Zeit den

Muth hatten, für das Vaterland Feindschaften zu übernehmen und Tadel und Schmähungen auf sich zu laden. Denn allerdings prüft das Freie und Oeffentliche die Männer, es lockt Haß und Feindschaft hervor. Ich sage nicht, daß es Haß und Feindschaft macht; denn gewiß schafft es weniger Groll und Haß als das Unfreie und Geheime. Bei dem Zustande des Unfreien und Geheimen kriecht und wimmelt und krimmelt und wurmt alles durch einander und zerdrückt zerquetscht zernagt und zerbeißt sich in der blinden Wuth, ohne daß es weiß wen; bei dem Freien und Oeffentlichen wird der edle Kampf freilich auch lauter, es springen aber nicht immer Hyänen und Tiger hervor, (noch weniger Schlangen, deren Wurmverließ ist das Dunkel) sondern auch stolze Löwen. Ein Volk, das lange nichts Politisches und Oeffentliches mehr gehabt hat, muß freilich erst wieder fest und stark werden, damit es gesunde frische Kost der Rede und oft etwas zu herbe Kost der Schrift verdauen lerne. Unserer gutmüthigen teutschen Weichlichkeit, die fast alles in gesellschaftliche Verhältnisse und Beziehungen hinabzuzerren gewohnt ist,

was hoch über diesem engen Kreise schwebend bleiben sollte, thut das vor allen andern noth. Daß bei dieser Oeffentlichkeit auch das herrlichste und leuchtendste Verdienst in Staatsmännern Gelehrten und andern öffentlichen Menschen verkannt und gemishandelt, daß ihre besten Absichten und trefflichsten Ideen von absichtlicher Bosheit oder verblendeter Partheisucht zuweilen müssen misgedeutet und verdrehet werden, das ist das Unvermeidliche. So liegen jedem hohen Gute ihre Uebel immer sogleich zur Seite. Aber was wirklich trefflich würdig und herrlich ist, wird wohl zuweilen auf einen Augenblick verkannt und verdunkelt werden aber nie auf immer beschmutzt und benachtet werden können. So siegreich ist die Wahrheit in allen Zeiten gewesen, und immer am siegreichsten, wo die meiste Freiheit herrschte. Gebärdet euch nur nicht, als ob ihr für den Anstand so viel Sorge hättet. Es ist der allerschlechteste Anstand, wo stumme und zierliche Knechte sich Verbeugungen und Bücklinge vormachen und einander einbilden, daß ein leeres und lügenhaftes und verschnittenes und verziertes Leben auch ein Leben ist. Alle knechtische Staaten, während sie die Freiheit des Wor-

tes und der Idee unterdrückten und die kleine Persönlichkeit schirmten, da sie keine große gelten lassen, haben den Anstand gegen die Sitten immer gern verletzen lassen, sie haben liederliche und schändliche Schriften ungestraft drucken und vertheilen lassen und Spielhäuser und H . . . ser unter öffentlichen Schutz genommen, als jeder Stolz und jede Hoheit des Gemüthes in Bann und Acht war. Den allerjüngsten Beleg dieser Behauptung haben uns Fouché, der unsterbliche Großmeister aller Polizei, und Napoleon geliefert. Waren die Einkünfte jener Häuser der Schande und des Elends nicht recht eigentlich für den Unterhalt der hohen Polizei und für ihre geheimen Ausgaben und Besoldungen berechnet und angeschlagen? Gebärdet euch nur nicht, als wenn ihr für die Ehre so zarte Sorge traget; wahrlich diese Freiheit ist recht eigentlich für die Ehre erfunden. Sie wird Ehre und Schande nicht in einander verrinnen und in gleichem Schmutze liegen lassen; ja diese erste Sonderin und Scheiderin dieser größte Alchimistin vom Anfang der Zeiten wird das Gold schon von den Schlacken sondern. Wer mit Ehre gerüstet ist, darf dann wohl auftreten; jeder

Schmutz, den man auf ihn wirft, fällt immer wirkungslos von seiner glänzenden Glätte ab. Wer aber Makel der Ehre an sich trägt, sehe sich vor, wohin er tritt; wahrlich seine Feinde werden sie ihm nicht schenken, er muß sie öffentlich hören. Das Volk aber — wir sprechen von dem teutschen Volke, das immer als ein treues gerechtes und wahrheitliebendes Volk anerkannt worden ist — wird gerechtes Gericht pflegen, und Ehre und Tugend, die wohl auf Augenblicke verleumdet und verkannt werden können, werden wohl Ehre und Tugend bleiben. Das aber ist immer gut, daß jeder, wo und wie hoch er auch stehe, der sichern Rechtschaffenheit und Wandellosigkeit erinnert werde, daß er fühle, er kann nur ein Ehrenmann scheinen, wann er es auch ist. Den Stolz aber sollen wir noch lernen, daß die Menschen, was sie im Stillen und Geheimen von uns reden und urtheilen, auch als lautes und öffentliches Urtheil aussprechen dürfen. Denn das kann ein Fürst oder Minister oder Feldherr oder berühmter Gelehrter und jeder, der in der bürgerlichen Ordnung irgend hoch und über viele gesetzt ist, wohl wissen, daß die ihm immer nur Süßes und Wohlgefäl-

liges und Ohrenschmeichelndes sagen ihm etwas vorlügen, daß vielmehr die verschiedenſten und ungleichſten und oft ungerechteſten Urtheile über ihn gefällt und die abgeſchmackteſten und unmöglichſten Forderungen an ihn gemacht werden. Warum will er ſich nicht zu dem Stolz überwinden, dies auch öffentlich werden zu laſſen? Was ſchadet es dem Sonnenberge, wenn ſich unten an ſeinem Fuße Nebel ſammeln und zuweilen ſeine Strahlenſcheitel bedecken? Siehe zu einem ſo Stolzen werden auch ſchöne Wahrheiten emporklingen, auch manches ſüße Lob und lieblichen Preis wird er vernehmen, die er ſich bei der Oeffentlichkeit zueignen kann, weil ſie ihm aus einem mehr reinen Element kommen. Und wenn auch die größte Verwirrung und Verblendung wäre, wenn ein edler Menſch und das Streben und Wollen eines edlen Menſchen lange verleumdet gemishandelt und verkannt werden könnte, jeder Wackere wird durch ſein Gewiſſen getröſtet und daß die rechte That und die rechte Tugend endlich doch bleiben, was ſie ſind, und aus aller der Umnebelung und Verdunkelung ſtrahlend hervorleuchten.

Und ſie fürchten, die Preßfreiheit

wird uns entteutschen, uns zu einem ganz andern Volke machen, alle unsre milden und stillen Tugenden aus unsern Herzen bannen, und mit allen wilden und wüthenden Leidenschaften des Stolzes Hasses Ehrgeizes und der Unruhe wieder einziehen, sie wird uns Trotz für Sanftmuth Ungehorsam für Stille Uebermuth für Demuth Barbarei für Wissenschaft Geschwätz für Philosophie geben, und was der überflüssigen Sorgen mehr ist.

Freilich etwas entteutschen wird sie uns hoffentlich, zu einem etwas andern Volke wird sie uns hoffentlich machen. Aber, lieben Leute, es ist nicht alles teutsch, was ihr teutsch nennt; vieles ist sogar recht unteutsch und in jenen Zeiten weiland nimmer an den Teutschen erfunden, welche die Geschichte als ihre größten und glücklichsten Zeiten preist. Jene Faulheit und Gleichgültigkeit, woran wir so lange gekrankt haben, wo wir wohl neugierig fragten, was sich am Ohio und Ganges an der Themse und Seine begab, aber kaum, wie es am Rhein und an der Elbe stand, jene Faulheit, wo wir die

Hände in den Schooß legten und Gott im Himmel und wer sonst wollte walten und regieren lieſſen und uns bei der Schmach oder der Ehre des Vaterlandes dumm angafften, als ginge uns das nichts an, als dürften wir darüber nicht räsoniren sondern stehe es den Herren Polizeimeistern und ihren Zeitungsschreibern zu, wie wir darüber denken und empfinden sollten, fängt gottlob an etwas selten zu werden; jene gemeine philisterige Ruhe, wo alles vortrefflich ist, wenn nur der Einzelne alles seinem Leibe zur Bequemlichkeit und Genußlichkeit eingerichtet findet, nimmt freilich auch alle Tage ab. Aber den alten Teutschen suchte man nicht hinter dem Ofen oder auf der Bärenhaut, wann von Vaterland und Freiheit oder von Ehre und Kampf und Gefahr für's Vaterland die Rede war; dann fand man ihn sicher in der Volksversammlung oder auf dem Schlachtfelde. Und von solchen Männern haben wir den Namen Teutsche geerbt und wahrscheinlich auch das, was man teutsches Gemüth oder teutsche Tugend nennet. Dahin müssen wir aus der verderblichen Gleichgültigkeit und Nichtigkeit, worin wir versunken waren, wieder verteutscht

werden, was jene Entteutschen nennen. Freilich bei freien Verfassungen und freiem Leben treten auch die Gebrechen und Unarten der menschlichen Natur kräftiger und kühner hervor, man wird dann allerdings mehr Stolz und Trotz und Ehrgeiz und Unruhe und Uebermuth sehen, als wo nur Ein führender und stimmgebender Leithammel ist, dem alle Schöpse blindlings nachbäen und nachtreten. Aber dem armen Leithammel wie geht es ihm in Noth und Gedränge? Da muß er immer zuerst den Sprung ins Wasser wagen und weiß noch nicht, ob jene ihm nachspringen werden. Ist Milde Sanftmuth Stille und Demuth wirklich im teutschen Karakter, sie werden nur schöner leuchten und wirken und lieblicher erscheinen, wann Männlichkeit Tapferkeit und Stolz und jede hohe Ehre und kühne Tugend durch die Männerbrust klopfen. Sind wir, worüber die Eigenen und Fremden einig sind, die stillsten langmüthigsten und mäßigsten aller Europäer, (ja zu viele Geduld werfen sie uns oft vor) warum sollten wir jetzt die Freiheit nicht so gut ertragen können, als unsre Väter sie einst ertrugen? — und das waren blinde Heiden und wir sind erleuchtete Chris

sten — warum sollte das bei uns nur Laster hecken und brüten, was bei unsern Stammverwandten den Engländern und Schweden, bei welchen löbliche Freiheit und Oeffentlichkeit herrscht, alle christlichen und bürgerlichen Tugenden nur in einem schöneren Glanze erscheinen läßt?

Und das Sinnige und Tiefe in uns das Sittliche Wissenschaftliche und Philosophische sollte durch diese Freiheit gefährdet, die Wissenschaft sollte Barbarei und die Philosophie Geschwätz werden? Ich weiß, daß nicht bloß Polizeiminister und Polizeimeister, Diener der Leiblichkeit, so sprechen, sondern daß selbst manche Diener der Geistigkeit, die sich einbilden, auf keinen niedrigen Ideenflügeln zu schweben, solche Unglückspropheten sind. Aber ich denke, es hat mit dieser Weissagung nichts auf sich. Ist das Sinnige und Tiefsinnige, was als Uranlage im teutschen Volke seyn soll, so oberflächlich, daß es vergehen muß, wann die Menschen von einem gediegenen und gehaltreichen irdischen politischen Leben ergriffen werden, so war es der Mühe nicht werth, von der Tiefe etwas zu rühmen.

Ist das Sittliche so lose, daß es durchaus in der Kerkerwelt und Ofenwelt des Kleinlichen und Engen gehalten werden muß, damit es sittlich bleibe; getraut es sich nicht sich mit hohen Gelüsten und Trieben zu messen und gegen kühne und vermessene Begierden und Suchten in den Kampf zu treten, so mag es auch hinfahren in der letzten Probe, es mag, was man sagt, etwas glänzender zur Hölle fahren. Wir haben dann ausgelebt und werden unter den Völkern nicht länger als Volk bestehen. Was sich hier aber, damit das Unweise als Weises und das Unrechte als Rechtes erscheinen soll, hinter Wissenschaft und Philosophie versteckt, ist etwa gleichen Gehalts mit dem, was man von Christenthum und Religion so oft heuchlisch im Munde führt. Das ist häufig die tugendhafteste Frau, welche über die Leichtfertigkeit anderer Frauen die wenigsten Seufzer ausstößt, und der verehret Gott oft am besten, der seinen Namen am seltensten ausspricht. Ich weiß, wie hoch Wissenschaft und Philosophie über der Erde und über dem Irdischen schweben können und oft schweben sollen; aber wehe uns, wenn sie nie zur Erde herabkämen oder wenn sie so feine Aetherluft

geſchluckt hätten, daß ſie die grobe Luft hier unten gar nicht mehr vertragen könnten! Ich weiß auch, wie teutſche Gelehrte den Stand der teutſchen Wiſſenſchaft und der teutſchen Philoſophie gedeutet haben und zum Theil noch deuten, und worin viele von ihnen die teutſche Herrlichkeit geſetzt haben; ich weiß, daß ſie grade unſre politiſche Elendigkeit, unſern Mangel an einem großen politiſchen Herzen, um deſſen Wärme als um den Mittelpunkt ſich alles bewegte und bewegen müßte, als das gelobt haben, was uns im großen Sinne zu einem wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Volke erzogen habe und allein als ein ſolches erhalten könne; ich weiß endlich auch, daß ſie Manches in unſerer Wiſſenſchaft und Philoſophie als etwas Einziges und allein durch die völlige Abgeſchiedenheit und Sorgloſigkeit um das Auſſenleben Erreichbare geprieſen und geprieſen haben, was das Gelächter des Auslandes und zum Theil wahrlich nicht der Stolz des Inlandes iſt. Und endlich bin ich ſo frech gradezu zu erklären, daß ich die Wiſſenſchaft und Philoſophie nicht einen Deut wert halte, welche ſich unfähig oder gar für zu vornehm hält, an meiner Erde und an

meiner Erdennoth Theil zu nehmen und mit die Erde und die irdischen Dinge einrichten und verwalten zu helfen. Nein, ehrliche Teutsche, eure Wissenschaft wird kein Leben, eure Philosophie keine Liebe kein Gemüth, wenn beide nicht auf das Leben, ich sage auf das gemeine und gewöhnliche Leben, ihren Glanz werfen. Vielmehr je frischer kühner stolzer muthiger ihr in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens einherschreitet, deste frischer und muthiger werden jene dort oben ihren Sonnenflug wagen. Es ist an sich gar kein getrenntes Leben, es ist alles Leben Einer Art Einer Natur Eines Gottes; es ist an sich kein Groß und Klein kein Hoch und Niedrig kein Gemein und Ungemein — wo alle Kräfte am herrlichsten streben, da gedeiht alles am besten: Ein großer Frühling der Dinge wandelt selbst der Himmel leuchtender darüber hin. Grade was der teutschen Philosophie und Wissenschaft fehlt, das kann sie durch Verfassung und Preßfreiheit gewinnen. Schaffet unten nur etwas Festes und Gesetzliches, eine frische lebendige Gestalt und ein freies schönes Maaß der Dinge, und die teutschen Gelehrten und Philosophen werden lernen, daß das

bloße Fliegen und Steigen und Ueberfliegen und Uebersteigen selbst die kühnste Wissenschaft und Philosophie bodenlos und gestaltlos macht und in der Himmelsluft droben eine Herrenlosigkeit walten läßt, wie sie unten auf der Erde ist.

Und auch mit dem lieben Christenthum kommen sie uns noch und mit den Gefahren, die ihm in der Ideenfreiheit drohen sollen, und gebärden sich, als könne das Christenthum, das man doch eben die Lehre des Lichts nennen könnte, durchaus das Licht nicht ertragen und als sey für seine Demuth und Stille und Beschaulichkeit die Gleichgültigkeit gegen geistige Güter und die dämmernde und in dicken Nebeln tappende Dummheit das Nothwendigste. Wir haben gewiß einen hohen Begriff von der Unschuld und Liebe, die billig zwischen den Herrschern und den Beherrschten seyn sollte, und einen noch viel höheren Begriff von der Unschuld und Liebe des Christenthums, und wissen auch wohl, daß der Mensch selig zu preisen ist, der diese hohen Güter bewußtlos besitzt und genießt; aber in irdischen Verhältnissen hat die Kinderunschuld, die man auch wohl eine kindische nennen kann,

selten lange ausgehalten; der eine muß den andern hienieden nur gar zu oft erinnern, daß wir seit Adam in einer Welt voll Sünde leben, und jeder Thorwärter und Landreiter und Polizeiwächter und Nachtwächter sagt uns bei jedem Schritte, daß hier die Unschuld verloren ist und daß auch die Majestätsträger und Gesetzeshüter nicht mehr daran glauben dürfen. Aber eine höhere Unschuld eine schönere Bewußtlosigkeit des Zwanges und der Gewalt, deren unsre Gebrechlichkeit nun einmal nicht entbehren kann, erschafft sich noch alle Tage, ein wirklich kindliches und christliches Verhältniß der Liebe, wo Freiheit Gerechtigkeit Hochherzigkeit und Freigebigkeit mit geistigen wie mit irdischen Gütern die Richtschnur der Regierungen sind. Das Christenthum lehrt freilich Treue Gehorsam Demuth Hingebung als die ersten menschlichen Tugenden, es lehrt die Erde und die irdischen Güter als ein Nichts ansehen, damit die Sehnsucht nach den himmlischen Gütern wachse; aber eine gedankenlose Knechtschaft und eine Geduld, welcher alles Irdische und alle irdischen Verhältnisse, worin auch die Keime und Entwickelungen von Tugenden und Lastern ge-

schlossen sind, gleichgültig seyn sollen, lehrt sie nirgends, sondern eben aus ihrer hohen Geistigkeit folgt, daß alles das zuerst gesucht und erstrebt werden muß, wodurch die geistige Kraft im Menschen wächst und die Begier aus dem kleinen und gemeinen Kreise des Bedürfnisses zu etwas Höherem empor gehoben wird. Auch hat die Erfahrung nie und nirgends gewiesen, daß ein freigesinnter und auf irdische Rechte stolzer Mann nicht der frommste und demüthigste vor Gott seyn könne. Was hilft es, daß man einander mit Lügen abspeist und der gerechtesten Sache mit einer kleinlichen und beklommenen Heuchelei falsche Scheine umhängt? Wir wollen es kurz aussprechen: Die Sünde ist eine so große Willkühr, als nur die Tyrannei seyn kann; Gott ist die höchste Tugend und Nothwendigkeit und deswegen die höchste Freiheit. Damit der Mensch frei sey, darum unterwirft er sich dem Gehorsam des göttlichen Gesetzes. Damit der Mensch als Bürger frei sey und irgendwo Herr, da er es nicht allenthalben seyn kann, darum unterwirft er sich dem weltlichen Gesetze und der weltlichen Obrigkeit. Wir haben alle Lust zu herrschen; des-

wegen dienen wir so viel: jedem Gehorsam liegt das verhüllte Geheimniß einer Herrschaft zum Grunde. Dies gilt hier unten, wie es dort oben nur gelten kann: in der Idee ist diese untere Welt nothwendig immer ein Ebenbild der oberen. Aber freilich wir sind Christen und sollen es seyn, und das muß sich in unserm ganzen Leben und in unsern Staatseinrichtungen und Ordnungen offenbaren; unsere Freiheit, auch wo sie bloß eine irdische und weltliche Freiheit ist, darf den Trotz und Stolz von Sparta Athen und Rom und die wilden Aufwallungen und Ausschweifungen von Korcyra und Syrakus nicht mehr zeigen; sie muß andere Früchte tragen, als das Heidenthum weiland trug. Das wird sie unwillkührlich allenthalben schon von selbst thun, wo das Volk mit dem Christenthum getränkt ist; wo aber Ruchlosigkeit und Gottvergessenheit mitten im Christenthum ein Heidenthum der Ideeen und der Ansichten schaffen, da helfen auch alle eure Warnungen nichts, sie mögen sich so fromm gebärden, als sie wollen. Wir haben allerdings in unsern Tagen ein solches junges Heidenthum mitten im Christen-

thum gesehen, aber doch wie weit von dem alten! Und nimmer hat auch jenes Volk, worauf wir anspielen, selbst in seiner größten Verwilderung es ganz verleugnen können, daß der Sohn Gottes und seine milde und himmlische Lehre Erbarmen mit aller Kreatur in die Welt gebracht hat. Aber gegen die falsche und zuweilen etwas bündische Auslegung des Sprüchleins die Liebe hoffet alles glaubet alles duldet alles müssen wir uns im Namen der ewigen Wahrheit und des ewigen Rechts, welche auch die Grundlehren des Christenthums sind, auflehnen und verwahren. Christus der Heiland hat ja alles Bitterste und Blutigste eben für sie ertragen und geduldet, eben weil er gegen pharisäischen Knechtsdienst und schön übertünchte Laster, die sich Frömmigkeit Gehorsam Friede und Glückseligkeit überschrieben, zu streiten in die Welt gekommen war. Wir haben jetzt manche himmelaugende Priester Sacheverell, welche das himmlische Evangelium misbrauchen, damit sie uns unser irdisches Evangelium, das auch durch Gottes Wunder verkündigt ist, wegpredigen und wegheucheln.

Endlich noch ein paar Worte über das Letzte, über die Klage, es sey so schwer, die Vergehungen der Preßfreiheit zur gebührlichen Strafe zu bringen, hier können viel leichter als sonst irgendwo Verbrechen dem Richter entschlüpfen, und so werde das schlimme Beispiel von Gesetzlosigkeit und Straflosigkeit täglich erneuet; auch werde durch die Preßfreiheit dem Hasse der Schadenfreude und Bosheit ein zu weites Feld geöffnet und die schlechtesten Leidenschaften werden dadurch oft genährt und befriedigt, obgleich ihre Vertheidiger sich immer gebärden, als habe sie nichts als das Edle Hohe Ungemeine zum Ziele ihres Strebens.

Ja ja, ihr lieben Leutchen, hier steckt eben der Knoten, hier ist der Schaden, wovor euch grauet, daß ihr nicht auch die Gedanken und die Rede sogleich zu gemeinen Verbrechen stämpeln könnt, wo ihr das ganze Volk zum Mitrichter habt und jeder die Akten mit durchliest. Viel bequemer ist es freilich, die Worte und die Gedanken in der Geburt zu ersticken und euren Reichscensor mit pharaonischen Hebammenweisungen zu versehen. Das ist freilich ein gefährlicher Proteus. Wenn

ihr ihn los lasset, spielt er in den mannigfaltigsten und oft in den übermüthigsten Verwandlungen mit euch und fährt bald hichin bald dahin und äfft und prellt euch vielfältig; denn mit euren gewöhnlichen groben Polizeifäusten ist er nicht zu fassen. Ihr stellet euch nun hier auch, als sey euch bange um die Majestat der Gesetze, da euch doch bloß um die Haut bange ist. Denn hier wird recht eigentlich um eure Haut gespielt werden. Darum ist es hier so schwer hineinzutasten, weil es nicht jedem Dummkopf leicht ist, wie er mit Einem groben Strich Ideen vernichten kann, von welchen er vielleicht nichts versteht, auch zu entscheiden, was hier That und Verbrechen oder bloß Meinung und Urtheil ist. Denn das müßt ihr freilich erlauben, daß nicht bloß über Gedanken Ideen Entwürfe und Ansichten sondern auch über Einrichtungen Anstalten und Thaten wieder Gedanken Ideen und Ansichten gegeben werden können, daß die Bücher wie die Schritte der Beamten und die Beamten wie der Inhalt der Bücher dargestellt gelobt und getadelt werden können, wie jeder sie mit seinen Freunden zwischen den vier Wänden lobt und tadelt. Nur wo des

stimmte Thaten angeführt werden als solche, welche jeden Menschen bürgerlich schänden, da mag der Angegriffene, wenn er sich nicht auch über solchen Schmähungen erhaben glaubt, auf bürgerliche Weise vor dem Richter sein Recht suchen und von dem Ankläger oder Verleumder seine strenge Genugthuung fordern. Alles Andere bleibt frei und erlaubt wie öffentliches Urtheil und Ideenspiel, das einem edlen Volke nicht verkümmert werden soll. Und was thut es dem trefflichen Staatsmann, wenn er von diesem oder jenem Schriftling in seinen Ansichten und Entwürfen der Dinge engherzig kurzsichtig befangen eigensüchtig oder gar standessüchtig und Gott weiß was noch mehr gescholten wird? was thut es dem würdigen und tiefsinnigen Schriftsteller und Gelehrten, wenn Partheihaß ihn verschwärzt Verblendung ihn eine Zeitlang falsch beurtheilt, ja wenn er in seinen Werken in effigie (zu teutsch bildlich) verbrannt *)

*) Das ist ja dem Schreiber dieses auch schon widerfahren und mögte ihm noch wohl von einigen zugedacht werden, wenn sie dürften. Und er lebt Gott sey Dank noch.

oder aufgeknüpft wird? Siehe der Ausgang ist, wie ich oben gewiesen habe. Das Treffliche schwimmt immer oben, und kein Partheihaß konnte einen Aristides Hopital Chatam Pitt je zu Schelmen machen noch hat er die unsterblichen Werke eines Demosthenes Machiavelli Luther Milton Burke je vernichten noch ihre Verfasser mit Schande brandmalen können. Freilich auch Schadenfreude und Bosheit werden oft wach seyn und auf ihren Raub lauern und wie sie würdige und verdiente Männer herabsetzen können. Aber sind denn diese letzten vertheidigungslos? haben sie nicht das ganze Volk als Mitrichter und alle Guten als Vertheidiger? entscheidet nicht endlich über jeden Sterblichen sein Leben und der Leumund, den er zunächst bei denen hat, die ihn kennen und lieben? Und schänden diese Schänder der Ehre und Tugend sich nicht selbst am meisten? So ist es in der That, und so wird es immer seyn: ein Schwerdt hält das andere in der Scheide? Und wer endlich gegen die Achtung der Besseren gleichgültig ist, dem kann man es ja wohl gönnen, unter dem Schirm der allgemeinen Freiheit wie ein wüthender Hund so mit durchzulaufen.

Aber ich sage es, wo die rechte Oeffentlichkeit ist und das ganze Volk über nichtswürdige Hetzereien und Durchstechereien der Lüge und Feigheit eine strenge Rüge hält, da werden der Hunde mit so unverschämtem Fell immer wenige seyn.

So habe ich etwas breit gesprochen, fast aus gemeinen und gewöhnlichen Beziehungen und Gründen für das Ungemeine und Hohe. Ich scheine so das Unbedingte durch ein Bedingtes herabgesetzt zu haben. Aber diese Sache ist so gut, daß man selbst aus dem niedrigsten Standpunkte siegreich kämpfen kann und ihr Höchstes gar nicht einmal zu berühren braucht, wo dann alle die kleinen und kleinlichen Rücksichten und Sorgen flugs zu Boden fallen müssen. Aber mehr als auf alles dieses und über und gegen alles dieses müssen die Gedanken und Worte auch über und gegen ein Uebel rollen, welches gottlob bei uns noch nicht älter ist als zehen bis zwölf Jahre: ein Uebel, woran jeder schütteln muß, dem es an Wohl und Wehe und Ehre und Sittlichkeit des Volkes und Vaterlandes zu thun ist. Mag man mich, weil ich das fünfte und fünfzehnte Mal immer wieder auf denselben Gegenstand

zurückfahre, breit lächerlich thörigt schelten, ja mag man sagen, ich sey toll und närrisch, hier sitze ein donquixotischer Narr festgebannt, was kümmert es mich? Ich würde mich in innigster Seele verachten, wenn ich hier nicht heftig und zornig werden könnte, ja ich würde hier die zarte und feine Behandlung für ein Verbrechen halten. Ich rede von einer blinden und übergeschnappten Verwirrerin und Aufhetzerin der Gemüther, die allein darin eine Entschuldigung ihrer Frevel trägt, daß sie blind und verworren ist: ich rede von der zu vielen und zu fleißigen und bestellsamen Polizei. Mag sie ihren ganzen Haß gegen mich wenden — ich habe es schon oft erfahren, wie sie mich liebt — ich will ihr noch einmal sagen, was sie ist und was sie seyn darf und seyn soll, ich will sie den Herrschern und dem Volke noch einmal als einen Spiegel hinhalten, damit sie sich in ihr beschauen und zittern. Das aber will ich am wenigsten scheuen, daß sie das Abgedroschene wiederholen werden: du schreiest und tobst so gegen uns, weil du zitterst, du könnest in unsern Netzen gefangen werden. O sie hätten mich lange eingefangen und ge-

hängt und geköpft, wenn sie dürften. Ja ich zittre vor diesem blinden schielenden schleichenden lauschenden wälschen und unteutschen Uebel, aber wahrlich nicht um den Leib und um das Leibliche, sondern um etwas, wohinter es herjagt, wie es nur einen Schimmer davon erblickt, aber was es noch immer nicht haschen kann, weil es ihm zu fein und hoch ist.

Blind ist diese wälsche Pest, dieses alte Uebel, das bei uns gottlob noch ein junges Uebel ist und das wir noch wohl ausrotten können, ehe es tiefere Wurzeln schlägt. Es ist ein blindes Ding in aller Beziehung, man mag nun an ein Thier denken, das Blindschleich heißt oder etwa an das, was die Bauern in Nordteutschland blinde Dinger nennen, Geschwüre, die am Leibe hin und her schleichen und plötzlich kommen und vergehen. Blind ist es sogar in der Hinsicht, daß man nicht einmal genau sagen kann, was es ist: eben weil es zu den verlarvten Krankheiten gehört. Die Leute, welche in Beschreibungen Begränzungen und Bezeichnungen der Dinge die schärfsten sind, haben Polizei noch nie beschreiben, wohl aber hin

und wieder umschreiben und bezeichnen können. Woher das? Nicht so sehr wegen ihrer Tiefe als wegen ihrer Fläche, weil es nichts Wirkliches sondern mehr einen Mangel bezeichnet, wie es denn auch an dem Nichtigsten und Vergänglichsten der Erde arbeitet.

Die das Ding, das auch in den besten Händen leicht in das Unedle Schleichende und Laurende ausarten kann, edel meinen und hoch stellen, sagen wohl: Die Polizei ist die zartere fast unsichtbare vorhersehende beschirmende behütende still warnende sanft ermahnende, leise hemmende leise strafende Liebe und Treue des Herrschers, welche mit tausend Augen und Ohren sieht und hört, wo die Menge blind und toll ist, welche die Lüste und Verbrechen im Keime belauscht und sie erstickt, ehe sie flügge werden können. So ist ihr liebendes Aug ihr leiser Tritt ihr zarter Athem ihr sanftes Wort und ihre sanfte Hand wie Gottes höhere Liebe und Gnade fast ungesehen und unvernommen allenthalben und richtet wie alle zarteste

und menschlichste Leitung und Erziehung das Größte aus, während sie nur mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt und auf alle Mängel Gebrechen und Schattenseiten der Welt und des Menschen gewandt scheint.

Wir wollen dieses Bild einen Augenblick gelten lassen — denn eine so milde und zarte Polizei ist doch nicht undenkbar, so wie die Polizei auch wohl mal in die Hände zugleich der gescheidtesten und freundlichsten Menschen kommen könnte. Aber diese Zartheit diese Feinheit diese Umsicht und Einsicht, welche ein solches Bild voraussetzt, kann sich im Zank und Zwiespalt der irdischen Dinge und grade der kleinsten und gemeinsten irdischen Dinge, worin das Wesen der Polizei eben am meisten gefangen ist, nicht behaupten. Das ist das Loos menschlicher Beschränktheit und irdischer Unvollkommenheit, daß, wer immer mit dem Einzelnen Kleinen und Gewöhnlichen oder gar in dem Mangelhaften Gebrechlichen und Verbrecherischen umfangen und beschäftigt ist, jene Liebe Unschuld und Seelenheiterkeit selten bewahren kann, die das Ungewöhnliche Edle und Hohe grade voraussetzt. Darum haben

alle Menschen, die es mit der Tugend und Hoheit ihres Geschlechts wohl meinen, immer gesagt, und alle freie und hochherzige Völker haben es immer als Grundsatz ausgesprochen und behauptet: **Von dem Uebel, das Polizei heißt, so wenig als möglich!** Denn wäre der leitende warnende belauschende und bohrende Geist, wovon man wenigstens ein Urbild aufstellen kann, auch die Liebe und Menschlichkeit selbst, so würde er doch böse Früchte tragen. Da kann man sagen: Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden?

Gern hört die Polizei die Vergleichung, wo man sagt, sie sey eine fortgesetzte und planmäßige Erziehung des Volks durch die Regierung, eine stille und sanfte Warnerin vor Sünden und eine geduldige Ausjäterin und Ausrotterin von Verbrechen. So meinen es gewiß redliche aber bei aller Redlichkeit kurzsichtige Männer, die bei der Polizei angestellt sind. Aber was wissen die von Erziehung? ja wie wenige Menschen verstehen überhaupt so Großes und Tiefes, als die Erziehung ist! Wir wollen bei dem Gleichnisse bleiben, so wird jeder begreifen, was wir

meinen. Das kann man täglich von der Erziehung sehen, daß das Zuviel auch da verderblicher ist als das Zuwenig oder Garnichts. Wie viele fromme und rechtschaffene und sonst in jeder Hinsicht gescheidte Aeltern erziehen eben durch das Zuviel aus ihren Kindern Heuchler und Bösewichter! Durch ein gesundes und frisches Leben durch das stille Beispiel von Rechtschaffenheit Keuschheit und Frömmigkeit durch ein einzelnes lebendiges und kühnes Wort durch ein menschliches Ergreifen des Augenblicks und der Stunde, wo der junge Mensch seine Seele dem Göttlichen und Heiligen aufgethan hat, dadurch werden die recht tiefen wahren treuen und frommen Menschen gebildet. Jede Lehre, die sich zu sehr eine Absicht merken läßt und auf ein bestimmtes Ziel hinsteuert, jede ängstliche Begleitung Behütung Belauschung und Beschleichung der Triebe und Handlungen der Kinder macht Sünder und Lügner. Durch das Gesetz ist die Sünde in die Welt kommen sagt der Apostel. Ihr aber könnt diesen Vers nicht auslegen und werdet ihn gegen mich gewiß misbrauchen. Wenn dies bei Kindern und Jünglingen geschieht — und man

kann es alle Tage sehen — wo die nächste und süßeste Liebe der Aeltern so thörigt sorgt und wacht, wie sollte es bei dem Volke nicht mehr geschehen, wo auch die redlichsten Versorger und Wächter doch nothwendig in fernerer und kälterer Liebe stehen müssen? Wenn Kinder sich freuen, selbst liebenden Aeltern, die sie thörigt leiten und halten wollen, zu widerstreben und sie zu täuschen, wie sollte ein Volk es nicht viel mehr thun gegen solche, von welchen es innere Herzensliebe weder erwarten noch fordern darf?

Wir hatten vor zwanzig und dreißig Jahren auch Polizei im heiligen römischteutschen Reiche, aber keine, die je so viel Lärm gemacht und sich auf einen so hohen Olympus der Herrschaft und auf ein so leuchtendes Zion der Wächterschaft gesetzt hat, als die Polizei von heute. Sie war einzeln da und trieb ihr Werk, das keineswegs ein großes Werk ist, ohne Lärm und Prunk, war auch, wenn man die großen Hauptstädte von 100,000 bis 300,000 Einwohnern ausnimmt, wo die Zusammenströmung alles Herrlichsten und Gemeinsten Edelsten und Bübischesten größere und strengere Hut nothwendig macht, zu

nächst in den Händen des Volks und der Gemeinden, und sorgte so ziemlich leidlich für Luft und Licht Wasser und Feuer Butter und Brod Wein und Bier und für die Sicherheit der Häuser und Straßen; welches eigentlich der Bezirk ist, den sie nie verlassen sollte. Die Herren von der Polizei waren damals kleine und unbedeutende Leute, sie sind seitdem vorgerückt und haben sich des Größten und Höchsten beflissen und mit ihrem guten Willen werden wir sie nie wieder auf die niedrigere Fläche herunterbringen, wo sie nur mit dem Einzelnen Kleinen und Gewöhnlichen zu thun hatten. Vorher waren sie Diener des Markts und der Landstraßen, die ihr Geschäft des Aufpassens und Haschens bescheiden verrichteten; jetzt nennen sie sich stolz Diener des Throns Stützen der Herrschaft Beobachter und Leiter der öffentlichen Meinung Zügler und Dämpfer des unruhigen Volksgeistes und Tag- und Nachtwächter nicht der unreinen Leiber allein sondern auch der unreinen Geister; so daß man sagen kann, ihr Umfang sey der Umfang der ganzen idealen Philosophie: die Pflegung Bewahrung und Leitung aller menschlichen und göttlichen Kräfte Triebe

und Leidenschaften; und daß sie mit einer Gelenkigkeit und Fliegigkeit des Geistes, die sonst nie gesehen worden, von dem Gewimmel des Jahrmarktlärms zu Göttergelagen des Olympus und von dem Verhör eines armen Galgendiebes zur Gallschen Betastung und Abschätzung des Schädels eines Leibnitz und Göthe übersprungen können, und sie allein von allen Sterblichen.

Ich sagte oben, alle freisinnige und hochherzige Menschen und Völker hätten lange den Ausspruch gethan: **Von dem Uebel, das Polizei heißt, so wenig als möglich!** Meine Meinung aber will ich in dem größten Gegensatze aussprechen: **Lieber gar nichts davon, als zu viel!** Denn in dem ersten Falle kann man wohl mal faule Fische essen und vergifteten Wein trinken müssen, ein Trunkenbold oder Narr kann wohl mal mit Faust und Stock auf einen losbrechen, ein Dieb einem die Taschen leeren, ein Räuber einem den Hals umdrehen, aber die Seele können diese alle einem nicht verderben; in dem zweiten Fall aber versammeln sich alle schadenfrohen Seelenmörder der Seele mit einander, alle listigen und schmeichlischen

und meuchlischen Kriechteufelchen und Schleich-
teufelchen der Hölle finden sich ungeladen ein
und können nicht leicht von der Versamm-
lung abgehalten werden. Wie geht das zu?
ist etwa die Polizei mit einem besondern Aus-
satze behaftet, die allen andern menschlichen
Einrichtungen fehlt? entwickelt sich etwa in
ihr eine Bosheit oder Gewalt, die nicht auch
in andern wäre? Ich will das aussprechen,
was sie durch die allgemeine Gebrechlichkeit
entschuldigt.

Es ist aller Menschen ohne Unterschied
und Ausnahme Art und Unart, daß sie an
sich reissen und herrschen wollen. Wer von
dieser Art und Unart gar nichts hätte, müßte
hier auf der Erde strax vergehen. Sie ist
nicht so barmherzig, daß auf ihr etwas leben
könnte, das ohne allen eigensüchtigen und
sichselbstvortheilenden Trieb wäre. Der
Gehorsam ist verloren das ist die Klage des
frommsten Priesters; der Gehorsam ist ver-
loren das ist die Losung jedes Polizeimeisters.
Und ein gerechtes Geschrei, wenn es gerecht
gemeint ist. Jener kindliche Gehorsam der
höchsten Freiheit und Unschuld, der nicht sün-
digen konnte, ist seit Adam dahin, und weil er

dahin ist, müssen wir unruhige und frevelnde Menschen Richter Vorrichter Nachrichter Unterrichter Uebberrichter Einrichter Ausrichter Aufrichter und Gott weiß was mehr für Richter und Päpste und Erzbischöfe Polizeiminister und Finanzminister Priester und Professoren und viele andere nothwendige Uebel erdulden. Und auch kein König und Fürst kann es übel nehmen, wenn ich sage, daß er ein nothwendiges Uebel ist, das ohne Adams Apfelbiß nicht in der Welt seyn würde. Weil nun der Ungehorsam Wächter Beherrscher Bändiger und Bestrafer fordert, darum sind die vielen Arten und Diener der höchsten Majestät des Gesetzes und des Throns. Aber damit auch sie — denn auch in ihnen steckt Adams Sünde — sie, die eben den verlornen Gehorsam wiederherstellen sollen, nicht von selbst auch wieder ungehorsam werden und über die Gränzen ihrer Befugniß und Gewalt hinausdringen, darum hat man einem jeglichen eine Schranke zu setzen und einen bestimmten Bezirk des Amtes abzumarken gesucht. Nur die höchsten Gewalten sind in gewissem Sinn unbeschränkt. Diese sind auf der Erde der König der Priester der Gelehrte der

Hausvater und endlich die Fünften die Polizeidiener und Polizeiherren. Der König muß frei und unbeschränkt gedacht werden, weil er den immer eingeschränkten Bürgerstaat durch das Gesetz und durch freies kühnes und edles Walten täglich erlösen und befreien soll; der Priester, weil er von dem freiesten himmlischen Reiche des Gehorsams und der Seligkeit predigt; der Gelehrte, weil er mit dem Adler und der Lerche immer in der sonnigen Höhe der Ideen leben und schweben soll, wo selbst die weitestschiessende irdische Kanone ihn nicht mehr erreichen mag; der Hausvater, weil er in seinem Hause noch unbeschränkter herrscht als selbst der König in seinem Reiche, nemlich allein durch das ungeschriebene Gesetz des Herzens; und der Polizeidiener endlich, weil es sehr schwer ist, seinen Bezirk genau abzugränzen. Das ist die Wurzel des Uebels, da steckt die Krankheit, worüber wir jammern: weil er nach so vielem tasten und spähen und in allem mitrühren und mitkramen darf, so kömmt der Polizeidiener und Polizeiherr sich so leicht gleich einem unbeschränkten Könige vor, und gebietet und verordnet so gern im Namen der

Majestät, und verläuft sich also so leicht in Gebiete anderer Behörden, und wird in Gesinnung und Ausübung ein Tyrann. Dies Unbeschreibliche und Unbegränzliche der Polizei und ihres Gebietes — dies fürchten die Menschen, die sich auf Freiheit verstehen, hierin sehen sie die Willkühr und das Verderben. Ich spiele einmal mit Gleichnissen: ich kann noch viel deutlicher zeigen, wie dies nicht aus angeborner Bosheit der Polizei sondern vielmehr aus angeborner Unart der menschlichen Natur entspringt. Darum, weil diese Herrschsucht, diese Anlage zur Tyrannei, eine Folge des Sündenfalls, uns allen angeboren ist, haben die Menschen in freien Staaten die Gränzen aller Aemter und Dienste der Gewalt genau bestimmt, und in unfreien Staaten — man kann sagen, je unfreier, desto loser — haben sie sie nur so ungefähr beschrieben und umgränzt und statt nach festen Gesetzen wird da nach ungefähren Anweisungen und Maaßgebungen regiert. Der Mensch, welcher so nach dem Unbestimmten und Ungefähren lebt und regiert, dem keine feste Gränze vorgestellt ist, wobei auch Furcht und Ehrfurcht und für den Verbrecher Schrecken als

ſtrenge Wächter und Warner mit gezücktem Schwerdte ſtehen, bildet ihm ſelbſt bald eine Macht ein, die er nicht hat, und nebelt und ſchwebelt und taumelt und baumelt in aller Willkühr und, wenn er herbe und böſen Gemüthes iſt, endlich in aller Tyrannei hin und her. Ich ſpreche von Selbſteinbildungen und Täuſchungen der Herrſchaft. Ich will dies gleich in einer lieben Ironie zeigen, wor unter unſer aller gemeinſame Art verſteckt liegt. Der Rathsdiener in den Städten, der an vielen Orten auch der Herrndiener heißt, trägt er in ſeiner Einbildung, eben weil er in den vielfältigſten Beziehungen und Geſchäften zu der Welt und dann zu den verſchiedenen Behörden der Obrigkeit hin und her läuft, nicht den ſtolzen Keim aller ihrer Geſchäfte Anſprüche und Verdienſte in ſich und ſpricht immer aus Wir: Und der Univerſitätspedell, vollends wenn er einige lateiniſche Wörter auswendig weiß, ſtellt er nicht alle Fakultäten mit ſcherzhafter Wichtigkeit in ſich dar? Und der Küſter dünkt er ſich faſt nicht mehr als ſein Paſtor, weil er eben Mehreres zu beſchaffen hat, womit jener nichts zu thun hat? Woher dieſe Erſcheinung? Aus dem unbe-

stummten Dienst, aus dem Dünkel, daß ein solcher armer untergeordneter Diener, weil er sich zu gleicher Zeit in Vielem hin und her treibt oder vielmehr hin und her getrieben wird, glaubt das auch selbst ausgerichtet und gemacht zu haben, weswegen er auf den Beinen ist. Und nun die Polizei? wie soll ein Polizeidiener sich retten, auch wenn er nur in dem Vielerlei und Wirrwarr des Jahrmarkts und der Gassen und Landstraßen umgetrieben wird, wie soll der Arme sich vor dem Gedanken retten, daß er mit in dem Innersten der Weltregierung sey, ein täglicher und ämsiger Nachbesserer und Nachschöpfer des etwas unvollkommen und stümperhaft gerathenen Werkes Gottes? wie soll er, da sein Gebiet allenthalben in alle möglichen fremden Gebiete Ausgänge hat, in dem Uebermuthe und der Willkühr der Einbildung nicht grade immer in das höchste Gebiet hinaus wollen? ja sich schon in der Mitte desselben zu stehen wähnen, wenn er sich grade auf der plattesten Fläche des niedrigsten umtreibt? — "Ernstlich gesprochen und weit hinaus aus diesem bittern Scherz — hier ist nicht die Polizei allein, hier sind wir alle: So herrlich sind wenige

Sterbliche begabt, daß sie zugleich das Einzelne und das Ganze das Gemeine und das Ungemeine immer in Einem Leben beisammen haben können, daß der Geist zugleich das Niedrigste und das Höchste mit gleicher sonniger Heiterkeit verwalten könne.

Also das steht fest, herrschen will ein jeder von uns; wer in unbestimmten Schranken des Lebens und des Amtes steht, idealisirt sich gern zu dem Höchsten hinaus und hinauf. Was ist also natürlicher, als daß die Polizei von jeher aus einer Markthüterin und Diebesbelauscherin eine Gedankenhüterin und Geistesbelauscherin hat werden wollen? Wie jedes Ding kraft des inwohnenden Naturgesetzes aus seinen Anfängen immer nach seinem höchsten Ziele streben muß, so ist der Polizei höchstes Ziel nothwendig immer, von dem [illegible] der Diebesbelauscherei der Landstraßen und Schenken und H . . . ser zu der Diebesbelauscherei der Köpfe und Herzen, kurz zu den diebischen Gedanken der Menschen vorzurücken. Das heißt mit dürren Worten: Jede Polizei, die in ihrem eigentlichen untergeordneten Berufe mit den niedrigen Bedürfnissen

und Gebrechen und Verbrechen der Menschen zu thun und diese zu beobachten und mit einer Art geheimer Wache zu umgeben hat, will ihrer Natur oder vielmehr der herrschsüchtigen Menschennatur nach eine hohe und geheime, d. h. eine Gedankenpolizei werden. Sie fängt für den Leib und mit dem Leibe an und ihr höchstes Ziel in dem Bezirk bleibt immer, einen verschmitzten Gauner zu dem zu bringen, was im Lübschen Recht das Freie Höchste heißt; sie muß nothwendig mit dem Geist und den Geistern endigen wollen, muß aber da unvermeidlich die Spuren ihres ersten Wesens wieder offenbaren, wo eben ein solches Freies Höchstes idealisch im Hintergrunde schwebt; ein Stäupen Hängen und Köpfen der Gedanken.

Solche hohe und geheime Polizei solche Gedankenklapperjagd und Geistesplackerei war bei uns Teutschen vor fünfzehen Jahren noch etwas Unerhörtes; bloß eine Hauptstadt im Vaterlande ward damals beschuldigt verkappte Fliegen- und Mückenfänger der Gedanken zu besolden. Wir verdanken diese vortreffliche Anstalt wie so manches andere Unsaubere den Wälschen. Man meinte sich gegen ihre Tücke

und Schliche beſſer wehren zu können, wenn man ihre Waffen gegen ſie ſelbſt kehrte. So ward das Unlösliche und Unteutſche ihnen nachgemacht. Man übte ſich in der Giftmiſcherei, jedoch mit dem guten Vorſatze und dem geiſtlichen Vorbehalt des Gewiſſens, ſowohl das Recept als die Töpfe und Tiegel zu vernichten, wann die wälſche Gefahr vorüber ſey, und dann wieder in einem reinen und teutſchen Leben zu wandeln. Alle Regierungen verkünden uns öffentlich, die Späherei und Lauſcherei die Briefbrecherei die Angeberei die ganze weitgreifende und weitſchleichende Sünde ſey nun abgeſchafft. Wir müſſen den Worten ja wohl glauben; aber das müſſen wir gegen dieſe Ankündigungen erinnern, daß in vielen teutſchen Landen alle freie und unſchuldige Bewegung der Menſchen, wie ſie weiland beſtand, noch immer gehemmt iſt, daß alle Menſchen unter dem Titel der öffentlichen Sicherheit wie die Schelme und Spitzbuben betrachtet und behandelt werden, kurz daß die meiſten der gehäſſigen Weiſen und Arten, wie wir ſie von den Wälſchen bekamen, und die vielſchreibenden und vielgeſchäftigen Polizeikammern und Polizeibuden

nach wie vor bestehen, daß auch manche Polizeidiener die Art und die Gesinnung, worin sie einmal geübt waren, schwerlich so bald ablegen werden, wenn auch von oben herab ausgesprochen wird, es soll bloß die kleine und unschuldige Polizei seyn, welche für den Magen und die Kehle am thätigsten ist? — Ich glaube nicht, daß wir ein schlechteres Volk geworden sind, als wir vor zwanzig Jahren waren; ich mögte sogar sagen, wir sind besser als damals. O goldne Zeit, wann kömmst du wieder? Es sind nun zwanzig Jahre, als ich zu Fuße und zu Wagen von Stralsund bis Triest ganz Teutschland durchreiste, und nirgends hat man mich nach meinem Paß gefragt als in Wien. Wie frei wie ungezwungen wie ungestört und ungeplagt lebte ging stand und schlief man damals! und es waren wohl nicht mehr Diebe und Mörder damals als jetzt, vielleicht ein paar hundert unbedeutende Gauner und Tagediebe mehr als jetzt liefen und streunten etwas länger ungestraft durch die Welt herum; aber das große und hohe Freie und Edle war wirklich frei und edel und ward dafür gehalten, bis die Richter den Beweis führten, es sey es

nicht. Welcher Biedermann ergrimmt nicht in ſeiner Seele, wenn er denken muß — was er ja oft mit Augen ſehen muß — daß die Majeſtät des Glaubens in erbrochenen Briefen verletzt iſt, wenn er ſich hinſtellen muß vor den Polizeiherren und ſich angaffen und zeichnen laſſen, wie man Spitzbuben angafft und zeichnet? und dann auſſer dieſem tiefen Seelenſchmerz, der nicht bloß um die Schändung des eigenen göttlichen Ebenbildes trauert, noch die vielen Kränkungen und Hudeleien der Armen und Unwiſſenden. Wahrlich ſolches, immer fortgeſetzt und an den meiſten Orten mit dem feſten Ausbau von Liſt und Verſchmitztheit noch vermehrt und zu einem Gefangnenbau der Geiſter zuſammengeſchnürt, muß das treueſte Volk in ein untreues das redlichſte in ein lügenhaftes das einfältigſte in ein verſchmitztes Volk verwandeln, und Himmel und Erde kann man gegen eine ſolche Schmach anrufen, die eben ſo unteutſch als unchriſtlich iſt.

Ich weiß, was die Leute ſagen, die nicht bloß die Leiber ſondern auch die Geiſter peinigen können, die alles Stolze und Hohe, was ſich in der Zeit bewegt, als tollen Aberwitz

oder jakobinische Verruchtheit verschreien. Ihr Geschrei von dem Ungehorsam und der Bosheit des Volkes und seiner sogenannten Führer und Verführer ist eitel und leer; höchstens können sie hie und da über Narrheiten schreien, aber Narrheiten sind keine Verschwörungen. Da ist wenigstens die Wuth und Gefahr nicht, wo sie sie sehen und zeigen. Sie liegt anderswo: sie liegt am meisten in ihnen und in der unseligen Hetzerei und Grosserei und Durchstecherei, die sie veranlassen und schaffen; sie liegt in der Dumuheit, die nicht in das Licht sehen will, in der Feigheit, die sich vor Ruhm und Ehre fürchtet, in der Faulheit, die ihr Dannenbett wieder polstern mögte, in dem Eigennutz und Uebermuth, der zum alten verlebten Besitz zurück will, in dem Haß, der fremde Dienstbarkeit fast lieber mögte als eigne Freiheit, in der Lüge, die gern über die Zeit hinhüpfen und verkleidet wiederkommen und sie verleugnen und sagen mögte: Liebe Freundin, Sie irren sich wohl in der Person, ich habe Sie nie gesehen; sie liegt aber am meisten in den schleichenden kriechenden schlangenzüngelnden und fuchsschwänzelnden Künsten, womit elende Menschen, welche meinen, das

Leben dieſer Zeit laſſe ſich zur allgemeinen Beluſtigung wie ein Affe in einen Kaſten ſperren und herumführen, die Hohen und Herrſcher beſtricken mögten, daß ſie uns alle wieder lahm matt und geiſtlos hinlegen mögten für jenen faulen Todesſchlaf, worin wir vor dreißig und zwanzig Jahren lagen, für jene traurige Vergeſſenheit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, die uns damals befaß.

Das iſt das große Uebel, das iſt jetzt unſer zweiter unſer teutſcher Napoleon, das iſt der ſchleichende liſpelnde und flüſternde Widerſacher und Verderber, der Haſſer des Lichtes und der Freiheit von Anfang; man kann ſeine verbotenen Schlangenkünſte, womit er eine edle und freie Menſchenjagd Teutſchlands, wo alle Geiſter jauchzen und klingen möaten, in eine gemeine Thierhetze verwandeln will, nicht genug aufdecken. Und wenn wir dieſen grinſenden und ingrimmigen und in ſeinen Künſten über all unſer Glück und unſer beſtes Streben ſatanisch hohnlächelnden Teufel Napoleon oder Davouſt den Zweiten walten laſſen, ſo wird ſeine ſchreckliche Weiſſagung Wahrheit: die Umwälzungen, worüber er jetzt den unzeitigen Feuerlärm er-

hebt, werden kommen und die Katze der äsopischen Fabel wird mit blutigen Zähnen ihre leichtgläubigen Nachbarn verschlingen. Fahrt nur so fort, braucht nur alle Künste finsterer Angaben und frecher Verleumdungen, reizt durch Haß und Neid und Verdacht nur alle Geister zum höllischen Kampf mit einander, reißt nur eine immer tiefere Kluft zwischen den Herrschern und den Beherrschten, predigt Liebe Treue und Glauben nur recht fleißig als die da gewesen sind, flüstert den Fürsten und Königen nur ein, daß Gedankenfreiheit und Preßfreiheit Religion und Thron untergraben, daß die hohe Polizei und Inquisition und Jesuiten und — wenn sie bei uns wachsen können — Hofpriester und Hofpolizeimeister allein das wankende Europa retten können — fahrt nur so fort mit allen Künsten und Listen und Scheinen und Lügen zu blenden und zu behexen und der blutige Zirkel wird fertig werden, worin eure Dummheit und Bosheit — denn ihr seyd beide dumm und bös — sich im äffischen und äffenden Wahnsinn rundtreibt. Keiner wird endlich den Ursprung des Unheils mehr wissen, so wenig als er dann einen Damm wissen wird gegen die fürchter-

liche Ueberſchwemmung, die hereinbrechen wird. Drückt plagt neckt preßt und hetzt nur immer ſo fort, als ihr im Anlauf ſeyd, verleumdet nur alles, auch was die gehorſamſten und frommſten teutſchen Herzen teutſch und frei wollen, als Unſinn und Verbrechen, ihr werdet Recht behalten, ihr werdet eure Umwälzungen und Umkehrungen mit Gottes Hülfe ja noch erleben: ihr Unglückskrähen, die da Gewitterregen krächzen, wann die Wolken hell ſind.

Frei iſt die Rede der Wahrheit und des Rechts, und frei muß ſie ſeyn in dieſer kranken und überſpannten und doch ſo edlen — nach drei ſchläfrigen Jahrhunderten edelſten — teutſchen Zeit. Ich will ſie nicht nennen, die immer von Bündniſſen und Verſchwörungen ſprechen ihre Namen ſind bekannt genug. — Aber machen ſie nicht einen Bund und eine Verſchwörung, reicht ihre zuſammenverklettete und verklitterte Peſt nicht durch viele Lande und Herrſchaften des Vaterlandes? Das Gute und Wahre hat nie die Wuth von Geheimniſſen und Verſchwörungen gehabt, ſein Leben iſt das Licht, worin alle leben und gedeihen, und dieſes Licht ſoll es nicht ſcheuen.

Aber sollten die Finsterlinge und Ankläger und Beseufzer der Zeit siegen und uns Rede und Schrift überwältigen, sollten die Scherzen der Dummheit und Faulheit teutsche Menschen zu stummen und hündischen Knechten machen, was Napoleon wollte und nicht konnte und deswegen als ein gebundener Sünder in St. Helena sitzt, dann hätten Gott und Schicksal in den letzten Jahren ein furchtbar ironisches Spiel mit uns gespielt, eine Tragikomödie, wie sie die Geschichte nicht kennt.

Dieses finstere und feige Treiben, diese Handlangerei der Hölle, deren Wesen in Lügenkünsten und Haß und Argwohn besteht, sprechen von Gehorsam und Liebe, und sie reissen Gehorsam und Liebe aus allen Herzen mit den Wurzeln aus und machen das Volk feig schleichend lügnerisch mistrauisch grollisch listig und verschlagen, kurz sie säen alle die Laster aus, an deren Brüsten das Unthier an der Seine groß gesäugt war, das uns nun bald dreißig Jahre erschreckt hat. Denn wenn das Wort und der Gedanke, die göttliche Freiheit des Menschen und des Christen, sich schämen oder in Knechtsgestalt auftreten und

ſich eben mit dem bischen Lumpen verhüllen ſollen, was eine engherzige und kurzſichtige Polizei ihnen gönnt, wenn alle Menſchen, auch die friedlichſten und unbeſcholtenſten von jeder Polizei gleich gebornen Schelmen und Gaunern — geborne Sünder ſind ſie freilich, aber nicht vor dem geſtrengen Herrn Polizeimeiſter ſondern vor dem barmherzigen Gott — von Amtswegen betrachtet werden dürfen, dann iſt es mit unſerm Glücke aus, und auch Teutſchland werden ſie allmälig zu den Gräueln und Laſtern auferziehen, wogegen ſie ſo hellſtimmig ſchreien, ſie werden die Umwälzungen und Verbrechen aus ihm herauspreſſen, die in unſrer Geſchichte ſonſt unerhört waren. Wenn die Liebe zerſtört iſt, wenn die Regierungen und ihre Diener nicht mehr an Liebe und Ehre glauben, ſo wird bald der Haß drein ſchlagen und alle finſtere Geburten der Hölle werden Gutes und Böſes in Einer verderblichen Miſchung faſſen und zerſchmettern.

So iſt das Uebel dieſes Zuviels in der Aufſicht und Leitung und ſogenannten wohlgemeinten Erziehung des Volks, die, über ſich und über ihre Verhältniſſe zur Welt ge-

blendet, von der Regierung über Leiber zur Regierung über Geister fortschreitet, so ist das böse Uebel dieser Verworrenheit, daß sie durch den ungebührlichen Krieg und Kampf, den sie auf einem Gebiete anfängt, das ihr ewig fremd bleiben sollte, weil ihre Beschränktheit auch bei dem besten Willen auf demselben nie heimisch werden kann, immer neue Kräfte und Kämpfer gegen sich hervorlockt und also auch ihr Heer mehren muß, damit sie dem selbstgeschaffenen Feinde gewachsen sey. Daher ist es nothwendig, daß eine jede Polizei, je geschäftiger sie ist, desto mehr Geschäfte bekommen muß; denn sie schafft sie selbst. Darum von Jahr zu Jahr die Ausbreitung ihres Umfanges und die Vermehrung ihrer stehenden Truppen. Wir haben ja das glänzendste Beispiel davon noch jüngst unter Napoleon gesehen, der die ungeheure Polizei, wie alle Tyrannen thun müssen, vorzüglich für die eigene Sicherheit als seine Leibwächter befolgte. Wenn sie es bis zu der Höhe gebracht hat, daß jeder zehnte Mensch des Volkes auf irgend eine Weise einer der Späher Aufpasser Herumträger und Helfer für sie ist, dann mag der Herrscher an Gemüth und Verstand

ein Gott vom Himmel seyn, das Volk, das mit Argwohn und Mistrauen überfüllt wird, hat auf immer die Liebe verloren und mit ihr jede Tugend, und wir sind dann vergangen, wir sind dann verwälscht auch ohne Wälsche durch Künste, welche die Unsrigen von ihnen lernten, und kein Gott kann uns die alte Unschuld und Treue wiedergeben.

Und ist dies finstere Bild bloß ein Spiegel dessen, was werden kann, wenn alle Bessere nicht mit Muth und Geist und Wort das Rechte thun? ist es bloß ein warnender Spiegel möglicher Zukunft? Nein leider fängt es schon an ein Spiegel der Gegenwart zu werden. Geh nur umher im Vaterlande, treuer und wohlmeinender teutscher Mensch, geh nur umher, besuche die Schenken und Plätze, wo der Bürger und Bauer sich versammelt und seine Freude und sein Leid erzählt, geh umher und schaue und horche, wie es am Tage ist. O wie ganz anders als sonst! Kein so unschuldiges Vertrauen, keine solche Liebe mehr, bei vielen sogar Hoffnungslosigkeit, auch da eine grundlose, wo die Regierungen es treu und redlich meinen: denn die Polizeien legen es ihnen ja alles zum

Bösen und Verderblichen aus, und endlich empfangen die Menschen selbst das nur als eine Gabe der Furcht und der Noth, was sie sonst als ein freies Geschenk der Liebe und Gnade empfangen haben würden. — Geh zu den sogenannten Gebildeten, da ist Mistrauen und Scheu leider nur zu allgemein und zu gerecht, und wenige wissen noch, wessen sie sich zu den andern versehen sollen, und die Redlichsten und Freiesten werden oft für verkleidete Diener und Mückenfänger einer geheimen und unsichtbar schleichenden und schnobernden Macht gehalten und als solche verdacht und verleumdet. Wer konnte das sonst in Teutschland? Diese gräuliche Pest aller Wahrheit und Sittlichkeit, diesen schändlichen Glauben an Lüge Verrätherei Durchstecherei und heimlicher Herumträgerei und Angeberei? haben das bloß die Wälschen zu uns gebracht? ist das bloß aus Fouchés und Savarys und Napoleons Schule? O weh, daß ich hier immer Fragzeichen machen muß! So weit sind wir, und wohin könnten wir nicht kommen, wenn das Unheil noch zwanzig dreißig Jahre so dauerte und Polizeigesetze, die sonst nur als Gewohnheiten geübt wurden, endlich

in Folianten gesammelt und studiert werden müßten? Es ist dies das größte Unglück des gegenwärtigen Teutschlands und keiner soll es gelinder zeigen, als es ist. Die hierin das Heil der Staaten und die Sicherheit der Fürsten sehen, die diese Anstalt immer mehr zu etwas Bleibendem und Vollkommenem ausbilden mögten und von Erweiterung und Ausbildung der Polizei sprechen, die sind schlimmer als jene, welche sie für Jakobiner ausschreien, selbst wenn sie Jakobiner wären. Die Armen wissen meistens nicht, was sie thun und wie sie vom bösen Feinde geblendet sind. Sie handeln mehr aus feiger Furcht vor dem Zeitalter, dessen Richtung sie nicht fassen können, als aus Absicht des Bösen oder Freude am Bösen. Die meisten sind verworren, indem sie verwirren: denn der polizeiliche schleichende lauschende anklagende lügende aufhetzende und verwirrende Geist ist ja nimmer ein teutscher Geist gewesen.

Ich muß hier in ruhiger Uebersicht dessen, was der gerechte Zorn stürmisch ausgesprudelt hat, zum Schluß einige Worte anführen, die

in einem andern Buche *) von mir geschrieben stehen. Sie lauten also:

„Es ließe sich ein Buch schreiben, wie eine „Regierung es anfangen müsse, um ein Volk „zu verbotenen Ränken heimlichen Stämpelungen und Zettelungen und heillosen Umwälzungen zu erziehen.“ Ein solches Buch würde ein rechter Fürstenspiegel seyn, der die Gefahren des Throns da zeigte, wo sie wirklich sind. Nicht das Offene das Freie das Hochherzige und Ungestüme in Worten und Thaten ist das Gefährliche sondern das Verdeckte das Sklavische das Listige das Geschmeidige und Kriechende. Ich will dem Manne, der Zeit hat, die Quellen zeigen, aus welchen er schöpfen kann, um dieses lehrreiche und verdienstliche Buch, das etwa in vier tüchtigen Bänden zu vollenden wäre, zu verfassen. In der Römischen Geschichte die Geschichtschreiber von Augustus bis Romulus Augustulus, in der Byzantinischen Geschichte von Konstantin dem Großen bis Konstantin dem Letzten, in der Geschichte von Venedig und hie und da

*) S. Den Wächter. Dritten Bandes viertes Heft, S. 353 — 58.

von Florenz und Genua und dann in der Pariser Verwaltungsgeschichte von Ludwig dem Vierzehnten (vielleicht schon von Ludwig dem Elften an) bis Napoleon wird er den reichsten Stoff zu verarbeiten finden. Er wird in diesem Stoffe die Mittel finden, die man gebrauchen muß, um ein ganzes Volk listig verschlagen argwöhnisch unruhig neuerungslustig und meuterisch zu machen. Nur recht viele Auflaurer und Angeber und Polizeimücken und Spionenschmeißfliegen, nur recht fleißig hinter den Thüren und Tapeten ja hinter den Briefsiegeln gestobert und geschnobert — und auch das ruhigste und stillste Volk wird schon die Kniffe lernen, wodurch man sich gegen eine solche Pest decken kann; aber es wird auch die unselige Fähigkeit und Empfänglichkeit erlangen, dem Schleichhandel, den die Regierung unbefugt und heillos durch seine Gefühle und Gedanken hin treibt, mit einem eben so heillosen Schleichhandel zu begegnen. Wann Liebe und Vertrauen verschwunden sind, dann mag nichts auf Erden bestehen und selbst der Beste und Gerechteste mag sich dann nicht mehr sicher halten. Das könnte man als eine gewaltige

Unterweisung und Vorbereitung der Franzosen zu ihrer jammervollen und fürchterlichen Umwälzung aktenmäßig und geschichtlich erweisen, wie viel die Polizeiminister von Argenson an den Robespierren und Dantonen vorgearbeitet haben und wie die gepriesene geheime Polizei, die alles wußte, die Schule jener Kluds und Höhlen geworden ist, deren blutige Hinterlist und in düsterer Finsterniß gesponnene Ränke uns ehrliche Teutsche nach einander erstaunt und erschreckt haben. Diese Einsichten diese Aufklärung diese Bildung der Gesellschaft — diese schaffen die Prätendenten und Aspiranten, vor deren heilloser Leichtigkeit und Bereitwilligkeit zu allem Wilden und Bösen das Buch (Vom Wiener Kongreß von Herrn de Pradt) warnt, das uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt. Man erzählt uns, daß, wer einmal Waarenschleichhandel und Falschmünzerei getrieben hat, sich des Reitzes zum Betruge nicht gern entwöhne, daß aber viel schwerer zur Stille und Einfalt zurückzubekehren sey, wer einmal die süße Speise des geistigen Schleichhandels gekostet hat. Der Trieb der Ränke Durchkreche-

rien und heimlicher Zettelungen soll dem unwiderstehlich seyn, der einmal von dem bösen Baum dieser unseligen Erkenntniß gegessen hat. Es wird gegen die Theoristen und Idealisten viel geschrieen; aber die schlimmsten aller Theoristen und Idealisten sind diejenigen, welche die Polizei schafft. Darum haben auch alle Völker, die innen ruhig und aussen frei seyn wollen, die geheimen Polizeien als die Pest des Staats und der Gesellschaft gehaßt und sich lieber einige Unbequemlichkeiten Beschädigungen und Unsicherheiten gefallen lassen, als daß sie diese gefährlichen Maschinen, die wahren Höllenmaschinen der Freiheit, bei sich hätten aufstellen lassen.

Viele treffliche Geschichtschreiber und Staatslehrer haben den Despotismus so bezeichnet, daß er die Regierungsweise sey, wo in keiner Verfassung und in keinen Ständen und Klassen zwischen dem Herrscher und seinem geringsten Unterthan etwas in der Mitte stehe, da in solchem politischen Zustande ja auch die höchsten Würdenträger nur Staub seyen, den die Willkühr einen Augenblick mit Glanz verziere und dann wieder in alle Winde blase; sie haben bemerkt, es sey in solchen

Staaten eine unaufhörliche Erschütterung und Umwälzung, wo die verschiedenen Kräfte, (nemlich die sklavische Volksmasse und der unumschränkte Herrscher) eben wie vom Zufall geworfene Kugeln, bald oben und bald unten liegen; daher sey das Leben des Herrschers in solchem Staate nicht sicherer als das Leben des Bettlers, alles sey zufällig plötzlich ungeheuer, nichts ruhig gleichmäßig gerecht, und Strang und Schwerdt, welche die Willkühr wie sie wolle um jeden Nacken schlingen und in jede Brust stoßen könne, fahren mit eben der fürchterlichen Gerechtigkeit des blinden Zufalls im unstäten Wechsel auf sie selbst zurück. Dies ist jener Zustand, wo die Macht dem Unterthan zu nah steht, wo die Netze immer ausgespannt sind, worin alle Welt sich gefangen fühlt, wo die Umwälzungen nicht aufhören, weil die schlauen und furchtsamen Gedanken der unglücklichen Menschen immer auch wider Wissen und Willen Umwälzungen spinnen und weben; denn in den Brüsten, welche Argwohn und Trug besessen haben, wird alles zu höllischen Gespinsten ausgesponnen.

Darum und dieser großen Lehre und Warnung der Geschichte gehorchend, welche die einzige Lehrerin und Meisterin der Fürsten und Fürstenräthe ist, müssen die guten und treuen Regierungen vor allen Dingen zuerst darauf sinnen, wie sie die Staatsmaschine, die bei sehr entwickelten Zuständen der menschlichen und politischen Gesellschaft immer das natürliche Streben hat zu künstlich werden zu wollen, so sehr als möglich vereinfachen. Besonders aber wäre das ein Kunstgriff verständiger Regierungen, alles wegzuschaffen, wodurch sie dem Volke zu nah kommen und bei demselben Verdacht und Mistrauen erregen; unter welchem das zu viele Polizeien, was man mit einem gewöhnlichen Volksausdruck ein zu vieles Regieren nennen könnte, billig obenan steht. Zu diesem Kunstgriffe würde auch das gehören, die Zweige der kleinen Gerichtspflege der kleinen Polizei der kleinen Verwaltung dem Volke selbst mehr zu übergeben und sie mehr von dem Volke ausgehen zu lassen. Grade in diesem vielen Kleinen geschehen die meisten Misgriffe und die gewöhnlichsten Ueberschreitungen und Verletzungen; und daher häufiges Misvergnügen

und Klagen über die Regierung. Wenn aber der Herrscher dies, woran so Weniges von der Majestät hangt, dem Volke selbst in die Hände gäbe, so hätte es sich, wenn nicht alles geschähe, was oft gar nicht geschehen kann, nur an ihm selbst zu halten, und viele Beschwerden und gehässige Beschuldigungen, die aus den vielen kleinen oft unvermeidlichen Unvollkommenheiten und Neckereien und Plackereien des Lebens erwachsen, hätte die Regierung von sich dadurch abgewälzt; die Diener dieser Geschäfte Bedürfnisse und Zucht- und Strafmittel erschienen dann nicht als unmittelbare Diener der höchsten Gewalt und „diese höchste Gewalt würde also von „der kleinen Volksnoth und den kleinen „Volksbedürfnissen und Volksplagen in jener „wohlthätigen Entfernung gehalten, deren „es bedarf, damit der Thron nichts von „seiner himmlischen Majestät verliere."

Nun noch ein paar Worte Nachrede dieser leidvollesten und zornvollesten Gegenstände.

Sie sagen und klagen, diese bestellsamen und dienstfertigen Herren, die auch den Geistern gebieten wollen, man müsse die tolle Zeit und die tollen überspannten und verrück-

ten Menschen derselben hemmen und herumholen, wie man scheuen und wilden Rossen thut; sonst werden sie durchgehen und Kaiser und Könige und alle Thronen Ehren und Herrlichkeiten zertrümmern. Darum müsse die Polizei die sorgsame und wohlthätige Warnerin Hüterin und Hemmerin der Geister seyn. Sie weissagen mit einer Art Zuversicht, wenn man sie auf ihre Weise noch zehen Jahre so gewähren lasse, werde das wilde Feuer, welches allein durch die französische Umwälzung und die Grundsätze derselben genährt worden, meistens verdampft seyn und die Großsprecher, die jetzt von Freiheit Selbständigkeit Verfassung Preßfreiheit Teutschheit Wälschthum und Christenthum und Heidenthum und von andern Thumen so gewaltig tönen, werden dann ausgeklungen haben und alles werde wieder seyn wie in jener glückseligen stillen und gehorsamen Zeit von 1760 und 1780, welche sie als eine paradiesische Zeit voll Frieden und Freuden dieser Zeit, worin wir leben, immer gegenüber stellen.

Gesetzt, was wir ja einmal annehmen können, jene Zeit fünfzig und dreißig Jahre hinter uns sey in Vergleichung mit der gegen-

wärtigen auch eine edle hochmenschliche und hochteutsche Zeit gewesen, so könnten diese armseligen Menschen mit allen ihren schleichenden Künsten ja wohl an den Zeichen, die sie sehen und die sie auch an diesem Buche wieder sehen müssen, lernen, daß die mächtigen Geister, wogegen sie in die Schranken treten, ihnen unsichtbar und also unverwundlich sind, daß sie überhaupt nach einem Gefühle, das sich jedem Gesunden und Unbefangenen von selbst aufdringen muß, durch die gewaltigsten Kräfte nicht zu hemmen geschweige zu unterdrücken und zu ersticken sind. Sie werden auch die mächtigsten Männer zerschmettern, die gegen sie treten, als wenn sie den Strom der Weltgeschichte hemmen wollten. Warum schaut ihr nicht fester nach St. Helena, nach der Felsklippe im weiten öden Weltmeer? Seht euch doch um nach eurem Vorbilde. Was jener eiserne Riese und Titane thörigt und stolz einst wollte, wodurch Nebukadnezar vor Jahrtausenden zum Thier ward und wie ein Ochs Gras fressen mußte, jenen Stolz und Uebermuth wollt ihr? und wir sollen wieder das Thier anbeten, das bloß Klauen und Eingeweide aber keine Seele hat? und doch

seyd ihr weder Nebukadnezare noch Napoleone. Wahrlich jener Letzte hätte selbst als Tyrann die Welt beherrschen können, wenn ihm das Geheimniß dieses Zeitalters irgend klar geworden wäre; er sitzt auf der Felseninsel, weil er die Welt mit fremden Künsten leiten und beherrschen wollte, welche diese Zeit verabscheuet.

Da ihr euch auf Klugheit und List und Kunst so viel einbildet, so solltet ihr schon aus Klugheit anders handeln, als ihr thut; ihr solltet die frischen Geister, die ihr übermüthige und verbrecherische Geister scheltet, durch den Wind, womit ihr ihnen das Licht des Lebens auszublasen meint, nicht noch zu lichteren und hellseren Flammen anblasen. Denn das sage ich euch, ihr mögt die Zeit für einen Teufel oder für einen Gott halten, so kräftig sind ihre Lebenskeime, daß sie lebendig zur Welt kommen wird. Ihre Nothwendigkeit ist nicht von den Menschen, ist nicht bloß die Zusammenverschwörung einiger überspannten Narren, wie man die Schriftsteller nennt, ist nicht bloß die Zusammenverschwörung einiger elendigen Jakobiner, welche die Welt umkehren wollen, kurz sie ist nicht die Nothwen-

digkeit von Menschen — denen mögten auch eure schwachen Künste noch gewachsen seyn — sondern sie ist eine Nothwendigkeit Gottes. Es ist ein Zeitalter, wo die Weltgeschichte und Menschenentwickelung einen ungeheuren Wendepunkt hat, wo etwas ganz Neues werden soll, und eher mag eine Mücke ein rollendes Gebirg im Lauf aufhalten, als alle teutsche Polizeien zusammen diese unendliche Last von Gefühlen und Gedanken, welche den chaotischen Strom einer den meisten noch verborgenen Schöpfung fortwälzen. Ihr gebärdet euch freilich höhnend dabei, ihr weissaget freilich: es wird viel Geschrei und wenig That seyn, es wird ein elendes Mäuschen aus dem schwülstigen Berge kriechen; aber um Gottes willen warum macht ihr denn so mächtige Gegenanstalten und zittert so vor dem Mäuslein? Nein, ihr habt wohl eine Ahndung von etwas Ungeheurem, was nicht bloß nah, was zum Theil wirklich schon da ist. Aber weil eure Augen in Blödigkeit und eure Herzen in Lieblosigkeit so geblendet und erstarrt sind, daß ihr nur das Wüste und Unheilige nicht aber das Heitre und Heilige der ungeheuren Zeit sehen und verstehen könnet, so be-

gegnet euch mit Recht, was denen immer geschieht, welche die Sünde gegen den heiligen Geist begehen, daß ihr immer tiefer in die Verwirrung hineingerathet und vor dem Kleinen zittert und euch des Großen nicht freuen könnt.

Wenn ich so offen zu den Anklägern Verleumdern und Aufhetzern der Zeit spreche, welche Haß Neid Mistrauen Zwietracht und Feindschaft aller gegen alle entzünden und in eitlen und tückischen Schlangenkünsten uns allen Trost und alle Wonne der letzten Jahre verkümmern und unser Stolzestes zu Narrheit und unsere Hoffnung zu Verzweiflung verdrehen mögten, so leugne ich ja keineswegs die Ueberspannungen und Uebertreibungen die thörigten Wünsche und die hirngespinstischen Ansichten so vieler Zeitgenossen, die oft so wunderseltsam sind, als kämen sie plötzlich von einem fremden Planeten herabgeschneit; ich leugne auch bei einigen nicht einen unruhigen und ungehorsamen Geist, der wohl seine Lust hätte an Umkehrungen, bloß weil es Umkehrungen sind. Das sage ich aber noch einmal, daß grade diese Hetzer und Zettler, welche alles, auch die fliegendsten und idealischesten Geister, mit ihren groben Polizeinetzen destri-

cken und einfangen wollen, sehr mit schuld sind, daß es in einzelnen Worten und Werken übertrieben wird. Die meisten Zeitgenossen sehnen sich nach etwas Stillem und Würdigem nach etwas Festem und Freiem, das ihnen das Leben sichert; sie haben der schönen Worte und Gedanken und Plane und Entwürfe und Verfassungen und Gesetzgebungen hin und her genug ja übersatt gehabt und werden auch mit einer leidlichen Bürgschaft ihres künftigen Zustandes, mit einer leidlichen Magna Charta ihrer Bürgerrechte zufrieden seyn. Wann wir das große Gut erst haben, wann wir wirklich erst auf Ständen und auf einem gesicherten und geregelten Bürgerleben ruhen, dann mag viel metaphysischer und metapolitischer und höheridealischer Wind durch und um die Köpfe der Menschen hin und her sausen, dann mag aller mögliche politische Unsinn in Worten und Schriften umhergetragen werden, die Erde steht dann wieder fest, und gewiß wird sie dann zuerst den Ueberfluß von Polizei auskehren, deren armselige und schwächliche Künste sie für die Bewahrung und Behauptung dieser Festigkeit am wenigsten bedarf.

Nein so nicht, auf diese schleichende Weise und mit diesen kleinlichen Künsten der List und Verschmitztheit nicht, wird die Zeit beruhigt. Tugend und Kraft muß drein gesetzt werden, damit viel Nichtiges Wildes und Uebersponnenes, worüber auch die Besten klagen müssen, gebändigt und vernichtet werde. Jede Zeit, die großer Art ist, kann nur durch sich selbst geboren werden, ihr Gemeines kann nur durch ihr Edles ihr Wildes nur durch ihr Kräftiges und ihr Wüstes nur durch ihr Lichtes überwunden werden, und darf auch durch nichts Anderes überwunden werden. Es muß anders werden, und es wird ja wohl anders werden. Die Herrscher werden ja wohl begreifen, daß es anderer Aerzte und Geburtshelfer der Zeit bedarf als dieser bangen Schwächlinge, die das glänzende Riesenkind, weil ihnen vor seiner starken Zukunft bange ist, am liebsten gleich tödteten. Haben wir nur erst Verfassungen und Landstände, dann wird ja auch über die übertriebenen und übertreibenden Polizeien hoffentlich die Polizei kommen und ein gehorsames geduldiges und gutmüthiges Volk wird hinfort nicht mehr wie ein Verbrecher belauscht und bewacht werden.

Denn das ist der Sinn der Freiheit und war von jeher im teutschen Lande brauchlich und üblich, daß die kleine und mittlere Polizei, die aber bloß für leibliche Bedürfnisse und leibliche Sicherheit zu sorgen hat, ganz dem Gau und der Gemeinde wieder zurückfallen muß, für welche ihre Ausübung nothwendig ist. Nur in den großen Hauptstädten von Achtzigtausend oder Hunderttausenden Einwohner, wo Menschen und Laster aus allen Ländern und Gesindel und Sittenverderbniß auf eine schlimmere Art zusammenfliessen, mag eine genauere und zahlreichere Polizei eingerichtet werden. Die geheime Polizei aber, diese geborne Feindin alles geistigen Lebens und Wirkens, diese lauschende Mörderin aller Liebe, wird dann auf immer geächtet seyn, diese Schande der Menschheit, die sich auch die hohe Polizei nennt, worin aber kein freier Mann je Hoheit gefunden wohl aber des Wunsches einer Hamannschen Erhöhung derselben hundertfünfzig Ellen hoch über der Erde sich nie hat erwehren können. Nur in Zeiten des Krieges, wo Gewalt für Recht gilt und List gegen List gebraucht werden darf, mag sie ihre bunte Schlangenfahne aufpflanzen und

das Gaunergeſindel der Welt als Schergen um ſich verſammeln.

Diejenigen, welche in dieſer Zeit nichts als Unruhe Aufſtand Ungehorſam Brand und Mord ſehen und alle Freiheit zu Frechheit und jedes kühne Wort zu Aufruhr ſtämpeln, haben auch von dem Gröſten und Heiligſten gehört, was ſo flachen Seelen ewig eine Fabel bleiben muß: ſie ſtellen ihr irdiſches Reich gegen das himmliſche und wiſſen viel von chriſtlicher Friedſeligkeit ſtiller Demuth und vertrauender Hingebung zu erzählen und über unchriſtlichen Uebermuth und heidniſchen Zorn der Zeit zu klagen. So muß das Heiligſte ſich misbrauchen laſſen, ſo können dieſe die göttliche Lehre Chriſti in einen Steckbrief der Freiheit umdeuteln. Ja es giebt eine chriſtliche Liebe und eine chriſtliche Demuth, welche die Güter dieſer Erde nicht höher anſchlagen, als ſie werth ſind; es giebt einen chriſtlichen Frieden im Innerſten des Herzens, welcher durch die Ach:erklärungen und Verdammungen dieſer Welt nicht erſchreckt wird; aber es giebt auch einen heiligen chriſtlichen Zorn, einen gerechten Haß gegen Satan und ſein Reich der Verdummung und Verfinſterung, wovon uns der

Erlöser selbst, der göttliche Heiland, der in menschlicher Gestalt als der Sanftmüthigste und Geduldigste auf der Erde unter den Menschen wandelte, das Beispiel und Vorbild gegeben hat. Dieser Zorn und Haß muß brennen, er muß kämpfen und ringen auf Tod und auf Leben, wenn das Christenthum selbst, wenn die geistige Freiheit des Worts und des Gedankens, wodurch wir ein göttliches Geschlecht sind, angegriffen und getrankt wird. Jener Friede der Knechtschaft, den sie wollen, jene hündische Kriecherei der Seelen, die sie Gehorsam nennen, jenes stumme Schweigen jene gedankenlose Gleichgültigkeit und faule Feigheit, die ihnen gefällt, weil jeder Schlechteste und Jämmerlichste dabei ein Herr seyn kann, das ist weder Menschthum noch Heidenthum noch Christenthum; es ist ein Tod der Verwesung ein faules Nichts es ist gar kein Leben. Geistige Regsamkeit frisches Streben redliche Wahrheit kühne Rede freie That fröhliches und muthiges Wandeln auf Erden, das ist die göttliche Liebe, das ist Gottes Ebenbild, das heißt Christenthum. Die Erde hier, dies Land des Wechsels und der Vergänglichkeit, ist für keinen ewigen Frieden gemacht,

am wenigsten für den Frieden, welchen Kerker und Polizeikünste und Censuredikte stiften. Dieser Friede der Schöpse und Gänse, welchen kein Wolf und Fuchs mehr durch die Heerde läuft, war zu aller Zeit die Schmach der Menschheit und der schwüle ägyptische Brütpfen aller Laster. Diesen Frieden haben die übermüthigsten Tyrannen und Zwingherren immer am meisten im Munde geführt, wenn hingegen die tapfern und gerechten und christlichen Könige und Fürsten Freiheit Freude Muth und Wort walten liessen und dachten: Meinen wir es redlich, Gott wird es wohl machen und uns die Welt regieren helfen. O diese, die sich schämen sollten bei ihrem finstern und geistlosen Treiben die christliche Lehre und den Heiland zu nennen, wo sie das Dumme Thierische Knechtische und Lügenhafte wollen, warum denken sie nicht wieder an ihr großes Vorbild, an Napoleon den Großen? Wie oft, und immer, wann er betrügen überlisten und Ehre und Freiheit der Herrscher und Völker mit Tigerlust und Katzenlust morden wollte, hat die gräßliche Katze gelobt: „Alle „meine unendlichen Arbeiten und Kämpfe „sind für den Frieden, alle meine Sorgen

„bei Tage und meine Nächte ohne Schlaf sind „für das Glück der Welt. Ich ziehe nur in „den Krieg, damit der ewige Friede komme; ich „werde die Völker durch einen solchen Bund „verbinden, daß der Krieg ein Mährchen „werden soll. Die Völker sind geboren eins „ander zu lieben und ich will sie zwingen „einander zu lieben. Dann wird eine solche „Glückseligkeit auf Erden seyn, daß alle „Philosophen und Ideologen und Idealis„sten und Theoristen ihre dünnen und me„taphysischen Gespinste von Staatsverfassun„gen und Gesetzgebungen und von Menschen„rechten und Bürgerrechten und von andern „Herrlichkeiten in den Ofen werfen können „Brod daran zu backen. Das glückliche und „freie Volk wird auf solche Träume und auf „die zierlichen Geschwätze von Philosophen „und Sophisten nicht hören." — O was saget ihr, ihr, die an die hohe Lehre glaubt, daß ihr mit Feuer und Geist getauft seyd? und du, o wundersame Zeit, ja zu wundersame Zeit, worin wir leben, wie gefällt es dir in fürchterlich gräßlicher Ironie dasjenige oft zusammenzupaaren, was sich gebärdet, als ob es das Ungleichste wäre?

IV.

Orden, geheime Gesellschaften.

Darf ein chriſtlicher Staat geheime Geſellſchaften in ſeinem Schooße dulden?

Nein.

Warum nicht?

Darum darf er ſie nicht dulden, weil der Erlöſer durch den Heiligen Geiſt, den er allen Gläubigen verſprochen hat, jedem das höchſte Geheimniß verheiſſen hat, die himmliſche Einkehr Gottes in ſeiner Bruſt, das größte und tiefſte aller Geheimniſſe; weil das Chriſtenthum diejenige Lehre iſt, welche, nicht in ſich geſchloſſen noch verſchloſſen, auf keinen geheimen Schrecken und Wundern ruhet, welche nur Prieſter beſitzen und auslegen und ſoviel ihnen gefällt davon mittheilen, ſondern weil jeder fromme und gläubige Chriſt das herrlichſte Wunder aller Tage und Stunden in ſich erleben mag. Als die Lehre von Gott und von den himmliſchen Dingen als die Verſöhnung und Erlöſung des Menſchen und ſeine Vereinigung mit dem heiligſten und ſeligſten Leben verkündigt und mit dem unſchuldigen

Blute des Erhabensten und Reinsten versiegelt ward, da ward alles geheime Priesterthum auf ewig abgeschafft alle sogenannten innerlichen Lehren, von welchen bloß die Geweihtesten wissen sollten, von dem Tage an, als Christus am Kreuze starb, auf ewig verdammt. Licht und Wahrheit hieß die Lehre des Heilands und Licht und Wahrheit sollte allen seinen Bekennern verheissen und befohlen. Wenn nun das Höchste und Größte nicht geheim seyn darf, wie sollte das Mittlere und Niedrigere das in einem christlichen Staate dürfen?

So klingt es aus den höchsten Gründen, aber es sind viele geringere Gründe, und ich will einige davon berühren.

Der Staat muß wissen, was sich in ihm begiebt, was zu jeder Stunde der Trieb die Noth und die Lust des Volkes ist. Er muß, damit die Regierung in dem rechten Geleise bleibe, immer den Geist vernehmen können. Wenn nun die Menschen sich zusammenthun und Geheimes treiben — selbst wenn dies Geheime etwas an sich Erlaubtes ja Löbliches ist — so kann es sich begeben, daß die Regierung, welche die sehendste und hörendste seyn soll, allein die Blinde und Taube ist. So daß

aus jenen geheimen Versammlungen, wenn nicht Feindseliges und Boshaftes doch Zweckwidriges und Plötzliches auf sie und ihre Bewegung eintreibt, welchem sie nichts entgegensetzen kann, weil sie vorher auch gar nicht ahnden konnte, daß und woher es kam. Kräften aber, die in geschlossenen Verbrüderungen und Gesellschaften wurmartig weben und brüten und oft wunderliche Gespenster ausbrüten können, kann sie nicht begegnen, weil es draußen vielleicht kein einziges Zeichen davon und vielleicht nie einen Keim ihrer Geburt giebt. Solche Gesellschaften also müssen, wenn sie auch das Beste wollen und beabsichtigen, ihrer Natur nach die Regierung häufig in die Lage setzen, daß sie etwas Widersprechendes und Unzweckmäßiges geschehen lassen oder in der Eile, wo der unvorbereiteten das Plötzliche begegnet, selbst dergleichen thun muß.

Aber wie, wenn diese Gesellschaften, die sich auf Geheimnisse verbunden und verschworen haben, gar das Verbotene und Unlöbliche wollen, wenn sie, von schlechten und verschlagenen Vorstehern und Obersten geführt, sich dunkeln und feindseligen Strebungen

gegen den Staat hingeben, in welchem sie leben, wenn sie seinem Zweck oder dem, was immer als erster Zweck eines Staats gedacht werden muß, in ihrer beschirmten Finsterniß entgegenarbeiten und seinen Bau unterminiren? wenn sie sich wohl gar den offenen Feinden des Vaterlandes zum Dienst hingeben, den sie auch mit ihrer Nacht zudecken können? — darf dann dieser Staat im Staate geduldet werden? darf, da ja irgend eine dieser Möglichkeiten immer Wirklichkeit werden kann, der Staat überhaupt Geheimverbundenes dulden?

Sagen die Glieder der geheimen Gesellschaften: Die Vorsteher des Staats wissen um unsere Geheimnisse und billigen sie, nur alles Volk mag sie nicht wissen und kann sie nicht fassen — so mögen sie Dummköpfe mit solcher Antwort befriedigen; die auf den Grund sehen und deswegen gern auf jeden Grund sehen und wissen wollen, was hinter solchen Vorwänden und Scheinen steckt, nehmen eine so leichte und leere Erklärung nicht für gediegen an. Wer einmal meint, etwas Geheimes zu besitzen und vor andern voraus besitzen zu dürfen, wer meint besser zu seyn

als das Volk und dem Volke nicht Rede und Antwort geben zu dürfen, wie sollte der ein so zartes Gewissen haben, daß er grade Einem oder Zweien oder Dreien die Wahrheit sagte? Und wollten sie auch die Wahrheit sagen redlich und treu, die Geheimniß treiben und das Ihrige mit Dünsten und Floren umhüllen, wissen zuletzt wahrlich selbst nicht mehr, was sie wissen und wollen. Das ist, auch wenn sie es redlich meinen, die gerechte Strafe ihres Vornehmthuns. Auch darum darf in den Staaten des Christenthums keine Geheimniß-krämerei kein Eleusis kein Samothrake kein ägyptisches chaldäisches oder magisches Priesterthum seyn, wie in der heidnischen Welt weiland, weil jeder Christ durch Jesum Christum mündig und des Geheimnisses würdig erklärt ist. Was alle wissen und theilen dürfen, damit dürfen Wenige nicht als mit etwas Alleinigem spielen. Und sagten jene in geheimen Gesellschaften Verbundenen und Verbrüderten, sie wissen mehr als der Erlöser und seine Apostel für das Heil der Leiber und der Seelen, so wären sie ja in einem christlichen Staate nicht zu dulden, erstens nicht, weil sie sich über das Christenthum erhöben, zwei-

tens am meiſten deswegen nicht, weil ſie ſich behielten, was, wenn es mehr noch als das Chriſtenthum allen ein Heil werden könnte, nothwendig von redlichen Staatsbürgern auf das geſchwindeſte allen mitgetheilt werden müßte. Denn das ſteht feſt, und ich weiß nicht, wer es niederrütteln und niederſchütteln will: Iſt das Geheime, weswegen ſie ſich zuſammenſchlieſſen, ſchlechter, als was die offene und allgemeine Lehre des Heils uns giebt, ſo iſt die Geheimnißkrämerei ein leerer Tand; iſt aber das Geheime reicher und beſſer als das Chriſtenthum, ſo ſündigen die Geheimnißvollen an der Menſchheit, daß ſie allen vorenthalten, was auf das geſchwindeſte zum Gemeingute der Menſchheit gemacht werden müßte. Ich ſehe nicht, wie die Geheimen aus der Klemme dieſer beiden Gegenſätze herausſchlüpfen wollen.

Das iſt gewiß: Beſteht eine geſchloſſene geheime Geſellſchaft aus lauter mittelmäßigen und einfältigen Menſchen, ſo werden dieſe durch die Geheimnißkrämerei, womit ſolche gewiß doch nichts anzufangen wiſſen, durch die zuſammengewickelte Maſſe von Unbeweglichkeit und Hülfloſigkeit nur noch dummer

und flacher; beſteht ſie aber aus lebendigen geſcheidten und geiſtvollen Leuten, ſo verläuft ſie ſich eben ſo leicht in das Entgegengeſetzte: Das Schlaue Liſtige Verſchmitzte wird dann leicht zu ſehr angeſprochen und entwickelt. Denn das iſt eben den friſchen und lebendigen Kräften eigen, daß ihr Feuer, wenn man irgendwo einen Deckel darauf legt, ſey es auch nur der Deckel des Geheimniſſes, ohne Luft und Licht trüb und freudenlos in ſich ſelbſt verglimmen und verſinken oder auch langſam kriechend irgend einen kleinen Theil zünden und ganz durchbrennen muß, da es hingegen nach allen Seiten frei verbreitet allen hätte Licht Glanz und Wärme geben können. Was ſeiner Natur nach nicht ſchlummern noch raſten kann ſondern wirken und ſtreben muß, das kann in einer mittelmäßigen oder gar in einer abſichtlichen Beſchränktheit nie ſein volles Daſeyn finden, muß aber, wenn es gehemmt wird, ſich meiſtens ein verkehrtes ſuchen und findet es auch. Die als himmliſche Genieen oder erhabene Feldherren und Völkerführer zur Freude der Welt geleuchtet haben würden, wenn der ganze volle Strom des allgemeinen Lebens auf ſie hätte brauſen

dürfen, können hier bis zu kleinlichen Spitzköpfen Anzettlern und Durchstechern erniedrigt werden. Denn grade sie, weil sie von Natur mächtig und trefflich sind, können sich in dem engen Leben einer abgesonderten Gesellschaft am wenigsten befriedigt finden und bedürfen des vollen Weltbildes und der vollen Weltkraft, damit sie auf der rechten Bahn bleiben, auf welcher die Schöpfe, wann sie einmal darauf gesetzt sind, leichter stracks fort gehen.

Das Leben der Bürger gehört ganz dem Staate, in welchem sie leben; was sie an Geist Muth und Kunst von Gott als Mitgift erhalten oder durch Arbeit und Fleiß erworben haben, darauf kann er den gerechtesten Anspruch machen und darf nicht dulden, daß etwas sich einzeln absondere und anderswo ein geheimes sogenanntes lustigeres und besseres Spiel des Geistes treibe, als in ihm zu finden ist. Denn, wie gesagt, wer das Gute und Herrliche hat, der soll es nicht unter den Scheffel stellen sondern zum Gemeingut aller machen. Dies ist beide des Bürgers und des Christen Pflicht. Ein guter Staat darf auch nicht dulden, daß unter der Gebärde und dem Schein, als könne er das

Beste und Lichteste nicht ertragen, geschlossene Gemeinschaften etwas Besonderes für sich haben. Dies ist eine Beleidigung für ihn. Sagen aber jene Geheimen: der Zweck unserer Gesellschaft ist so fein und ätherisch und überirdisch, das, was uns verbindet, ist so überfliegend und überschwänglich, daß es in das Staatsleben kaum eine Einwirkung haben kann — so fragt die Regierung wieder mit Recht: Wie? ist es denn feiner und überschwänglicher als das Christenthum, das sich doch nicht so vornehm und überfein hält, aller Welt in einfältiger Oeffentlichkeit anzugehören? Ist das, so ist es ja billig, daß ihr diese eure Ueberfeinheit und Ueberschwänglichkeit in einen Kampf mit dem Christenthum einlasset, damit wir sehen, welches von beiden geistig und sittlich das Siegende ist, und damit dieses Siegende dann oben bleibe. Denn wir glauben in jeder Beziehung an die Lehre: Niemand kann zweien Herren dienen.

Dieser Dienst zweier Herren mit voller Liebe und vollem Gemüthe ist eben so unmöglich, als daß ein Mann zwei Frauen habe und beide gleich sehr liebe. So ist die

Beschränktheit der irdischen Natur. Der Staat muß fürchten, daß ihm von der Liebe entzogen wird, die ihm gebührt, ja er muß bei solchen Gesellschaften fürchten, daß durch Misbrauch oder Misverstand zuweilen auch durch schlüpfrige und ränkevolle Karaktere der Oberen etwas entstehen kann, das sich grade gegen ihn wendet und desto gefährlicher wirkt, weil es unter der Decke des Geheimnisses als eine Blindschleich im Finstern wurmt. Er muß einen Staat im Staate fürchten, also eine Sonderung und Zersplitterung seines Lebens. Und hätten die Herrscher und Regierer, die Hochwaltenden und Scharfschauenden, auch die volle innere Einsicht und Durchsicht solcher geheimen Genossenschaften, was sie doch wahrlich immer nicht haben können, hätten sie auch die Kunde der Unschuld oder Unbedeutenheit derselben, so verhält es sich anders mit dem Volke, mit allen den Bürgern, die mit ihrem Thun und Treiben in einem ganz offenen Leben wandeln. Für diese, die jene Geheimnißvollen gern Pöbel nennen und unwürdig zu ihrer Höhe emporgehoben und zu ihrer Tiefe hinabgelassen zu werden, hat das Geschlossene und

Abgesonderte nicht bloß einen innern Vorwurf sondern häufig auch etwas Grauvolles und Gespenstisches mit sich, einen Abgrund, der dem heiteren christlichen Reiche des Lichts, worin sie wandeln sollen, geradezu entgegen steht. Man hört dies ja wohl in den wundersamen und oft gräulichen Mährchen, welche das Volk sich über solche Gesellschaften erzählt. Auch das ist das Schlimme, daß diese Absonderung sogar dienen kann, zwischen Volk und Regierung Mistrauen zu erregen. Denn sagt die Regierung: Seyd nicht bange vor diesen unter sich Verschlossenen, liebe Leute, es ist alles Gute und Löbliche unter dem nächtlichen Mantel jener Geheimnisse, nichts gegen Gott König Staat und gute Sitten, so nimmt das dem Volke den Verdacht nicht, als ob jene Geheimen, eben weil die Regierung sie lobt und duldet, vielleicht auf verbotenen Schleichwegen für die Regierung gegen sie wirken. Diesen Verdacht hört man so häufig aussprechen, namentlich gegen die Freimaurerei, weil auch Könige Fürsten und Staatsminister oft Eingeweihete derselben sind. Und hat das Volk so Unrecht? Wenn das Evangelium und auch das Gebot der Regie-

rungen ein offenes freies und unverflechtes Handeln und Wandeln von jedem Bürger fordert, wie dürfen von den letzteren denn gewisse Genossenschaften patentisirt werden, als ob sie edler wären und etwas Edleres wollten, als alle wollen sollen? Ja ich sage noch einmal: Wenn der christliche Priester, der Verkundiger und Ausleger des höchsten Geheimnisses von der Menschwerdung Gottes, kein Geheimnißträger und Geheimnißkramer seyn darf, wenn dieser, der Idee nach der Hellste und Weiseste, in Einfalt und Ernst, in Oeffentlichkeit der Lehre und des Lebens dem gemeinsten Christen gleich seyn soll, wie darf über das Höchste Höheres gesetzt werden? Antwortet mir.

Aber wenn diese Gesellschaften auch eben keinen gefährlichen Staat im Staate bilden, woraus eine demselben feindselige Lehre und Richtung hervorgehen, woraus Mistrauen Zwietracht und Umkehrung werden konnte, so wirken sie dadurch am verderblichsten, daß sie, wie alles was sich absondert und in einem vornehmen Geheimniß zusammenschließt, die nothwendige Sucht haben, dasjenige an sich zu ziehen, was durch Geburt Reichthum

Macht und Geist ausgezeichnet ist. Ihrer Natur nach und damit sie bei den Leuten, die draussen sind, etwas bedeuten, müssen sie Jagd machen auf die sogenannten guten Köpfe. Dieser Behauptung wird niemand widersprechen; sie liegt zu tief in dem Wesen solcher Gesellschaften. Sie entziehen also der großen Gesellschaft, gegen welche jeder die ersten unerlaßlichen Pflichten hat, einen Theil des lebendigen Lebens. Denn die guten Köpfe hat die Natur eben nicht reicher ausgesäet, als sie Salz ausgestreuet hat unter die ungeheure Masse von Erde Thon Gries Dreck Sand und Staub. Sie sind für die ganze große Masse als das bittere und reitzende Gewürz berechnet, damit die Faulheit, wozu der irdische Trieb immer zurücksinken will, erregt und bewegt werde. Ich will nun nicht sagen, daß solche geheime Orden und Gesellschaften die guten Köpfe ganz auffressen und verschlingen, so daß der übrigen weiteren Bürgergesellschaft davon nichts zu Gute käme; aber das wird keiner leugnen, daß mancher gute Kopf, der ein allgemeines und mächtiges Licht des ganzen Volks hätte werden können, wenn er nicht zu früh in Geheimnißträgerei

hineingerathen wäre, durch sie häufig nur eine einseitige und ganz falsche und verkehrte Richtung bekömmt und, wenn das auch nicht grade geschieht, doch mit leeren und unbedeutenden Spielereien und Scheinen kostbare Jahre vertändelt, ehe er über seine und der Welt Bestimmung zur Klarheit kömmt, und daß die verlorne Zeit nimmer wieder einzuholen ist. Denn jeder Mensch, der großartig und vielgestaltig von Gott geschaffen ist, bedarf von Anfang an, damit er das klare Weltgefühl und den festen Weltblick gewinne, des allgemeinen Volkslebens, damit er seiner Natur inne werde und sich besinne, was er die dreißig vierzig Jahre, die er hier unten in Kraft wirksam seyn kann, denn eigentlich beginnen kann und soll. Das sage ich hier beiläufig, daß, wenn für die Herrlichsten und Reichsten in der Absonderung schon solche Gefahr droht, es mit den Verworrenen und Halben noch wohl viel schlimmer aussehen mag. Wenn die große Kraft, die aus viel gediegenerem Erze zusammengegossen ist, schon so zerhalbt und zerstückelt und zervierteilt wird, wie muß es hier nicht den Gewöhnlichen gehen! Dies sey nur ein Wink. Die

es wissen, wissen wohl, wohin ich zeige und wo der Tand und die Sünde sitzt.

Also weil das Christenthum als das Höchste Tiefste und Geheimste doch das Geheimniß nicht duldet, weil das Fleisch in ihm Geist und das Wort Leben und das Bild Wahrheit und das Dunkel Licht geworden ist, darum darf in einem christlichen Staate sich nichts hinstellen mit der Gebärde, als trage es Tieferes Reicheres Geheimeres und Geistigeres. Weil der Staat als die allgemeinste und weiteste Genossenschaft, damit allen wohl sey, aller seiner Bürger Kräfte Arbeiten Streben und Gedanken erfordert, weil er nicht gestatten darf, daß edelste und muthigste Anlagen, welche ihm hätten Leben und Schwung geben können, vielleicht im thörigten Tande oder doch für fremde ihm fern liegende Zwecke verspielt werden, weil er alles Lebendigste Geistigste und Muthigste in seine offene Sonnenbahn reissen muß, damit es dort für Tugend und Menschlichkeit ringe und kämpfe, darf er etwas nicht bestehen lassen, das fern von der großen Gesellschaft, fern von der Gemeinschaft des Volkes, worin doch immer das Größte und Göttlichste, wenn es überhaupt

auf Erden ist, gedacht werden muß, ein einzelnes und geheimes Leben leben will.

So scheine ich denn alle geheime Gesellschaften Verbrüderungen und Orden in die Acht zu erklären? Ja, ich muß es nach meiner Erfahrung thun, weil von Zweien Eins geschehen muß, entweder daß sie sich in eine nichtige und wüste Leerheit hinunterspielen, was wohl bei den meisten der Fall seyn mag, oder daß Satan, der in jeder Absonderung, welche Geheimnisse und geheime Weihen predigt, der nicht alle Christen fähig seyn sollen, mächtig ist, die Teufelei der Eitelkeit der Hoffahrt und Lieblosigkeit, oft noch etwas Schlimmeres, darin ausbrütet, und weil das Evangelium und das christliche Bürgergesetz gebeut, daß wir im Lichte wandeln und mit den Worten und Gedanken wie mit den Thaten und Werken an das Licht hervor sollen. Ein christlicher Staat darf also nach dem Urleben und dem Urbilde seines Wesens nichts dulden, was diesem Wesen widerspricht. Wir erinnern uns alle noch der Zeit wo das Treiben geheimer Gesellschaften bis zu einem wahren Unwesen gesteigert war, wie es manche lebendige Kräfte, die der Welt besser hätten frommen

können, in öder Tändelei und falscher Geistigkeit und leeren Spielen der Fantasie verschlungen hat, wie derjenige den Leuten fast ein nichtiger und unbedeutender und geistloser und schutzloser Mensch däuchte, der nicht irgend einer geheimen Gesellschaft angehörte. Die Sucht dieser nichtigen Geheimnißkrämerei und Geisterschauerei, (ich sollte sagen Geisterguckerei) die eitle und großthuende Ordenswurmerei, fast immer das Zeichen einer leeren Zeit und einer Verfinsterung und Verwirrung der geistigen und leiblichen Freiheit, wo bei der Ohnmacht tüchtigen Wirkens und Wollens die wüsten und dunkeln Triebe mit stolzen Wahnen und eitlen Zierrathen im Geheimen so gern ihr Wesen treiben, scheint gottlob sehr vergangen, und wir hoffen von der frischen Jugend, welche die nächsten Jahrzehende führen soll, daß sie mit der ganzen Fülle von Kraft und Tugend lieber draussen unter allem Volk in dem Sonnenschein und der Sonnenfreude des lebendigen Lebens bleiben und sich nicht zu den verbleichten Schatten und Gespenstern wenden wird, womit hohle und leere Köpfe und Herzen, welche weder die einfältige Ueberschwänglichkeit des Christenthums noch

die Hoheit des Lebens fassen können, von jeher etwas haben ergaukeln und bedeuten wollen, was ihnen sonst kein Mensch geglaubt hätte.

Giebt es gar keinen Fall, wo geheime Gesellschaften oder Orden erlaubt wären? Ich kann mir keinen solchen denken. Aber Verschwörungen könntest du die je erlaubt nennen? Ja, allein diese, aber auch nur in einem einzigen Falle. Jedem ist der Lärm von geheimen Verbindungen und Verschwörungen noch im schmerzlich frischen Andenken, der vor einigen Jahren erhoben ward, jener übertriebene Lärm, der auf jeden Fall zu spät kam; denn der Einzige, dem er hätte nützen und der sich davon etwas in sein Gedankenbuch hätte eintragen können, Napoleon Bonaparte, war schon nach St. Helena abgeführt. Damals ist von Freunden und Feinden viel gefragt worden: ob denn alle geheime Verbindungen und Verschwörungen, auch wenn sie die besten und löblichsten Zwecke hätten, verwerflich seyen? Die meisten haben geantwortet, sie seyen durchaus verdammlich, und der Staat dürfe auch keine einzige dulden, welche reitzende Scheine und Anstriche sie sich

auch geben. Und ich ſtimme der Anſicht nach mit den meiſten überein, ich ſage, daß jeder, wenn auch nur an einem dünnen Fädchen, in des Teufels Gewalt iſt, deſſen Tugend und Muth, gelte es himmliſche oder irdiſche Güter, ſich nicht offen in jede Gefahr ſtellt. Aber Einen Fall giebt es doch, einen furchterlichen Fall, wo ich eine geheime Verbindung und Verſchwörung nicht bloß für etwas Erlaubtes ſondern auch für etwas Löbliches halte: Denn immer tritt ihr Recht ein, wenn ein fremdes Volk oder ein tückiſcher Tyrann, der weder von menſchlichen noch göttlichen Rechten weiß, Freiheit Wahrheit Wort und Rede unterjocht hat und mit ſchrecklicher Gewalt und noch ſchrecklicherer Liſt, von allen gemeinſten Lüſten der menſchlichen Natur unterſtützt, dahin ſtrebt das ganze Geſchlecht zu Hunden Affen und Schlangen zu verthieren. Lengnete ich dies, ſo würden Timoleon und Brutus Guſtav Waſa und Wilhelm von Naſſau Wallace und der Sandwirth von Paſſeyr Dörnberg und Romana ihrer Ehren entkleidet und zu dem finſtern und tückiſchen Geſchmeiß der Lüge und des Verraths hinabgeſtoßen werden müſſen. Es ſind einige, welche ſprechen, ſie

müssen es: ich glaube, mehr aus der Feigheit der Sicherheit als aus der Liebe der Wahrheit.

V.

Die teutsche Wehrmannschaft.

Das ist das Größte von vielem Großen, was wir in diesen letztvergangenen Jahren erlebt haben, daß der alte teutsche Wehrmann wieder in seiner Heiligkeit auferstanden ist und sich auf dem blutigen Todesfelde bewährt hat. Was sonst als bloße Ansicht und Meinung Einzelner von Eigensucht oder Dummheit hätte verketzert werden dürfen, weil sie immer hätten einwenden können: Das ist Hirngespinst und Schwärmerei, das geht hier unter dem Monde nicht an, das ist bei unserer jetzigen zu künstlichen Kriegsart nicht ausführbar, du rasest Freund, das steht jetzt auf dem breiten und sichern Staate der Erfahrung. Denn man darf sagen: was sich in so rohen Anfängen so trefflich erprobt hat, wie sollte es nicht noch probehaltiger erscheinen, wann es sich zur Vollendung ausgebildet hat? Diese große Erscheinung darf nun durch unsre Gleichgültigkeit und Faulheit nicht wieder zu Grabe gehen sondern jeder Biedermann muß rüstig und

unabläſſig, wie er kann, ſein Scherflein Verſtand Liebe und Muth mit drein werfen, daß mit eitle Herrſchſucht und Gleißnerei und feiger und fauler Eigennutz uns dies große Gut, was wir nur durch das bitterſte Elend der letzten fünfundzwanzig Jahre haben gewinnen können, nicht verkehren oder gar unter den Händen wegſtehlen.

Ich habe über dieſen großen Gegenſtand, einen der wichtigſten und höchſten für unſere Sicherheit Ehre und Freiheit gegen die Fremden und für unſere Kraft und Tugend im Innern, oft meine ſchwache Stimme erhoben. Ich thue es hier noch einmal. Worauf unſre Freude und unſer Stolz ruhet, was, wenn es verkehrt und übel gebraucht würde, unſer herbſtes Weh werden könnte, darüber darf auch oft Geſagtes zum dritten und vierten Male wiederholt werden, das kann in allen ſeinen Beziehungen und Verhältniſſen aus den verſchiedenſten Geſichtspunkten nicht genug betrachtet und beleuchtet und allen vor die Augen geführt werden. Denn nichts iſt als dieſe große Wehrmannſchaft, was allen ſo ohne Unterſchied angehört und worin alle ſo mitten drin ſind.

Welche Männer unsere Altvordern weiland gewesen, wie frei wie tapfer wie wehrhaft, davon haben ihre Feinde, mit welchen sie kämpften und die sie endlich niederkämpften, uns wider ihren Willen das herrlichste Gemälde hinterlassen müssen. In jener älteren Zeit und auch noch die ersten Jahrhunderte, als das himmlische Evangelium von Jesu Christo mit allen seinen Segnungen zu ihnen gekommen, war die Wehrhaftigkeit so das ganze Leben, daß Mann Waffe und Besitz nur Ein Wort und Einen Begriff hatte. *) Der freie Hausvater war die geborne Wehr des Vaterlandes. Wer nicht beschirmen konnte, durfte auch nicht besitzen, Memmen und Feige waren ehrlos wie erblos.

Nach dieser glorreichen Jugend und nachdem in den ersten Jahrhunderten des germanischen Christenthums der wilde Uebermuth und die stolze Kraft des Heidenthums erweicht und gemildert war und nun mit neuen Trieben und Strebungen und Gelüsten und mit allerlei

*) Man denke an die teutschen Wörter Degen und Wehr und an das isländische Wort Arf Waffe Erbe Landgut.

daraus entspringenden Kämpfen und Gegenstreiten eine neue bürgerliche Entwickelung begann, zeigte sich die germanische Tugend unter schwachen Herrschern und bei wankenden Trieben und noch weichen Entwickelungen dessen, was sich erst gestalten sollte, beinahe ein ganzes Jahrhundert in einer solchen Schwäche, daß oft Schaaren von nur 20,000 bis 30,000 Normännern und von 50,000 bis 60,000 Avaren oder Magyaren das große Germanien ungestraft verheeren und überziehen konnten, vor welchem die gewaltigsten Kaiser Roms in der Zeit ihrer blühendsten Macht hatten zittern müssen. Dies war die traurige Zeit, wo das Lehnwesen, auf eine wundersam eigenthümliche Weise mit dem Bilde und Wesen der Hierarchie verbunden, aus Anfängen und Keimen, die uralt waren, sich über das ganze Volk verbreiten die meisten freien Männer in Fesseln schlagen und fast niemand in voller Freiheit und in eigenem stolzem Gefühl des Seyns bestehen lassen sollte. Nach diesem traurigen Bildungsübergange kamen im zehnten Jahrhundert herrliche Kaiser und bauten das zerfallene Germanische Reich wieder auf und offenbarten, daß nicht Feigheit noch

Weichlichkeit die Schmach des vorigen Jahrhunderts verschuldet hatten, sondern ein Uebel, an welchem alle zu höherer Bildung und Entwickelung damals schreitende germanische Völker eine Zeitlang kranken mußten; und zwar die meisten derselben viel länger als die Teutschen, weil in ihnen zugleich die Anlagen und Triebe verschiedenartiger Völker mit mußten in chemischer Mischung zusammengegohren und verarbeitet werden. Doch war die alte herrliche Freiheit verschwunden, die Mehrheit des Volkes war von Hörigkeit und Knechtschaft gedrückt. Die großen Herrschergeschlechter, welche Gott uns gegeben hatte, damit wir nicht polnisch anfingen und polnisch endeten im Uebermaaße beides von Freiheit und Knechtschaft — polnische Edelleute polnische Leibeigene — erkannten die Schwäche und das Uebel, wo ihre Wurzel war: sie schufen Städte, in welchen sich im leisen Fortgange der Jahrhunderte durch sichere Bürgerordnung und stille christliche Tugend und Tapferkeit, als die der heidnischen Vorfahren gewesen war, ein neues Leben der Zucht und Freiheit, wie es nun in der Welt seyn durfte, entwickelt hat. So erwuchsen freilich mit der

Zeit wieder freie Männer, aber die alte freie und stolze Wehrschaft der Väter erstand nie wieder. Teutschland hatte nun wieder einige herrliche Jahrhunderte, leuchtend durch große und siegreiche Kaiser, durch eine gewaltige Macht drinnen und draussen, durch Zucht Sitte Reichthum und Freiheit in den Städten, bei welchen lange die Herrlichkeit des Volkes seyn sollte. Darauf als die Fürsten mächtiger und unabhängiger und die Kaiser weniger gewaltig wurden, zerstückelte und zertheilte sich allmälig die Majestät des Reichs, und schon war mehr Schein als Macht mehr Erinnerung als Gegenwart. Doch wirkte das Andenken der Vergangenheit und der Muth und Stolz des wiewohl sehr getheilten Volkes nach aussen hin noch immer so, daß Germanien bei den Fremden das an Völkern und Reichthümern unerschöpfliche und durch Gewalt der Waffen unbesiegliche Land hieß. Zu dieser Zeit, wo bei zersplitterter Macht doch in jedem Einzelnen noch ein stolzes fröhliches und freudiges Leben war und die politische Schwäche des großen Volkes zudeckte, erschienen zuerst die Schaaren von waghälsigen Miethlingen, welche im Vaterlande und bei den Nachbarn auf den

Kriegslärm zusammenliefen und unter dem Namen Teutsche Landsknechte berühmt genug sind: wilde abentheuerliche Gesellen, die sich jedem, der sie brauchte, um Lohn zum Todtschlagen verdangen, eine trotzige Titanenbrut, meistens ohne Gott Religion und Vaterland, wenn nicht etwa ein sehr edler oder stolzer Anführer wie der Emser der Frundsberg der Schärtlin ihnen auf einige Zeit eine höhere Gesinnung mittheilte. Neben diesen entstanden jedoch im sechszehnten Jahrhundert durch die unaufhörlichen Kriege mit Frankreich und den Türken hie und da im Vaterlande stehende Soldaten, wenigstens für eine geraume Zeit stehende; denn bei längerem Frieden wurden sie gewöhnlich wieder abgedankt. Das kann man als das Verhältniß annehmen, daß Länder, die jetzt 150,000 Mann unterhalten, damals zu Zeiten des höchsten Gedränges nur 30,000 bis 40,000, im Frieden etwa 2000 bis 5000 Mann hielten. Derjenige aber, welcher in seinem Lande zuerst ein bedeutenderes stehendes Heer einrichtete, das nachher immer beibehalten und von Jahrzehend zu Jahrzehend vermehrt ist, war der abscheulichste und schleichendste Tyrann, den die Geschichte kennt:

der feige und hinterlistige König von Frankreich Ludwig der Elfte verruchten Andenkens. Der dreißigjährige Krieg in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, jener wilde Titanenkrieg, wo die Göttersöhne, in innerer Zwietracht gegen einander entbrannt, wie es schien, jede letzte Kraft und Tugend zur äussersten Anstrengung spannten, um sich und das Vaterland unter Trümmern zu begraben, war auch das letzte Zeitalter jener gewaltigen Banden, die man Landsknechte heissen kann. Da sah man im Uebermaaß jene kriegerischen und tapferen Schaaren, welche gleich der kadmeischen Knochensaat in wilder Wuth geboren Freund nicht von Feind Recht nicht von Unrecht Heimath nicht von Fremde Gott nicht von Teufel unterschieden und sich einander todtschlugen, weil Todtschlagen ihnen Lust und Heldenschwung däuchte, und welche besiegt von dem Schlachtfelde sogleich dem Sieger zujuchzen immer aber dem Meistbietenden zujubelten. So war nicht bloß der Gemeine und Korporal, nicht bloß der Hauptmann und Rittmeister, welche nun dem Kaiser dann der Liga dann dem Friedländer dann den Schweden und Franzosen im ewigen Wechsel

ſich verkauften, ſondern Oberſten und Feldherren ſpielten oft dieſelbige unwürdige Rolle.

Dies Kriegsweſen wüſt wild und roh und ohne alle Geſinnung und Tugend wie weit war es in chriſtlicher Zeit und ſogar im Kampfe um das Chriſtenthum, wie einige jenen jammervollen Krieg wenigſtens meinten, von jenem edlen und hochherzigen Heidenthum entarter, wo jeder mit den Waffen in der Hand Weib und Kind und den freien Leib und freien Herd ſelbſt ſchirmte und es für die größte Schmach angeſehen hätte, wenn er die Hütung und Bewahrung ſo theurer Güter der unſichern und faulen Geſinnung eines Söldners hätte überlaſſen ſollen! Aber es ſollte noch viel ſchlechter werden.

Schon in dem dreißigjährigen Kriege ſpielte die falſche und trügeriſche Politik der Walſchen die Hauptrolle, ja Frankreich gab in den letzten ſechszehen Jahren deſſelben zum Theil den Stoff her, wodurch die verderbliche Flamme, die endlich faſt wenig mehr von Hochſinn und Heldenthum hatte, bis zum letzten matten Tode genährt ward. Frankreich war ſeit jenem oben genannten König Ludwig dem Elften, ſeit den Jahren 1470 und 1480,

ein gewaltiges Reich geworden, und einer finstern und schleichenden Politik war es gelungen, alle einzelne Freiheit und alle mittlere Gewalten in schlauer Reihenfolge der Ueberlistung Schritt vor Schritt immer mehr zu untergraben; gegen das Jahr 1650 waren sie ganz zerstört und ein ehrgeiziger und herrschsüchtiger König konnte, wie es ihn gelüstete, die ungeheuren Kräfte ungehemmt gebrauchen. Von dem Jahre 1660 (vorher war er noch unmündig) bis zum Jahre 1715 regierte Ludwig der Vierzehnte das Land, den sein Volk den Großen genannt hat, den wir Teutschen aber als den unruhigen und lug- und trugvollen Belauscher Ueberlister Räuber und Schänder unserer Ehre und Herrlichkeit nicht mit preisenden Namen nennen dürfen. Dieser eitle hoffartige und eroberungslustige König setzte Europa ein halbes Jahrhundert in eine athemlose Bewegung und zwang die Fürsten und die Völker zu den ungeheuersten Anstrengungen. Er war es auch, von welchem sich der Anfang der furchtbaren Last der zahlreichen stehenden Heere herschreibt; denn in der Maaße, wie er seine Kriegsmacht mehrte, mußten diejenigen auch thun, welche seine

Herrschsucht verschlingen wollte. So wuchs das schlimme Uebel durch die letzte Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert bis zum Jahre 1792, dem Anfange des französischen Umwälzungskrieges. Nach der Zahl der Soldaten, die ein Staat unterhielt, ward die Macht und der Glanz der Majestät gemessen; wer die meisten und geübtesten Miethsoldaten hatte, der schien der mächtigste Gebieter zu seyn. In Teutschland war es wie in allen andern Ländern, ja wegen der Vielherrschaft zum Theil noch schlimmer, und kein Land Europas unterhielt nach der Zahl seiner Einwohner so zahlreiche Heere als unser Vaterland. So daß in den Jahren 1770 und 1780 in Europa die Meinung ziemlich allgemein war, wenn Teutschlands Könige und Fürsten ihre geübten und tapfern Kriegsschaaren zusammenzögen und unter Einem Heerführer alle für Einen Mann stehen liessen, daß diese die Welt auf ihre Hörner nehmen könnten.

Und diese Miethlinge, diese stehenden Söldner, was waren es zum Theil für Menschen? Bei manchen Heeren und auch bei dem Heere des unsterblichen Friederich von Preussen

oft Haufen heimathlosen Gesindels, die man mit einem eigenen Namen die Ausländer nannte, die unsichersten gesinnungslosesten und treulosesten aller Menschen, die man, damit sie nicht wegliefen, im Frieden in Festungen einsperren mußte und im Kriege allein im Siege hoffen durfte bei sich zu behalten, das leichteste und abenteuerlichste Gesindel des ganzen teutschen Volkes, das immer von dem einen zum andern lief und neues Handgeld nahm und neuen Fahnen schwur, und von welchen viele sich rühmten, sie hätten zwanzig und dreißig Potentaten gedient. Auf solchen sollte nun die Ehre und Freiheit des Volkes ruhen. Es hatte sich durch Brauch und Misbrauch, am meisten aber durch den Untergang oder Verfall der stolzen Freiheit der Städte in den früheren Jahrhunderten im stillen Gange der Zeiten das jenige gemacht, was in den alten Geschichten immer erschienen war, wann Tyrannen geboten, welche den Händen der Bürger das Schwerdt nicht vertrauen wollten, oder wann entartete Volker unaufhaltsam dem Verderben zueilten; die meisten Bürger des Staates hatten sich als faule und feige Weichlinge,

als solche, welchen das Vaterland kaum etwas anging, den Uebungen und Beschwerden des Kriegs entzogen und bezahlten die herzlosen Miethlinge, welche, obgleich von Geburt meistens Teutsche, mit untreuer Gesinnung im Vaterlande so lange auf und ab gelaufen waren, daß sie zuletzt die ganze Welt als ihr Vaterland ansahen und ächte Kosmopoliten und Weltbürger geworden waren. Ja die widerliche Erscheinung sah man in jenen Tagen, daß die Officiere, welche Rittersporen und Schärpen trugen, als Ehrenmänner geachtet und beneidet werden konnten, wenn man die Gemeinen als die unglücklichsten und oft als die verworfensten Geschöpfe meinte ansehen zu dürfen.

Die natürliche Folge dieser Unnatürlichkeit war, daß, wiewohl teutsche Treue Ehrlichkeit Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit die Welt noch immer so leidlich erhielt, doch alle hohen politischen Ideen und Gefühle fehlten, aller Stolz und Hochsinn des Bürgers entschlafen war und die Menschen kein unsterbliches Vaterland und keine unbefleckliche Ehre ihres Volkes kannten und fühlten. Das öffentliche Leben jener Zeit war klein gleich-

gültig matt und geistlos; wohl konnten die Menschen sich an einzelne hohe Namen hängen und von ihnen forttragen lassen, aber an ewigen Ideen und unsterblichen Freuden des Geistes hatten sie keine Wonne und Weide.

Den Karakter dieser Mittelmäßigkeit des Lebens und dieser Gleichgültigkeit und Mattigkeit der Gemüther, welche vom dreißigjährigen Kriege bis zum französischen Umwälzungskriege volle hundertvierzig Jahre dauerte, trugen auch die Kriege. Es hat in jener langen Zeit sehr große Feldherren aber wenig großartige Kriege gegeben. Denn die meisten Kriege dieser Epoche sind offenbar meistens nur halb diplomatische Kabinettskriege gewesen, nur einigen ist hie und da durch den großen Karakter des Herrschers oder durch Wechselhaß der Streiter ein kleiner Strich von Volks- oder Weltkriegen beigemischt. Man hatte zu jener Zeit, als unsere Landsknechte zuerst gehört wurden, im vierzehnten fünfzehnten bis sechszehnten Jahrhundert, in Italien die sogenannten Condottieri, berühmte Feldhauptleute, welche sich mit ihren Schaaren den Meistbietenden verdangen und auf den Schlachtfeldern gern mit der möglich klein-

sten Gabe Blut bezahlten. Da hatte man erlebt, daß Schaaren von 10,000 und 20,000 Mann drei bis vier Stunden mit der größten Wuth und Erbitterung, wie es schien, gegen einander rannten und auf einander trafen und daß die eine Parthei, die überwunden heissen sollte, etwa fünf bis zehen Todte und fünfzig bis hundertfünfzig Gefangene verlor, damit das äffische Spiel doch einen kleinsten Schein des Ernstes gewänne. Daß der Teufel zu diesen höllischen Spielen lachte und daß die Geschichte sie als Gräuel verdammen muß, versteht sich. Solch ein verruchter Spaß ist nun freilich von den Teutschen und von andern ernsten Völkern nie mit dem fürchterlichen Schicksale getrieben, aber doch sind die meisten Kriege, welche in den erwähnten hundertvierzig Jahren geführt sind, mehr fast Spaßkriege als Ernstkriege zu nennen. Ich nenne sie Spaßkriege in Hinsicht der innern Bedeutung oder vielmehr Leerheit an Bedeutung; denn freilich unblutig waren sie nicht wie die Lügenscherze der Condottieri weiland, sondern schwer genug an Elend und Jammer für die Völker, dadurch fast am jammervollsten, daß sie meistens bei

nahe um nichts geführt zu werden schienen und gewöhnlich, nachdem sie in langsamer Mattigkeit oft fünf bis zehen Jahre hingeschleppt waren, die Welt und die Herzen und Gesinnungen der Menschen in derselben Lage liessen, worin sie gewesen, als sie begannen. Es war nemlich kein Welttrieb keine Weltnoth noch Weltfreude keine Nothwendigkeit des Schicksals und der Menschheit, worum sie geführt wurden, sondern die meisten entspannen sich durch den Ehrgeitz einiger herrschsüchtiger und eroberungslustiger Fürsten, um Hochzeiten Erbschaften und persönliche Vortheile und Zwiste einzelner Herrscherfamilien, oft um Gezänk von einzelnen Ministern Hofdamen und Beischläferinnen, so daß höchstens hin und wieder ein Mann darin vorragen konnte durch ausserordentliche Feldherrngaben und Menschentugenden, selten der Ursprung und das Ziel des Krieges der Art war, daß die Weltgeschichte davon wird zu melden haben. Man denke nur an einen der jüngsten Kriege, an den sogenannten Siebenjährigen Krieg, der einst vom Ganges bis zum Missisippi ertönte und den Zeitgenossen ein unvergängliches Weltwunder däuchte, welch eine kleine Spur

zieht er durch die Geschichte und wie bald wird auch sein Herrlichstes vergessen seyn! Nur Einer ragt darin hervor wie der Montblanc unter seinen Brüdern, unter den Bergen, die als Maulwurfshügel zu seinen Füßen liegen, Ein Mann, durch Großartigkeit des Karakters der Angelstern des Jahrhunderts, sein hellestes Licht und sein glänzendster Darsteller. Wann der ganze Siebenjährige Krieg wie so viele Kriege um nichts ein unbedeutendes Mährchen scheinen wird, Friedrich der Zweite wird immer der Held und der Glanz des achtzehnten Jahrhunderts bleiben in seinen Tugenden wie in seinen Mängeln. Wann es so steht, wann die Geschichte und ihre Begebenheiten nicht aus dem Volke und der Nothwendigkeit eines allgemeinen Triebes und Verhängnisses sondern aus den Einzelnheiten und Launen und Trieben der Personen geboren zu werden scheint, dann ist ein Zeitalter, wie große Einzelne es auch hie und da noch aufweise, immer ein kleines und lebloses und seelenloses Zeitalter, und ein solches ist die Zeit vom dreißigjährigen Kriege bis zum Jahr 1789, wo die französische Umwälzung begann, im Ganzen allerdings zu nennen, ob-

gleich zuweilen auch für hohe Zwecke und Güter gekämpft worden.

Als nun das Kriegswesen so stand und die Kriege so in langsamer Quälerei und mit einer gewissen Hofartigkeit und Kabinettszierlichkeit, als seyen sie nur Zeitvertreib der Fürsten und ihrer Minister, geführt wurden, und die, welche grade nicht mit der Haut bezahlen mußten, kaum wußten, ob sie Spaß oder Ernst seyen, als der gedungene und kümmerlich genug bezahlte Soldner der einzige Wehrmann war und alles andere Volk in leerer Gleichgültigkeit Bequemlichkeit und Gemächlichkeit der Sitten und in den leersten und nichtigsten Freuden und Zeitvertreiben darnieder lag und der Tapferkeit Mannlichkeit Freudigkeit und Wehrlichkeit der Altvordern und des hohen Stolzes und Muthes der Freiheit gar vergessen hatte, da begann an den Ufern der Seine der fürchterliche Vulkan sein Feuer zu speien, der nach dreißigjähriger Arbeit noch immer Flammen in seinen Eingeweiden trägt, die man nur mit Mühe bändigen kann, daß sie nicht mit neuer Verwüstung über die Länder ausbrechen. Der Gewalt, welche von hieraus über alle Völker hindrauste

und uralte Thronen und Herrlichkeiten erschütterte und zerbrach, konnte man mit den gewöhnlichen Mitteln nicht begegnen; sie war zu heftig ungestüm und lebendig, sie war ein mächtiger Trieb, das eigentliche Leben der Zeit. Jedem Triebe aber, welcher fast wie mit einem Siegel der Nothwendigkeit erscheint und, wie dunkel er seyn mag, doch meistens in Einer Richtung nach Einem Ziele fortschießt, muß dasjenige nothwendig erliegen, was weder Trieb noch Ziel hat. So ist es denn geschehen, daß Europa von den Franzosen umgekehrt und zuletzt das Spiel eines hinterlistigen und grausamen Eroberers geworden ist, der jetzt im fernen Ocean seine Verbrechen und seine untergegangene Herrlichkeit betrauern kann. Die französische Umwälzung hat die verlorne Idee des wahren Krieges wieder in die Welt gebracht, sie hat gezeigt, wie fürchterlich und unüberwindlich Heere seyn können, die von einer Idee oder nur von einem dunkeln gemeinsamen Triebe beseelt werden, selbst wenn dieser Trieb einer der untersten und schlechtesten wäre. Alle Mächte, alle Heere, die durch Rüstigkeit und Fertigkeit und Uebung und Glanz auf den Paradeplätzen für die ersten

Heere Europas gehalten wurden, haben der Gewalt nicht widerstehen können, welche eine Volksgewalt war. So daß eine Zeit war, wo die Meinung von der Brauchbarkeit und Trefflichkeit der stehenden Heere viel geringer war, als sie seyn durfte.

Endlich hat sich diese Gewalt, welche unter Napoleon in seinen letzten acht Jahren schon der schlechteste aller Triebe geworden war, auch zu uns gewendet. In der Noth, wo alle gerüstete und geübte Heersmacht fehlte, hat man versuchen müssen, ob das teutsche Volk, von welchem viele ungläubig behauptet haben, es sey einer wälschen Aufloderung und Begeisterung unfähig, nicht auch zu entflammen wäre, ob es nicht, durch den bloßen Trieb und lebendigen Sinn eines heiligen und gerechten Zorns getrieben, den rechten Krieg führen könnte. Man hat mitten in der Schmach der langen und gräulichen Unterjochung Freiheit und Vaterland gerufen, Fürst und Herr Bauer und Burger Alt und Jung hat zu den Waffen gegriffen, der teutsche Wehrmann kriegsfreudig und gottesfürchtig frei und tapfer ist nach langen Jahrhunderten wieder ins Feld gerückt, und Gott

iſt mit ihm geweſen, und in wenigen Monaten iſt der Feind zerſchmettert und bald in ſeinen eigenen Gränzen angegriffen und beſiegt worden: erſt in Paris ſind die Wehren ſtill geſtanden.

Was ſoll man hieraus lernen? und was haben die Völker daraus gelernt?

1) Daß ein ſtehendes Heer, wenn es auch aus lauter Eingebornen beſteht, weder die leibliche noch geiſtige Kraft hat, ein Land allein zu beſchirmen, ſobald die Zeiten irgend gefährlich werden. Denn jedes ſtehende Heer, auch das beſte, wird leicht etwas vom Volke Abgeſondertes Inſichgeſchloſſenes Sichvornehmerundbeſſerdünkendes und entbehrt alſo nur zu bald aller gewaltigſten und größten Belebung der wahren Liebe und des wahren Muthes, welche nur aus dem Herzen des Volkes in daſſelbe einſtrömen und ihm die geiſtige Unüberwindlichkeit geben können.

2) Daß alſo die verlorne und nach langer ſchlimmer Zeit wieder entdeckte und wieder gefundene teutſche Wehrmannſchaft nun nimmer wieder darf aufgegeben werden, wenn Völker nicht der Raub des erſten beſten freveluden und glücklichen Eroberers werden

wollen, der mit größeren geübten Haufen, als man ihm von dem Paradeplatz entgegenführen kann, über sie herfährt.

Diese treufeste ehrenfeste und mächtige Wehrmannschaft ist in sittlicher und politischer Hinsicht die größte Erscheinung, welche dem vom langen starren Schlafe wiedererstandenen Vaterlande die letzten Jahre geboren haben, und mit löblichem Eifer weisen Fürsten und Volk sich allenthalben gleich bereit, dieser glänzenden Geburt der Zeit zu pflegen und sie zu voller Jugendkraft und Jugendschönheit zu erziehen. Ihre bestmögliche Schöpfung und Einrichtung ist die größte Aufgabe des Tages geworden. Wir sagen hier noch einige Worte über ihren Zweck und über die Vortheile, die sie dem Staate bringt, und über die Vorzüge, die sie vor jedem stehenden Heere hat.

Der erste große Zweck der Wehrmannschaft ist, daß jeder Bürger des Staats wieder in sein natürliches Recht und seine natürliche Pflicht eingesetzt wird, die männlichen Künste immer zu üben und nach dem Muster der Vorfahren mit den Waffen in der Hand das Vaterland zu schirmen und, wenn Gott will, für das liebe Vaterland das Leben zu lassen.

Der zweite Zweck ist, die sündliche Gebrechlichkeit des stehenden Heers immer mehr zu verringern und, wie sehr es irgend die Umstände erlauben, abzuschaffen. Jedes stehende Heer wird im Frieden gar zu leicht etwas Abgestandenes und Todtes etwas Geistloses und Eingebildetes, woran sich Tand und Eitelkeit genug hängt. Die stehenden Heere sind seit hundertfünfzig Jahren die Plage und Noth der Völker Europas gewesen, für ihre fortgehende Vermehrung und Unterhaltung haben alle Kräfte der Länder über das Maaß gespannt und angestrengt werden müssen, für sie müssen die meisten Völker noch seufzen. Was von dieser ungeheuren Last durch eine zweckmäßig eingerichtete Wehrmannschaft des Vaterlandes abgewälzt werden kann ist ein Gewinn für die Freude die Sittlichkeit und den Wohlstand. Die Wehrmannschaft ist eine Einrichtung, die dem Christen und Freien gleich sehr geziemt, die stehenden Heere wird jeder, der sie nicht als ein nothwendiges Uebel betrachtet, für ein Unglück erklären müssen.

Welche Vortheile hat die Wehrmannschaft für den Staat?

Wenn er sie im Frieden auf das einfachste und natürlichste einrichtet, so gewinnt der Staat wohl die Hälfte der Ausgaben, die er jetzt auf das stehende Heer wenden muß. Er kann seine Unterthanen erleichtern; er gewinnt also fröhlichere anhänglichere Bürger. Oder er kann das Geld, was das stehende Heer sonst kostete, zu gemeinnützigen wohlthätigen Zwecken verwenden. Er gewinnt, wie er nun nicht von Einzelnen sondern von dem Muth und der Liebe aller getragen wird, selbst das Gefühl und Bewußtseyn eines frischeren und stolzeren Lebens, als er bei der kälteren und steiferen Art des zwangvollen stehenden Dienstes haben konnte; immer aber hat er das hohe Gefühl, daß er nur untergehen kann, wann seine letzte freie Wehr erschlagen ist. Dies Gefühl giebt Liebe Vertrauen Stolz tiefere Würde und edlere Weltansicht. So treibt in der großen Reihe der Dinge immer ein Leben das andere eine Tugend die andere hervor. Was sonst kleinlich matt muthlos und geistlos, in allen seinen Theilen zerspalten und zerrissen, fast wie eine künstlich zugeschnittene und bereitete Leiche da lag, woran jeder flachste Spitzkopf seine diplomatischen und

kabinettlichen Künste zeigen konnte, das wird nun wirklich ein Lebendiges ein Gemeinsames ein Ganzes im Staate, und ohne Geist und Kraft mag keiner etwas bedeuten, wenn im Volke Geist und Kraft ist.

Die Wehrmannschaft hat Vorzüge vor dem stehenden Heere. Welche sind die?

Sie ist, zweckmäßig eingerichtet über die Hälfte wohlfeiler.

Sie ist das Heer des Vaterlandes, sie gehört dem Vaterlande und Volke ganz an, da sie nach den wenigen Uebungswochen wieder in den Schooß des Volkes, und zu den gewöhnlichen Geschäften und Arbeiten zurückkehrt. In ihr bleibt der stillere edlere Sinn des ganzen Volkes immer lebendig. Sie kann wie das stehende Heer, dessen höchster und fast einziger Glaubensartikel blindester Gehorsam ist, nach dem altfassischen Sprichwort, das auch Napoleon und alle Tyrannen von Nimrod an verstanden haben, Folg Odder, un do Quad von Gewalt und Hinterlist nicht gegen die Freiheit und das Gesetz gemisbraucht werden.

Sie ist, da sie immer bald aufgelöst wird und jeder dann wieder zu seinen gewöhnlichen

Arbeiten zurückkehrt, keine Schule der Ueppigkeit und Liederlichkeit, wie ein stehendes Heer, wo trotz aller Scheine von Thätigkeit und Geschäftigkeit doch so viele leere und müßige Stunden bleiben, seiner Natur nach fast nothwendig werden muß.

Sie ist eine Uebung der männlichen Künste und Tugenden für das ganze Volk, die sonst vergessen schlummerten, eine Erinnerung jeder Kühnheit und Trefflichkeit, eine Mahnung jeder Treue und Hingebung für das Vaterland. Wo alle, Klein und Groß und Vornehm und Gering Einer Pflicht und Eines Rechts ermahnt werden, wo die Menschen der verschiedensten Stände und Gewerbe sich für Einen großen Zweck versammeln, da muß die Gesinnung einer stolzen und edlen Gemeinschaft keimen, wenn die Menschen überhaupt etwas Keimliches haben, da muß das glorreiche Vaterland und die unsterbliche Tugend selbst solche entzünden, die sonst nur auf die gemeinsten Bedürfnisse und Geschäfte des Tages gerichtet waren.

Sie ist viel stärker als das stehende Heer. Denn sie besteht ja aus allen geistigen und leiblichen Kräften des gesammten Volkes. Ein

ſtehendes Heer iſt alles durch den Anführer. Ich will damit nicht ſagen, daß die Wehrmannſchaft ohne treffliche Anführung eben etwas Großes iſt. Aber ein ſtehendes Heer kann nicht oft geſchlagen werden, ohne daß es endlich völlig ſchlecht und geiſtlos werde; ein Volk kann, ſchlecht oder gut geführt, wenigſtens bis zur Vernichtung mit dem Muth der Ehre und Verzweiflung kämpfen. Soll ich Beiſpiele anführen, wo die ganze Geſchichte Ein Beiſpiel iſt? und in unſern Tagen, wo wir Spanien und Tyrol und die Vendee geſehen haben? Denn auf einem magern und kalten einzelnen Boden ſteht ein ſtehendes Heer; wie flammt aber unter der Wehrmannſchaft ein ganzer Aetna voll Liebe Ehre Treue Weh und Wonne eines ganzen Volks! Die Kräfte ſind hier zu ungleich; ſie müſſen ungleiche Wirkungen offenbaren. Aber die Wehrmannſchaft iſt nicht bloß durch die Geſinnung viel ſtärker als das ſtehende Heer; ſie überwiegt auch an Zahl, und, was dieſer Zahl an Uebung mangelt, das erſetzt ſie durch Geiſt. Das haben wir geſehen und werden wir ja immer ſehen, wenn das Künſtliche gegen das Natürliche das Kalte gegen das Warme das

Herzvolle gegen das Dünkelvolle auftritt. Wir wollen nicht so albern seyn zu behaupten, Uebung sey nichts oder wenig — o sie ist etwas Gewaltiges! — aber es giebt hier eine Gränze, und es gehört noch etwas Anderes dazu. Mit den leeren Bildern des Kriegs soll im Frieden am wenigsten gespielt werden; die sind so voll Gaukeleien des Tandes und Wahns, daß die besten Männer darüber eitel und leer werden können und das zuletzt in einzelnen Tritten und Schwenkungen zu haben meinen, wozu ein ganz anderes Streben und ein ganz anderes Schwingen und Schwenken gehört, wenn es einmal Sieg und Ruhm anlocken soll. Die zu viele Quälerei und Zierere der Paradeplätze und der blanke und leere Prunk, welcher Eitelkeit und Aufgeblasenheit gebiert, macht ungeschickter für den erhabenen Ernst des Schlachtfeldes, als derjenige ist, der vielleicht nur sechs Wochen Rechts! Links! gehört hat. Das haben große Feldherrn gesagt; ich sage es nur nach.

Uebrigens will ich hier noch einmal gestehen, daß ein stehendes Heer, das täglich geübt wird, die Wehrmannschaft allerdings an Gewandtheit und Fertigkeit übertreffen muß,

daß es also darin besser ist. Aber in dem Geist, der für die höchsten Güter in den Tod treibt, in dem Muth, der von einer unendlichen Liebe getragen und beseelt wird, in der Hingebung, welche alles drein setzt, kann sie nie an die Wehrmannschaft reichen. Ich setze eine Wehrmannschaft voraus, wie sie seyn soll, eine solche, die zweckmäßig eingerichtet geübt und gebraucht wird. Diese muß das stehende Heer immer um die Hälfte Geist übertreffen. Laß das stehende Heer ihr nun um eben so viel in Uebung und Fertigkeit überlegen seyn, so sind diese beiden Kräfte so ungleich, daß die geistigen nothwendig die leiblichen überwinden müssen. Jeder begreift, daß fünfzig Procent Uebergewicht an Geist, gegen eben so viel Uebergewicht an Uebung und Fertigkeit in die Schale gelegt, wenigstens ziehen muß, wie Drei Eins zieht. Das giebt aber die Erfahrung aller Zeiten, daß sowohl stehendes Heer als Wehrmannschaft, wann es nun zur wirklichen Anwendung des Geübten und zum Ernst des Gespielten kömmt, wenigstens ein Vierteljahr Krieg bedürfen, ehe sie draussen inne werden, worauf es in Kriegen auch körperlich am meisten ankömmt.

Die Wehrmannſchaft iſt ferner viel ſicherer und feſter als das ſtehende Heer, nicht bloß durch die Geſinnung ſondern mehr noch durch die wirkliche Stärke. Ein Staat, der jetzt mit kümmerlicher Quälerei 200,000 Mann ſtehender Soldaten unterhält, mag leicht mit 600,000 Wehren ins Feld rücken. Geſetzt, dieſe müßten im Anfange des Krieges wegen geringerer Fertigkeit auch Lehrgeld geben und ſie mit einigen guten Schlappen bezahlen, ſie können es aushalten und ſich mit antäiſcher Kraft leicht wieder ergänzen, wenn das Volk überhaupt einen edlen und freien Sinn hat, der für Herrſcher und Vaterland entbrennen kann; und alſo ſtehen die Wehren als Koloſſe da, die man nicht rücken kann ſondern die man zermalmen muß, wenn man über ſie hin will. Nicht aber ſo das ſtehende Heer, wie trefflich es auch durch Uebung und durch die Herrlichkeit des Feldherrn ſeyn mag. Dieſes kann zuweilen ſelbſt bei ſeinen Siegen zittern; nie ſo das Volk, dem das Gefühl der Menge und Stärke innewohnt. Denn beſtände das Volk, das angegriffen wird, auch nur aus fünf Millionen Seelen und der Angreifer zählte fünfzehn, ſo iſt dieſes, das ſich auf

seinem eigenen Boden vertheidigt, dem Angreifer doch immer gewachsen. Es ist mit seiner ganzen streitbaren Kraft immer ganz zur Stelle; von jenem kann höchstens ein Dreißigstel gewöhnlich nur ein Fünftastel gegen dasselbe ausrücken und wegen der Schwierigkeit geistiger und leiblicher Hülfsmittel diesen Kampf in der Ferne selten so lange ertragen, als die kleinere Zahl in der Nähe. Das lehrt die Geschichte der berühmtesten Kriege und größten Feldherren, daß ein Heer von 100,000 bis 150,000 Mann die Zahl ist, wo der Geist des Befehls, sowohl aus dem Heere als aus dem Führer hervorgehend, die meiste geschwindeste und geordnetste Schnellkraft hat, daß die größere Zahl, wie sie wächst, immer mehr in die Gewalt des Zufalls fällt, wo dem hohen Genius des Feldherrn der Umgriff und Durchgriff zu mangeln beginnt, daß aber Schaaren von 300,000 bis 500,000 Mann in Einer gleichen Kraftäusserung und Anstrengung selten lange zusammen gehalten werden können. Dies sey gesagt zum Trost für diejenigen, welche Ueberschwemmungen und Niedertretungen der Freiheit durch die Menge fürchten mögten. Sie

ſind freilich ſogleich da, wo keine Wehrmannſchaft iſt.

Die Wehrmannſchaft ſetzt den Krieg wieder in ſein Recht ein, ſie giebt ihm den heiligen und hohen Ernſt wieder, den er ſeit zwey Jahrhunderten faſt verloren hatte, ſie reißt ihm die gleiſſende Larve des Leichtſinns und der Spaßhaftigkeit ab, worin er erniedrigt war. Denn was aus dem Gefühle und der Liebe und dem Zorn eines ganzen Volks hervorgeht, muß freilich ganz anderen Nerv und Kern haben, als was leichte Kabinettkünſte und höfiſche oder diplomatiſche Anzettelungen ſonſt geboren haben. Denn man mag den Krieg anſehen, wie man will, als einen Gräuel oder eine Wohlthat des menſchlichen Geſchlechts, der Schein eines Mittelding zwiſchen Ernſt und Scherz, wie wir ihn ſo oft haben führen ſehen mit lügenhafter Menſchlichkeit matter Schlafrigkeit und langſamer Quälerei, wobei die Völker doch zertreten werden, jenes halbe Spiel darf er nicht ſeyn ſondern ein Spiel auf Tod und Leben, ja ſelbſt auf Tod und Leben der Reiche und Völker, muß er ſeyn.

Die Wehrmannſchaft verkürzt den Krieg. Ein ganzes Volk, das die ganze Kraft drein ſetzt, bringt ſtehend oder erliegend immer geſchwindere Entſcheidung als ſtehende Heere, die von beiden Seiten immer langſam wieder ergänzt werden und das Uebel durch das Verſchleppen der Zeit erſt recht zu einem fürchterlichen Uebel machen.

Die Wehrmannſchaft hindert den leichtſinnigen und ungerechten Krieg, der mit ſtehenden Heeren ſo leicht anzufangen iſt und oft durch die Lüſternheit dieſer ſtehenden Heere darnach angefangen wird. Was ſonſt der herrſchſüchtige Einfall eines Eroberers die Tücke eines Günſtlings die Laune einer Kebſin leicht anzünden konnte, wird gefährlicher gewagt, wo die Herzen und Fäuſte eines ganzen großen Volks mit dazu gezogen werden ſollen. Ein Krieg um Nichts ein ungerechter und toller Krieg iſt ein gefährliches Spiel, wenn den Leuten, die darin ſterben ſollen, einfällt, ob er auch überall eine Noth von Gott und vom Recht war.

Dies und viel Anderes könnte man mit viel ſchöneren Farben und Verzierungen gegen das ſtehende Heer und für die Wehrmannſchaft

ſagen. Aber auch ſchon hieraus erhellt, welch eine Anſtalt die Wehrmannſchaft für die Sicherheit Freiheit Selbſtändigkeit und Ehre der Völker iſt, wie ſie eine heilige Flamme jeder hohen Geſinnung und ſtolzen That eine Züglerin und Hemmerin und Bändigerin der Tyrannei Eroberungswuth und Gewalt werden kann. Darum muß ſie auch immer und ewig allen denen verhaßt ſeyn, welche nach willkührlicher und ungerechter Gewalt ſtreben — ihre unſichere Stütze iſt das ſtehende Heer — aber Herrſchern, welche auf Hoheit Muth Freiheit und Gerechtigkeit ſtehen und mit dieſen Pflegern und Haltern der Unſterblichkeit für das Edle wagen und dulden wollen, muß es wohl das Herrlichſte dünken, mit der Wehrmannſchaft für Ehre und Vaterland ins Feld zu rücken.

Ich habe oben gerühmt, daß die meiſten Herrſcher und Fürſten des teutſchen Landes dieſe ſchöne Landwehr pflegen und fördern. Doch dünkt vielen biedern Vaterlandsfreunden die Zahl der ſtehenden Heere in Teutſchland immer noch zu groß und für das durch zwanzigjährige Kriege und mancherlei Unglück durch Schulden und Finanzen gedrückte Volk

eine zu schwere Last, die ihm auf das schnellste abgebürdet werden sollte. Die Klagen darüber mögen natürlich seyn; sie sind nicht allenthalben billig. Auch dies muß sich durch allmälige Uebergänge machen, und hin und wieder ist gottlob ein solches Streben der edleren Herrscher sichtbar. Wegen der Stellung der Fremden zu uns wegen der Noth bei der Wiederbelebung und Einrichtung der Wehrmannschaft wegen der wirklichen Gleichgültigkeit oder gar Abneigung des Volks gegen den würdigen Kriegsdienst, eine Gleichgültigkeit und Abneigung, die sich in manchen Gegenden des Vaterlandes nicht leugnen läßt, wo sie, was ihnen beides Pflicht und Ehre dünken sollte, nicht begreifen wollen, muß erst in dem Gewöhnlichen alles tüchtig durchgearbeitet und vorbereitet werden, damit das Ungewöhnliche kommen und werden könne. Es muß das geschehen, was viele sagen: das Volk muß erst durchexercirt werden. Ich bin nun freilich nicht ganz der Meinung; ich weiß wohl, daß es Mittel giebt, und sicherere und schönere Mittel, das ganze Volk bald wehrhaft und waffenlustig und geübt und rüstig zu machen. Aber daß diese

Mittel jetzt schon gebraucht werden könnten, ist bei der Stellung und den Verhältnissen der Dinge und Personen unmöglich. Ein Menschenalter muß gewiß vergehen, bis die teutsche Wehrmannschaft ganz das werden kann, was sie ihrer Natur nach seyn könnte und seyn sollte. Denn durch das ganze volle Gemüth durch die ganze Sitte und Erziehung des Volks muß diese Anstalt gehen, damit sie in unserer christlichen Zeit auf eine christliche Weise und mit christlicher Zucht das werden könne, was sie zur Zeit unserer Vorfahren auf heidnische Weise einst war. Die Einrichtungen unserer Staaten die Ansichten der Herrscher die Vorurtheile der Leute aus der alten Schule und überhaupt aller derjenigen, die von Natur zu einer engen Schule gehören, die Vorurtheile der durch das Neue Betheiligten oder Verletzten und viel Anderes, das zu tief liegt, als daß es hier erörtert werden könnte, machen es noch unmöglich, daß diese Anstalt werden kann, was in ihrer Idee liegt, eine zugleich politische und sittliche großartige Erziehung des ganzen Volkes im Sinn der christlichen Demuth und der christlichen Hingebung des Lebens und aller irdischen Güter

und in Wiederbelebung und Wiederherſtellung der einfältigſten Staats- und Regierungsverhältniſſe, wie ſie als ein ſchöner Traum vor der Seele des frommen Vaterlandsfreundes ſchwebt. Doch wie ſehr wir auch noch in den Anfängen dieſer Vortrefflichkeit ſtehen und wie fern das Ziel noch von uns iſt, wohin wir ſtreben, ſo mag es doch nichts Ueberflüſſiges ſeyn, wenn ich hier noch einmal in einigen leichten Linien hinzeichne, was unter andern Geſtalten und Beziehungen kürzer oder länger ſchon oft von mir dargeſtellt iſt. Nicht, weil ich das Meinige grade für das Beſte und Vollkommenſte halte, ſondern weil ich meine, daß es gut iſt, daß wir Teutſche, welche leider gar zu leicht über das Wirkliche und über die Wirklichkeit des Augenblicks wegſchweben, den Trieb nicht verlieren, über unſere wichtigſten Angelegenheiten Ideen zu wechſeln. Und entſteht aus dieſem Wechſel auch Krieg, was ſchadet denn dieſer luſtige Kampf, wobei gewöhnlich doch nur Federn fliegen?

Alſo eine allgemeine Wehrmannſchaft ſoll ſeyn und das ſtehende Heer ſoll abgeſchafft werden? und es ſoll gar nichts von ihm bleiben? Das meinſt du? das ſiehſt du für

ein Glück des Vaterlandes und für eine Erleichterung der Menschen an?

Das wäre allerdings ein großes Glück des Vaterlandes und eine Wohlthat für die ganze Menschheit. Aber ganz ist das nicht möglich, wie unser Leben die Stufen und Verhältnisse unserer und der allgemeinen europäischen Bildung und die Kriegsart und Kriegskunst der Zeit nun einmal sind. Aber die Mehrheit des stehenden Heers will ich abgeschafft, das ganze Fußvolk will ich in Wehrmänner verwandelt wissen. Man höre:

Schweden hat seit hundertvierzig Jahren eine Art Wehrmannschaft, freilich eine sehr unvollkommene, weil sie zu sehr nach dem Zuschnitt und Geist des stehenden Heers gemodelt und nicht unmittelbar genug mit dem Volke verbunden ist noch mit großartigen und volklichen Ordnungen, die damit verknüpft seyn sollten. Seit Karl dem Elften, einem der größten schwedischen Könige, der in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts regierte, waren drei Viertel des schwedischen Heers eine Art Wehrmannschaft und etwa ein Viertel nur stehende Truppen. Diese Wehrmannschaft, die auf schwedisch die Eintheil-

lung (indelning) heißt, erstreckt sich auf Fußvolk Matrosen und Reiterei. Nur die Artillerie die Leibwachen des Königs (etwa 2500 bis 3000 Mann) und etwa drei vier Besatzungsregimenter waren stehende Soldaten. Eintheilung hieß diese Einrichtung, weil das Heer nach einem Anschlage der Volksmenge und Hülfsmittel der Landschaften über das ganze Reich vertheilt war, wozu sowohl der König von den Krongütern als die Grundbesitzer von dem Ihrigen geben mußten. Jeder stellte und unterhielt nach dem Maaße seines Grundbesitzes eine gewisse Mannschaft, und von dem Gemeinen bis zum Obersten hatte jeder Krieger ein kleines Gütchen Bostelle oder Wohnstelle genannt, wovon er lebte. Alljährlich hatte jedes Regiment etwa sechs Wochen eine Versammlung für Uebungen und sonntäglich zuweilen Kompagnie- und Rottenweise. Selten geschah es, daß mehrere Regimenter für größere und allgemeinere Uebungen und Bewegungen in Schaaren zusammentraten. Sonst war jeder frei, ging hin wohin er wollte, beschäftigte sich und arbeitete, wie es ihm gefiel, kurz lebte jedem andern Bürger und Bauer gleich. Darum glaubte der Fremde

ling in Friedenszeiten leicht, Schweden habe etwa nur 10,000 Soldaten, weil diese eingetheilte Mannschaft, die doch über 40,000 Mann betrug, weder in Kleidung noch in Haltung des Soldaten erschien. In diesen eingetheilten Regimentern hat von jeher der Kern der schwedischen Kriegsmacht bestanden; sie sind in allen Kriegen an Ruhm der Tapferkeit Ausdauer und Mannszucht den stehenden geworbenen Regimentern überlegen gewesen. Nur der Fehler war bei der Einrichtung, daß die eingetheilten Soldaten dienten, solange sie nur den Leib tragen konnten; denn ihre Wohnstelle war ihnen eine Pfründe. Daher sieht man in Schweden häufig sechszig- und siebenzigjährige Soldaten im Dienst, die bei uns jetzt gottlob eine seltene Erscheinung sind.

Dieses schwedische Mittelding zwischen Landwehr und stehendem Heer, dieses eingetheilte Heer hat bei aller seiner Unvollkommenheit und wenigen Uebung solches immer geleistet; wie viel mehr wird das unsrige es thun, ein ächtes ganzes Ding und kein Mittelding, wenn wir alle jugendlichsten fröhlichsten und lebendigsten Geister, von ernster Gesinnung und männlichem Willen zusammengehalten

und gezügelt, dabei in Bewegung setzen und in Anspruch nehmen!

Mein ganzes Fußvolk wird Wehrmannschaft. Meine Reiterei und Artillerie wird es nicht, weil diese, die erste aus zweierlei lebendigen, die zweite aus vielen künstlichen Kräften zusammengesetzt, nicht genug als Maschine geübt werden können, damit zur Zeit des Gebrauches die größte Fertigkeit und Geschicklichkeit da sey.

Ich habe ausser diesen beiden auch noch ein kleines Heer von Auserlesenen, die Blüthe der geistreichsten kenntnißreichsten und erfahrensten Officiere, einen sehr zahlreichen Generalstab, worauf auch im Frieden die größte Sorge gewandt und zu dessen Vervollkommnung und Ausbildung keine Kosten gespart werden. Denn diese künftigen Führer und Seelen des Heers müssen das, was künstlich und wissenschaftlich für die Kunst des Krieges gewonnen ist, immer erhalten und vermehren.

Wie richte ich mein Fußvolk oder — was dasselbe ist — meine Wehrmannschaft ein?

Erstlich werfe ich ein Netz über mein Land und theile es nach seiner Volksmenge in so

viele gleiche Theile, als ich Fahnen oder Regimenter Fußvolk errichten will. Ich schliesse den Kreis meines Regiments ab, und alle Männer dieses Kreises zwischen dem achtzehnten und fünfundvierzigsten Jahre des Alters sind Soldaten des Regiments, diejenigen ausgenommen, welche bei der Reiterei und Artillerie, die geworben wird, oder bei dem Generalstabe Dienste genommen haben.

Nach der Kriegsordnung, die ja durch verschiedene Beziehungen und Verhältnisse in jedem Lande wieder verschieden ist, nimmt man eine bestimmte Zahl Köpfe an, woraus eine Fahne bestehen soll: 1500, 2000, 2500, 3000, und vielleicht noch mehr. Dies können wir das Einfache oder das Simplum der Fahne nennen. Es kann aber die Männerzahl zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren in einem Bezirke so groß seyn, daß einer Fahne 10,000 oder 15,000 dienstpflichtige Männer angehören. Wenn nun so große Noth da ist, so wird das Doppelte oder Dreifache und Vierfache oder gar alles Wehrhafte, was schlagen kann, aufgeboten.

Jedes Regiment hat einen stehenden Rahmen von einem Obersten Major einigen

Hauptleuten Schreibern, Wäbeln und Unterofficieren. Dieser Rahmen wird auch im Frieden besoldet und ist immer in Thätigkeit, um das Ganze sowohl im Leben als auf den Rollen und dem Papiere zusammenzuhalten, die Uebungen zu leiten, kurz den ganzen Haufen so geordnet zu haben, daß, wann Krieg klingt, in wenigen Tagen die verlangte Zahl zum Ausmarsch fertig ist. Diese Rahmen der Regimenter sind das Einzigstehende in der von dem Volke immer ausgehenden und zu dem Volke immer zurückfliessenden Wehrmannschaft.

Acht Jahre muß jeder die jährlichen Uebungen des Regiments, in dessen Bezirk er wohnt, mit durchhalten, nemlich von dem Anfange seines siebenzehnten bis zum Schlusse seines vierundzwanzigsten Jahres; doch als Soldat im Felde wird er vor seinem neunzehnten Jahre nicht gebraucht. Hat er seines Gewerbes oder seiner Studien wegen den Ort seiner Heimath verlassen, so muß er von dem Stabe des Regiments, in dessen Bezirk er nun lebt, einen Schein einsenden, daß er dort die gesetzlichen Uebungen mitgehalten habe. Hat er wegen seiner Studien oder

Reisen in fremden Ländern gültige Entschuldigung, so muß er die versäumten Uebungsjahre auch nach dem vierundzwanzigsten Lebensjahre noch nachholen. Nach dem vierundzwanzigsten Jahre wird jeder zu dem Regimente gezählt, in dessen Bezirke grade sein Wohnort ist. Bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre muß er irgend eines Regiments pflichtiger Wehrmann seyn.

Jedes Regiment hat drei Uebungsmonate, wo die Uebungspflichtigen in drei Abtheilungen erscheinen und jeder, wie es seinem Geschäfte und Gewerbe am bequemsten ist, vier volle Wochen in den Waffen geübt wird: und zwar einen Uebungsmonat im Frühlinge und zwei im Herbste, etwa von der Mitte des Hornungs bis zur Mitte des Frühlingsmonds und den Weinmond und Windmond, weil der Frühling und Sommer die Arbeiten der Menschen am wenigsten entbehren können und der Winter zu kurze und traurige Tage hat.

Diejenigen, welche ihre acht Jahre jährlich einen Monat so durchgeübt haben, sind für die folgende Zeit von den Uebungen entbunden, es sey denn im wirklichen Kriege,

wo alle Kräfte hervorgesucht werden und wo auch die älteren Männer von dreißig und vierzig Jahren sich bereiten müssen fertig zu seyn, wenn das Vaterland sie ruft. Doch muß sich jeder, der zwischen vierundzwanzig und fünfundvierzig Jahren alt ist, bei dem Anfange des ersten Uebungsmonats im Frühlinge zur allgemeinen Regimentsversammlung einfinden, damit die Namen und Rollen jedes Regiments in Ordnung bleiben.

Während der Uebungen unterhalten die Vermögenden sich selbst, die Armen und Unvermögenden werden auf Kosten des Regimentsbezirks unterhalten, in welchem sie wohnen.

Die Waffen giebt allen der Staat. Die Vermögenden kleiden sich selbst, die Armen werden von dem Regimentsbezirk gekleidet nach der Vorschrift; so daß jede Gemeinde ihre Armen kleidet, wie sie dieselben während der Uebungen ernährt. Die Waffen aller und die Kleider der Aermeren werden bei dem Stabe des Regiments verwahrt, ausgegeben, wann die Uebungen beginnen, wieder eingeliefert, wann sie beschlossen werden.

Vom Staate besoldet wird die Wehrmannschaft nur, die wirklich im Kriege thätig ist.

Auſſer dem Rahmen, der immer ſtehend bleibt und deſſen Stab vom Staate die ordentliche Beſoldung erhält, werden keine Officiere und Gemeine weiter beſoldet. Die unbeſoldeten Officiere werden nach ihren Kenntniſſen und Sitten und nach der Liebe und Achtung, die ſie in der großen Bezirksgenoſſenſchaft haben, gewählt, von dem Korporal und Unterofficier bis zum Major. Zu den höheren Graden erhebt der Herrſcher; nur daß er der Genoſſenſchaft nicht vorbeigehe.

Bei ausbrechendem Kriege werden die Officiere wie die Gemeinen nach dem Alter aufgeboten; ſo daß das Aufgebot mit den jüngſten Jahren anfängt und mit dem fünfundvierzigſten Jahre ſchließt. Das verſteht ſich von ſelbſt, daß von Officieren ſowohl als von allen Klaſſen der Bürger als Freiwillige ausziehen können, welche wollen; nur daß dieſe ſich dann ſelbſt beſolden, denn Lebensbedürfniſſe und Quartier erhalten ſie gleich den Gemeinen.

Wenn die Menſchen ſo alle ohne Unterſchied — nur die Krüppel und Gebrechlichen ſind ausgenommen — von Jugend auf mit dem Gedanken vertraut werden, daß kein

Mensch zu gut ist, für das Vaterland zu streiten und, wenn Gott will, zu sterben, wenn sie so acht Jahre geübt werden, wenn sie bis zum fünfundvierzigsten Jahre in der vollen Regimentsgenossenschaft und Dienstpflichtigkeit bleiben und wenn — worauf wir für die Tugend Sittlichkeit und Tapferkeit der Männer den größten Werth legen — die heimathliche Genossenschaft nie zerrissen wird, so daß Bekannte Verwandte Freunde und Heimathleute beisammen bleiben und mit einander in den Reihen stehen, wenn damit eine gemeinsame Erziehung und Unterweisung der Jugend und eine freie Gesetzgebung verbunden wird — wie sollte sich nicht eine edle tapfere begeisterte und für des Vaterlandes Ehre und Selbständigkeit bis in den Tod ringende und kämpfende Wehrmannschaft bilden, die man vielleicht vertilgen aber nimmer besiegen könnte?

Die vier Wochen, welche für die Jugend in der Lehre und im Unterricht und für die Erwachsenen in der Arbeit und dem Gewerbe verloren gehen, werden dem Ganzen reichlich ersetzt durch das Aufhören der Lasten, die mit dem stehenden Heere nothwendig verbunden sind, und durch die Rüstigkeit und Tapferkeit,

welche jeder Einzelne, und durch den Stolz den Muth und die Sicherheit, welche das ganze Vaterland gewinnt. Das Fußvolk hat bei dieser Einrichtung gar keine Jahre stehenden Dienstes; denn im Kriege, wo alles heran muß, wessen das Vaterland bedarf, wird es wohl weder ein stehendes noch laufendes Heer seyn: ein laufendes zuweilen wohl, aber vorwärts.

Ich habe das fünfundvierzigste Lebensjahr als den Schluß der Dienstpflichtigkeit gerechnet, Rücksicht nehmend auf eine Gränze, die man nun einmal doch jedem Dinge setzen muß, und auf eine Zeit, wo die Leibeskräfte der Männer für Arbeiten und Beschwerden die frischesten und dauerhaftesten sind. In der Regel kann man voraussetzen, daß bei einer gerecht und würdig eingerichteten Wehrmannschaft, wo keiner ausgenommen ist, welchen nicht Dienst bei stehenden Truppenarten hohes Geschäft oder Krüppelhaftigkeit und Gebrechlichkeit von selbst ausnimmt, diejenigen Männer, welche zwischen dreißig und fünfundvierzig Jahren alt sind, selten an den blutigen Tanz kommen werden, es biete sich denn eine Gelegenheit, daß durch einen furcht-

baren Druck und Schlag, wo eine ungeheure Masse sich geschwind für Eine Wirkung zusammendrängt, der Krieg plötzlich geendigt und der angreifende Feind zerschmettert werden kann. Dann werden bei dem Geist und der Gesinnung, die in allen lebendig sind, alle freudig zum Kampf heranbrausen. Es werden auch bei solchen Völkern, welche das rechte Gefühl und das rechte Gesetz der Wehrmannschaft und des Kriegs haben, in Zeit großen Ruhms und erhabener Gefahr die Männer nicht still sitzen, welche wohl mit grauen oder weissen Haaren zwischen dem fünfundvierzigsten und achtzigsten Lebensjahre noch Kraft und Lebendigkeit haben die Waffen zu führen. Wenn die Bedingungen einer tüchtigen Wehrmannschaft, wie wir sie angegeben haben, im volklichen menschlichen und christlichen Sinn durchgeführt sind, wenn die rechte Landwehr eingerichtet ist, so wird der Landsturm nie fehlen, sobald der Feind über die Marken des Landes dringt. Dieser läßt sich freilich in keine Gesetze fassen, er ruht allein und muß allein ruhen auf der Gesinnung, die aus dem kräftigen Gesammtleben des Staates und Volkes hervorblüht; aber

je menschlicher und freier die Verfassung, je stolzer der Geist, je männlicher und christlicher die Einrichtungen eines Staates sind, desto mehr wird der Feind auch nach Siegen in einem fremden Lande selbst vor Greisen und Weibern zittern müssen. Solange Ehre Tugend und Freiheit noch nicht mit dem Feinde kapitulirt haben, ist ein Land bei allen Niederlagen noch ein unbezwungenes Land.

Ich habe der jährlichen Uebung von vier Wochen für jeden Jüngling drei Monate in verschiedenen Jahrszeiten zur Wahl freigelassen, damit jeder nach seinen Geschäften und Gewerben sich den Monat wählen könne, der ihm der gelegenste ist. Da der Landmann derjenige Theil des Volks ist, der seine Arbeiten am wenigsten aussetzen kann, so werden ihm der Vorfrühling und der Spatherbst die willkommensten seyn, wo die Aussaat noch nicht begonnen hat oder wo Aerndte und Aussaat vollendet sind. Um die liebe Zeit wird überhaupt meistens ein ungebührliches Geschrei erhoben, und gewöhnlich das lauteste Geschrei von solchen, die am leichtsinnigsten und ruchlosesten mit ihr umgehen. Sie ist freilich ein großes Ding im Leben, besonders wenn irgend

ein Finanzer sich hinsetzt und im baaren Gelde den Ausfall berechnet, den einige Hunderttausende, die einige Monate für Uebungen versammelt sind, durch die ruhende Arbeit machen. Aber warum berechnet man denn nicht auch einmal den Schaden, den die arbeitende oder die geschäftige Arbeit anrichtet? Das Facit würde noch wohl etwas mehr in die Rechnung reissen. Und bringt denn das stehende Heer durch seine Uebungen baares Geld hervor? Und kurz, wo das Würdige und Nothwendige geschieht, da ist schon die Ewigkeit, und das bischen Bewegung in und um uns, was man Zeit zu nennen beliebt, ruht oder ist vielleicht gar nicht mehr da. Denn leider giebt es Menschen genug, die, damit das Rechte und Tüchtige nicht werde, immer das Kleine vorhalten und vorstellen, weil sie nichts Grosses vorzuhalten haben.

Und die Sitten? Diesen droht immer Gefahr, wo die Jugend in ein groſses Getreibe und Gedränge von Menschen hineingestoſsen wird. Indessen einmal muſs sie doch in die Welt hinein. Und wenige Wochen, wo sie überdies leiblich genug zerarbeitet und ermattet wird, können gegen ganze Jahre nicht in

Anschlag gebracht werden, wo in dem stehenden Dienst der Gelegenheiten der Eitelkeit und des Müssigganges so viel ist. Das ist aber hier der Vortheil, daß die ganze Genossenschaft der Heimath größtentheils beisammen ist, daß nur wenige unter Fremdlinge ausgestoßen sind, wo weder Liebe noch Ermahnung seyn kann, sondern daß die meisten in der Nähe der Ihrigen unter den Augen von Bekannten und Verwandten immer Erinnerungen und Warnungen der Schaam und der Zucht erhalten können, die ihnen in ferner liebloser Fremde immer fehlen müssen.

Wir sind mit dieser trefflichen Anstalt der Landwehr, die sich gleich bei ihrer Wiedergeburt, auch ohne Uebung und Vorbereitung, schon so herrlich bewährt hat, ja nur noch in den ersten Anfängen, viele Erfahrungen und Proben müssen damit noch gemacht werden, viele noch dunkle und verworrene Ideen darüber müssen sich noch mehr lichten und schlichten, viele Gespenster und Vorurtheile, Nachgeburten der alten Zeit, welche sich an der längst vertrockneten Nabelschnur derselben schleppen, müssen mit ihren Trägern und Inhabern erst versinken, ehe die Wehrmannschaft

zu ihrem ganzen vollen volksthümlichen Leben kommen kann. Wann sie aber erwachsen ist, wann der stille bescheidene tapfere und männliche Geist eines wahrhaft christlichen und teutschen Soldaten in jedem teutschen Jüngling und Mann lebt, ja schon in dem Knaben sich nach Arbeiten und Thaten für das liebe Vaterland sehnt, dann wird der alte teutsche Heerbann, in welchem die Gaue Freundschaften und Genossenschaften in geschlossenen Schaaren mit einander auszogen und in Niederlage oder Sieg auf Tod und Leben fest bei einander standen, wieder da seyn, und dann werden alle die Verhältnisse, deren einzelne Theile von mir nur kurz berührt und gezeichnet sind, sich aus dem Sinn und der Bedeutung der Wehrmannschaft von selbst ergeben und entwickeln; dann werden, wie in jener ältesten Zeit, die Tapfersten und Vornehmsten unter den Landsassen und die Freundlichsten und Gebildetsten unter den Bürgern der Städte gleichsam die gebornen Befehlshaber seyn: jeder Bezirk wird unter der Anführung seiner besten Männer ins Feld ziehen.

Es ist jetzt bei allem hohen Sinn und tiefem Ernst, die in der Zeit leben und weben, doch noch im Kämpfen und Widerstreben ein vielfältiger Hader und Neid, wenigstens ein fast allgemeines Misverständniß und Misbehagen unter einander. Das Zwieträchtige hat sich noch nicht genug geschieden gestaltet und festgesetzt sondern jedes strebt so im einzelnen Wollen und Wirken hin. Es fehlt auch noch viel, daß Einrichtungen, wie zum Beispiel die Wehrmannschaft, die so ganz aus dem Volke hervorgehen und aus dem Volke und seiner Liebe und Treue weiter gebildet werden müssen, schon ihre volle lebendige Wirksamkeit erhalten könnten. Was auch gewisse gemeine Seelen sagen, die alles zu Aufruhr und Frevel deuten und misdeuten, wobei das Walten einer freien und hochherzigen Kraft gehemmt werden muß, mit ganz andern Ansichten Trieben und Gefühlen muß die Wehrmannschaft geehrt und gehoben werden als das stehende Heer, auf ganz andere Zwecke muß sie hingewiesen, durch andere Tugenden muß sie gezügelt werden: auf den höchsten und heiligsten Gehorsam gegen Gott den Herrscher und das Vaterland muß sie erzogen

werden, damit der zweite kleinere Gehorsam und die unerläßliche und strenge Mannszucht des Dienstes der rechte feste Gott und Menschen wohlgefällige Gehorsam werde. Sie muß immer das Höchste Freieste und Edelste im Auge haben, damit sie im schönsten Sinne bescheiden demüthig und gehorsam sey. Soll der Wehrmann gezogen und behandelt werden wie der gewöhnliche Soldat, soll man ihn nicht durch eine höhere Gewalt des Herzens lenken, sollen bei ihm nicht edlere Gefühle erregt und gepflegt werden, so werden die Spötter und Hohnlächler allerdings Recht behalten, welche die Wehrmannschaft als etwas Unvollkommenes verachten, und meinen, es könne nur Einen tüchtigen Soldaten geben, den, der täglich auf der Parade aufzieht und mit dem kleinen Dienst und allen den nichtigen Erbärmlichkeiten und Zierlichkeiten der Eitelkeit gequält wird.

Ich habe oft bei mir gedacht, wenn ich vor dem Siebengebirge und der Eifel oder von Taunus und dem Westerwalde bis zur Westfälischen Pforte an der Weser und von dem Hundsrück durch das Land der Hessen bis zu der Ebene Thüringens, die sich hinter Eisenach

öffnet, und von der Grafschaft Glatz bis Dresden fast durch Eine lange Bergkette und Einen Bergkessel gepilgert bin, wie in unsern Tagen noch immer geschehen könnte, was in den Zeiten des Drusus und Germanikus geschah. Damals als die rechte lebendige und gewaltige teutsche Wehrmannschaft blühete; wurden unsere Vorfahren wohl zuweilen in einzelnen Schlachten geschlagen, aber besiegt und unterjocht konnten sie nicht werden. Sie zogen sich in die Sümpfe in die Wälder und Berge abwärts neckten beunruhigten und plagten den Feind allenthalben schnitten ihm seine Verstärkungen und Zufuhren ab überfielen und vernichteten seine einzelnen Schaaren, drängten ihn auf der Flucht oder auf dem Rückmarsch auf das fürchterlichste. Er rächte sich zwar, wie die Franzosen sich in unsern Tagen an den Guerillas der Spanier gerächt haben, plünderte und verbrannte ihre Häuser und Dörfer hieb die Gefangenen nieder und was sonst einzeln in seine Hände fie.; aber doch zog er bei dieser Art Krieg immer den Kürzern, und jene blieben bei ihrer Art sicher reicher und wohlbehaltener, als wir bei unserer Art, wo man sich ruhig überzehen

und in aller Freundlichkeit Pferde und Rinder Weiben und Bein Kleider und Schuh abfordern ließ und auf den Urenkel hinaus Schulden machte, um die Erpressungen und Brandschatzungen des Feindes sogleich in klingender Münze bezahlen zu können. Jene Schmach wird nimmer wiederkehren, wo zwanzig dreißig Gensdarmen und ein paar hundert Zöllner und Sünder genug waren ganze Landschaften dem Feinde unterwürfig und dienstbar zu erhalten. Wir haben wohl endlich auch gelernt, daß die Bezahlung mit klingendem Eisen die wohlfeilste und ehrenvolleste ist.

Man sagt gewöhnlich: Was zu Augusts und Julians Zeit thunlich war, ist es jetzt nicht mehr. Zeiten und Volk und Land haben sich auf das ungeheuerste geändert; auch öffnet die neue Kriegsart jede Kluft und jede Gebirgpforte und Waldschlucht viel leichter, als es damals geschehen konnte. Die Teutschen waren damals beinahe Wilde wie die jetzigen Wilden Nordamerikas, die in Höhlen unter der Erde und in ärmlichen Hütten wohnten, deren Verlust ihnen wenig schadete, die wenig Ackerbau wenig feste Sitze hatten und deren Haupt-

habe in Viehzucht und Jagd bestand. Auch das Land war damals wie der Mensch meist wild und wenig bebaut mit unzugänglichen Morästen und Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, mit sparsamen und schlechten Dörfern mit unwegsamen Straßen und meistens wohl nur mit Fußsteigen. Da konnte man dem Feinde leichtlich entrinnen und sich mit Heerden und Habe seiner Verfolgung entziehen, um nachher aus den Schlupfwinkeln der Sümpfe und Wälder und aus den Klüften der Berge mit fürchterlicher Rache über ihn herzufallen. Jetzt ist alles anders, jetzt ist dem Feinde alles zugänglich; durch Wälder und Sümpfe durch Berge und Schlüchte bahnen Granaten und Kartätschen und flinke Scharfschützen den Weg.

Ich aber sage hiegegen: Freilich hat Zeit und Volk und Land und Kriegsart und viel Anderes sich in zweitausend und achtzehnhundert Jahren sehr verändert; aber so ungeheuer waren die Verschiedenheiten zwischen jenem Alten und dem gegenwärtigen Jungen doch nicht, als man sie gewöhnlich hinstellt. Es ist das Leichteste in Gegenscheinen zu mahlen, aber es wird auch leicht Uebertreibung

oder Ueberladung daraus. Die Teutſchen der Zeit, als ſie mit den Römern um Freiheit und Land ſtritten, waren freilich kein gebildetes noch verziertes und verweichlichtes Volk, wie manche Teutſche jetzt ſind, aber die völligſte Unkunde der Geſchichte und die flachſte Anſicht der Welt verräth es, wenn man ſie, wie doch lächerlich und ärgerlich genug noch zuweilen geſchieht, mit den Wilden Amerikas faſt auf Eine Linie ſetzen will. Sie hatten feſte Sitze Ackerbau Viehzucht Baumzucht ordentliche Häuſer und Höfe, bei einigen Völkerſchaften, die ſich nicht zerſtreut abbaueten, wie ſo manche faſſiſche Stämme, auch Dörfer, eine wohl geordnete und ſtolz beſchützte Freiheit und eine Kriegskunſt, wogegen ſich die Römer in ihrer mächtigſten Kaiſerzeit kaum behaupten konnten. Lauter Dinge, die Halbwilde nie beſeſſen haben. Ihr Himmel und Land war freilich rauh, es gab keine ordentlichen Landſtraßen, viel weniger Hochſtraßen und Kunſtſtraßen, es gab vielleicht ein Drittel Sumpf und Wald mehr als jetzt. Das war es aber auch alles. Wäre Teutſchland, wie viele in übertrieben wilder Vorſtellung es ſchildern, damals ein Land geweſen, wie jetzt

die Sümpfe Lapplands und die wüsten Striche Nordamerikas sind, wo hie und da im Abstande von drei vier Meilen einzelne erbärmliche Hütten gestanden, woher hätten dann die Heere kommen sollen, bei einem so unbeträchtlichen Umfange als das jetzige Westfalen und die Harzlande sind, die den bestgerüsteten und bestgeführten Römerschaaren von 80,000 und 100,000 Mann so oft den nicht unblutigen Rückzug zu weisen verstanden? Und welch ein Uebermuth ist es, worin man die in mancher Hinsicht kleinere und dummere Zeit überschätzt, wenn man Völker Wilde zu nennen wagt, die eine Kriegskunst und Verfassung hatten wie die Katten Cherusker Chauken! Und auch was man von der jetzigen Kriegsart und Kriegskunst spricht, hält nicht Stich. Da hat ja das Gift auch immer sein Gegengift in sich; es heißt ja hier auch: man antwortet, wie man gefragt wird, und antwortet aus seinen bekannten Sümpfen Wäldern Bergen und Schlüchten viel sicherer, als die Frager fragen können, die auf unbekanntem und gefährlichem Boden unsicher treten und das schwere Geräth von Bomben Granaten und Kanonen nicht in gehöriger

Menge allenthalben mitschleppen können. Und wie? wenn der Muth und die Feurigkeit des Kriegs dahin wächst, daß die Menschen häufiger nächtliche Angriffe und Ueberfälle wagen, wozu niemand größern Beruf hat als ein Landsturm, wie sieht es da aus? Es haben uns die Tyroler und Spanier und Russen und die Vendeer und hie und da auch andere wohl bewiesen, wie auch jetzt noch jedes Land, wenn es von tapfern und hochherzigen Männern bewohnt wird, viele natürliche und nicht leicht gewinnliche Festungen hat.

Ja ich kann mir einen Landsturm denken, der, wohl geübt in den Waffen, die der jetzige Kriegsbrauch zu den fürchterlichsten macht, nie seine Wirkung verfehlen kann und jedem Feinde den Gedanken theuer machen muß, über unsere Gränzen weit ins Land vorzudringen. Wir haben der Küstengegenden und anderer Gaue genug, die mit Wassern Bächen und Strömen durchschnitten sind, andere, wo Berg an Berg und Hügel an Hügel mit Wald und Gebüsch und mit manchen bösen Verstecken und Schlüchten sich hebt, noch andere, wo viele dichteste Wälder auch in den Ebenen sind. Welche Schrecken können in

diesen Höhlen des Hinterhaltes auf jeden nicht zu starken und siegreichen Feind lauern und wie wird es ihm fast unmöglich, seine Zufuhren Verstärkungen und Geräth an sich zu ziehen! Freilich wenn ich an unsern Bürger und Bauer denke, wie er in vielen Landen Teutschlands jetzt noch ist, so kömmt mir die Idee des Landsturms zuweilen selbst etwas lächerlich vor. Aber durch eine ausgebildete und vollendete und mit dem rechten Geist erzogene und getränkte Landwehr wird der Landsturm zu seiner Zeit von selbst werden. Ohne hohen Vaterlandsgeist und ohne tüchtige Waffenübung kann er freilich nicht seyn. Wann aber alle Jünglinge und Männer die Kriegsschule durchgemacht haben, wann alle mit den Waffen vertraut sind und wissen, wo die wirklichen und wo die eingebildeten Schrecken des Pulverknalles sind, wann ein edles freies Bürgerstreben und Bürgerleben erst durch alle durchgedrungen ist, dann ist der Landsturm immer von selbst da, dann werden die Männer und Greise, die nicht ins Feld entboten werden, sich der Pflichten gegen das Vaterland und Arbeiten gegen den Feind nicht entlassen glauben, sondern wo sie können werden

sie an ihn setzen, und er wird nicht mehr, wie in unsern Tagen geschehen worden, durch ein paar reitende Gensdarmen und aus seinem Feldlager unterschriebene und an Pfählen und Straßenecken genagelte und geklebte Befehle und Drohungen Landschaften von einer halben oder ganzen Million Seelen wie Gänse und Schaafe in ihrem knechtischen Stall halten können.

Ich habe angedeutet, durch welche Uebungen und durch welchen Geist eine stolze und feste Wehrmannschaft, wie mir scheint, gebildet werden und das stehende Heer, wenigstens das Fußvolk, allmälig schlafen gehen kann. Viel würde es auch wirken auf die Reitzung und Belebung des kriegerischen Sinns, wenn die Gesetze und Anordnungen der Regierungen dafür sorgten, daß die Menschen auf eine natürliche und spielende Weise tyrolisch und panduriſch im Gebrauche des Feuergewehrs geübt würden. Das müßte das Gesetz verordnen — es hat vormals in Teutschland gegolten, bis auf unsere Zeiten auch noch in einigen vormals hanſischen Städten — daß jeder angesessene Hausvater durchaus ein Gewehr oder eine Büchse haben müßte; und

darüber müßte von der obrigkeitlichen Behörde jährlich ordentliche und strenge Schau gehalten werden. Wann diese Ordnung erst fest stände und wenn man dann in allen Bezirken in der fröhlichen Frühlings- und Sommerzeit Schießübungen anstellte, die sich von selbst machen würden, wenn man nur Preise aussetzte und den besten Schützen eine Art öffentliche Ehre erzeigte, und wenn die Regierungen solche edle und männliche Waffenspiele überhaupt als etwas Fröhliches und Löbliches unter ihre Hut und ihren Schutz nähmen, so würde das Tapfere und Kriegerische auf die unschuldigste und würdigste Weise immer im Volke genährt und bewahrt. Ich mögte doch sehen, ob bei solchem Sinn und solcher Uebung des Volks die Wälschen, wenn sie uns am Rhein auch zweimal und dreimal geschlagen hätten, zwischen den fränkischen und hessischen Bergen den Zug durch Thüringen auf Erfurt und Leipzig oder den anderen Weg zwischen den beiden Frieslanden und dem Hessischen Waldeckischen und Lippischen über Münster auf Minden gegen die Weser oder den dritten Weg längs dem Main auf Wirzburg Nürnberg Regensburg oder den vierten längs der

Donau durch den Schwarzwald eben so gegen Osten so leicht wagen würden, als sie in den letzten Jahrhunderten gedurft haben. Wenn man auf den Flanken noch Hunderttausende von Männern lauschend und laurend hat, von welchen man nicht weiß, ob sie nicht einen guten Tag alle Sturmglocken der Herzen und Thürme ziehen und in hellen Haufen aus ihren Bergen Sümpfen und Wäldern rücken, so wird jeder kühnste Zug ein sehr mißliches Spiel.

Dies ist meine Idee einer teutschen Kriegsordnung und der künftigen Wehrmannschaft. Der Krieg wird dadurch mehr ruhend als fliegend und ziehend. Je größer und zahlreicher die stehenden Heere je mehr vereinzeltes und heimathloses Gemisch ohne Gott Religion Vaterland und Heimath sie sind, desto brauchbarer sind sie einem Eroberer, mit ihnen die Welt zu durchziehen und zu überziehen. Sie, selbst unstäte und leichtsinnige Feldflüchter, Durchreiser aller Länder und Heere, machen ihren Gebieter leicht zu dem, was unser alter treuer Schuhmacher und Dichter zu Nürnberg weiland Hans Sachs auf das Wörtlein Kaiser reimt, zu aller Welt gewaltigem

Durchreifer. Die Wehrmannschaft hingegen wird dem Gemeinsamen und Vaterländischen nicht entzogen, sie bleibt immer ganz in dem Volke und in dem Gefühle und dem Leben des Volkes. Wann sie sich durchgearbeitet hat und durch alle Adern und Nerven des ganzen Volkes gedrungen ist, dann liegt dieses Volk auch in aller seiner Freundlichkeit und Milde immer wie ein schlafender Löwe da, mit dem man wohl zuweilen spielen kann, den man aber nicht necken darf. Denn das ist recht, daß ein Volk, das gern selbst Frieden hat und andern Frieden läßt, auf den übermüthigen Angreifer und ränkischen Ueberlister die ganze volle Kraft loslasse und ihn so strafe, daß ihm die Lust vergeht, die geheiligte Gränze zu überschreiten. Eroberungen aber und Vergrößerungen über das Gebiet seiner Sprache hinaus sollen immer mehr von allen als ein Gräuel verflucht werden; denn alle Listen von wilden Tyrannen und unruhigen Eroberern würden zu großen Thaten gestämpelt, wenn sie nicht so genannt würden.

Sehen wir nun unser liebes Vaterland an, wie es politisch und geographisch liegt, welche zwei furchtbare Monarchien das unter

viele Herren getheilte und jetzt nur bloß durch ein leises und loses Band der Verträge verbundene von zwei Seiten einschliessen ja einklemmen, so müssen wir wohl beten und wünschen, daß alles, was ein festes Band der Idee werden und das Getheilte und Lose zusammenziehen und verbrüdern kann, am sorgfältigsten genährt und gepflegt werde, damit wir nicht wieder als Raub und Spott der Fremden unselig aus einander fallen, wie es nun seit zwei Jahrhunderten erlebt ist. Denn schreiben wir nicht 1818 nach Christi Geburt? sind es nicht grade zweihundert Jahre, als der verderbliche dreißigjährige Krieg begann? Was bei unserer gefährlichen Lage in Hinsicht der beiden übermächtigen Nachbarn ein Großes und als bindende und verbrüdernde Idee Gewaltiges heissen könnte, wäre eine über ganz Deutschland nach Einem Zuschnitt und in Einem Sinn eingerichtete Wehrmannschaft, wodurch wir bei dringenden Gefahren durch die Menge und den Geist der Streiter das ersetzen könnten, was uns an Fertigkeit und Einheit des Befehls und der Herrschaft vielleicht abginge. Denn das ist Deutschlands größtes Leid gewesen seit vielen Jahrhunderten,

daß in allen Kriegen, die das Vaterland bedrängten und bedrohten, einzelne Theile des Reichs über alles Maaß und alle Gebühr angestrengt werden mußten, damit die andern, die solche Kriege oft mit der Gleichgültigkeit betrachteten und beschwatzten, als ob sie am Ganges und Missisippi geführt worden, in nichtiger Faulheit still sitzen und allenfalls obenein den Gewinn noch berechnen konnten, den sie ihnen durch gesteigerte Preise ihrer Erzeugnisse und Waaren brachten. So haben vorzüglich viele kleine Staaten Teutschlands immer ihr Glück gepriesen, daß sie nicht so sehr von Zöllen und Accisen und Waarenverboten und stehenden Heeren geplagt werden als die größeren, und preisen dies Glück zum Theil noch, wenn sie sich mit Preussen und Oestreich vergleichen, weil diese letzteren, wenn nicht alles untergehen soll, sogleich alle ihre Kräfte aufraffen und ihr ganzes volles Leben drein setzen müssen. Dieser Zustand und diese Gesinnung, Teutschlands Schande und Jammer, wodurch in der schändlichsten Habsucht und Eigensucht die Liebe und Treue untergeht, die allen Teutschen gegen einander gemeinsam seyn sollte, muß billig aufhören,

das teutsche Volk muß durch seine Gesetzgebung so mit einander verbrüdert und verschlungen werden, daß alle nur Eine Freude und Ein Leid haben können. Nichts könnte im größeren Stile geschwinder für diese heilige Verbrüderung wirken als eine rechte und gerechte teutsche Kriegsordnung der Wehrmannschaft. Wir Teutsche, die im Rathschlagen immer mächtig sind, haben auch nicht Zeit uns über eine solche Anstalt lange hin und her zu berathen und zu bedenken; die Wölfe und Füchse schwänzeln nicht bloß um die Mitternacht sondern bei hellem Tage genug um unsere Thore hin und lauschen, ob die Hühnerställe und Schaafställe auch verschlossen sind.

VI.

Ueber teutsche Art und über das Wälschthum bei uns.

Also wieder solche Ueberschrift? wieder die gefährliche Tentschheit, die der Polizei ein Anstoß und den Vorzimmern und Thetischen ein Gespött und Gelächter geworden? was willst du dich unter so viele Narren und Gecken mischen, die durch alberne Worte und Werke diese Ueberschrift so entweiht haben, daß jeder sich dadurch gleichsam freiwillig den bunten Harlekinsrock anzieht? —

So sprechen viele kluge Freunde, welche einem in der Welt gern den Anstrich der Wohlanständigkeit allenfalls auch der Feierlichkeit und Vornehmigkeit sichern mögten. Ach! ihr klugen Freunde! die Herrlichkeit von Wohlanständigkeit und Ernst und Feierlichkeit ist in dieser Zeit nicht zu retten. Sie mögen das Ihrige bedeuten, wo die Welt im leisen philisterigen Paßgängerschritt so zwischen Schlafen und Wachen fortwankt; aber wann alles in Röthen unter einander rennt schreit und lärmt und sich stößt und

drängt und jeder sein bischen Leben aus dem Orkan und Vulkan zu reissen und zu flüchten sucht, da wird die Zierlichkeit, die ihr meint, eine vornehme Lüge, wo man statt des ehrlichen Gefühls, das aller Welt gleich seyn und es aller Welt gleich thun soll, etwas erheucheln und erkünsteln will, das nicht da seyn darf, wenn es bei Einzelnen auch wäre. Vielleicht bin ich in dieser Aufschrift und in ähnlichen Aufschriften den Leuten sieben Mal zum Thoren geworden; so mag ich ihnen denn das siebenundsiebenzigste Mal auch zum Thoren werden und meinethalben mit den Narren und Gecken, die auch das Ernsteste und Würdigste zur Thorheit stämpeln können, in Eine Klasse fallen. Das schadet nichts, wenn die Sache, die ich will und meine, nur eine gute und rechtschaffene Sache ist. Jeder treibe das Seine und treibe es recht — wahrlich Recht und Wahrheit wird Recht und Wahrheit bleiben, und wenn Eitelkeit und Prahlerei und alles, was Schein und Lüge Widerliches und Fratzenhaftes haben, sich mit hineinsetzten und mit den Widersachern alles Eigenthümliche lebendigen und Freien in verblendeter Narrheit das verbündete Spiel spielten. Denn

freilich die thörigten und albernen Freunde ſchaden der rechtſchaffenen Sache und den rechtſchaffenen Menſchen immer mehr als die bitterſten Feinde. So iſt es aber ja immer geweſen und wird es immer ſeyn. Das iſt das irdiſche Loos des Vergänglichen und Unvollkommenen. Auch was wir am beſten wollen und meinen, wird uns nie rein geboren ſondern wir müſſen mit dem Süßen immer das Bittere einſchlürfen. Wer das nicht mag und wer ſich gebärdet, als liege ſein ernſtes und feierliches und vornehmes Weſen zu hoch hinaus über dem Gebiete, wo Thorheit Narrheit und Eitelkeit und das neckende und zerrende Lügenſpiel von Freunden und Feinden ſich im albernen Wettſtreit tummeln, der bleibe immer davon, aber er erlaube uns, an dem Ernſt der Tugend und Erhabenheit einſtweilen ein wenig zu zweifeln, worunter er ſeine Gleichgültigkeit vermummt. Es kömmt ja einſt der Tag, der es alles ausweiſen und offenbaren wird und vor deſſen gewaltigem Klange auch das Beſte, was aus Dintenfäſſern und Gänſefedern fließt, ein kleinliches und erbärmliches Geſchnatter wird.

Teutsche Art hat es wohl immer gegeben. Hätte sie nicht im tiefsten Grunde des Volkes geruhet, so wären wir sicher noch Knechte der Franzosen und Napoleon machte jetzt vielleicht eine Lustreise über Dresden Berlin Danzig Riga Petersburg Smolensk und Kiew und besuchte seinen Vetter den Großtürken in Konstantinopel, statt daß er in St. Helena sitzen muß. Aber zurückgedrängt und äusserlich fast erloschen war diese Art an vielen Orten; wir trugen uns mit dem Gepräge und hie und da auch mit dem Sinn der Fremden herum, wußten kaum noch etwas von der Herrlichkeit und Großheit unserer Väter, wandelten gefühllos und liebelos unter ihren erhabensten Arbeiten Denkmälern und Werken und kannten viele derselben gar nicht mehr; ja schlimmer noch verlachten wir als Albernheit Schwerfälligkeit Roheit und Geschmacklosigkeit, worin eben die herrlichste Tugend und geistigste Fülle derselben erklärt und verklärt war. So waren wir, d. h. die sogenannten Gebildeten und Gelehrten größtentheils selbst noch in einer Zeit, wo es gottlob wieder vom Vaterländischen und Teutschen zu singen und zu klingen begann, so waren wir selbst noch

in den Jahren 1760 1770 und 1780; wir äfften und pfaueten und fuchsten uns halbe Engländer und Franzosen ja zuweilen wohl Türken und Polacken zu seyn. Nur Teutsche mogten wir nicht seyn: das Volk und die Art war uns zu altfränkisch possierlich schwerfällig und lächerlich. So stand das, was das Salz der Erde, das Bildende Belebende und Erquickende für das Volk hätte seyn sollen, entweder still, indem das Fremde und die Aefferei mit dem Fremden uns lähmte und erstarrte, oder es ging gar im Schlimmen und Verkehrten vorwärts. Das Volk aber, das gottlob draussen noch vieles an sich trug, was jene Gebildeten und Gelehrten als das Veralterte Rohe und Geschmacklose verspotteten, konnte auch seines Besitzes nicht froh werden, dessen Werth und Kostbarkeit es gar nicht kannte; ja es begann wohl hie und da schon an ihm selber irre zu werden, da es von jenen, die es als seine Führer und Regierer ehren mußte, verlachen und bespotten sah, worin sein ganzes Leben und sein bestes Gemüth beschlossen war. Diese Verkehrtheit der Gebildeten und diese Gleichgültigkeit und Verwirrung des Volkes hat Gott im Himmel ge-

jammert und durch ein geschwindes und unsägliches Unglück von zwanzig Jahren und durch alle Schmach und Verhöhnung, die einem gebeugten Volke nur widerfahren können, hat er die Verblendung von uns genommen und uns wieder uns selbst offenbart. Ich will nicht eben sagen, daß wir schon hell sehen, was wir sind und was wir seyn können; nein manche von uns sind immer noch verblendet und verwirrt. Aber in vielen von uns ist doch so ein dunkles Gefühl erwacht, daß es für jedes Volk, das als Volk bestehen und handeln will, einen eigenthümlichen Boden gebe, eine Grundkraft und Grundart, welche man Volksthümlichkeit und bei den Teutschen also teutsche Art und teutsche Volksthümlichkeit oder mit einem kurzen Worte Teutschheit nennen könnte.

Von dieser fast vergessenen und lange verschwiegenen Teutschheit und von teutscher Volksthümlichkeit und teutscher Art und Sitte und Sprache hat man in unsern Tagen, wo Gott uns Sieg und Wiederaufrichtung verliehen hat, wieder angefangen zu reden und zu predigen und aus den verschiedensten Zungen und Herzen zu singen und zu klingen. Ver-

ſteht ſich, daß in einem Zeitalter, wo alles bekrittelt und beſpöttelt werden muß, auch über dieſe Namen und ihre Bedeutung genug geſpöttelt und gehöhnelt worden, und daß der eine ſeine Teutſchheit in dieſem der andere in jenem gefunden der eine mehr das Leibliche der andere mehr das Geiſtige der eine mehr die That der andere mehr das Werk dargeſtellt hat. Beſonders haben viele ſich bemühet das Teutſche im Gegenſatze und Gegenſcheine gegen andere Völker zu zeigen und darzuſtellen, vorzüglich im Gegenſatze gegen diejenigen Völker, welchen die Teutſchen einige Jahrhunderte nachgeahmt und das Eigene darüber verſäumt haben, und zwar namentlich gegen die Franzoſen. Und da hat es ſich natürlich begeben müſſen, daß dieſer Gegenſatz und Gegenſchein häufig mit zu grellen und zuweilen mit völlig unrichtigen Farben gemahlt iſt. Denn dieſe Art Gemählde erfordern einen feinen und ſehr beſonnenen Meiſter; ſonſt verläuft man ſich dabei ſo leicht in das Uebertriebene und Unwahre. Es hat auch bei der Freude über den wiedergefundenen Schatz der Teutſchheit und der teutſchen Eigenthümlichkeit nicht an einem

vielseitigen Streben gefehlt, ihn ja auf das geschwindeste wieder ins Leben einzuführen und dem ganzen Volke mittheilbar und brauchbar zu machen, und die Entwürfe Vorschläge und Anstalten der verschiedenen Streber und Eiferer für die Teutschheit sind nach ihren verschiedensten Ansichten die verschiedensten gewesen, theils wie wir uns in uns selbst wieder hineinleben könnten durch eine zeitgemäße Wiederzurückführung und Wiederbelebung der teutschen Vergangenheit theils wie wir uns aus uns selbst herausleben und entwickeln könnten in teutscher Art aus den Keimen und Elementen, die in unserer Natur liegen. Da sind denn natürlich zwei Partheien entstanden, zwischen welchen noch mehrere in der Mitte mitpänkeln und mitscharmützeln, von welchen die eine durchaus nur das Gewesene und Vergangene lobt und in den längstverschollenen Jahrhunderten alle teutsche Größe und Eigenthümlichkeit findet und also zur Nachahmung ja zur Nachmachung derselben ermahnt, die andere aber durchaus mit den Jetztlebendigen mit dem Neuen und Frischen fortstreben will und meint, daraus müsse sich alles entwickeln und gestalten, die Zeit müsse

ſich aus der Zeit gebären, das Geweſene ſey geweſen und das Vergangene veraltet und könne nicht als etwas Belebendes und Erquickendes ſondern nur als ein erſchreckendes und erſtarrendes Geſpenſt und Leichenungethüm ins Leben treten. Beide übertreiben es natürlich, die einen ſind zu ſehr Realiſten die andern zu ſehr Idealiſten. Nach den Erſten berüſte ein Volk überhaupt keiner Geſchichte weder als Warnung gegen das Böſe und Uebel — und o gegen das Dumme! — noch als Ermunterung und Erquickung zur Tugend, es könnte das Vergangene ſogleich mit dem ewigen Vergeſſen zudecken und ſprechen: du biſt geweſen, du biſt todt und frommeſt den Lebendigen nichts mehr; nach ihnen wären die Völker einem unſichtbaren Dämon, Zeitgeiſt genannt, der unter der Decke der Erde wühlte, gleichſam einem blinden Verhängniſſe, überlaſſen, da müßte es klingen: Nur immer die Segel friſch ausgeſpannt, je friſcher die Winde brauſen! nur mit Muth und Kühnheit drauf eingegangen! die Zeit wird ſich dann ſchon aus ihr ſelbſt machen, ihr werdet ſchon werden, was ihr werden könnet. Nach den Zweiten hätte man auf nichts als auf die

dünnen Schatten der Vergangenheit zu sehen und sich diese in möglichstätherischer Verklärung einzubilden, kurz immer nur rückwärts zu schauen — und alle Tugend Kraft Kunst und Glück müßten sich dann wohl von selbst einfinden. Es ist aber offenbar, daß die Ersten zu viel Leben in das Todte und die Zweiten zu viel Tod in das Lebendige bringen. Wer bloß in der Vergangenheit leben und die Gegenwart mit Gewalt in sie zurückziehen will, der will etwas eben so Thörigtes, als wer meint, daß in jedem Punkt der Zeit, worin wir leben, daß in der Gegenwart immer ein volles Leben sey und sich immer allein aus ihm selbst entwickeln könne. Vielmehr muß das höchste Leben, die Idee, ewig am meisten in der Vergangenheit weilen und nur zuweilen in die Zukunft hinausfliegen, sie muß als Sehnsucht als Erinnerung als geistige Liebe unser Daseyn umschweben, damit es nicht bloß ein thierisches Daseyn sey; aber das geringere Leben, ich mögte es das Blutleben und Fleischleben nennen, was Dreiviertel irdischen Stoffes und etwa Einviertel Geistigkeit hat, dies muß im Vertrauen auf Gott und auf die Zeit bewußtlos aus der Zeit her-

vorwachsen und versuchen, ob es eine eigene Herrlichkeit und Gestalt werden könne. Es liegen ja die Zeiten nicht so getrennt, als sie uns dünken, Vergangenheit Gegenwart und Zukunft sind ja eigentlich ein Nichts, kleine Stunden- ja Sekundenmesser für unsere Kurzsichtigkeit, Zeichen unserer Geistesschwäche, welche nicht alles in allem zusammenfassen kann: es ist nur eine einzige ewige Zeit. Dies ist so wahr, als Leib und Seele und leibliche und geistige Kräfte an sich ja ungetrennt und in der Wirkung und Handlung untrennbar sind; unsere Schwäche trennt sie auf Augenblicke in dem Begriffe, damit wir an den einzelnen Erscheinungen des Daseyns ein wenig ziffern und hieroglyphisiren können.

Ausser diesen nach verschiedenen Seiten hin Weisenden Strebenden und Eifernden, die oft vielleicht in thörigter Zwietracht sind, weil sie zu Feines fassen und erklären wollen, ist noch ein drittes Geschlecht, das mir von Herzen verhaßt ist, die sogenannte vornehme Rangloge im Schauspielhause des teutschen Parnasses. Die da ihren Platz genommen haben, gebärden sich, als schaueten sie aus eitel hellem Sonnenschein auf nichts als auf

Verdüsterte und Umnebelte herab und als treiben alle andere nichts als Kleinigkeiten und Eitelkeiten. Diese hochtönenden und hohnlächelnden Gesellen sagen: Was Teutschheit und teutsche Art Tracht und Sprache? was dies Rufen und Warnen und Weisen und Vorschlagen? dies Erfassen und Ergreifen des Einzelnen? dies Flicken und Bessern und Bilden am Einzelnen? Es ist das Lächerlichste und Kindischeste und verräth die kindischeste Dummheit und Eitelkeit. Nur immer die hohe Idee festgehalten, nur alles immer auf das höchste und tiefste Leben bezogen — ist dann in dem teutschen Volke etwas, das ihm eigenthümlich innewohnt und keinem andern Volke, etwas vorzüglich Lebendiges und Kräftiges, so wird es zu seiner Zeit schon blühen und sprießen und bedarf aller der Vorberathungen und Meisterungen und Vorhülfen und Nachhülfen nicht. Die Leute, welche von teutscher Sitte Tracht und Sprache von Wiederaufiebung und Wiedererweckung der teutschen Turnkunst und Kriegskunst und von vielen andern großen und kleinen Teutschheiten und Teutschthümern sprechen und die Dinge durchaus einzeln machen und beleben wollen,

mögen es wohl ehrlich meinen aber sie sind herzlich dumm. Es kömmt auf etwas ganz Anderes an auf den Geist auf die Idee auf etwas Tiefes und Unergründliches. Daraus soll ein Volk gebaut, das soll aus einem Fünkchen zu lichten hellen Flammen aufgeblasen werden, da und da allein soll die rechte fliegende und siegende Teutschheit gehofft werden und nicht von so vielen einzelnen Erbärmlichkeiten und Spielereien.

So klingen diese vornehmen Idealisten der Teutschheit, diese aufgebläheten Blasen eines gelehrten Hochmuths, die erst in den letzten fünfundzwanzig Jahren angefangen haben sich auf unserm Wasser aufzuwerfen. Wahrlich was diese Hoffährtigen zu wissen und zu glauben vorgeben, das wissen und glauben wir auch. Wir verehren mit ihnen die Idee den stolzen Geistesflug, der das Höchste begehren muß, damit nur irgend etwas Hohes auf Erden werde, als das Erbe, das uns Jesus Christus der Heiland für alle ewige Zeit auf die Erde herabgebracht hat, als das köstlichste Erbe, das teutschen Menschen besonders anzugehören scheint; wir wissen, daß, wo diese Flamme nicht brennt

und leuchtet, alles Andere, was der Mensch bilden und schaffen will, mit dem Stämpel der Eitelkeit und Nichtigkeit gestämpelt seyn muß, aber wir wissen auch, daß in den unteren Gegenden des leiblichen und geistigen Wirkens und Lebens viele einzelne Kräfte Künste und Vorübungen nöthig sind, viele Vorarbeiten und Vorbereitungen, damit dieser himmlische Same, wann er ausgesäet wird, den Acker fruchtbar finde. Der Mensch das zwischen Himmel und Erde ewig hin und her gezogene und schwebende Wesen verfehlt sein irdisches Daseyn, wenn er das, was ihn zwischen beiden hin und her zieht und oft in so gewaltigem Schmerz und furchterlicher Sehnsucht reißt, nicht ins Gleichgewicht bringen kann. Dieses Gleichgewicht wird freilich nur dort oben gestiftet durch die Fülle des himmlischen Geistes oder — was dasselbe ist — durch die Fulle der Idee und durch den Frieden, der durch sie und durch Gott in das menschliche Herz fließt. Aber daß der Mensch dahin gelange, daß er, einmal dahin gelangt, auch darin bleibe, dazu bedarf er vieler halb irdischer halb geistiger Hülfen, er bedarf mancher Uebungen und Arbeiten und Gewohnhei-

ten, welche zuletzt Art und Sitte, auch etwas zu freigebig zuweilen wohl Tugend, genannt werden. Mit Recht wird also der Spötter und Hohnlachler wieder bespottet und belächelt, der von seiner Höhe, auf welcher er darum noch kein Besitzer ist, weil er sich darauf gesetzt hat, aus seinem erträumten und erlogenen idealischen Himmel, die mancherlei einzelnen Bestrebungen und Uebungen wackerer Menschen als kleinliches und jämmerliches Treiben verachtet. Der ist in dem rechten Himmel, worin Demuth und das Gefühl unserer irdischen Beschränktheit und Bedürftigkeit wohnen soll, der auch das Geringste erkennt und ehrt, wodurch redliche und treue Menschen an dem Guten bauen, der auch das kleinste Steinchen und Hölzchen würdigt, das sie zum großen Tempelbau Gottes und des Vaterlandes herbeitragen. Denn in dem vielen Einzelnen besteht das Ganze in dem vielen Kleinen das Große. Nur die Gesinnung, womit der Mensch handelt, macht hienieden alles klein oder groß. Bei uns ist das Eigenthümliche im äussern Leben so verwischt so mit fremden Farben übertüncht und überklext, so mit fremden Weisen und Gestalten ver-

kleidet und verlarvt, daß unser inneres Leben, wie geistig und idealisch es auch seyn mag, doch nie etwas Großeigenthümliches etwas in Freude und Schönheit der Gestalt Aechtteutsches werden kann, bis diese fremdartige wälsche Gleißnerei und Ziererei aus unsern Weisen und Sitten verbannt ist. Wer also für teutsche Art Sitte Sprache Tracht etwas Wurdiges und Tuchtiges thut, erscheine es einzeln auch noch so klein, ja wer nur dahin wirkt, daß das Wälsche und Fremde allmälig als häßlich albern und abgeschmackt von uns erkannt wird, was es ja wirklich auch ist, der thut etwas sehr Löbliches und Verdienstliches und soll sich durch die vornehmen Wolkenlächler im Sonnenscheinmantel nicht stören lassen. Und würde durch alles dieses Streben das Rechte und Zweckmäßige, kurz das, was mit Einem Worte Teutsch heissen dürfte, auch noch nicht gefunden noch wirklich in das Leben und Gemüth des Volks gebracht, so haben diese schon dadurch für das Bessere und für die bessere teutsche Zeit gewirkt, daß sie die elende Jämmerlichkeit und Possierlichkeit aufdeckten und offenbarten, worin wir uns als Affen der Wälschen und Engländer

so lange vornehm gebrüstet haben. Bei diesem Streben einzelner wohldenkender und wohlgesinnter Männer laufen freilich oft die allerwunderlichsten Verirrungen mit unter, welche jenen gemeinen und vornehmen Widersachern reichlichen Stoff zum spotten und lachen geben. Das kann nicht anders seyn in einer Zeit wie die unsrige, wo alle Gerüste und Gestalten der Welt veraltet und zerschlagen unter einander geworfen liegen und die Reife noch nicht da ist, eine neue feste Welt wieder zu bauen und zu gestalten. Viele bringen auch in das, was Einzelne würdig gemeint haben und im Leben und Werke würdig und einfältig darstellen, so viele Ziererei Eitelkeit Albernheit und Uebertreibung, daß selbst den treuesten Freunden der guten teutschen Sache sich beides vor Lachen und Weinen die Augen mit Thränen füllen müssen. So wird allerdings in der geckischesten und verziertesten teutschen Tracht und in dem wunderlichsten Rothwälsch, das die, welche es brauchen, reines und gediegenes Teutsch nennen, auch in einer gewissen Plumpheit und Derbheit, die oft in Grobheit ausartet, die neue teutsche Art und Sitte, wie

die Feinde sie nennen, häufig leider fratzenhaft und widerlich genug vorgetragen; da doch die das Teutsche wirklich begriffen haben und aus dem Innersten ihrer Herzen herausfühlen wissen, daß Stille Einfalt Bescheidenheit und Einfachheit in Tritt Wort und Tracht die einzig rechte teutsche und christliche Art ist. Denn auch in christlicher Milde Sanftmuth und Demuth soll die teutsche Art jetzt auftreten; sonst ist sie keine, und die Spötter behalten Recht, welche sagen: jene fratzigen und bärbeissigen Neuteutschen mögen sich anderswo die Bären und Auerochsen suchen, welche einst in dem Lande ihrer Väter brüllten aber jetzt in Teutschland nicht mehr gefunden werden.

Ich will hier noch einmal mein Glaubensbekenntniß ablegen. Thörigter Gebrauch alberne Eitelkeit falsche Deutung und Anwendung haben von jeher auf Erden auf Augenblicke das Würdigste und Heiligste entweihen können; wie sollten sie nicht etwas entweihen, was recht in der gemeinen Mitte des Lebens steht, und es zum Gelächter des vornehmen und geringen Pöbels machen? Ich habe mich oft darüber ausgesprochen und

thue es hier noch einmal, daß ich es für keine kleine Pest des teutschen Lebens halte, daß wir im Umgange und Leben wälsche Weisen und Zierlichkeiten gebrauchen, daß wir uns mit jeder neuen Mode wälsch oder englisch kleiden, daß wir unsere Häuser und Kleider und Gebräuche und Gesichter ja unsere Kinder und Kindeskinder immerfort verwälschen und verfälschen; daß ich es daher für recht etwas Löbliches und Verdienstliches halte, wenn nur irgendwo, sey es auch in einer unscheinbaren Kleinigkeit, der Anfang gemacht wird, dem elenden ausländischen Götzendienst ein Ende zu machen. Nur eine einzelne wälsche Tünche abgeblättert, eine einzelne wälsche Zierrath unsers Leibes lächerlich gemacht — man kann dazu rufen: item es hilft! Diejenigen aber, die das Teutsche die teutsche Volksthümlichkeit Art Kunst und Sitte immer im Munde führen und durch Uebertreibung und Prahlerei und Eitelkeit das Gute entweihen, welches ohne sie bald allen gut erscheinen müßte, ermahne ich der ernsten Zeit und der teutschen Tugend und erinnere sie, wie jämmerlich es ist, daß sie da, wo sie gegen wälsche Eitelkeit Lüge und Zierlichkeit predigen, mit teutscher

Eitelkeit Lüge und Zierlichkeit anfangen. Denn das teutsche Volk kann vieles ertragen, das aber kann es nicht ertragen, wenn man ihm eine junge und unglücke Narrheit unter dem Titel eines uralten teutschen Ernstes verkaufen will. Es muß seiner Natur nach Einfalt und Bescheidenheit wollen, und diese Zeit, wenn sie irgend etwas Gutes hat, zeigt offenbar wieder ein Streben der Anerkennung des Einfältigen und Bescheidenen und nimmt es freundlich auf, wo es nur erscheint.

Ueber teutsche Tracht Sitte und Art habe ich mich oft und weitläuftig ausgelassen; und es ist nun kaum nöthig. Dergleichen Dinge entstehen und bleiben, wenn sie entstehen und bleiben können, sie müssen anerkannt werden, damit sie gelten. Ein höherer Geist und ein höheres Streben muß allerdings schon im Volke seyn, wenn solche Einzelnheiten etwas bedeuten sollen, die wir aber nicht Kleinigkeiten schelten lassen. Nur das ist das Verdienstliche, daß man zuweilen wieder davon spricht und daran erinnert, daß es nicht so gleichgültig ist, als es ihnen däucht, daß der ernste und sinnige Teutsche in einem Rocke auftritt, worin immer nur ein leichtfüßiger

wälscher Stutzer hüpfen sollte, und daß die teutsche Jungfrau mit der leichtfertigen Buhlerin in Paris gleichen Schmuck anlegt. Es soll billig Ungleichheiten des Aeussern geben, wo die Ungleichheiten des Innern die größten sind. Die uns von einem gewissen christlichen gottseligen Zusammenschwimmen und Zusammenfliessen der Völker vorpredigen, haben wahrlich Christi Wort Einen Hirten und Eine Heerde nimmer verstanden, so wenig als sie die irdische Welt verstehen und was der Mensch darin seyn kann und seyn soll; und in dem Sinn, aus welchem sie gegen die Abscheidung und Sonderung der Völker und gegen einen idealischen Volkshaß predigen, würden sie selbst gegen die christliche Liebe und den christlichen Zorn predigen. Oder soll kein christlicher Zorn seyn? Ihr Elendigen, ihr werdet nimmer die Bibel deuten ohne den tiefen Zorn, der selbst in Gott wohnen muß, wenn er nicht der Gott der Faulen und Feigen heissen soll. Ihr werdet uns aber keine Stelle in der Bibel zeigen, woraus hervorginge, daß er sich den Gott solcher genannt hat.

Und was ist der Haß was ist denn Abneigung gegen ein fremdes Volk? Ihr wisset

nicht, was ihr scheltet. So ist die Beschränktheit des einzelnen Menschen und des ganzen Volkes, daß sie nicht alles dürfen, daß sie nicht alle Triebe Kräfte Gelüste Fertigkeiten Anlagen der ganzen Welt in sich tragen noch aus sich entwickeln noch weniger von aussen her in sich aufnehmen können noch dürfen. Wenn ich sage, ich hasse den französischen Leichtsinn, ich verschmähe die französische Zierlichkeit, mir misfällt die französische Geschwätzigkeit und Flatterhaftigkeit, so spreche ich vielleicht einen Mangel aus, aber einen Mangel, der mir mit meinem ganzen Volke gemein ist. Eben so kann ich sagen: ich hasse den englischen Uebermuth die englische Sprödigkeit die englische Abgeschlossenheit. Diese gehaßten und verachteten und getadelten Eigenschaften sind an sich noch keine Laster, sie hangen bei den Volkern, die sie tragen, vielleicht mit großen Tugenden zusammen, die mir und meinem Volke fehlen. Das mag ich erwägen und muß ich erwagen, wenn ich als Philosoph als Geschichtschreiber oder wenn ich gar als Weltrurger die Volker und ihre Schicksale in der Idee betrachte. Ganz anders muß mir aber das alles erscheinen und in ganz anderen

Beziehungen und Wirkungen, wenn ich mich als Einzelwesen und mein Volk als das teutsche Volk dagegen halte, oder wenn ich gar untersuche, wie diese Eigenthümlichkeit des Franzosen und Engländers (und meinethalben des Polacken und Portugiesen und jedes andern Volks) diese an ihm hervorstechenden Eigenschaften auf mich und mein Volk wirken müssen oder gewirkt haben, wenn wir sie uns zueignen und in uns aufnehmen wollen. Wenn ich sehe, daß wir durch Nachäffung wälscher Zierlichkeit Feinheit und Geschliffenheit zu matten und langweiligen Affen werden, die das Bewußtseyn ihrer eignen Tüchtigkeit und Herrlichkeit darüber verlieren, wenn ich sehe, daß der englische Uebermuth und die englische Sprödigkeit uns für das Leben nur noch unbehülflicher und unliebenswürdiger und unmittheilender macht uns aber von dem Stolz und dem Trotz auf Freiheit und Recht nichts giebt, was als ein innerer fester Kern der Tugend unter der herben englischen Hülle liegt, so hasse ich in meinem und meines Volkes Namen eine Erziehung und Gewöhnung, welche uns weder zu leichten und liebenswürdigen Franzosen noch zu stol-

zen und aufrechtgehenden Engländern sondern höchstens zu traurigen und lächerlichen Halblingen beider machen kann, zu Dingern, die keinem Volke angehören und keiner Welt angehören sollten. Mögen diejenigen, welche diese kümmerliche Weichlichkeit bei uns immer noch fortsetzen wollen, mich um diesen Haß hassen! mögen sie mir als fromme Theologen und seufzende Christen ihr Christenthum als Schild entgegen halten! Ich sage ihnen zum dritten Mal: sie sind erbärmliche Theologen und noch erbärmlichere Christen. Eben das Evangelium Christi ist die rechte Lehre des Zorns und der Liebe auf Erden, eine rechte brennende und scheidende Feuerflamme, damit im höchsten Himmel des Gemüthes und der Idee die freie und hohe christliche Liebe werde; es ist der rechte scharfe und strenge Scheidekünstler, der große Alchymist von Ewigkeit her, der mit dem unbarmherzigen Geist alle unreinen und eitlen und lügenhaften Zusammenmischungen sondert, damit er die gereinigten und wieder wahr und unschuldig gemachten Einzelnheiten mit desto seligerer Liebe umfassen könne. Darum laßt uns die Franzosen nur recht frisch hassen! laßt uns

unsre Franzosen, die Entehrer und Verwüster unserer Kraft und Unschuld, nur noch frischer hassen, wo wir fühlen, daß sie uns unsre Tugend und Stärke verweichlichen und entnerven! Als Teutsche als Volk bedürfen wir dieses Gegensatzes, und unsere Väter waren ein viel besseres Volk, als wir jetzt sind, als der Gegensatz und Widerwille gegen die Wälschen am lebendigsten in ihnen war. Wir werden beide dabei gewinnen und was wir wirklich Ideales und Allgemeines in uns haben uns desto heiterer und ungetrübter mittheilen können: wir werden als Menschen menschlicher mit einander umgehen. Ich weiß, ich spreche hier vielen ein Räthsel; aber es muß ja denen ein Räthsel bleiben, die keine menschliche Sprache verstehen. Legte ich es ihnen breiter aus, wähnten sie nur, daß sie es verständen, sie verständen es aber doch nicht. Diese Sachen sind so fein, daß man sie nur mit dem Herzen und dem Glauben verstehen kann. Doch muß ich von dem größten Verderben, von dem Franzosenthum der Sprache unter uns, noch etwas Breiteres sagen. Dieser Teufel ist zu mächtig, er hat sich zu tief in unsere edlen Theile eingefressen,

als daß er so leicht auszutreiben wäre, als allenfalls der französische Rock und Bückling und der französische Kopfputz und die Salbenbüchschen und Riechfläschchen von Paris. Ihr mögt ihm hunderttausend feiste Säue zuschicken, die ihm mit fürchterlich schauervoller Ironie ihr Kiwi! Kiwi! Wuj! Wuj! *) zuschreien, sie können ihn allenfalls in ihr Seebad mit hineblocken, aber ersäufen werden sie ihn nicht.

Meine ich, daß dieser Teufel ganz ausgetrieben werden soll? daß man überhaupt nicht mehr Französisch lernen soll? Nein, so Thörigtes meine ich nicht, sondern ich meine nur die übertriebene Buhlerei und Abgötterei mit dieser Sprache, ich meine vorzüglich den Misbrauch, der in der großen und vornehmen Welt und in der Erziehung der Kinder der gebildeten Volksklassen mit ihr getrieben wird. Dagegen und darüber habe ich mich oft stark erklärt, und kann es hier ja noch einmal wieder thun, des lieben Wortleins gedenkend:

---

*) Das Volk kennt diesen Teufel lange und nennt ihn in diesem angespielten schweinischen Scherz auch mit seinem rechten Namen.

der Tropfen höhlt den Stein aus. Die Krankheit ist so eingewurzelt und das Uebel so hartnäckig, daß eher zehen andere Lügenteufel auszutreiben sind als dieser zierlichste und gauklischeste von allen.

Ich bin billig. Ich lasse den Gebrauch der wälschen Sprache gelten vorzugsweise für zwei Arten Leute, ich lasse ihren mäßigen Gebrauch gelten für alle in dem Maaße, wie man andere neue europäische Sprachen lernt und übt. Aber das Zuviel, besonders der letzterwähnte Misbrauch derselben muß gerügt werden, weil das alte Uebel, gegen welches wir nun bald zweihundert Jahre kämpfen und welches über unser Vaterland so namenloses Weh und in das von Natur feurige teutsche Gemüth so viele jämmerliche zierliche Kälte und Vergessenheit teutscher Art und Tugend gebracht hat, dadurch immer wieder frisch fortgepflanzt wird.

Welche sind die zwei Arten Leute, für welche ich den Gebrauch und die Uebung der wälschen Sprache vorzugsweise gelten lasse?

Es sind die Handelsleute und die Diplomaten, auch eine Art Handelsleute und Makler.

Die französische Sprache ist einmal in einem allgemeinen und breiten Weltbesitz, und man mag ihr diesen beneiden oder nicht, durch bloßen Neid und Groll darüber, daß sie darin ist, kann man ihr diesen Vorzug nun einmal nicht mehr entwenden. Da dergleichen Weltbesitz unmöglich etwas Zufälliges seyn kann, so setzt er etwas voraus, was uns und andern Völkern fehlen muß. Uns Teutschen vor allen dringt sich wohl von selbst die Frage auf, warum wir, die Weitverbreiteten, die in Ungarn und Siebenbürgen fast ein Volk sind, die längs der ganzen Ostsee hinauf wohnen, die in den großen Hauptstädten Rußlands zu Vierzigtausenden und Dreißigtausenden ansäßig sind, doch unserer Sprache keinen so weiten und allgemeinen Weltbesitz haben verschaffen können? Und wirklich, wenn wir der Sache mehr auf den Grund spüren, so werden wir leicht finden, daß die französische Sprache mit Recht im Besitz ist. Sie ist ein leichtes klares bestimmtes Tauschmittel der Gedanken für alle Welt, eine rechte bequeme Münze für den täglichen Gebrauch, nicht so tief und schwer und unbestimmt und überschwänglich als die teutsche und einige

andere Sprachen, für den Weltverkehr und für die leichte Unterhaltung über leichte und feine Dinge der Gesellschaft und des Gespräches wie geboren. So ist sie in Europa als die bequemste und leichteste Sprache aller Geschäftsleute erfunden worden und wird es auch wohl bleiben. Der Kaufmann und Gewerbsmann und auch der Reisende, der sich im leichten Leben durch die Welt umtummeln will, wird wohl kaum etwas Leichteres und Brauchbareres für sich finden. Eben so ist es mit dem Diplomatiker, dessen Rolle es eben ist, daß er oft das Schwerste und Ungefälligste wenigstens auf die leichteste und gefälligste Weise ausspielen soll. Er bedarf grade einer sehr geschliffenen gebildeten gefügigen ich mögte sagen proteischen in den mannigfaltigsten Gestalten und Bildern und Scheinen wie die dünne Luft und der Schaum auf dem Wasser hinspielenden und hinschimmernden Sprache, die neben ihrer Klarheit und Bestimmtheit den Vortheil hat, daß in ihr durch den äusserst geselligen Karakter des Volkes, dem sie angehört, eine Unendlichkeit von beziehlichen Abstufungen feinster Schatten und Lichter sowohl für die äussere als für

die gemüthliche Welt und eine Menge von halben Wahrheiten und halben Scheinen liegen, welche sie in der schlüpfrigen Mittelwelt, wo mit den mannigfaltigsten Scheinen und Gegenscheinen ewig zwischen Lüge und Wahrheit geschwebt und gespielt wird, zu einem einzig brauchbaren Geräth machen. Etwas Anderes aber ist es, ob durch die Spiele und Künste der Diplomaten überhaupt so viel ausgerichtet wird, als sie glauben, und noch etwas Anderes, ob die Völker sich gefallen lassen dürfen, daß die französische Sprache die alte lateinische aus dem hergebrachten Rechte verdränge die Verträge und Urkunden der Völker mit einander auszudrücken? ob, wenn die eine neuere Sprache sich dies Recht herausnimmt, nicht alle andere auf das gleiche dringen können? und ob nicht jedes unterhandelnde Volk das verlangen soll, daß in dem Vertrage sowohl die lateinische als die eigene Sprache nicht bloß der französischen zur Seite stehen — denn wer zur Seite steht, scheint eine Art Diener — sondern diese ganz ausschliessen, es sey denn, daß mit den Franzosen selbst etwas abgeschlossen würde, wo ihnen billig gebührt, was den andern?

Ich meine, alles dies fordert die Würde der Völker.

Also den Handelsleuten, welche flüchtige Weltleute sind, und den Diplomaten, die mit leichten Künsten spielen müssen, gestehen wir willig den Gebrauch der französischen Sprache im vollsten Umfange sowohl des Verstehens als Sprechens zu. Andre gebildete und gelehrte Leute mögen sie für ihr Bedürfniß lernen und üben, wie sie andere neuere Sprachen lernen und üben, ohne daß sie eben mit der Fertigkeit des Sprechens prunken, welche doch nie eine anmuthige Fertigkeit seyn kann bei solchen, die nicht in täglicher Uebung sind. Wenn sie ja nach Frankreich oder nach andern fremden Ländern zu reisen vorhaben, wird die Nothwendigkeit des Gebrauchs und der Uebung das leicht ersetzen und hinzufügen, was ihnen an Gewandheit und Läufigkeit darin mangelt. Aber die große Rolle, welche die französische Sprache bei der Erziehung unserer Großen und Vornehmen und des weiblichen Geschlechtes spielt, als ob sie eine nothwendige Grundlage und Ergänzung aller Bildung und alles Geschmacks wäre, darf sie hinfort nicht mehr spielen. Dieses alte Ver-

derben diese Pest unserer Kraft und Eigenthümlichkeit muß einmal mit den Wurzeln ausgerottet werden; jeder, dem eine teutsche Zunge und ein teutsches Herz gegeben ist, muß dagegen auftreten und sprechen und predigen und schelten. Denn kein schlimmerer Krebs hat an uns genagt als dieser wälsche, mit welchem Schwächlichkeit Eitelkeit Lügenhaftigkeit und Fratzereien und Ziererein aller Art zu uns gekommen sind und noch immer nicht weichen und unserem Besseren Platz machen wollen. Solange dies Unkraut bei uns wuchert, kann unser reiner Weizen unmöglich in Freudigkeit aufschiessen.

Ich brauche hier nicht breit zu erzählen, wie es seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, schon ein halbes Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege, sich gewendet hat, wie schon damals Europas Babel Paris anfing sich als Hauptstadt unsers Welttheils als die Stadt aufzustellen, in welcher alle Kunst Sitte Feinheit Liebenswürdigkeit und alle höchste Bildung und feinster Geschmack heimisch seyen. Damals schon ward es Brauch, daß die Söhne teutscher Fürsten und Herren nach Paris reisten und dort

einige Jahre zubringen mußten, damit sie einst als Spiegel der schönen und feinen Gesellschaft im Vaterlande glänzen könnten. Aber allgemein ward diese Ansicht, man kann wohl sagen diese französische Sucht und Wuth, in einer Zeit, als teutscher Haß gegen die Ueberlister Räuber und Verheerer des Vaterlandes den Weg zwischen dem Rhein und der Seine auf ewig hätte sperren sollen, in jener Zeit, als Ludwig der Vierzehnte in Frankreich regierte. Da schienen alle andere Völker so gar nichts zu seyn noch zu haben so gar nie etwas gewesen zu seyn noch gehabt zu haben; so daß die französische Zierlichkeit und Eitelkeit die französische Sprache Sitte Kunst und Wissenschaft alle Länder überschwemmte und nicht allein in den Sälen des Fürsten und Grafen als etwas Auserlesenes umging sondern selbst in die Häuser des teutschen Bürgers eindrang. Dies gab in allen Beziehungen in allen Verhältnissen und Ansichten des Lebens der Wissenschaft und Kunst eine fast allgemeine Weltverwandelung, Europa ward mehr oder weniger verwälscht und verfranzösirt, und was jedes Volk bei sich Herrliches und Treffliches besaß oder besessen hatte, ward

so verachtet und vergessen, daß wir uns in den letzten zwanzig Jahren, wo uns die Augen von der langen Verblendung aufgegangen sind, gewundert haben, daß unsre Väter vor den Franzosen schon etwas gewesen sind, daß sie in Werk und That in Kunst und Wissenschaft früher wohl schon etwas gehabt und geschaffen haben, das besser ist als das beste Französische des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Diese Verblendung und die Erstarrung und Entseelung, die daraus folgte, und die Gleichgültigkeit und Vornehmigkeit gegen das Eigene und Teutsche hat zwar das ganze Volk theilen müssen, aber die Vornehmsten und die Gelehrten sind doch am verderblichsten davon erfaßt worden: und zwar die letzten mehr von dem allgemeinen Geist, der durch und mit dem Franzosenthum in die Welt gekommen war, die ersten ganz eigentlich auch von dem besonderen Geist der wälschen Sprache, weil sie bei ihnen, so geläufig es von teutschen Lippen ging, auch eine sprechende Sprache seyn mußte. Ueber dies, was eine von Kindauf mitsprechende und mitlebende fremde Sprache bedeutet und wie sie neben der

Muttersprache ja wohl über der Muttersprache und ihrem Geist in mitempfindender mitlebender mitwirkender Gemeinschaft bei dem Fremdling endlich eine zweite Sprache werden muß, über diese Schwächung und Verwirrung des Tiefsten und Innigsten im Gemüthe und in allen hohen und unerklärlichen Urbildern der Seele und des Lebens hier noch einige flüchtige Worte. Wer sie verstehen will, versteht sie wohl.

Die Gelehrten und überhaupt die anderen Gebildeten des Volks, welche nicht zu den sogenannten höheren Ständen gerechnet werden, lernten die französische Sprache bloß für den alltäglichen Gebrauch des Lebens oder für das Verständniß der französischen Wissenschaft und Literatur, nicht damit sie täglich in derselben redeten und teutsche Gefühle und Gedanken kümmerlich genug in sie hinein übersetzten. Aber weil diese Sprache von allen neuen Sprachen am meisten im allgemeinen Gebrauch war, weil die Meinung mit dem Verständniß und der zierlichen Anwendung derselben eine hohe Würdigkeit und eine Aehnlichkeit mit der feinsten und vornehmsten Welt verband, so erhielt die wälsche Sprache in

dem Vorurtheil ein Ansehen und auch das in ihr Gedachte und Ausgesprochene erhielt ein Ansehen, was ihnen an sich gar nicht gebührte. So ward alles früh bestochen, das Französische für das Erste ja fast für das Einzige in der neuen Welt zu halten, wenigstens in Hinsicht des Geschmacks und der Künste und Lebenszierlichkeiten und Lebensansichten für das Einzige und Unübertreffliche. Doch saß das Französische hier meistens mehr äusserlich nur noch an den Menschen; bei unserm vornehmen Stande saß es schon fast in den Menschen. Wenigstens impfte man dies fremde Gewächs hier von der Wiege an nach der Möglichkeit ein und suchte die langweiligen stummen groben und plumpen Geister der angebornen Teutschheit männiglich auszutreiben. War es nicht so, und ist es leider in vielen Häusern nicht noch so, daß der Sohn und die Tochter des Fürsten Grafen und Freiherrn, so wie er den Windeln entsprang und die ersten unvernehmlichen Naturlaute zu stammeln begann, von einem Franzosen oder einer Französin ergriffen ward: oft das loseste und leichteste Gesindel, das von dem eigenen Vaterlande ausgestoßen war

den groben und dummen Allemannen aber immer noch gut genug schien? Diese trieben acht bis zehen Jahre mit den armen Kindern ihr wälsches Spiel und tauchten sie so lange in die französische Zierlichkeit unter, bis die rauhe teutsche Rinde, womit sie oft schon zur Welt gekommen waren, ihnen abgeglättet däuchte. Die Muttersprache ward gewöhnlich ganz vergessen, von ihr konnte das Nöthige von den Bedienten und Stallknechten und Jägern gelegentlich immer noch gelernt werden. Es war ja die Sprache der Langenweile Dummheit und Grobheit, für Bauren und Bürger allenfalls gut genug, weil sie keine bessere hatten, aber nicht für Fürsten und Herren. So geschah es denn und geschieht noch wohl diesen Tag, daß teutsche Fürsten und Herren allenfalls ein geistreiches und lustiges französisches Gespräch führen konnten aber mit der Muttersprache blöd und dumm da standen und stotterten und stammelten, wann sie reden oder vollends wann sie ja einmal öffentlich reden sollten.

Dies wäre das Geringste. Obgleich in dem richtigen volltönigen und vollsinnigen Gebrauch der Sprache und Rede eine all-

mächtige Herrschaft ein unsichtbarer Zauber über die Geister liegt, welche auch die Vornehmsten und Höchsten wohl brauchen dürften, so war das Schlimmste das, daß durch das thörigte Treiben und Ueben des Fremden dieses Fremde und das Gemüth und den Sinn, die es ausdrückt, zwar selten ganz heimisch ward, daß es aber fast immer mächtig genug war, das Einheimische und Teutsche kurz das Angeborne zu schwächen zu verkehren und zu unterdrücken; so daß die Kraft und Herrlichkeit, die in einem Fürsten- oder Grafensohn vielleicht einmal die Wonne und der Stolz des Vaterlandes geworden wäre, nun von Jugendauf zerknickt und gelähmt ward und daß häufig elende Kümmerlinge und Halblinge wurden, welche ihrem Wesen und Streben nach weder den Franzosen noch den Teutschen ja oft gar keinem Volke angehörten. Ja ich sage es gradezu, den meisten wäre es tausendmal besser gewesen, wenn man sie statt dieser wälschen Verzierlichung und Abglattung zu den Bauren aufs Land und zu den Köhlern und Förstern in den Wald geschickt und hatte das Vieh hüten oder dem Wilde nachstellen lassen. Und hätten sie

im zwanzigſten Jahre auch nur die rauhen Töne und die natürliche Kraft und Art jener einfältigen Leute gehabt — wahrlich es wäre wohl anders aus ihnen hervorgedrungen und hervorgeklungen und herausgeblüht als jetzt, wo alles Hohe und Idealiſche im Keim erſtickt oder doch verkehrt werden mußte: verfälſcht und verfälſcht.

Will ich hiemit der Roheit das Wort reden? der völligen Vernachläſſigung der Bildung? Ja ſo weit, daß ich ſie viel glücklicher halte, als eine falſche zu frühe oder vollends eine fremde Bildung. Auf jene, welche durch Geburt und Glücksgüter ſchon hoch über die Menge geſtellt ſind, wirkt durch nothwendige und unvermeidliche Verhältniſſe und Einflüſſe, die ich hier nur anzudeuten brauche, ſo vieles ein, was die einfältige Tugend und Kraft, die der liebe Gott gegeben hat, vertändeln verzerren und verweichlichen will; ein teutſcher Prinz oder Graf läuft ſchon bei der ſtrengſten und ernſteſten teutſchen Erziehung genug Gefahr, das Derbe Feſte und Tüchtige einzubüßen, wodurch ein Mann, ſitze er in einer Hütte oder auf einem Thron, allein ein würdiges männ-

liches Gott und Menschen wohlgefälliges Leben führen kann. Wie nun? wenn er recht absichtlich für das Zierliche Eitle Spielende und Weichliche erzogen wird? Ich meine ja hier auch nicht bloß die Uebung der fremden Sprache, nicht das, was nur äusserlich scheinen mögte, nein ich meine das Tiefste und Bedeutendste, den Sinn den Geist das ganze Lebensgefühl die ganze Lebensansicht und Lebensgestalt, welche in jeder besondern Sprache ganz eigenthümlich ausgeprägt sind. Die Wörter sind ja nichts Todtes, sie sind ewige Urbilder von Gefühlen und Gedanken, sie sind gleichsam versteinerte und verzauberte Ideen, die durch die lebendige Rede und den warmen und lebendigen Hauch der Seele, die sie gebraucht, in jedem Augenblicke wieder belebt werden müssen. Was in teutschen Menschen Tugendhaftes und Lasterhaftes Wahres und Lügnerisches Treues und Untreues Ernstes und Scherzendes jemals gelebt hat, das muß auch in ihrer Sprache leben; mit der Sprache muß jedem die Urgestalt eines Volkes, sein tiefstes Leben Denken und Empfinden, aufgehen. Wie nun? wenn du von der Wiege an das Wälsche und Russische die

wälsche und ruſſiſche Urgeſtalt und Grundform des Lebens mit der wälſchen oder ruſſiſchen Sprache in dich aufnehmen willſt? Wird neben dieſer Geſtalt, die jetzt gleichſam dein zweites Leben wird, die teutſche Urkraft, deren Keime wohl mehr in dir lagen, ſpäter noch Platz in dir gewinnen? wird zwiſchen zwei gleichſam verſchiedenen Welten nicht unbewußt in dir ein früher Kampf entſtehen, worin du ſchon Niederlagen des Gemüthes leideſt, wann du von Krieg und Streit noch keine Ahndung haben ſollteſt? wird, wann die goldene Kindheit mit allen ihren ſeligen Blumenträumen des Himmels mit allen ihren ſeligen Engelſpielen vergangen iſt, die Einfalt Liebe und Treue, die im tiefſten Grunde jeder Sprache liegt, als der Keim des Göttlichen im Menſchen, dir dann aus der eigenen Sprache je noch erblühen können? wirſt du je die unmittelbare Gewalt der Rede in der Mutterſprache gewinnen, wodurch du durch die ſanfteſte und anmuthigſte aller Herrſchaften herriſch und gebieteriſch daſtehen kannſt? Der Kern der Sprache, ihr tiefſtes Leben und Lieben, wird nimmer durch Bücher gelernt ſondern durch das Leben, und das rechte Lernen

ist da immer vollendet, ehe der junge Mensch buchstabirt. Dann, in den ersten fünf sechs Jahren seines Lebens, muß er die innerlichen kräftigen Geister seines Volkes, die in der Sprache ruhen, in unbewußter Unschuld eingesogen und empfangen haben, wie er Luft und Licht einsaugt und in Sehnsucht erfasset; später ist die Empfängniß dafür bei den meisten geschlossen. Man wende mir hier nicht ein, wie man die alten Sprachen lernt und wie doch manche Neuere es darin zu einer Meisterschaft gebracht haben, daß man meinen mögte, die in Athen und Rom würden staunen, wenn sie ihre Werke studierten. Allerdings giebt es einzelne ausserordentliche geistige Erscheinungen. Aber diese Weltwunder sind noch wohl himmelweit von der Weltkraft, womit ein griechischer oder lateinischer Mann durch das Wort und die Rede gewirkt wodurch er unmittelbar gelebt und gefühlt und die staunende Menge entzückt oder niedergedonnert haben würde. Ich glaube, daß auch dem genialischesten Menschen bei der höchsten Kunst, die keine Kunst der unbewußten Kindheit und Unschuld gewesen ist, immer der Hauch und die Kraft des höchsten un-

mittelbaren Lebens fehlen würde. Es iſt da mit, wie mit dem Egerbrunnen und Selzer Waſſer, die der Apotheker in Stockholm und Petersburg macht; kann er die Seele den Lebenshauch des lebendigen Waſſers auch ſchaffen? Und wahrlich nicht beſſer würde es unſern Kennern und Meiſtern in wälſcher engliſcher oder ruſſiſcher Sprache gehen, wenn ſie in Paris London und Moskau unter dem Volke auftreten und Heere befehligen oder von der Rednerbühne donnern ſollten. Da würden ſie an einer gewiſſen Beklommenheit bald inne werden, daß ihnen etwas fehle, was in jenen Orten jeder Sackträger ſchon umſonſt hat, ein unbewußtes Lebensgefühl ein Verſtändniß der Art — ich mögte ſagen — der Luft des Landes, kurz die ungeheure und unermeßliche Gewalt der Natur. — O unſere armen Krüppel! unſre verwälſchten und verfälſchten Prinzenſöhne und Grafenſöhne und Herrenſöhne, die geweſen ſind — o mögten wir nicht ſagen können, die noch ſind! Dieſe ſoll man einmal herausführen aus ihren Sälen wo das zierliche Geflüſter und Geliſpel dünngeprägter Worte meiſtens aus dünngeſchlagenen und hohlmünzigen Men-

schen zischelt, aus ihren Vorzimmern, wo die süße Menschenstimme nie weder als ein lieblicher Blumenathem des Frühlings noch als ein furchtbares Donnerwetter des heissen Sommers noch als eine ernste Stimme des Herbstes weder säuselt noch hallet noch sauset; man soll sie herausführen unter ein Heer, das Aufruhr schreiet, unter Bauren, die sich im wilden Zanke zerraufen — da in der Gewalt des lebendigen Lebens sollen sie versuchen, ob ihre Brust Menschenstimme und ihr Ton Machtgebot in sich hat, ob sie als teutsche Männer Teutsch können. Ich wette, den Meisten werden die Worte fehlen. Bei solchen Gelegenheiten — und das sind ja recht Gelegenheiten für die Großen und Hochgebornen — prüfet sich's, ob der rechte Klang und Sang in der Brust ist. Wahrlich mancher Schäfer, den man hinter seiner Heerde wegriefe, mancher Müller, den man von der Mühle hohlte, mögte sich in solchem Getümmel mit der Rede wohl besser heraushelfen, als wer von Kindauf fremde Töne nachgelallt hat. Ganz Teutschland kennt seinen alten Feldmarschall, wer hätte den Namen Blücher nicht gehört? Das wissen aber wenige, daß dieser große Natur-

söhn auch mit den Lippen mächtig ist, daß er die Gewalt der Rede über die Herzen gebrauchen kann, wie ihm gefällt. Er hat keine französische Wärterin oder Abrichterin gehabt, kein französischer Kammerdiener oder Abbé ist bestellsam und ängstlich, wie das Huhn um die Entchen, die es ausgebrütet hat, um den Knaben hin und her gelaufen; ohne zierliche und wälsche Bildung und überhaupt ohne große Abglättung und Verzierung der Jugend hat er als Knabe schon den Husarenrock angezogen und Gottes und der Natur Gnade hat aus dem Manne gemacht, was sie aus ihm machen konnten. Ich glaube nicht, daß Blücher, wenn er vom zweiten bis sechszehnten Jahre seines Lebens mit wälschen Meistern wälsch geplappert hätte, teutsch reden könnte, wobei zugleich dem Korporal und General die Brust mit Flammen durchhaucht wird.

Ich spreche von einem alten Uebel, von einer gefährlichen Pest und die noch heute die gefährlichste ist, für einen Teutschen um so gefährlicher, weil wir mit dem Franzosen eine gewisse Weichheit des Gefühls gemein haben, und weil das, was uns in ihnen

nicht angehört und nimmer angehören darf, wenn wir nicht eitel jämmerlich und erbärmlich werden wollen, uns durch diese die Uebergänge in einander erleichternde Aehnlichkeit desto leichter eingehaucht und eingeflößt werden kann. Wahrlich würden unsere Fürsten und Herren von der Wiege bis zum zwölften vierzehnten Lebensjahre ganz teutsch erzogen und gebildet, lernten sie das Lateinische Französische Englische und wenn sie Anderes lernen wollen, wie wir anderen Knaben und Jünglinge, lehten und webten sie in ihrer lieben Muttersprache teutsch unter teutschen Menschen, d. h. unter einfältigen natürlichen unverschrobenen und unverschaffenen Menschen, welchen Herz und Wort auf der rechten Stelle sitzt — wahrlich wir würden andere Führer sehen, sie würden in Liebe und Treue das Volk verstehen lernen und sich mit ihm einlieben und einleben, sie würden aber auch eine ganz andere Kraft des Befehls und der Darstellung haben, als die unter Wälschlingen oder verwälschten Teutschen gewonnen werden kann. Wie sie aber erzogen werden, gewöhnlich von den schwächlichsten Menschen, von Zierlingen und Weichlingen und Zinserlingen

und Zimperlingen, kurz von teutſchen Halblingen und Viertlingen, wenn es auch keine geborne Wälſche ſind, wie ſie ihre Jugend nachher verleben unter Menſchen, die eben ſo erzogen ſind, die eben ſo wenig den tiefen Klang und Strich des Teutſchen haben, wie ſollte das Wunder geſchehen, daß ſie in der Regel nicht die unmündigſten unſicherſten und ſchwächſten aller Teutſchen werden müßten?

Man hat eine Anekdote von dem großen Könige von Schweden und Rheinpfalzgrafen Karl dem Elften. Ich will ſie erzählen. Als ſein Vater der kriegeriſche Karl Guſtav ſtarb, war er ein zartes Kind von wenigen Jahren. Seine Großmutter und ein Reichsrath führten während ſeiner Minderjährigkeit die Regentſchaft und regierten ſchlecht und verſchlenderiſch. Die Frau und die Männer wünſchten gern auch dann noch zu regieren, wann der Knabe die Volljährigkeit erreicht haben würde; ſie wollten einen faulen ſorgloſen unwiſſenden König haben, der allein ſeinen Trieben und Vergnügungen nachginge und ihnen die beſchwerliche Herrſchaft überlieſſe. Darum lieſſen ſie ihn faſt ohne allen Unterricht gleich einem Straßenbuben herumlaufen und erlaubten

ihm statt aller geistigen Uebungen und Arbeiten das Fechten Reiten Jagen Ringen und Balgen im Ueberfluß. Sie meinten, sie hätten sich den rechten Kappadocier erzogen, durch dessen dichtumnebelten Kopf nie ein Lichtfünklein dringen würde; sie irrten sich. Karl war mündig geworden, er war völlig unwissend, konnte höchstens seinen Namen schreiben; sie meinten, er werde die Feder nie gebrauchen als zum Unterschreiben. Er saß nun im Rathe vor. Dies hatte er schon einige Male gethan stumm blöd verlegen, er hatte den Mund nicht aufgethan als zum Ja sagen und die Hand nicht gerührt als um seine Namenzüge zu ziehen. Das dritte oder vierte Mal als er seine hohe Rathsitzung hielt, kam ein Fall vor, wo der König Nein sagte und die Großmutter und Räthe meinten, er müsse Ja sagen. Der Reichskanzler — ich meine, er hieß Bjelke, und war des Königs Jugendführer gewesen, was sie einen Gouverneur nennen — hatte dem jungen Könige mehrmals begreiflich zu machen gesucht, warum er Ja sagen müsse; aber umsonst. Er faßte sich darauf zum dritten Mal den Muth, es ihm aus einander zu setzen, und endigte

seine Erläuterungen mit den etwas starken Worten: Jetzt werden Euer Majestät es endlich doch wohl begreifen können. Kaum erklangen diese Worte, so sprang der König, ein starker herkulischer Jüngling, wie ein Blitz von seinem Sitze auf, riß eine glühende Feuerschaufel aus den Kohlen des Kamins, schlug damit auf den Tisch und rief: Wohl begreife ich, daß ich jetzt König bin; und ihr geht! Und sie gingen. Und dieser König, von welchem sie bei der schlechten Erziehung gehofft hatten, er werde sein Leben mit Beischläferinnen und Hengstbändigen und Bärenjagden hinbringen, ward einer der größten und wohlthätigsten Könige, welche Schweden je gehabt hat. Mit rastlosem Eifer verschaffte er sich binnen wenigen Jahren die Einsicht, deren er bedurfte, um mit Recht sagen zu können: Jetzt bin ich König. Durch das natürliche Leben, in welchem men ihn hatte aufwachsen lassen, hatte er das rechte volle Gefühl das rechte volle Verständniß seines Volkes und Landes gewonnen, er war ein Schwede geworden. Nie hat ein König wie dieser mit allen Klassen des Volks leben umgehen und sich freuen können; er ist der

lebte König in Schweden, der in allen Landschaften seines Reichs in Bauer- und Bürgerhäusern eingekehrt ist und auf Bauerhochzeiten lustig mitgetanzt hat, ohne daß den andern dabei so zu Muthe geworden, daß sie aus dem Tanze fliehen müßten. Dieser war ein König und ein Mensch. Ein tapferer Krieger strenger Haushalter fester Ordner Walter und Gesetzgeber. Ich will nun nicht sagen, daß alle Söhne von Königen und Fürsten erzogen werden sollen, wie dieser Karl der Elfte; aber das sage ich, daß die meisten, die man so wild laufen liesse, tüchtigere und herrischere Männer und Helden werden würden, als die man durch eine ausländische und weichliche und weibisch einsame Erziehung zu schwächlichen Puppen und Spieläfflein vertändelt und verziert. O Verderben unserer edlen Geschlechter! Lernten unsere Knaben und Jünglinge von Jugend auf tüchtig teutsch leben, wie die Fürsten weiland im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, und läsen unsere alten tapfern Geschichten und Kroniken und freueten sich des Sanges und Klanges unserer teutschen Lieder und Heldensagen als Heldenherzen und Volksherzen — denn Volksherz ist

Heldenherz — wahrlich wir würden andere Männer erwachsen sehen. Doch Gott, der uns so weit geholfen hat, wird ja auch hier Licht aufgehen lassen aus der Finsterniß, daß sie endlich begreifen, was das Rechte ist, und daß sie nur durch teutsches Gemüth und teutsches Leben und teutsche Rede teutsche Menschen beherrschen können. Der erste große Anfang wäre die völlige Verbannung und Aechtung der französischen Sprache von den Höfen und aus den sogenannten vornehmen Zirkeln; und dieser Anfang kann allein von den Höfen ausgehen, denn die vornehmen Zirkel machen es den Höfen immer nach. Auf der Börse der Kaufleute mag französisch gesprochen werden, Kaufleute Reisende Diplomaten mögen die französische Sprache als eine Weltsprache gebrauchen; Könige Fürsten und Herren sollen sich mit der Sprache ihres Landes ehren, und fremde Botschafter, die zu ihnen kommen, mögen durch Dolmetscher mit ihnen sprechen, wenn sie die Sprache des Landes, wohin Geschäfte sie führen, vorher nicht lernen wollen. Das ist recht und würdig zugleich. Ein König und großer Herr, der grade das Feste Ernste und Bleibende,

der die ewige Majestät, das Bild des ruhenden Gottes, darstellen soll, muß wegen allerlei Talente Fertigkeiten und Liebenswürdigkeiten grade nicht bedeutend werden wollen, die einem Künstler und Sänger und andern Leuten wohl anstehen. Hat er sie, so gebrauche er sie zur eigenen Lust, weniger zur Lust der andern, weil für ihn und für sie die Gefahr der Eitelkeit und Ziererei droht.

Das wäre einmal wieder geredet über die wälsche Sprache und über großes Unglück, das wir durch sie erlebt haben und noch erleben. Man vergesse aber nicht, daß hier am meisten die Rede ist von ihrem fast ausschliessenden und thörigten Gebrauch vor allen andern neueren Sprachen, und am meisten davon, daß sie vor allen andern als sprechende Sprache gebraucht wird. Denn eben die sprechende Sprache ist das Gefährliche. Wer sie von Jugend auf übt und treibt, der muß seine Anschauungen und Gedanken und Gefühle nothwendig gegen einen fremdartigen Spiegel stellen, der muß das angeborne Teutsche endlich verkehrt erblicken und das eigenthümlichste Eigene muß ihm auf immer ein verschlossenes Räthsel bleiben. Aber, wird

man sagen, es kann ja zugleich mit dem Teutschen und Französischen und allenfalls auch mit dem Englischen angefangen werden; man findet ja kleine Knaben und Mädchen von acht bis zehn Jahren, welche auf die Weise gleichsam spielend in wenigen Jahren drei Sprachen gelernt haben. Welch ein Gewinn ist das! und wie schön können sie die folgenden Jahre nun auf Anderes wenden! Ja wahrlich ein schöner Gewinn, den ich wenigstens mit euren Kindern nicht theilen mag! Freilich ausserordentliche Geister können vieles aushalten, sie schütteln später den falschen Firniß ab und reinigen sich durch eigene Kraft oft von den fremdartigen und verschiedenartigen Schlacken; aber auch von diesen ausserordentlichen Geistern, wenn sie selbst aus solchem eitlen Treiben einmal eigenthümlich und selbständig hervorgehen, kann man vielleicht sagen, daß sie noch mächtiger fröhlicher und freudiger gerathen seyn würden, wenn nicht ein so verschiedenes Allerlei schon in den zartesten Jahren mit ihnen getrieben wäre. Bei den meisten wird dieses Mischmasch des Verschiedenen, in den Jahren eingetrichtert, wo sie die ersten einfältigen Bilder des Lebens auf-

fassen und aus sich entwickeln sollen, eine schwächliche und flache Karakterlosigkeit erzeugen. Man wird von den meisten, die so erzogen sind, am Ende doch ungefär sagen müssen: sie wissen viel, aber sie können es nur nicht recht von sich geben. Ganz richtig: die zu viele Speise, die in die zarten Gefäße geschüttet ward, hat ihnen die Kraft der Verdauung genommen; sie werden ihr Lebenlang an Verstopfungen leiden müssen. — Ohne Scherz, einfältig recht und grade, wie der Weg der Natur ist, so werde das Kind erzogen, und immer müssen die Dinge, welche seinem Gemüthe die nächsten sind, zuerst in dasselbe gebracht werden: also zuerst Teutsch zuerst die teutsche Muttersprache und dann, wann es schon reifer ist und ein festes Urbild seines Volkes und Landes sich in ihm gesetzt hat, mag man allmälig zum Fremden vorschreiten. Lernen kann der Mensch viel — was lernt nicht schon der Affe Hund Papagai und Falke? — freilich durch Schläge und Hunger aber nicht durch Hunger der Seele, wie den Menschen hungert — aber wissen und verstehen wird kein Mensch je mehr, als ihm die Natur das Maaß gegeben hat. Hat man dies

Maaß einmal überfüllt oder gar aus einander getrieben, so mag man es nachher anfangen, wie man will, man mag daran bessern und flicken, so viel man will — es wird alles, was man darein giesset, sich entweder in innere Trübung oder Gährung setzen oder auch irgendwo heraus- oder überfliessen. Dies bedenket wohl, ihr eitlen Uebertreiber! Gott läßt sich nicht spotten.

Und nun unsere Weiblein und Jungfräulein vornehme und gebildete? — und spricht nicht selbst des Krämers und Pächters Töchterchen: aber ein bischen Französisch, Papa, muß ich doch wohl lernen? Das Weib soll kein Handelsmann Reisender noch Diplomat seyn, selten hat es auf Thronen und in Geheimenrathszimmern darzustellen, und wir haben vermeint, daß es nöthig sey, daß diejenigen, welche auf Thronen sitzen und in Geheimenrathszimmern und Gehörsälen als die Ersten stehen, eben französisch oder irgend eine fremde und wälsche Sprache sprechen. Ich habe wiederholt, was teutsche Biedermänner schon vor zwei Jahrhunderten geklagt haben, daß der Teutsche, welcher seine Töchter in wälscher Sprache unterweisen lasse,

ſie gleichſam zu Huren der Fremden bilde. Das könnte nun wörtlich verſtanden werden, wobei die Angeklagten noch am beſten wegkommen würden; aber das iſt eben nicht nöthig. Sondern es iſt eine viel ſchlimmere Hurerei gemeint, als die mit den Leibern getrieben wird, es iſt die Hurerei des Geiſtes gemeint, jene, die ſo oft in der Bibel angeführt wird, wovon es heißt: Und Iſrael ſündigte und fiel ab und hurete mit den Kindern Ammon und Moab und Amalek und ihren Göthen, jene Hurerei, wo Babel die große Hure genannt wird. Jenen ſündlichen Abfall von Gott und von ihrem Volke jene Buhlerei mit fremden Spielen Gefühlen Sitten und Trieben meinten die wackeren Männer, welche die teutſchen Frauen und Jungfrauen, die zu ſehr in das Franzöſiſche verliebt waren, wälſche Huren nannten. Dieſe Buhlerei iſt viel ſchlimmer, als die mit dem ſchlechteren Leibe getrieben wird, hier werden der Geiſt das Gemüth die innigſte Liebe und das tiefſte Leben eines Volkes grade in ihren Blüthenknoſpen und zarteſten Pflänzlein angegriffen; denn dieſe Blüthenknoſpen und Pflänzlein ſind die Frauen und Jung-

fräulen. Man predige hier aber, was man wolle, man warne man erinnere man bitte und flehe, die Eitelkeit und die Lüge sind immer noch mächtiger als die Einfalt und Wahrheit. Man jauchzet und singt und tändelt und faselt auch wohl sein Wörtchen und Liedchen von teutscher Freiheit Heldenthum und Macht von dem teutschen Mann und Jüngling drein, aber das Gefühl ist noch nicht ächt und die Liebe nicht stark genug: es muß doch noch ein bischen Zierlichkeit und Manierlichkeit ein bischen Geschnatter und Geflatter ein bischen Gezitter und Geflitter ein bischen Französisch dabei seyn. Wie oft habe ich mich ärgern müssen — und könnte ich das Vergnügen nicht alle Tage haben? — wann ich mit Frauen sprach, sonst gescheidten und braven Frauen, und wann wir lange gesprochen hatten und darüber einig waren, daß das französische Wesen und die französische Sitte und Sprache unsre Schwäche und unser Verderben ist und aus uns heraus muß, damit unser Eigenes, dieses Unkraut rein und frei, wieder in seiner Frische aufschiessen und aufblühen könne — ist es nicht ein Jammer, daß nach allem verständigen

Gerede immer der Nachseufzer klang: Aber ach Gott! ich kann meine Töchter doch nicht so aufwachsen lassen, mein Stand meine Verhältnisse die Verhältnisse, worin sie einst leben müssen, verlangen es schon; man wird einmal für dumm unwissend und ungebildet gehalten, wenn man nicht französisch sprechen kann; man kömmt in Gesellschaften, wo man stillschweigen und sich schamen muß — ach du lieber Gott! es ist in der Welt so vieles unrecht und verkehrt, und man muß es mitmachen und kann es nun einmal nicht ändern. Und das Französische ist doch nicht ganz so schlimm, als Sie es machen. Es hat freilich viel Leichtes und Leichtfertiges und Eitles, was uns Teutschen vielleicht gefährlich werden kann; dagegen aber kann man die Kinder belehren und warnen. Es sind doch nicht lauter schlüpfrige Bücher und liederliche Reime in der französischen Sprache geschrieben, es giebt auch viele recht christliche und fromme und sittliche Bücher, woraus ein junges Kind viel Gutes lernen und woran es eben so gut als an teutschen Büchern seinen Geschmack und sein Herz bilden kann.

So klingt es mitten aus den Seufzern des Leichtsinns oder Schwersinns heraus und so thut man bis diesen Tag. Wir aber wollen thun, wie unsere Väter weiland gethan haben und wie unser treues und einfältiges Volk die Thorheit und Eitelkeit fühlt, wir wollen das Ding bei seinem Namen nennen. Es ist eine Hurerei eine wälsche Buhlerei eine Hurerei, wie die Kinder Israel einst mit Ammon und Moab und Asdod und Damaskus trieben, weswegen sie endlich der Raub dieser Nachbarn wurden, wie wir und unsre Tugend und Ehre und zuletzt auch unsere Freiheit durch die jammervolle Buhlerei so vielfältig der Raub der Wälschen geworden sind.

Wie fremdartig und feindselig das leichte flatternde tändelnde in ewigen Halbschatten zwischen Licht und Nacht Lüge und Wahrheit hin und her zitternde schwebende und spielende Französische schon unsern Männern und überhaupt dem teutschen Karakter ist, darauf habe ich oben sattsam hingewiesen. Die Frauen und Jungfrauen nun, diese von Natur in allen Farben Tönen und Gestalten mehr spielenden Wesen, nehmen viel leichter auf und behalten das Aufgenommene bei ihrer

Biegsamkeit und Zähheit viel länger als die Männer: was in der ersten Jugend in sie hinein gespielt wird, geht nimmer wieder heraus. Und wer will leugnen, daß das Wälsche in den Frauen der vornehmen Klassen seit zwei Jahrhunderten noch mächtiger gewesen ist als in den Männern, die schon auf der staubigen Bahn des gemeinlichen Lebens, wo sie mit allem teutschen Volk verkehren und sich tummeln mußten, wieder mehr des Teutschen erinnert wurden. Freilich bei vielen Frauen hat der teutsche Ernst und die teutsche Liebe und Einfalt in der Regel über das Wälsche Verzierte Kalte und Glatte obgesiegt, aber die äussere Gestalt des wälschen Lebens und Wesens ist immer noch zu viel geblieben und ist noch heutiges Tages genug, selbst bei solchen, die im Herzen über die Franzosen und über das Französische sehr entrüstet sind; so daß die Kinder daran ihren Medusenschild sehen können. Ja dieser zierliche blanke und doch schaudervoll kalte wälsche Medusenkopf erscheint nicht bloß in den prinzlichen und hochadlichen Zirkeln, er hebt sogar an den Thetischen der Beamtenfrauen und Kaufmannsfrauen seinen zauberischen Schein em-

vor, daß die teutschen Herzen in Eitelkeit und Jammer erstarren und vergehen müssen.

Ja ein Erstarren und Vergehen ist es und nichts Anderes ein Ersticken des Schlichten Einfältigen Graden und Derben, worin der Schild und Schirm der teutschen Natur besteht, und ein Hervorlocken und Pflegen des Künstlichen Bewußten Zierlichen und Gleißnerischen, worin wir Teutsche nimmer mit der Unschuld wandeln können wie die Franzosen, die darin geboren sind.

Ihr meint, ich spreche bloß von der Sitte. Nein ich spreche von der Sprache, ihrer Farbe ihrem Klang ihrem Geist und ihrer Art, kurz von dem ganzen inneren Leben, das sie darstellt und verräth und darstellen und verrathen muß. Es ist mir bei meiner Ansicht ziemlich gleichviel, welche Bücher ihr leset — ich setze voraus, daß man der Kindheit und Jugend nichts Schändliches in die Hände giebt — ob Fenelon und St. Martin oder die lüsterne Schlüpfrigkeit eines Grecourt und Crebillon oder die Voltairische Magd von Orleans — (denn eine Magd ist es und keine Jungfrau) ich meine hier das tiefe Leben und den innigen Geist der Sprache, das

ganze innere Gepräge des franzöſiſchen Geiſtes und Karakters, das ſich in dieſer Sprache nun einmal abgedrückt hat. Darin iſt das Leichte Flatternde Eitle Bewegliche Leidenſchaftliche in allen Farben und Geſtalten bloß für den äuſſeren Schein Spielende und dieſen äuſſeren Schein Darſtellende endlich das Klangloſe und Gemüthloſe vorherrſchend, woraus wohl hin und wieder ein ganz leidlicher Franzos hervorgehen kann, woraus aber, wenn es bei uns mit der Muttermilch eingeflößt wird, ein halbierter verzierter verfratzter und, wann es am beſten geht, in den Grundtiefen ſeines innigſten Gemüthes und Lebens geſtörter verwirrter und geſchwächter Teutſcher hervorgehen muß. Und was von dem Teutſchen gilt, das gilt in noch höherem Grade von der Teutſchin, welche als Mutter der Kinder und als ſtilles und der Kindheit Weltgeſtalt und Weltgefühl zuerſt erfaſſendes und geſtaltendes Hausbild, wenn ſie verkehrt und in ihrem Weſen verletzt iſt, die Verkehrtheit und Zwietracht von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen muß. Denn ich ſage es endlich — und die das Teutſche verſtehen, verſtehen auch meine Worte — ſchon in der

wälschen Sprache an ſich iſt eine Lüge der Eitelkeit und ein Bewußtſeyn der Sünde und ein Mangel der Unſchuld, welche den Iſisſchleier zu früh lupfen, von welchem man wünſchen ſollte, daß er über den weiblichen Herzen ewig hangen bliebe. Wie nun? wenn unſere Weiblein durch die Fertigkeit der Sprache mit wirklichen Franzoſen in lebendige Unterhaltung kommen? — da muß das bunte ſchlangenſpielige und ſchlangenſchillerige Teufelsſpiel ſich ſchon entwickeln — wie nun? — und iſt das ſo leicht zu vermeiden? wenn ſie die empfindſamen und lüſternen und ſchlüpfrigen franzöſiſchen Romane und Gedichte in die Hände bekommen? wie nun? und aber wie nun? O es giebt noch viele Wie nun? die ich hier nicht berühren mag. Das iſt unſerer reinen und keuſchen Sprache eigen, die vielleicht weniger ſinnliche Fülle hat als einige ſüdländiſche Sprachen aber mit der franzöſiſchen Sprache ſich nach allen Richtungen hin meſſen kann, nur nicht in dem Spielenden Schimmernden Scherzenden und Plappernden der leichten und vornehmen Geſellſchaft, was wir in dem Grade nie erlangen werden und auch nie erlangen wollen — das iſt der teut-

schen Sprache eigen, daß sie die verbotenen Speisen des Geistes die lüsternen Früchte des Genusses und der Gier des wilden wollüstigen Triebes nimmer in so üppigen und zaubrischen Halblichtern und magischen zwischen Himmel und Hölle — wo dies Gebiet auch liegt — hinspielenden Farben zeigen kann, als die wälsche, welche selten die Kühnheit hat, wie z. B. die italiänische und spanische, ganz den Himmel oder ganz die Hölle zu zeigen. Das können wir auch; aber die Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmuth verzieren wird unserer Sprache gottlob tausendmal schwerer, als es der französischen ist.

Aber wenn man von Stande ist, wenn man wohlhabend oder reich ist und seinen Töchtern, die nicht grade im Schweiß ihres Angesichts mit Arbeit ihr Brod verdienen müssen, eine anständige Erziehung geben kann, was soll man mit ihnen anfangen? willst du denn, daß man sie so ganz der lieben Mutter Natur überlasse, welche in unserer Menschengesellschaft auch eine gar wunderliche Natur ist, die sich hinter dem Vorhange von der großen Bühne gar Manches erlauscht und erschaut hat, wovon sie billig

nichts wissen sollte — daß man sie so ohne alle Bildung aufwachsen lasse? Nein das will ich nicht. Die lieben Töchter können vom siebenten und achten bis zum achtzehnten und zwanzigsten Jahre, wo Gott jeder einen hübschen treuen und tapfern Mann bescheren wolle, gar mancherlei lernen und üben zum Nutzen und zur Lust des Lebens, wodurch sie wohlgebildet heissen mögen, ohne verziert und entteutscht zu seyn. Es giebt des Schönen und Anmuthigen gar viel, worauf das zartere Geschlecht von Natur hingewiesen ist und was es oft viel geschwinder lernt und begreift als der sprödere und verschlossenere Knabe. Wie das Mägdlein gern mit bunten Blumen und Kräutern spielt, mag es ja das Leben und Weben und die Sitten und Triebe der Blumen und Pflanzen auch wissenschaftlich lernen; wie es gern singt und klingt und sich an Bildern und Scheinen freut, mag es die Kunst der Heiligen Cäcilia und des Evangelisten Lukas üben und versuchen, ob es angeborne Talente dafür hat. Und die liebe teutsche Muttersprache wie tief! wie hoch! wie weit! Wie lange hat sie daran zu lernen, wenn es ihr wirklich um Bildung zu thun ist,

und wie viel kann sie daraus lernen! Und die liebe teutsche Geschichte? und auch anderer Völker Geschichten? und die Fertigkeiten mit der Nadel? Ich wette, ich wette, zehen Jahre vergehen ihnen in diesen Uebungen wie ein Morgentraum, und aus Langerweile sollen sie sich wahrlich nicht nach einem Sprachmeister sehnen. Ich will auch das Lernen fremder Sprachen nicht verbieten — nur sey die französische Sprache von allen die letzte — wiewohl ich nicht sehe, was sie einer Frau oder einem Mädchen viel frommen sollen, da bei den Weibern tausendmal mehr als bei den Männern in dem Angebornen und nicht in dem Angelernten die Kraft und Tugend wohnt. Wer die Lust und die Leichtigkeit dazu hat, lerne sie zu seiner Freude für das Verstehen, nicht zu seiner Eitelkeit für das Sprechen. Da sind die südlichen Sprachen, die italiänische und spanische, voll Wohllaut Tiefsinn und Schwärmerei, da sind die verwandten nordischen Sprachen die holländische englische schwedische dänische. Diese letzten mögte ein teutsches Weib und Mädchen auch allenfalls sprechen dürfen; denn in ihnen klingt ein teutsches und germanisches Gemüth wieder

und es wohnet kein fremdes und wälsches Verderben darin.

Doch genug. Mögten alle teutsche Mütter diese Worte mit Andacht lesen und, wer das Französische gelernt hat, es in Teutschland nie wieder über seine Lippen klingen lassen und es ihren Töchtern als ein gefährliches Räthsel verschlossen halten! Ich habe ein großes Wohl und ein großes Weh des teutschen Volks berührt. O mögten teutsche Einfalt Unschuld und Wahrheit durch fremde Geister und Triebe da nie gestört werden, wo sie in ihrem stillen Heiligthum immer in heiterer Klarheit und Wonne wohnen sollen, wenn dem Manne auf der blutigen und staubigen Bahn des Lebens Eitelkeit Sünde und Lüge auf jedem Schritt begegnen müssen!

VII.

Das Turnweſen.

Für diese gute Sache habe ich zuweilen einige gute Worte gesagt; man hat sie mir erwiedert. Das ist ein ehrlicher und offener teutscher Tausch der Liebe gewesen, dessen sich keiner zu schämen hat. Einige Gewisse werden sagen, wann ich für das Turnwesen spreche: du bist ein verwerflicher Zeuge, du bist partheiisch, du sprichst und schreibst für deine eigene Sache. Und ich antworte diesen Gewissen: ihr sagt ganz recht, ich bin partheiisch, ich spreche in eigener Sache, ich kann gar keine andere Parthei nehmen als die Parthei der Vertheidiger dieser tüchtigen Uebungen. Seit einem halben Jahre, wo der Vorsteher des Turnwesens in Berlin die Gewissen gereizt hatte, sind eine Menge schreiender Anklagen und Beschuldigungen gegen das Turnwesen laut geworden, einige offen und ehrlich, die den Karakter des innigsten Hasses der Sache und Person nicht hehl hatten — in so weit zu loben, als der ehrlich eingestandene

Haß selbst des Löblichen und Guten noch etwas Tüchtiges hat im Vergleich mit Schleicherei, die mit ihren Giften und Verhetzungen im leisen Fuchs- und Katzentritt hin und her trippelt — andere unter allen Verkappungen und Verlarvungen mit allerlei seufzenden Warnungen lispelnden Achselzucken und frömmelnden Gebärdungen scheußlich wie der Satan, wenn er sich in einen Engel des Lichts verkleidet. In diesem finstern Schmutz der Feigheit und Bosheit zu rühren ist gleich langweilig und unerfreulich. Ich hebe lieber den Hauptinhalt der Beschuldigungen heraus und sage darüber und über das Turnwesen, wie ich es kenne und mit Augen gesehen und mit Ohren gehört habe, einige Worte. Das Gericht dieser Welt ist nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürsten werden das Turnwesen bestehen lassen, allerdings, wie klein und verächtlich jene Gewissen es auch machen mögten, eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und sich vor den Augen alles Volks immer einer würdigen Oeffentlichkeit befleißigt, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß.

Die Ankläger sagen 1) das Turnen schadet den Leibern mehr als es sie stärkt: es schwächt die Gesundheit, 2) es schadet den guten Sitten, 3) es ist unchristlich, 4) es bildet ein freches wildes aufrührisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist; die Turnplätze sind die Katheder, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen.

Ueber die erste Anklage, daß das Turnen eine Art Seiltänzerei und Gauklerkunst sey, eine halsbrechende beinbrechende herz- und magenumkehrende gehirnerschütternde Kunst, wodurch Leib und Seele verrenkt und verspannt und überrenkt und überspannt werden, haben solche sich schon ausgesprochen, welche den Bau des menschlichen Leibes und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet und wessen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig ist, gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja auch zu den Uebungen nicht gezogen und, wenn man sie zuzieht, ganz allmälig mit hineingebracht, so daß die Schwäche sich durch die Uebung stärkt und erholt, wenn sie anders überhaupt zu

überwinden war. Es gehen diese Uebungen ja alle ihren ruhigen Gang Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur ist, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urtheil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem frei steht und die immer gleichsam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weist alle aus dunklen Hinterhalten kommende Verleumdungen der edlen Anstalt zurück. Freilich das könnte sich wohl begeben, daß ein einzelner jämmerlicher Leib, der doch frühe verwelkt wäre, das Schwindsüchtige und Gebrechliche, was in ihm sitzt, durch diese Uebungen eher hervortriebe und entwickelte, die verdüsterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die in einem bestimmten Organ noch keinen festen Sitz genommen hat, wird durch das frische und frohe Leben und Weben und sowohl durch geistigen als leiblichen Reitz nach und nach schon der Stärke und Gesundheit Platz machen müssen. Freilich Halsbrüche Beinbrüche Verrenkungen ja Tode könnten bei einer so großen Schaar allerdings eben so häufig erfolgen, als z. B. bei den Uebun-

gen der Regimenter zu Fuß und zu Pferde und mit dem Geschütz. Es ist ein Glück, daß dergleichen nicht oft geschehen ist, ja bis jetzt fast gar nicht. Durch einen Schwindel eine Ohnmacht ja durch einen Schlagfluß, die ja hier im Freien sich so gut begeben könnten, als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten schon einige von dem Mastbaum und andern Klimmgerüsten herunterstürzen und den Hals brechen können; Arm- und Beinbrüche und andere Beschädigungen wie viele hätten bei den Uebungen wie viele selbst auf dem Heimgange durch den Muthwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen können! Gott hat die Anstalt gegen ihre Feinde schützen wollen und solche Zufälle verhütet. Nun will man hier grade tückisch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh nach dem ersten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaum und bricht den Hals, der andere stürzt in einen Teich und ersäuft, der dritte balgt und ringt sich mit des Nachbarn Sohn und bricht Arm und Bein inzwei, der vierte läuft Schrittschuh fällt

durchs Eis und ertrinkt; so daß man in einem so kleinen Neste in Einem Jahre oft drei vier unglückliche Tode und Beschädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich sein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anstalt und den Männern, die sie leiten, zurechnen? Man sagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Spahne — nun gut! so schelte nicht wie über etwas Gräuliches und Ungeheures, wenn Menschen untergehen, wo Menschen im frischesten Leben lebendig sind. Denn würden einige durch solche Uebungen selbst früh aufgerieben, (allerdings immer solche Einige, die in einem siechlichen und kümmerlichen Leben ihnen selbst und der Welt sprterhin doch nur zur Last gewesen wären) so wird die Mehrzahl dadurch doch frischer kühner gewandter gesunder und lebenslustiger, als sie bei dem kümmerlichen Ofenhucken trüblichen Stubensitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären.

Das Turnwesen schadet den guten Sitten? Bei diesem Wörtlein gute Sitten muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen,

die es im Munde führen. Es ist ungefähr ein so weitschichtiges und vieldeutiges Wort als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weiten Nebelkappe die Herren Censoren, wenn sie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geister üben können. Hier läuft das Geschrei darauf hinaus, daß die Buben wild rauh trotzig unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr von dem Turnplatz im Dunkeln durch Gassen gehen, wo unheimliches Gesindel lauert und sie verlocken kann. Es giebt allerdings sehr zahme schwächliche stille und schweigsame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die sich von einem Stuhl auf den andern setzen, die von einem Zimmer ins andere schleichen, die von einem Buche auf das andere fallen, und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum stören. Will man solche, will man diese Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kindauf zerknickt ward und die nachher als Jünglinge mit der Bleichsucht und dem Blödsinn durchs Leben schleichen, so liefert der Turnplatz von dieser Art freilich nichts.

Denn eben dieses zahme sitzende grübelnde grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menschenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtseyn des Lebens und zum Gefühl der Gesundheit und Freude zu bringen ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie mit einander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wann es zu schlimm wird, giebt es Zucht und Strafe. Dies Uebel lassen sich verständige Männer aber gefallen, weil sie es sich gefallen lassen müssen. Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, so muß die junge Kraft sausen und brausen; und über diejenigen muß man am meisten kopfschütteln, in welchen nichts sausen und brausen will. Uebrigens will die zahlreiche Schaar von Zuschauern, die sich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen versammelt und von welchen ja viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich zu Hause wallen, von frechem und sittenlosem Uebermuth und einem wilden Wesen, das die Ruhe rechtlicher und stiller Leute stört, nichts bemerkt haben.

Man kann sich auch wohl so weit auf die Polizei verlassen, daß sie solchen Unfug, wann er wäre, zur gesetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Ueber den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meistens verneinend geantwortet. Er wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geschmeidigte Leib muß immer wohlthätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiste geschwinderen Flug und kühneren Athem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht bloß leibliche Uebungen sind sondern dort auch geistig geturnt wird mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein solches Räthsel sind, daß sie Gott weiß welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigstens alle Besseren bemerkt, daß seit dem großen Jahre, wo wir von dem wälschen Joche befreit wurden, und seit den freien Uebungen der Leiber und Geister, die nun gottlob wieder erwacht sind, mehr Ernst Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend ist, als vor fünfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des späteren Heimkehrens durch die Wüsten des Lasters mitten in der großen Stadt ist freilich eine Gefahr.

Aber wenn der Jüngling dagegen zu Hause keinen Schild bekömmt, wenn die Lehrer und Meister des Turnplatzes und der andern öffentlichen Schulen solche Wüsten nicht in der Abscheulichkeit und Verdammlichkeit schildern; die in ihnen sind, wie magst du sie dann bewahren, daß die feilen Sünden sie nicht einmal fassen bei Tage oder bei Nacht? und wie viele Aeltern und Lehrer sind in der Lage, daß sie jedem erwachsenen Buben, wann er ausgeht, einen Aufseher und Leiter mitgeben können? — Wenn man so viel Kleines und Großes Ernstes und Erbärmliches unter einander mischt, verräth man wahrlich mehr die Absicht zu verleumden als den Trieb die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müssen wir freilich eingestehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie sie in meinen Tagen waren, die armen geplagten Jungen mit steifen Rücken festgeschnallten Beinkleidern gepuderten Haaren und Locken und einer ganzen Ladung Salben Talg und Haarnadeln, daß jene armen verzierten und versteiften Dinger, die weder Gott noch Menschen gefallen konnten, jetzt weder auf den Turnplätzen noch sonst irgend-

wo gefunden werden, es sey denn, daß hie und da ein alter Professor oder Kanzleidirektor noch eine solche Seltenheit als Muster der guten alten feinen artigen gehorsamen zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit Weichlichkeit Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichen Zustand hineingefaselt und hineingetrödelt hat, aus welchem diese wilde ungehorsame rauhe und trotzige Zeit uns wieder hat herausreissen müssen.

Das Turnwesen ist ein unchristliches Ding? Sie klagen, das Turnwesen habe nichts anders im Auge als jene rohen wilden und trotzigen Helden, welche das Heidenthum loben konnte, welche aber der christlichen Milde und Demuth völlig fremd sind und ewig fremd bleiben müssen. Ein leiblicher Stolz eine übermüthige Frechheit auf äussere Dinge und äussere Vorzüge ein Trotz auf Leibesstärke, die doch etwas so Nichtiges und Vergängliches, das sey die Wirkung und das Ziel des Turnwesens. Das möge sich einst für die Rennbahn bei Pisa und Korinth und für die gräßlichen Spiele

in Rom geschickt haben, aber diese Zeit könne solche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei solchen einreisse, die einst Professoren Priester Richter und Beamte werden sollen, was werde dann aus dem künftigen Geschlechte werden? werde nicht eitel Rohheit Frechheit Frevel und Uebermuth endlich in die Teutschheit fahren, welche die Turnmeister immer im Munde führen? Ich leugne nicht, es wäre sehr schlimm, wenn an diesen Beschuldigungen etwas wäre, wenn Eitelkeit Hochmuth Trotz Frechheit und ein wildes und rohes Wesen kurz wenn etwas Gladiatorisches aus diesen Ringschulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Mensch, je ringfertiger und schlagfertiger er ist, desto mehr muß er der Stille und Bescheidenheit und der christlichen Freundlichkeit und Demuth ermahnt werden. Denn nichts ist widerlicher als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesstärke Gewandtheit und Ringfertigkeit besitzt und damit prahlet und trotzet. Je stärker desto stiller, je waffengeübter desto sanftmüthiger das ist das Bild des christlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit Fleiß Bescheis

denheit Züchtigkeit und Kenntniſſe nicht ausgezeichnet iſt, der darf damit nicht ſtolzieren, daß er ein geſchickter Ringer Fechter und Turner iſt. Dies iſt aber auch, ſo viel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das iſt gewiß, daß alle Anſtalten, wo viele verſammelt werden, beſonders ſolche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden unbändigen Sinn einen trotzigen und ſtolzen Fechter- und Gladiatorenſinn erzeugen könnten, wenn die Vorſteher und Meiſter nicht ernſte ſtrenge und chriſtliche Männer wären. Aber mir däucht, wie die Sachen jetzt noch ſtehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten teutſchen Hünen in den Thierhäuten und Leute, wie Milon Maximinus Thrax und Goliath weiland waren, ſobald wie die Pilze hervorſchieſſen werden. Dafür iſt durch anderes genug geſorgt und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung ſage, wie unſere Sitten und unſere Art und Leben ſind, immer iſt eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, was wohl das allerſchlechteſte Chriſten-

thum ist, als daß ein so hartes wildes und rauhes Menschengeschlecht aus der jetzigen Jugend erwachse.

Das Turnwesen bildet ein freches wildes aufrührisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist, die Turnplätze sind die Lehrstühle, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen! Leichtgesagte Worte, auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängstlichen und dummen Menschen, die nach dem bloßen Schein richten und jeden Menschen, der über einen Graben und Zaun setzen und durch einen Strom schwimmen kann, einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nemlich einen solchen, der nicht bloß sich den Hals brechen kann sondern bei Gelegenheit auch andern. Die Lehre der Turnplätze ist eine offene ja eine der öffentlichsten Lehren und keine geheime; derjenige, der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, ist eine grade und offene (seine Feinde sagen, eine plumpe und grobe) Natur, der sein Wesen und seine Lehre in That und Wort auf das offenste aller Welt zur Schau trägt. Worin

besteht seine Lehre? 1) Der teutsche Knabe und Jüngling soll wahr ernst redlich und männlich seyn, frei von allem geckischen zierischen und wälschen Wesen. 2) Er soll züchtig und keusch seyn, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatz nicht geduldet. 3) Er soll teutsch seyn in Wort und That, wälsche Sprache wälsches Wesen und alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet. 4) Er soll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen teutschen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz soll eine lebendige teutsche Geschichte seyn: die großen Namen Thaten Siege Feste und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jünaling am meisten, in dessen empfängliche Seele der Same der künftigen Zeit gestreut werden muß, wenn er zur Freude und Ehre des Volkes je aufgehen soll.

Also klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken und worin sie nichts sehen und deuten als Umkehrungen Verschwörungen Aufruhr Zerstörung des teutschen Reichs (wie? der Idee oder des Dinges, das weiland so hieß?)

Verwilderung der teutschen Art kurz völlige Sittenlosigkeit und Verruchtheit. Die Namen Teutschland Vaterland Volk Freiheit Teutschheit Franzosenthum Wälschthum klingen hier allerdings bei mehr als Einer Gelegenheit und ohne diese Namen und ihre tiefe innerliche Bedeutung mögten Schaaren von Hunderten und Tausenden wohl nicht leicht zu regieren seyn. Daß die Jugend diese Worte, wie ja die Leute von dreißig und vierzig Jahren in dieser Zeit wohl thun, zuweilen etwas wunderlich und abentheuerlich gebrauchen und sich wohl in Männer und Zeiten und Thaten und Tugenden hineinträumen und zuweilen auch hineinreden, die sie mit ihrem kleinen Inhalt nicht ausfüllen können — nun darüber soll man lächeln und nicht ergrimmen. O die Zeit wird kommen, die schlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philisterthums nennt und die jeder einmal kennen lernen muß, der auch nimmer Student gewesen, die Zeit, wo der freudige Muth, der mit Sonnenrossen durch die Himmelslüfte fuhr, sich mit tausend ehernen Schranken umstellt sieht; die Welt wird der Jugend einst noch eng genug werden, die stolzen Ideen werden

schon die Flügel zur Erde sinken lassen müs-
sen. Man sollte doch Träume und Ideale
der Jugend, deren Gefühle und Gedanken
nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbre-
chen stämpeln; man sollte Spiel Spiel seyn
lassen und, dünkt man sich darüber hinaus,
mögte man es ja in Gottes Namen als Kin-
derspiel belächeln. Aber man will keine Men-
schen, man will Schöpse, die sich mit einem
Stock und einem einzigen bellenden Hündlein
alle in Einen Stall und, hat man erst Einen
ins Wasser geworfen, auch alle in Ein Was-
ser und in Einen Tod treiben lassen. Es ist
doch schön, daß es dahin gekommen ist, daß
selbst die Kinder und Knaben sich schon etwas
darauf einbilden, daß sie Teutsche und nicht
Wälsche geboren sind, daß sie teutsche Hel-
denthaten und Jahresnamen zu nennen und
zu empfinden wissen. Mögen [illegible], für welche
die Welt noch kein Maaß hat und welche,
weil sie dem Himmel näher sind als wir, sich
und alles gleich in den höchsten Himmel des
Ruhms und der Idee hineinstellen, immer
das Ungeheuerste träumen und aussprechen,
wir wollen sie darum noch nicht Empörer und
Aufrührer gegen die Regierung und gegen die

ewige Ordnung Gottes auf Erden schelten. O diese Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes ist, wird ihnen zu seiner Zeit schon Maaß und Schranke und ach! eine zu große Enge dieser armen bedrängten Welt zeigen. Mögen sie dann nur nie vergessen, daß die Idee auch der Traum des Vierzigjährigen und Sechszigjährigen Mannes seyn muß, wenn er mit seiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will.

Es ist bei dem blinden Hasse, womit man seit einem halben Jahre gegen das Turnwesen losgefahren, fast mehr noch auf die Person als auf die Sache gemünzt: der Stifter des teutschen Turnwesens Friedrich Jahn in Berlin ist dabei am meisten gemeint. Dies offenbart sich in den gegen das Turnwesen erschienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Vertheidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß sich durch die Kraft und Tugend des Lebens bewähren und so die hämischen und boshaften Angriffe seiner Feinde zu Boden schlagen — aber einige Worte muß ich doch sagen ganz aus der Sache heraus, die nicht mit seiner Persönlichkeit zusammenhangen. Man macht

Jahn den Namen Stifter des Turnwesens streitig. Das könnte gleichgültig seyn: einem bescheidenen Mann kömmt es bei seiner Wirksamkeit und Thätigkeit eben auf die äussere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den thörigten Anspruch gemacht, daß er das Turnwesen überhaupt gestiftet habe. Er kennt ja die Geschichten der Griechen und Römer und unserer Altvordern und selbst einzelne ähnliche Anstalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns bestanden sind, zu gut, als daß ihm so Thörigtes einfallen sollte. Aber dieses Turnwesen, das sie angreifen und verlästern, dieses freie öffentliche volkliche nicht in den Wänden eines Gymnasiums oder eines Reitstalles und Gartens einer Erziehungsanstalt eingeschlossene — dieses hat Jahn gestiftet und kein anderer, die große Idee der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klassen und Stände gehenden und durch diese Idee erfaßlichen Volksgeistes hat Jahn zuerst ins Leben gestellt. Ist das eine Tugend, so ehre man ihn; ist es ein Verbrechen, so strafe man ihn.

Das muß auch noch gesagt werden — denn es gehört wegen gewisser Beschuldigungen recht eigentlich hieher — daß dieser Mann, der vielen zu rauh und zu herb scheint, doch wohl den Bären und Wolf, den Manche in ihm wittern, im Herzen nicht sitzen haben kann. Denn diesen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleich am einen angebornen geistigen Hauch des Erkennens haben, welcher sich nachher bei dem zu vielen Betasten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meisten allmälig verliert und den keine List und Erfahrung des Lebens wieder ersetzen kann. Jahn ist von seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er ist gerecht streng züchtig enthaltsam, er hat sich wie wenige von jeher eines reinen teutschen Lebens befliſſen und gehungert und gedurstet für das Gute. Das fühlt sich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus den Menschen, noch besser als der Bär und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, ist in demjenigen Ehrgeiz Prahlerei Eigennutz, der gleich Jahn drei vier Jahre die Anstalt ohne alle Unterstützung bloß durch sein Ge-

müth und ſeine Geduld unterhalten, der, von Noth und Armuth bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brod und der hingegangen iſt und jede Woche ganze und halbe Tage daran geſetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es iſt ein gutes Werk.

Und würde das Turnweſen auch keine allgemeine Volksanſtalt, fände man es endlich für die kleinen Städtchen Flecken und Dörfer, wo die Jugend, ſo wie Arme und Füße nur zu gebrauchen ſind, in Wald Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Thätigkeit genug umgetrunt wird, auch weniger nothwendig — für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnaſien iſt das Turnen eine der wohlthätigſten und nothwendigſten Erziehungs- und Bildungsanſtalten, die je haben erfunden werden können. Wir wiſſen, was den Griechen weiland ihre Gymnaſien und ihre Rennbahnen waren, wie ſie dieſe und die in gewiſſen beſtimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfſpiele als Hauptbildungs- und Hauptreitzmittel ja ſelbſt als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigſten Re-

gierungen in den verschiedensten Ländern Küsten und Inseln zerstreueten und zerspalteten Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter gestellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unsere Turnplätze Klopffechter und Rauser und Balger und rohe und übermüthige Gladiatorenseelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländischen Geist, welcher in allen Landen und Gauen Teutschlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die christliche Liebe und Milde auch diese Anstalt erfassen und durchdringen und die Uebung des Leibes und der leiblichen Künste wohl als etwas Nützliches und Wackeres keineswegs aber als eine große That und Tugend wird ansehen lassen; denn ein rechtes kräftiges Mittel zu Thaten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnasien ist der Turnplatz zunächst das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas, das diejenigen, die sich sonst versitzen und verträmmen oder gar in der schlimmsten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hindringen würden, in das muthige Gefühl und den fröh-

lichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unsere Erziehung war noch nicht vorlängst eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geist und die Entwickelung und Bildung des Geistes nichts auf den Leib und die Entwickelung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem sechsten achten bis zum sechszehnten achtzehnten zwanzigsten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an der Schulbank geschmiedet, dem frischen blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meisten, welche am fleißigsten waren. Sie konnten Griechisch und Latein, sie konnten die Großthaten die Kämpfe die Spiele und Tugenden der Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern herzusagen; daß aber aus den teutschen Menschen auch einmal ein Aeschylus Sophokles Sokrates Thucydides Cäsar und Tacitus hervorgehen müsse, gleich geschickt mit der Feder und mit dem Schwerdte, das sagte ihnen niemand, das hatte ein im Einzelnen verlornes vom Leben abgerissenes und verweichlichtes Geschlecht lange verlernt. Und hätten sie nur an das Nächste gedacht, an das Christliche, an den Spruch des Apostels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer un-

sterblichen Seele, genannt wird, sie hätten den bleichsüchtigen schwindsüchtigen unbehülflichen schwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt draussen auch als eine Rennbahn angewiesen. Grade in jenem gefährlichen Zeitraum zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühlinge in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menschen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Gesellen, die in öder Träumerei oder in wüster Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüstigen Uebungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die eben so gefährlichen Träume und Fantastereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier ist das größte Verdienst des Turnplatzes, daß diese Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgestreut werden sollen, nicht lahm blöd matt schwächlich und jämmerlich an Wort und That werden, daß sie, was sie mit Fleiß und Arbeit

erlernt haben, einſt mit Macht und Kraft darſtellen und geltend machen können, daß ſie nicht wie elende Halbmenſchen, wie blöde Schattengeſtalten, die wohl jede Stelle aus dem Thucydides und Tacitus herſagen aber keinen Männerlaut aus der Bruſt hauchen können, der in andern Brüſten wiederklänge, mit unſicherm und wankendem Schritt künftig im Leben auftreten, dafür ſollen ſie jetzt ſpringen und ſchwingen und ringen und ſich des ſchönen Geräthes bewußt werden, worin Gott ihre Seelen eingehäuft hat.

Die Gegner des Turnweſens haben bei dieſen Uebungen auch das Oeffentliche geſcholten. Sie ſagen, es führe leicht zu Ueberſpannung und Ueberanſtrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei, indem jeder ſich vor den Zuſchauern zeigen und ſeine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zuſammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorſam zügelte. Aber das iſt die erſte Lehre des Turnplatzes, die jedem, ſobald er ihn betritt, gegeben und während aller Jahre, die er ihn beſucht, ihm vorgehalten wird.

daß diese Turnübungen keine Uebungen der Eitelkeit und Gaukelei sind sondern Uebungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelsten Forderungen des Lebens, damit ein gesunder starker tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdaurenden Leib gewinne, welcher den Beschwerden der Märsche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachsen sey; denn das sey wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu schwach sey, dem lieben Vaterlande die unerlaßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuschheit als die erste und heiligste Pflicht des teutschen Menschen und des Christen gelehrt daß auf jeden Weichling und Wüstling mit Abscheu hingewiesen wird daß in der strengen und ehrenfesten Versammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches gethan und gelitten hätte. Und ihr Hasser und Ankläger der Turnplätze, diesen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß sie der teutschen Jugend den Stolz und die Würde tief in die Brust pflanzen, eine reine und keusche Jugend zu be-

wahren, so daß der eine immer der Erinnerer Ermahner und Wächter des andern ist. Vieles möget ihr dem Jahn abstreiten, dieses Lob, daß er den heiligen Athem einer keuschen und strengen Jugend um sich her verbreitet, werden seine bittersten Feinde ihm wohl lassen müssen.

Nun wieder zu dem Oeffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht gesperrt noch geschlossen seyn. Es wäre ja möglich, daß sie einmal durch schlechte Vorsteher — wie denn alles in der Welt einmal in schlechte Hände gerathen kann — entweiht würden. Daher ist es recht, daß das Volk, daß die Aeltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuschauer Richter und Wächter die Mitordner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch ist es gut, daß die Jugend durch die Anwesenheit von Menschen jedes Alters Standes und Geschlechtes sogleich an ein ganzes volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorstellung von der Bühne bekomme, auf welcher sie künftig spielen soll. Auch bedürfen diese Uebungen, die bei aller ihrer Mannigfaltigkeit durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges

und Ermüdendes haben, und keineswegs immer bloß ein lustiges Spiel sondern oft eine recht strenge Arbeit sind, zu ihrer Belebung noch mehr als der hohen Lehren von Deutschheit Vaterland Stärke Männlichkeit und Keuschheit; sie bedürfen, wie alles Menschliche, das gedeihen soll, eines menschlichen Wechselreitzes einer Ermunterung und Billigung aller: man mögte sagen, sie bedürfen der Augen der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heissen, es ist nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb ist, der meint, daß er nicht bloß ein äffisches Kinderspiel treibt.

Und so wünschen wir denn, daß die edle Turnkunst bleibe und bestehe, daß sie wachse und blühe durch alle Orte und Gauen des geliebten Vaterlandes im ernsten strengen männlichen teutschen Sinn in christlicher Milde und Frömmigkeit in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle Gute Treue und Vaterländische, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit Faulheit und Zierlichkeit versinken, wodurch vor uns so viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künsten

und Tugenden vergangen ſind. Selig iſt, wer zu rechter Zeit das rechte Maaß findet, wer den Geiſt nicht zu ſehr für Künſte des Leibes noch den Leib zu ſehr für Künſte des Geiſtes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Kräfte geht der rechte volle und fertige Mann und Menſch hervor, welcher, gleich gerüſtet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer ſeinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anſtalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feſte ernſte fromme keuſche und ſtille Männer als Vorſteher wünſchen, damit diejenigen kein Recht bekommen dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menſchen für die Dummheit und Knechtſchaft zahmer macht.

VIII.

Unſere Sprache und ihr Studium.

Hier soll nicht sowohl geredet werden von der innersten Eigenthümlichkeit unserer Sprache von ihrem Verhältniß zu älteren und neueren Sprachen von ihrem hohen Alter ihrer Ursprünglichkeit Reinheit Keuschheit Geistigkeit und von andern Vorzügen derselben, sondern vielmehr wollen wir nur einige Bemerkungen niederlegen, welche sich aus allgemeinen Verhältnissen und aus unserer gegenwärtigen Zeit zunächst ergeben, wobei sich aber einflechten wird, was uns überhaupt oder nur für den Augenblick bedeutend scheint. Wir wollen diesen allertiefsten Gegenstand nicht erschöpfen sondern bloß darüber spielen, in diesem leichten Spiele dasjenige festhaltend, was unser Gemüth grade am lebendigsten anzieht. In dieser Zeit, wo manches Alte gleichsam wiedergeboren werden Manches auch mit ganz neuem Leben sich entwickeln und gestalten will, hat sich auch für die liebe Muttersprache eine große Theilnahme und Liebe geregt

und nach verſchiedenen Seiten hin in vielen erfreulichen Zeichen offenbart.

Jede Sprache iſt das geheimnißvolle Urbild zuerſt einer weit zurück liegenden Vorzeit, wovon wir uns höchſtens noch einen Traum machen können, zweitens iſt ſie das Urbild eines in einer großen Genoſſenſchaft abgeſchloſſenen eigenthümlichen Seyns und Lebens, ſie iſt ein tief verhülltes Bild eines ganzen Volkes, welches jedoch in Klängen und Farben und Scheinen täglich klare Zeichen ſeiner Bedeutung geben muß. Ueber das innere Weſen der verſchiedenen Sprachen, worin zugleich das eigenthümlichſte innigſte Leben der verſchiedenen Völker verſchloſſen liegt, welche dieſe Sprachen gebrauchen, iſt viel Tiefes und Schönes geſagt worden und kann alle Tage Neues geſagt werden; ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe Goldgrube für den denkenden und betrachtenden Schauer und Forſcher. Auch unſere Sprache iſt in dieſer Hinſicht von vielen betrachtet worden, wie ſie ſich in dem Volke und wie das Volk in ihr ſich abſpiegelt. Davon haben wir an andern Orten geſprochen und wollen hier nicht davon reden. Das aber müſſen wir hier zum zweiten und

dritten Male erwähnen und darauf als auf einen großen Hauptpunkt hinweisen, daß die teutsche Sprache eine Ursprache und keine zusammengeschwemmte Mischlingssprache ist, daß die Teutschen sie vom Anfang ihrer Geschichte scheinen gehabt und nicht durch irgend eine Gewalt als ein fremdes Gut scheinen überkommen zu haben, wie die Franken die gallo-romanische die Gothen die romanoarabische Sprache. Sie scheint ihnen daher auch so recht zu passen und eigenthümlich anzugehören und mit allen ihren Wurzeln in ihrem Gemüthe und in ihren Trieben verwachsen zu seyn, weil sie sich wahrscheinlich in ihren ersten Anfängen mit ihnen gebildet hat. Was dies auf das große Gesammtleben des Volkes und der Sprache auf das große geistige Gemeinbild, welches von beiden im innigen Spiele zu einander überspielt und die verschiedenen Jahrhunderte und Jahrtausende mit ihren Wechseln von Schicksalen und Gestalten in deutlichen Zeichen ausgeprägt zeigt, für einen gewaltigen Einfluß hat, das hat Fichte in seinen Vorlesungen an die teutsche Nation vortrefflich angedeutet. Jene romanisirten Germanen nemlich, welche in Frankreich

Italien Spanien England wohnen und Mischlingssprachen sprechen, haben freilich auch einen geistigen Strom und ein geistiges Bild, die durch ihre Sprachen brausen und leuchten, aber sie entbehren des lebendigen in ihnen selbst in ewiger Jugend quellenden und schaffenden Urborns der Sprache, die noch immer Ein Leben Einen Athem Ein Streben hat; die Sprache kann bei ihnen nicht mehr wie aus ihr selbst wie aus Gott wie aus dem ganzen Volke werden, weil die Wurzeln ihrer Sprache nicht in dem ganzen Volke liegen sondern zum Theil in längst vergangenen und verschollenen Völkern und Zeiten, wo einige Gelehrte und Weise daher graben und dasjenige herausſuchen müſſen, was alle eben für neue Bedürfniſſe gebrauchen. Bei uns aber ſchaffen nicht bloß die Gelehrten neue Zeichen und Wörter für neue Dinge und Begriffe; nein die meiſten neuen Zeichen und Wörter werden bei uns, ohne daß man häufig weiß, wo ſie geboren und woher ſie gekommen ſind, die rechten neuen Zeichen und Wörter werden, wie alles tüchtige Leben wird, ſie quellen und ſprießen unmittelbar aus dem Volke hervor und bleiben unter dem Volke. Das kann

aber bei jenen romaniſirten Germänen nicht geſchehen, bei welchen die Wurzeln ihrer nieſſen Wörter lange das eigene friſche Leben verloren haben und gröſtentheils gleich getrockneten Pflanzen in den Kräuterbüchern der Sprachgelehrten, in den Wörterbüchern und Sprachlehren, aufbewahrt werden.

Ueber dieſe tiefen und verborgenen Dinge lieſſe ſich wohl viel Tiefſinniges ſagen und ſpielen. Es dürfte vielleicht nicht zu kühn ſeyn anzudeuten, daß eine Zeit kommen könnte, eine Stufe der Bildung und Entwicklung, wo die romaniſirten Sprachen und andere ihnen ähnliche in Verzweiflung gerathen müßten, für dieſe Zeit und für ihre Erſcheinungen und Bilder die neuen Zeichen zu finden. Denn einen jungen und friſchen Baum magſt du wohl wenden und beugen, daß er in einer neuen Richtung wachſen und eine andere Geſtalt annehmen muß, als zu welcher er ſonſt hinauswachſen wollte; aber einen alten Baum, deſſen Stamm ſchon ſteif iſt und deſſen Wurzeln und Gipfel hie und da ſchon anfangen zu trocknen, beugſt du nur, damit er zerbreche. Wenn eine ſolche Zeit käme, könnte ſich wohl begeben, daß die Germanen,

welche ihr Urattes rein erhalten und bewahrt haben, die Teutschen Holländer Schweden Dänen Norweger, im geistigen Reigentanz nothwendig die Vortänzer werden müßten.

Doch wir verlassen diesen Gegenstand, der nur in einzelnen blitzenden Ahndungen erscheinen kann und, wenn man ihn als eine feste Gestalt erfassen will, immer gleich einem gespenstischen Traum zerrinnen muß. Wir ziehen lieber in einem flüchtigen Umriß einzelne leichte Schattenstriche, wie Volk und Sprache in ihrem Glück und Unglück einander wieder richtig wählen und in merkwürdigen Gegenspiegeln und Gegenbildern zeichnen.

Die Sprache der Altvordern und die teutsche Sprache überhaupt bis zum elften Jahrhundert war rauh streng herb kurz voll und dumpf, wie sie in rohen und unentwickelten Zuständen der Völker zu seyn pflegt; von dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert abwärts beginnt sie milder zarter klangreicher und gewandter zu werden. Dies war die Zeit hoher Blüthe und Waidlichkeit des Volkes, und auch der Karakter der Sprache ist Weichheit Rundheit Milde Gemüthlichkeit und Traulichkeit und Freude und Fröhlichkeit im allen

höchſten Grade; wie das Volk dieſe Tugenden und dieſes Glück damals auch beſaß. Doch war die Sprache nur erſt für die Dichtkunſt ausgebildet. Erſt in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begann ſie auch für die Proſe ſich zu entwickeln, und wir haben noch viele ſchöne Proben, was damals der Wohlſtand und Reichthum einzelner Reichsſtädte hervorlockte. Doch das teutſche Gepräge für alle Zeiten drückte ihr der auſſerordentliche Mann auf, der in anderer Hinſicht eine neue Weltepoche begründete, D. Martin Luther in Wittenberg. Was auf teutſch lieblich oder furchtbar donnernd oder ſäuſelnd mild oder rauh ſtark oder weich zornig oder freundlich geredet und geklungen werden kann, das hat dieſer ſeltene Mann uns in einem großen Vorbilde hinterlaſſen in ſeiner Bibelüberſetzung und in ſeinen teutſchen Schriften. Das Grade Runde Volle Einfältige ſtrax zum Ziel Gehende und keine langen Flechtungen und künſtlichen Verſchlingungen und Windungen Vertragende kurz das Teutſche in Sinn Art und Klang hat Luther getroffen, und wer je gut teutſch ſchreiben und reden lernen will, der muß ungefär empfinden lernen, was in

ihm gelebt hat; denn nachahmen läßt sich das Ausserordentliche nicht. Jede Zeit hat ihre eigenthümliche Gestalt ihre Lichter und Schatten in den Dingen und deren Bildungen, welche der Künstler nicht übersehen darf; aber hier liegt ein Muster für die Ewigkeit, ein ungeheurer Torso, den sie anschauen und daran erschauen können, ob etwas Aehnliches aus ihren Trieben und Herzen hervorquellen kann.

Luther hatte der Sprache Haltung Gediegenheit Klarheit Kraft Klang und Ton gegeben und jenen Ernst und jene Gewalt, welche in seiner Zeit und in seinem Schicksal lagen. Es war nicht die Zeit der Minnesänger und Hohenstaufen. Nach ihm sank Teutschlands Leben Glück und Ruhm tiefer und tiefer. Die teutsche Literatur und Sprache ward von der polemischen Theologie und von der aristotelischen Philosophie ergriffen, so weit diese jener dienen konnte. Alle freiere Idee des Lebens und der Wissenschaft und alle Lust und Anmuth der Liebe und Freude wich aus der Sprache, wie sie durch das fürchterliche Gezänk aus dem Leben verscheucht wurden. So stritt man sich ein volles Jahrhundert um ein

Nichts, das bei dem Ernst des Zeitalters doch ein großes Etwas war. Darauf kam der dreißigjährige Krieg, dessen unbeschreibliche Wuth den letzten Wohlstand des Vaterlandes zerstörte. Die Sprache sank mit dem teutschen Volke und mit der Herrlichkeit des Vaterlandes von Jahrzehend zu Jahrzehend immer tiefer und bildete die Elendigkeit und Jämmerlichkeit des Volkes auch in sich ab. Dies ging so fort von Luther bis zum Jahr 1660, also etwas über hundert Jahre. Von diesem Jahre 1660 bis zum Jahr 1750, wo die französische Literatur und Sprache über ganz Europa die Herrschaft behauptete, erscheint die teutsche Sprache in eben der schwächlichen Kränklichkeit, worin leider das teutsche Reich und Volk darnieder lag. Ihr geschah, was kränklichen Leibern geschieht, welche jede fremde Ansteckung Aussatz und Krätze sogleich annehmen. Sie bekam die völligste Krätze, die lange unheilbar schien. Vergebens hatte der Boberschwan Opitz und der tiefe Flemming ihren letzten Nachkommen noch beklungen, der kalte unfreundliche und halbtodte Herbst kam mit aller seiner Unleidlichkeit und Unliebligkeit unaufhaltbar heran, und die Krätze konnte

nicht in seiner nassen Kälte, noch viel weniger aber in dem kalten Winter geheilt werden. Die ursprünglichste reichste vollste Sprache mußte sich wie eine taubstumme Stammlerin und Stotterin gebärden, und als ob sie ohne Sang und Klang ohne Bild und Idee ohne Worte und Zeichen war, lieh sie Wörter von allen Volkern, am meisten aber von den Franzosen, und dünkte sich in diesem bunten und närrischen Harlekinsrock recht stattlich und liebenswürdig. Diese Verblendung hörte auf in den ersten Jahrzehenden des achtzehnten Jahrhunderts, aber mit der Erkennung des Uebels war das Uebel selbst noch nicht verschwunden; auch ward es in seiner Tiefe und in seinen Wurzeln nur noch von wenigen erkannt, und die volle Wiederbelebung und Wiedererhebung der Sprache konnte ja nicht allein von denen ausgehen, welche mit Eifer und Glück die Wissenschaften und Künste trieben, wodurch eine Sprache verherrlicht wird. Sie mußte aus dem vollen Wohlseyn und Hochgefühl des ganzen Volkes ausgehen; und wo war das geblieben? Wir sind vielleicht in dem Anfange einer solchen Epoche; die wackern Teutschen, die um die Jahre 1750

und 1770 blüheten und wirkten, konnten aus der langen Nacht kaum eine solche Dämmerung ahnden; und sie ahndeten sie wirklich nicht.

Doch darf hier bei der Klage über das allgemeine Versinken und Verderben der herrlichen Muttersprache nicht unerwähnt bleiben, daß das Lutherthum durch das fleißige Lesen der Bibel und durch die Begeisterung frommer Sänger in gebundener und ungebundener Rede hie und da eine löbliche Reinheit Kraft und Einfalt der Sprache und einen lebendigen Fluß der Rede erhielt, als alles schon todt oder mit fremder Ziererei gemischt und überladen war. Ja in allen lutherschen Ländern hat die heilige Dichtkunst immer noch einzelne reine Schwäne und unschuldige Nachtigallen behalten, welche in zarten und mächtigen Tönen von dem Himmel und der ewigen Welt die Wonnen und Geheimnisse sangen, als alles Andere in Gekrächze und Geschnatter ausgeartet war. Diese begeisterte Dichtkunst der Evangelischlutherschen, deren Meister und Vater auch der Doktor Martinus war, wirkte wie in Teutschland so in den verwandten nordischen Reichen als eine fast ähnliche Erschei-

nung. Reine und gediegene teutsche geistliche Lieder giebt es aus jedem Jahrzehend seit der Reformation.

Ich will hier nicht wiederholen, was von andern gründlicher und besser gesagt ist, als ich es sagen könnte; ich will der einzelnen glücklichen und unglücklichen Bestrebungen teutscher Männer schweigen, welche mit redlichem Eifer in jener Zeit gearbeitet haben unsere Sprache und Literatur, die in ganz Europa das Wörtlein Barbarei und Geschmacklosigkeit hörte, wieder zu Ehren zu bringen. Sie haben gethan, was sie konnten, sie haben einzeln und abgerissen zum Theil Treffliches geleistet; aber eine großartige teutsche Literatur konnte unmöglich werden, da alle Grundlagen eines festen Lebens und eines hochwollenden hochstrahlenden und hochgebietenden Volkes fehlten. Wem fällt hier nicht Klopstock ein, der edle und reine teutsche Mann, und wie viel er gezündet hat und zünden wollte? Und doch wie stand er oft so ganz allein, ein tragisches Zeichen in einer mittelmäßigen Zeit, eine Hieroglyphe, die so wenige zu deuten verstanden! Und mangelten nicht grade jenen

ersten Herrlichen von 1740 bis 1770, welche aufräumten und auskehrten und auf etwas Edleres und Eigeneres hinwiesen, fast alles Mittelpunkts des Lebens und oft alles Verständnisses der Zeit, die erst spät theilnahm? und mußten sie nicht fast alle zugleich Wasser und Strom seyn, da ihnen das Volk fehlte? Es war kaum möglich, daß bei so schweren Verhältnissen ein freudiges Daseyn in Kunst und Dichtkunst und Lust und Freude der Sprache sich entwickeln konnte. Das war aber in jener Zeit das Traurigste, daß selbst diejenigen Männer, die sich mit Glück der Kunst weiheten, die Geschichte der Vergangenheit fast ganz verloren hatten, daß wenige davon etwas wußten, daß jemals schon eine teutsche Herrlichkeit in Sprache und Dichtkunst gewesen war. So suchte denn jeder in einer gestaltlosen liebeleeren und ruhmleeren Zeit nach dem Bilde, das er sich von teutschem Streben und teutscher Kunst gemacht hatte, sein bestes Gemüth in seinen Werken abzuprägen; aber des Bildes entbehrten alle, wodurch sie eine feste würdige Gestalt ein volles Leben und ein Gepräge für die Unsterblichkeit hätten gewinnen können, des Bildes eines Vol-

kes. Es wäre wohl lächerlich zu leugnen, daß die meisten in jener Zeit in Teutschland erschienenen Schriften und Gedichte teutsch sind; aber innigst und einfältigst aus teutschem Leben und Wesen und Gemüthe hervorgegangen sind wenige. Die meisten hallen und wehen von fremden Tönen und Hauchen und schimmern in einer Mittelwelt, worin, wie sehr sie es selbst auch verdammten, eine gewisse wälsche Art immer noch den Meister spielt. Wie edel die Männer rangen, mag man wohl am besten in dem Schmerze würdigen, der sie überfallen mußte, wann sie inne wurden, wo das tiefe Uebel lag, das sich durch die Länge der Zeit allen mitgetheilt hatte. Darum soll Klopstocks großes Herz und was der herrliche Mann gewollt hat und was er in solcher Zeit geleistet hat, nie ein Teutscher vergessen, noch auch, wessen so viele andere wackere Männer, wenn sie auch fern vom Ziele geblieben, würdig befliessen waren. Wir können uns die Schwierigkeiten jetzt kaum vorstellen, womit die zu kämpfen hatten, welche in den Jahren 1750 und 1740 gleichsam von vorn anfangen mußten — und in welcher Zeit? Wir schienen denn damals wieder eine Literatur zu bekommen,

aber jetzt dürfen wir wohl sagen: es war keine ganz teutsche. Das Meiste, was jene Zeit erstrebt und erwirkt hat, muß nothwendig in dem Strom der Zeit untergehen, weil es keinem bestimmten Volke und keiner bestimmten Zeit als eine natürliche und nothwendige Lebensblüthe anzugehören scheint. Später, als jene ersten Helden den Weg wieder vom fremden Schutt und Schmutz gereinigt hatten, hat Göthe sich auf eine einzige Art durchgebrochen, er und Schiller und Herder und noch einige haben wieder eine teutsche Sehnsucht erregt, und ein junges frisches titanisches Geschlecht hat die letzten drei Jahrzehende nach den verschiedensten Richtungen hin gestrebt und gewirkt, etwas Kühneres Freieres und Lebendigeres zu erschaffen, als was aus jener Mittelzeit hervorgegangen war, in welcher das Gefühl und der Schmerz und fast immer das Bewußtseyn der schweren wälschen Krankheit so oft die kühnen Aufflüge lähmte. Die noch Lebenden, welche jener Mittelzeit angehörten oder ihre nächsten Erben gewesen waren, haben dieses titanische Streben Frevel und Uebermuth gescholten und es mit den Umkehrungen verglichen, die wir im Politischen

erlebt haben, wovon allerdings etwas mit darin ist. Noch dauert der Kampf und Streit, doch ist auch hier Leben und Bewegung, und nichts hat sich abgeklärt; und ist Kraft in dem feurig siedenden Sprudel, so darf die Gährung sich nicht so geschwind abklären. Doch däucht es manchen, daß hie und da frischere Blumen am teutschen Parnaß zu blühen beginnen. Es ist ein schweres Unterfangen, die eigene Zeit im Einzelnen zu richten und zu erklären.

Soll ich nun sagen, wie es mit der teutschen Sprache steht? Sie hat sich freilich seit den Jahren 1730 und 1740 von dem fremden Aussatz wieder gereinigt. Aber jene Arbeit war nur die Wegschaffung des Uebels, sie war noch nicht die wiederhergestellte Gesundheit und wiedergeborne Stärke. Eines muß ich hier sagen, was unserer Sprache widerfahren ist. Sie ist freilich in den letzten achtzig Jahren sehr ausgebildet und besonders zum wissenschaftlichen Gebrauche geschickt gemacht worden; aber diese Ausbildung und Bearbeitung geschah fast bloß nach der Einen Seite hin, sie geschah fast allein von Gelehrten und — was schlimmer ist — von sogenannten Stu-

bengelehrten. Erst in den letzten dreißig Jahren ist es hie und da anders geworden. Von den höheren Ständen war die Muttersprache als eine gemeine Magd fast ganz ausgeschlossen und im Volke unten war das Leben kein fröhliches schöpferisches sich selbst fühlendes und erkennendes Leben mehr. So ist sie denn durch diese Verhältnisse, mögte man sagen, oft zu fein und zu geistig geworden, in vieler Hinsicht fast zu dünn und luftig für das unmittelbare Leben der Dichtkunst und Rede, sie hat an Fülle Gediegenheit und Schwere verloren, was sie an Gewandtheit Bestimmtheit und Leichtigkeit gewonnen hat: sie ist für eine Sprache des unmittelbaren Seyns mehr eine Sprache des vermittelnden Begriffs geworden. Dies Schicksal hat die teutsche Sprache mit mehreren andern Sprachen gemein. Wann das Zugesellige und Zuwissenschaftliche sich einer Sprache bemächtigt, verschwindet der feste Kern die kühne Fülle und die unbewußte Tiefe und sinkt wieder in den Schooß des einfältigen Volks zurück. So ist es uns auch geschehen. Was für diesen Kreis zu voll und zu schwer war, ist wieder zum Volke versunken; und das wage ich ohne Uebertreibung zu sagen,

daß wegen des im Ganzen armen trüben unlustigen bedingten einseitigen und abgeschiedenen teutschen Lebens, welches sich in dem letzten Jahrhundert gemacht hat, viel köstlicher Klang und Sang und viele der herrlichsten Sprichwörter Redensarten und Wörter ganz aus der Gemeinschaft des Lebens entwichen sind, eben weil das Leben kein gemeinsames teutsches Leben war und weil diejenigen Klassen, welche die Sprache vorzugsweise erhalten und weiter führen sollten, zu hoch über oder — wenn man will — zu tief unter dem Volke standen und weil also nicht aus dem großen Urborn die ganze volle Fluth der Gefühle Bilder und Anschauungen des Lebens und seines Urbildes der Sprache von dem Volke zu ihnen immer hin und her fluthete. So ist eine gewisse Schwächlichkeit Weitschweifigkeit Unbestimmtheit Künstlichkeit, die unsern früheren Zeiten ganz fremd war und die dem eigensten Gemüthe unsers Volkes auch noch fremd ist, in die Sprache gekommen, die sich bei einem großen Schein von Reichthum jetzt doch in einem sehr engen Kreise von Wörtern bewegt und zwar größtentheils von solchen Wörtern, die durch die Sprache der

Schulen und Wissenschaften meistens schon vergeistigte gespenstische und dünne Worte geworden sind, welche, weil ihnen die sinnliche und urgeborne Schwere ausgezogen ist, nur noch sehr wenig von unmittelbarem Leben und kräftiger Unschuld und unbewußter Einfalt haben. Fast mehr als bei andern Völkern geht die teutsche Literatur über das Volk hinaus; viele Bücher sind in teutscher Sprache geschrieben, aber so geschrieben, daß sie auch ein jeder Allerweltsmensch geschrieben haben könnte. Dies ist nicht bloß ein Zeichen unserer Wissenschaftlichkeit und Idealität, die man ja eher loben als tadeln müßte, sondern ein lange schon bestandener Brauch, kraft dessen die Männer der gelehrten Innung sich manche Jahrzehende gebärdet haben, als brauche der eigentliche Gelehrte gar kein Mensch des Volks noch für das Volk zu seyn. Ein Irrthum, den sowohl die Gelehrten als das Volk haben büßen müssen. Der Teutsche rühmt sich vorzüglich der teutschen Philosophie, vielleicht nicht mit Unrecht; aber diese Philosophie hat die Sprache oft auf das übermüthigste gebraucht und gemisbraucht, sie ist häufig eine wahre Sprachverderberin und

Sprachverwirrerin und Wörterzersetzerin gewesen und hat manchen Wörtern für immer den Nerv ausgeschnitten, auch so willkührlichen und zum Theil so verkehrten Gebrauch eingeführt, daß sie das Schwankende Unbestimmte Lichtlose und Farblose kurz das Gespenstische, was uns aus so vielen teutschen Büchern anweht, immer noch hat vermehren geholfen. So viel ist einmal gewiß, daß die Wissenschaft und Philosophie ihrer Natur nach feine Schröterinnen und Beutlerinnen sind, welche die groben und schweren Körner der Sprache zermalmen und als das feinste Sicht- und Beutelmehl auslaufen lassen. Wenn diese sich nun selbst die Gemeinschaft mit dem Volke abschneiden, welches, wann der alte Vorrath zermalen und zerrieben ist, die groben und schweren Körner eben immer neu liefern muß, so muß die Sprache ja wohl endlich in eitel zermalmtes Gries verwandelt werden.

Auf einem solchen Wege waren wir und sind wir zum Theil noch. Uns ist begegnet, was allen Völkern auf gewissen Bildungsstufen nothwendig begegnen muß. Wenn nicht in dem Volke selbst ein gewisser Sinn der Ein-

falt und Großheit sich erhebt und den zu sehr verfeinten Stoff in sich schluckt und gröberen und tüchtigeren aus seinem unerschöpflichen Vorrathe wieder herausgiebt, so verschwinden bei aller der feinen Spaltung und Reibung und Glättung und Verzierung der Wörter und Perioden, bei aller Zierlichkeit und Feinheit, der man sich mehr und mehr befleißigt, endlich die unschuldigen und frischen Geister, die sonst in der Sprache lebten, die unmittelbaren großen und kühnen Gedankenbilder, die man mit dem Klange der Worte sonst noch faßte; die Sprache wird ein kalter matter Zierling und Schwächling und ist auf ewig todt für alle stolzen und freien Schwünge und Flüge, womit sie sich in ihrer Jugend fortschnellte. Werden wir zu einer solchen Gränze gelangen, welche zugleich das Nichtweiter des teutschen Lebens und Strebens wäre? Ich hoffe es nicht. Mir kommt vor, als sey auch der Sprache die Morgendämmerung einer schöneren Zeit aufgegangen. Sie kann mit dem Volke nur auf dem politischen Wege zu ihrer alten Kraft Fülle und Einfalt wiedergenesen. Der Kräfte ist sie freilich lange los gewesen, höchstens sitzt hie und da eine einzelne Spur

davon an ihr; aber die verlorne alte Frische Freudigkeit und Einfalt hat sie noch nicht wieder erlangt. Wenn die Teutschen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß sie es erlangen werden, wenn sie ein öffentliches Leben erlangen, das die meisten Polizeistuben und Schreibstuben zuschließt und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinwesen, wo man oft zweifeln konnte, ob sie auch in irdischen Leibern steckten, in Männer der That und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Klassen des Volks in ihrem Kreise mit gehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die todte Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wieder kömmt, wo es Volksfreuden Volksjubel und Volksfeste giebt, wo alle Stände alle Klassen sich zusammenleben und zusammenlieben, dann ist ein neuer Tag für die theure Muttersprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unsichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut manches herrliche Bild und manche todte Idee, die mit ihren Hüllen ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich sage es zum dritten und vierten Male: je

frischer das Volk strebet und blühet, desto frischer strebet und blühet auch die Sprache. Den Trost haben wir wenigstens immer, einen gewaltigen Trost für unser Daseyn und für unsere geistige Bildung, daß die Wurzeln unserer Sprache bei uns selbst liegen und durch die lebendige Fluth, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbraust, begossen und erfrischt und zum Triebe neuer Blätter und Blüthen gereitzt und gelockt werden. Und welch ein Reichthum und welche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Töne Farben Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüthe eines jeden verschiedenen teutschen Volksstammes! und das von den Alpen bis zu den Küsten Norwegens und Islands hinab. Denn auch da giebt es Wurzeln, die für uns in dem alten Germanien am Rhein und an der Elbe einmal grünen und Sprossen und Blüthen treiben können.

Ich habe von gespenstischer Dünnheit der Sprache gesprochen, von zu großer Verflüchtigung und Vergeistigung derselben von der Verschleifung und Zerstörung des Lebendigen Unmittelbaren Dichterischen in ihr. Will ich denn das Streben so vieler trefflichen teut-

schen Männer, die uns seit achtzig Jahren in Kunst und Wissenschaft verherrlicht haben, damit wegleugnen? will ich überhaupt behaupten, daß die überwiegende Geistigkeit in den Teutschen ein Gebrechen sey, daß nicht auch jede Sprache, insofern sie eine gebildete Sprache heissen soll, eine gewisse geistige Feinheit und Dünnheit haben muß, um gewisse zartere und feinere Seiten und Verhältnisse des Gemüthes und der Idee abzubilden, die in jenen früheren und einfältigeren Zeiten noch nicht erscheinen können, wo die Sprache im großen vollen Klange und reisigen Heldentritt fast ganz unmittelbares Leben und Dichtkunst ist, wo sie aber in Klarheit Bestimmtheit und Gewandtheit noch gar nicht in Prose sprechen kann? Bewahre Gott! das will ich nicht. Ich habe nur andeuten wollen, wie so Feines überhaupt angedeutet werden kann, das einem wie ein kaum erfaßlicher Schatten immer unter den Händen zerrinnt, daß es unserer Sprache und Bildung in dem letzten Jahrhundert an innerem Gleichgewicht gefehlt hat und bis diesen Tag fehlt, weil unsre Gelehrten und Künstler meistens in einer dem Volke zu fernen Höhe einseitig schwebten und

die rechte antäische ergänzende und stärkende Kraft nicht aus den Wurzeln der Spracherde gewinnen konnten und weil überhaupt in dem Volke das fröhliche waidliche muthige freie tapfere Leben und Wirken nicht war, das aus derselben immer frische Knospen und Blüthen der Gefühle und Ideen hervortreiben und so das Sprachgebiet bereichern oder edle Todte, die nur in einem Scheintode lagen und noch nicht von der Verwesung ergriffen waren, wieder auferwecken konnte. Freilich giebt es einzelne ausserordentliche Menschen, Sonnenkinder eines Zeitalters, wie von einem fremden Planeten Herabgekommene, die als Verkünder Herolde und Weissager gleichsam ohne ein Volk und eine große Geschichte einer herrlichen Zeit, die da kommen soll, voranschreiten oder die auch wie zum Troste als letzte Heldenkrone und Liebeskranz von Gott auf die Leiche eines vergehenden Zeitalters gelegt werden; aber für die Mehrheit bleibt es immer wahr, wenn wir nemlich von einer natürlichen Literatur eines Volkes sprechen, nicht von einer künstlich gemachten, wie die zu Alexandrien und Pergamus und das gelehrte Treiben unter Adrian z. B. in der alten Zeit

waren, daß geschrieben und gedichtet werden muß, wie gefühlt und gelebt wird. Können wir denn das in unserer Literatur nicht auch gewahren? Zum Beispiel die Bücher aus dem fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wo unsere Sprache sich zuerst zur Prose bildete; nachdem sie für die Dichtkunst lange ihre herrlichste Zeit gehabt hatte, athmen einen einfältigen gutmüthigen harmlosen treuen behaglichen und tapfern Sinn, wie denn damals die Menschen noch nicht fühlen konnten, daß das reiche und mächtige Leben des teutschen Reichs im Zerfallen und Zerfliessen war. Es ist daher in den meisten Schriften jener Zeit das Gefühl von Muth Wohlseyn und Freude. Luther und die Reformatoren und ihre Gegner im ernsten und strengen Kampfe scherzen zwar noch zuweilen wie die treue einfältige und gutmüthige Zeit scherzte und spielte, aber doch bemerkt man, daß die Sprache einen festen ernsten kurzen fliegenden und heftigen Gang zu gehen begann gleich der Zeit. Nach diesen großen Geistern, die um die größten Dinge stritten und kriegten, kamen kleinere, es kam Schulgezänk und trauriger und kleinlicher Ha-

der und Neid und Hetzerei und Durchstecherei aller Art. Nun verliert die Sprache sowohl die Kraft als den Wohllaut und bei der Zersplitterung der Dinge und Herzen, wo alles sich an dem Einzelnen zerarbeitete, begann sie leer zu werden an Einfalt und Anmuth wie an Geist und Liebe. Nur einzelne zarte und mächtige Stimmen klangen noch zuweilen von solchen, welche die heilige Muse Siona für den Kirchengesang begeisterte. — Darauf als durch die Friedensschlüsse zu Münster und Osnabrück die Leiche des alten heiligen römischteutschen Reichs zerlegt und mit bunten Larven und Königs- und Herzogsmänteln und Pallien und Infuln und endlich auch mit Allongenperuken und Haarbeuteln eingekleidet und wieder aufgerichtet ward, als wäre noch Leben und Kraft in ihr, ward nicht hinfort die Literatur das Bild des teutschen Reichstags und der Friedenshandlungen von Aachen Köln Nimwegen Riswyk und Baden? schien nicht die höchste Idee eines teutschen Stils in den Reichstagsberichten und der Europäischen Fama ausgesprochen? ward nicht die Sprache selbst, wie alle europäische Staaten bei jeder Friedens- und Kriegshandlung an unserm zer-

rissenen Reiche lappten und flickten und gelegentlich auch daran zerrten nagten und manseten, ward die teutsche Sprache nicht buntscheckigt wie die babylonische Verwirrung des Reichs und schnatterte sie, als die teutschen Männer teutschen Stolz und Hochsinn verlernt hatten und nur noch ein diplomatisches Vaterland sahen, nicht den Tönen und Lauten aller der Volker nach, die ihre Mutterlicher waren? aus ihr selbst aber konnte sie weder den Donnerklang der Rede noch das Liebesgesäusel des Liedes mehr hervorblasen? Später als mit den Jahren 1740 und 1750 einzelne Schriftsteller, eine begeisterte vaterländische Bardenschaft, von dem Gefühle der Elendigkeit und Jämmerlichkeit der teutschen Literatur ergriffen, Hand ans Werk legten und wieder in reinen Tönen der Teutona singen und klingen wollten, wirkte die Armuth und Trockenheit von unten aus dem Volke auf sie zurück: die Begeisterung, die sie entflammte, ward nicht von allen in Freude und Liebe getragen. Es war doch nicht die Unmittelbarkeit des ächten Lebens, doch nicht die volle frische Lebensfluth, es war doch eine Kunst in dem, was man teutsche Natürlichkeit

nannte. Kunst mußte es wohl seyn, aber es war mehr Kunst als Trieb, und eben durch die Franzosen verführt, die man abschütteln wollte, legte man an das, was in Zeiten des fröhlichen Triebes wie die Eiche des Waldes und die Lilie des Feldes aus eigener Kraft wächset und blühet, oft das enge und knappe Maaß an, was die Leute in Paris die ewige Regel des Geschmacks und der Schönheit nannten. In den Jahren 1770 und 1780 kam freilich mehr Leben und Strom in Sprache und Literatur, es kam auch hin und wieder mehr Erinnerung und Klang des Alten wieder, aber im Ganzen hingen ihnen noch Nebel vor den Augen, daß wenige deutlich sahen, woher und wohin. Die große teutsche Zeit, die von dem zwölften bis sechszehnten Jahrhundert gewesen war, lag kaum in trüber Dämmerung vor ihnen, die Vergangenheit der Geschichte — man wird Kaiser- und Kriegsgeschichten und Reichstagshandlungen noch keine Geschichte des Volks nennen — war in den letzten drei Jahrhunderten wie versunken und von jener altgermanischen und altnordischen Schwärmerei und Ritterlichkeit und von der Süßigkeit und Lieblichkeit der Zeit des

Minnegesangs hatte man nur einzelne dunkle Töne klingen gehört: die tiefe Wurzel des Lebens der Sprache und die Erinnerungen der Sehnsucht und des Heldenthums der Väter waren wie abgeschnitten. Und nun sollte aus der Magerkeit und Dürftigkeit der Gegenwart, die an Finanzplanen und Zollgesetzen und Kriegsordnungen reicher war als an Freude und Einfalt und aus der einzelnen Idee eines noch so reichen und tiefen teutschen Herzens das Mächtigste und Tiefste geschöpft werden. Es gelang einigen bis zur Bewunderung, daß sie groß waren fast ohne Volk und Vaterland; aber die herrlichen Strahlen, die hin und wieder ausschossen, hatten immer keine allgemeine Sonne, wohin als zu ihrem Mittelpunkt sie wieder zurückflossen und woher sie neue Flammen holten. Darauf ist unsere Zeit gekommen, eine Zeit geistiger und politischer Umwälzungen und Bewegungen, mit welcher wenige frühere Zeiten verglichen werden können. Jeder hat in die hohe Fluth und in die wilde Bewegung mit hinein gemußt, wenn er sich beim Anfange derselben nicht sogleich auf hohe Sanddünen zurückgezogen hatte. Kampf Streben Trieb nach allen

Seiten, wohl oft zu viel, wie einige meinen. Kann sich aus dem Chaos, worin wir umgetrieben werden, ein politisches Leben gestalten, das eine frohliche und muthige teutsche Seele hat, so wird auch die teutsche Sprache aus dieser Zeit einst große Belebungen und Entwickelungen melden.

War in jener Zeit, wo mehrere brave Teutsche fühlten, daß die schwächlich und kümmerlich gewordene Sprache die Krätze und den Aussatz ja die Franzosen hatte, ein heftiges Widerstreben gegen die wälschende und fälschende Wortmengerei und Ausländerei, so ging das eigentlich mehr auf die Wörter als auf die Gestalt der Ideen und den geistigen Ausdruck, welche durch die lange Gewohnheit des Fremden und die lahme Mattigkeit des Teutschen bei vielen der eifrigsten Teutschler doch eine halb französische Art und Farbe behielten. Das Widerstreben, das sich in den letzten Jahrzehenden gegen das Französische gebildet hat, liegt tiefer. Es ist bei Manchen ein bloß idealischer Widerwille aus dem Gefühle entsprungen, das sich durch die Wiedererweckung der Erinnerungen unsers großen Alterthums immer mehr erhellt hat, daß die

französische Art und Kunst uns ewig eine fremde bleiben muß, wenn wir unser Größtes und Bestes nicht für blanke Zierlichkeit und kalte Feinheit hingeben wollen. Bei andern aber ist dies Widerstreben rein politisch, aus dem Unglück entsprungen, daß wir von dem Volke, dem wir über ein Jahrhundert nachgestrebt und nachgeäfft hatten, endlich hinterlistig unterjocht und auf das grausamste gemishandelt waren. Bei diesen mögte man fast Haß nennen, was sie treibt; und deswegen sagen Manche, daß der Haß sie übertreibt. Doch haben sie keinesweges Unrecht, wenn sie behaupten, daß viel unnützer französischer Tand, den unsere Sprache sich immer wieder als fremden und unnöthigen und zum Theil recht lächerlichen Zierrath anhängen will, und viele immer wieder aufkeimende französische Art, die sich tief in unserm Leben und in unsern Sitten eingenistet hat, noch bei uns auszutreiben ist. Aber ob dies so ausgetrieben werden kann, wie manche von ihnen es anfangen, das ist eine andere Frage. Gern ist man mit ihrer teutschen Liebe einig, aber zu Einem Ziele führen mancherlei Wege.

Was nun besonders die Reinigung Besserung Erhebung und Bereicherung der Muttersprache betrifft, so sind, wie mir däucht, viele der redlichsten Streber und Eiferer für sie auf dem falschen Wege. Manche scheinen wie Knaben Blumen zu pflanzen, welche mit den Kronen schön leuchten aber unten an den Stängeln keine Wurzeln haben und daher verdorren müssen, wie die Sonne darüber kömmt. Neue Wörter machen, wodurch man fremde ersetzen will, alten fast verschollenen Wörtern wieder Geltung und Umlauf geben, das ist kein Werk der Willkühr, es kann nur das Werk des lebendigsten und unbewußtesten Lebens seyn. Das ganze Volk, wie ihm neue Gefühle und Begriffe aufgehen, schafft und findet auch neue Wörter und Zeichen für sie; höhere Geister schaffen und finden sie auch und bringen sie in Umlauf. Das schöpferische Volk wirkt da eben so wie die dunkel und geheimnißvoll schaffende Natur, der schöpferische Geist vielleicht wenig anders, vielleicht nur selten mit Bewußtseyn. Die Sprachkünstler und Sprachlehrer, meistens trockene und strenge Leute, wollen ihre Kinder nach Regeln zeugen und gebähren; aber darum werden

es so häufig Dummköpfe oder kommen auch sogleich todt zur Welt. Selbst die alten trefflichen Wörter, die fast verschollen sind und die man wieder lebendig machen kann und lebendig machen soll, müssen mäßig und bescheiden gebraucht werden, damit das Volk sie allmälig wieder für gute und ächte teutsche Münze annehmen lerne. Denn sehr erklärlich und verzeihlich ist das Gefühl, welches einem ein zu sichtbares Streben und Bewußtseyn bei Dingen, die natürlich seyn und wehen und scheinen sollen wie Luft und Licht, viel unleidlicher macht, als eine unbewußte Nachlässigkeit und Vergessenheit. Auch mir und gewiß vielen andern Biedersinnten ist es ein Gräuel, daß unsere schöne reiche und vollstönende Sprache bei so vielen Gelegenheiten und Gegenständen immer noch fast wie die verlegene und blöde arme Sünderin da stehen und sich gebärden muß, als wenn sie weder lauten noch sprechen könnte. Denn über manche Dinge, worüber sie vor zwei Jahrhunderten noch ihr gutes und leichtes reines Teutsch sprach, kann sie jetzt nur noch mit französischen Worten sprechen; ja sie hat es hin und wieder so weit gebracht, daß ihre

eigenen Worte, wenn sie was bedeuten sollen, auf französisch gestutzt und geschwänzt werden müssen. Ich glaube, wir sind in keiner Hinsicht mit unserer Sprache verlegen. Was schon Leibnitz wußte, was der unsterbliche Ihre, der ausserordentliche Sprachkenntnisse hatte, in seinem vortrefflichen schwedischgothischen Wörterbuche gezeigt hat, daß unsere Sprache eine der ältesten mannigfaltigsten reichsten und herrlichsten Urbilder der frühesten Zeit ist, das müssen wir bedenken und nicht da nach Schätzen graben, wo sie für uns nicht liegen und wo wir so leicht zur Falschmünzerei verführt werden können. Welch einen Reichthum, den anmuthigsten und vielgehaltigsten und vielgestaltigsten, haben wir an Mundarten, mehr als irgend ein anderes bekanntes Volk! Besonders mögte es leicht zu beweisen seyn, daß die sassische Mundart, die bis in den höchsten Norden hinaufläuft, unerschöpfliche Minen hat, die künftiger Bearbeitung warten. Ich mögte fast behaupten, daß in dem Bezirke zwischen dem Harz und der Weser und dem Rhein ein solcher Reichthum von Grundwörtern und Grundbildern der Sprache liegt, daß ich die Wurzeln der

meiſten germaniſchen Sprachen und gewiß ein gutes Drittel der Wurzeln der griechiſchen Sprache dort wiederfinden will. Es iſt unleugbar durch die Geſchichte, daß der ſaſſiſche Stamm, zu welchem viele Volkerſchaften des ſkandinaviſchen Nordens und die meiſten Völker des nordweſtlichen Teutſchlands bis an und über den Rhein gehorten, in mancher Hinſicht eine hohere Ausbildung der Verfaſſung des Kriegsweſens der Sitten und der Sprache hatten als die oſtlichen Germanen. Man denke nur an die frühe Ausbildung der angelſächſiſchen Sprache an die ſkandinaviſche Sprache in Norwegen und Island an den Wohllaut die Fülle und Beſtimmtheit des Altſchwediſchen, weswegen eben in Schweden das dem Saſſiſchen ähnlichere Schwediſche über das Gothiſche geſiegt hat; und will man es bis dieſen Tag in der klarſten Anſchauung ſehen, ſo durchwandre man Weſtfalen und lebe unter dem Volke und ſtudiere ſeine Mundarten; daſſelbe thue man in den Niederlanden in Oſt- und Weſtfriesland in Holſtein Mecklenburg Pommern Brandenburg — und man wird erſtaunen über den Reichthum von Anſchauungen Bildern und Ideen,

welche dieſe Mundart vor allen andern teutſchen Mundarten voraus hat. Was nun in dieſer Mundart in Sprichwörtern und Volksſcherzen niedergelegt iſt oder vielmehr ſich ruhig niedergelegt hat, (denn in den meiſten dieſer Orte ruhet die Sprache zum Theil, weil ſie keine ſchreibende iſt) das hat jetzt freilich den Karakter des kleinen Volks angenommen, in deſſen Kreiſen es rundgeht, aber in der inneren Tiefe und in einer gewiſſen vielſeitigen und vielſpiegelig abgeſchliffenen Feinheit deutet dieſe Mundart auf eine frühe Entwickelung und Bildung des Volkes hin, welches ſie ſpricht; welche Entwickelung und Bildung wahrſcheinlich älter war als die Einwanderung der ſaſſiſchen Stämme in den Nordweſten Europas und Teutſchlands. Vorzüglich iſt der ſaſſiſchen Art eine wunderſame ſchräge Darſtellung eigen, wo ſie die Dinge im Gegenſatz oder gar in völliger Umkehrung betrachtet und abſpiegelt. Dieſes Schräge könnte klimatiſch ſeyn und iſt es zum Theil auch. Weil die Natur in ſchroffen und ziemlich unfreundlichen Gegenſätzen gegen den Menſchen ſpielt, ſo könnte daraus, indem er ſich zugleich über ſie und über ihre und ſeine

Mängel luſtig macht, die Ironie und Satyre und die Ausbildung des Komiſchen, die hier ſehr weit getrieben iſt, als ein ganz natürliches Gewächs hervorgeſprungen ſeyn. Dieſe Erklärung reicht bis zu einem gewiſſen Grade hin und findet auch in Manchem ihre völlige Löſung; aber die zugleich durchblitzende und ſpiegelhelle Tiefe der Idee und ein gewiſſer feiner Schalk, (ein ganz anderer als der faſtiſche Eulenſpiegel) der aus der Vielſeitigkeit und Vielgeſtaltigkeit der Bilder hervorblitzt, werden wahrlich nicht in den Hütten und Häuſern freier Bauern und Bürger gebildet ſondern ſetzen ein feines in mancherlei Verhältniſſen und Verknüpfungen mit einander ſpielendes und ſich einander beleuchtendes und bildendes geſellſchaftliches Leben voraus. Man klagt bei unſerer hochteutſchen Sprache mit Recht, daß es ihr an Mannigfaltigkeit und Vielſeitigkeit der Bilder mangele, die zarten Lichter und Schatten der geſelligen Verhältniſſe und des zwiſchen dem ſinnlichen und geiſtigen Triebe hinſpielenden Gemüthes, wie es eben im lebendigen Leben ſpielen muß, auszudrücken und zu malen. Von dieſer ſchrägen und ſchräg und ſeitwärts

einſpielenden geſellſchaftlichen Bildung ſcheint das Volk viel gehabt zu haben, welches älteſtens faſſiſch redete. An Sprichwörtern Sittenſprüchen feinen Bemerkungen und Vergleichungen ſchrägen Anſchauungen und Namen kurz an allem, was ins Gebiet des Luſtigen und Komiſchen und in das lebendig lebende und wirkende Leben einſchlägt, iſt dieſe Sprache ſehr reich. Viel iſt in dieſer Hinſicht aus der reichen Fundgrube ſchon geſchöpft; weit mehr aber kann noch geſchöpft werden. Auch däucht mir, daß ſie viel mehr als die hochteutſchen Mundarten, jener glücklichen Mittelfarben und Mittellichter hat, wo ein Wort zugleich das ſinnliche und geiſtige Leben die leibliche und die geiſtige Misgeſtalt oder Schönheit bezeichnet. Doch ſchon zu viel über einen Gegenſtand, der ſich der Darſtellung faſt weigert und immer nur wie das Leben überhaupt aus der innerſten Tiefe angeſchaut und erkannt werden muß.

Was haben wir aber nun zu wünſchen für die teutſche Sprache? und in welchen Zweigen könnte am verdienſtlichſten für ihre Verſchönerung und Bereicherung gearbeitet werden? Darüber einige flüchtige Bemerkungen.

Wie eine Sprache wird und wie die hohen und tiefen Geister des Volkes aus ihr schaffen und wirken können und wie wenig da wie in allem Lebendigen durch Absicht und Willkühr zu erlangen ist, wie überhaupt jede Sprache und ihr Leben in jedem Zeitalter ein allgemeines Weltbild und Volkbild darstellen muß, das habe ich anzudeuten gesucht. Das Volk in seinem dunkeln und geheimen Leben und Wirken und einzelne große Genien schaffen und bilden die Sprache. Aber diese großen Geister stehen nicht allein, ihre unsterblichen Werke sind nicht allein ihre Arbeit und ihre Geburt. Dankbar müssen sie erkennen, daß viele herrliche Kräfte viele wackere und unverdrossene Männer vorarbeiteten und mitarbeiteten, damit sie so Großes hervorbringen konnten. Die Sprachkünder Sprachlehrer Sprachkünstler und alle andere Männer, die in irgend einer Kunst und Wissenschaft treu fortschreiten und wirken, sollen uns immer in hohen Ehren bleiben; nur Sprachschöpfer im höheren Sinn und Wortmacher müssen sie nicht seyn wollen. Das wird selten einer, der darum weiß, daß er es seyn will, so wie der Mann, der recht

darauf grübelte, wie er es anfinge eines Rafael und Shakeſpeare Vater zu werden, am wenigſten ſolchen Sohn hervorbringen wird. Was wäre aber nun von denen, welche einen heiligen Eifer für das Einheimiſche und Teutſche haben, zunächſt zu wünſchen?

Das wäre der nächſte Wunſch, daß der teutſche Sprachvorrath geſammelt würde.

Unſere Gelehrten ſind mit einem löblichen Eifer beſchäftigt, die lange im Moder der Vergeſſenheit gelegenen Sprachdenkmale unſers Mittelalters zu ſammlen und herauszugeben. Viel iſt ſchon geſchehen und mehr iſt noch zu hoffen. Aber traurig iſt es, daß es dabei an einem Mittelpunkt fehlt, beſonders an einem ſolchen Mittelpunkt, wo auch der äuſſeren Hülfe an Macht und Geld die Fülle wäre. Vieles von Urkunden und Denkmälern, was der teutſchen Geſchichte und Sprache trefflich dienen würde, bleibt im Dunkel begraben, weil ein kleinlicher Neid und eine noch kleinlichere Furcht, daß gewiſſe Beſitz- und Rechterſchleichungen, die jetzt aufgedeckt weder Schaden noch Vortheil bringen, zur öffentlichen Kunde kämen, ſie zurückhalten. Dergleichen könnte nur die Macht beweglich

machen, nicht die drohende Macht, die wir in solchen Dingen nicht lieben noch loben; sondern die bittende und beifallende Macht; die immer einen gewaltigen Zug haben wird. Anderes können die Kräfte einzelner Männer nicht lüften, kein Buchhändler druckt es, weil der Absatz die Kosten nicht bezahlt; auch fehlt es den Bearbeitern an Vermögen und Zeit, ihre ganze Muße daran zu wenden. Soll ich hier die alte Klage wieder singen, daß wir unglückliche Teutsche nicht einmal die Vorarbeit und das Vorgeräth für unsere Geschichte gethan und fertig haben? So müßten wir denn an die Forscher und Schreiber unserer Geschichte immer noch die ungerechtesten Forderungen machen. In den letzten zwanzig Jahren ist freilich für solche Dinge keine Zeit gewesen; aber diese Zeit muß nun doch bald kommen, wenn wir unersetzliche Schätze nicht ganz verlieren sollen. Und wie viele haben wir wohl verloren von den Jahren 1792 bis 1804 bei dem Hin- und Herflüchten Verschleppen Entwenden Stehlen Vertrödeln und Vergaunen von Urkunden und Schriften und später bei der wilden und geschwinden Umkehrung der Klöster Stifter

Reichsstädte und bei der Aufräumung und Ausleerung ihrer Bücher- Geräth- und Kleinodienkammern!

Das wäre jetzt auch die Zeit und zwar die höchste und letzte Zeit, daß in Teutschland im großen Stile, entweder unter dem Schutz einer Regierung, welche die Mittel dazu hergäbe, oder durch die Vereinigung Einzelner, eine Gesellschaft für die Sprache gebildet würde, nicht eine solche, die sich bloß hinsetzte und an dem Vorhandenen klaubte feilte besserte und regelte, sondern eine lebendige und frische Gesellschaft, die sich über ganz Teutschland von den Alpen und der Maaß und Mosel bis an die Elie und Memel verbreitete und Männer von Kenntnissen und gutem Sinn und Geruch und Fähigkeit das Lebendige aufzufassen in die einzelnen Landschaften und Gaue versendete, daß sie auflasen und erkundeten, was vom Sprachvorrath noch aufzulesen und zu erkunden ist. Diese Lesen und Sammlungen, fünfzehen und zwanzig Jahre so fortgesetzt, würden dann mit dem, was im Druck und in der Handschrift schon vorhanden ist, zusammengelegt und allmälig herausgegeben. So nur-

den wir besondere Wörterbüchlein der einzelnen Landschaften und Gaue, oft eines einzelnes Thales oder eines Inselchens erhalten; und dann könnte später von geistvollen und gelehrten Männern endlich auch ein teutsches Wörterbuch gefertigt werden.

Ich habe gesagt, es ist die höchste und letzte Zeit, daß wir anfangen müssen zu lesen und zu sammeln. Nicht, daß ich grade ungeheure Schicksale des teutschen Volks fürchtete — denn wozu sollten wir dann sammeln? — oder ein Verderbniß und einen Untergang der teutschen Sprache; sondern ich fürchte etwas Anderes, ich fürchte den Untergang und das Vergessen alles Alten. Eine neue Zeit ist da, eine gewaltige Zeit, welche wie eine Sündfluth hereingebrochen ist und vieles schon weggeschwemmt hat, dem Manche vor dreißig und vierzig Jahren noch wohl die Dauer einer kleinen Ewigkeit zutrauten. Diese neue Zeit bringt neue Triebe neue Anziehungen neue Bedürfnisse. Manche Gegenstände die sonst gewußt und gübt werden mußten, haben allen Reiz für die Kunde und für das Leben verloren, und mit ihnen muß nothwendig viel Anderes in das Grab der

Verweſung ſinken, wenn es durch gemeinſchaftliche Fürſorge der Weiſeren und Beſſeren nicht gerettet wird. So vieles, was für teutſches Leben teutſchen Brauch und Gewohnheit und teutſches Recht ſonſt wichtig war, iſt es heut nicht mehr, und die Studien und Uebungen, welche ſich darauf bezogen, müſſen natürlich auch ſchlafen gehen. Wenn man nun jene Sprachſchätze ſammelt, ſo ſammelt man ja nicht bloße Wörter nicht bloße äuſſerliche Hüllen und Schalen der Dinge, worin der Kern fehlt; nein man ſammelt, wenn man Geiſt zu dem Geſchäfte mitbringt, das teutſche Leben und die teutſche Geſchichte in ihren Keimen. Und wann ſie einmal geſammelt ſind, mögten ſich wohl ſolche finden, die dieſe Keime zu lieblichen Blumen und ſtolzen himmelragenden Eichen der Kunſt und Wiſſenſchaft entwickeln könnten. Man wird, wann man den ganzen Vorrath beiſammen hat, erſtaunen über den reichen Schatz, und wenn die rechten Geiſter darüber kommen, die das Wichtige von dem Unwichtigen und das Gold von den Schlacken zu ſcheiden und aus den unendlich vielen und kleinen und feinen Bilderchen Ein großes und helles Bild zuſammen-

zusehen verstehen, dann wird man sich der Ausbeute freuen. Denn für unser ältestes und frühestes Leben für unsere ganze Geschichte für unsere Sitten unsere Gesetzgebung Wissenschaft und Philosophie würden wir viel Herrliches finden. Das sage ich aber aus dem Gefühle und der Ansicht vieler wackeren Männer heraus, daß uns nach hundert Jahren für Manches ganz die Schlüssel fehlen würden es aufzuschliessen. Denn es ist unglaublich, wie geschwind der Wendepunkt einer neuen Zeit oft die Erinnerung von dem auslöscht, was vor wenigen Jahrzehenden noch so lebendig war. Das Beispiel liegt ja so nah. Wußten die Männer, welche in den Jahren 1740 und 1750 die teutsche Sprache und Literatur wieder zu rühren und zu bewegen anfingen, noch viel von dem Teutschland, das in den Jahren 1440 und 1500 gewesen war? geschweige von dem Teutschland der Jahre 1200 und 1300? waren die Namen und Thaten und Werke der Väter nicht verschollen? — und doch hatten wir die Buchdruckerkunst und der Schreibseligkeit genug — waren die Augen und Ohren nicht verschlossen, daß sie nicht sehen und hören konnten, was in

tausend lieblichen und lustigen Hieroglyphen in Kirchen Thürmen Burgen und Mauren da stand und von den Lippen der Hirten und Handwerksburschen erklang?

Wenn die Sprache so in allen ihren Gränzen gesammelt wäre, würden wir Manches finden, was uns des meisten Fremden entbehren liesse, wir würden in dem Alten für manches Neue und Neueste die trefflichsten Zeichen und Namen finden. Aber unser Sprachkreis ist nicht bloß auf Teutschland und auf seine Mundarten beschränkt. An den Niederlanden Dänemark Schweden und Norwegen sind wir Miterben, wie wir ihnen an uns die Miterbschaft zugestehen, ja wir sind es an England und Schottland. Diese Sprachen, wie verschieden sie sich in mancher Hinsicht auch gebildet haben, sind doch bis auf den heutigen Tag die verwandtesten und enthalten die reichsten Entwickelungen Bildungen Deutungen und Erklärungen ja selbst Belebungen und Ergänzungen aus einander. Manche herrliche und einzig bezeichnende und malende Wörter Schwedens Norwegens und Islands könnten wir aufnehmen, ohne daß teutschen Menschen in ihnen etwas Fremdartiges zu begegnen

ſcheinen würde; eben ſo ſie von uns. Das ſüdliche Britannien iſt ſeit dem elften Jahrhundert mehr romaniſirt, das nördliche aber und Dreiviertel Schottlands ſind immer faſt ganz germaniſch geblieben und haben viel ſpäter erſt die romaniſchengliſche Sprache als Schriftſprache angenommen. In den herrlichen Romanzen und Balladen Nordenglands und Suoſchottlands weht in Sinn Ton Farbe und Sprache durchaus ein rein germaniſcher Geiſt, von welchem uns etwa ein Drittel zwei Drittel aber den Skandinaviern zu Gute kommen. Denn daß auch die alten Pikten ſkandinaviſche Germanen waren (vielleicht ſang Oſſian zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Kaledoniern, einem galiſchen Volke) und wie ſpäter Sachſen Angeln Normänner die Lande eingenommen haben, darüber ſind alle beſten ſchottiſchen Geſchichtforſcher einig. Das iſt aber wahr, daß die jetzigen Engländer und Schotten viele Wörter jener koſtbaren Ueberreſte aus dem Zeitraum vom dreizehnten bis ſiebenzehnten Jahrhundert aus ihren Sprachen gar nicht zu erklären wiſſen und daß ſie zu den Isländern Schweden Normännern und Saſſen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Ich

habe manche ihren besten Sprachforschern unerklärliche Wörter und Gebräuche aus den Sitten und Gebräuchen und den Sprachen des schwedischen und sassischen Volks deuten können, selbst durch Wörter, die sich nur einzeln in meiner abgeschlossenen Heimath, einer Insel der Ostsee, finden.

Bei dem Eifer für die germanischen und teutschen Alterthümer, der sich nicht bloß in unserm Vaterlande regt sondern sich viel früher in Dänemark und Schottland regte und nun endlich auch in Schweden beginnt, welches herrliche Volk ein Jahrhundert in den Ketten französischer Zierlichkeit und Aefferei erstarrt und erfroren gelegen hat, wird sich wohl in guten Tagen wieder erneuen was Schlözer und Andere, die viel weniger wußten als Schlözer, oft für ganze immer für halbe Mährchen ausgaben. Der nordische Mensch, den die Sehnsucht des kurzen Lenzes und der in manchen Monaten zu kurzen Sonne ganz natürlich zu einem lüsternen Wandervogel macht, wird wahrscheinlich mit anderm Sinn, als mit welchem er Göttingen und Leipzig zuweilen noch besucht, die teutschen Universitäten bereisen: er wird nicht

bloß nach der Gelehrsamkeit fahren sondern auch nach den Landen und Leuten. Welche Aehnlichkeiten welche Deutungen welche wunderſame Räthſel und Hieroglyphen wird er hie und da finden, die ihm viele Sehnſuchten und Ahndungen im Buſen wecken müſſen! Wenn er nach Friesland kömmt und hin und wieder ſeine Sprache und Art wiederfindet, wenn er dort des großen Heldenjünglings Siegfried denkt, deſſen große Mähr den Norden und Weſten verbindet und über die Geſtade des Rheins hinausläuft und dann wieder in das ferne Land des Eiſes und Schnees hinab, wo die Rieſen und Zwerge und Zauberprinzeſſinnen wohnten? wenn er das Elſaß Oberſchwaben das Vorarlberg und die Schweiz durchwandert und ſo viele verwandte Töne und Bilder und Geſichte ihm begegnen? Und endlich was in unſern älteſten Heldenliedern niedergelegt iſt, gehört es nicht auch ihm, wie uns dem Sinn und der Bedeutung des Lebens nach die Edda mit anzuhört? denn der Streit um den hiſtoriſchen Beſitz und um das Alter und die Jugend iſt der kleinſte Streit. Uns Deutſchen könnte es aber wohl ſo erſprießlich ſeyn, wenn viele von uns, die bei den Fran-

zosen und Italiänern oft ganze Jahre verspielen, einmal wieder gen Norden zögen und sähen, wie es sich bei den gastlichen Schweden und Normännern und auf den schönen Inseln der gerührigen und freundlichen Dänen lebt. Da würden wir über unser Eigenes auch Manches zu denken bekommen, was uns daheim im Vaterlande nicht einfällt, und manche Sehnsuchten Gefühle und Anschauungen würden wieder jung in uns werden, welche grade zu dem tiefsten germanischen Leben und Streben zurückwinken und zurückmahnen.

Kurz hier im Norden ist die gemeinsame Wurzel des Triebes und Lebens mit uns die älteste und ist von den Nordländern auch selten verkannt worden. Und wie rüstig haben sie für das Alte gearbeitet! besonders die Dänen, welchen in dem letzten halben Jahrhundert das größte Lob gebührt. Denn die Schweden, welche in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zuerst so muthig anfingen, sind stehen geblieben, weil sie seit den Jahren 1720 und 1750 den wälschen Medusenschild gesehen hatten. Doch jetzt rüsten auch sie sich wieder für das Vaterländische.

Zusammenhang mit der teutschen Sprache und Literatur hat der Norden in allen Zeiten gehabt. Im sechszehnten Jahrhundert schlang die Reformation zwischen Teutschland und ihm ein neues mächtiges Band, und hat auch auf seine Sprache und Literatur den allergrößten Einfluß gehabt, einen zu großen, klagen viele Nordländer. Luthers Bibel und andere Schriften wurden fast wörtlich von ihnen übertragen und auch die oben erwähnte heilige Dichtkunst der Lutherischevangelischen ist bei den Völkern fast ganz gemeinsam geworden; und die Schweden haben unter Gustav Adolf Christinen und den großen pfalzgräflichen Königen eine Zeit gehabt, wo die teutsche Sprache vor allen Sprachen den Vorrang hatte und wo gegen den Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten unter der Regierung Karls des Elften und Karls des Zwölften schwedische Dichter in reinerer teutscher Sprache sangen als die Teutschen nach Opitz und Flemming. — Und nun ist, wie mir daucht, die Zeit da, wo wieder etwas Anderes zusammenfügen und einigen muß.

Sollte dies ein Traum seyn? Nein ich hoffe es nicht. Die Flamme, die neu entzün-

det iſt, kann doch nicht erlöſchen, ehe ſie Aſchen gemacht hat. Wenn wir politiſch beſtehen, wenn unſer Vaterland irgend noch die Tugend und das Glück hat, ſich politiſch einen Leib und eine Geſtalt zu erſchaffen, ſo wird der teutſche Adler mit neuem Geiſt und Streben höher und höher fliegen, und der Klang ſeiner Flügel wird den weiſſen nordiſchen Falken herablocken, der nun in ſeinen Felſen und Klippen, daß die Götter und Helden zu Grabe gegangen und die Geſchichte ſchweigt, in einſamer Trauer die Flügel hangen läßt. Der germaniſche Norden und Süden werden wieder zu einander kommen, nicht durch das Schwerdt, wodurch ihrer beider Schäden nicht geheilt werden können, nein durch den ſeligen Lichtreiz der Wiſſenſchaft und Dichtkunſt. — Und können wir, die am Rhein und an der Elbe und Donau wohnen, der nordiſchen Brüder entbehren? Wir haben ihrer lange entbehrt; aber in welcher Zeit? Im Mittelalter waren ſie immer friſch bei uns, ja ſie lebten und blüheten recht in unſerer Mitte und umfaßten in den Sagen und Heldenliedern unſer innigſtes Leben. Die erhabene Schwärmerei, die vom Norden weht, die

unendliche Sehnsucht nach einem ewigen Frühling und einer ewigen Liebe, die aus den Herzen und Augen nordischer Menschen funkelt, der lebenverachtende und mit kühner Unschuld allen Gefahren entgegenbrausende nordische Ungestüm, der noch immer bis zur Zauberei lebendige Fabel- und Naturſinn, dann die Einfalt Treue Gaſtlichkeit Biederkeit und der ſtille Menſchen- und Freiheitsſinn, der dort in jeder Bauerhutte blüht — o teutſche Jünglinge, ihr könntet da wohl mehr holen und lernen, als ihr oft von den Gaſſen Roms und Paris zu Hauſe bringt. — Und ſie bei uns? Wir ſind ihr Süden; bei uns ſollten ſie zuerſt ein Maaß des ſüdlichen Lebens lernen, ehe ſie nach Frankreich und Italien reiſen. Dort umfängt die, welche gleich ſehnſüchtig ſüdliche Nachtigallen und fabelhafte Rieſen und Verzauberte ſuchen zu leicht das zauberiſche Netz ſinnlicher Lüſternheit und Verführung, und ſie bringen kein friſches Leben, ſie bringen den glatten oder den welken Tod mit in die Heimath.

IX.

Ein Wort über das jetzige teutsche Gelehrtenwesen: auch Zeichen der Zeit.

Zwietracht und Streit ist in der ganzen Welt, es ist für die meisten Menschen eine unbequeme Zeit, und wer auf die Erde gekommen ist, Freude und gute Tage zu erleben, der hätte seine Geburtstunde verlegen sollen. Auch in dem Gelehrtenwesen ist des Zanks und der Verwirrung und des Dinges, was einige revolutionär nennen, nicht minder als in dem politischen Wesen oder da, wo gestritten und gerungen und gedungen wird, wie denn das politische Wesen bei uns eigentlich seyn und werden soll. Ein Theil der Gelehrten wie ein Theil der andern Menschen, bei weitem die geringere Zahl, preist und lobt die alte Zeit und wünscht die alte Zeit zurück. Sie klagt, Frechheit und Uebermuth haben alle Dämme durchbrochen, kein Anstand keine Würde keine Zierlichkeit und Gebührlichkeit und Manierlichkeit keine Achtung gegen Verdienste keine Ehrfurcht vor dem Alten

sey mehr in der Welt; der Weg zur Unsterblichkeit, der immer mühevoll gewesen, sey jetzt dornigter und stachlichter als je und allenthalben laurer Ottern und Schlangen, daß sie den Wanderer stechen, Räuber und Diebe, daß sie ihm sein Ehrenkleid ausziehen; nichts sey sicher nichts geachtet noch gefürchtet. Aus sey es nun für immer mit der alten teutschen Stille und Bescheidenheit, aus mit dem alten Ernst und der alten Gründlichkeit, der Parnaß und Olymp, die sonst von der kleinen unteren Welt geschieden hoch über allen Kaiserkronen und Königsstühlen bestanden, sollen sich jetzt mit dem ganzen Leben verflachen; das verlange das unverschämte Volk dieser Zeit, das alle Heiligthümer entweihe, daß die Gelehrsamkeit sich allen irdischen Zwecken hingeben daß sie der Politik und dem Leben dienen solle; wo werde es da am Ende mit ihnen hinaus gehen? Vor der Frechheit und Unverschämtheit der Tagesblättlee und Pamphletisten habe auch das gediegenste Verdienst der berühmteste Ruhm keine Ruhe mehr. Die Philosophen vollends, immer ein System auf den Trümmern des andern bauend, immer ein lustiges Gewebe aus dem andern

zusammenzettelnd, diese unruhigen Sprachverderber und Kopfverdreher und Herzenverwirrer wirken noch fast gefährlicher als die Politiker. Kurz, wenn es noch ein paar Jahrzehende so fortgehe, werde eine unüberwindliche Barbarei alles überschwemmen und den Ruhm der teutschen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit auf immer vernichten.

Diese Klagen sind zugleich gerecht und ungerecht wie fast alles, was in einer Zeit der Umwälzung und Verwandlung geklagt geschrieben und gesprochen wird. Unverletzt und ungeneckt bleibt ja kein einziger von den Lebendigen in einer solchen Zeit; er wird gestoßen und stößt wieder. Dieses Naturgesetz läßt sich in der irdischen Welt nie aufheben. Man mag aber Klagen und Anklagen über Einzelnes verzeihen, wenn sie auch ungerecht sind; aber wer eine ganze Zeit verdammt, die doch wahrlich keine faule Zeit ist und viele herrliche Opfer drein gesetzt hat, beweist einen eigensüchtigen Uebermuth, der fast noch übermüthiger ist als die Uebermüthigen, deren Treiben ihn belästigt. Die Welt kann dem Menschen so wild oder so eng werden, daß er sich aus dem Getümmel oder Gefäng-

nisse hinaussehnt: dann muß er sterben. Wer sich aber gebärdet, als wenn er noch Recht und Lust hat unter den Lebendigen zu verweilen, der soll sich und seinen Ruhm vielleicht seinen Stolz auch einmal vergessen und auf einen Augenblick fühlen und leiden, was alle empfinden und leiden. Das wäre freilich etwas Allerliebstes gewesen, und so hatten wir es in den Jahren 1792 und 1794 noch, dem wilden Spiele und übermuthigen Getümmel so auf einem Abstand von vierzig und achtzig Meilen aus der Ferne zuzusehen und welthistorische Glossen über die Zeit zu machen; was man so nennt die Welt durch den Guckkasten beschauen. Aber freilich die Herren standen da auch ziemlich so wie die Gaffer vor dem Guckkasten. Aber diese sicheren Bewohner des Parnasses und Olymps der teutschen Gelehrtenwelt, die in ihrer getrennten Erhabenheit und Unverletzlichkeit unberührt bleiben wollten, mußten auch fühlen lernen, was sie leider lange nicht gefühlt hatten, daß es einen Gott und ein Volk und ein vergeltendes und strafendes Schicksal giebt. Waren denn diese, waren die teutschen Gelehrten die Unschuldigen und Reinen und ohne alle Makel

und Sünde, daß ſie alle andern, die in der unſeligen Verwirrung und dem unſäglichen Unglück der Zeit mit umgewirbelt wurden, nur ſo von oben herab die Dummen und Verblendeten oder die Tollen und Verwilderten nennen durften? Nein! nein! das waren ſie nicht. Hatten nicht viele von ihnen mit dem Böſen gebuhlt? hatten ſie nicht ſein Evangelium verkündigt als die Lehre eines neuen und unvergänglichen Heils der Welt? hatten nicht viele von ihnen gewälſcht und gefälſcht, als es anderer Lehren bedurfte? hatten die meiſten nicht geſchlafen in der Gefahr und von fremden Dingen gefabelt und geträumt, als die eigenen ſchon vergehen wollten? hatten ſie, welche das junge Salz der Erde friſch und bitter erhalten ſollten, es nicht mit ihrem allerweltlichen Waſſer geſchwächt? hatten ſie zu rechter Zeit den rechten Gehorſam, die rechte Achtung gegen das Vaterland und das teutſche Reich gepredigt, die rechte brennende Liebe und den rechten heiligen Zorn? Nein! nein! das hatten ſie nicht gethan. Und nun, da alles zerriſſen verwirrt und verwildert iſt, verlangen ſie den Gehorſam die Achtung die Liebe

und Bescheidenheit für sich, die sie damals, als es galt, dem Höheren und Größeren nicht verschafften? Also wenn man dies bedenkt, wenn man erwägt, wie die Gelehrten und Wissenden lässig träumerisch schläfrig und gegen das Heiligste und Größte gleichgültig waren gleich den Laien und Unwissenden, wenn sie uns nicht überzeugen, daß sie die Strafe nicht verdient haben wie wir alle. So daß es mit Recht heissen mag: es hebe keiner den Stein auf! Und wer jetzt über die Vernachlässigung und Hintansetzung oder gar über Entweihung und Entheiligung seiner Persönlichkeit klagt, beweist, daß er ein kleiner und eitler Mensch ist. Denn wann die ganze Welt Ein Seufzer und Eine Klage ist, muß der Einzelne schweigen. Nur den Hochbetagten und Greisen mag man dies verzeihen; die andern müssen fühlen, daß Manches anders wäre, wenn auch sie, als es galt, anders gewesen wären, oder sie müssen auch den Gott dieser Zeit erkennen gelernt haben, der grade in Mitten des Elends und der Wildheit sich barmherzig erwiesen hat, am barmherzigsten aber durch seine Stäupung. Und haben sie ihn erkannt, so müssen sie sich

freuen und das einzelne Leid nicht zu laut ausschreien.

Jene Alten preisen die Vergangenheit glücklich und finden die Gegenwart wild herb unleidlich, wie die meisten Menschen thun, die aus der Jugend nicht einen idealischen Trieb oder einen tiefen Glauben an Gott mit ins Alter hinübergenommen haben. Sie kennen sich darin nimmer zurechtfinden, wo diese Zeit doch reichen Trost und glückliche Hoffnung gewährt. Sie sind allerdings zu beklagen; aber der betagte Gelehrte nicht mehr als der betagte Bauer und Schuhmacher. Denn das Alte ist vergangen und das Neue ist nicht fertig.

Wenn sie aber den Zustand der Gelehrsamkeit, wie er vor dreißig und vierzig Jahren war, preisen in Vergleichung mit dem jetzigen, wenn sie alle Münde vollnehmen von der damaligen Artigkeit Liebenswürdigkeit Zierlichkeit und Manierlichkeit, von der Achtung, welche gelehrte und gebildete Männer vor einander hatten, so entspringt diese Lobpreisung bei manchen wahrlich aus einer recht jämmerlichen Quelle, aus der gelehrten Eitelkeit, die ich zeigen muß, denn sie will immer wieder-

kommen und sie kann nicht genug gegeisselt werden. Es war freilich eine sehr bequeme und manierliche Zeit die Zeit von 1770 und 1780. Da ging alles fein gemächlich und verträglich in dem ebenen Geleise fort, Klein und Groß Gelehrt und Ungelehrt hatten sich, die Welt, und das Leben und alle Anstalten des Lebens für den Magen und für die Bedürfnisse des hungrigen Thiers in uns ganz bequem eingerichtet und alles mit einem ganz hübschen Firniß von einem bischen Himmel und Moralität und Sentimentalität angestrichen; kurz es war eine Zeit, wo man Fünf grade seyn ließ auch in den Dingen, wo Fünf nie grad seyn kann. Als die Allgemeine Deutsche Bibliothek noch blühete und die Göttinger Gelehrten Anzeigen einen Jüngling durch einen einzigen Beifallswink noch zu einem gelehrten und berühmten Mann stämpeln konnten, als es nur noch eine einzige Literaturzeitung gab — o welch eine liebenswürdige fromme goldene gründliche Zeit war das! Da waren die Beinamen der Vortreffliche der Gelehrte der Berühmte der Unsterbliche der Einzige sehr wohlfeiles Kaufs; und viele der Vortreffli

chen und Unsterblichen und Einzigen (zu ihrer Zeit würdige und verdiente Männer; das leugnen wir nicht) sind begraben und fast schon bis auf die Namen verklungen. Jenes goldene Zeitalter der teutschen Gelehrten, wo die Excellenzen und Magnificenzen und Eminenzen aller Art so groß waren, wo die gelehrten Zeitungen und Blätter uns jedes Jahr ein halbes Dutzend neue Unsterbliche lieferten, ist nun freilich gewesen; und gebe Gott, daß es nimmer wiederkehre! Denn des hohlen Wahnes und leeren Dünkels war auch unglaublich viel, und die lügenhaften Zierlichkeiten und die zierlichen Lügen haben weder der Literatur noch dem Volke gefrommt und sind auch denen nicht zu Gute gekommen, die sie brauchten und für die sie gebraucht wurden. Geschieht jetzt auf der andern Seite zu viel, ist zu viel Ausgelassenheit und Uebermuth — nun die Gelehrten sollten darüber am wenigsten klagen, was selbst Fürsten und Staatsminister und Staatsräthe sich gefallen lassen. Sie müssen das Wehen und Sausen des Geistes immer loben, wenn sie auch nicht wissen, von wannen er wehet und wohin er fähret und wenn er ihnen ihre mühsam gesam-

melten und geordneten Sibyllenblätter auch mal aus einander wehet. Dies ist das Element, in welchem sie allein leben und weben können, das Element, woraus ihr Ruhm und ihre Unsterblichkeit blühet, wenn sie die Flügel haben sich von ihm in die Ewigkeit tragen zu lassen. Ja freilich der Geist sauset und brauset: aber wenn sie aufgemerkt hätten, könnten sie wohl wissen, woher er wehet und wohin er fahren will. Wie erbärmlich verräth sich hier bei vielen ein kleinlicher Neid und ein jämmerlicher Hochmuth, daß sie sogar mit solchen einstimmen, welche, wie ein jetzt schon verstorbener Hofkanzler eines gewissen Reichs und ein jeder Hofkanzler, der Napoleons weiland Gedanken errathen konnte, meinen, die Welt könne nicht eher glücklich werden, als bis nur noch zwei Bücher gelesen würden, nemlich der Katechismus und der Hof- und Staatskalender. Freilich es ist ein übermüthiger frecher scharfer und schneidender Geist, welcher die alte und die neue Zeit sondern soll; es ist dieser übermüthige und verwegene Gesell auch bei dem Trefflichsten und Größten, was unsere Tage athmen und ersehnen, immer mit dabei, und wer sich nicht der Liebe und

dem Leben entziehen sondern in der lieben Welt Gottes mit wirken thun und leiden will, wie er soll, der kann freilich nicht ungeneckt bleiben und muß sich oft von recht schlimmen und schlechten Buben, die auch die Larve der Zeit vors Gesicht nehmen und in ihre Posaune stoßen, zerhadern und zerhudeln lassen. Dazu nun der mancherlei politische Hader die mancherlei Ansichten und Meinungen der Menschen die Zwietracht in der Wissenschaft und Philosophie selbst, welche eben so viele neue Verfassungen und Grundverträge abgeschlossen und wieder umgestoßen haben als die Königreiche und Freistaaten. — Diese Zeit, die jede Tugend jede Vortrefflichkeit und Gelehrsamkeit zuweilen in Zweifel gezogen und als ein gewöhnliches Nichts behandelt hat, war freilich nicht von der Süßigkeit, daß sich jeder über die Fülle seines Lobes und Ruhmes schon bei lebendigem Leibe faß zu Tode lachen und freuen konnte; er ward von Zeit zu Zeit des Vergänglichen und Gebrechlichen erinnert. Aber eben diese wilde Zeit, deren Uebermuth und Ausgelassenheit wir grade nicht loben wollen, hat in Wissenschaft Leben und Staat im Kriege und im Frieden auch einen Geist

aus sich herausgewehet, den wir in Germanien seit Jahrhunderten nicht gefühlt haben, den alle, welchen man vor zehen und fünfzehen Jahren davon verkündigt hätte, als ein Mährchen verlacht haben würden. Darum sollen sie neben dem großen Guten das kleine Uebel ertragen. Es ist freilich viel Uebermuth und Frechheit viele nichtswürdige Hetzerei und Klatscherei auch in der gelehrten Welt und in der teutschen Literatur; aber auch das wird wieder zu Ordnung und Stille kommen, wann sich die Gestalt dieser Zeit erst wieder befestigt hat. Mag Lüge Tosheit Verworrenheit und Leidenschaftlichkeit hie und da auch das Würdigste und Ehrenvollste zu beschmutzen und zu entwürdigen suchen, das Reine und Gerechte geht endlich aus jedem Schmutz nur noch glänzender hervor. Und die wegen ihres einzelnen Kleinen und Persönlichen so erbittert sind, müssen sich doch schämen in der besseren Seele der Zeit. Grade aus diesem Hader und Widerstreit auch in der Wissenschaft und Philosophie, was sie einen alles umkehrenden verwirrenden und vernichtenden Zustand genannt haben, wie ist der matte und faule Schlaf des alten Besitzes, der zum Theil

auf bloßer Verjährung gegründet war, die in der Gelehrtenwelt nie gelten sollte, dadurch aufgeschüttelt, wie sind die leuchtendsten und belebendsten Blitze dadurch herausgeschlagen und selbst denen erfreulich geworden, die schlafen wollten! und der große politische Hader, der mit Schwerdtern und Schreibfedern zugleich geführt wurde und zum Theil noch geführt wird, strebt er nicht immer frisch fort, gewinnt er von Jahr zu Jahr nicht mehr Land, wird nicht die Meinung, der Pabst der neuen Zeit, der Vermittler Versöhner und Richter, immer mächtiger? und wird nicht auch hieraus Recht und Kraft und Gleichgewicht geboren werden? Dieser schäumende und brausende Strom, worin gottlob in Teutschland mehr milde und liebende und gehorsame Kräfte sind als freche wilde und boshafte, muß allerdings seine Zeit haben zur Ausgischung und Ausgährung; aber die Wehklage ziemt denen am wenigsten, die durch die Idee so erhabenen Standpunkt haben sollen, daß sie jenseits der Trümmer eine schönere Welt erblicken können.

Sie klagen, die Gründlichkeit sey untergegangen, die Jugend werde durch Welttrieb

und politisches Leben den Studien entrissen, die Geister seyen auf Fremdes gewandt. Schon fühle das die Literatur; endlich werde aller Ernst und alle Großartigkeit derselben versinken und die Folianten und Quartanten, wodurch die teutsche Gelehrsamkeit sonst glänzte, werde in fliegenden Blättern und Pamphlets aufgelöst werden. Auch diese Klage über Unfleiß und Ungründlichkeit der Zeit ist wohl ziemlich leer und ungründlich. Freilich die letzten zehen Jahre sind durch das ungeheuerste Glück und Unglück so überspannt und übergereitzt gewesen, daß allerdings hin und wieder wohl die Gelehrsamkeit darunter gelitten hat, daß auch wohl mancher gründliche und fleißige Mann, der sonst in der Stille seines Studierzimmers vielleicht ein unsterbliches Werk geschaffen hätte, für die Freude und Noth der Zeit andere Sorgen und Arbeiten hat übernehmen müssen und zum Theil noch übernehmen muß. Es ist aber eben recht, daß es so ist; es ist ein Glück für die teutsche Literatur und Gelehrsamkeit, daß es dahin gekommen ist, daß die Gelehrten aus ihrem Studierzimmer einmal in das Leben auf den Marktplatz und die Rathstube ja gar auf

das Schlachtfeld hinausgetrieben sind. Das hat uns Jahrhunderte gefehlt, das wird der Sprache den Lehranstalten der ganzen teutschen Wissenschaft und Litteratur einen andern Schwung und andern Klang und andere Farbe geben. Freilich sind unsere gelehrten Schulen und Hochschulen und andere wissenschaftliche Anstalten immer noch durch würdigen Ernst durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet gewesen; aber jeder Unbefangene wird gestehen, daß sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr von dem lebendigen Leben geschieden wurden und dem Volke, auf welches sie doch wirken und in welchem sie die frischen Geister immer stacheln und spornen sollten, in mancher Hinsicht zu fern standen, ja nicht selten in einer traurigen kalten und neblichten Mittelwelt schwebten, wo sie weder des Lichtes des Himmels noch des Grüns der Erde froh wurden, kurz wo sie nichts geben noch empfangen konnten. Noch ist diese Zeit zu bewegt zu gereizt und überspannt, noch hat das Leben draussen für die meisten einen zu mächtigen Zug, als daß die stillen Studien solche Arbeiten fördern könnten, die einen langen Athem erfordern. Aber es wird ja

einmal stiller werden, und dann wird der teutsche Tiefsinn und Ernst, von dem jungen und tapferen Leben gestählt und gekräftigt und von allen Pulsen des Volkes in Liebe Zorn und Ruhm mit berührt, wohl Anderes offenbaren, als was der gleichgültige Sinn und der in den Mausoleen und Katakomben die alten Todtengebeine und Mumien aufschüttelnde Fleiß hervorbringen konnte. Wir hoffen, die teutsche Literatur wird künftig nicht mehr mit einer Allerweltgestalt prahlen, die gar keine Gestalt ist, sondern auch sie wird sich einen teutschen Leib und eine vaterländische Art zulegen. Das kann man aber weissagen, daß die todte Gelehrsamkeit, die bloß auf das blinde Wissen ohne Sinn Mitgefühl und Vaterland pocht, die nicht mit allen empfinden lieben hassen leben und leiden kann, einst mit Recht wenig bedeuten wird. Denn die jetzige Zeit, wie schwer man sie auch anklage, und oft nicht ohne vielen Schein, will doch das Matte frisch und das Todte lebendig machen, sie will unnatürliche Trennungen aufheben, sie will das Geschlecht wieder zum Leben zurückführen.

So ist allenthalben Streit und Hader mit Recht und mit Unrecht und diese merkwürdigste Zeit hat keine Hütte und keinen Pallast keinen Thron und keine Kanzel unerschüttert gelassen. Aber zwei Arten Erklärer Deuter und Richter der Zeit haben sich unter vielen andern erhoben, über welche noch ein Wörtchen gesagt werden muß. Ich will die erste Art die Vornehmen die zweite die Frechen nennen.

Die Vornehmen sind recht eigentlich aus den verworrenen Händeln der politischen und philosophischen Meinungen aus der vollesten Gährung des Zeitalters geboren, sie haben Holz und Stroh mit zu dem Feuer getragen, das uns die letzten Jahrzehende gebrannt und gewärmt hat. Jetzt da sie älter werden und die Nichtigkeit und Eitelkeit vieler Strebungen des Menschen einsehen, jetzt im vierzigsten und fünfzigsten Jahre, gebärden sie sich, als hätten sie immer nur das Große und Ewige gefühlt als seyen sie mit dem Kopfe oder Herzen nicht mit in der Verwirrung und den Strudeln des Zeitalters gewesen. Sie machen sich vornehm und sehen hoffärtig herab auf das ganze Treiben der Zeit, verachten alle einzelne Bestrebungen und Uebungen, wodurch wackere

Männer Haltung und Festigkeit in die Menschen zu bringen suchen, und weisen immer auf ihr Hohes und Tiefes hin, und erklären die Zeit für verloren, wenn sie das nicht immer, und das allein, sehe athme und empfinde. Wir ehren auch die himmlische Idee als die Erhalterin und Erheberin des irdischen Lebens; aber eben weil wir sie ehren, verachten wir nimmer weder die religiöse noch die politische Ansicht; ja eben weil der Mensch hier mit der Hälfte seines Seyns noch in der Erde wurzelt, erkennen wir demüthig, daß es viele Mittelkräfte und Mittelgewohnheiten und Mittelübungen giebt, die den Boden des Menschenherzens für die Idee auflockern die durch fromme Gewohnheit und treuen Dienst die Gemüther auf das Unvergängliche und Ewige richten. Wir wissen auch, mit wie vielen Dingen immer noch bloß gespielt wird — aber so wird gespielt werden, solange Menschen leben — wie vieles, was sehr ernst werden könnte, durch Tand und Eitelkeit in leeren Spaß und Hohngelächter der Spötter verwandelt wird. Aber wenn uns das jammerlich dünkt, so dünken uns jene hochmüthigen Schreier aus den Wolken

viel jämmerlicher; denn sie schreien nur aus Eitelkeit gegen das Eitle.

Die Frechen — das sind jene, worüber nicht bloß ernste Gelehrte, welchen die schlimme Zeit die ehrwürdige Kappe der Weisheit etwas kurz geschnitten hat, sondern alle Biedermänner mit Recht klagen. Ein leichtes gaukliches lügenhaftes unverschämtes Gesindel Hinundherflatterer und Hinundherschnatterer, die keinen Gott keine Religion kein Vaterland haben sich aber immer die zierlichsten Larven umhängen. Daran erkennt man sie, daß sie meistens dahin blasen, wohin der Wind des Augenblicks wehet. Einige werden auch von bloßem Leichtsinn getrieben und von der boshaften Freude, daß nun die Zeit gekommen ist, wo man auch den Besten unter dem Titel freier Ideeen und Ansichten eins anhängen kann. Sie sind ein nothwendiges Uebel, und wer diese mit Gewalt wegschaffen will, der giebt auch diejenigen Geister der wüthenden Willkühr preis, welche das Unglück der letzten Zeiten allein aus der Ungebundenheit der Idee herleitet und uns alle unter Dummheit und Knechtschaft begraben und die veraltete und eben darum zerfallene Verwesung aus den Trüm-

mern wieder aufbauen mögte. Die Guten sehen diese frechen Gaukler und Spaßmacher, welchen selbst der blutigste und fürchterlichste Ernst noch zum Spaß dienen kann, freilich mit Schmerz ihr Wesen treiben; aber sie wissen, daß das Wesen oder vielmehr Unwesen sein Ende haben wird, wie die Welt sich politisch befestigt hat und die öffentliche Meinung, die nun freilich über der chaotischen Sündfluth der mancherlei und verschiedenerlei Ideen und Ansichten meistens eine flatternde Noahtaube ist, welche weder Baum noch Strauch findet, wo sie sich niederlasse, in dieser festen politischen Grundlage einen Mittelpunkt des Urtheils gewinnt. Das ist der Trost mitten in den unseligen Gaukeleien Durchstechereien und Klätschereien und Hetzereien, die viele treiben, daß Wahrheit und Gerechtigkeit daß die wirkliche Tugend und Ehre endlich obsiegen.

Die teutsche Wissenschaft und Literatur hat, wie wir oben hin und wieder gewiesen, mehr als einmal versucht, ob sie sich ohne ein Vaterland behelfen könne, ob sie sich ein ideales Vaterland ein ideales Teutschland in der Luft der Idee bauen könne, aber der

Versuch hat natürlich immer mißglücken müssen. Jetzt stellt die Weltgeschichte die große Frage an uns, ob der Geist, den man beschuldigt, daß er mit frechem Uebermuth die alte Zeit niedergerissen habe, eine neue Zeit wiederaufbauen könne, ob wir durch die Idee wiedergeboren werden können. Das ist jetzt mehr als je in die Hände der Gelehrten und Wissenden gegeben, das lange verlorne Vaterland wiederzuerschaffen das glorreiche und freie Teutschland voll Gerechtigkeit Gesetzlichkeit Wissenschaft und Frömmigkeit wiederzugebähren. Denn kann die Idee diese Welt nicht zügeln, so geht sie wild mit uns durch; kann die Idee diese Erde nicht wieder zusammenbauen, so bleibt sie als eine zerrissene Leiche liegen.

Diese hohe Bestimmung ist der denkenden und wissenden Kraft geworden. Darum darf sie sich im einsamen Hochmuth und in einsamer Grübelei nicht mehr gebärden, als sey diese Welt nicht ihre Welt und diese Erde nicht ihre Erde. Wenn dieses beselende und begeisternde Leben frisch bleibt, wenn der höchsten himmlischen Idee das feste irdische Vaterland immer als Mittelpunkt

vorschwebt, worin sie ihre zerstreuten Strahlen wieder sammeln kann, wenn damit aus dem tiefsten Glauben und aus der blühendsten Hoffnung des Christenthums eine ganze Sonne voll Liebe zusammenrinnt und den Gehorsam die Geduld und die Demuth mitbringt, welche in christlichen Staaten nimmer fehlen sollten, so dürfen wir für die Zukunft hoffen, daß das, was so Würdiges und Ernstes erstrebt, sich selbst in festerer Würde und tieferem Ernst gestalten werde, als jetzt unter den vielfach flatternden schimmernden schwebenden und verfliegenden Gestalten des Tages erscheinen kann.

X.

Denkmäler Feste Spiele.

Das teutsche Volk war einst sehr reich an Festen Spielen Lustbarkeiten Possen und Gaukeleien aller Art, sowohl der ernsten als der muthwilligen Art; doch mehr der letzten. Denn da die Arbeit, womit jeder die meisten Wochen Tage und Stunden des Jahres genug in Athem gehalten wird, schon ein großer Ernst ist, so suchten sie zur Erholung und Ausruhung von derselben als Gegengewicht sich ihren Theil Scherz und Spaß, und also ward der Muthwille dem Ernst vorgezogen. Wie ist das alles so gar anders geworden, als es einst war! wie viele Spiele Lustbarkeiten und Possen des Mittelalters werden uns in unsern Büchern und Urkunden genannt, von welchen wir sogar die Erklärung verloren haben! wie viel Anderes ist in unsern Zeiten, in den letzten dreißig und vierzig Jahren, ausgestorben oder hat aussterben müssen, weil Sitten- und Medicinal- und Accis- und Finanzpolizei es mit Gewalt un-

terdrückt haben! Eine große Veränderung brachte natürlich vor drei Jahrhunderten die Reformation, welche eine ernstere und strengere und während eines gewissen Zeitraums eine sehr spröde, man mögte sagen eine zu spröde und herbe, Ansicht der Welt und der weltlichen Freuden hervorbrachte, besonders bei denen, welche der kalvinischen Strenge folgten. Da wäre der Puritanismus unter dem Titel böse Lust so Manches ausrotten, was sich so schwer aus der menschlichen Natur ausrotten läßt. Darauf brach mit dem dreißigjährigen Kriege das Unglück der Zeiten ein und jene Harmlosigkeit Einfalt und Fröhlichkeit auch der Wohlstand und die Fülle des sinnlichen Lebens, die in den früheren Jahrhunderten in Teutschland geblüht haben, kamen nimmer wieder. Stehende Heere stehende Schulden stehende Kriege erhöhete Zölle und Abgaben Erfindung und Ausbildung der Finanzkunst strengere Polizei und vor allem mit dem angestrengten Leben größere Armuth und Freudenlosigkeit wie lustig der teutsche Student und Handwerksbursch auch noch zuweilen dazwischen sang — in diesem allem nennt man einen mannigfaltigen und viel-

fachen Tod der Lustbarkeiten und Spiele des Volks. Doch diejenige Zeit, welche man in der teutschen Literaturgeschichte mit dem Namen Aufklärungsepoche oder Epoche der Aufklärer und Illuminaten bezeichnet, die Zeit von dem Jahre 1770 bis 1790, die Zeit, wo die Menschen das Tiefste und Ueberschwänglichste in leere Mährchen und die Mährchen wieder in kahlste Prose zu verwandeln strebten, wo Gott Teufel Gespenster Hexenmeister Zauberer und alle zauberischen und geheimnißvollen Kräfte und Zeichen in der Natur und in der Menschenbrust in lauter luftige oder nichtige Begriffe verwandelt wurden, kehrte auch alle die unschuldigen Kinderspiele und lustigen Zaubereien und Wahne des Volkes um. Und nicht bloß, daß sie sie verlachte und verspottete, nein sie nahm Religion und Regierung Finanz und Polizei zu Hülfe und jagte sie von Jahrmärkten und Landstraßen von Bühnen und Schenken weg: die Menschen sollten sich sittlich verständig und vernünftig freuen so klang es. Gegen diese Worte hat nun wohl keiner was zu sagen; aber ihre Auslegung war gar zu eng. So ist die Jagd fortgegangen und geht fort bis

auf diesen Tag. Unter dem Titel der Unsittlichkeit des Müssigganges des Aberglaubens der Gefahren des Lebens und der Gesundheit hat man all das bischen Uebermuth und Muthwillen und Wahn und Mährchengeist, was noch unter dem Volke geblieben war und sich zuweilen ein lustiges Spiel machte, fast in allen Landen Teutschlands mit Stumpf und Stiel ausgerottet; besonders hat diese allerdings überspannte und arme Zeit jede Arbeitstunde, die durch Feste und Spiele für die Finanzen des Staats verloren geht, mit rechenmeisterischer Gewissenhaftigkeit angeschlagen.

Wir finden es nun allerdings christlich und recht, daß man solche Feste und Spiele unbarmherzig vertilge, welche christliche Sitten gradezu entehren und schänden. Deren werden aber wohl sehr wenige seyn. Die meisten liegen in der Mitte zwischen Gutem und Bösem Laster und Tugend Glauben und Aberglauben, sie sind wie dieses irdische Leben bunte Mischlinge, rein für die Reinen unrein für die Unreinen. Aber sie sind nicht bloß wie das Leben, sie sind ein nothwendiger Theil des Lebens, sie sind nächst der Arbeit

das Menschlichste, und frech ist die Hand und das Herz, wenn es nicht zugleich auch die Hand und das Herz des freiesten und fröhlichsten Christen ist, die sie so leicht wegschneiden. Die Bühnen in den Schenken die Possen auf den Jahrmärkten Hanswurst und der Narrendoktor und der Gaukler, der Bären- und Hundereigen zu dem brummenden Dudelsack aufführt, sind wohl häufig eben nicht unsittlicher als die Maskenbälle und Reduten und Bühnen der vornehmen und gebildeten Welt. Es ist jammervoll genug und man merkt es wohl an dem armen stummen sang- und klanglosen Leben des Volkes in Feld und Stadt, daß man durch diese unbarmherzige und unmenschliche und unchristliche Sorge für die Sitten und die Gesundheit der Menschen und besonders für die liebe Zeit, die nach Kant doch nur in dem Menschen ihr Maaß hat, dem Volke so viel Schönes Dichterisches Schwärmerisches Wähnendes und Träumendes genommen hat, woraus die schönsten Blüthen der Liebe des Glaubens und der Hoffnung und die innigsten und lebendigsten Anschauungen Gottes und der Natur hervorsprießen mußten, etwas so Tiefes und Innerliches, als die Herren

freilich nicht begreifen können, welche nie gelernt und gefühlt haben, wie die unsichtbare und überschwängliche Welt sich in solchen Dingen und Erscheinungen bei dem Volke abspiegelt. Und thut sie es nicht bei jedem so? und sind wir nicht am Ende auch arm und wüst und leer und ohne Kraft und Saft und Kunst und Liebe, wenn man dem Volke den Saft und die Schwärmerei und den sogenannten Aberglauben abgezapft hat? wenn man ihm die Fantasie ermordet oder vielmehr in langsamer Quälerei erstickt hat?

So ist viel Herrliches Tiefsinniges und Gemüthliches mit diesen dem Scheine nach so unbedeutenden Spielen und Freuden des Volkes zu Grabe gegangen. Und wir Andere, die wir den Gebildeten näher stehen, sind wir reicher? haben wir ein eigenthümliches frisches teutsches Leben voll teutscher Treuherzigkeit Fröhlichkeit und Derbheit? herrscht in unsern Gesellschaften Spielen und Freuden nicht immer noch das Fremde und Wälsche vor mit so mancher Ziererei und äffischer und lügnischer Frațe und Weinerlichkeit, wohinter ein schadenfrohes und grinsendes Teufelchen der Unnatur und des Frostes und Zähne-

klappens im Hinterhalte lauert? Was über hundertfünfzig Jahre alt geworden, was fünf Menschenalter durchlebt und durchzeugt hat, das hat sich als ein böser Geist bei uns eingenistet, dessen kalte und zierliche Freudenlosigkeit so leicht nicht auszutreiben ist.

Der öffentlichen Spiele und Feste haben wir ganz entbehrt, aller äusserlichen Zeichen und Bilder eines kräftigen und heldigen Aussenlebens und einer schönen und dichterischen Gewalt der menschlichen Natur: keine Denkmäler keine Siegesfeste keine öffentlichen Reigen und Spiele. Denn die himmlischen Feste, die sich auf die fröhliche Botschaft des Heilands beziehen, und selbst die Freuden und Wonnen dieser Feste sind zu erhabener Natur, als daß sie in diese Sinnenwelt viel hineinspielen dürften. Das einzige Aechtteutsche von großen weltlichen Festen und Aufzügen war sonst noch die Kaiserkrönung, die aber nach dem Laufe der Natur etwa alle fünfundzwanzig und dreißig Jahre nur einmal erfolgte und von wenigen gesehen ward. Die Te Deum laudamus nach Siegen oder Niederlagen oder bei Friedensschlüssen die Vermählungen und Begräbnisse der Könige und Für-

ſten treten entweder als Soldatenfeſte auf, die man bei großen Uebungslägern doch mächtiger und feierlicher ſah, oder ſie zeigten ſich in Paruken und Haarbeuteln und mit Mänteln und Stutzdegen und Spaßhütchen, die der Wälſche ſich für ſein leichtes und ſpringendes Leben erfunden hat und die unſer Volk doch nie als einen rechten heiligen Ernſt ſondern gottlob immer nur als einen halben Spaß angeſehen hat, der ſeine innigſten Gefühle von Liebe und Traurigkeit bei ſolchen Gelegenheiten beſcherzt. Endlich ſcheint eine beſſere Zeit gekommen zu ſeyn. Die letzten herrlichen Jahre und die Siege und Wunder von Gott haben die Herzen wieder auf das teutſche Leben gewendet und teutſche Menſchen wünſchen auch draußen zu haben, was die Söhne und Enkel zur Tugend entflamme und ein Gedächtniß dieſer glorreichen Zeit ſey.

Der achtzehnte Oktober des Jahrs 1813 bei Leipzig hat uns Teutſchen einen hehren allgemeinen Feſttag gegeben, der ſchon von allem Volke anerkannt iſt und auf allen Bergen Höhen und Thürmen in Feuerflammen leuchtet. Dieſe Feuer werden ja mit

Gott nicht wieder erlöschen, wie Zwiespalt und Hoffnungslosigkeit sonst auch die Herzen zerreissen mag. Das ist ein Siegesfest.

Wir sollten auch ein Trauerfest feiern, ein ernsteres stilleres, das auch zur Tugend ermahnte, wir sollten einen Tag feiern der edelgefallenen Todten, der Männer, die sich im großen Sinne dem Vaterlande als Opfer dargebracht haben. Etwa der Tag, wo Scharnhorst in Prag starb oder wo der unsterbliche Andreas Hofer in Mantua erschossen ward. Diese beiden Namen müßten jetzt freilich die Festnamen seyn, woran still angereihet würden, die als Opfer wälscher Wuth und Tyrannei in Wesel und Marburg in der Altmark und im Oldenburgischen ermordet sind, weil sie ihr Volk und Vaterland nicht vergessen konnten, auch alle die, welche in diesem heiligen Kriege auf Schlachtfeldern ihr Leben ausgehaucht haben.

Wir haben dieser Zeit noch kein Denkmal errichtet, kein so stolzes und großartiges, das alle auch durch den Umfang erstaune. Leipzig wäre der Ort, auf dessen Gefilden die teutsche Irminsul des neunzehnten Jahrhunderts errichtet werden sollte, wohin die Urenkel

noch wallfahrteten und einander die ungeheuren Freuden und Schrecken der ersten beiden Jahrzehende desselben erzählten. Jetzt ist die Zeit wohl schon vergangen, daß sie noch werden könnte: ein Gedanke treibt den andern und eine Woge wälzt die andere vor sich her mit der Geschwindigkeit, daß was jetzt nicht bald wird nie wird. Vielleicht wäre das schöne Denkmal geworden, wenn der Fürst, dem die Stadt und das Land gehorcht, nicht über das trauren könnte, was die Wonne von ganz Teutschland war. So hindert leider das Einzelne bei uns immer das Allgemeine bis diesen Tag. Doch ist Leipzigs Tag nächst der Hermannsschlacht einer der hehrsten teutschen Tage.

Auch jenem alten Helden, der die Römerketten zerbrach, unserm Hermann oder Arminius sollte man seine Irminsul wieder aufrichten in Westfalen irgendwo, wo die Bahn seiner Siege war, auf jenem hohen Bergkegel bei Stadtbergen, den die Diemel umfließt und wo die alte Sage sie hinsetzt, oder auf einer der Spitzen der Westfälischen Pforte vor Minden. Denn der Held, der draussen sein Werk trieb, der jeden Berg und Hügel jeden Baum

und Strauch einſt darauf angeſehen hat, wie er ſein Mitkämpfer werden könnte, ſoll auch drauſſen vor aller Augen ſein Denkmal haben. Ein Keppler ein Leibnitz bedürfen deſſen nicht ſo. Ihre Denkmäler leuchten in dem Himmel der Idee und der Sterne, wo ſie von tückiſchen Händen nicht entweiht oder niedergeriſſen werden können.

XI.

Vom Mysticismus und Einigem, das sich daran hängt.

Es iſt ein trauriges Gefühl, das die grüne Eiche, unter deren Schatten ich mit meinem Liebchen ſitze und ſo allerliebſte Gedanken habe, mir auch den Aſt reichen kann, woran ich mich erhange.

(Aus den Papieren von F. A.)

Was der Myſticismus iſt was darunter verſtanden wird und verſtanden werden ſollte, das wiſſen die meiſten. Aber unerklärlich und tief wie das Gefühl des Myſtikers, in dem verborgenen Abgrund der Seele mit allen Sternen des Himmels und allen Dunkelheiten der Hölle wechſelnd, verſinkt einem auch der Gegenſtand, wie man ihn faſſen und betrachten will, und beſchreiben, was denn Myſticismus eigentlich ſey, wird darum keinem gelingen. Doch an den Zeichen wird man ihn erkennen. Zuerſt ſage ich, wo er nicht eine gemeine Larve iſt, er iſt für den Scherz und auch faſt für die Darſtellung zu ernſt und unergründlich. Darum ſoll man die folgenden Worte auch nur anſehen als Zeichen ſeiner Zeichen, wenn man will als Schatten aus Lichtern.

Daß es das Edelste Tiefste und Unergründlichste im Menschen ist, was als das Thätige und Bewegliche in den Mystikern erscheint, dasjenige, was mit Gott und mit der Sternenwelt wunderbar verknüpft und immer wieder zur alten Heimath zurückwinkt, darüber sind alle einig, welche über das Innerlichste und Geheimste nicht spotten dürfen. Es war eine Zeit, wo jeder Mystiker ein Narr und Tollhäusler hieß; das war eben nicht unsre beste Zeit. Die jetzige Zeit mögte nun den Mysticismus leicht zu hoch anschlagen und überschätzen und auch manche Erscheinungen für tief innerlich nehmen, die wahrlich sehr auf der Oberfläche liegen. Daß übrigens bei den Teutschen von jeher über dunkle Mystiker und umnebelte Gefühlsmenschen geklagt worden, mag das Volk sich eher zum Lobe als Tadel rechnen; denn wo nicht dichte Nebel und Schatten sind, bekommen die hohen Lichter des Gemüthes kein Lager, worauf sie sich betten können. Doch kann ich nicht unbedingt in das Jauchzen einstimmen, womit einige die vielen Mystiker unserer Tage als ein glänzendes Zeichen der Zeit begrüßen. Viele derselben sind freilich ein Bild und Zeichen, daß

das Innerliche und Fromme wieder bei uns erwacht ist; andere aber spielen aus Mittelstrieben und Mittelreitzen mit mystischen Scheinen und Andeutungen hervor, vielleicht mehr in der Aussen- als Innenwelt wurzelnd; und endlich sind auch wohl mehrere, die aus Blödigkeit und Verzagtheit vor dem Zeitalter sich in die düstern Abgründe des Gemüthes stürzen, damit ihnen dort wo möglich das Hören und Sehen vergehe. Glaubt es mir, es giebt jezt eben so viele Mystiker aus Feigheit und Verzagtheit als aus unüberwindlicher und alles überwindender Sehnsucht nach Gott und dem Himmel; und auch solche fehlen nicht, die mit allerlei Schimmern und Klängen ein buntes Spiel der Eitelkeit treiben.

Welche Mystiker sind mir die rechten? welche liebe ich? Diejenigen sind mir die rechten und die liebe ich, welche in einem lichten seligen Daseyn wie liebende Sterne der Menschheit über die Dunkelheit dieser Welt und über die dichteren Dunkelheiten des Gemüthes hinfunkeln schon diese trübe irdische Welt gleichsam mit Sternenglanz erfüllen und auch dem Sprödesten und Trockensten eine Ahndung geben, daß eine schönere Erkenntniß ist als die

Erkenntniß durch Begriffe und ein festerer Himmel, als dessen Gewölbe auf Schlüssen aufgeführt wird. Hier auf Erden war nur Einer ohne Sünde, derjenige, der aus dem Himmel herabkam, daß er die Sünden der Welt auf sich und mit sich hinwegnähme; auch die Sterblichen, welche uns die unschuldigsten reinsten und lichtesten dünken, bezahlen der Sünde ihren Zoll und müssen der Sündlichkeit ihrer und der allgemeinen Natur wohl oft genug inne werden. Aber jene schönen lichten Seelen, welchen der Himmelstraum des göttlichen Daseyns sich doch nur auf Augenblicke verdunkelt, haben in der Liebe und dem Glauben immer die süße Versöhnung, sie haben ihren Gott und ihren Heiland immer mit sich und darum fängt das Zittern vor der Sünde und vor der Welt der Sünden ihren inneren Sinn nicht als einen Kerkergefangnen ein. Sie fliegen gleich unsterblichen Nachtigallen immer singend über das Leben hin, doch singen ihre Frühlingslieder mitten in dem Jauchzen der ewigen Liebe die Trauer der gefallenen Seelen, die sich wieder in die alte Sternenheimath zurücksehnen. Diese lieben und lieblichen Kinder Gottes spielen eben so fröhlich

mit den Blumen der Erde als mit den Sternen des Himmels, sie zittern vor keinen innern Schrecken des Herzens vor keinen Schrecken der Natur. Sie sind die Versöhnten in Liebe und zünden durch ihr bloßes Daseyn und Leuchten in vielen Dunklen das Licht und in vielen Betrübten den Trost. Solche habe ich gekannt und kenne ich, welche alle Güter und Freuden der Erde in Unschuld genieſſen und nicht daran zu denken bedürfen, welche Schlangen in uns lauren und welche ungeheure und finstere Kräfte in den Eingeweiden der Erde mit fürchterlichen Trieben hausen.

Unerfreulich ist die andere Art, die trockne strenge düstere Art, welche durch die Sünde zu Gott will und nicht kann; denn wie mag einer durch die Sünde zu Gott kommen? Diese Art mögte orientalisiren und kann es nicht, sie verwirft die Sinnenwelt als voll eitel Elend und Sünde, sie will immer nur Gott nur den Heiland nur die Zeichen der Erlösung das Opfer das Blut und die irdischen Sündenmale in den Wundenmalen des Himmlischen sehen. Ach! und die Begierde fasset sie doch, in der Mönchszelle wie im

Walde, in dem einsamen Kämmerlein wie auf dem lärmenden Jahrmarkt, die Begierde die Sünde ist allenthalben; wenn sie aus Bäumen und Blumen aus Saitenspiel und Vogelgesang aus funkelnden Augen und rosigen Wangen dieser Welt wenn sie aus Hoffahrt und Ruhm und Silber und Gold uns nicht anlächelt und anlockt, so lockt die schmeichelnde und lüsterne Schlange tief aus unserer eigenen Brust; und halten wir den Leib mit Wachen und Fasten und Arbeiten und Plagen ermattet und zermartert, sie kömmt in Träumen und Gesichten als ein Gespenst der Hölle und erschreckt auch da noch die bange Seele. Es ist hier keine Rettung, es geht kein Weg durch die Sünde und durch ihre Zerknirschung und Zermalmung zu Gott. Einigen ist Gott bei der Geburt, von der Wiege an gnädig gewesen, anderen kömmt die himmlische Gnade später, daß sie es plötzlich wissen, worin der Sieg über die Sünde ist, in dem lichten kühnen Streben nach oben, das alle Sünde unter sich tritt, und in der stillen Demuth der Liebe, die sich mitten unter den Sünden mit dem Himmel versöhnt.

Verdamme ich diese Mystiker, die in Reue und Buße vergehen und darin oft den letzten Sinn und die letzte Kraft für das Leben verlieren? Mit nichten. Wie dürfte ich armer sündlicher Mensch das? Auf vielen Wegen führt Gott das sterbliche Geschlecht und die Christenheit zu sich, und wer mag zu seinem Bruder sagen: dein Weg ist der falsche, komm zu mir, ich wandle auf der rechten Straße? Es hat seit den ältesten Zeiten solche Mystiker gegeben, solche verdüsterte und schwere Pietisten, die, weil sie von Anfang durch einen traurigen Irrthum alle sinnlichen Flügel verschmäheten, zuletzt auch den irdischen Stoff nicht mehr hatten, woran sie die himmlischen Flügel für den höheren Aufflug befestigen mogten. Dieses arme und verfinsterte Geschlecht, das sein Lebelang in Reue und Buße über die sündliche menschliche Natur und über die Welt voll Elend und Sünde weint, stellt eine dunkle Schattenseite unsers ganzen kurzen Daseyns vor, es zeigt uns den alten Adam mit allen seinen vergänglichen Freuden und Trieben auf eine Weise, die auch dem Muthigsten und Fröhlichsten alles irdische Streben und Wirken zuweilen auf immer verleiden könnte. Die

Welt und die Sünde hat allerdings die Seite auch, welche sie in der trostlosesten und ärmsten Nacktheit zeigen; und es muß wohl gut seyn, daß solche Büßer der Sünde, gleichsam Büßer und Warner für alle, da sind, damit wir die Schattenseite der Sinnenfreuden auch einmal erblicken und uns zurufen: armer Wandrer, wohin? oder wie jener große König in der Schlacht bei Kollin zu seinen Leibwachen sagte: Wollt ihr denn ewig leben?

Das ist das Betrübende bei diesen Pietisten, daß ihre Herzen selten zu Engelfrieden und Engelliebe erquickt werden, wo alle Sünde und alles Leid über die Sünde auf Augenblicke zerrinnt in der Einen unendlichen göttlichen Liebe; nein die Sünde und der Teufel sitzen ihnen, auch wann sie zum Beten niederknieen, immer auf dem Rockzipfel, und so mangeln sie nicht nur der liebenden und fröhlichen Ansicht der Welt sondern auch oft des liebenden Urtheils über Andersdenkende und Andersglaubende. Sie werden leicht in einem geistlichen Hochmuth befangen und vermessen sich zu richten, wie Gott allein richten darf. Wie gesagt: niemand richte und verdamme seinen Bruder! Mancher Mensch lebt fröhlich

und lustig in der Aussenwelt genießt alle sinnliche und weltliche Freuden mit seinen Brüdern betet wenig geht wenig zur Kirche aber wandelt treu rechtschaffen und still seines Weges fort, Gutes schaffend und Gutes verbreitend, scheint auch wenig von Sünde und von Reue über die Sünde zu wissen. Darf ich nun, der ihn nur aus der Ferne sieht, rufen: das ist ein Verdammter, das ist kein Christ? weiß ich denn, in welcher Gnade und Liebe er vielleicht mit Gott steht, ob er im Himmel dereinst nicht viele Stufen über mir sitzen wird, der ich doch täglich meine Betstunden halte fleißig zur Kirche und zum Tische des Herrn gehe und mit Eifer strebe, wie ich selig werden mag? Nur wo das Laster herrscht, da darf ich Unchrist rufen. Soll ich meinem Bruder nicht gönnen, wenn er stärker ist als ich, daß er sich des Gesanges und Saitenspiels freue, daß er im Duft der Rosen und Lilien und im Lerchen- und Nachtigallengesange schwelge, daß er mit allen verschiedensten Menschen, mit Zöllnern und Sündern und mit Frommen und Christen lebe? Fühle ich, daß ich es nicht darf, daß meine Lust und Begierde gleich in Sünden gereizt wird,

wohl, so wandle ich den strengeren Weg der Entsagung und Flucht; aber wie mag ich sagen, daß jener ein Sünder ist?

Und die Sinnenlust und die sinnliche Verführung? Freilich giebt es ein Maaß und Unmaaß, und es ist wohl ein Glück, wenn aus jeder Brust zu rechter Zeit die Frage tönt: was darfst du? was darfst du nicht? Es giebt feinere Sinne und gröbere, aber ohne Sinn und Sinnenlust giebt es kein Leben. Der Streit zwischen dem Irdischen und Himmlischen zwischen dem Geist und dem Stoff zwischen der Geisterwelt und Leiberwelt ist so alt als das menschliche Geschlecht. Die alte längst vergangene Welt alle Philosophien des Morgenlandes und Abendlandes alle Weisheit der Indier Perser Aegypter und Griechen Engländer und Teutschen hat diesen Streit nimmer schlichten können und wird ihn nicht schlichten. Es ist Einer, der den Sieg gebracht hat und die Ueberwindung, das himmlische Feuer des Glaubens und der Liebe, welches von allen Sünden rein brennt. Er heißt Jesus Christus der Heiland der Sohn des lebendigen Gottes. Das Herz, in welchem er wohnt und in welchem seine lichte

Flamme leuchtet, zittert nicht mehr vor dieser Erde und ihren Freuden, es beruhigt die wilden Triebe der Natur und der eigenen Brust, sieht in der Erde das verlorne Bild des Glückes und der Schönheit wieder und bebt nicht vor den Schlangen, die unter ihren Blumen lauschen können; denn ihn beissen sie nicht. Nur der Christ kann die verlorne Unschuld der Natur wieder herstellen und das Paradies wieder blühend machen, wenn auch Winter und Krankheit und Tod in die Welt gekommen ist. — Und diese armen Büßenden täuschen sie sich nicht selbst, wenn sie meinen ohne Sinne fühlen ahnden glauben und denken zu können? würde nicht nach ihrer engen Ansicht selbst die Freude an Gott und dem Heiland und dem himmlischen Reiche eine sinnliche sündliche Freude? Und so ist es und muß es bleiben, solange wir in diesen irdischen Leibern wallen. Daher in ihnen der unheilbare Zwiespalt und die düstere Trauer bis ans Grab.

Diese pietistische Art, wovon wir in den Mährischen und Böhmischen Brüdern den Herrnhutern Methodisten Quakern und vielen Anderen so mannigfaltige Abdrücke haben und

woron das Morgenland seit den ältesten Zeiten immer so viele Muster geliefert hat, ist besonders in den letzten zehen Jahren wieder sehr zahlreich geworden, theils als Gegensatz gegen die frühere flache und ungläubige Zeit der Natürlichkeit und Begreiflichkeit aller Dinge, wo alles Innerliche und Ueberschwängliche als Aberglaube verlacht ward, theils durch die Noth und das Elend der Zeit, welcher viele schwächere und weichere Gemüther nicht gewachsen waren, welchen die Welt, worin sie nicht ausdauren konnten, jetzt nur als eine Welt des Uebels und des Bösen erscheint. Sie hatten nicht Fülle des Glaubens genug, das Leid und die Sünde derselben im liebenden Gemüthe in sich zu versöhnen und mit dem Muth und der Hoffnung als heitere Geister über das Chaos hinzuschweben. Darum versanken sie in dem Gefühle der Sündlichkeit und thun nun Reue und Buße für uns alle; auch für diejenigen, welchen die Zeit nur durch Leichtsinn erträglich wird. Wir mögen ihnen danken, daß sie uns auf eine so rührende Weise zeigen, was uns allen und was dieser Welt überhaupt gebricht, aber ihrer Predigt glauben wir nicht, daß dieses Zeit-

alter ſchlechter verruchter ſündlicher ſey als irgend eine vergangene Zeit. So weit ſprechen ſie nur ihren Umfang von Liebe ihr Gefühl und Bedürfniß aus. Wenn keine Sünde und kein Irrthum wäre, ſo hätte es nie der Prediger und Propheten bedurft. Aber fangt von Jeſaias und Jonas an hört dann den Hieronymus und Auguſtinus ſpäter den Arnold von Breſcia und Huß hört Tauler und Luther und Johann Arndt und Spener und Zinzendorf und andere große Begeiſterte und Weiſſager des Herrn — weil ſie gegen die Sünde predigten, erſchien ſie ihnen als das häßliche Ungeheuer, das ſie iſt: und aus den Worten jedes dieſer frommen und gewaltigen Seher und Prieſter Gottes will ich beweiſen, daß ſie ihre Zeit ſo oft als die allerverruchteſte geſehen haben. Dieſe pietiſtiſche Anſicht von allgemeiner Sündlichkeit und Verderblichkeit der Sinne und der Sinnenluſt beginnt, wie mir däucht, auf unſere Theologie und Philoſophie trübſelig und trübſinnig zu wirken. Denn das iſt die Sache: Kann dieſer ewige Streit durch den milden Frieden und die himmliſche Verſöhnung des Chriſtenthums nicht geſchlichtet werden, ſo giebt es kein

Mittel. Die, welche die Welt so empfinden und glauben, müssen bis zur äussersten Spitze hinaus, sie müssen sich als Karthäuser und Trappisten einkerkern und hungern und dursten und frieren und schweigen, sie müssen sich als Fakire im kalten Schnee oder heissen Sande hinwerfen und alle Glieder verrenken und zerfleischen und zauchten, daß sie die Sinnenwelt überwunden haben. Aber werden sie die Eitelkeit überwinden angestaunt und bewundert zu werden? werden sie nicht selbst glauben in sich hinein in einen besseren und reineren Spiegel zu blicken als der Spiegel der andern Herzen dieser Welt ist? O die Sinne! die Sinne! und die Nichtigkeit des armen Menschenherzens! wohin soll der Mensch entfliehen, daß er sich vor ihnen rette? Nur durch ein lichtes und fröhliches Christenthum, wo das Bild des Heiligsten und Reinsten, der je auf Erden lebte, immer als Muster vorschwebt, ist das möglich. Da lösen sich alle Sinne und alle Sinnlichkeit in Einem Sinn auf — freilich auch mit sinnlichen Sinnen empfunden — und es blühet die Blume der Unschuld und Schönheit, vom Thau der himmlischen Liebe benetzt, auf der

Erde, damit wir uns nach den unvergänglichen Frühlingsblüthen da droben sehnen. Ja hier ist das Ende und der Sieg auch schon im Lande der Vergänglichkeit. Die strengen Pietisten aber, die den Blick aus Furcht von dem Himmel weg immer wieder zu der sündlichen Erde wenden müssen, gelangen nimmer zum Ende und Siege; denn jemehr sie dem Teufel entfliehen wollen durch Kämpfe in sich, desto mehr muß er ihnen erscheinen. Könnten sie das Versöhnende und Fröhliche des Christenthums ganz fassen, so würde Manches sich ihnen im milderen Lichte zeigen und sie würden in Demuth erkennen, daß auch in der Lehre des Heils Gottes Wege die mannigfaltigsten sind und daß nicht alles Verderben ist, was Verderben scheint.

Es ist ein Glück, daß in unsern heiligen Büchern des Neuen Bundes gemeldet wird — es könnte ja auch nicht darin stehen — wie der Herr und seine Jünger im vollen Leben gelebt und sich keiner menschlichen Freude und Geselligkeit entzogen haben; also daß die schwarzen und trüben Misdeuter des Evangelii sich darauf nicht berufen können. Das Christenthum zeigt nirgends diese Düsterniß

und Freudenlosigkeit, lehrt nirgends die finstere Ansicht der Natur und Freude, wovon diese frommen Büßer und Kopfhänger erfüllt sind. Es lehrt: das ganze Menschengeschlecht ist voll Sünde, die Erde ist es wie der Mensch mit ihren Lüsten und Begierden; aber die leiblichen Kasteiungen Martern Enthaltungen die Flucht und das Schrecken vor der fröhlichen Sinnenwelt lehrt es nirgends, weil ihr nicht entflohen werden kann. Die Sündlichkeit muß ja wohl bleiben, aber sie soll durch den hohen muthigen Geist und Glauben durch die Zerknirschung und Zerfließung der Sinnenlüste in der himmlischen Liebe und Demuth überwunden werden: so daß der Christ zugleich vor seinen Feinden zittert aber doch seiner Helfer getrost ist und das Fröhliche und Anmuthige, was die Welt hat, ohne Zagen genießt.

Ich habe bei Gelegenheit der Volksspiele und Feste angedeutet, wie ein gewisser strenger Puritonismus, der allerdings mit dem Sinne verwandt ist, aus welchem die Reformation entsprang, dem Volke seine Freuden und Lustbarkeiten verkümmert und es dadurch wahrlich nicht sittlicher noch frommer gemacht

hat. Soll ich andeuten, was ich meine, ſo will ich mir die Jugend als ein Bild wählen. Wenige Menſchen ſind, in welchen die himmliſche Milde und Liebe von der Kindheit bis zum Greiſesalter gleichſam als ein Sternenathem ohne Aufhören wehet; die meiſten gehen durch Stufen, wie denn das Leben ſchon die Stufen von vier Altern hat. Faſt bei allen erwachen in einem gewiſſen Zeitraum jene titaniſchen Kräfte der Natur, aus welchen ſie in den früheſten Altern ihres Daſeyns vielleicht jene Rieſengeſchlechter geſchaffen hat, die im frechen Trotz mit den Kindern der Geſtirne hadern wollten und die jetzt vergangen ſind. Dieſer titaniſche Zeitraum iſt das Alter vom ſechszehnten bis fünfundzwanzigſten Lebensjahre. Welches Keimen und Sproſſen und Duften und Blühen aller Triebe dann in dem jungen Menſchen! welche Wechſel von Wildheit und Milde Liebe und Zorn Arbeit und Faulheit Licht und Nacht Himmel und Erde! welche Gluth und Innigkeit und Gewalt aller Triebe und Leidenſchaften! Das ſcheint recht das Alter der Sünde zu ſeyn und wird von allen Pietiſten als das ſündlichſte Alter angeſehen. Freilich iſt dies ein

gefährliches Alter und es gehen viele darin verloren, — wie es denn überhaupt eine Entwickelungsperiode ist — aber bei vielen trügt der Schein, es ist bei ihnen bloß ein übermüthiges üppiges Spielen der Kräfte ein fröhlicher kampflustiger liebelustiger mit allen Sehnsuchten strebender nach allen Gestalten und Geistern hinspielender Zustand. Und wie manche Glückliche kommen aus diesem vollen Sinnenspiele, worin aber gottlob auch der Geist mit ist, unschuldig und heiter heraus und gestalten sich nachher auf das herrlichste für das arbeitvolle und thatenreiche Leben des Mannes! Wahrlich die Jugend, eben weil ihre Triebe so fröhlich sind und so vielen geistigen Aether einsaugen, spielt viel unschuldiger als die folgenden Jahre, die weit mehr von der Sünde und ihren dunkleren Begierden belagert werden. Eine solche Poesie der Natur und überhaupt das Poetische und in gemischter Geistigkeit und Sinnlichkeit Ueberschwängliche muß den Pietisten und den Pietistischgesinnten ein Räthsel seyn und bleiben, ja wohl ein Gräuel dünken, worin Heidenthum und unchristliches Wesen spielt.

Dieſe trübliche Anſicht fängt an ſich hie und da in unſerer Literatur zu zeigen. Daß das Schlüpfrige das Lüſterne das Glatte und Lügenhafte und das Frechheidniſche, wo es nur erſcheint, als unchriſtlich und ſchändlich verdammt werden muß, verſteht ſich; aber wie ſie die titaniſche Jugend des Lebens und die ſinnliche Fülle und Freude überhaupt verdammen, mögten viele von ihnen alle Dichtkunſt, inſofern ſie nicht bloß Pſalmen und geiſtliche Lieder ſchafft, und alle Kunſt überhaupt vertilgt wiſſen und ſehen alle bunten Scherze und Spiele der Fantaſie als Kuppler und Buhler der Hölle an. Ich habe ja ſchon fünfundzwanzig Jahre mit Bewußtſeyn gelebt und manche Erſcheinungen dieſer Zeit, die uns Jahrhunderte von Ideeen und Anſchauungen vorübergeführt hat, vor mir hinfliegen ſehen. Wie manche herrliche Natur iſt durch Maaßloſigkeit dieſer Jahre untergegangen! — freilich auch manchen haben ſie zu That und Kraft aufgerufen, der ſonſt nie erwacht wäre — wie viele hat die Philoſophie verſchlungen! wie manche die Politik! Und nun verſchlingt die Myſtik. Dieſer Freund war ein ſüßer ſchwärmeriſcher Jüngling, unſchuldig wie die

reinen Feuerſtrahlen und die Blumen des Feldes. Nun ſind die Schatten der Zeit zu ſchwarz vor ihm aufgeſtiegen, er bereut, daß er einſt träumen konnte daß er mit Blumen ſpielte daß er liebliche Lieder von Liebe und Wein dichtete und von dem Genuß des kurzen vergänglichen Lebens, daß er mit Fülle empfand redete und darſtellte. So iſt ihm die ſchöne Jugend zur Sünde geworden. Schlage nur die Bücher der Verſchiedenen auf, ſiehe, wie ſie aus Furcht vor dem Sinnlichen und Sündlichen immer geſtaltloſer, ich mögte ſagen gelenkloſer und gliederloſer werden; ſelbſt das Wort ſoll nicht mehr lebendig noch gewaltig ſeyn, damit es nicht ſinnlich zaubere und hexe. Sie ſollten ſchweigen, nein ſie ſollten ſterben, wie die Trappiſten zugleich ſtumm und lebendig todt ſind. Dieſer Irrthum iſt zu bejammern, er lähmt ja er tödtet manche treffliche Geiſter in der Blüthe, die ſonſt als Lichter der Wiſſenſchaft und Kunſt geglänzt haben würden. Freilich die flache wälſche Geiſtigkeit der früheren Zeit, wovon unſerm Leben und ſelbſt unſerer Literatur noch mehr anhangt, als wir geſtehen wollen, war ſo ſündlich elendig, daß ſie wohl in die ent-

gegengesetzte Uebertreibung jagen konnte. Auch hätten diese Recht, wenn der Mensch der Sinnlichkeit entfliehen könnte, ohne das er zugleich dem Leben entflöhe: aber in dem dunkel brütenden und gestaltlosen und lichtlosen Tartarus, worein sie sich aus Furcht vor der Sünde stürzen, weilen und wurmen noch wohl schrecklichere und finsterere Kräfte als die, deren Herrschaft sie entrinnen wollten.

Die Natur ist voll Sünde und Grausen, sie wimmelt von dunkeln und geheimen Kräften und Trieben, die uns mit Gier und Geiz und Wollust und Mord und Wahnsinn und Raserei anblasen und das göttliche Ebenbild zum Thiergebilde verzaubern. Eben eine solche düstere Gruft der Schrecken ist in uns und in den Begierden, die in uns bellen und schlängeln. Wen das Gierige und Lüsterne überwältigt hat, den hauchen die Rosen und Lilien nur mit neuer Gier und Wollust an und selbst die heiteren Gestirne befragt er nur um Raub und Mord. Wir stehen und wandeln alle auf diesem Boden und müssen die ungeheuren Kräfte einsaugen. Aber dieselbe Natur hat auch einen Athem und Schein und Klang von Sehnsucht und Liebe, sie hat Spiele und Zei-

chen wie die Gestirne droben, sie trägt wie wir das Siegel einer schöneren Vorzeit. Doch auch ihre lieblichsten und mildesten Kräfte, die wir einsaugen, ihre muthigsten und geistigsten Scheine, welche die wilden und gierigen Affen und Katzen und Schlangen, die in ihnen und in uns lauschen, einschläfern und beruhigen mögten, sind mit sinnlichen und sündlichen Säften gemischt. Wir können diesen Einflüssen und Mischungen nimmer entrinnen, solange wir auf dieser Erde sind. Was irdisch Großes und Herrliches gethan und gemacht werden soll, die That des Helden das Werk des Sehers und Künstlers, muß von diesem Athem mit beseelt seyn. Ist also dies Leben überhaupt nicht eine Posse — wie es uns so oft vorkömmt — ist jede Arbeit und Mühe des Sterblichen nicht ein tragisches Blendwerk einer höheren Macht, die ein spaßhaftes Täuschungs- und Aeffungsspiel mit uns spielt, so können wir uns dieser Natur, welche unsere Natur ist, nicht entziehen. Der reinere Athem, der uns von Gott und von den Sternen zuweht, die himmlische Liebe und Sehnsucht, die der Sohn des ewigen Vaters in die Welt gebracht hat, bedarf doch dieses Stoffes und

dieſer Natur, damit der Menſch auf Erden etwas bilde und ſchaffe. Aber die grauſe Furcht und die grauſe Liebe der Natur muß ja bleiben, ſolange wir in dieſem ſterblichen Leibe wallen. Wer die hohere Verſöhnung durch den Geiſt der ewigen Liebe nicht finden wer die dunkeln und fürchterlichen Schatten dieſes Lebens und dieſer Natur durch den lichten und muthigen Geiſt Chriſti nicht erhellen kann, der wird freilich nimmer begreifen, daß die Natur auch Scherz und Uebermuth haben darf und daß der chriſtliche Chriſt mit dieſem Scherz und Uebermuth wieder einen zweiten luſtigen Scherz treiben darf.

Doch jeder ſehe zu, wo er ſteht und was ihm frommt. Wir wiſſen, daß Jeſus Chriſtus in die Welt gekommen iſt, daß er uns von den Schrecken der Sünde und des Todes und von den düſtern wollüſtigen und mörderiſchen Naturgeiſtern erlöſete, welche das Heidenthum gefangen hielten. Die alte ewige Zwietracht ſollte geſchlichtet der Stoff ſollte vom Geiſt beſiegt der Leib vom Geiſt durchdrungen, die Natur ſollte dem erlöſten Menſchen wieder unterworfen werden. Viel iſt geſchehen in achtzehnhundert Jahren, wo das Chriſten-

thum sein heiliges Kreuz aufgepflanzt hat, lebt und webt ein geistigeres Geschlecht, die irdischen Kräfte und Begierden und Schrecken der Natur haben viel von ihrer Gewalt verloren, das Menschengeschlecht ist in der That so von Feuer und Geist durchzeugt, daß manche Erscheinungen der Sinnenwelt, die in jenen früheren Zeitaltern noch gewöhnlicher waren, manche unmittelbare Einwirkungen der Naturgewalt auf den Menschen ja unmittelbare gegenseitige Beherrungen und Bezauberungen, welche der Mensch und die Natur mit einander trieben, jetzt den meisten unglaubliche und unbegreifliche Mährchen heissen. Der Mensch ist nicht mehr so sehr ein Antäus, als er in der Vorzeit war, er ist mehr ein Herkules geworden, der mehr im Feuertriebe lebt als im Erdentriebe und einst ganz in Flammen aufgehen soll, damit er das Land der alten Heimath ersiegen könne. Viele alte und neue Mystiker haben gesagt, in der Zeugung liege die Sünde, dadurch werde der Stoff und die Sünde fortgepflanzt, das sey der jammervolle Apfelbiß Adams gewesen. Das Christenthum und seine hohe Bestimmung aber sey eben das, daß die Menschen endlich

ſich ſelbſt der Menſchheit zum freiwilligen Opfer bringen, daß ſie aufhören das Geſchlecht und die Sünde durch Zeugung fortzupflanzen. Wann alle Menſchen ſo vom Geiſt der reinſten himmliſchen Liebe durchglüht ſeyen, daß aller irdiſche Liebestrieb, auch in ſeinen reinſten Offenbarungen immer ein Sündentrieb, völlig in ihnen erſterbe, dann werden ſie und die Erde zugleich in Flammen aufgehen und als ein wohlgefälliges Opfer dem Erlöſer entgegenfliegen. Wie des ſündlichen Geſchlechts und der ſündhaften und kranken Natur und aller ſeufzenden und klagenden und traurenden Kreatur endlich ein Ende werden ſoll, das weiß ich nicht und werde es nie löſen. Da wird Gott zu ſeiner Zeit ſchon Hülfe bringen und ein Einſehen thun; aber daß es auf dieſe Weiſe nicht geſchehen kann, das fühle ich wohl. Auch weiß ich nicht, was dem Menſchen, dem Geiſtigen Erlöſten, an der Erlöſung des Planeten liegt, der mit allen ſeinen Gelüſten und Trieben und dunklen Kräften grade in ſeinen hohen Augenblicken ihm doch nur wie ein blindes fühlloſes und bewußtloſes Thier vorkommen muß. Denn giebt er der Natur von ſeinem Geiſte nach ihrem Maaße,

so muß sie ihm wieder eine Art Gott werden, und die alten Zaubereien des Götzendienstes und der Vergötterung der Begierden und alle die Schrecken, von welchen Jesus Christus uns erlöst hat, sind wieder da.

In solche und in ähnliche düstere Abgründe stürzt, in einem trüben Anstarren der Sündlichkeit und Gebrechlichkeit, worin alle Kraft und Lust des irdischen Handelns und Wirkens zerrinnt, versinkt, wer nicht die biblischen Sprüche oft in seine Seele ruft, die goldenen: ich bin das Licht und das Leben, und ihr sollt auch Licht seyn und im Lichte wandeln. Denn dieses Wörtlein Licht ist es, darin wohnt jede Heiterkeit Freude und Tugend, darin wohnt auch der helle scharfe und geschwinde Geist, der die Lüste und Begierden dieser Welt zügelt und überwindet, so weit sie zu zügeln und zu überwinden sind. In diesem Lichte erkennen wir das Eine, was nothwendig ist, wir erkennen uns selbst und wie viel wir vermögen. Die aber im Gefühl der Reue und Buße und in der Angst vor der Sünde in das Dunkel kriechen, weil sie die Schatten der Welt nicht sehen mögen, welche freilich am Lichte erscheinen,

müſſen grade, weil ſie im Dunkeln ſitzen, immer über das Dunkle grübeln und verfallen in Zweifel und Trübſinn und gerathen auf Räthſelaufgaben und Räthſelauflöſungen, die grade zu der äußern Zauberei zurückführen, der ſie entfliehen wollten. Und das iſt noch das Jammervollſte, daß in dieſer trüben Einſamkeit der Teufel ſich zu ihnen geſellt, der ein Geiſt der Schwermuth und der Finſterniß iſt, und ihnen wohl die chriſtliche Liebe und Demuth entführt und ſie mit Eitelkeit Hochmuth und Liebloſigkeit und anderer Ladung der Finſterniß befrachtet, wie man ſo häufig an ihnen ſehen kann.

Auſſer dieſer Art Myſtiker, welche ich mit einem ausdruckvollen Worte die pietiſtiſchen genannt habe, muß ich noch der naturphiloſophiſchen poetiſchen politiſchen äſthetiſchen Myſtiker erwähnen, theils weil man ſie nach dem Vorherrſchenden ihrer Anſichten und dem, was ſie in die Myſtik hineingeführt hat, wohl mit Recht ſo nennen kann, theils auch mehr noch, weil ihnen dieſe Namen von andern ſchon gegeben ſind.

So wenig man dem Chriſtenthum je Verbrechen und Wahnſinn zur Laſt legt, welche

durch Misverstand und Misdeutung entstanden sind, z. B. von der Opferung des Isaak und selbst von dem blutigen Opfer, welches der Heiland am Kreuze für die ganze Menschheit gebracht hat, eben so wenig kann die Philosophie, die erhabene Pförtnerin alles Wissens für die Misverständnisse und Misauslegungen von Schwachköpfen oder Witzköpfen. Die Naturphilosophie ist eine der jüngsten Erscheinungen. Die Philosophie war zu sehr aufs Trockne gerathen und konnte nicht mehr flott werden. Da kamen einige kühne Denker und rissen sie wieder auf das weite offene Meer. Wir verdanken den Männern ausserordentlich viel, wie allen, welche der Idee einmal wieder die Flügel für den kühnsten Flug losbinden. Denn fliegt sie auch der Wahrheit vorbei, immer hat der kühne Muth einen Erfolg, wäre es auch nur der, daß man auf dem unbekannten Ocean an irgend einer neuen Stelle eine Nordwestdurchfahrt versucht hat, die nicht geglückt ist. Auch das ist Gewinn, wenn man weiß, wo man nicht durchdringen kann. Viele der Naturphilosophen, besonders die leichteren und dünneren, (solche gebärden sich am liebsten wie

Begeisterte und Weissager) verkündigten uns bald, nun sey der menschliche Geist bis zur Werkstatt alles Schaffens und Werdens durchgedrungen, nun schaue man Gott ganz klar in seinem Weltbau, nun könne man das Wundergetriebe des Himmels und das noch wunderbarere Getriebe des menschlichen Busens aus den Eingeweiden der Erde deuten. Kurz alle Tiefe der Weisheit und Erkenntniß aller Anfang und alles Ende des Lebens Gott die Seele die Offenbarung der Sündenfall das Geheimniß der Menschwerdung Gottes und der Erlösung ward als ein neuer Fund der Naturphilosophie verkündigt. So weissagten die neuen Propheten, aber ihre Worte waren so delphisch, daß man selbst ein Prophet werden mußte, um ihre Orakel erklären zu können. Da es so schwer war, ihnen in die Karte zu sehen, so dachten gescheidte Leute an die gemeinen Volksaussprüche: **Gott läßt sich von den Menschen die Augen nicht ausstechen, Gott läßt sich von den Menschen nicht in die Karte sehen.** Wenigstens, daß sie ihm so nicht, wie sie vorgaben, in die Karte geguckt hätten, das konnte man wohl wissen, ohne ihre Lehre un-

tersucht zu haben. Auch hier, wie bei vielen Erscheinungen der Zeit, welche mit ungeheuren Erwartungen angekündigt und begrüßt sind, ist es denn allmälig auch stiller geworden, und was die neue Wissenschaft wirklich zu Tage gefördert hat, wird nun schon ruhiger betrachtet und weiter fortgebauet. Das verdankt man den Naturphilosophen und das wird fortleben, daß sie die Natur, daß sie die Idee derselben wieder lebendig gemacht, daß sie sie von dem todten Begriff erlöst haben; auch jenes Größere, woran die geistvollen Betrachter und Untersucher der Dinge auch noch nie gezweifelt hatten, daß sie die lebendige Welt wieder im innigen wechselseitigen Zusammenhang und den Menschen, insofern er ein Sinnenwesen ist, mit tausend dünneren und gröberen Fäden an ihr gebunden gezeigt haben. In dieser Hinsicht kann man sagen, sie haben die Natur göttlicher gemacht und insofern auch Gott selbst und den Menschen. Auch auf die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung ist diese Philosophie bezogen und man hat den inneren geistigen und übernatürlichen Menschen oft eben so wie den äußeren leiblichen und natürlichen Menschen aus der Natur zu erklären gesucht.

Man hat endlich entdeckt, wie Adam und Eva im Garten Eden zur Zeit der Unſchuld, als Gottes Ebenbild in ihnen durch Ungehorſam noch nicht verdunkelt war, die Thierwelt und die Pflanzenwelt und die Metalle und Edelgeſteine in der Erde beherrſchten, wie in den nächſten Geſchlechtern nach ihnen noch mehr unmittelbares Verſtändniß und alſo unmittelbarere Zauberherrſchaft über die Natur war, wie in den älteſten Sprachen ſelbſt jedes Wort eine Zauberformel war, die ſich auf eine andere Hieroglyphe der Welt, auf ein Thier eine Pflanze einen Stein eine Quelle, bezog und mit dieſen in Verbindung geſetzt die ungeheuerſten Erſcheinungen und Wirkungen hervorbringen konnte. Dies, was von dem ſchönen Urſtande der Menſchen noch übrig geblieben, habe ſich im Ablauf der Jahrtauſende von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr verdunkelt, die Zeichen und Formeln ſeyen den Menſchen endlich die Weſen geworden wie uns die todten Namen und Begriffe, und ſo haben ſie zuletzt Thiere und Pflanzen und Steine und Geſtirne angebetet und ſeyen immer tiefer verſunken in dem abſcheulichſten und blutigſten Götzendienſt der Wuth und des

Wahnsinns, bis der Weltheiland gekommen, die Menschen von dieser bösen Zauberei des Nichts zu erlösen und ihre Gesichter wieder auf das verlorne Unsichtbare und Unvergängliche zu richten. Unserer Zeit sey es nun endlich vorbehalten, den das stumme und todte Schweigen der Natur so lange bedeckenden und verhüllenden Isisschleier zu lüften, und die Zeit sey nicht mehr fern, wo die, welche reines und unschuldiges Herzens sind, mit der Natur wieder werden sprechen und ihr die Geheimnisse des Himmels und des Herzens werden abfragen können.

Diese tiefen und hohen Dinge müssen immer zwischen Wahrheit und Schein Anschauung und Wahn hin und her schweben, ihr Leben und Seyn ist so fein und verborgen, daß nur der hellste Augenblick und der hellste Sinn zusammen es zuweilen haschen und einen noch feineren und dünneren Schatten daran zeigen können. Zwar hat diese Naturphilosophie die merkwürdigsten Erscheinungen ans Licht gefördert und Vielem wieder Sinn und Bedeutung gegeben, was lange für todt gehalten war; auch ist der Mesmerismus und Magnetismus ein äusserst bedeutsames Räth-

sel, das zwischen den geistigen und leiblichen Kräften in der Mitte spielt, und der Reiz muß groß seyn, in die Dunkelheiten solcher Gehemmnisse hinabzusteigen und die Natur in ihrem Heiligthume zu belauschen. Aber — aber — jene einmal vergangenen Wunder kommen doch nicht wieder, auch mit der reinsten Gesinnung werdet ihr die Natur nicht meistern und beherrschen können, wie vielleicht der Urmensch weiland in seiner Reinheit und Unschuld, sie wird euch nur neue pythische Orakel vorgaukeln, um euch ins Verderben zu locken, wenn ihr nicht immer zu den Sternen droben schauet und zu ihm, der auf ihnen wohnet, und euch dort wieder im Lichte kräftiget. In diese wunderbar beseelte und belebte und doch so thierische und grausenvolle und mit Abgründen von Begierden verschlingen wollende Erdenwelt dürft ihr nicht mit der ganzen Liebe hineinfahren, ohne daß Wahnsinn und Verwirrung euch fassen und euch immer dunkleren und dunkleren Mächten überliefern, die euch nicht mehr loslassen, wenn ihr aus dem süßen Zauberkelche geschlürft habt.

Denn wie weit ist man gegangen! wie hat man wieder gehofft diesen Leib der Erde durch die magische Kraft des Wortes und Geistes nicht bloß bezaubern und beherrschen sondern auch durch ihn zaubern zu können! Es ist sehr zweifelhaft, ob es für den Menschen je ein Glück gewesen ist, daß er in diese dunkeln und grausen Kräfte heller geschaut und mächtiger über sie geboten hat; denn wie ein Gott hat er doch nie über sie geboten und sie haben ihn wohl öfter verführt, als er sie geführt. Wohin sie mit den Heiden gefahren und welche Gräuel aus diesen gegenseitigen Zaubereien geboren waren, das wissen wir wohl. Aber der Pfad der Christen geht nach einer andern Seite, nicht wo die Wurzeln des Baums liegen sondern wohin die Blüthen wollen. Er sieht die Welt der Leiber und ihre Triebe und Kräfte als seine Unterthanen an, die ihm dienen müssen; aber er muß zittern zu tief in diesen lockenden Abgrund zu schauen, damit er nicht in der Nacht versinke, deren schwermüthiger Reiz so fürchterlich ist. Denn des Christen Land ist das Land des Lichts. Er bedarf der magischen Zauberei und Orakelfragerei der Natur

nicht, seinen Glauben und seine Offenbarung zu bestätigen; er bedarf der Wunder an Steinen und Bäumen und Pflanzen und Metallen nicht, sich in dem zu befestigen, was ewig bleibt. Er hat einen andern Moses und andere Propheten, und wie der Heiland die Juden schalt, wann sie zur Bestätigung seiner Sendung Zeichen und Wunder von ihm begehrten, so muß er den lüsternen Trieb verdammen, der ihn hinlockt, wo er nichts entdecken kann, das nicht schlechter wäre, als was er nun bald zwei Jahrtausende besitzt. Und was sollte ihm die geheimnißvolle und magische Kraft des Wortes, wodurch ihm Steine und Bäume tanzen und die Geister des Abgrunds antworten müßten, als seine Eitelkeit zu nähren und ihn wieder hineinzuzaubern in die Welt der dunkeln Gefühle Gestalten und Wahne, wo er in rettungloser Irrsal bald Steg und Weg verloren haben würde? Nein er hat ein anderes Wort, das nicht an die Thore der verriegelten Natur sondern an die Pforten des Herzens klopfen soll. Er hat das Wort des Lichts und des Lebens. Damit zaubere er, damit thue er täglich das erhabene Wunder des Glaubens und der

Liebe, welches dieses Dunkle immer dunkler zeigt, damit das jenseitige Lichte immer lichter werde. Damit locke er die ewige Gnade und Liebe, daß sie ihn von der Erdenliebe und Naturliebe retten, von welchen zu dicht umstrickt er vielleicht noch Giganten und Titanen und gigantische und titanische Kräfte aber keine Engelgebilde zeugen wird.

Wir stehen kaum in den ersten seichten Wassern dieses Stroms und gerathen schon, wie wir die räthselhaften und magischen Zubereiten anschaulich zu machen streben, in die Räthsel und Zauber der Worte hinein. Die Natur ist dem sinnenden und denkenden Menschen nie ein ganz verschlossenes Buch gewesen, ja je lichter er nach oben geschaut hat, desto klarer hat er in ihre Tiefen geschaut; aber der Zauber mit dem Einzelnen und die einzelne Gewalt ist ihm wohl auf immer mehr und mehr verloren, je mehr er in das höhere Gebiet der Geisterwelt getreten ist. Mag er sich mit edlem Durst des Wissens noch so viel an diesen Wundern üben, wie er das höchste Wunder einmal hell in seiner Brust erlebt hat, können sie ihn nicht verlocken: er kann die pythischen und dodonischen Orakel nicht

wieder erwecken wollen, nachdem er die göttliche Wonne des lichten Seyns und Erkennens einmal gekoſtet hat. — Und ihr, die ihr an dieſem ſchaudervollen Abgrunde ſteht und in den Eingeweiden der alten Berge zu finden meint, was täglich in euren Herzen auf und unter gehen muß, wenn ihr mit eurem Gott in Frieden ſeyd, ihr, die an dieſem Abgrunde ſtehet und andere hineinlocken möget, glaubt ihr denn, daß Gott die Berge und Steine und Bäume und Pflanzen noch vor euch tanzen und die Waſſer bergan flieſſen und den Schnee brennen laſſen wird, wie vielleicht einſt geſchehen iſt? Nein, Gott giebt auch die Wunder nach dem Maaße der Zeiten und nie hat er die Wundergabe verliehen, damit die eitle Neugier und die lüſterne Hoffahrt ſich für die Sünde brüſte. Wozu ſolche Wunder in dieſer Zeit? Der Geiſt kann in allen lebendig werden und die himmliſchen Wunder thun, wenn ſie ihn ſuchen und ſich ihm zu eigen geben wollen. Dieſes Geſchlecht bedarf der Vermittelung der Leiber nicht mehr, damit es erkenne und glaube, was überirdiſch und übernatürlich, d. h. über der Sprache und den Zeichen dieſer Natur, iſt, wie vernehmlich der

Mensch diese auch oft noch sprechen und zeichnen kann.

Das ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Mystiker, die aus dieser Naturschule hervorgehen, auf der einen Seite freilich verkündigen, daß der Mensch sich hüten soll vor der Verführung der magischen und dämonischen Kräfte, die in der Welt der Leider auf ihn lauren, daß er sich von diesen leidlichen Schrecken und schrecklichen Freuden hinwenden soll zu den Betrachtungen und Bildern, woraus allein die sicheren und heiteren Freuden der Seele erblühen und die Flügel wachsen können, mit welchen er über dieses Nichts des Scheins hinaus das Unvergängliche erstiegen mag — daß sie aber auf der andern Seite gleichsam durch eine unbewußte magische Kraft doch immer selbst zu den leidlichen Zaubereien und leidlichen Wundern hingezogen werden. So lockend ist die Gewalt der Dämonen und so fürchterlich ist die Wahrheit des Spruches des Dichters des Wallenstein: Leicht aufzureitzen ist das Reich der Geister. Wer sie einmal aus ihren grausen Tiefen heraufgerufen hat, der mag sie so leicht nicht wieder hinunterbannen. Wir wollen nichts gegen

die Wunder sagen, wir glauben daran, wir sehen und erleben sie alle Tage. Aber bleibt uns — wir bitten euch — bleibt uns vom Leibe mit jenen dicken körperlichen leiblichen Wundergeschichten, die ihr uns unter dem Titel Christliche Geschichten und Gesichte und Ahndungen und Entzückungen frommer Seelen verkauft. Reitzt ja die Menschen nicht nach der Seite hin, die Täuschung, die Neugier, die Eitelkeit endlich, der gefährlichste Feind der Hochmuth, der bei Gott meint in besonderer Gnade zu stehen, nisten sich bei euch und euren Jüngern ein, und ihr erlebt und erschafft solche Wunder in Menge. Wer leugnet, daß er solche erlebt, daß das Wort das Gebet die Zuversicht der Liebe und des Glaubens daß die magische Gewalt des Bildes sogar das Gegenbild hervorbringt? Aber behaltet in eurem stillen Herzen, was aus stillem Herzen hervorquoll; behaltet für euch in Bescheidenheit und Demuth, was euch ein Wink ein Ruf ein Zeichen Gottes und des Heilands geworden ist; locket den Geist der Ahndung und Spähung nicht zu sehr hervor: für den schwachen Menschen kann er so leicht der

ſchlimmſte aller Teufel werden. Je geiſtiger und lichter ſich der Himmel und Gott euch offenbaren und in euren Herzen verklären, je geiſtiger und geſtaltloſer und namenloſer die Wunder ſind, deren Entzücken ihr in euren Herzen flammen fühlet — deſto verwandter ſeyd ihr der göttlichen Gnade, deſto mehr ſeyd ihr chriſtliche Wunderthäter. Es iſt bei einigen Menſchen eine Krankheit, daß die Geiſterwelt ihnen in Naturgeſtalten und täglichen Lebensbegegniſſen gleichſam verkörpert kömmt, ihr Geiſt hat eine zu dünne Hülle, er iſt krank. Je geſunder das Leben und je reiner der göttliche Athem der Seele, deſto mehr gehen die Wunder der geiſtigen Wirkungen in die ganze Blüthe des Daſeyns über als Muth der Arbeit, als tapfere That, ideales Werk, als Tugend und Geduld des ganzen Gemüthes. Dabei richte jeder, was Wiſſenſchaft Geiſtesbildung Frömmigkeit ihm Herrlichſtes aufſchließt, auf das Ganze und immer auf das Ganze des Lebens und der Welt. Wer alles einzeln in ſich erſchaffen und erleben will, beſchaut ſich ſelbſt zuletzt in leerer Eitelkeit und wird ein Affe, weil er Gott zu werden trachtete. Ihr wißt ja, wodurch

der alte Adam fiel; ſollte der neue darum erlöſt ſeyn, damit er zu ſeiner Zeit die alten Hexenkünſte wieder beginnen könnte? O nein! Darum iſt das Wort, das ewige Wort des Lebens, Fleiſch geworden, damit das andere Wort, die Macht der Sprache und Lehre, endlich die einzige Zauberkraft würde, der wir vertrauen dürfen. Wie die Muſik in dem Maaße geſtaltloſer und durch das Spiel mit allen möglichen Geſtalten und Bildern und zu allen möglichen Geſtalten und Bildern hin die verworrenſte und weichlichſte aller Künſte geworden, wie wir ſie in unſern Tagen erleben, als ſie ſich von ihrem lebendigen Worte, von der menſchlichen Stimme und dem Geſange entfernt hat, und wie ſie faſt in eine Gaukelei und Hexerei mit den Inſtrumenten ausgeartet iſt, ſo ſind alle Wunderſcheine und Wundererſcheinungen in dem Maaße verführiſcher und verderblicher, als ſie von dem Wunder abirren, das uns verheiſſen iſt durch die Wirkung des göttlichen Wortes, woran wir glauben. Alſo daß, wenn man das Ganze überſieht, wie es in der Naturwiſſenſchaft und in dem, was man daraus herleitet und daraus herleiten mögte, hervortritt, hier wohl

wieder mannigfaltige und wundersame Spiele eines allgemeinen geistigen Lebens erscheinen, aber die Kluft zwischen diesem und dem Geist, den der Heiland verheissen und gesandt hat, so weit ist, als der Himmel von der Erde ist, und allein durch den Glauben ausgefüllt werden mag.

Das muß als Zeichen der Zeit auch noch berührt werden, daß, gleichwie einige meinten, das Christenthum und die Offenbarung bekommen durch die Naturphilosophie und die Wunder des Magnetismus neue Befestigung und Bestätigung, andere zu fürchten begannen, es werde endlich nichts als ein dunkles Gemisch räthselhafter Kräfte übrig bleiben, welche durch ihr halbgeistiges Zauberspiel, durch jene wunderbare Magie, wodurch der Menschen lüsterne Eitelkeit und Wißbegier zu leicht angezogen wird, den tieferen Glauben wegspielen und in allerlei Einzelheiten zerstückeln werden. Aber beide die Hoffnungen und die Besorgnisse haben sich besänftigt. Man freut sich der lebendigen in so mancherlei wundersamen Beziehungen zu uns scherzenden und lockenden und öfter unbegreiflich öffenden und schreckenden Natur,

aber jenes Sternenland, das uns der Heiland entdeckt hat, liegt zu hell und zu hoch über allem diesem Gewirr und Gemische der Kräfte, als daß, wer sein klares und gleiches Wesen einmal erkannt hat, fürchten könnte, daß auch die wundersamsten Nachäffereien und Nachbildereien uns seine Heitre wieder wegzaubern könnten.

Was meine ich unter dem poetischen Mysticismus? Ist nicht jeder Mysticismus seiner Natur nach poetisch? So scheint es; aber der puritanische, den wir den pietistischen Mysticismus nannten, ist es einem großen Theile nach gar nicht sondern seinem Wesen nach ein Hasser aller Kunst und Dichtkunst, weil das eben sein Wesen ist, daß er ob den Bildern des unteren Elends und der Sünde erstarrt und wegen dieser Erstarrung und Zerknirschung die hohen Heilmittel des Geistes, zumal des christlichen Geistes, gar nicht erkennen kann. Dieser poetische Mysticismus, den ich meine, könnte auch der historische genannt werden, weil er aus einer gewissen Ansicht der Geschichte, die aber nicht älter ist als zwanzig Jahre, hervorgeht. Jene Männer, welche zuerst mit rechtem teut-

schem Ernst wieder auf die Vergangenheit hinwiesen als auf eine tiefste Wurzel teutschen Lebens und Wirkens, die vielleicht auch jetzt hin und wieder grünen und Blätter und Blumen treiben könnte, schilderten jene Vergangenheit des Mittelalters mit so lieblichen und reitzenden Farben bloß nach ihrer Lichtseite in Hinsicht der Fröhlichkeit Männlichkeit Frömmigkeit Ritterlichkeit und Kunst, daß seit jener Zeit viele Jünglinge in Versen und Prose in Kleidern und Schnauzbärten gemittelaltert haben, freilich die meisten auch den Beweis gebend, daß eine Vergangenheit, die einmal dahin ist, sich mit aller Liebe nicht wieder lebendig machen lasse. Ich habe mich ohnschon erklärt über diese merkwürdige Erscheinung unsrer Tage und wie die Fantasie und Liebe in jener grauen Zeit alles verherrlicht, um das, was uns in unserer Zeit auch jetzt erfreuen könnte, ja recht im dunkelsten Gegenschein oder Schatten zu zeigen. Dieser Mysticismus (denn eine Art Wahn ist es, der sich mit alttentscher Frömmigkeit und Einfalt ziert) ist nun freilich nicht so innerlicher und ernster Natur als jene andere frühere Art, eben weil er ein poetischer ist und genug von

den Eitelkeiten dieſer Welt in ſich trägt; aber er geht doch mit mancherlei Merkwürdigkeiten durch unſere Literatur und mögte auch gern ein poetiſchpolitiſcher Myſticismus werden, und da macht er denn freilich unter der Maske der Teutſchheit Frömmigkeit und Ritterlichkeit allerlei wunderliche Sprünge und Gaukeleien und gebärdet ſich, als wolle er den Menſchen die Herzen nur für den Himmel ſtehlen, da er ihnen doch gern das Geld aus der Taſche holen mögte.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß dieſe poetiſchen Träumer von einem Mittelalter, das, wie ſie es uns geben, nie war, immer nur zweierlei Menſchen ſehen, nemlich die Prieſter und die Ritter, woraus alles Große und Herrliche jener Jahrhunderte, die auch wir bewundern und lieben, geboren ſeyn ſoll; die andern Klaſſen des Volks werden kaum beiläufig erwähnt und am liebſten halten die Herren in ihren Schilderungen ſich auf bei der Behaglichkeit und Abhängigkeit der Leibeigenen und Hörigen und bei den ſtillen frommen und kindlichen Verhältniſſen, worin dieſe zum Altar und Ritterdegen gehalten wurden. Es iſt da nichts als eitel Liebe Freude und Wohl-

gefallen und zum Schluſſe folgen immer die Seufzer, daß ein ſo herrlicher menſchlicher und chriſtlicher Zuſtand je vergehen und ſich in einem wilden und heidniſchen Streben nach Freiheit auflöſen mußte, welches dem Chriſtenthum und den milderen und ſtilleren Trieben deſſelben fremd ſey. Wir wollen, obgleich jene Bewunderer ſogar der Leibeigenſchaft uns bitter machen konnten, geſtehen, daß die Blüthe des Geiſtes jener Zeit aus dem Prieſterthum und Ritterthum keimte. Aber der Stamm und die mächtigen Aeſte des Lebens waren die herrlichen freien Städte, von Bürgern bewohnt und ſelbſt gleich unſern Tagen von mancherlei und zuweilen von recht blutigen Kämpfen für Freiheit und Geſetzlichkeit bewegt und zuweilen empört. Das Volk aber, jene größere Klaſſe der Bewohner Teutſchlands, welche auf dem Lande vom Feld- und Waldbau lebten, lag meiſtentheils tief in Knechtſchaft darniedergedrückt und in einigen Landen Teutſchlands faſt in Sklaverei, und wenn es hie und da einen chriſtlichen Ritter als einen freundlichen Herrn ſegnete, ſo hat es gewiß mehr wilde und rauhe Eberhetzer und Menſchenhetzer verflucht; denn die Herrſchaft der

Willkühr ist nie sanft gewesen. Das wissen wir aus der Geschichte und auch aus unserer teutschen Geschichte, so daß der poetische Traum verschwindet; und das können wir leider durch die beiden letzten Jahrhunderte noch nachweisen. Obgleich durch die Kreuzzüge und durch das Emporkommen und Aufblühen mehrerer und größerer Städte die Leibeigenen und Frohnpflichtigen in einigen Gegenden ihren Zustand gebessert hatten, so wurden sie auch in den späteren Jahrhunderten noch in vielen anderen Gegenden, und zwar nicht bloß in Gegenden des vormaligen slavischen Gebiets sondern selbst in dem freien und sassischen Westfalen, immer mehr um die letzten Reste der Freiheit betrogen. Man schlage nur des gründlichen Kindlingers Schriften nach, der alles mit Urkunden belegt hat, also daß die Leugner nicht weichen mögen.

Dieser poetische halb priesterliche halb ritterliche Mysticismus offenbart sich durch ein unaufhörliches Schelten und Schimpfen auf unsere Zeit; noch mehr ist er auf die Reformation ergrimmt und mögte den Doktor Martinus gern zu dem bloßen Reitknecht Görge herabsetzen, der er eine Zeitlang war,

als sein Herr ihn auf die Wartburg entführen ließ. Sie mögten uns einbilden, daß das Zeitalter, das für geistigere Wunder erwachsen ist, die alte Wunderkraft wieder erwecken könne, die einst an Klötzen und Steinen und Bäumen und Quellen ihre Wundermacht offenbart hat. Das scheint aber bei diesen Feudalrittern und Feudaldichtern, wie man sie mit einem treffenden Namen wohl nennen mag, gar zu sichtbar durch, daß ihnen keine Herrlichkeit des Mittelalters mehr gefallen hat, als die Unterwürfigkeit und der christliche Gehorsam und Demuth und Stille, wie sie sie zu nennen belieben, des gutmüthigen teutschen Pöbels, Leibeigene und Frohnpflichtige genannt. Da laufen denn durch die Rittergeschichten und Heldengeschichten, wie ihre Fantasie sie bildet, auch manche seltsame Erscheinungen mit durch bis auf die Kornett- und Pagenstreiche hinab, wogegen ein frommer Christ wohl mancherlei recht ernste Einwendungen machen mögte, besonders da manche von ihnen sie recht wohlgefällig und als in den ganzen Rahmen jenes frommen und einzig christlichen Lebens gehörig schildern: einige hübsche Beischläferinnen ein halbes Dutzend

Baſtarde, bei Gelegenheit einige Durchprügelungen des prügelgebornen Pöbels, Volk genannt und des Volkes Pöbel genannt, thun den allerdemüthigſten und allerchriſtlichſten Männern keinen Eintrag. Daß ſich zu dieſer Lehre manche geſtrenge Ritter mit und ohne Mühe auch manche geadelte Kinder von Ochſenmäſtern und Lieferanten und Zöllnern und Sündern, die ſich ein Wappen für baares Geld kauften, bekennen, iſt wohl das Natürlichſte. Sie ſchmeichelt einer Seite des menſchlichen Herzens gar zu ſehr, die mit dem Chriſtenthum nichts gemein hat, jener Herrſchſucht und Hoffahrt, wodurch Vater Adam weiland gefallen iſt. Dieſe ſitzt tief in unſerm Blute, und der Kitzel ſticht gar zu ſüß, der alles aus Gnaden und nichts aus Gerechtigkeit thun mögte. Wir Chriſten ſind freilich was wir ſind von Gott's Gnaden; unter uns aber ſollen wir von menſchlicher Gerechtigkeit ſeyn. Doch in unſerer Zeit, wenn ſie von ihnen auch einmal nach ihrem Ernſt gewürdigt würde, mögten viele von ihnen wohl keine Geſtrenge bleiben ſondern kaum als Halbritter mit tombackenen Sporen erfunden werden.

Ich habe von Rittern ohne Mühe gesprochen. Wir haben deren jetzt so viele, und grade diese eignen sich solche überfeine und ästhetischpoetische Lehre am liebsten zu. Ich will ihnen weisen, daß dieser Name nicht von meiner Erfindung ist sondern wohl ein paar Jahrhunderte älter. Hier ist die Stelle,*) woraus ich ihn genommen.

„Ritter, deren sind viererlei: 1) des „heiligen Grabes die Würdigsten, 2) S. „Katharinen Perg und Finsterärsterys die „Theuresten, 3) die auf der Tiberbrücken „bei Krönung des Römischen Königs die „Besten, 4) in Sturm und Schlachten „die Gestrengsten, 5) die Fünften bei einer „Lehn oder Wahl eines Römischen Königs, „die nennet man Ritter ohne Mühe. „(Hier hat ein Schelm am Rande geschrie„ben hodierni: die Heurigen.) In „etlichen alten Briefen findet man Halb„ritter: sind die, so die Ritterschaft zu Je„rusalem geholet oder vom Römischen Kaiser

*) S. Leibnitii Collectanea etymologica. Hannover, 1717. Daselbst aus Hundii Glossario manuscripto. S. 226 bis 227.

„zu Rittern geschlagen. Aber die in Schlach„ten und Sturm oder auf der Tiberbrücken „hat man für ganze Ritter gehalten. Die „Halbritter haben das Feld allein auf der „linken Seite führen dürfen. Dies wissen „jetzo wenige."

Von diesen Feudaldichtern und Mittelaltersträumern und Lobpreisern längstvergangener Zeit und Herrlichkeit sind einige allerdings in einem unschuldigen und dichterischen Wahn, die in Hinsicht unsrer gegenwärtigen Zeit zu den Blöden und Verzagten gerechnet werden können, deren eben erwähnt ward; die meisten derselben aber sind willkührlich und unwillkührlich vom Eigennutz bestochen, es schimmert ihnen durch alle die gepriesene Herrlichkeit und Frömmigkeit und Ritterlichkeit jener schönen Vergangenheit etwas durch, das sie mit einem Triebe, der Juden und Lombarden natürlicher seyn sollte als christlichen Rittern, gern festhalten mögten: es ist so ein wenig recht tiefe Erniedrigung und Dienstbarkeit und Leibeigenschaft des armen Volkes. Daß ich hier keinen bittern Scherz spreche sondern einen recht bittern Ernst, beweisen ja so viele junge Bücher in Versen und

Proſe, in welchen man jetzt dasjenige als die rechte Blume der Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit des Mittelalters darzuſtellen ſucht, was uns andern grade die dunkelſte Seite deſſelben däucht, ein Ueberreſt des garſtigen Heidenthums, den Geitz und Herrſchſucht immer gern wieder beleben mögten, nachdem unſere Zeit, die denn doch auch nicht ganz ohne Gott iſt, dieſes alte ſchandliche Ungethüm barbariſcher Finſterniß und Unmenſchlichkeit, endlich hingerichtet hat. Jene Willkühr und Leibeigenſchaft, die bis auf unſere Tage, wo ſie wegen des Widerſtandes mancher Ritter ohne Mühe nur mit Roth zerſtört werden konnte, der Gräuel und Schanden genug offenbart hat — ich ſpreche hier als Augenzeuge — ſoll nun mit Einem Male das chriſtlichſte kindlichſte menſchlichſte und natürlichſte aller Verhältniſſe werden. Ja ſo weit ſind die Thoren oder Gaukler gegangen, daß ſie uns Leibeigenſchaft und Dreifelderwirthſchaft als nothwendige Ausſprünge und Ausſpiele und Gleichniſſe des höchſten Geheimniſſes des Chriſtenthums, der Dreieinigkeit, haben zeigen wollen. Bei ſolchen Ausgeburten einer

tollen Fantaſie und tollerer Herrſchſucht weiß man wahrlich nicht, ob man mehr lachen oder weinen ſoll.

Und immer führen dieſe Herren Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft ein als ein ſtilles frommes glückſeliges Kind der Milde und Liebe: nichts als Freude und Friede und Gehorſam, nichts als Ruhe und Stille der Leidenſchaften, Hut und Schirm frommer Sitte und züchtiger Schaam, wohlthätige Beſchränkung des Willens, der ſonſt zu leicht Frevel und Uebermuth werde — denn was ſolle der ungebildete Menſch mit der ſogenannten Freiheit anfangen? — kurz ein Himmel auf Erden, die bei dieſer Schilderung paradieſiſcher Friedſeligkeit Frömmigkeit und Unſchuld faſt ſchon mit dem Himmel zuſammenzuſchweben ſcheint, der Graf und Freiherr und Edelmann der Aufſeher Beſchützer Vater und Hoheprieſter, wie in der allerälteſten Zeit, als Gott ſelbſt noch vom Himmel herabkam und in Engelgeſtalt die Wohnungen der Patriarchen beſuchte und ihnen ſeinen Willen unmittelbar verkündete. Das lautet gar ſchön und man läßt ſich von Bildern des chriſtlichen Friedens und Stillebens ſo gern hinwiegen, von jener Sehn-

ſucht der Frommen nach heiteren halcyoniſchen Tagen, wo des Getümmels und Lärms weniger wäre und man mit ſeligen Blicken immer ungeſtört nach oben ſchauen könnte. Aber hier ſteckt die Schlange unter der Blume und man hört ſie wohl ziſcheln, wie leiſe und zahm ſie ſich auch gebärde. Nein liebe Ritter und Dichter ohne Mühe, die Stille des Chriſtenthums beſteht nicht in Knechtſchaft, die chriſtliche Freiheit beſteht nicht in knechtiſcher Furcht und heidniſcher Unterwürfigkeit, die chriſtliche Beſcheidenheit und Demuth iſt ein viel höheres Ding als jenes ſtumme und kriechende und ſchleichende Weſen, wo die Ritter ohne Mühe den größten Theil der Ebenbilder Gottes gern in Dummheit und Armuth erniedrigt ſähen, und dabei heuchliſch den großen Spruch des Heilands gern verfälſchten: Selig, die da geiſtlich arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr: Selig, die da weltlich arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr. — Denn ſo iſt es wirklich, die weltliche Armuth die weltliche Dienſtbarkeit und Elendigkeit, woraus doch von jeher ſo viele hündiſche und betteliſche Laſter gebrütet ſind, mögten ſie als die offene Pforte des

Himmelreichs zeigen; aber man fragt billig: warum wollen ſie ſelbſt nicht in dieſen Himmel hinein?

Klagen ſie bei Beſchuldigungen, welche ſie auf die Gegenwart wälzen, über Auflöſung aller Bande der Geſellſchaft, welche die Menſchen ſonſt in Zucht hielten und jedem einen feſten Punkt im Leben anwieſen, ſo ſtimmen wir ſo weit mit ihnen überein, als nicht Willkühr, welche Einzelnen frommt und allen ſchadet, ſondern Geſetze und Ordnungen, die für alle gelten, gemeint ſind. Wie ich über die Löſung und Zerſprengung aller Land- und Stadtverhältniſſe über fliegenden Beſitz des Grundeigenthums über Aufhebung der Zünfte Innungen und Genoſſenſchaften über die Verhältniſſe des Adels und Bauers denke, das habe ich anderswo *) breiter verhandelt und mag es hier nicht zum zweiten und dritten Male wiederholen. Ordnung und Zucht will wohl jeder, der es mit dem Vaterlande red-

*) S. Des Wächters Dritten Band, die Abhandlung: Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und Bauern u. ſ. w.

lich meint, aber Ordnung durch das Gesetz und für das Gesetz, daß seine heilige und göttliche Majestät, worauf alle Majestät dieser Welt ruhen muß, immer hehrer und unverletzlicher erkannt und verehrt werde.

Diejenigen Ritter, welche wirklich Gestrenge sind und es in Sturm und Schlachten wurden, haben wohl erkannt, daß jene ritterliche Zeit auf immer dahin ist, wo das arme Volk, der miser populus, die Sammlung elendiger hülfloser und dummer Personen, wie gewisse Leute die Menge, (d. h. die meisten Menschen) von oben herab nennen, neben den Rittern und Freien nicht einmal das Schwerdt ziehen durfte für das Vaterland, das gar nicht als sein Land angesehen ward, wie man das jetzt mit größerem Rechte den Israeliten und Heiden, die etwa in christlichen Staaten leben, streitig machen will. Wie man diese unsere Zeit auch anklagen und verschwärzen mag — sie hat ja der Blößen genug — wie grämlich und wüthig manche Grundsätze der Gleichmacher Levellers Independents Jacobins Feuillants Maratisten und Napoleonisten auch sind, sie hat doch

einen tiefen christlichen Grund. Das Mittelalter hat die Menschheit durch viele Verlarvungen Verpuppungen und Verwandelungen von Stufe zu Stufe weiter geführt, es hat eine Unendlichkeit von kleinen und großen Genossenschaften und Körperschaften, gleichsam Krystallisationen des gesellschaftlichen Zustandes, als eben so viele Nothbehelfe einer noch sehr unmündigen und nur durch die unendliche christliche Liebe und durch die reiche und milde Tugend der Germanen haltbaren und tragbaren Zeit in sich entwickelt, wohlthätige und in Freude und Lust manche Jahrhunderte fröhliche und lebendige Anstalten der Zucht Sitte und Freiheit des Volkes. Warum sind diese vergangen? Doch auch nur durch die allmächtige Zeit. Weil des Einzelnen im Staate zu viel ward, als das ganze christliche Leben von Jahrhundert zu Jahrhundert zu höherer Geistigkeit fortschritt, weil so viele verschiedene und oft nach den verschiedensten Richtungen hin strebende Rechte Gebräuche Herkommen Gewohnheiten, alle auf dem unergründlichen und ungeschriebenen Gesetze des Herzens gegründet, aber immer unsicherer und wankender werdend, wie das Volk sich in

Laſtern und Tugenden mehr entwickelte, ſich endlich nicht mehr ohne eine hohere Anſicht und Einſicht behaupten und erhalten mogten, ſo iſt nach einem gebildeteren Rechte und Geſetze gegriffen und ſo hat ſich, was in hundert und tauſend kleinen Staaten im Staate verkörpert einzeln da ſtand, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr vergeiſtigt und unter allgemeine Begriffe geſtellt. Mogen wir, was von dem Alten für unſere Zeit und unſer Volk und überhaup. für alle Zeiten aller Völker paßt, erhalten und behalten! aber das Meiſte iſt vergangen. Manche Verhältniſſe der Zucht und des Gehorſams, die in jenen Tagen nothwendig waren, ſind es jetzt nicht mehr; ja ſie würden die verderblichſten ſeyn, wenn man ſie wiederherſtellen wollte. Jetzt ſind wir ſo weit, daß das allgemeine Geſetz herrſchen muß; Weniges iſt nur noch durch Brauch und Gewohnheit zu halten. Gleichheit der Rechte vor dem Geſetze fordert jetzt jeder Staat unerbittlich, der ein wahrhaft chriſtlicher Staat heiſſen will. Der Bauer und Bürger iſt nun ein Freier, ein ſtolzer chriſtlicher Wehrmann und Heermann geworden, wie der Graf und Freiherr, und läßt ſich

mit Gewalt nicht mehr nehmen, was er mit seinem besten Blute erkauft hat. Nur die Sachen möget ihr hie und da wieder hörig machen; nicht mehr die Personen. Diese Freiheit ist auch christlich, wohl christlicher als eure Leibeigenschaft und Dreifelderwirthschaft und andere Wunder und Mährchen eines gottwohlgefälligen Christenthums, woran wir mit allen freien und freigesinnten Menschen nicht mehr glauben. Freilich sagen viele mit Recht, daß jenes allgemeine Gesetz einem weiten Rocke gleich ist, im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt, weil er jeden möglichen Wind auffängt, und daß jene einzelnen Rechte und Bräuche und Herkommen, worin die Welt sonst zusammengehalten ward, jedem dichter anschlossen und bequemer saßen. Das läßt sich aber nicht ändern. Man muß sich auch den weiten Rock warm und häuslich bequem machen lernen. Und wenn wir in der Ueberklugheit unserer hohen Geistigkeit nicht für alle Zeiten dumm geworden sind, so muß sich in den unteren Ordnungen des Lebens, der neuen Zeit und den neuen Weltverhältnissen gemäß, allmälig viel Einzelnes und Besonderes wieder absetzen und gestalten, Gott wird

ja nach dem so viele Jahrtausende schon bewährten Sprichwort seine Teutschen nicht verlassen.

Und wie weit ist der Aberwitz und Uebermuth gegangen? Haben wir es nicht gelesen in sehr gelesenen Büchern, haben wir es nicht gehört von sehr gehörten Menschen, daß es ein etwa zu bejammerndes Unglück sey, daß der große Krieg vom Jahre 1815 nicht aus der rechten Quelle entsprungen, daß ihn das Volk, das dumme verächtliche Volk, gleichsam so miterklärt und mitgeführt habe? Es wäre allenfalls noch besser gewesen, daß Napoleon und seine Franzosen uns noch fünf oder zehen Jahre länger geplagt und geschändet hätten, wenn dann nur Priesterthum oder Adel die große Sturmglocke allein angezogen und geläutet hätte? — Was wollen sie damit? wollen sie etwa im frommen Gehorsam, daß der König immer allein ein Wort und eine Stimme haben solle? Das Wort und die Stimme hat der König ja auch allein gehabt, so weit in allgemeinster Noth ein König sie haben kann: aber er hat den Jammerklang und Wehklang und Rachklang und Hoffnungsklang seines Volks vernommen, er hat das

Wort und die Stimme des Volks vernommen und hat königlich gefühlt: Das muß mein Wort und meine Stimme seyn. Diese Herren mögten den Willen ohne Willen und den Fürsten ohne Geist, sie möaten allein die Herrscher und Besitzer seyn. Das ist es und daher das nichtige und gottlose Geschrei; denn dieses Geschrei ist ein Geschrei gegen Gott.

Auch solche Töne hört man noch oft von denen ohne Mühe, nicht von den Gestrengen aus Sturm und Schlachten, welche an einen gewissen vornehmen Uebermuth und an manche andere Vornehmigkeiten erinnern, die sie jetzt vergessen sollten. Hier muß ich ein ernstes Wort sagen. Wenn sie von Christenthum und Ritterlichkeit von Hingebung und Entsagung der weltlichen Eitelkeit von Demuth und Liebe und Gehorsam so viel wissen, so sollten sie zuerst eines der großen Gesetze der Menschlichkeit gedenken und in jedem Menschen Gottes Ebenbild erkennen und verehren. Das Wort vornehm ist schlecht wie seine Bedeutung; edel stolz das sind hohe Worte, sie ziemen dem Ritter und dem Knecht und können mit christlicher Liebe und Demuth bestehen: sie können nur aus einem hohen Geiße und edlen

Gemüthe hervorblühen. Das Vornehme aber kann sich jeder dünkelnde Dummkopf erwerben und grade dieser am ersten. Die mit dem Jämmerlichen noch junkern und prunken wollen zum Gelächter der Bessern, mag man des Wortes eines englischen Großkanzlers erinnern, der eines Bauers Sohn war und in Gesellschaft alter Dukes und Baronets einmal so viele leere Gespräche über Wappen und Stammbäume mit anhören mußte, daß er endlich ungeduldig ausbrach: Meine Herren, mit alten Edelleuten däucht es mir wie mit Kartoffeln, ihr Bestes ist immer unter der Erde. Es mag ein scharfer Sporn und hoher Trieb im Adel seyn in der Erinnerung von stattlichen und glorreichen Ahnen, die man noch bei Namen aufzählen kann. Wir beneiden keinem wahren Edlen dies Gefühl; aber er muß durch Tapferkeit und Menschlichkeit die Ahnenprobe geben. Doch auch der Sohn des Bauers und Tagelöhners giebt jeden Tag diese Probe, zum Beweise, daß wir andern mit den Adelichsten in Adam unsern gemeinsamen Ahnherrn verehren dürfen. Denn welche waren Kolumbus und Cooks und Kepplers und Luthers und Scharn-

horſts der Unſterblichen Ahnherren? Und weil das Vornehme und Eitle ſich immer wieder erheben und den ſpitzen und züngelnden Schlangenkopf hervorſtecken will, ſo ſage ich, daß die größten und herrlichſten Männer aller Zeiten und Völker in Einfalt Schlichtheit Gutmüthigkeit Freundlichkeit und Derbheit des Lebens und der Geſtalten und Geſichter immer wie Bauren ausſehen; ſo daß ſchlichte und einfältige Bauren hätten ihre Väter ſeyn können. Und ward ja auch der gemeinſame Urahn Adam, als er nicht mehr im Paradieſe wohnen durfte, von Gott als Bauer auf den Feldbau angewieſen. Kaiſer Trajan Heinrich der Vogler Friedrich der Rothbart Ludwig der Heilige Max der Erſte Georg von Frundsberg Chriſtian der Vierte von Dänemark Karl Guſtav von Schweden das waren doch wohl ritterliche und zugleich freundliche Männer und Helden, die haben aber den ſtarken gemüthlichen Baurenkopf, aus deſſen tüchtigem Inhalt ſich wohl zwei drei gewöhnliche Spitzköpfe ſchnitzeln lieſſen. Von den Lebendigen ſchweige ich. Gottlob auch die Menſchenköpfe bekommen wieder ein tüchtigeres und volleres Gepräge. Ja ihr Eitlen, ihr mögt euch mit

Schönheit und Adel der Gestalt und Gebärde brüsten, wie viel ihr wollt, der Bauer eures Volkes bleibt doch immer das Urbild ächter Stärke und einfältiger Schönheit, der ewige Adam des Geschlechtes. Mögen die Geschlechter der Fürsten und Freiherren hie und da seltene Bilder von Schönheit und Großheit der Gestalt zeigen, ich will aus den Häusern der Waldbewohner und Bauren Teutschlands schon die Gleichbilder wo nicht noch bessere Bilder holen. Wo ein Volk nicht durch lange und uralte Knechtschaft entweiht oder gar durch einen fremden schöneren Stamm niedergetreten und endlich unterjocht ist, wie dies offenbar in Polen in Hinsicht des großeren Adels eine Art Schein hat und wie es zum Beispiel in Kurland und Lievland und Esthland der Fall ist, da muß die Grundgestalt bei denen bleiben, die das einfachste natürlichste und gesundeste Leben führen. Und wollt ihr wetten? Ich schlage ein. Sucht ihr in den Geschlechtern nach, welche die ältesten Stammbäume haben; ich gehe auf meiner Jagd auf den Harz und in den Thüringerwald ins Breisgau und Elsaß und ins Waldeckische Lippische und Friesische, und will euch die

meinigen schon gegenstellen. Und darum sollt ihr mir nicht so pochen auf eine verkehrte Ansicht des Mittelalters und auf Vorzüge, die gar nicht christlich sind und die ihr immer noch vor vielen Andern verlangt. Darin beweist euren Adel und eure höhere und edlere Gesinnung, daß ihr das gleiche geistige Geburtsrecht — das Recht, das Christus uns gebracht hat — alle erkennet und anerkennet. Dann wird euch jeder gern das Eigene gönnen, wenn ihr es würdig behauptet.

Auch politischer Mysticismus ist zuweilen genannt worden. In dem Sinne, wie diese Ritter ohne Mühe unter den frommen Scheinen und Larven des Christenthums irdischen und politischen Raub sahen und behalten mögten, könnte auch der obige poetische Mysticismus wohl eher ein politischer als poetischer heissen. Man hat auch solche wohl politische Mystiker genannt, welche durch die Gewalt des göttlichen Wortes die Menschen zu rüstiger Gesinnung und That für Freiheit und Vaterland haben entzünden wollen. Aber auch da paßt der Name nicht, weil das Politische, als welches den Blick doch meistens auf die Erde und die irdischen

Verhältniſſe Bedürfniſſe und Kämpfe gerichtet hat, der Idee des Mysticismus gradezu widerſpricht. Denn dem Politiſchen iſt das weite Feld der Fantaſie oder nur der Fantaſterei ſehr abgeſchnitten. Eher könnte man von einem politiſchen Pietismus und Puritanismus ſprechen, weil da nicht mehr an die tiefe Fantaſie gedacht wird. Am richtigſten ſprechen wir von einem politiſchen Fanatismus, weil dieſes wüthige Thier, weil es fantaſielos, auch blind iſt. Und in der That iſt davon weit mehr Geklingel, als er ſelbſt da iſt, wie es denn vieldeutige centauriſche gigantiſche und titaniſche Namen mit hunderttauſend Köpfen und Fäuſten und Leibern giebt, womit man vortrefflich ſpuken und geſpenſtern kann.

Aber den äſthetiſchen Mysticismus wirſt du uns doch nicht ableugnen, wenn du den politiſchfanatiſchen auch gern leugnen mögteſt, weil du deſſelben ſelbſt angeklagt biſt? Nein dieſen leugne ich keineswegs, wenn wir uns nur erſt über die Worte verſtändigt haben. Wenn ihr einen gewiſſen bequemen Weg ins Himmelreich meint, ein Seitenſteigelein, wo man durch eitel Blumen

und über weiche Wiesen und durch blühende Lauben ganz lustig und bequem hingelangt, wo der alte Sankt Peter als Pförtner steht, während die dummen Frommen sich auf den dornigen und steinigen steilen Wegen in Frost und Hitze abmatten und unter tausend schweren Mühen und Seufzern emporklimmen; wenn ihr ein gewisses weichliches und zierliches Geklingel meint, ein gewisses himmelndes und frömmelndes Getändel in Sonetten und Madrigalen und Kanzonetten und Stanzen, wo man lange begrabene Wunder und verschollene Heilige in kindischer Nachäfferei einer großen Vorzeit wieder ins Leben zurückrufen will; kurz wenn ihr einen gewissen Zwitter von Ernst und Scherz Weinen und Lachen Liebeln und Bübeln meint — so verstehen wir uns. Und dieser Mysticismus, den man wirklich mit keinem bessern Namen nennen kann als den ästhetischen, ist allerdings da; aber gottlob ist er mehr schon da gewesen, und eine tüchtige und ernste Kraft, die immer mehr wurzelt, scheint diesen schwächlichen und gauklischen Neblern und Schwebern zwischen Himmel und Erde, wo man weder Gott noch dem Teufel angehört,

ein Ende machen zu wollen. Doch immer ist dieses mürben und zierlichen Geschlechtes von Halblingen noch zu viel, das in seiner leeren und heuchlischen Schwindelei und Empfindelei alle Gesundheit und Wahrheit des Lebens und Gemüthes zerstört; und mehr als man glaubt wirkt dieser bunte ästhetische Mysticismus mit seinen blinzelnden Ansichten auf die ernstesten und strengsten Verhältnisse des Lebens und Staates. Ein rechter Leber und Lebenlasser mischt er in seiner schlechten Verworrenheit die verschiedensten Dinge unter einander und bildet sich ein und gebärdet sich, als ob sie mischlich seyen; aber er ist ein schlechter Scheidekünstler. Und bei all seiner süßlichen Gebärdung und allen den hohen Klängen und Künsten, womit er sich schmückt, würde er, wenn es möglich wäre, selbst der festen Tugend und dem ernsten Gericht der Zucht ihr großes Gesetz verrücken und durch eitle Taschenspielereien wegspielen. Aber man lügt und spielt sich nicht so in den Himmel hinein.

Es ist oben bei der Ueberschrift Die teutsche Sprache von dem Streben die Rede gewesen, das von 1750 bis 1780 etwa in der teutschen Literatur gewaltet hat, wie

Klopstock zugleich das Vaterland und den Himmel für sein Volk suchte und eine Begeisterung hervorbrachte, die ihn in den Jahren 1770 und 1780 zum Vater und Grosvater aller teutschen Dichter und Künstler machte. Ja dieses Streben, das der herrliche Mann eben so sehr durch seine sittliche Würdigkeit als durch seinen hohen Geist entzündet hatte, griffen später Göthe, der das Schöne und Leuchtende, Herder und andere, die das Anmuthige und Glänzende zeigten, endlich das seit jener Epoche mit unglaublichem Eifer getriebene Studium des griechischen Alterthums gewaltig ein. Aus diesen verschiedenen Keimen, wohinein Schillers mächtige Kraft zehen Jahre später eine ausserordentliche Gährung brachte, erwuchs ein Zeitalter, das man wegen des Bestrebens, der teutschen Sprache und Literatur die Gestalt des Schönen zu geben und alles unter schönen Gestalten und Bildern zu sehen und darzustellen, das **patriotischästhetische** nennen konnte. Denn **das klopstockische Vaterland** und **die hohe alte Teutschheit**, die aber fast keiner mehr aus ihren Quellen kannte, tönten immer muthig und frisch mit darein, grade damals

am muthigsten und frischesten, gleichsam kassandrische Orakelklänge, als die gegenwärtige Teutschheit untergehen sollte. Jenes Streben war stolz und hoch und manche liederreiche Nachtigallen und Lerchen flogen neben dem Schwan Klopstock und dem Adler Göthe auf. Und wenn jenes Streben auch die höchste volle Gestalt nicht erreicht hat, eben weil ihm das wirkliche Vaterland und das Maaß des wirklichen Lebens (der Oelbaum in der Sündfluth, worauf die poetische Taube sich setzen und ausruhen konnte) fehlte, hat es doch viel Treffliches zu Tage gefördert; und die Zeit wird kommen, wo der Name Klopstock wieder mit der höchsten teutschen Bewunderung und Liebe ausgesprochen werden wird. Bald brach die französische Umwälzung herein und riß alle lebendigen Köpfe und Herzen in einer andern Theilnahme fort. Doch ging diese ästhetische Richtung der teutschen Literatur nie ganz unter. Die kantische Philosophie fiel mitten in diese wildesten Erschütterungen der Zeit. Aus ihrer Trockenheit erwuchs der saftige Gegensatz der Naturphilosophie. Es kamen die beiden Schlegel mit ihrem scharfen und tüchtigen kritischen Geist dazwischen, rüstige

Aufräumer und Erreger. So der mächtige Fichte, groß in seiner einsamen und herben Abgeschiedenheit, scheiternd in dem gewaltigen Versuche, die Idee, von allem Lebendigen und Sinnlichen losgerissen, allein auf geistigen Flügeln, eine Welt ausser der Welt, schwebend zu erhalten. Dieser Mann eines edlen und ächt teutschen Willens starb höchst tragisch in unserm größten Jahre 1813, als das politische Leben ihn und seine Philosophie anfing wieder in die Sinnenwelt einzuführen. Diesem sind die Zeitgenossen einen recht grünen Kranz schuldig, eben weil er, durch ihre frühere Weichlichkeit und Lügenhaftigkeit verletzt, sich mit tiefstem Ernst nach jener Seite hingewendet hatte, wo es nimmer blühen noch grünen konnte. Diese Zeit von 1795 bis 1805 fing an sich titanisch zu gebärden, obgleich sie nur wenige Titanen hatte. Die Jüngerlein und Nachäffer griffen sich aus dem wilden und kühnen Strudel der Ansichten und Ideeen, die unter einander wogten, ihr Theil heraus und stutzten es sich ästhetisch auf. So erwuchs auf kurze Zeit ein Geschlecht, das bald wieder untergehen mußte, weil es in der Zeit selbst keine Wurzel hatte. Göthes ausser-

ordentlicher Genius spielte mächtig mit hinein, und sie wollten sich nun den Glanz auch etwas heidnisch auf ihr Leben legen, zu derselbigen Zeit, als Schiller im großartigen aber spröden Ernst dichtete und Fichte mit stoischer Herbheit philosophirte. Die wiedergefundene göttliche Natur gab gar göttliche Rechte, und man wollte sie gebrauchen und nach dem Sprüchlein leben: Was gefällt, das ist nicht Sünde. Dieses Sprüchlein, das zum lieben Christenthum nicht recht passen wollte, schmückte man sich mit der gehörigen Zuthat von Liebe und Schwärmerei und mit unwiderstehlichen und unüberwindlichen Anziehungen und Geboten der Natur aus. Da das alles aber noch nicht hat helfen wollen und dem Zeitalter offenbar der titanische Athem und Muth und die titanischen Knochen und Muskeln fehlten, um diese hohe und göttliche Poesie am Leben erhalten zu können, so hat man wieder zu der alten Empfindsamkeit zurückgemußt und hat endlich noch ein bischen Frömmelei dazu genommen; oder vielmehr die Frömmelei hat die Titanerei ersetzt und spielt immer noch mit allerlei zierlichen Mäntelchen und Schleier-

chen über der ſchwächlichen Sündlichkeit, die ſie den Menſchen gern als eine Vortrefflichkeit einbilden mögte. Daß dies jetzt die Hauptrichtung des äſthetiſchen Treibens iſt, wird jeder geſtehen, der ein wenig in der Zeit gelebt und ihr auch ſeinen Zoll entrichtet hat. Wenn es an Thetiſchen und Putztiſchen und bei Verſammlungen der großen und feinen Welt auch nur die Leerheit des matten Lebens füllen ſoll, ſo ſchwebt doch immer ein gewiſſes myſtiſches und myſtiſirendes Dunkel darum, das alle ungefär verſtehen, deſſen Bedeutung aber jeder artig genug iſt dem andern nicht grade ins Geſicht zu ſagen. Dies iſt das Grauen, das die ſchwächliche und blanke Welt vor der Wahrheit hat. Etwas wälſche halb bußfertige und halb lüſterne Empfindelei, eine gewiſſe Empfindſamkeit und Weichlichkeit, die immer edle Seelen göttliche Empfindungen erhabene Rührungen himmliſche Entzückungen überſchwängliche Anſchauungen und andere ähnliche Ueberauſſigkeiten im Munde führt, iſt immer dabei geweſen, war ſelbſt in der kurzen Titanenepoche noch nicht entwichen, und iſt ſogar in der großen Zeit, worin wir jetzt leben, mit ihrer thränen-

süchtigen und seufzerschweren Mattigkeit wieder da, die erbärmlichste Maske der Sünde, die es giebt, zugleich ein trauriges Zeichen, daß wir da noch lange nicht sind, wo viele uns schon wähnen. Denn wie groß ist die Zahl der zugleich wässerigen und steinigen Armensünderseelen, die des sündlichen Mischmasches des buntscheckigen Allerleis von einem bischen Liebe und Buhlerei und Großmuth und Lüge und Moralien und Diebsschlichen, das durch so viele beliebte Theaterstücke und Romane läuft, und der grausen Sünder und Ungeheuer nicht satt werden können! So weit ist diese weinerliche Art durch die Uebung abgestumpft, daß sie selbst zum Weinen und Heulen ätzende und stechende Mittel anwenden muß. Was bedeutet dies? O es hat eine tiefe Bedeutung des wüsten und regellosen inneren Triebes, dem das mächtige Licht der Liebe und die heitere Gewalt der Tugend fehlt. Wenn sie sich in den künstlichen Schauderstücken recht abgeheult und abgegraust haben, kömmt es ihnen vor, als haben sie in dieser Vorhölle in diesem durch einander prasselnden und schreienden Fegefeuer aller Leidenschaften und Empfindun-

gen ſchon eine Reinigung der armen Seele erlitten.

So hat das Leben das Aeſthetiſche ergriffen und verwandelt. Iſt es denn an ſich etwas ſo Sündhaftes? Das nicht, wenn man es mit ſeinem Maaße mißt und die ſcherzende und ſpielende Welt des ſchönen Scheins nicht mit Gewalt in die ehrenfeſte ſtrenge und feſtſchreitende Welt des Seyns hineinreiſſen will; denn ſobald das geſchieht, treibt alle Eitelkeit und Hoffahrt und Ziererei und Aefferei ihr buntes und in tauſend Farben ſchillerndes Schlangenteufelsſpiel. Wenn Scherz und Ernſt auf der genau abgemeſſenen Rennbahn des wirklichen Lebens in gegenſeitigen Verkleidungen und Mummereien mit einander abwechſeln wollen, iſt keiner ſo ſtark, den bei dieſem gefährlichen Spiele gelegentlich irgend ein mitſpielendes Teufelchen, das als dritte und vierte Perſon unberufen als Mitſpieler und Mitgaukler erſcheint, nicht faſſe und hole. Spiel muß Spiel bleiben, der ſchöne Schein mit ſeinen Götterbildern und mit ſeiner in allen Geſtalten und Farben gaukelnden Mittelwelt ſoll zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend bleiben; wir ſollen immer

erkennen, daß wir da spielen aber wir sollen nicht in den traurigen Wahn fallen, als wenn Tugend und Arbeit auf die Weise, wie ein entnervtes und verweichlichtes Geschlecht alles so gern mischt und mengt, ein Spiel werden kann. Wir sind keine Götter und Titanen, wenn wir auch titanisch mit solchen Gebilden spielen, und der heidnische Uebermuth endigt selten so groß als Prometheus, sondern Tantalus Ikarus und Phaeton sind unsere Vorbilder. So hat dies Aesthetische, seinem Ursprunge nach so edel und geistig, in seinen Misbräuchen bei uns auf mancherlei Weise verderblich in das Leben hineingespielt, die Kraft und Einfalt verkändelt und verzerrt die Männer entmannt und die Weiber entweibt die Sitten und das Gericht über die Sitten verdorben und die Arbeit zum Zeitvertreib und den Zeitvertreib zum Geschäft des Lebens gemacht. Jener Reiz, den es zufällig für Wissenschaft und Kunst geweckt, hat nicht ersetzen können, was verloren geht, wo die große einfältige Kraft und Liebe der Herzen der geistige und sittliche Kern der Ernst des Muthes und des Strebens der heilige Zorn für Wahrheit und Recht verspielt und ver-

ſcherzt wird. Noch ſtehen wir an dieſer gefährlichen Gränze. Während die einen klagen, in den Teutſchen wolle der alte wilde Mann mit dem Thierpelz und der Keule wiederaufſtehen und alle Kunſt und Bildung todtſchlagen und in den Wäldern die rauhen Töne ſeiner brüllenden Bardengeſänge wieder anſtimmen, jammern die andern über Wälſchthum und Weichlichkeit Weinerlichkeit und Hinfälligkeit in Sitten und Gebärden. Ich glaube, beide haben in gewiſſem Sinn Recht. Ich glaube aber auch an eine Vermittelung dieſer ſchroffen Gegenſtrebungen, die weder den wilden Mann zu ſeinen fürchterlichen Rieſenwerken wird aufwachſen noch uns in den lügenhaften Krokodillthränen der tugendhaften Weinerlichkeit und weinerlichen Tugend wird wegſchwemmen laſſen.

XII.

Das Alter, die Jugend.

Und es sind Leute, die sich immer für die Alten ausgeben — ich glaube doch nicht, daß es Nachkommen des ewigen Juden des Schuhmachers Ahasverus sind und etwa ihrem Ahnherrn nachstrebend drei vier Jahrhunderte gelebt haben oder leben wollen — das wäre schlimm für uns — und über das Meiste, was hier geschrieben steht, wird von ihnen jugendliche Träume verrückte Schwärmereien und Tollheiten Jugendschwindelei und Jugendunreife und dergleichen ausgerufen werden, ungefär so, wie ein sechszigjähriger Professor, zu dessen Füßen ich einst saß, den achtzigjährigen Kant halbmitleidig halbzornig in seinen Vorlesungen immer mit Vir Juvenis (Gelschnabel, Flaumenbart dergl.) aufzurufen pflegte. Das sage ich denn, daß wir freilich sehr jung waren zu der Zeit, wo diese Träume und Tollheiten den meisten Menschen durch den Kopf fuhren, daß wir unterdessen aber auch vierzig und fünfzig

Jahre alt geworden sind; und doch wollen uns die schlimmen Träume und Tollheiten noch nicht verlassen. Und zwar sind wir nicht wenige sondern Zweidrittel aller teutschen Männer sind gewiß mit dieser Krankheit behaftet, und es sind sogar viele Sechszigjährige und Siebenzigjährige, die vor dreißig Jahren schon reife Männer waren, welche ganz dasselbe Liedlein mit uns singen. So daß die Ankläger, wenn sie nichts Besseres haben, gegen uns in gar keinem Vortheil stehen, es sey denn, daß sie sich Greise an Weisheit und Würde dünken, weil sie eisgraue und uralte Dinge, bloß weil sie alt oder gar weil sie veralttet sind, immer wieder in das lebendige Leben zurückführen wollen. Aber so wenig als Gott jetzt noch an Steinen und Klötzen und Erdkloßen Wunder geschehen läßt, wie wohl in früheren Zeiten, weil wir das ewige Wunder den Geist haben, wenn wir glauben wollen, eben so wenig wird er das Wunder geschehen lassen, daß der faule Schutt und das klappernde Gerümpel von Alterthümern und verrosteten und verlegenen Grundsätzen, womit sie die Zeit wieder beheren wollen, je wieder Saft und Leben bekomme. Was vergan

gen iſt, das iſt vergangen, und die in der neu aufgegangenen Sonne nicht leben und ſich des Lichtes freuen wollen, die mögen in ihrer dumpfen Finſterniß ſitzen bleiben aber uns nicht verargen, wenn wir ihrem Geſchrei nicht glauben wollen, daß Altes lang und Finſterniß Licht ſey. Es iſt gottlob dahin gekommen, daß wir uns einander nicht täuſchen können und jeder weiß, was er an ſeinem Nachbar hat. Gebärden ſich die Leichteren ja einmal, als ſey ein Vertrag und Uebereinkommniß beider zu Stande gekommen, ſo iſt das nur eine lügneriſche Ziererei und nichts weiter, und ſo verſchieden ſtehen dieſe Grundſätze und beſonders dieſe beiden Leben gegen einander, daß nimmer Waffenſtillſtand oder Friede zwiſchen ihnen geſchloſſen werden mag, bis daß eines von ihnen völlig beſiegt und vernichtet iſt. Ja die ſich zuweilen ſo ſanft und chriſtlich und mild und großmüthig gebärden, würden mit Kerkern und Landesverweiſungen und allenfalls mit etwas Schlimmerem nicht faul ſeyn, wenn der Geiſt, den ſie ſo wüthig verfolgen, leibhaftig durch ihre Schergen zu faſſen und anders als in effigie zu hängen und zu köpfen wäre. Aber da ſitzt ihnen das Uebel, da wehet

der mächtige Wind, dessen Sausen sie wohl hören aber von welchem sie nicht wissen, woher er wehet und wohin er führet. Ja könnten sie ihn in seiner Glorie erkennen, könnten sie das Tiefe und Fromme erblicken, das doch unter allen diesen Getümmeln verborgen lebet und webet, so würden sie vor ihm niederfallen und beten müssen: O vergieb uns, du Himmlischer! wir wußten nicht, was wir thaten.

Uns jugendliche und unwissende gelschnabelige Männer von vierzig und fünfzig Jahren, die wir doch auch unser Theil Leid und Arbeit so gut wie sie von der Zeit redlich mitgetragen haben, erklären die Ahasverusskinder nun ohne alle Umstände für Aufwiegler Aufrührer und Empörer, die mit nichts Geringerem umgehen als einen feuerschwangern jakobinischen Aetna und Hekla auf den andern zu thürmen und drein zu jauchzen, wann die Welt in Feuer und Aschen und Mord und Blut durch einander fliegt und schwimmt. Aber auch über die wirkliche Jugend fahren sie unbarmherzig her, weil sie wohl mal einen jugendlichen Uebermuth laufen laßt, wobei die Welt wohl stehen bleibt, wie sie steht. Es ist natürlich, daß Jünglinge von sechszehen und

zwanzig Jahren, eben weil sie die lebendigsten sind, den Athem der Zeit am lebendigsten und heissesten fühlen und ihn ohne Umstände sprudeln lassen. Wo der Wind wehet, da wirft das Wasser Blasen auf. Das nehmen die strengen Richter dann gar zu scharf und erklären das ganze werdende Geschlecht, das nach zehen und zwanzig Jahren als der Atlas der Zukunft sich unter die Weltlast schieben soll, für eitel unwissendes anmaaßendes unruhiges und unbändiges Unkraut. Ich bin einst auch jung gewesen und habe zu meiner Zeit mit andern Jünglingen gelebt. Ich habe gesehen, wie damals die Studenten und Fähnriche und Referendarien lebten. Wenn ich nun diese Jetzigen mit jenen vor zwanzig und dreißig Jahren vergleiche, so ist Fleiß Zucht Ernst Männlichkeit und Ehrbarkeit auf der Seite der ersten, die man so hart anklagt, und eben deswegen so hart anklagt, weil sie politische Thorheiten begehen. Damals mogte sich alles in Gemeinheit und Ueppigkeit ergiessen und zerfliessen, so viel es wollte, wer kümmerte sich darum? Es war die Art jener Zeit. Jetzt da eine andere Art der Zeit ist, da die Menschen etwas empfinden und

wollen, jetzt da höhere Triebe das Gemeinste und Niedrigste der menschlichen Natur bändigen und mit einer gewissen Heftigkeit auf eine teutsche Zukunft und auf ein unvergängliches Vaterland hinweisen, das alle Kräfte und Kenntnisse einmal für strenge und ernste Arbeiten ansprechen wird, jetzt nennt man die Jünglinge die rohesten und ausgelassensten, die je gewesen.

Doch was verweile ich wieder bei dem, das nicht anders seyn kann, als es ist? was bleibe ich wieder in dem kleinen Hader stecken, woraus nie Friede werden kann? Lieber schaue ich über den Lärm des Tages hinaus auf die allgemeine Zeit und auf ihre Forderungen und Bedürfnisse hin und winke aus diesen der Jugend noch einige Winke zu, jeden zum Frieden und zur Stille ermahnend. Denn wenn wir teutsche Treue und Redlichkeit bewahren, wenn wir das Rechte und Gute festhalten und fest wollen und nicht ablassen zu wollen, so muß es von selbst werden: d. h. es wird von Gottes wegen, durch welchen alles wird wie von selbst.

Was will diese Zeit von der Jugend? Diese Frage ist so weit und so groß, daß ich

ihren Inhalt hier in wenigen Worten nicht aussprechen kann. Auch wird sich die Jugend diese Frage durch das Herz wahrscheinlich viel besser beantworten, als ich es durch alle Betrachtungen könnte. Denn der rechte Geist kömmt jeglichem jetzt leicht, der ihn sucht. Doch will ich hier Einiges winken, was die Zeit selbst mir winkt.

Was will die Zeit von euch, Jünglinge? Weil ihr stolz darauf seyd, daß ihr Teutsche heisset, so verstehet ihr auch die ernste Mahnung. Die Zeit will keusches und reines Leben festen und stolzen Sinn kühnen und feurigen Muth und christliche Milde und Demuth. Viele werfen der Zeit vor, es sey eine heidnische Wildheit ein heidnischer Stolz und Trotz in ihr, ein Streben nach einer Freiheit, die erzheidnisch und ganz unchristlich sey. Auch ist es wahr, daß in so ungeheuren Umwälzungen der Dinge und Erschütterungen der Gemüther, als wir erlebten, immer nach oben geblickt werden muß, damit der Vater im Himmel Liebe und Sanftmuth ins Herz giesse, daß es in Trotz und Rohheit nicht verwildere. Christliche Demuth und Milde schließen keinesweges einen kriechenden alles Erbärmlich-

sten geduldigen Geist in sich, wie einige sie uns beschreiben, nein sie wohnen grade mit den Kühnsten und Tapfersten am liebsten und schmücken den Stolz und Muth mit dem freundlichsten Glanze. Ihr seyd in einer schönen und hehren Zeit geboren, Jünglinge, euch sind so viele hohe Reitze des Strebens so viele leuchtende Ziele des Ringens gegeben, welche uns fehlten, die wir vor zwanzig und dreißig Jahren Jünglinge hießen. Aber auch größer ist die Forderung an euch und strenger das Gericht, wenn ihr in der großen Zeit, die wir Teutsche endlich nach manchen schläfrigen Jahrhunderten erlebt haben, in Weichlichkeit und Gleichgültigkeit versinken könntet. Euch stehen an dem Wege der Tugend so viele Ermahner Ermunterer und Warner, deren wir manzelten, ein Vaterland ein Teutschland eine teutsche Ehre ein teutscher Kriegsglanz und o! unendliche Hoffnungen, welche die Zukunft noch in sich schließt: strahlende und blitzende Ideen, die euch mit der erhabensten Liebe entflammen und alle wilden Triebe, welche die Jugend verlocken könnten, in sich verschlingen. Aber ich will euch eure Gefahren nicht verschweigen.

Schon habe ich den Stolz und Trotz genannt, und ich nenne ihn noch einmal. Stille Sanftmuth und Freundlichkeit sind von jeher liebliche Tugenden des Teutschen gewesen, sie sind auch die lieblichsten Tugenden des Christen. In der Zeit meiner Jugend, über deren leere Nichtigkeit ich eben geklagt habe, waren die Sinne der Menschen freilich auf nichts Großes gerichtet; viele vergingen damals mit den herrlichsten Anlagen und Kräften, die sie auf nichts Edles und Hohes nach aussen wenden konnten, in einem öden und wüsten Brüten über sich selbst oder in jämmerlicher Faulheit und Wollust; aber der sanfte und leise Schritt der Zeit hielt die Stillen und Milden auch immer auf ebener Bahn. Die Zeit und das Leben und die ganze Gestalt der Zeit und des Lebens damals war sanft und gemüthlich und die milden und frommen Tugenden wurden leicht entwickelt und bewahrt. Jetzt sind wir freilich von hohen Ideeen entflammt und erleuchtet, von einem kühnen Athem des Ruhms und der Thatenfülle angehaucht, von mächtigen Stimmen in uns und ausser uns gelockt, welche den Menschen von damals fehlten; aber gestaltlos ist die

Welt gestaltlos ist das Leben, und wenn ihr durch strenge Zucht des Gemüthes und ernstes Zusammenhalten eurer Kraft euch nicht selbst in euch das Maaß sucht und befestigt, könnt ihr mit allen höchsten Ideen menschlichsten Gefühlen und edelsten Vorsätzen wüst und gestaltlos in die wilde Weite dahinfahren und Weg und Steg und Licht und Ziel verlieren. Denn es lauert jetzt mehr denn je ein Stolz und Trotz des Ungemessenen, was der jugendlichen Kraft, die das Leben noch nicht geprüft hat, gar leicht ein Unermeßliches däucht und mit verblendetem Uebermuthe dahin braust. Denn die Regel werdet ihr wohl lernen durch das Leben, wie ihr mehr hinauskommet, daß, je mehr die Welt den Menschen mit Ruhm und Thatenlust zieht und reitzt, desto mehr er sich in die Innenwelt, in seine eigene Brust zurückziehen und dort den stillen Richter fragen muß, ob er draussen auch zu wild und frech geworden. Denn recht sagen nicht bloß die Feinde und Hasser aller Freiheit und alles frischen und fröhlichen politischen Lebens, welche selbst mit dem Evangelium für die Knechtschaft heucheln, sondern auch die wärmsten Freunde der Freiheit und des Vaterlan-

des, daß auch bei dem edelsten Streben draus-
sen und bei der Fülle der Thaten der Mensch
doch ein stolzer Heide werden und Heidnisches
schaffen und wirken kann, wenn er sich im
stillen Herzen nicht täglich vor dem demüthigt,
bei welchem alles Wollen und Vollbringen
steht, und sich fragt: Sterblicher, wohin willst
du und was thust du? und warum thust du
es? Denn alle diese großen Erscheinungen
der Zeit und diese herrlichen Wunder Gottes,
die uns erstaunt und erfreut haben und von
Millionen teutscher Menschen mit so unendli-
cher Liebe und Hoffnung aufgenommen sind,
wären ein Nichts, das wie ein dünner Mor-
gentraum zerflattern würde, wenn aus dem,
was wir unsere politische Freiheit und unsere
Gewalt und Herrlichkeit des Aussenlebens nen-
nen, sich nicht zugleich als schönes Gegenbild
auch eine lebendige Gestalt des Christenthums
erhöbe, welche den stolzen Freiheitsmuth mit
Ernst und Milde und die Gewalt der Tapfer-
keit und Thatkraft mit Demuth und Anmuth
schmückt und endlich aus dem Freiesten und
Stolzesten das Stillste und Freundlichste er-
schafft. Dies ist das hehrste Bild der Zeit,
das Bild des geduldigen freundlichen demü-

thigen und liebenden Heldenthums, ohne welches alles, was jetzt noch so schön scheint, wieder in eitel Eitelkeit zerrinnen und untergehen wird.

Schwer ist die Zeit auch in anderer Hinsicht und wird jeden Tag schwerer. Ich meine nur für das Leben, für das gewöhnliche Erdenleben, daß ein Mann ehrlich sein tägliches Brod gewinne und esse. Ehrlich ist ein hohes Wort und bedeutet sehr viel, viel mehr, als die meisten gewöhnlich dahinein legen. Es bedeutet nicht bloß, daß einer nicht stehle noch lüge; nein es bedeutet die schwere Tugend, daß er für das Bedürfniß und die Noth des Lebens nie die Erstgeburt des geistigen Adels um ein Gericht Linsen verkaufe, wie der Esau weiland, daß er nie das Edle dem Gemeinen das Hohe dem Niedrigen dienstbar mache, daß er nie und in keinem Augenblick ein Knecht werde. Es ist ein fürchterliches Gedränge in der Welt um das tägliche Brod, so fürchterlich, als es früher nie gewesen. Alle Staaten alle Völker sind auf das äusserste angestrengt, die Finanz ist die erste Wissenschaft des Staats geworden, und auch die einzelnen Menschen müssen nun schon ein wenig mitfinanzen. Ich

scheine hier von etwas Kleinem zu sprechen, freilich von etwas Kleinem und Gewöhnlichem, von dem täglichen Brode. Ihr Stolze und Freie schauet mit der Idee voll Muth und Liebe noch so weit über das dürftige Leben hinaus und lächelt unserer Sorgen. O ihr werdet nur zu bald erkennen, daß ich von etwas sehr Großem gesprochen habe. Mit dem Brode macht man die wildesten Hunde zahm, mit dem Brode zähmt man auch den Menschen. So weit ist es recht. Ihr sollt dienen lernen auch für das gewöhnliche Bedürfniß der Erde, und sollt in Demuth erkennen lernen den Spruch, den Gott zu Adam sprach, als er ihn aus dem Garten Eden trieb. Aber das Brod macht nicht allein zahm, es macht auch knechtisch; o das schreckliche kann den edlen Stolz zum Küchenjungen und die fliegende Idee zum Ofenheitzer erniedrigen. So geschah es den meisten Sterblichen von jeher. Jetzt aber wird es schlimmer geschehen denn je vorher; denn die so hoch stehen fallen tiefer. Wenn ein Mensch, der einst mit erhabenen Bildern und überschwänglichen Ideeen spielte und meinte, er könne sie für die Tugend festhalten, durch das Thier in ihm zu einem

Küchenjungen und Ofenheitzer — o er muß oft viel Schlimmeres heitzen als Oefen — erniedrigt wird, worauf soll man endlich bauen? Auf die Uebung des Gewaltigen und Edlen, und auf nichts Anderes; denn die hohe Tugend wird nicht durch einzelne Sprünge errungen. Darum, wenn ihr Freie und Helden bleiben wollet im Leben, lernt früh entbehren; übt euch oft und sagt euch, warum ihr euch in freiwilliger Entsagung und Beraubung von Genüssen übt, als wolltet ihr Stoiker oder Karthäuser werden, und lächelt immer mit dem freundlichen Blick des Christen in die Mühe und den Schmerz, damit diese Tugend nicht herb und spröd und unchristlich werde. Denn wer wahr und reelich und stolz einherschreiten wollte im Leben und es verachtete, sich mit Lügen und Heucheln so durch zu fuchsschwanzen und zu katzenbuckeln, der mußte sich schon vor zweihundert ja vor zweitausend Jahren mit diesem stolzen und männlichen Ernst bereiten. Jetzt ist die Noth doppelt, und auch die Arbeit muß doppelt seyn. Ihr leset und höret, wie für Gold die Tugend feil ist; ihr schaudert vor dem Gedanken, daß euch solches geschehen könnte. Denkt,

alles sey Gold, worin die üppigen und lüsternen Begierden schweigen wollen, und bändigt sie bei Zeiten und stählet euren Muth für würdige Kämpfe. Denn das ist der edelste Muth von allen. Niemand aber bedarf dieses Muthes mehr, als wer sich der Wissenschaften und Künste befleißigt; denn auch sie werden in Knechte verwandelt bei dem, der zuerst nach dem Brode greift. Darum sollt ihr viel dulden und entbehren lernen, damit ihr Männer seyd, wann die Versuchung kömmt; nicht bloß daß ihr die Beschwerden des Krieges und der Feldläger und Märsche ertragen könnt — das ist das Kleinste — sondern daß ihr in dem langen und ewigen Kriege, der Leben heißt und täglich neue Scharmützel und Angriffe hat, mit dem Stolz und der Ehre aushalten und überwinden möget.

Vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren träumten wir, und thaten kaum etwas Anderes. Ihr dürft nicht träumen; denn ihr seyd Teutsche und das teutsche Volk ist ein träumerisches Volk. Wie soll man das verstehen?

Jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeit gleichsam seinen Naturtrieb, was sie Instinkt nennen, worin sich bestimmte vorherrschende

Neigungen und Anlagen offenbaren. Wann und wie dieser Naturtrieb entstanden, das gehört nicht hieher. Genug, wenn er in einem Volke einmal als Grundtrieb und Grundleben fest ist, mag weder Klima noch Gesetzgebung noch Religion, deren Gewalt auf die Menschen die ungeheuerste ist, ihn ganz verwischen und vertilgen. Was offenbart der Germane in Teutschland wie in Island, in Siebenbirgen wie in Preussen, auf den südlichen Alpen und auf den nordischen Fjäll als seinen Grundkarakter, den man immer wiederfindet? Eine lichtere Geistigkeit und eine kühlere Sinnlichkeit als die meisten andern Europäer. Er ist ein ernstes denkendes sinnendes und oft ein tiefsinniges grüblerisches und träumerisches Wesen, er weilt gern bei der Betrachtung der übersinnlichen Dinge und dringt tief in die Abgründe der Ideen aber auch eben so tief in die Abgründe des Wohns ein. Dieser Vollkommenheit und Glückseligkeit — denn das ist es allerdings — liegt aber auch eine Unvollkommenheit zur Seite: an geschwindem sinnlichem Lebensreiz an geschwinder sinnlicher Fülle und Lebendigkeit und Schnelligkeit des Begriffs, insofern die äussere Sinnenwelt

dadurch erfaßt und behandelt wird, steht der Teutsche vielen Völkern nach, z. B. den Franzosen Polen Russen, die sinnlich lebendiger und schneller sind und die schimmernde Oberfläche und den spielenden Schein der Dinge eher fassen als der kühlere Teutsche. Am auffallendsten sieht man das, wo andere Völker neben Teutschen und Teutschartigen wohnen. In Schottland und den westlichen Inseln die Bergschotten vom ersischen oder galischen Stamm wie viel sinnlicher lebhafter und heftiger, als der nordöstliche oder südliche Schotte vom skandinavischgermanischen! Der Irländer wie feurig sinnlich und lebendig neben dem ernsten trüben und stillen Engländer! In den Niederlanden wie weit übertrifft der Wallone, in welchem Dreiviertel Stoff galisch sind und etwa Einviertel germanisch, im Lüttichischen Hennegauischen Luxemburgischen an sinnlicher Lebenskraft und Naturgewalt und an Heftigkeit sinnlicher und geistiger Triebe den Flandrer und Brabanter, der fast ganz germanisch ist! So in Frankreich: wie viel sinnlicher leichter und geschwinder ist der Franzose an der Marne und Seine, in welchem der Hauptstoff galisch ist, als der an den Alpen, der

Rhone und Saone, in welchem das meiste Blut und der meiste Geist noch von den Burgundern herstammt! Dieselbe Erscheinung hat man, wo in östlichen Ländern, in Ungarn Oestreich Böhmen Schlesien Polen, Teutsche und Slaven neben einander wohnen. Durch seine so entschieden geistigen Anlagen hat der Teutsche allerdings herrliche Güter, aber der Hang zu den übersinnlichen und verborgenen Dingen zieht ihn oft mehr als recht von der Erde und von irdischen Dingen ab, die doch auch ergriffen und verwaltet werden sollen; und von unserm Volke hat man daher in gewissen Epochen wohl sagen mögen: **Die Teutschen haben das irdische Vaterland verloren, weil sie zu sehr nach dem himmlischen gestrebt haben.** Ich meine hier, indem ich einen Tadel auszusprechen scheine, nicht das Leben der Idee, denn jener höchste Lebensäther kräftigt und stärkt auch für jede Erdenthat und Erdentugend, sondern ich meine das Streben überhaupt, welches unentwickelt und unbestimmt bei so vielen Teutschen in der Mitte hangen bleibt und ihnen das Gesicht für die Erde blöd und für den Himmel nicht hell genug macht.

Es müssen ja nothwendig immer so viele seyn, welche das Höchste nicht erreichen und in der Mitte und oft auch wohl diesseits der Mitte stecken bleiben. Diese meine ich hier. Solche verlieren sich so leicht in leeren Träumen und Wahnen und dunkeln Grübeleien, wobei sie immer tiefer versinken in den gestaltlosen Abgrund und worüber sie die himmlische geistige Arbeit nicht fördern und die irdische leibliche Arbeit versäumen. Vor solcher leeren und öden Träumerei, die in der kalten und trüben Mittelwelt zwischen Himmel und Erde schwebt oder vielmehr hangt, muß man die teutsche Jugend warnen — denn wir haben alle einen angebornen Trieb dazu — damit sie edle Kräfte, die der Welt und dem Vaterlande zu Nutz und Frommen kommen sollen, nicht mit eitlem Nichts vertändele. Aber träumen sollt ihr, Jünglinge, fröhlich und muthig, wie die Jugend träumt und schwärmt, über die Welt hin; schweigen und spielen sollt ihr mit den höchsten Ideeen, wenn ihr auf ihren Sonnenflügeln fliegen könnet. Aber behüte euch Gott vor dem jämmerlichen Wahn, daß das Philosophie daß das die Hoheit der teutschen Philosophie sey, die sich gebärdet von der Erde und

den irdischen Dingen nichts wissen zu wollen. Dahin immer den Blick dahin immer das Herz voll Liebe wieder zurück gewandt, und wenn ihr die höchsten Sonnen erflogen hättet.

Auch der Naturſinn zeichnet die Teutſchen aus, ich ſollte ſagen die Naturſeele; denn in mancher Hinſicht haben die ſinnlicheren Völker, als in welchen die irdiſchen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Naturſinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt ſich vorzugsweiſe die Naturliebe, ein ſtilles Verſtändniß eine innige Freundſchaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der ſanfte empfindende ſinnende und denkende Menſch, welchem das Gemüth auf das Geiſtige und Ueberſinnliche gerichtet ward, ſcheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit geiſterer Sinnlichkeit begabten Völker ſich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er ſucht hier täglich die milden Einflüſſe zarter ſinnlicher und irdiſcher Reitze, er ſucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren volleſtes Maaß ihm verſagt ward, er ſaugt gleichſam antäiſch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Chriſtenthum ſelbſt liegt für diejenigen, welche das

innigſte geiſtige Leben deſſelben am tiefſten empfinden, wohl ein großer Reitz des zarten und freundlichen Zuſammenhanges und Zuſammenhalts mit der Natur. Das Heidenthum, das immer auf die volle Rundung und Geſtaltung des ſinnlichen Lebens drang, hat von dieſer zart und ſinnig ſpielenden Natur wenig Bedürfniß gehabt, es hat nur ihre großen Erſcheinungen bewundert und ihre ungeheuren und ſeltſamen Maſſen und Gebilde angeſtaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Geſtirnen hat es weniger geſpielt und geliebt als die Neueren. Dieſes anmuthige und ſtille Spiel dieſes liebende Verſtändniß und träumeriſche und ſchwärmeriſche Empfängniß aller Natur gehört recht eigentlich dem Chriſtenthum an, welches ſeinem Weſen nach muſikaliſch und in unbeſtimmter Geiſtigkeit und Schwärmerei hinſpielend und hinſchwebend iſt. Auch unbewußt ſucht der Chriſt in der ganzen Natur die unvergänglichen Bilder ewiger Liebe und Schönheit, die er in ſeinem Herzen und da droben glaubt, und findet ſie täglich in ſeinen frommen und ſtillen Träumen. Er kann auch dieſer Träume dieſes innigen und

geistiger Naturlebens nicht entbehren, ohne daß er spröd trocken und starr werde und die feinen Mittellichter und Mittelschatten verliere, die auch in dem Gemüthe zwischen Himmel und Erde hin und her spielen und noch ein edeuscher Scherz der unvergänglichen Unschuld sind, deren süße Zauber sich in der Natur alle Tage und Stunden erneuen. Diese Natur und ihren zarten Umgang suchet mit einfältigem und frommem Sinn der Liebe und Freude, aber nicht so, daß ihr viel in ihr suchet, am wenigsten, daß ihr die Auflösung der ungeheuren Räthsel suchet, welche die Körper- und Geisterwelt mit einander verbinden. Da ist ein finsterer und chaotischer Abgrund, worin viele verloren gingen, daß der geistige Trieb sie endlich wieder zu der groben Sinnlichkeit brachte, daß sie meinten in unsern Tagen noch mit Stöcken und Steinen hexen zu können.

Die Natur wird dem Teutschen ein geistiger dem Christen ein bildlicher Traum zwischen Himmel und Erde; in ihrer Stille wie in ihrem Aufruhr in ihrer Lieblichkeit wie in ihrer Furchtbarkeit zeigt sie in ihren Gestalten ein schuldloseres Bild des Lebens, als in dem

Gebiete erscheinen kann, wo menschliche Leidenschaften und Willkühr ihr Spiel treiben. Sie hat daher für den Friedseligen und Unschuldigen einen Frieden und eine Unschuld, die kein anderer irdischer Genuß geben kann, eine Beruhigung und Einschläferung der wilden Triebe und des Grams und der Sorge, die man aus der besten Menschengesellschaft oft nicht holen kann. Und wie ergänzt sie mit ihrer geheimen Urkraft das ganze Daseyn, das geistige wie das leibliche! wie giebt sie die allgemeine Weltgestalt und die höhere innere Weltanschauung immer wieder, welche bei dem einsamen verschlossenen Studieren oder dem leeren zerrissenen Getreibe des Lebens so leicht verschwinden! Aber freilich wer zu lüstern nach ihren geheimen Gespenstern schaut, den straft sie mit Verblendung und Eitelkeit und Uebermuth und oft mit thierischem oder teuflischem Wahnsinn. Wie die Natur das volle Leben und die volle Gestalt und Schönheit des Menschen immer erneut und ergänzt, kann derjenige noch alle Tage sehen, der sich das Menschengewimmel in den verschiedenen Ständen und Klassen ein wenig ansieht. Im Feld Wald und Gebirge da seht

ihr die freien Gestalten, die frommen offenen unbestimmten Gesichter, die fast aussehen wie alle Natur, aus welchen noch alles Mögliche scheint werden zu können. In den Klassen, die ein künstliches Leben führen, und in den Städten zwischen den Mauren haben sich die Gestalten und Gesichter schon mehr bestimmt, ein gewisses eigenes bestimmtes Streben tritt aus ihnen hervor. Dies ist in dem Maaße mehr, als die Menschen sich mehr von der Natur entfernen. Ich habe alte Reichsstädte in Teutschland gesehen, wo der Naturſinn mit dem allgemeinen Leben fast erstorben war, wo eben so, wie der weiland so große und blühende Trieb des Lebens in veralteten Formeln und Gebräuchen erstarrt war und keine That und kein Werk mehr schaffen konnte, auch die Gesichter und Gestalten an der todten Zeit gleichsam versteint waren. Wie viele habe ich da gesehen, die mich an die Verzierungen der Thürme und Stadtthore und an die Schnörkel und Arabesken der Kirchen und Rathhäuser erinnerten, daß ich bei ihrem Anblick in mir lächeln mußte! Es begegnen einem aber oft viel grauenvollere Aehnlichkeiten. Auf diese Weise sind die letzten großen Heiden ver-

gangen, die Griechen und Römer, weil sie zuletzt nur noch das Werk ihrer Hände erkannten und anbeteten, nicht das Werk Gottes: sie sind unter ihren Bildern und Steinen versteint. Auf einer ähnlichen gefährlichen Gränze mögten auch einige neuere Völker stehen, welche der Natur nur zuweilen zu bedürfen scheinen, um ihr als einem allgemeinen Beichtvater, von dem man doch glaubt, daß er nicht alles versteht und wenigstens blind und stumm ist, von Zeit zu Zeit ein empfindsames Sündenbekenntniß abzulegen.

Darum hinaus in Feld und Wald in Thal und Gebirg, ihr teutschen Jünglinge! und erfrischet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen geheimnißvollen und wundersamen Gegenspiegel eures Gemüthes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wissenschaft euch austrocknen, wann das Leben mit seinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreissen will, hinaus ins Freie und in die liebe weite Gotteswelt! und blaset dort den Unmuth und die Dumpfheit von euch und saugt frischen Athem und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichsten

Verhältniſſen lebenden Menſchen ſchon wie von ſelbſt wird und erblüht, das muß der künſtlich und oft in zu künſtlichen Verhältniſſen lebende Menſch durch Erkenntniß ſuchen: er muß leben lernen. Denn halb iſt das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt nothwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit verachen.

Aber doch am meiſten, ihr Jünglinge, haltet das feſt, was der Stolz des teutſchen Lebens iſt, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabenſten Träume immer wahr macht denen, die mit voller reiner Liebe an ſie glauben und nicht ablaſſen zu glauben. Es kömmt nicht auf das Stürmen und Sauſen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stilleſten iſt das Feſteſte und in dem Demüthigen das Klarſte. So in Stille und Demuth in Hoffnung und Glauben im frommen teutſchen Ernſt bekennet die Zeit und pfleget ſie, nähret den Funken, den ſie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr ſeyd das Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit ſoll man ſalzen? Ihr habt den letzten Krieg geſehen, viele euer ſind mit

auf seinen hehren Schlachtfeldern gewesen, ihr habt gesehen nicht der Menschen Siege und Großthaten sondern Gottes Wunder, weil die Menschen wieder an ihn glaubten; ihr habt die hohen Güter gewonnen, die leuchtenden und strahlenden, welche mit irdischen Händen nicht zu greifen noch festzuhalten sind, die zugleich sichtbaren und unsichtbaren irdischen und himmlischen Güter: ihr habt die hohen Ideeen, die fast verschollenen und versunkenen von Vaterland Freiheit Teutschland wiedergewonnen; wornach die edelsten Teutschen seit zwei Jahrhunderten mit vergeblicher Sehnsucht griffen und was ihnen immer entflog, ist mit Fleisch und Bein wieder ins Leben getreten. Und ihr könnt euch nicht entschuldigen, wenn Faulheit mächtiger in euch seyn will als Tugend, daß ihr nicht wisset, wohin ihr streben und was ihr arbeiten sollet. Vieles sieht traurig und dunkel, wenn man nur das Einzelne betrachtet; das lose und ungebundene Teutschland scheint noch immer als leichter Raub den Hinterlisten und Zettelungen lüsterner und unruhiger Nachbarn da zu liegen; der geistige politische Kampf auch hat so viel Kleinliches Jämmerliches und Schlech-

tes, daß man auf einen Augenblick glauben könnte, auch die Jahre 1813 und 1814 seyen nur ein Traum gewesen. Aber wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Athem des Geistes und des Gottes fühlet, der durch das Zeitalter hinwehet, so erhebt sich eine herrliche und strahlende Gestalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Wonne. Und daß dieser Glanz und diese Wonne dem Enkel und Urenkel werde, dazu, glaubet, seyd auch ihr berufen, und strebet in aller Liebe und Treue vorwärts und vorwärts!

XIII.

Schluß.

Und solltest du wieder in Nacht zurücksinken, glänzende Zeit? sollten wir Teutsche wieder die traurigen Siebenschläfer werden, die wir Jahrhunderte gewesen, und zwischen Wachen und Schlafen in den dunkeln Höhlen dämmern und frieren, während die anderen Völker sich im fröhlichen Lichte des Lebens erheben? sollten die erhabensten Träume der Seele, die so Unvergängliches geboren haben, wieder als Träume zerflattern? Sollte es den Dummen und Feigen gelingen, den freien und kühnen Geist, der die himmlische Speise der Ideeen gekostet hat, zahm und thierisch wieder an die Krippe zu binden?

Nein! nein! nimmermehr! Das darf das soll nicht seyn! Ich frage, wo ist jetzt die irdische Gewalt, die das Edle und Freie tödten kann? Hat es in seiner unsichtbaren

Majestät den eisernen Napoleon zerknirscht und zermalmt; so wird es siebenundsiebenzig andere Napoleone zerknirschen und zermalmen.

Wenn ihr, die ihr die Zeit und den großen Gott erkennet, der in ihr waltet, wenn ihr, die ihr das fast verschollene und vergessene Teutschland wieder erstehen sahet, die heilige Flamme der Liebe und des Stolzes schüret; wenn ihr die Lehre als eine unsterbliche Lehre prediget, daß ein Volk, das frei seyn will, nicht unterjocht werden kann; wenn ihr in frommer Liebe und stiller Demuth die Geister zügelt und besänftiget, welche sonst zu fliegend und überfliegend werden könnten; wenn ihr Gerechtigkeit Mäßigkeit Bescheidenheit Frömmigkeit und Tapferkeit als die schönsten Zierden des teutschen Mannes lehret und bewahret — dann werden wir jeder Gefahr gewachsen und jeder Hinterlist überlegen seyn.

Es ist der Glaube der Edleren und Besseren, der die Erde in den Himmel erhebt und den Menschen und das Volk durch die allmächtige Idee zu jeder kühnsten That und tapfersten Tugend kräftigt und ermuthigt. Denn wenn ihr glaubet und bekennet, daß das Vaterland ein glorreiches freies unvergängliches Teutsch-

land seyn soll; wenn ihr glaubet und bekennet, daß die Teutschen immer fromme freie tapfere und gerechte Männer seyn sollen — so wird der Glaube die neue Zeit gebären und unsere Enkel und Urenkel werden diejenigen als ihre Retter und Erhalter segnen, welche auch in den dunkelsten Tagen nicht verzweifelt haben, daß eine teutsche Morgenröthe wieder aufgehen würde. Und wir haben nun die Morgenröthe gesehen, und wollten in den Nebeln der Frühe verzweifeln, daß die Sonne nicht durchdringen werde?

Berichtigungen.

Ausser einigen kleinen Versehen der Abpunktung und leicht besserlichen Verschiebungen einzelner Sylben bittet man folgende Druckfehler zu berichtigen.

Seite 62 Zeile 1 statt: Wahrhaftigkeit lies: Wehrhaftigkeit
— 80 — st der Seitenbezeichnung 25 l. 80
— 140 — 19 st. Erreichbare l. Erreichbares
— 155 — 22 st. in l. mit
— 218 — 11 st. der l. deren
— 225 — 4 st Heiligkeit l. Herrlichkeit
— 229 — 22 st. stille l. stillere
— 308 — 2 st. treiben l. trieben
— 341 — 24 st dem l. den
— 410 — 26 st. jenen l. jene
— 506 — 8 st. jauchzen, l. jauchzen,
— 530 — 22 st. aufzureitzen l. aufzuritzen
— 540 — 6 st. Wundermacht l. Macht
— 542 — 11 st. Finsteresseres l. Finsternsterns
— 548 — 23 st. gramlich l. gräulich
— 561 — 6 st. Ja l. In
— 594 — 16 hinter dem Worte gingen, setze: so